HN XbCC H

Digitized by Google

BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

ACHTUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1845.

Digitized by Google

~~IX. 256~~
BP 368.1

1879. June 24.
Wright Fund.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

35
53-114
1-52

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Histoire des Belges à la fin du dix huitième siècle avec une Introduction contenant la partie diplomatique de cette histoire pendant les regnes de Charles VI. et de Marie Thérèse par Ad. Borgnet, professeur à l'université de Liège, membre correspondent de l'académie de sciences et de belles lettres de Bruxelles. Vol. 1. Bruxelles. A. Vandale. Bonn. Marcus. 316 S. 8. 1844.

Diese Geschichte Belgiens in den Jahren 1787—1795 ist das Werk eines ernstlichen und gründlichen Forschers. Als solchen hat sich der Verf. auch in seiner Abhandlung über Karl den Einfältigen bewiesen, und wird sich als solchen nächstens in einer vollständigen Geschichte der Carolinger beweisen. Er behandelt die frühere Geschichte Belgiens von 1784 bis 1790 nur flüchtig, das Folgende sehr ausführlich und genau. Es scheint uns fast, als wenn der Verf. erkannt habe, dass er in dem Herrn Gérard, dem Herausgeber und Bearbeiter der Denkwürdigkeiten des Herrn Rapedius de Berg einen sehr gründlichen Vorgänger gehabt habe, und deshalb die drei ersten Kapitel, in denen die Geschichte bis auf den Punkt geführt wird, wo die Denkwürdigkeiten aufhören, nur als Einleitung betrachtet habe, so dass das Buch eigentlich erst S. 101 beginnt. Dies gilt vielleicht jedoch nur für uns Ausländer, für Belgier, denen der Verf. nach seiner eigenen Erklärung vorzüglich eine richtige Vorstellung, statt einer herrschenden irrigen geben wollte, mag sich das anders verhalten.

In den ersten Kapiteln kann Ref. manchmal nicht mit dem Verf. übereinstimmen, weil dieser ihm viel zu belgisch und zu einseitig gegen Joseph II. ist, der freilich sehr fehlte. Diese belgische Richtung zeigt sich auch, wie Ref. glaubt, in der Würdigung der von Herrn Gérard neulich herausgegebenen Denkwürdigkeiten und Documente. Man würde daher sehr irre gehen, wenn man ausserhalb Belgien dem Verf. (der sehr gewissenhaft mag gearbeitet haben) folgen, oder Kaiser Joseph nach ihm beurtheilen wollte. Ref. will und kann weder Joseph's Verfahren durchaus vertheidigen, noch den Verf. und sein Buch kritisiren, er

Digitized by Google

hält aber doch für Pflicht, bei der Anzeige desselben im Vorbeigehen anzudeuten, wo der Verf. zu flüchtig über einzelne Punkte weggeht und wo er belgisch einseitig wird. Diess ist z. B. gleich im Anfange der Fall, wo von der Entstehung der Verträge die Rede ist, die Joseph nicht achten wollte. Sollte man nicht denken, es wäre dem Verf., nachdem er durchgeführt hat, wie die Krämerregierung der Engländer und Holländer die Belgier durch diplomatische Künste um unveräusserliche Rechte gebracht hatte, klar geworden, wie sich das geschriebene Recht zum ungeschriebenen verhält? Sollte Kaiser Joseph ewig die diplomatischen Fesseln tragen? Eins hätte er freilich bedenken sollen; man muss erst sehen, ob man stark genug ist, sonst muss man das Papier achten; es gilt so lange, als es mit Kanonen und Bajonetten haltbar ist. Der Kaiser wollte dem belgischen Volke zu Rechten verhelfen, welche ihm im frühen Mittelalter von Adel und Pfaffen entrissen waren; er wollte die Tractate aufheben, welche von den Feinden der Freiheit aller andern Völker, von Chinesen und Indiern bis zu den Irländern, d. h. von den Oligarchen Englands, seinem Grossvater Karl VI. aufgedrungen waren, wer konnte ihm das verargen, wenn er stark genug war? Sehr einseitig belgisch ist ferner, was der Verf. von Maria Theresia im Contrast mit Joseph in folgenden Worten sagt:

Wir haben hier, sagt er S. 28, von der Regierung der Maria Theresia im Allgemeinen nicht zu reden. Müsste ich mich darüber aussprechen, so würde ich sagen, dass die Erinnerung an diese grosse Regentin, wie sie im Volke auch nach Verfluss eines halben Jahrhunderts noch fortdauert, besser ist als alle Lobreden. Der äussere Wohlstand unseres Landes war in der That so gross, als er nur immer seyn konnte. Dass die Regierung ganz besonders den Ackerbau begünstigte, hinderte gar nicht, dass sie auch den andern Quellen des öffentlichen Wohlstandes ihre Aufmerksamkeit schenkte. Um diess richtig zu beurtheilen, muss man aber freilich die Beschränkung des belgischen Handels vermöge des Einflusses des benachbarten holländischen und die geringen Fortschritte, welche die Betriebsamkeit damals noch in den andern Staaten von Europa gemacht hatte, nicht ausser Acht lassen. Uebrigens ist die Frage, in wiefern die übermässige Entwickeluhg der Betriebsamkeit zum Glücke eines Volks nothwendig und nützlich sey, eine der schwierigen Aufgaben, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt.

Digitized by Google

Ueber die Religiosität der Kaiserin wollen wir des Verf. eigene Worte anführen:

On a supposé à la fille de Charles VI. un catholicisme fervent, qui ne lui laissa pas la liberté d'action nécessaire, son administration fut réligieuse, mais elle ne fut pas bigote. Marie Thérèse ne sacrifia jamais les intérêts de l'état, la dignité du pouvoir aux exigences du clergé etc. etc.

Eben so einseitig spricht sich der Verf. über Joseph's Verhältniss zu Belgien aus, wenn er S. 31 sagt:

Jamais depuis la révolution du XVI. siècle la situation extérieure n'avait été meilleure pour la Belgique, qu' à l'avènement de Joseph II., qui comprit sa position. Sa politique porta malheureusement le cachet de l'impétuosité impatiente et de la légèreté de son caractère.

Hernach nimmt gleichwohl der Verf. Joseph in Schutz wegen der elenden Neckereien gegen Holland über Doel, und wegen der Forderungen, die er auf dem Congresse zu Brüssel im Mai 1784 an die Holländer machte. Ueber die Forderung der Schleifung der Forts Lillo, Liefkensboek, Kruysschantz, Friedrich Heinrich und über die Eröffnung der Schelde sagt der Verf. S. 37:

Die mehrsten Schriftsteller, welche die Geschichte dieser Streitigkeiten geschrieben haben, haben sich mit Bitterkeit über Joseph's II. durchaus nicht grossmüthiges Benehmen gegen die Holländer ausgesprochen. Wie kann man es aber tadeln, dass der österreichische Monarch sich bemühte, de faire cesser un joug odieux, révoltant et contre nature, imposé par une suite de circonstances malheureuses. Er fügt hernach mit Recht hinzu: besonders wenn man bedenkt, wie es vorher die Holländer gemacht hatten. Weniger gerecht und weniger genau ist hernach der Verf. auf den folgenden Seiten, wo er berichtet, wie Joseph das, was er vorschnell begonnen hatte, übereilt zurücknahm. Es scheint uns, als ob Herr Borgnet auf Schoell, den er ausschliessend citirt, mehr Bedeutung lege, als die flüchtige Arbeit desselben verdient. Alles Erwähnte ist übrigens nur cursorisch und als Einleitung behandelt; man findet daher auf den ersten acht und vierzig Seiten nur ganz bekannte Sachen sehr flüchtig erzählt. Erst S. 49 kommt der Verf. im ersten Kapitel seines Buchs auf die innere Geschichte Belgiens; doch ist auch dieses Kapitel eigentlich nur Einleitung und offenbar absichtlich flüchtig geschrieben. Es scheint fast, als wenn dem Verf. in Lüttich der Bischof und die Jesuiten

Digitized by Google

scharf aufpassen; er ist daher gleich im Anfange des Kapitels weder kalt noch warm, weil er es doch auch mit den Liberalen nicht gern ganz verderben möchte.

Herr Borgnet fasst Joseph's Reformen nicht in der Wurzel auf; er sagt nichts davon, dass das alte Kirchenrecht statt des päbstlichen damals sowohl in Frankreich und Toscana, als von den gesammten Erzbischöfen Deutschlands zurückgefordert ward, und dass die Belgier damals nicht katholisch, sondern jesuitisch und papistisch erzogen wurden. Er sagt nicht, dass Joseph als Kaiser thun durfte und thun wollte, was Dante schon im 14. Jahrhunderte von Kaiser Heinrich VII. erwartete und hoffte. Dante legt nur darum auf Heinrich's VII. noch leeren Sitz im Kreise der Heiligen und Engel im Angesichte Gottes den ewigen Kranz, weil er ihn bestimmt glaubt mit kaiserlicher Gewalt durchzuführen, was nach ihm nur mit Gewalt durchzusetzen ist, nämlich dass Gottes heilige Kirche dem Rachen der römischen Wölfin entrissen werde. Höchst ungerecht ist der Verf. auch gegen die von Joseph bestellten Professoren in Löwen. Ein Historiker wie der Verf. sollte nicht gleich den baierischen, cölnischen, trierschen, münsterschen Jesuiten in die folgende Verdammungsphrase das ganze nichtpäbstliche Lehrerpersonal des Generalseminariums (dessen Errichtung, Einrichtung und Besetzung wir übrigens keineswegs unbedingt rühmen möchten) zusammenfassen: „Pour organiser le personel d'un établissement reprouvé par l'opinion publique, le gouvernement n'avoit pas eu grande latitude dans ses choix; plusieurs professeurs étoient signalés, les uns par leurs opinions hasardées, les autres par la licence de leur conduite ou la brutalité de leurs manières."

Obgleich der Verf. auch noch im Ganzen Reste des ersten Kapitels sehr flüchtig über die Ereignisse und ihre Veranlassungen hinstreift, so merkt man doch, dass er sich von S. 53 an, wo er zum politischen Theil der Reformen übergeht, viel freier bewegt. Er gibt uns eine ganz kurze, aber dabei sehr deutliche Vorstellung von der gerichtlichen Anarchie, welche Joseph in eine ordentliche Rechtsverwaltung umwandeln wollte. Er ist wenigstens in diesem Stück ganz unbefangen, und Ref. trägt kein Bedenken, ihm in dem, was er über Joseph's Edicte, vermöge deren das Justizwesen ganz umgestaltet ward, S. 55 sagt, völlig beizustimmen. Er urtheilt nämlich dort über Joseph's Reform folgendermassen:

Wenn man die Verletzung der Constitution nicht berücksich-

Digitized by Google

tigt, so lässt sich unstreitig Vieles zum Vortheil von Joseph's II. neuer Gerichtsordnung sagen; denn sie brachte Ordnung in das Chaos, welches früher herrschte. Man hätte aber dabei nothwendig alles Das vermeiden müssen, was den Charakter der Ungerechtigkeit oder der Beraubung an sich trug, d. h. man hätte den Angestellten, denen man ihre Stellen nahm, eine Versorgung sichern, die, welche die Aemter gekauft hatten, die man abschaffte, entschädigen müssen, was nicht geschah. Ausserdem war bei dem neuen System die Unabhängigkeit der Gerichte nicht so gesichert, als beim Alten. Die Mitglieder des Obergerichts (du conseil souverain) und der beiden andern Gerichte waren nicht vor Absetzung gesichert, wie die Räthe der Provinzialgerichte, und wenn man auch den Gemeinden die Wahl der Richter erster Instanz liess, so beschränkte man doch diese auf den engeren Kreis solcher Bewerber, welche mit einem Zeugniss der Fähigkeit versehen waren, das ein Commissär der Regierung ertheilen musste.

Damit stimmt Ref. ganz überein, er will auch das Princip nicht vertheidigen, nach welchem Joseph verfuhr; es führte allerdings dahin, einem constitutionellen Staate eine absolute Regierung aufzudringen; aber, wenn diese so väterlich war, wie der Verf. weiter unten meint, dass die österreichische vor Joseph gewesen sey, so war das ja vortrefflich. Der Verf. hat sich sehr unhistorisch durch ein Buch leiten lassen und sagt Dinge von der väterlichen Regierung vor Joseph, die Jedem lächerlich scheinen müssen, der auch nur mit der Geschichte der Staatsgefängnisse und mit ihrer Beschaffenheit unter Maria Theresia bekannt ist. Diess zu erörtern, gehört glücklicherweise nicht hieher; dagegen muss Ref. bitter rügen, dass Herr Borgnet, wenn er auch Joseph's Verfahren in Belgien tadelt, ihm nicht wenigstens in Beziehung auf Oesterreich Gerechtigkeit wiederfahren lässt. Herr Borgnet reise einmal nach Oesterreich und frage jeden Verständigen, ob er nicht Joseph's Andenken segnet? Statt dessen sagt Herr Borgnet S. 56—57:

Les efforts de Joseph II. furent vains en Belgique mais le système a porté ses fruits ailleurs, et si l'Autriche gemit aujourd'hui sous le joug d'une bureaucratie qui paralyse l'administration paternelle (ein famös lächerlicher Ausdruck für uns Deutsche, die wir wissen, was das für eine väterliche alias patriarchalische Regierung unserer Fürsten und ihrer weiblichen und männlichen Lieblinge war) de ses souverains

Digitized by Google

(von denen kein Einziger ausser Joseph selbst regiert hat, auch nicht Maria Theresia, die hatte ihren Kaunitz und ihren Thunichtgut), c'est à Joseph II. qu'elle en est redevable.

Das Folgende, S. 57ff., scheint uns etwas flüchtig skizzirt; der Leser, welcher kein Belgier ist, wird daher besser thun, die Nachrichten zu Rathe zu ziehen, welche sich in den Denkwürdigkeiten und Documenten des Herrn Rapedius de Berg finden, die Gérard herausgegeben hat; Joseph erscheint dort vortheilhafter, obgleich seine grossen Fehler nicht verhehlt werden. Aus dem, was Herr Borgnet vom Ursprunge des Abfalls sagt, will Ref. nur die sehr schonend abgefasste Charakteristik des elenden Van der Noot herausheben:

In dieser Zeit (Mai 1787), heisst es S. 59, erschien in den ersten Reihen der Opposition ein Mann, der später die Bewegung zu leiten bestimmt war. Heinrich Van der Noot, Advocat beim Rathe von Brabant, hatte sich am Ende April durch eine kühne, den Ständen überreichte Vorstellung hervorgethan. Diese Schrift war eben so schwerfällig geschrieben, als alles Andere, was aus der Feder des Verfassers derselben geflossen ist; sie bewies Kenntniss der nationalen Einrichtungen, aber auch zugleich einen in engen Schranken sich bewegenden Geist (absence complète de vues élevées). Van der Noot hatte weder einen tiefen Blick noch Urtheilsfähigkeit; er besass aber dagegen zwei Eigenschaften, welche in revolutionären Zeiten sehr viel werth sind, einen glühenden Patriotismus (ein sauberer Patriot!!) und eine durchdringende Energie (une energie à l'épreuve). Was der Verf. unter Energie des feigen und lüderlichen Advocaten versteht, begreift Ref. nicht; dagegen hat Herr Borgnet in einer einzigen Zeile sehr gut angedeutet, warum der Mann durch die Serments oder Wehrgilden der belgischen Spiessbürger allmächtig ward. Er sagt nämlich, die Serments seyen gewesen: espèce de garde bourgeoise chargée, au besoin, de défendre la ville.

Uebrigens vermisst man ungern die Notiz über Ursprung und Geschichte der Serments, wodurch uns Herr Gérard über den politischen Zusammenhang dieser gegen reguläres Militär durchaus unbrauchbaren Rotten Licht gibt. Auch in den folgenden Geschichten, und besonders in Allem, was die Sendung von Deputirten nach Wien angeht, vermisst Ref. genauere Angaben. Der Verf. dreht sich zu sehr um Allgemeinheiten und streift daher obenhin. Ein Actenstück gibt jedoch der Verf., welches ihm zu

Digitized by Google

anziehenden Betrachtungen Veranlassung gegeben haben würde, wenn er die Charakteristik der Personen gegeben hätte. Er theilt uns nämlich in der Beilage Nr. 1. die Namen der zwei und dreissig nach Wien gesendeten belgischen Deputirten mit. Diese waren es, die im August 1787 vom Kaiser das Versprechen erhielten, dass die anstössigen zwei Januar-Edicte und Alles, was zur Organisation der Gerichte seit dem 1. April geschehen war, zurückgenommen werden solle. Die Bedingung des Kaisers war, dass die Belgier ihrer Seits zuerst Gehorsam beweisen, oder das leisten sollten, was hier wunderlich genug préalables indispensables genannt wird. Der Verf. gibt S. 62 ganz kurz Alles an, was Joseph damals (August 1787) zugestand.

Zuerst versprach ihnen der Kaiser in Beziehung auf Personen, dass er an Belgiosos Stelle Trautmannsdorf zum bevollmächtigten Minister in Belgien machen wolle. Dies war der unglücklichste Einfall, den er haben konnte, da Trautmannsdorf mit der ganzen widerspenstigen Aristokratie innig verbunden, und seine viel über ihn vermögende Schwester, als geistliche Dame, ganz in der Gewalt der erbitterten Pfaffen und Jesuiten war. Was die Reformen angeht, so sollte Alles wieder auf den Fuss gesetzt werden, wie es am 1. April gewesen war. Der Verf. erklärt sich über diesen Wiener Vertrag folgendermassen:

Auf diese Weise waren also die beiden Rescripte vom 1. Januar ganz bestimmt zurückgenommen; aber alle in Religionsangelegenheiten erlassene Verordnungen blieben in Kraft, und eine besondere Verfügung setzte sogar fest, dass das Generalseminarium fortbestehen solle. Obgleich durch diesen Friedensvertrag bei weitem nicht Alles erfüllt ward, was die Erzherzogin und ihr Gemahl versprochen hatten, als sie andeuteten, dass die Verfassung auf dem Fusse wieder hergestellt werden solle, wie sie vor zwei hundert Jahren gewesen war, so würde doch das, was jetzt zugestanden ward, einige Monate vorher gewährt, jedermann befriedigt haben. Die erzwungene Nachgiebigkeit machte aber dreister, und man begann seitdem, die Verordnungen in Religionssachen, wegen deren man anfangs das Volk gar nicht aufgeregt hatte, zu benutzen, um zu verhindern, dass Ruhe und Ordnung völlig wieder hergestellt werde. Eine Hauptursache fortdauernder Unruhen war, dass man diejenigen Personen, welche dadurch verhasst geworden waren, dass sie Stellen in den neuen Gerichten angenommen hatten, durchaus wieder in die Aemter einführen wollte, wel-

Digitized by Google

ehe sie vorher in den jetzt wieder eingesetzten Gerichten bekleidet hatten.

Ueberall weiss der Verf. die oberen Beamten, welche mehr belgisch als kaiserlich handelten, zu loben und zu vertheidigen. Bei dem Interimsgouverneur Murray wollen wir das gelten lassen; aber wenn er im zweiten Kapitel auch Trautmannsdorf auf jede Weise vertheidigt, so kann ihm Ref. nicht beistimmen. Wenn wirklich Trautmannsdorf ungern die Stelle annahm, warum schlug er sie nicht lieber ganz aus, als dass er sich in einen unaufhörlichen Kampf mit d'Alton einliess, und wissentlich den Absichten des Kaisers, der ihn gesendet hatte, entgegen arbeitete? Was der Verf. als Belgier zu Trautmannsdorf's Lob sagt, beweist am besten, dass dieser gegen den Kaiser und dessen gute Absichten ganz gewissenlos handelte, als er den Auftrag des Kaisers annahm. Hatte ihm doch, wie Herr Borgnet selbst hinzufügt, sein Kaiser gerade darum eine grössere Gewalt als seinen Vorgängern ertheilt, weil er seiner Schwester und ihrem Gemahl keine Energie zutraute, sobald von irgend einer Neuerung die Rede war. Ref. will die Stelle hersetzen, welche beweist, dass Joseph überall verrathen und verkauft war, weil überall die Leute, die er gebrauchen musste, das grösste Interesse hatten, ihm entgegen zu handeln. Alle diese Leute, und Trautmannsdorf mit ihnen, sie und ihre ganze Sippschaft und ihre täglichen Gesellschafter steckten am tiefsten in den Vorurtheilen, die sie ausrotten sollten; sie zogen den grössten Vortheil von den Missbräuchen, die der Kaiser abschaffen wollte. An der Stelle, wo uns Herr Borgnet als Belgier den Minister Trautmannsdorf lobt, gesteht er gleichwohl ein, dass sich dieser, wenn auch ungern, bewegen liess, ein Amt von einem Regenten anzunehmen, dessen Absichten und Plane er in seinem innersten Herzen verabscheute, weil er das Mittelalter liebte, welches der Kaiser verfolgte. Es heisst hier S. 67:

So war (17. October 1787) die Lage der Dinge, als der Graf von Trautmannsdorf die vom Grafen Murray vorläufig bekleidete Stelle definitiv übernahm. Der neue bevollmächtigte Minister war ein gemässigter Mann und hatte das ihm übertragene Geschäft, dessen Schwierigkeit er empfand, nur ungern übernommen. Er hätte gewünscht, dass Joseph II. mehr thäte, um das Zutrauen der Belgier zu gewinnen, und um die Erbitterung der Gemüther zu besänftigen. Sein Rath ward nicht angehört. (Das ist erklärlich; aber dass ihn Joseph schickte,

Digitized by Google

nachdem er sich so ausgesprochen hatte, zeugt leider! von Halbheit bei diesem). Doppelt zu bedauern wäre Kaiser Joseph, wenn er wirklich, wie Herr Borgnet meint, glaubte, dass sehr viel damit gewonnen sey, dass er den Theil des Ansehns im Lande, den er seiner Schwester und ihrem Gemahl entzogen hatte, einem solchen Manne übertrage. Dies sagt aber der Verf. in den folgenden Worten ausdrücklich S. 67: L'empereur se défiant de ce qu'il appellait la faiblesse des gouverneurs généraux, ne leur en laissa que le titre; le ministre plénipotentiaire eut le pouvoir réel. Ganz natürlich lebten daher alle Hoffnungen der Jesuiten und der Unzufriedenen aller Art neu auf, als dieser Bevollmächtigte gleich damit begann, dass er einen dreimonatlichen Aufschub der Eröffnung des Generalseminariums bewilligte, blos, damit ihm die Stände von Brabant vorerst die nöthigsten Auflagen (subside) nicht verweigerten. Man begreift freilich nicht, wie es möglich war, dass der Kaiser nicht im Voraus Instruction gab, was geschehen solle, oder was Trautmannsdorf zu thun habe, wenn die Stände von Brabant wegen des Generalseminariums die Bewilligung der Landessteuern verzögerten. Die Folge war, dass der neue Minister seine Laufbahn damit begann, dass er etwas zugestand, was der Kaiser gleich missbilligte und zurücknahm. Es ward also den Belgiern öffentlich kund gegeben, dass der neue kaiserliche Minister ihnen weit näher stehe, als dem Kaiser.

Der Kaiser schickte darauf einen heftigen Mann, der militärisch durchsetzen sollte, was Trautmannsdorf auf jede Weise zu hindern suchte; er stellte diesen Mann neben, nicht unter Trautmannsdorf; man sieht also, dass es unmöglich war, dass Joseph's Absichten erreicht wurden. D'Alton, der erwähnte neue Militärcommandant, wird von dem Verf. in ein sehr gehässiges Licht gestellt, obgleich er versichert, dass er dem, was Trautmannsdorf in seiner Vertheidigungschrift gegen d'Alton vorbringt, nicht unbedingt Glauben schenke. Seine Worte sind S. 68:

Vers cette epoque arriva en Belgique un homme, qui s'y fit une triste celebrité. Le général d'Alton obtint le titre de commandant général des troupes. Decidé à recourir à la force Joseph II. dérogea en faveur d'un militaire dont la brutale energie lui étoit connue, aux régles admises jusqu' alors dans la hiérarchie des pouvoirs; il le rendit indépendant du ministre plénipotentiaire. La rivalité qui s'éleva entre ces deux fonctionnaires devint une nouvelle source d'embaras. Die erste

Digitized by Google

Anwendung der militärischen Maasregeln d'Alton's hatte einen glücklichen Erfolg. D'Alton liess im Januar 1788 auf die Bürger feuern. Es muss daher der 22. Januar 1788, an welchem in Brüssel auf van der Noot's Anhänger, welche vom Verf. entschuldigt werden, gefeuert ward, zu den merkwürdigen Tagen der neu beginnenden Revolution gezählt werden.

Niemand wird freilich das Verfahren d'Altons im folgenden Monate billigen; sehr wenige Personen ausserhalb Belgiens werden aber gleich dem Verf. mit dem Betragen des Erzbischofs zufrieden seyn, der das Feuer schürte und die eigentliche Ursache des Blutvergiessens in Mecheln und Antwerpen war, dessen Schuld hier d'Alton allein tragen muss. Es ist ganz unbegreiflich, dass der Kaiser nicht bei der Art, wie sich Trautmannsdorf benahm, und nach dem Inhalt seiner Briefe an ihn, die angebotene Entfernung von seinem Posten annahm und zugleich auch d'Alton von seiner Stelle entfernte. Man wird indessen unmöglich, wie der Verf thut, Van der Noot darüber rühmen können, dass er seinen Einfluss auf die blinden und fanatischen Bürger der Zünfte gebrauchte, um den Frieden zu stören, den die beiden oberen Stände gern erhalten wollten (November 1788). Dabei gewann Niemand als Van der Noot und Consorten. Der Verf. beurtheilt daher auch das öffentliche Verfahren gegen den ränkesüchtigen Advocaten im März 1789 ganz richtig, wenn er S. 77 sagt: „Sur ces entrefaites se fit la proclamation du décret de prise de corps rendu contre Van der Noot. En donnant de la solennité à cette affaire le gouvernement contribua lui même à augmenter la popularité et l'importance de l'avocat du tiers état de Brabant.

Erst im Folgenden, wo von den Gewaltthätigkeiten gegen die Räthe und Stände und von den Maasregeln die Rede ist, welche getroffen wurden, um die alte Verfassung abzuschaffen, ohne irgend eine andere constitutionelle Ordnung zu begründen, wird der Verf. ausführlicher, genauer, anziehender, und berichtigt oder ergänzt seine Vorgänger bei jedem Schritte. Er hat von den Streitschriften oder Rechtfertigungen d'Alton's und Trautmannsdorf's einen genauen und trefflichen Gebrauch gemacht, und ohne uns mit langen Auszügen oder Stellen zu ermüden, überall die Ausdrücke und Sätze angegeben, die der Forscher vor andern brauchen kann. Wir gestehen indessen aufrichtig, dass wir bis zum 3. Kapitel (S. 83) uns doch lieber an Herrn Gérard halten werden, der vollständiger, genauer, zusammenhängender erzählt, als der Verf.,

Digitized by Google

dessen Bericht uns oft lückenhaft und abspringend scheint. Vielleicht hat aber Herr Borgnet diess absichtlich gethan, um hernach dort ausführlicher zu werden, wo Herr Gérard abbricht, der die Geschichte nur bis auf die Räumung Belgiens von den nach Luxemburg ziehenden Oesterreichern geführt hat. Dass diess wirklich der Fall sey, wird sich aus dem folgenden ergeben.

In der That erhalten wir gleich im Anfange dieses Kapitels über Van der Noot's Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten und über seine Plane bessere Auskunft, als wir sonst irgendwo gefunden haben. Hier erfahren wir gelegentlich, wie Van der Noot zu dem Titel agent plénipotentiaire du peuple Brabançon kam. Seine saubern Collegen im Ausschuss zu Breda hatten ihn nämlich damit geschmückt; doch setzt Herr Borgnet hinzu: Ce pouvoir (die ihm vom Ausschuss ertheilte Vollmacht als agent etc. zu handeln) fut aussi signé par un certain nombre des doyens des trois chefs-villes du Brabant. Die Unterhandlungen mit Van Spiegel und durch Van Spiegel mit den andern beiden, gegen Oesterreich conspirirenden Mächten kennen wir aus den neulich gedruckten Documenten, welche Van Spiegel mit einem kurzen Berichte begleitet hat. Weiter unten, S. 86, folgt des Verf. Erklärung über Vonck und über die Vonckisten, die bei ihm eine bedeutende Rolle spielen, dort gibt er uns die Auskunft, die wir bei Gérard vermissten. Diese Nachrichten und Belehrungen sind von der grössten Wichtigkeit, weil gerade diese Parthei für die Einsicht in die Geschichte der Jahre 1793—1796 sehr bedeutend geworden ist. Eine Notiz, welche Ref. bei der Behandlung dieser Geschichten ganz übersehen hatte, obgleich sie sich in d'Alton's Briefen findet, die bekanntlich gedruckt sind, hat der Verf. hier S. 87 sehr gut benutzt. Es wird nämlich berichtet, dass trotz der Sorgfalt, mit welcher diese Verbindung der Vonckisten nach Art der Logen der Carbonari's gebildet war, diese geheime Gesellschaft pro aris et focis für 15000 Gulden verrathen ward und dass Vonck u. s. w. desshalb flüchten mussten, als ihr Name der Polizei bekannt geworden war.

Herr Borgnet gibt uns auch deutlich zu verstehen, dass die unermesslich reiche belgische Aristokratie und die von Fanatismus getriebenen Pfaffen mehr Geld aufbringen konnten, als die Regierung, dass sie daher im Stande waren, den Kaiser bei den Miethlingen seines eignen Heers zu überbieten. Dass das Gesindel eines Van der Mersch und die Schuster, Schneider, Schmiede, Schlosser

Digitized by Google

eines Van der Noot, die man sonst leicht mit Linientruppen auseinander zu jagen pflegt, damals obsiegten, wird uns durch die Worte des Verf. S. 89 erklärt. Er sagt: La désertion (in der kaiserlichen Armee) continua à se propager d'une manière effrayante, et le système odieux employé pour réprimer l'émigration ne fit que l'activer en augmentant l'inquiétude et le défaut de securité. Wie sehr überhaupt alle obere Beamte ohne Unterschied, und am mehrsten Trautmannsdorf selbst, allem Dem entgegenwirkten, was der Kaiser durch d'Alton wollte ausführen lassen, findet man urkundlich nachgewiesen. Man wird sich freilich ausserhalb Belgien für die Belgier, für ihren Egoismus, ihren Papismus und ihren Uebermuth wenig interessiren; doch ist das, was Herr Borgnet mittheilt, auch abgesehen von den Belgiern, von der grössten Wichtigkeit für Joseph's Kampf gegen Missbräuche. Man wird hier handgreiflich durch das Beispiel Belgiens belehrt, dass in dem Kriege, den Joseph in Böhmen, Ungarn, Oesterreich, in Deutschland und in Italien mit dem Pfaffenthum, mit Aristokratie und Bureaukratie führen musste, diejenigen, welche für ihn streiten sollten, seine ärgsten Feinde waren.

Ueber das in Van der Noot's Manifest des belgischen Volks vorausgeschickte, scheinbar philosophische Gewäsch gibt uns Herr Borgnet S. 92 in der Note folgende Auskunft: Aussi le préambule n'est il pas de Van der Noot mais du baron d'Holbach. Ce n'est pas un des faits les mains curieux de cette époque, que celui qui nos présente l'homme du clergé belge puisant dans les ouvrages du chef de l'école matérialiste Da haben wir die Pfaffen und ihre Verfechter! Das war in unsern Tagen der Charakterzug der Münchner und Kölner hierarchischen Conspiranten. Heute wüthende Demagogen, morgen Papisten! Ueber das Gefecht zwischen dem Gesindel, das Van der Mersch nach Turnhout führte, und den Truppen des General Schröder würden wir wieder lieber auf Herrn Gérard als auf Herrn Borgnet verweisen. Einen Umstand erläutert der Verf. aus Van der Mersch Vertheidigungsschrift: dass, wenn Van der Mersch keine Kanonen hatte, diess Van der Noot's Schuld war. Vonck habe acht Kanonen in Lüttich bestellt gehabt, Van der Noot habe aus Breda (prahlend) geschrieben, er könne über holländische Arsenale disponiren; darauf habe Vonck die Kanonen wieder abbestellt. Alles Folgende ist nur rhapsodisch, wahrscheinlich, weil der Verf. die Bekanntschaft mit Rapedius de Berg Denkwürdigkeiten, die er hier auch

Digitized by Google

citirt, voraussetzt; doch scheint es uns immer, als wenn er gerade hier hätte etwas mehr ins Einzelne eingehen sollen. Die Quellen, die der Verf. über die Gefechte der Truppen, die von Arberg in Gent commandirte, über die Zahl der Gefallenen, über Plünderung und dergleichen citirt, sind grundschlecht. Das Journal général de l'Europe schreibt im Tone der französischen Bülletins, und Trautmannsdorf's Fragmente über d'Alton citiren, ist ebenso, als wenn man Burke über die französische Revolution citirt. Die Umstände, welche den Brüsseler Aufstand am 10. December 1789 begünstigten, und also den Abzug der Kaiserlichen herbeiführten, hat der Verf. S. 97–101 genau angegeben, und wahrscheinlich die Sache für die Belgier, für die er, nach seiner Erklärung in der Vorrede, vorzugsweise schreiben wollte, sehr gut dargestellt; Ref. gesteht, dass ihn die Erzählung bei Rapedius de Berg mehr befriedigt hat. Eins wird aber S. 101 sehr gut hervorgehoben, und diess ist, dass die Pfaffen und Obscuranten van der Noots ernteten, was die Liberalen und Freunde des Lichts (die Genossen der Gesellschaft pro aris et focis) für sie gesäet hatten. Es heisst nämlich hier: L'association pro aris et focis avait conservé à Bruxelles quelques chefs intrépides parmi les quels figurait le vicomte Edouard de Walckiers. Ces patriotes comprirent que le moment étoit venu d'attaquer les impériaux dans la capitale etc.

Mit dem 4. Kapitel beginnt S. 103 der Theil der Geschichte, der uns vielleicht weniger interessirt, als das Vorhergehende, der aber für die Belgier vor allem Andern anziehend ist, so dass wir auch die drei ersten Capitel nur als Einleitung betrachten zu müssen glaubten.

Die Erzählung wird hier genauer; das Einzelne wird hervorgehoben, das Abgerissene hört auf. Der Verf. beginnt mit Recht die Geschichte der Pfaffenrepublik des vereinigten Belgiens mit dem Triumpheinzug des verruchten Advocaten, der neben dem Erzbischof von Mecheln die Seele derselben war. Van der Noot in Marie Christinens Loge, von Schauspielern unter Jubel und Jauchzen des brüsseler Publicums als Held bekränzt; in der That! ein Schauspiel, das mit Marat's Apotheose verglichen zu werden verdient! Mit Recht sagt der Verf. S. 104: Ce peuple dont il était l'idole ignorait que, si les conseils de son héros eussent été suivis, la bannière de l'Autriche eût encore flotté sur les places de la Capitale. Der Verf. berichtet hernach, wie man auf den Gedanken kam, aus Belgien eine Republik des Mittelalters nach

Digitized by Google

altholländischer Art zu machen und dessbalb eine Versammlung von drei und funfzig Deputirten als belgische Generalstaaten zu versammeln. Herr Borgnet hat der ernsten Geschichte dadurch einen grossen Dienst erwiesen, dass er in Nr II. des Anhangs aus Gachard's Sammlung politischer und diplomatischer Documente die Namen dieser Deputirten mitgetheilt hat. Ref. weiss freilich damit nichts anzufangen, weil er zu wenige dieser Belgier kennt; Belgier, und für diese ist das Buch besonders geschrieben, können aber recht viel aus dem Namen herleiten. Gerade in solchen Fällen zeigt sich des Historikers Talent; er weiss mit Andeutungen etwas anzufangen, die für andere ganz unbrauchbar sind. Man merkt es übrigens dem Verf. S. 106—107, wo von Van der Noots Collegen, van Eupen, die Rede ist, deutlich an, dass er sich über diesen Grand pénitencier à Anvers nicht aussprechen darf, wie wir Andern thun würden.

Sehr treffend, kurz und vortrefflich hat der Verf. S. 107 das Verhältniss der beiden, gegen Joseph II. zufällig verbundenen, aber innerlich nothwendig getrennten Partheien geschildert, wenn er uns ihre beiden Häupter als ihre Repräsentanten vorführt. Es heisst dort: Van der Noot und Vonck repräsentirten in ihrer eigenen Person die Meinungen der beiden entgegengesetzten Revolutionspartheieen; Van der Noot war das Musterbild der Eiferer für das alte bestehende System; nach Vonck's Namen nannten sich die Freunde der Verbesserung Vonckisten. Die Letzteren nannten sich Demokraten, weil sie das demokratische Element der Constitution verstärkt haben wollten, und schalten ihre Gegner Aristokraten, weil sie die Privilegirten begünstigten. Beide Partheien waren, wenn gleich auf ganz verschiedene Weise, vom Kaiser verletzt worden; sie hatten sich deshalb einander augenblicklich genähert; es wäre aber sehr leicht gewesen, sie zu trennen und die Eine für Joseph zu gewinnen. Die wahrhaftigen Josephisten, d. h. diejenigen, welche die Idee einer heilsamen Wiedergeburt mit der Ausführung der Plane des Monarchen verbanden, waren im Grunde von den Leuten, welche bald hernach den Namen Demokraten oder Vonckisten annahmen, nicht so gar weit entfernt. Allein es scheint, dass man von Seiten der Anhänger der Regierung auch nicht einmal auf den Gedanken der Vereinigung kam. Die Vonckisten bezeichnet der Verf. hernach p. 108 näher, wenn er sagt: Die Vonckisten, welche zur Vertreibung der Oesterreicher geholfen hatten, gehörten den unterrichtetsten

Digitized by Google

Klassen der Nation an. Ausser einigen Edelleuten, welche nach den neuen Grundsätzen erzogen waren, gehörten dazu, Handelsleute, Advocaten, Aerzte, Glieder der Weltgeistlichkeit, Leute, die sich mit den freien Künsten und Gewerben beschäftigten, also gerade alle diejenigen, welche nach dem alten System gar keinen Antheil an der Nationalrepräsentation hatten. Diese Repräsentation war damals auf einen Theil des Adels und der Ordensgeistlichkeit beschränkt, welche die beiden ersten Stände ausmachten und das Grundeigenthum repräsentirten, während die Glieder der Zünfte und Innungen den dritten Stand ausmachten und sehr unvollkommen (en partie) das Volk einiger Städte repräsentirten.

Der Verf. entwickelt hernach sehr genau und sehr befriedigend die missliche Stellung der eigentlichen Freiheitspartei und besonders den unseligen Einfluss der diplomatischen Künste der fremden Mächte, welche sich der Belgier bedienen, nicht aber ihnen helfen wollten. Wie traurig ist es für Europa, dass seit der Theilung von Polen bis zu den Londoner Protokollen über Belgien und Griechenland die schützende und erhaltende Macht der europäischen Regierungen durch ihre Diplomaten so oft compromittirt und in den Augen der Völker verdächtig gemacht wird!! Hier kann man auch lesen, wie erbaulich der Erzbischof und seine Jesuiten sich an die Diplomaten und ihren Van der Noot gegen Vonck und Consorten anschlossen, und wie sie dort, wie jetzt bei uns, im Namen Gottes gegen Gottes schönste und grösste Gabe, die menschliche Vernunft, donnerten. In dem Hirtenbriefe für die Fasten 1790 sagt der Erzbischof von Mecheln: Alle diejenigen wären Feinde der Religion und des Staats, die durch ihr eben so spitzfindiges als leichtfertiges Vernünfteln, welches nach der Philosophie dieser Zeit schmecke (an seines Van der Noot aus Holbach entlehntes Manifest denkt er nicht), das Glück stören wollten, welches er und Seinesgleichen jetzt bald geniessen würden, ein Glück, welches u. s. w. Diesem liebevollen Hirtenbriefe angemessen, erschien eine fulminante Declaration, welche die Vonckisten mit dem Zorn des brabantischen Volks bedrohte, und mit folgenden, eines Narvaez und der Frau Mugnoz würdigen Redensarten endigte: Wir erklären alle die für Verräther des Vaterlandes und für Störer des Friedens, welche irgend eine Veränderung, irgend etwas Neues im Religionswesen oder in der Verfassung einführen wollen; wir flehen die Herren Generalstaaten, gegen alle solche Neuerer oder Ruhestörer mit furchtbarer

Digitized by Google

Strenge zu verfahren (sévir) oder verfahren zu lassen. Diese Declaration oder Adresse an die Generalstaaten ging vom Geheimschreiber des Erzbischofs aus und ward an alle Pfarrer und Vorsteher der Klöster geschickt, um das Weitere zu besorgen. Es wurden also in Belgien die Vonckisten von den Jesuiten auf dieselbe Weise vertrieben, wie diese in unsern Tagen die junge Schweiz im Walliser Land unterdrückt haben.

Die folgenden Seiten sind offenbar der vorzüglichste und merkwürdigste Theil des Buchs, welches, wie Ref. schon vorher bemerkt hat, eigentlich erst mit dem vierten Kapitel anfängt, eine des gelehrten Verf. ganz und durchaus würdige Arbeit zu seyn; aber gerade hier darf Ref. ihm nicht mehr Schritt vor Schritt folgen. Diese brabant'schen Händel nämlich sind theils dem Ref. nicht so im Einzelnen bekannt, dass er ein sicheres Urtheil zu fällen wagen möchte; theils möchten ihm deutsche Leser in das Labyrinth dieser trüben Geschichte zu folgen nicht geneigt seyn. Er ist aber fest überzeugt, dass die Landsleute des Verf. dem Fleiss, der Genauigkeit, der Ruhe und Besonnenheit desselben ihre Anerkennung nicht versagen werden.

Man lernt hier gelegentlich den Kaiser Leopold auch bei Gelegenheit der belgischen Unruhen von derselben Seite kennen, von welcher man ihn aus den deutschen und französischen Geschichten jener Zeit kennt. Er thut auch hier gerade das Gegentheil von dem, was er in Toscana gethan hatte, ja er gibt sogar auf, was er nach den in Trautmannsdorf's Papieren gefundenen Beweisstücken vorher als durchaus nöthig und nützlich anerkannt hatte. Der Verf. beschäftigt sich, nachdem er Leopld's Vorschläge angeführt hat, S. 117ff. mit dem Kampf der Vonckisten gegen Van der Noot und Van Eupen. Er zeigt S. 120, dass, nachdem der duc d'Ursel einmal ganz eigenmächtiger Weise mit dem Titel eines Commandant général der (liberalen) volontaires bekleidet war, man auch noch einen Schritt hätte weiter gehen und die Generalstaaten oder die neue Pfaffenrepublik auseinanderjagen müssen.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Borgnet: Histoire des Belges.

(Beschluss.)

Herr Borgnet urtheilt aber mit Recht über Vonck, wie wir stets über Lafayette geurtheilt haben:

> Vonck n'avoit pas l'énergie nécessaire au chef d'un parti qui conspire le renversement d'un gouvernement établi. Sa vie entière le montre cherchant à concilier deux choses incompatibles: la légalité et la révolution.

Der ganze Rest des vierten Kapitels ist den armseligen Händeln der Papisten und des von ihnen aufgebotenen und zum Morden gereizten Pöbels mit den Anhängern eines Van der Mersch, Walckiers, Vonck's und des Herzogs von Ursel gewidmet. Die vielen genau berichteten Einzelnheiten dieser elenden Streitigkeiten haben für uns Andere, die wir nicht Belgier sind, nur darum Interesse, weil wir hier urkundlich und durch Stellen aus den Hirtenbriefen, Ermahnungen, Erklärungen, Drohungen der geistlichen Herren belehrt worden, dass sie damals in Belgieü, wie jetzt in Wallis und Luzern redeten, und handelten wie Danton und Marat, und sich des von blindem Aberglauben getriebenen Pöbels gerade so bedienten, wie die Pariser Demagogen das vom Fanatismus der Zügellosigkeit bewegte Volk gebrauchten.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit dem kurzen Kriege, den die Fanatiker der alten Zeit mit den jungen Enthusiasten der Armee unter Van der Mersch zu führen hatten. Man wird hier ausführlich entwickelt finden, wie in diesen Händeln der preussische General Schönfeld, den die papistischen Belgier sich ausbaten, ungefähr die Rolle spielte, die Lucchesini in Polen erhalten hatte. Ein wenig lächerlich ist es uns zwar vorgekommen, dass Herr Borgnet seinen Van der Mersch S. 151 etwas gar pompös als Le vainqueur de Turnhout vorführt, doch haben wir mit Vergnügen die klare Entwickelung der Vorgänge gelesen, welche

Digitized by Google

der Gefangenschaft des Generals der Liberalen vorausgingen. Bekanntlich war es der General Schönfeld, der an der Spitze der Armee der Pfaffenknechte von Antwerpen aus gegen die liberale Armee von Namur, an deren Spitze Van der Mersch stand, auszog und siegte; der Verf. hat aber sehr gut nachgewiesen, dass die Liberalen die Oberhand würden behalten haben, wenn es ihren Führern nicht an Entschlossenheit gefehlt hätte. Herr Borgnet sagt in dieser Beziehung S. 155:

Vonck et ses amis (deren Namen man in den hinten angehängten Noten III. und IV. findet) dans leur honorable répugnance à user de moyens violents ne pouvaient inspirer à Van der Mersch une vigueur qu'ils ne possédaient pas eux mêmes. Loin de l'engager à marcher hardiment sur Bruxelles, à user ainsi du seul moyen, qui lui restât pour sortir avec succès de son aventureuse entreprise, ils le laissèrent répondre que la conduite de ses officiers envers les députés du congrès, et tout ce qui s'était suivi, avait eu lieu à son insu et sans sa participation. Explication de pure vue de franchise, qui fournit de nouvelles armes contre lui. Die Verhaftung des Generals war eine nothwendige Folge des Benehmens, welches Herr Borgnet S. 156—157 schildert, obgleich er Van der Mersch zu vertheidigen sucht, was wir nach seinem eigenen Bericht von den letzten Geschichten nicht wagen würden zu thun. Was für ein Held der Preusse Schönfeld war, der hernach Oberbefehlshaber der Pfaffenarmee ward, kann man S. 13 lesen, wo Herr Borgnet den Kriegszug seiner Belgier gegen Luxemburg komisch genug beschreibt.

Der Rest des fünften Kapitels hat um so weniger allgemeines Interesse, je wichtiger er für Belgier ist; er enthält nämlich den genauern Bericht über die kleinlichen Streitigkeiten und Unterhandlungen der Obscuranten mit den Vonckisten, nach Van der Mersch Gefangennehmung. Das Wichtigste in diesem Kapitel scheint uns die Unterhandlung zu seyn, welche die Statthalter, die sich in Bonn befanden, mit den Vonckisten anzuknüpfen suchten, wovon sie später auch den Kaiser Leopold in Kenntniss setzten. Diese Unterhandlungen wurden begonnen, als am Ende Juni 1790 der Herzog von Ursel verhaftet wurde und die andern Häupter der liberalen Parthei sich nach Lille geflüchtet hatten. Il y eut, berichtet Herr Borgnet S. 150, encore en Flandre et en Hainaut quelques essais de guerre civile, mal combinés, mal conduits, et qui, pour tout résultat, coûterent la vie à quelques mal-

Digitized by Google

heureux. Seulement alors les Vonckistes entrèrent en négotiations avec la cour de Vienne. Un agent de l'Autriche, Wild conseiller pensionnaire des états de Limbourg, vint à cet effet trouver les chefs du parti refugiés à Lille etc. Daraus ward nichts; aber der Verf. sagt gleichwohl S. 153:

> La pluspart des Vonckistes favorisèrent la réstauration pour se venger de leurs implacables persécuteurs et dans la persuasion, que leur parti devait, à tout prendre, gagner à un changement.

Das sechste Kapitel enthält den ausführlichen Bericht über die Unterhandlungen der seit der Vertreibung der Vonckisten allmächtig gewordenen Anhänger Van der Noot's und Van Eupen's mit den fremden Mächten und schliesst mit dem Ultimatum vom 31. October 1790, worin die Bevollmächtigten der drei Mächte (Preussen, England, Holland) zum dritten und letzten Mal offiziell (ministeriellement) erklären: „dass Belgien auch jetzt noch neben einer unbeschränkten Amnestie die Wiederherstellung seiner alten Constitution und die in Reichenbach ausgemachten Zugeständnisse hoffen dürfe; aber nur unter der Bedingung, dass es sich innerhalb vier und zwanzig Stunden dem Kaiser unterwerfe."

Das siebente Kapitel führt mit grosser Genauigkeit die Geschichte bis auf den Einzug der Oesterreicher in Brüssel und Gent. Das achte handelt von den Unterhandlungen im Haag und von dem, was dem Edicte vom 16. März voranging. Der Verf. meint, seine Landsleute seyen damals auch mit Metternich (dem Vater) unzufrieden gewesen, und hatten ihm sogar einen Antheil an dem Aufstande am 24. Februar zugeschrieben. Er schliesst daher diess achte Kapitel S. 219 mit folgenden Worten:

„Der Minister schrieb in seinem Briefwechsel mit Kaunitz den Vonckisten den Aufstand vom 24. Februar zu. Unstreitig hatten einige Hitzköpfe dieser Parthei einen Antheil daran, aber die Häupter der Parthei wollten durchaus nichts davon wissen; sie wollten das alte Ständewesen verbessern, aber nicht dadurch zu Grunde richten, dass sie es verächtlich machten. Der Minister selbst musste sich gegen den Vorwurf vertheidigen, dass er zur Erregung dieser Tumulte beigetragen habe. Wenn er sie aber auch nicht veranlasste, so sah er wenigstens gern, dass Excesse vorfielen, und seine Feindschaft gegen die Stände zeigte sich auch darin, dass er erlaubte, dass man sie in schmähenden Druckschriften heftig

Digitized by Google

angriff. Man war ihm daher auch keineswegs erkenntlich für das Edict, in welchem alle Reformen Joseph's in Religionssachen zurückgenommen wurden. Die aristokratische Parthei erwartete noch ganz andere Zugeständnisse."

Das neunte und zehnte Kapitel scheinen dem Ref. dem zweiten Theil, den er in diesem Augenblick erst erhält, näher anzugehören, als dem ersten; er will ihre Anzeige daher in einem folgenden Heft mit der des zweiten Theils verbinden. Er thut diess um so lieber, als er aus dem 7. bis 11. Kapitel dieses Theils, und aus dem ganzen zweiten Theile sieht, von welcher Bedeutung des Herrn Borgnet Werk für die Geschichte der höchst wichtigen Zeit von 1791—1793 ist. Er empfiehlt daher das Studium des Buchs sehr dringend, und freut sich, in Herrn Borgnet einen gründlichen Historiker, d. h. einen Forscher und Gelehrten und zugleich einen Mann von sehr gesundem Urtheil kennen gelernt zu haben. Die Erinnerungen, welche Ref. bei den ersten Kapiteln gemacht hatte, rühren zum Theil daher, dass er den zweiten Band noch nicht vor sich hatte, also Umfang und Zweck des Werks nicht so bestimmt angeben konnte, als er nächstens bei der Anzeige des zweiten Theils zu thun im Stande seyn wird. Dieser zweite Theil führt den Titel

Histoire des Belges à la fin du dix huitième siècle par Ad. Borgnet, etc. Tome second. Bruxelles. A Vandale éditeur libraire — Marcus libraire à Bonn. 1844. 430 S. gr. 8.

La comédie des Nuées d'Aristophane par Ch. A. Beving. Bruxelles. Libraire Polytechnique d'Aug. Decq. 1844. 82 S. 8.

Diese geistreiche Behandlung der Wolken des Aristophanes verdient um so mehr die Aufmerksamkeit des Publicums, als der Verf. eine ähnliche Arbeit über das ganze Leben und über die Werke des Aristophanes zu liefern verspricht und das Schriftchen als Probe angesehen wissen will. Der Zweck des gelehrten und geistreichen Verfassers ist offenbar, das Studium der Alten dadurch zu fördern, dass er dazu beiträgt, die Schriften derselben aus dem Studirzimmer der Gelehrten ins Publicum und auch unter die Damen zu bringen um den practischen Leuten ihre unmittelbare Anwendung im Leben zu zeigen. Einer der eifrigsten Freunde der alten Griechen, der verdienteste Schulmann im badenschen Lande,

Digitized by Google

der Geheime Hofrath Nüsslin in Mannheim, hat neulich mit der Odyssee und mit Sophocles etwas Aehnliches versucht. Beide Männer wurden wahrscheinlich durch das Geschrei vieler ihrer liberalen Landsleute gegen das Studium der alten Sprachen auf den Gedanken gebracht, den Schreiern dadurch zu antworten, dass sie ihnen bewiesen, dass blos ihre eigene Unwissenheit und die Ungeschicklichkeit, Pedanterie, Geschmacklosigkeit, Mangel an Lehrtalent ihrer Lehrer Schuld daran sey, dass sie den Nutzen des Studiums der Alten auf gelehrten Schulen verkennten. Herr Beving wird wohl eben so wenig seine unwissenden Belgier, als Herr Nüsslin die badischen Juristen und deren Consorten überzeugen. Es wäre aber doch möglich, dass beide im Stande wären, das unbefangene Publicum aufmerksam zu machen, dass es höchst unbedachtsam seyn würde, ein anerkanntes Bildungsmittel der neueren Zeit aufzugeben, um das Experiment einer Advocaten- und Kaufleutebildung zu machen, welches, wenn es einmal ausgeführt wäre, jede Rückkehr auf den Weg der grossen und freien Italiener des 14. Jahrhunderts und der unsterblichen Deutschen aus Erasmus's, Luther's und Melanchthon's Schule unmöglich machen würde. Sonderbar genug stimmen übrigens im Toben gegen das Griechische die pfäffischen und jesuitischen Ultras mit den liberalen Schreiern und mit den Routiniers der juristischen Büreaukratie ganz überein.

Der Verf. sucht seinen Zweck zuerst durch eine vollständige Angabe des Gangs und Knotens der Wolken zu erreichen. Er gibt jedoch nicht bloss ein dürres Argumentum, wie die Gelehrten zu sagen pflegen, sondern er rückt auch eine wörtliche Uebersetzung einzelner Stellen ein. Die französische Sprache und die falsche Schaam der modernen Convenienz legt ihm aber dabei unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Im Deutschen würde nur Graf Platen diese Hindernisse der Sprache haben besiegen können, ein anderer könnte es schwerlich; im Französischen hätte die Schwierigkeit auch einen Molière abgehalten, die Aufgabe zu lösen. Die Wortspiele, die Zusammensetzung barocker und colossaler Worte, die seemännische Derbheit und Obscönität des athenischen Volkswitzes neben dem stolzen Gesange des Chors, ja noch hundert andere Dinge erschweren gerade bei den Wolken das Modernisiren. Diess hindert indessen nicht, dass für den, der das Original nicht kennt, der Zweck einigermassen erreicht werden kann. Der Verf. hat die Inhaltsangabe des Stücks, welche

Digitized by Google

bis S. 24 fortläuft, mit wenigen und kurzen, aber passenden und von Geist und Geschmack zeugenden Bemerkungen begleitet, welche seinem Zweck gemäss nur die Sachen, nicht Worte erklären sollen. Seite 25 beginnt die Abhandlung über das Stück, welches nicht in gelehrter und philologischer Form, sondern populär für die allgemeine Lectüre eingerichtet, durchgeführt ist. Das Erste, was der Verf. hier zu beleuchten hat, sind natürlich die drei Hauptpersonen Strepsiades, Pheidippides, Socrates. Was Herr Bevins vom Letztern sagt, wollen wir übergehen, weil es etwas ausführlicher ist, und nur das anführen, was die beiden Erstern angeht. Es heisst von ihnen:

Ce sont deux personnages fictifs deux types résumant dans une individualité bien caracterisée des éléments et des tendances qui appartiennent à une partie du peuple athénien.

Diesem fügt Herr Bevins in den Noten eine ganz richtige Bemerkung über einen von den vielen Leuten bei, die unter uns so fein sind, dass sie Milben spalten und Gras wachsen hören können. Er sagt:

Si Suvern a cru découvrir dans le personnage de Strepsiades des allusions directes à Périclès et dans celui de Pheidippides des signes indicatifs d'Alcibiade, nous pensons qu'un trop grand renfort de bésicles, nuit parfois à la clarté de la vue et que le savant philologue s'est occupé selon l'expression de notre comique à quintessencer la fumée.

Ueber die den Wolken im Stücke angewiesene Rolle drückt sich Herr Bevins S. 27 folgendermassen aus:

Audessus de ces êtres ephémères se meuvent les nuées, qui dans leur être éternel, vaporeux, insaisissable, suspendues entre ciel et terre, sans fond matériel, sous les formes les plus diverses, dont elles changent á volonté, sont le symbole de la science philosophique; elles assistent à l'action comme spectatrices sublimes et intéressées, elles la dominent avec un pouvoir mystérieux qui, se dévoilant à la fin, clôt l'action dans tous ses mobiles et éléments.

Der Verf. geht hernach zur Beantwortung der Frage über, wie Aristophanes auf den Gedanken gekommen sey, einen Socrates aufs Theater zu bringen. Er zeigt bei der Gelegenheit in kurzen Noten seine vertraute Bekanntschaft mit den deutschen Philologen, ohne sich in gelehrte Discussionen einzulassen. Alles, was erst über Socrates, hernach über die Sophisten gesagt wird,

Digitized by Google

liest sich sehr angenehm. Neues kann und soll nicht darin seyn; denn der Verf. hat Leser vor Augen, welche über Athen, über die Wolken, über Aristophanes, über Socrates und seine Philosophie belehrt seyn wollen, ohne angestrengt oder ermüdet zu werden. Ref. ist nicht einerlei Meinung mit dem Verf. über die Beziehung, in welcher das Stück zur Volksmeinung der Athener stand. Er will aber des Herrn Beving Meinung anführen. Diese spricht er S. 57 in folgenden Worten aus: D'après ces considérations on serait en droit de dire, que la comédie ne fut que le portevoix de l'instinct national et de la loi, qui reprouvaient et condamnaient la philosophie; de l'opinion populaire, qui se moquait de Socrate et le craignait à la fois; car à cette époque déjà elle dut être fixée sur le compte du citoyen dont la vie se passait presque sans absence dans la cité même, sous les yeux de tous et était vouée, à la publication et à la propagation de ses doctrines.

Auch über den Zusammenhang des Stücks mit der drei und zwanzig Jahre nach dessen Aufführung erfolgten Anklage des Socrates durch den Sykophanten Melitus ist Ref. nicht einer Meinung mit Herrn Beving, obgleich dieser die seinige geistreich und gelehrt durchführt und sogar Hegel citirt. Das Herbeizichen des Prozesses, von dem Herr Beving gar sehr ausführlich handelt, scheint dem Ref. ein hors d'oeuvre, welches besser weggeblieben wäre; besonders da der Verf. daran die ganze lange, aber bekannte Geschichte aller gerichtlichen Verfolgungen der griechischen Skeptiker geknüpft hat, die nichts mit Sokrates gemein haben.

Ref. macht diese Bemerkung blos als Gelehrter. Für den populären Zweck des Verf. ist sowohl das Erwähnte wie das Folgende, über die athenische Philosophie überhaupt, sehr nützlich und brauchbar. Die, denen es bestimmt ist, werden wohl selten einen so gründlichen und philologisch und philosophisch gebildeten Mann, wie Herr Beving ist, zu sich herabkommen sehen, um sie in der Manier zu belehren, welche für sie passend ist, d. h. in einem Tone, der, ohne trivial zu werden, doch immer ein populärer bleibt.

Es wird daher unstreitig dem Publicum nützlich und willkommen seyn, wenn der Verf. seine Arbeit über den Aristophanes bekannt macht, da er mit allen neuern philologischen Untersuchungen über den Dichter innig vertraut ist und gleichwohl nur dasjenige mittheilt, was allgemeines Interesse hat.

Digitized by Google

Ein anderes ihm gütig mitgetheiltes Buch von einem Pariser Professor würde Ref. mit Vergnügen ausführlich anzeigen, da er sehr viel Nutzen daraus gezogen hat; er mag aber dem eigentlichen Redactor dieser Jahrbücher (zu denen Ref. nur dann und wann einen Beitrag liefert) nicht vorgreifen, da dieser bekanntlich um die Geschichte der römischen Literatur, der das Buch angehört, allgemein anerkannte Verdienste hat. In der Erwartung also, dass sein College Bähr das Buch ausführlich anzeigen werde, will Ref. hier nur den Titel desselben hersetzen:

Examen critique des Historiens Anciens de la vie et du regne d'Auguste, par A. E. Egger, professeur Suppléant de la Faculté des lettres de Paris, maitre de conférence de l'école Normale. Mémoire couronné en 1839 par l'académie des inscriptions et belles lettres. Paris, chez Dezobry E. Magdeleine et Comp. 1844. 416 S. 8.

Geschichte der neuesten Zeit, enthaltend die Jahre 1815–1840. Nach Dr. Karl von Rotteck hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien verfasst und herausgegeben von seinem Sohne Hermann von Rotteck, Doctor der Philosophie und beider Rechte. 1. Theil. 811 S. 2. Theil. 694 S. 8. Pforzheim. Dennig, Fink & Comp. 1843.

Der Verf. dieser Anzeige hat schon zu einer andern Zeit der Erscheinung des ersten Theils dieser Geschichte in den Jahrbüchern gedacht. Er hat die Anzeige damals mit der einer andern Geschichte des Zeitraums von 1815—1840 verbunden gehabt, und gerügt, dass Herrn Hermes Buch (ganz gewiss ohne seinen Willen) als Fortsetzung von Karl von Rotteck's Weltgeschichte angekündigt ward. Er hat sich dort in eine Vergleichung der beiden Fortsetzungen Rotteck's nicht eingelassen; da jede ihren eigenen Werth hat und jede von einem andern Standpunkt aus beurtheilt werden muss. Ref. bewundert den Fleiss und die Vollständigkeit der Zusammenstellung der Thatsachen und das freisinnige Urtheil des Dr. von Rotteck um so mehr, da er stets mit einem kränklichen Körper hat zu kämpfen gehabt und gegenwärtig sehr leidend ist.

Diese Anzeige gilt eigentlich nur dem zweiten Theil; eine Kritik würde aber viel zu weit führen; Ref. beschränkt sich daher darauf, ein Zeugniss von der Brauchbarkeit, Vollständigkeit, Lesbarkeit desselben öffentlich abzugeben. Was die Brauchbarkeit

Digitized by Google

angeht, so wird man aus dem beiden Theilen vorgesetzten Inhaltsverzeichniss sehen, dass Herr von Rotteck, sowohl die Uebersicht als das Auffinden durch seine Anordnung sehr erleichtert hat. Er schickt im ersten Theile, der die ersten zehn Jahre des Zeitraums begreift, die Geschichte Frankreichs in den Jahren 1815—1820 voraus, lässt Spanien und Portugal folgen, behandelt dann die Geschichte Grossbrittanniens ausführlich auf achtzig Seiten, widmet aber der Geschichte von Deutschland noch sechs Seiten mehr und schliesst mit dem Karlsbader Kongress und der Wiener Schlussacte. Die Niederlande, Skandinavien, Russland, Italien und die Schweiz füllen (diess beweist, dass der Verf. seine Aufgabe sehr richtig gefasst hat) zusammen kaum zwanzig Seiten, wo man indessen das, was man unter den Nachrichten, welche die Zeitungen durcheinander mengen, brauchen kann, gesichtet, geordnet und festgehalten findet. Den Schluss macht der zweite Zeitraum der französischen Geschichte 1820—1825. Im zweiten Bande ist dann mit Recht für den Zeitraum von 1820—1825, der Geschichte von Spanien und Portugal, von Italien, von Griechenland und von Grossbrittannien der erste Platz gewidmet. Diese Geschichten füllen 183 Seiten, Deutschland nur 20. In diesem Zeitabschnitt hat der Verf. auch dem nordamerikanischen Freistaat und den südamerikanischen, jedem einen Paragraphen gewidmet. Der dritte Zeitraum, 1825—1830, beginnt mit Russland, dann folgen Frankreich, Spanien und Portugal, Grossbrittannien, und auf wenigen Seiten das Nöthige von Deutschland, Oesterreich, Preussen und der Schweiz. Den wichtigen Zeitraum von 1830—1840 hat der Verf. in folgender Ordnung behandelt: Niederlande, Belgien und Holland; der polnische Aufstand und Freiheitskampf. Diesen beiden Geschichten hat der Verfasser besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und sich mit Glück bemüht, seine Erzählung anziehend zu machen. Von Polen geht er zu Spanien und Portugal über, lässt dann die Geschichte der letzten französischen Revolution folgen und schliesst mit der Geschichte von Grossbritannien und von Deutschland.

Diess mag zur Beurtheilung der Brauchbarkeit des Buchs genug seyn. Was die Lesbarkeit angeht, so hat dem Ref. der zweite Theil vor dem ersten darum besser gefallen, weil in diesem der Styl etwas schwülstig und gedehnt war, im zweiten aber von aller Affectation und Künstlichkeit frei ist; man findet keine Declamation und poetische Prose. Es sind, wie es sich für ein solches Buch

Digitized by Google

geziemt, die Thatsachen einfach und gedrängt erzählt. Selbst bei den grausen polnischen Geschichten hat der Verf. das richtige Maas zwischen kalter Dürre und declamatorischer Ausführlichkeit ganz gut getroffen. Was die Vollständigkeit angeht, so wird man aus der vorhin mitgetheilten Inhaltsanzeige der beiden Theile sehen, dass der Verf. nicht blos die europäischen Angelegenheiten, sondern auch die der amerikanischen Staaten erwähnt hat. Was den Orient betrifft, so ist der Verf. nach dem, was er im zweiten Bande S. 92—137 von den griechischen Angelegenheiten berichtet hatte, noch am Schlusse dieses Theils S. 690—694 unter der Ueberschrift: „die orientalische Frage“ auf die griechischen und türkischen Angelegenheiten zurückgekommen.

Zu loben ist ferner noch an der Arbeit des Dr. Hermann von Rotteck, dass er zuerst überall die Literatur sorgfältig angegeben und, ohne zu citiren, was bei einem Buche wie das seinige lästig und unpassend gewesen wäre, doch überall Bücher angeführt hat, wo man das Nähere lesen kann. Ausserdem hat er mit grosser Pietät alle Stellen in den Papieren seines Vaters, welche sich auf irgend einen im Buche erwähnten Punkt bezogen, eingerückt und bemerkt, dass diese bestimmte Angabe oder dieses Urtheil und dieser Gedanke seinem Vater angehöre. Diess wird besonders den zahlreichen Freunden des verstorbenen Hofrath von Rotteck lieb seyn, welche auf sein Urtheil ein sehr grosses Gewicht legten, und also seine Autorität für gewisse Behauptungen respectiren. Ref. will von den sehr zahlreichen Stellen, wo des verstorbenen Rotteck's Worte angeführt werden, nur ein paar ausheben, um zu zeigen, auf welche Weise der Sohn die hinterlassenen Papiere des Vaters benutzt hat. Am häufigsten ist das bei deutschen Angelegenheiten geschehen. So findet man im zweiten Theil S. 194 und 195 im Text selbst zwei Seiten, welche Bemerkungen des ältern Herrn von Rotteck über die sogenannte Wiener Schlussacte enthalten. Auf den folgenden Seiten findet man, was Ref. im Vorbeigehen bemerken will, alle diejenigen historischen Notizen, die man nöthig hat, um die neuesten Streitigkeiten über das Wiener Conferenzprotokoll, und was damit zusammenhängt, zu verstehen. Ueber den Aufstand der Belgier gegen die Holländer hat hernach S. 376 und 377 der Sohn wieder eine längere Stelle (ein Urtheil) aus den Papieren seines Vaters in den Text gerückt; S. 381 ein anderes über Englands Verhältniss zu Belgien. Seite 419 ist aus dem ältern von Rotteck ein drohender Spruch über die Feinde

Digitized by Google

Polens eingerückt. Der Satz ist recht gut gesagt, doch steht es überall schlimm um die historischen Prophezeiungen. Ein Beweis ist des General Foix berühmtes — mais ils n'en sortiront pas — in der französischen Deputirtenkammer, als die Oesterreicher 1820 in Calabrien eindrangen. In den folgenden französischen Geschichten sind wieder sehr viele Stellen aus Karl von Rotteck's Papieren eingerückt. Besonders im Schlussartikel des zweiten Bandes über die deutsche Geschichte von 1830—1840 wird man sehr viele Stellen aus den Papieren oder aus den Reden des verstorbenen Hofrath von Rottek, eingerückt finden, welche dazu dienen sollen, durch die Thatsachen, die leider keineswegs erfreulich sind, freisinnige Bemerkungen in ihr wahres Licht zu setzen.

Weltgeschichte in einer Reihe von Quellenauszügen, versucht von Moriz Ritter von Ostrow. Erster Theil 424 S. Zweiter 444 S. in 8. Wien, gedruckt bei A. Stranss's seel. Wittwe & Sommer. 1844.

Der Verf. dieses Buchs, ein angesehener Verwaltungsbeamter in Gallizien, hat sich bemüht, die ganze Geschicate bis auf unsere Zeiten in diese beiden Bände, nach einer ihm eigenen Idee, zusammen zu drängen; Ref. glaubt dem Wunsche desselben, dass seines Buchs in diesen Jahrbüchern möge gedacht werden, am besten dadurch zu entsprechen, dass er genau angibt, welche Ansichten er hat, und welchen Zweck er verfolgt. Im Allgemeinen bemerkt er, dass der Verf. Unterhaltung und Belehrung verbinden und einen populären Vortrag über die allgemeine Geschichte aus einzelnen Stellen der vorzüglichsten Schriftsteller zusammensetzen will. Diese übersetzten Stellen sucht er durch seine eigene Erzählung unter einander zu verbinden. Nur die Absicht des Verf. will Ref. näher bezeichnen, die Ausführung überlässt er den Lesern im Buche selbst aufzusuchen. Ref. ist nämlich zu wenig mit dem Bedürfnisse des grossen Publicums bekannt, um sich ein entscheidendes Urtheil über die ausschliessend für dasselbe bestimmten Bücher anmassen zu dürfen; er glaubt daher seine Pflicht gegen den Verf. und gegen das Publicum erfüllt zu haben, wenn er den Verf. selbst reden lässt.

Der Verf. sagt in der Vorrede zum ersten Theil, der Gedanke, welcher der Becker'schen Weltgeschichte zu Grunde liege,

Digitized by Google

griechisches Leben durch Bruchstücke aus Homer's Iliade und Odyssee zu schildern, sey ihm so genial vorgekommen, dass er bedauert habe, dass er nicht durchgeführt worden, d. h. dass nicht das römische Leben auf ähnliche Weise bildlich, wie er es nennt, dargestellt worden. Er habe ferner gemeint, dass Scenen aus Ariost, Cervantes, Camoens, Shakespeare, Molière, Schiller und Göthe auf dieselbe Weise für das neuere Leben hätten gebraucht seyn sollen; doch habe er nicht gewagt, das zu thun, was Becker unterlassen; er habe daher, um Becker's Zweck zu erreichen, nicht die Dichter, sondern die Geschichtschreiber abgehört.

Es schien mir am zweckmässigsten, fährt er weiter unten fort, griechisches Leben in Auszügen Herodot's, Plutarchs, Thucydides und Xenophon's; römisches Leben in Auszügen aus Livius, Sallust, Julius Cäsar, Vellejus und Tacitus zu schildern. Jeder solche Auszug ist sonach Geschichtserzählung und Beweisstelle zugleich, dient aber doch der Darstellung der Idee eines Ganzen. Nachdem er einige Worte über die Art, wie er die Stellen aus den Hauptquellen ergänzt, oder die Lücke zwischen Stelle und Stelle durchaus den Nebenquellen entlehnte Stücke ausgefüllt habe, fährt er fort: „Dichter und Philosophen nennen die Weltgeschichte den Roman des Menschengeschlechts, oder das göttliche Epos des Weltgeistes. Nach dieser Ansicht, deren Richtigkeit von selbst einleuchtet und wohl keines Beweises bedarf, muss auf die Darstellung derselben die Form eines Romans oder Heldengedichts angewendet werden."

Weiter unten (S. IX.) setzt er hinzu: „Nach meiner Ueberzeugung soll sich die Darstellung nach den Gegenständen richten, und ich schliesse nicht die synchronistische Methode aus, wo sie sich den Thatsachen am besten anpasst, gebe aber in den meisten Fällen der ethnographischen, oder eigentlich der episodisch-ethnographischen den Vorzug, weil sie der Haltung des Epos am nächsten kommt. — — — In Beziehung auf die erwähnte zweckmässigste Darstellungsweise der Geschichte aus den unmittelbaren Stimmen der Völker ist noch Eins zu erwähnen, was von den meisten Historikern wenig oder gar nicht berücksichtigt oder benützt wird, was aber meines Erachtens zur Schilderung des Volkslebens und zum Verständnisse gerade der wichtigsten Ereignisse ganz besonders entscheidend ist. Ich meine die Staatsreden, welche von Königen, Heerführern und Staatsmännern bei Anlässen, die meistens einen Wendepunkt in der Geschichte ihres Volks oder

Digitized by Google

des Menschengeschlechts bildeten, gesprochen werden.“ Nachdem der Verf. sich über diesen Punct ausführlich erklärt, und Alles, was man gegen die Aufnahme solcher rhetorischen Producte in die ernste Geschichte erinnern könnte, gründlich widerlegt hat, fährt er S. XI. fort:

„Ja, diese Reden verleihen der Geschichtserzählung ein dramatisches Interesse. Ich war demnach bemüht, ganz vorzüglich diesen Stoff auszubeuten, und die Helden und Staatsmänner durch ihre eigenen Reden sich darstellen zu lassen. Um die Aufgabe einer gedrängten und doch anschaulichen Uebersicht der Weltgeschichte zu lösen und den Lesern nicht in den letzten Bänden dasjenige wieder vergessen zu lassen, was sie in den ersten Bänden gelesen hatte, soll das Werk den Umfang eines mässigen Romans von zwei Bänden nicht überschreiten.

Ref. glaubt, dass der Verf. seine Ansicht der Geschichte und die Art, wie er sie zu behandeln denkt, so genau und richtig angegeben hat, dass man kein Wort hinzu zu setzen braucht, um Leser, wie sich Ref. die dieser Jahrbücher denkt, in den Stand zu setzen, selbst ein Urtheil zu fällen. In Oesterreich ist übrigens das Buch eine merkwürdige Erscheinung, da es, was man auch davon halten mag, durchaus nicht in dem dort in Schulen und Universitäten vorwaltenden Geiste oder nach dem Schlendrian der Compendien geschrieben ist.

Der erste Theil handelt von Persern und freien Hellenen auf 171 Seiten, dann auf 16 Seiten von Philipp und Alexander; den Rest des Bandes füllt die römische Geschichte von der Erbauung Rom's bis auf das Ende des weströmischen Reichs. Der zweite Theil handelt zuerst vom Mittelalter unter folgenden Rubriken:

Longobarden, Westgothen, Angeln, Sachsen und Jüten, Franken, Slaven. Weltreich der Araber, Weltreich Carl's des Grossen, Rom's zweites Weltreich, Volksleben im Mittelalter, byzantinisches Reich, Mediceer; Folgenreiche Erfindungen, Entdeckungen zur See Alles auf 128 Seiten. Die neuere Geschichte hat folgende Rubriken:

Anfang der Reformation, das Haus Habsburg, das Haus Bourbon, die Engländer, das Haus Romanow, das Haus Hohenzollern, Polens erste Theilung, die nordamericanische Revolution.

Diess Alles ist auf 161 Seiten abgehandelt. Von Seite 289 bis Seite 444 wird die neueste Geschichte bis auf unsere Tage, d. h. bis auf die Julirevolution, erzählt, auch ist noch ein Ab-

Digitized by Google

schnitt über America, über die orientalische Frage und über Englands Weltherrschaft zur See beigefügt.

Schlosser.

SCHWEIZERISCHE GESCHICHTSLITERATUR.

Geschichte der letzten Kämpfe Napoleons. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott. In zwei Theilen. 8. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1843.

Inmitten eines arbeitsamen, seit den Jahren der Mündigkeit auf ein grosses Ziel, die Geschichtschreibung, unverwandten Blicks gerichtet, starb Konrad Ott aus Zürich, kaum 29 Jahre alt*). Dennoch hat er bei solcher Jugend, welche die meisten Sterblichen entweder verträumen oder als Vorbereitung zu künftigen Lebenszwecken benutzen, das Werk eines gereiften Geistes erdacht und meistens glücklich ausgeführt, sich selber und dem Haupthelden des Buches ein bleibendes Denkmal gesetzt, den Seinigen aber gerade dadurch den allein gültigen Trost des nicht ausgehenden wissenschaftlichen Gedächtnisses bereitet. Aechte Ehr- und Ruhmesliebe nämlich findet hauptsächlich darin Befriedigung, dass sie entweder nennenswerthe Thaten vollzieht oder darstellt, bisweilen bei besonderer Gunst des Schicksals jene zwiefache Richtung mit gleichem Nachdruck und Erfolg zu verbinden trachtet. Diesen Höhepunkt haben jedoch in Folge menschlicher Beschränktheit nur wenige erhabene Geister gewonnen, wie bei den Römern C Jul. Caesar, bei den Teutschen der grosse Friedrich von Preussen. In der Regel sind die Urheber glänzender, tief eingreifender That nicht Meister des beschreibenden Worts gewesen. Letzteres bringt beimgegangenen Kriegesfürsten, Gesetzgebern, Seefahrern und Entdeckern eine Art geistiger Auferstehung, indess Dichter, Künstler und Denker in ihren Liedern, Gemälden und Bildwerken, Systemen und Speculationen, fortleben, nicht des Geschichtschreibers, nur allfällig des Auslegers bedürftig. Der Kriegsheld dagegen,

*) Vergl. Konrad Ott, Eine biographische Skizze von Dr. Honegger. Glarus. 1844. 8.

Digitized by Google

mag er erobern oder abwehren, oft auch der Staatsmann, mag er rein das Alte bewahren oder Neueres einleiten und befestigen wollen, sind ohne den Griffel der historischen Muse bei allem Reichthum — Bettler. Denn in dem Wechsel der Zeiten und ihrer Schwingungen gehen, zumal Undank und Gleichgültigkeit der meisten Menschen hinzutreten, gar leicht die Schöpfungen des Feldherrn und Gesetzgebers theils unter, theils treten sie in das täuschende Zwielicht mündlicher Ueberlieferung und sorgloser Sage. Nur die kritische Forschung und besonnene Composition des Historikers geben Männern der That festen Wohnsitz nach dem Tode und hindern das unstäte Umherirren ihrer müden Geister, welche an der Hand des Geschichtschreibers über den Strom der Vergangenheit setzen und im Nachhall längst stumm gewordener Werke die Ruhe des Elysiums finden. Dieses Loos ist dem ehemaligen Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, noch nicht beschieden; es fehlt der historische Chron, um den Riesenschatten mit sicherer Hand über den Styx zu führen. Noch lange wird jener klagend an den Ufern des schwarzen Gewässers umherirren, bis endlich der ersehnte Steuerer nahet, der Kahn langsam, wie wenn er Tausende trüge, den einsamen Kriegsfürsten zu dem Reich des Todes geleitet und dem kleinen Kreise verwandter Geister anschliesst. Tritt man aus diesem freilich bekannten, aber treffenden Bilde heraus, so ergibt sich die nüchterne Wahrheit, dass Napoleon Bonaparte trotz seiner tief einschneidenden Wirksamkeit im Guten und Bösen bisher keinen der Aufgabe gewachsenen Geschichtschreiber gewonnen hat. Denn hier hindern Hass und Leidenschaft, dort Affenliebe und Eitelkeit die gemessene, dennoch lebhafte Auffassung der Wahrheit. Der Franzose schafft ein Götterideal, dem von der Wiege an bis zum Grabe kein Zug der Vollkommenheit fehlen soll, der Fremde gestaltet einen Adramelech und Beelzebub, welcher erzbös von Natur nur Arges ersonnen und ausgeführt habe. Wenigen fällt dabei die Frage nach dem Bildungsprozess jenes kolossalen Menschen ein, welcher anfangs für das Grosse eines Volks und Gemeinwesens, darnach einer selbstsüchtigen Persönlichkeit schwärmt und an der Grossmännersucht, der genialsten, aber schlimmsten Krankheit, stirbt. Wie manche kleinliche Natur hat sie selbst in unsern Tagen aufgeblähet und vom Pfade der Tugend abgeführt, wie manchen fruchtbaren Keim in für das Grosse empfäng-

Digitized by Google

lichen Seelen durch den Gifthauch winziger Selbstsucht getödtet! — Die volle Entwicklung des bald geschmäheten, bald gepriesenen Sohnes der Revolution aber, welche er selbst zu bändigen und zu verschlingen strebt, liegt nicht in dem Glanzpunkt und in der Mittagssonne des herrschenden Kaiserthums, sondern in der Jugendhitze des Freistaats und der Sterbestunde des Militärreichs. Dort wie hier offenbart Napoleon Bonaparte den wuchtvollen Inbegriff seines schaffenden und zerstörenden Genies, seines unbiegsamen, ehernen Characters, während er in den Tagen unbestrittenen Glücks nur zu oft wirren, phantastischen Planen nachgebet und desshalb auch dem Willen die nothwendige Stahlkraft entzieht. An die Wiege der Republik und den Sarg des Kaiserthums ist das Aufgebot jener geistigen und sittlichen Kräfte vertheilt, aus denen die eigentliche Grösse des vorragenden Mannes entspringt. Den letzten Ausgangspunkt desselben oder die Kämpfe, unter welchen das Französische Militärreich auf eigener Erde aus allen Fugen wich, behandelt das vorliegende Werk. Es umspannt den kurzen Zeitraum von zwanzig Monaten, innerhalb deren ausserordentliche Kriegs- und Staatshandlungen, unerwartete Glückswechsel und Abentheuer begegnen, Schwert und Diplomatik, Gewalt und Klugheit, menschliche Willensfreiheit und höheres Verhängniss den Gordischen Knoten bald durchhauen, bald künstlich lösen. Zwei Potenzen oder Principien wirken da auf- und wider einander, die Revolution und Restauration, jene verkörpert in Napoleon, dem Mehrtheil des Französischen Heeres und Volks, diese in der Minderheit desselben und den Massen der Verbündeten. Letzteren ist das gestörte Gleichgewicht der auf nationaler Unabhängigkeit ruhenden Staaten Europas das vornämlichste Ziel, indess die Partei Alt-Frankreichs, den verjagten Bourbonenstamm an der Spitze, die möglichste Wiederherstellung der frühern Gesellschaft erstrebt und dafür vielfach, wenn auch nur unvollkommen, die Gunst und Beihülfe des Auslandes empfängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 3. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Olt: Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's.

(Fortsetzung.)

Der restaurirenden Grundkraft fällt nach langem Ebben und Fluthen endlich der Sieg anheim, jedoch in neuer Gestaltung, welche bei dem wesentlich geänderten Ton der Denkart und Sitte eine ungewisse, verhängnissvolle Zukunft in ihrem Schoosse trägt (Vorrede 8). So greift der Sturz Napoleon's in die Gegenwart ein und birgt feindselige Stoffe, deren Ausgleichung noch nicht gefunden ist. — Für den Ausbau seines auf diese Weise entworfenen und gegliederten Werkes hat der Verfasser bei siebenjährigem Fleiss keine Mühe gescheut, dafür die mannichfaltigste Literatur Frankreichs, Englands und Teutschlands benutzt, Paris und die Hauptschlachtfelder besucht, seine kriegswissenschaftlichen Darstellungen prüfenden Fachmännern vorgelegt, viele Zeugen der grossen Ereignisse abgehört, mit Gelehrten Frankreichs und Teutschlands für die Entdeckung neuer oder der besten Quellen Rath suchenden Briefwechsel geführt, endlich die Verarbeitung seines reichen Stoffes mit aller möglichen Sorgfalt vollzogen. Selten sind Urtheile in den Gang der einander bedingenden und treibenden Begebenheiten eingeflochten, ohne dass diese gegenständliche oder objective Ruhe der nothwendigen Wärme des Erzählers entbehrt. Die Sprache ist ernst und würdig, sie springt weder in kurzen, abgerissenen Sätzen, welche der Oberflächlichkeit gefallen, wie auf einem Tanzboden umher, noch verliert sie sich in schwerfälligen, rhetorisch abgesteckten Redegliedern; es ist ihr vielmehr meistens gelungen, die angemessene Mitte zu bewahren; bald verweilend, bald angespannt je nach der Beschaffenheit des Stoffes. Belegstellen und erläuternde Anmerkungen fehlen, weil der Verfasser wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Lesers nicht stören wollte und den Brauch der classischen (antiken) Historiker vor Augen hatte. Solchem Verfahren kann man jedoch nicht beistimmen; ein kritisches

Digitized by Google

Geschichtswerk bedarf auch der äussern, in die Sinne fallenden Beglaubigung (Documentirung). Jede von diesem Grundsatz abweichende Methode führt über kurz oder lang auf Irrwege. Die Geschichtschreibung dient der Wahrheit und dem Recht, eben desshalb des Zeugenverhörs, der Beweise bedürftig. Davon mag sie abstehen in reinen, untergeordneten Volks- oder Elementarschriften, nicht in wissenschaftlichen, um der Sache willen entstandenen Compositionen. Längeres Leben würde den Verf. davon sicherlich überzeugt haben; sein Sinnen und Streben wenigstens gestaltete sich so innerlich und strenge, dass alle Rücksichten auf die Bequemlichkeit des Lesers, etwa des sogeheissenen gebildeten Publicums (des Culturmichels), mit der Zeit gänzlich hätten fallen und verschwinden müssen. Auch der oberste politische Gesichtspunkt, welcher Revolution und Restauration als feindliche, um den Sieg ringende Grundkräfte betrachtet, würde bei wiederholter Prüfung hinsichtlich des Umfanges und der Persönlichkeiten etliche Modificationen erlitten haben. Napoleon nämlich ist als Kaiser keineswegs der unbedingte Repräsentant des Revolutionsprincips; er handelt ihm vielmehr vielfach mit seinen Angehörigen entgegen, versetzt die Volksgewalt in den neuen Thron, stellt den Adel, die Majorate und anderweitige Vorrechte wieder her, behandelt Senat und Kammern als willenlose Werkzeuge, erklärt nach Belieben Krieg, Frieden, Bündnisse und Verträge; Sohn und Schirmer der Revolution bleibt er dagegen im Erobern, Festhalten der staatsbürgerlichen Gleichheit vor dem Gesetz (code), der Militärconscription, dem Begriff des Nationalguts und damit verwandter Gegenstände. Andererseits ist die Gegenbewegung, namentlich der Teutschen, durchaus nicht auf Restauration von vornen herein gerichtet, so häufig auch spätere Ereignisse und Grundsätze einem andern Wege folgten. Der König von Preussen, Friedrich Wilhelm III., z. B. verhiess eine förmliche Repräsentation des Volks, eine aus den Provinzialständen gewählte Repräsentantenkammer, welche über alle Theile der Gesetzgebung mit Einschluss der Steuern berathen sollte (Edict vom 22. Mai 1815. bei Pölitz, Europäische Constitutionen I, 1, 55), handelte also gar nicht im Sinn und Wesen der Restauration. Denn ein Altes der Art, wie es in dem Edict angedeutet wird, bestand nicht. Alle Aufrufe der Preussischen Befehlshabe und selbst der Russischen verkündeten Freiheit, volksthüm-

Digitized by Google

lichen Fortschritt und fanden hauptsächlich deshalb weiten, stürmischen Nachhall. Hunderttausende erhoben sich wie ein Mann, nicht nur um den äussern Feind abzutreiben, sondern auch im Eifer für die Besserung des Teutschen Gemeinwesens, und starben in dem Glauben an die Nähe einer schönern, freiern Zukunft. Wenn diese, später Gegenwart, vielfach hinter den Aussichten und Hoffnungen kraftvoller Umschwungsjahre zurückblieb, so stehet die Schuld nicht bei den Männern des damaligen Rathens und Thatens, sondern bei den filzigen, ehr- und selbstsüchtigen Erben und Nutzniessern jener grossen Zeit. Die streng richtende Geschichte aber, welche den Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen nicht nach dem Ausgang beurtheilt, wird sich vor einseitigem Spruche hüten und eben deshalb die an dem Umsturz des Französischen Kaiserthums arbeitenden Kräfte nicht ausschliesslich dem Bereich der Restauration zuschreiben, sie vielmehr zumeist in dem Gebiet des verjüngenden Princips suchen und als wirksame Fortsetzung jener Reformentwürfe betrachten, zu welchen in den Jahren der Unterdrückung Noth und freie Wahl manchen Staat leiteten. — Diesen Gründen gegenüber erscheint der politische Ausgangspunkt des Verfassers zu unbestimmt und zu einseitig; denn Napoleon verkörpert als Universalherrschaft erstrebendes Oberhaupt eben so wenig ausschliesslich den reformatorisch-revolutionären Hebel als die Liga der Fürsten und Völker den rein historisch-restaurirenden. Es wäre daher besser gewesen, den gesammten dualistischen Gegensatz auf dem Titel wegzulassen und sodann naturgemäss auch in der Ausführung zu beschränken. — Nach dieser vorläufigen Orientirung wird es zweckmässig seyn, die einzelnen Abschnitte des Werks zu bezeichnen und hin und wieder theils zu ergänzen, theils bei abweichender Ansicht zu berichtigen. Das erste Kapitel, Friedensversuch überschrieben, versetzt den Leser vom Leipziger Schlachtfeld in das Frankfurter Hauptquartier und schildert die von Oestreich ausgegangenen, fruchtlosen Friedensvorschläge. Im zweiten Kapitel folgt die Charakteristik der Alliirten, von welchen Kaiser Alexander gegenüber dem Russischen Feldzuge zu weichlich und zu leidend aufgefasst ist (S. 15). Es genügt, für das Gegentheil, den im Kampfe um Seyn oder Nichtseyn entschlossenen eisernen Willen des Czaars, ein kurzes Schreiben Gneisenaus (London, 15 Jänner 1813) hervorzuheben. „Auf den Frieden (welcher haupt-

Digitized by Google

sächlich an Alexander's Festigkeit scheiterte) hatte Bonaparte gerechnet, auf den in der feindlichen Hauptstadt zu erzwingenden Frieden. Er hat fehl gerechnet, und hierin, in diesem Rechnungsfehler, liegt allein die Veranlassung unserer neu auflebenden Hoffnungen; ohne diesen Rechnungsfehler hätten wir alle das stürzende Gebäude nicht halten können." (S. v. Dorow's Denkschriften und Briefe II, 219.) — Die Ansicht, Holland habe sich bei der blossen Annäherung der Verbündeten überall erhoben und selbst befreit (Seite 21), ist irrig; man kann sagen: „Holland (gab) das Gut, Preussen das Blut", so durchaus gleichgiltig gegen Festungskrieg und anderweitige Fehde blieben die sonst patriotischen Eingebornen. Sie nährten und verpflegten den General Bülow und die Waffengefährten desselben auf alle mögliche Weise, aber an den Feldunternehmungen hatten sie nur geringen Antheil. Den eigentlichen Anstoss zu dem Holländischen Unternehmen gab nächst dem auf eigene Verantwortlichkeit hin handelnden General Bülow (23. Nov. S. v. Damitz, Geschichte des Feldzugs von 1814. I. S. 90) der General Gneisenau, welcher um jeden Preis mit Blücher weitere Offensive erstrebte und dem geschlagenen Feinde keine Ruhe noch Rast gönnen wollte. (S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. III, 500). Diese practisch-entschiedene Stimmung, welcher nichts Halbes (hört!) gefiel, ist ein besonderes Merkmal der damaligen Preussen gewesen; sie strebten vorwärts und hatten, reich an Thaten, arm an leeren Worten, allerdings mit vielen andern Teutschen den Entschluss, bei minderer Lockerheit des grossen Bundes auch die Kraft, nicht den Rhein, sondern die Vogesen und Ardennen als Teutschlands geschichtliche Gränzen zu behaupten. Aber eine unerlässliche Bedingniss, die stärkere Einigung und Concentration Teutschlands, war schon deshalb schwer nachzuholen, weil der von Oesterreich unterhandelte Rieder-Vertrag mit Baiern (October 8. 1813) eine freiere Bewegung vielfach gelähmt und staatsrechtliche Begriffe des alten aufgelösten Rheinbundes, namentlich die Souveränität der einzelnen Staaten, beibehalten hatte. Aehnliche Betrachtungen konnten immerhin an den Platz der etwas ironischen Kritik treten, welche (S. 27 und 29) den Flug des auf Elsass und Lothringen gerichteten Patriotismus trifft. Denn E. M. Arndt's Büchlein: „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Gränze", sprach keine vereinzelte, son-

Digitized by Google

dern wirklich volle, bereits in die Masse eingedrungene Stimmung aus. — Das dritte Kapitel schildert treu die Wünsche und Entwürfe der etwas heruntergekommenen Bourbonen, welche sich hauptsächlich an die Grossmuth und Politik des Kaisers Alexander anklammern. Im vierten Kapitel wird eben so wahr als anschaulich Napoleon zu Paris geschildert und die imperatorische Energie hervorgehoben, durch welche die constitutionelle Regung der Kammern ihre Rüge bekommt. Ob der Advokat Lainé bei der Abfassung seines freimüthigen Berichts gerade die Nachwelt im Auge behielt? diese Frage möchte man eher verneinen denn bejahen. Unserm Dünken nach handelte der Französische Kaiser damals und später ganz in der Regel; man bedurfte der That, nicht des theoretischen Geschwätzes, welches mehr lähmen denn kräftigen musste. Im fünften Kapitel, Eröffnung des Feldzuges überschrieben, fehlen für das Gefecht bei Brienne (29. Jänner) mehre durchaus bezeichnende Züge, z. B. die persönlichen Gefahren Blücher's und Napoleon's. Der erstere wurde, wie auch das Buch kurz andeutet, auf dem Schloss durch einen in den Kellern und Gärten verborgenen Hinterhalt überfallen, der andere um 3 Uhr bei dem Walde von Valantigny durch Russische Reiterei so heftig angegriffen, dass er mit genauer Noth entrann (s. von Damitz II, 434). Fortan tritt in den nächsten Wochen die diplomatische und strategische Kunst des Französischen Kaisers auf eine glänzende Weise hervor. Es gelingt ihm nämlich, unter dem Schein der Mässigung die Verbündeten für die Beschickung des Friedenscongresses von Chatillon (3. Februar bis 15. März), welchen das siebente Kapitel schildert, zu gewinnen. Dadurch kamen Ungewissheit und Stocken in die kaum begonnenen Operationen, namentlich des Fürsten von Schwarzenberg. Denn dieser hatte nach der Aussage Kaisers Alexander sogar den geheimen Befehl erhalten, mit seinen Massen nicht auf das rechte Seineufer herüberzugehen (von Damitz, II, 74), ein Benehmen, welches, da die Fortsetzung des Kampfes bei den Friedensdebatten vorbehalten blieb, bald den schlimmsten Ausgang für die Züge der Seitenheere haben musste. Denn Napoleon fand plötzlich seine jugendliche Schnellkraft und adlermässige Schärfe wieder, ging in den Angriff über und errang an der Marne und Seine, wider Blücher, Sacken und den Kronprinzen von Würtemberg sprungweise thätig, entschiedene, wenn

Digitized by Google

auch nicht folgenreiche Siege (10—18 Februar). Diese für jeden Theil ehrenhaften, insonderheit dem an Zahl und Hülfsmitteln schwächern Franzosen ruhmvollen Schlachten erzählt das achte Kapitel treu und anschaulich. Jedoch hätte es für den berühmten Rückzug der Preussen und Russen hinter Champaubert nach dem Walde von Etoges (14. Februar) und die vorangegangenen Gefechte einlässlicher seyn können. „Wenn ich," sagte z. B. der Felmarschall Blücher, auf allen Seiten umringt, zum Chef des Generalstabes, Gneisenau, „heute nicht umkomme, so ist mir ein langes Leben beschieden; ich hoffe, in der Zukunft Alles wieder gut zu machen." Diesem kühnen Muth, welcher begangene Fehlgriffe besserte, entsprach auch das Glück; auf Flanken, Rücken und Seiten von feindlicher Reiterei in Masse angegriffen, widerstand das Fusavolk und erreichte unter Musik und Gesang neben Trommelschlag den rettenden Wald, bald darauf die Stellung bei Bergeres (s. von Damitz, II, 177). Kaum in Chalons angelangt und durch frische Mannschaft verstärkt, zerriss Blücher den bereits angeknüpften Unterhandlungsfaden (24. Februar) und gab durch den Marsch auf Sezanne (25. Februar) den Ausschlag in der eingetretenen Krisis. Denn fortan folgte gemach auch das grosse Heer der begonnenen Offensive, deren Zielpunkt Paris war, und nahm die Diplomatik, von der militärischen Nothwendigkeit bedrängt, für die Dauer des ganzen Feldzugs eigentlich ihren wohl verdienten Abschied. Selbst Fürst Metternich verzagte an gütlicher Beilegung, schrieb jedoch noch am 18. März, drei Tage nach dem Bruch des Kongresses in Chatillon, an Caulaincourt unter anderm: „Ich werde immer auf derselben Linie bleiben. Sie müssen unsere Gesichtspunkte (nos vues), unsere Grundsätze, unsere Wünsche kennen. Die erstern sind ganz Europäisch und folglich Französisch (feine Schmeichelei), die zweiten bringen es mit sich, dass Oestreich sich stets um die Wohlfahrt Frankreichs bekümmert, die dritten stimmen zu Gunsten eines Oestreich so innig verbundenen Dynasten. — Noch hängt es von Ihrem Herrn ab, Frieden zu schliessen; binnen kurzem wird es vielleicht unmöglich seyn. Der Thron des vierzehnten Ludwig nebst den Gewinnsten des fünfzehnten Ludwig darf nicht auf eine Charte gesetzt werden. Ich werde alles Mögliche thun, den Lord Castlereagh etliche Tage hinzuhalten. Ist dieser Minister einmal abgereist, wird man keinen Frieden mehr schliessen." (Lebensbilder

Digitized by Google

III, 499). Es ist fast eine Beleidigung, wenn man gewöhnlich dem Oesterreichischen Bevollmächtigten eitele Heuchelei unterschiebt und sich darüber freut, den Kaiser Napoleon an- und abgeführt zu haben. Im Gegentheil herrschten so grosse Zerrissenheit und Abspannung im Hauptquartier, dass ohne Napoleon's Starrsinn und die vorwärts drängende Kraft der Blücherschen Offensive ein Halbwerk, d. h. ein Friede, zu Stande gekommen wäre. Denn lähmende Ungewissheit trat selbst bei etlichen Diplomaten und Feldherrn da ein, als der Feind im unberathenen, leichtfertigen Augenblick nach dem Treffen bei Arcis (20. März) eine Rücken- und Seitenbewegung gewählt, dadurch aber die Hauptstadt blossgestellt hatte. Der gemeine Soldat, wenn man ihm auf der Charte die Stellungen zeigte, rief: „nach Paris! nach Paris!", die höhern Bedenklichkeiten aber mussten hauptsächlich vor dem Schwerte des Schlesischen, nordwestwärts drängenden Heeres und dem entscheidenden Willen Alexander's weichen. Das alles hat der Verfasser, wenn auch meistens nach Französischen Quellen, gut und wahrhaftig in den Kapiteln 8—10 beschrieben. Seine Vorliebe zu dem bedrängten Kaiser entfernt nicht den unparteiischen Standpunkt; nur darin mag er irren, dass der kecke, auf etwanige Fehler und Blössen der Gegner gestützte Zug in den Osten Frankreichs als eine letzte, wohl berechnete und eingeleitete Unternehmung aufgefasst wird. Napoleon nämlich beging hier wie einst in Teutschland durch das eigenwillige, überlange Festhalten der Elbelinie einen strategisch-politischen Fehlgriff der Art, dass keine Anstrengungen ihn verbessern konnten. Warum sollte denn auch ein grosser Feldherr keine Querstreiche begehen? Es ist das etwas Menschliches; die Geschichte aber besitzt keinen Beruf, überall makellose Persönlichkeiten zu erblicken. Was man gewöhnlich für die nennlosen Leiden des Französischen Volks durch die Verbündeten anführt und auch Ott gebraucht, um den östlichen Zug zu erklären (S. 159), das alles ist sehr übertrieben und nur eine Kleinigkeit im Wiedervergelten der Kriegsübel. Der Soldat suchte bei schneidender Kälte Wärme; in der oft baumlosen Champagne blieb ihm daher häufig kein anderes Hülfsmittel, als Einreissen der Häuser, Zäune, Ställe, auch wohl Anzünden der Reben, welche bisweilen in langer Reihe brannten. Vergrub oder barg der Bauer seine Mundvorräthe, der hungrige Krieger musste Gewalt anwenden. Da nun bei steigen-

Digitized by Google

dem Mangel und häufigem Wechsel des Waffenglücks die Bewohner feindseliger wurden, in die Waldungen liefen, aus ihnen und andern Verstecken über Nachzügler und Wachen herfielen, so musste zuletzt abschreckende Strenge der weitern Entwickelung des erwachenden Volkszornes Ziel setzen. Bisweilen trieb auch Rachegefühl zur Wiedervergeltung des in der Heimath oft und lange geduldeten Ungemachs. — Die Lage und Stellung der aus ihren Traumwolken aufgerüttelten, hin und wieder im geheimen bearbeiteten Pariser schildert das zehnte Kapitel, während im eilften Napoleon's Umkehr zur Hauptstadt beschrieben wird. Darauf folgen die Alliirten von Paris (Kapitel 12) und die entscheidende, auf beiden Seiten mit gleicher Wuth und Anstrengung gestrittene Schlacht (Kapitel 13). Französische Berichte, denen auch Ott meistens vertraut, haben ein zu schreiendes Missverhältniss der Zahlen in Umlauf gebracht; anfangs standen gegen 12,000 Franzosen etwa eben so viele Verbündete, darnach mochten von letztern etwa 40,000 Mann gegen 30,000 kämpfen (zwischen 10 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags), und im dritten Moment (von 2—4 Uhr) konnten etwa 60,000 Mann der Verbündeten gegen 30,000 Franzosen den Kampf durchführen. (S. von Damitz, III, 2. 369). Den Heldenmuth und die Ausdauer der Preussisch-Badischen Fussgarde bei dem Dorfe Pantin (S. von Damitz, Seite 301ff.), wo sie bei 1300 Todte und Wunde verlor, hat der Verf. nicht hinlänglich gewürdigt. An bösen Willen und allfällige Verrätherei Marmont's darf man übrigens nicht denken; der durch den kleinmüthigen König Joseph und die Betäubung der Pariser Massen vielfach gehemmte Befehlshaber that das Mögliche. Zwei Stunden Verschubs im Abschluss des Waffenstillstandes hätten das siegreiche Heer durch den Sturm wahrscheinlich in den Besitz der Hauptstadt gebracht, zwanzig bis dreissig Stunden längern Widerstandes würde dagegen hingereicht haben, um durch die Ankunft Napoleon's und seiner Waffengefährten neue Glückswechsel herbeizuführen. Denn sodann erfolgte das Aeusserste; die Verbündeten, an 200,000 Streiter stark, konnten nur wählen zwischen vollendetem Sieg oder schmählichem, durch Hunger und Feind gleich gefährdeten Rückzuge. Die Einfahrt der Verbündeten in Paris (31. März), dessen unmittelbare Lage und Stimmung der vierzehnte Abschnitt schildert, wird durch das funfzehnte Kapitel weitläuftig und treu beschrieben. Das Geschrei: vivent les braves alliés! etc

Digitized by Google

hörte man übrigens ziemlich oft und stark; es waren nicht allein Laute der royalistisch-bourbonisch Gesinnten, sondern instinctmässige Vorgefühle der von Neugier, Stolz, Ueberraschung gequälten Volkshaufen. Nun folgen, vortrefflich dargestellt, der erste April, welcher vor allem die Verherrlichung Alexander's durch Höflichkeit und Politik der Pariser Reactionäre zeigt (Kap. 16), der 2. und 3. April, dessen Hauptwerk die Absetzung Napoleon's durch den Senat (Talleyrand) wird (Kap. 17), Napoleon's und Marmont's Parallele und Charakteristik (Kap. 18), Unterhandlungen über die Regentschaft (Kap. 19), des Senats Verfassung und Abfall (Kap. 20), der Graf von Artois und die alliirten Monarchen (Kap. 21), Paris und Frankreich nebst dem Waffenstillstand (Kap. 22), Napoleon's Elbareise (Kap. 23), Ludwig's XVIII. Ankunft (Kap. 24) und der Friede von Paris (Kap. 25). Die Missstimmung der Teutschen Soldaten und Offiziere in Paris (S. 309) leitet übrigens der Verfasser nicht ganz richtig ab; die Ursache lag keineswegs in der Ueberlegenheit der Französischen Bildung und dem ungehemmten, stillen Wirken der Sitte und des Geistes der Pariser, sondern theils in dem schlechten, aus unzeitiger Grossmuth bereiteten Unterkommen, theils in der bald sichtbaren Halbheit und Schonung der eingeleiteten Friedenspräliminarien. Ueber 14 Tage musste z. B. die Preussische Garde, welche doch so bedeutende Opfer dargebracht hatte, unter freiem Himmel auf dem Invalidenplatze Biwacht halten und auch später sehr bescheidene Quartiere beziehen. Das erzeugte natürlich Unmuth und den Wunsch baldiger Heimkehr. Eben so sehr musste die Aussicht auf einen ziemlich gemässigten Frieden den Teutschen Vaterlandsfreund verstimmen, indem man sich politisch durch die eben so unkluge als ungerechte ausschliessliche Belastung Napoleon's als des eigentlichen Sündenbockes die Hände gebunden oder die Ansprüche Teutschlands auf erweiterte Gränzen der allgemeinen Europäischen Restaurationsdiplomatik untergeordnet hatte. Darum missfiel der Friede beiden Theilen; die Franzosen, deren Gebiet den Marken des 1. Jänner 1792 folgte und selbst noch etlichen Zuwachs bekam, hielten sich eben dieser Schonung wegen für unbesiegt; das alte Heer, die unentgeltliche Rückkehr der Gefangenen, steigerten natürlich das Selbstgefühl; ihm erschien die frisch eingeimpfte Bourbonendynastie mehr als ein von aussen denn innen gekommener Thronwechsel, welchen

Digitized by Google

man im günstigen Augenblick wieder abstreifen dürfe, Napoleon aber als der ächte Sprössling des freien Volksthums trat um so eher in den Nimbus des Legitimität, je bestimmter die Verbündeten unzeitig und unklug erklärt hatten, dass sie mit ihm, dem damaligen Blutzeugen des Französischen Ruhms (gloire française), nicht mit der grossen Nation den Krieg führten. Wenn also die Ausrufer schrieen: „la paix pour trois, deux, un, sous?" so konnte der Pariser selbst mit dem niedrigsten Preise sich nicht begnügen und spöttisch sagen: „la paix ne vaut pas un sous. Elle ne vaut rien." — Dem Russen und Engländer durften die Vorkommnisse schon eher gefallen; jener gewann fast die Oberleitung (Hegemonie) der Continentalangelegenheiten, dieser die Seeherrschaft und das erhebende Bewusstseyn, die Napoleonische Handelssperre gebrochen zu haben. Zwei starke, tapfere, jedoch gleichmässig zerrissene Völker zogen dagegen Nieten in der Pariser Friedenslotterie. Die Spanier bekamen ihren siebenten Ferdinand mit der Inquisition, dem Priesterthum und Krondespotismus zurück, die Teutschen, seit sie sich durch die einseitige Aechtung Napoleon's und den Rieder Vertrag die Hände gebunden hatten, mussten alles von der ungewissen, Hoffnungen und Wünsche nährenden Diplomatik, nichts von der practisch-militärischen Staatsklugheit erwarten; sie glichen Söhnen, welche um ihre Erbschaft geprellt wurden. — Wie diesen Knoten theils gespannter, theils unnatürlicher Verhältnisse menschliche Kurzsichtigkeit und schicksalsvoller Zwang schürzten, so haben ihn Willensfreiheit und höheres Verhängniss zu lösen getrachtet. Denn Friede und Restauration, welche den neuen gährenden Wein in alte, halb wurmstichige Schläuche fasste (Sinn des 26. Kapitels), konnten eben so wenig Frankreich als die grössere Hälfte Europas beruhigen. Die bewegenden Kräfte, Revolution und Freiheitsdrang, blieben und spotteten der chemischen, Niederschlag und Zersetzung suchenden, Künste. Den Kampf und Durchbruch der überwallenden Stoffe, die Krisis und neue Entscheidung, schildert der zweite Band des vortrefflichen Werkes. Napoleon auf Elba, angespannt, thätig (Kap. 1), gegenüber dem mässigen, weder Zeit noch Bedürfnisse derselben begreifenden Tuillerienpalast (Kap. 2) und der Bourbonischen, planlos restaurirenden Regierung (Kap. 3), tritt auf als empfindlicher Beobachter und heranreifender Rächer persönlicher wie allgemeiner Unbilden.

Digitized by Google

Man trennt den besiegten, nicht niedergebeugten Kaiser eines zur duldenden Ruhe verurtheilten Militärreiches von der Gemahlin und dem Sohn, man weigert ihm ausbedungene Ehren, Höflichkeiten und Geldhülfen (Pensionen), man höhnt seine Entwürfe und Thaten, sammelt über dem Haupt des noch Lebendigen alle Schmach und Lieblosigkeit eines befangenen Todtengerichts und erweckt durch das alles wie den halb träumenden Riesengeist, so die schlummernden Revolutionsparteien (Kap. 4). Aber auch der Wiener Kongress (Kap. 5) mit seinem Europäischen Pacifications- und Bilanzsystem stehet in Gefahr, Frieden und Gleichgewicht zu verlieren. Er misst mehr mit der statistisch-materiellen denn sittlich-politischen Elle die Stärke und Wohlfahrt der Staaten und Völker ab; bald zerschneidet er die Nationen wie fühllose Leichname, z. B. Sachsen, bald fügt er sie trotz des Widerstrebens durch eine Art staatsmännischer Zwangsehe zusammen, z. B. Belgien und Holland. Hier gefällt ihm die Einheit der christlichen Welt durch den Papst, welcher ohne Gegenrede den aufgelösten Jesuitenorden wieder herstellen darf, dort erscheint Teutschlands Einheit von so bedenklichen Folgen, dass man die immer noch ausführbare Idee eines Kaisers und Reichs als revolutionär verwirft und zu Gunsten der föderalistischen Souveränität (des Provinzialfürstenthums) den schlauen Einflüsterungen der Französischen Diplomatik Gehör leiht. Eben dieselbe weiset durch den gewandten Talleyrand auf die Gefahren ständischer, von dem öffentlichen Urtheil begehrter Rechtsame und Freiheiten hin, ohne dass sich wider dergleichen zudringlichen Rath bedeutende Einrede erhebt. „Messieurs!“ raunte der Fürst von Benevent, „vous voulez des Notables! — gardez vous en de les créer, ils ont perdu la France sous Calonne et Necker, et ont fomenté la révolution, ce qui Vous arrivera aussi.“ (S. Rheinischen Mercur nr. 182. J. 1815). Das fand allmählig Beifall; man verschob den unheimlichen Gegenstand und wandte sich überhaupt mehr einem provisorischen denn dauerhaften Bauplan zu. „Die Zeit duldet aber kein halbes Werk; was nicht wirklich eine Lebenskraft auf Jahrhunderte an sich trägt, das muss vergehen, und was verworren ist innerlich, wird von ihrem klar verständigten Geiste ausgeworfen.“ (Rheinischer Mercur nr. 183). Uneingedenk solcher Warnung hielt der Kongress mit so starker Einseitigkeit und Leidenschaft Nebensachen fest, dass er ob der

Digitized by Google

Sächsischen Territorialfrage einem kriegerischen Durchbruch nahe kam. Denn unaufhörlich schürten feile Menschen, bald Agenten der Franzosen, bald anderer Fremden, am Teutschen Zwietrachtsfeuer und ruheten nicht eher, bis hier Preussen und Russland; dort Frankreich, Oesterreich und England für den Sächsischen Hader förmliche Schutz- und Trutzbündnisse aufrichteten (6. Jänner 1815). Mit genauer Noth sahe man endlich den Abgrund und lenkte durch eine neue Halbheit in den geraden Pfad ein. Preussen sollte die Hälfte Sachsens, ein Stück Polens und Ländereien auf beiden Seiten des Rheins als billige Entschädigung bekommen; es nahm, obschon durch den neuen Gewinnst ziemlich getrennter Gebiete keineswegs abgerundet und vielfachen Plackereien preisgegeben, aus Liebe für die Ruhe Europas den zweideutigen, auf einer Halbheit fussenden Vergleich an (8. Februar 1815).

Diesen reichhaltigen Stoff grossartiger und kleinfügiger Interessen hatte der Wiener Kongress zu verarbeiten. Das fünfte Kapitel liefert eine treffliche Uebersicht, welcher Referent nur etliche erläuternde Bemerkungen anzuschliessen sich erlaubt. S. 97 werden die Italiänischen Karbonari als die in Kalabriens Gebirge entflohenen Republikaner Neapels aufgefasst und geschildert. Diess ist wohl nur theilweise richtig. Jene politische Secte nämlich, hervorgegangen aus der Freimaurerei und in den Jahren 1796—99 zuerst auf den Sturz der Monarchie gerichtet, nahm in der neuern Zeit durch Verbindung mit der Müratschen Partei eine andere Färbung an und verlor eben wegen der verschiedenartigen Tendenzen ihren festen Haltpunkt. Denn obgleich die Einheit Italiens das äussere, in die Sinne fallende Schlagwort lieferte, wählten die Einen Bonapartisches Regiment, die Andern den föderativen Freistaat als Form und Mittel der Verbindung. Der grosse Haufe lief wie gewöhnlich entweder blind nach oder neigte sich zur Zuchtlosigkeit (Anarchie). Die meiste, wenn auch oft betrogene Wahrheit wohnte den Republikanern bei. Viele Geistliche, namentlich Mönche, welche während der Säcularisation den Geschmack am Kloster verloren hatten, und Glieder des untern Adels, etliche des höhern, gehörten dem Bunde an. Er konnte schon wegen seiner bunten Zusammensetzung keinen sichern Plan verfolgen und ging desshalb leicht zu Grunde, so sehr auch das Einheitsgefühl vielen Italiänern schmeichelte (Vergl. Niebuhr's Lebensnachrichten II, S. 447). — Seite 100

Digitized by Google

konnte der Verfasser den mystisch-nationalen Unsinn Bonald's, welcher den Aufbau der mittelalterlichen Hierarchie und des Französischen Uebergewichts durch die Rheingränze empfiehlt, etwas schärfer hervorheben und die mannigfaltige Verpuppung der erobernden Gelüste inmitten des Friedenscongresses kritisch-historisch beleuchten. Dafür würde ihm der jetzt verschollene, damals lebendige und weit greifende Rheinische Mercur eine brauchbare Handhabe gewährt haben (nr. 182. 1815). „Wer sondirt," sagt neben anderm der damalige Görres, „und erspäht mit spitzem Dolche alle Wunden, die uns (der Teutschen) Hass und Leidenschaft gerissen und reibt sie mit Salz und Gift? wer verwirrt, hetzt, insinuirt und sucht sich einzuschleichen in alle Ausschüsse und jede Verhandlung, wer anders als jene, die Frankreich dahin gesendet? und aus keinem andern Grunde, als weil der schöne ergötzliche Traum der Weltherrschaft noch immer nicht ausgeschlafen ist." Das hat ihnen ihr Bonald gepredigt in einem Buche, worin geschrieben steht: „nicht Gleichgewicht könne Ruhe geben, sondern Uebergewicht, und diess gehöre Frankreich unbedenklich zu, wegen seiner angesehenen Regentenfamilie, seines Alters, seiner Aufklärung, der klugen Ernsthaftigkeit des Volkes und der allgemeinen Verbreitung der Sprache. Darum müsse es in seine natürliche Gränzen bis zum Rhein sich ausbreiten und dann das Ruder von Europa von neuem fassen, unter der natürlichen Voraussetzung, die Teutschen, obgleich Sieger, seien doch allzu plump und kurzsichtig, und ungeschickt, um Völkerrecht und Pflicht zu handhaben." u. s. w.*).

Schon diese Stelle beweist, dass Herr Ott S. 102 die politische Stimmung der damaligen Teutschen zu niedrig angeschlagen und ihnen fast jedes klare Selbstbewusstseyn ihrer Rechte und Pflichten abgesprochen hat. Allerdings war das Vertrauen in die Konstituirungsfähigkeit des Kongresses stark, aber es fehlte keineswegs bei der factischen Pressfreiheit an eben so gediegenen als patriotischen Urtheilen und Entwürfen. Die Idee eines Teutschen modificirten Reiches war sehr allgemein; sie hatte

*) „Aber was ist's jetzt", ruft Görres aus, „für ein elendes Machwerk, das den Friedensschlüssen zu Grunde liegt! Vernichtete oder zerrissene Völker, wie auf einem Dambrett gequartierte Abtheilungen, und Stände, die weder Füsse noch Kraft zum Stehen haben." (Rheinischer Merkur nr. 215. 1815.)

Digitized by Google

den Kern des Volks ergriffen; an ihrem Scheitern ist hauptsächlich neben dem ausländischen Einfluss der schnelle und rasch gedämpfte Ausbruch des Krieges Schuld. Denn indem man sich als Zweck desselben von neuem die Bekämpfung Napoleons, nicht aber des, wie es hiess, irre geleiteten Französischen Volkes setzte, wurde wiederum die Gelegenheit eines namhaften materiellen Wachsthums verabsäumt und dadurch die Befriedigung etwaniger Konflicte und Entschädigungen meistens auf das rechte Rheinufer übergetragen. Das alles entgeht unserm Verfasser, welcher desshalb auch S. 119 bei der publicistischen Fehde Niebuhr's und des Moniteur über Sachsen beinahe die Partei des Französischen Blattes ergreift. Wenn nämlich dieses Organ Talleyrand's an die Moral der Regierungen als Hebel der individuellen Sittlichkeit appellirt, so musste der Historiker, bitter gegen Niebuhr, hier einen Augenblick stille stehen, den sophistischen Fechterstreich rügen und an den bekannten Moniteur-Spruch in Betreff der Spanisch-Bayonner Todesurtheile erinnern. „Was die Politik anräth, wird von der Gerechtigkeit bestätigt" (ce que la politique conseille la justice l'autorise), meinte damals der Fürst von Benevent in seinem Bericht (Moniteur vom 7. VII. 1808).

Wirft man nach dieser kleinen Abschweifung den Blick zurück auf den beschriebenen Ausgangspunkt, die allgemeine Lage Europas, wie sie sich in dem Wiener Kongress und den Gegenstrebungen des öffentlichen Urtheils darstellt, so erscheint der plötzliche Wiederauftritt Napoleon's vollkommen erklärt und vielfach gerechtfertigt. Ein Wächter, Censor und stellenweise Rächer oft gekränkter oder vernachlässigter Nationalinteressen und durch die ausserordentlichsten Opfer gewonnener Volksansprüche bricht der gestürzte Kaiser aus seinem eisenhaltigen Elba hervor und nimmt mit einem zwanzigtägigen Zuge, fast ohne Blutvergiessen, Frankreich hinweg (Kap. 6 und 7). Nicht eine vereinzelte Faction, sondern die Volks- und Heeresmasse, vom electrischen Schlage des revolutionär-imperatorischen Princips ergriffen, begrüsst den kühnen, genialen Ankömmling als Befreier vom Friedensjoch und Freudeboten verschollener Herrlichkeit. Alles staunt, rennt zusammen; Zorn, Schmerz, Schrecken, schamvolle Reue über Stillsitzen und Halbwerk, fahren in die Frankreich feindseligen Nationen, Heere, Feldherrn und Staatsmänner. Ein Mann erweckt für und wider sich wahrhaften Kreuzzugeifer.

Digitized by Google

Seyn und Nichtseyn stehet auf der Schwebe hier wie dort. Napoleon's Regierungsantritt, von der dreifarbigen Fahne und andern Zeichen des Militärreiches begleitet (Kap. 8), bei wachsender Gewissheit des Kampfes halb willige, halb erzwungene Aufnahme constitutioneller Grundsätze und Formen (Kap. 10), endlich gewaltige, umfassende Kriegsrüstung (Kap. 10) ragen als überwiegende Gruppen auf der einen Seite des historischen Bildes hervor, auf der andern erscheint die Einsprache und Wappnung des restaurirten Europa (Kap. 9). Mürat's Schilderhebung und Fall gehen als Plänkler dem furchtbaren, intensiven Zusammenstoss voran. Der kriegerische Eifer in Teutschland tritt bei dem Wiederwachwerden des alten Hasses gegen Napoleon so leidenschaftlich und gewichtvoll hervor, dass er alle politische Plane einer Teutschen Regeneration durch gebesserte Staatseinrichtungen theils vertagt, theils dem Gutdünken der Machthaber überlässt. Der Ruf: „Hannibal ante portas" führt Hunderttausende zu den Fahnen und verlöscht jeden aufglühenden Funken innern Unmuths. Also gewahrt Niemand, dass die verkündigte Trennung des geächteten Kaisers von der Französischen Nation und der unbedingte Vollzug des Pariser Friedens für den Fall glücklicher Ereignisse dem Sieger wiederum die Hände binden und ein namhaftes Wachsthum der Teutschen Westgränze wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig machen mussten. Wenn nämlich die Erklärung der verbündeten Engländer, Russen, Oestreicher und Preussen vom 25. März (s. Ott, S. 243) im ersten Artikel die Integrität des Pariser Friedensvertrags vom 30. Mai 1814 als Ziel der Liga bezeichnete, so fielen damit alle Aenderungen des angeblich nur in Napoleon Bonaparte und dem Anhange desselben, nicht in dem Volk, feindselig erscheinenden Frankreichs hinweg, und blieben folgerichtig auch die Bourbonen unangetastet. Wohin diese Diplomatik führen und welche Widersprüche sie hervorrufen musste, daran dachte bei dem allgemeinen Kriegswirbel kein Teutscher; er gehorchte blindlings dem Massentriebe und übergab, wie gesagt, jeden aufsteigenden heimischen Unmuth der Vergessenheit. Selbst die wider den Kongress erhobenen Anklagen des Rheinischen Merkur blieben bei der Annäherung der äussern Gefahr unbeachtet. „Zum Kriege, verkündete der Götterbote (nr. 215), hat man die Völker herbeigerufen; als es sich um ihr Wohl und die Erfüllung der gemachten Versprechungen handelte, da hat man

Digitized by Google

alles heimlich und unaufrichtig betrieben; „wir werden es schon selber machen und bedürfen des Rathes nicht.“ — Die Völker sind bescheiden zurückgetreten; sie kommen jetzt und fragen was fertig worden, und man hat nichts vorzuzeigen, nicht eine Note, die des Menschen Herz erfreute, ist an den Tag gekommen. — Der beschlossene Fürstenwechsel hat die Gemüther erkaltet, die Theilungen sie erbittert, und Volk steht an Volk wieder durch Feindschaften getrennt. — Stumm und dumpf und tief bekümmert, und voll Entsetzens stehen die Völker vor der Kluft, die sich ihnen von neuem aufgethan, und sehen schwindelnd in die Tiefe; die Illusionen, die das vorigemal sie in den Kampf begleitet, sind zum grössten Theile hingeschwunden, weil von ihren Hoffnungen nur die wenigsten in Erfüllung übergingen. Tausend und tausend Freiwillige, die ihr Alles dem Vaterlande hingegeben, hat man in vielen Theilen Teutschlands darben lassen, grösstentheils aus Noth, weil man mit der Zeit hauszuhalten nicht verstanden, und das ganze Jahr, das die Franzosen so wohl benutzt, in grösstentheils leeren Bestrebungen verschwendet hat.“ — Das hier treffend ausgesprochene öffentliche Urtheil blieb auch nicht für Teutschland ganz erfolglos. Schon am 8. Junius erschien die Bundesacte, verhiess neben anderm im 13. Artikel landständische Verfassung, im 16. Emancipation der Juden, im 18. Aussicht auf Pressfreiheit; im Ganzen ein Werk der Eilfertigkeit und des Dranges, jedoch besser als Nichts und der Reform fähig wie bedürftig. Damit nicht zufrieden, empfing Preussen, von welchem noch einmal der kriegerische Hauptstoss für die Teutschen kommen sollte, die feierliche Zusage provinzieller und reichsständischer Vertretung (22. Mai. S. Pölitz, Europ. Konstitutionen I, 1, 55). Als Bürgschaft derselben verordnete der König ohne Zaudern eine Kommission aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen, um als eine Art konstituirender Notabelnversammlung die Verfassungsurkunde in Berlin auszuarbeiten. — So beruhigten sich von neuem die Gemüther; alle Kraft ging wider den äussern Feind und eine rosige Zukunft verklärte den düstern Gesichtskreis der Gegenwart. Diese entlud sich in einem raschen, furchtbaren Ungewitter des Waffenstreites, für welchen beide Theile mit gleicher Umsicht und Kraft gerüstet hatten.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ott: Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's.

(Beschluss.)

Den kurzen, in seinen einzelnen Zügen so gigantischen und in seinem Ganzen das gewöhnliche Mass überschreitenden Krieg (v. Grolman's Ausdruck im Feldzug des Jahres 1815 I, 6) hat Herr Ott dem Wesentlichsten nach wahrhaftig, treu und lebendig im eilften Kapitel beschrieben. Ref. erlaubt sich daher nur wenige ergänzende und berichtigende Bemerkungen, welche zum Theil dem musterhaften Werke des Generals von Grolman entnommen sind. Allerdings hatte Napoleon im März und April Gelegenheit zu einem wahrscheinlich glücklichen Angriff des nur schwach besetzten Belgiens, aber die Stimmung der höhern Beamten und selbst des Pariser Publicums verleiteten den geborenen Kriegesfürsten zur misslichen Friedensregierung. Auch durfte er auf den nachdrücklichsten Beistand zählen, wenn alle Sühnopfer fehlschlugen, und das letzte Waffengericht erfolgte. Diese von Ott S. 216 richtig gewählte Deutung des rein defensiven Benehmens, welches der vom Kongress geächtete Soldatenkaiser Wochen lang zu seinem eigenen Schaden beobachtet, hat jedoch auch einen militärischen Grund. Der Preussische General Kleist nämlich zog bereits im Märzmonat seine zerstreuten Streitkräfte so rasch zusammen, dass er in Verbindung mit dem Holländisch-Englischen Heere unter dem Erbprinzen von Oranien stark genug war, um einer feindlichen Offensive auf die Niederlande mit Nachdruck begegnen zu können (Feldzug des Jahres 1815 I, 9). — Das Zeit und Thatkraft lähmende Spiel mit den constitutionellen Formen, mit der durch ein Decret vom 24. März gegen allen sonstigen Brauch verliehenen Pressfreiheit (Ott II, 218), die einzelnen, fast nothwendigen Rückfälle in das alte kaiserliche Regiment und die aus Reue über geäusserte Liberalität entsprossenen Widersprüche, — solche Grundsätze und Staatsactionen forderten peinliche Selbstbeherr-

schung und minderten den anfänglichen, kriegerischen Aufschwung der Franzosen. Es wäre zweckmässig gewesen, dergleichen Erscheinungen schärfer hervorzuheben und auf ihre psychologisch-politischen Motive zurückzuführen. Die bedeutende Abnahme der Charakterenergie und Willenseinheit kündet sich eben in solchen Zeichen an, indess das stille Bewusstseyn einer misslichen, unsaubern Sache auch für die allmählige Zersetzung der sonst geschlossenen, gebietenden Persönlichkeit wirkt. Napoleon wollte es in seiner damaligen Lage möglichst allen Parteien und Fractionen recht machen und gerieth eben desshalb in unaufhörliche Fluctuationen und Halbheiten. Darum konnte sich auch die Doppelzüngigkeit und der Verrath eines Fouché an den schon innerlich halb zerrissenen und zernagten Herrn von neuem mit Aussicht auf Erfolg wagen. Also wurde jenem vorgespiegelt, man müsse bei dem allgemeinen Selbst- und Eintrachtsgefühl die Irrgänge der misstrauischen, unnütz plagenden Angriffspolizei aufgeben (Ott, S. 229), gleichzeitig aber mit dem Fürsten von Metternich und dem Herzog von Wellington geheime Verbindung angeknüpft. Ja, Fouché schämte sich nicht, dem Brittischen Oberbefehlshaber die Mittheilung des Napoleonischen Operationsplans zu verheissen, dann aber wieder fälschlich zu eröffnen, dass der Angriff vor dem ersten Julius nicht geschehen werde. Diese zwiefache Schändlichkeit (s. von Grolman I, 104) hätte wohl ein schärferes Hervorheben und Rügen von Seiten des Erzählers verdient, welcher überhaupt nicht stark und deutlich genug den Französischen Kothurn und wetterwendischen Doppelgänger gezeichnet hat. Er ist der böse Genius Napoleon's wie früher Ludwig's XVIII. Endlich nahete die lange verschobene Entscheidung, welche ohne den kriegerisch-patriotischen Ernst der Verbündeten, ohne den thatkräftigen Aufschwung der Teutschen Männer und Jünglinge einen andern Ausgang genommen hätte. Herr Ott schildert jenen vorwärts stürmenden Trieb, welchen er als ein Nachgeborner nicht fühlen und begreifen konnte, nur unvollkommen, ja, er entblödet sich nicht, S. 251 und 261 den Eifer der Freiwilligen zu belächeln. „Für wie viele Jünglinge," heisst es, „die vor zwei Jahren zurückgehalten worden, kam die ersehnte grosse Stunde, wo sie in die nun klassischen Reihen eintreten durften!" — Bei der im Ganzen gelungenen Darstellung der Schlacht bei Ligny (16. Junius) hat der Verf. die tactische Kunst des Preussischen,

Digitized by Google

etwas überraschten Heeres hinsichtlich der genommenen Stellungen nicht klar genug aufgefasst und geschildert (Vergl. Ott, S. 343f. mit Grolman I, 114—116. 118—122). Napoleon, welcher nicht 60,000 (Ott, 345), sondern 80,000 Mann (Grolman, I, 123) gegenüber dem um etwas schwächern Feinde zählte, beurtheilte den schlagfertigen, keineswegs an Rückzug denkenden Feldmarschall Blücher ganz richtig, wenn er ein wenig verdriesslich zu Augenzeugen beim Recognosciren bemerkte: „Der alte Fuchs kommt nicht heraus" (le vieux renard ne débusque pas. S. Grolman I, 125). An Hass und Entschlossenheit gab kein Theil dem andern nach. Die Franzosen schrieen beim Durchmarsch durch Avesnes: „Patronen und Preussen her! (des cartouches et des Prussiens!) und die letztern fühlten sich stark genug, mit gleichem Groll den ersten Stoss aufzunehmen (S. Nagels, eines thätigen Augenzeugen, Leben, S. 130). So entbrannte die furchtbare Schlacht; man griff einander in den Strassen des Dorfes Ligny mit Kolben und Bajonetten an; kein Pardon wurde gegeben und verlangt; der Einzelne schien in dem Gegenüberstehenden seinen Todfeind getroffen zu haben und frohlockte ob der gefundenen Gelegenheit zur Rache (S. Grolman, 142). Das erwartete Ausbleiben der Engländer (Grolman, 149), die Ermattung der Soldaten, von welchen viele erschöpft todt niedersanken, der Durchbruch Französischer Garden im Mittelpunkt Ligny (Abends ½ neun Uhr) bei einem plötzlich eingetretenen Gewitterschauer und Regen, — diese Umstände entschieden. Das Preussische Heer, welches man für aufgelöst und so gut als vernichtet hielt, trat auf den Rath Gneisenau's in guter Ordnung über Tilly den Rückzug nach Wawre an (Grolman, 178ff.) und wirkte dadurch wesentlich für den Sieg bei Belle-alliance (18. Junius). Diesen Riesenkampf hat Herr Ott vortrefflich geschildert, jedoch darin gefehlt (S. 376), dass er die Wichtigkeit des von Gneisenau entworfenen und ausgeführten Verfolgungsplans übersieht und desshalb nur kurz beschreibt (S. 376. Vergl. dagegen Grolman, I, 316). Für die Schilderung der grauenhaften Wahlstatt bei Waterloo (S. 378) hätte unser Verf. graphische Züge in dem Tagebuche Nagel's finden können. „Die Zugänge von Planchenoit", heisst es dort unter anderm, „waren mit Leichen fast verdämmt; ein Theil des Dorfs brannte noch. Hier stand die erste Beute an Geschütz, meistens von der Garde, 57 Stück, und mehre Hundert Wagen. Aber der grässliche An-

Digitized by Google

blick der zerfleischten Todten empörte mein ganzes Wesen. Sechs Französische Voltigeurs, denen die Füsse sämmtlich in einer Reihe abgeschossen waren, lebten noch — welch ein Jammerbild! — Vornehme hohe Leichen lagen viel umher, wie man theils an der edlen Gestalt erkennen konnte, theils an dem feinen Linnen, das ihnen noch gelassen war; denn der Rabentross hatte sonst schon Alles geplündert; ganze Schwärme von Bauern und andere Büttel zogen umher nach Beute. — Mit gesenktem Haupte standen noch Pferde, die bei leiser Berührung umsanken, — ein trauriger Anblick! Doch das Jammervollste waren die durch Ross und Wagen in den Wegen zerquetschten Leichname, und wollte dess gar kein Ende nehmen. — Wir kamen durch einen Theil des Englischen Heeres, das sich ruhig gelagert hatte, und nicht weit von Belle-Alliance auf die grosse Heerstrasse von Brüssel nach Charleroi. — Hier erst fing das Grausen recht an, wo die Todten der vorigen Tage mit den neuen gehäuft lagen, durch Kanonen und Wagen so in die Erde gedrückt und zertheilt, dass sie vor dem andern Aase und Moraste nicht mehr zu erkennen waren. — Die reichen Saatgefilde zu beiden Seiten zerstampft wie eine Tenne, mit Leichen verpestet, mit Harnischen übersäet, die meilenweit den Gang der Flucht verriethen" u. s. w. Solche Bilder des Kampftodes und der Verwüstung sind besonders in den dermaligen Friedenszeiten denjenigen nützlich, welche verzärtelten Sinnes den Krieg wünschen, ohne die Schrecknisse dieses strengen Zuchtmeisters zu ahnden. — Der betäubende Wetterstrahl aber brach den Stahlarm Napoleon's; unschlüssig, von Zaghaftigkeit, List, Verrath umgeben, verlor der Mann, welcher den Fall mit seinen Garden überleben konnte, so sehr das Gleichgewicht ausdauernden, dem Unglück trotzenden Geistes, dass er dem Strom der Begebenheiten nachschwamm, als Flüchtling, Gefangener endigte. Diese letzten Geschicke beschreibt mit sichtbarer Wärme und Theilnahme das zwölfte Kapitel, „Napoleons Entfernung, die Restauration", betitelt. Einzelne kleine Unrichtigkeiten, wie z. B. das flüchtig und einseitig geschilderte Gefecht bei Versailles (1. Juli. Ott, 415, verglichen mit Grolman II, 130ff.) oder unbegründete Urtheile, z. B. über die angeblich völkerrechtswidrige Wegnahme entführter Kunstwerke des Louvre (Ott, 429), werden hinlänglich von der Ueberlegenheit des Trefflichen und Kernhaften aufgewogen.

So liegt dem Teutschen, so oft an schmale und oberflächliche

Digitized by Google

Kost in der beliebten Napoleonsliteratur gewöhnten Publikum ein Werk vor, welches Gediegenheit mit künstlerischer Darstellung verbindet und den Namen des zu früh der Wissenschaft wie den Seinigen entrissenen Verfassers noch lange bewahren wird. „Have pia anima. Sit tibi terra levis."

Kortüm.

Vorarlberg nach den von dem geognostisch-montanistischen Verein für Tyrol und Vorarlberg veranlassten Begehungen geognostisch beschrieben und in einer geognostischen Karte dargestellt, von A. R. Schmidt, K. K. Markscheider. Mit einem Anhange von Revisions-Bemerkungen des Dr. J. N. Friese. 8. VIII. und 158 S. Innsbruck, gedruckt mit Wagner'scher Schrift. 1844.

Précis élémentaire de Géologie par J. J. Omalius d'Halloy. Paris, chez Arthus Bertrand. 1843. 8. VII. et 790 pag.

Unter sämmtlichen Zweigen der Naturkunde, sind Geognosie und Geologie vorzugsweise diejenigen, welche durch Zusammenwirken zahlreicher Beobachter mehr und mehr ausgebildet und fester begründet werden können. Sehr erfreulich musste desshalb die, unter dem Protectorate eines erhabenen Vertrauten der Wissenschaften, des durchlauchtigsten Erzherzog Johann, erfolgte Begründung eines Vereines seyn, der sich zum Zweck gesetzt, Tyrol und Vorarlberg in allen Theilen zu durchforschen, um nützliche Mineral-Erzeugnisse dieser und jener Art, besonders Erze, Steinkohlen und Torf zu entdecken, die Entdeckungen bekannt zu machen und so neue Erwerbsquellen für den Landes-Wohlstand zu eröffnen. Ohne, im Angedenken des ehemaligen Berg-Reichthums von Tyrol, sich allzuverheissenden Hoffnungen hinzugeben, war vielmehr die Ansicht vorherrschend, dass in einem Lande, wo, lange Jahrhunderte hindurch, Bergbau betrieben wurde, es nöthig sey, alle Hülfsmittel, welche das Vorschreiten einschlagender Natur-Wissenschaften, zumal der Geognosie und Geologie in neuester Zeit darbieten, zu benutzen, um günstige Resultate zu erzielen. Die, zur Durchforschung des Landes, und zunächst zum Aufsuchen nützlicher Mineral-Erzeugnisse, ausgesendeten Vereins-Kommissäre, wozu theoretisch und praktisch gebildete „Montanistiker" gewählt wurden, erhielten den Auftrag, vorzüglich auch

Digitized by Google

die geognostischen Verhältnisse zu berücksichtigen. Aus den gesammelten Materialien entstanden die Beschreibung und die Karte von Vorarlberg. Bei der ersten hat man, um es Jedem möglich zu machen, die Begehungen, welche den Arbeiten zum Grunde liegen, zu wiederholen, die angestellten Beobachtungen zu controlliren, zu vervollständigen, um Thatsachen und Urtheile nicht zu vermengen, zuerst die Beobachtungen, wie solche auf den Reisen statt gefunden, zusammengestellt, sodann aber die allgemeine geognostische Darstellung folgen lassen, und, zur leichtern Verständlichkeit, dem Ganzen eine Uebersicht der Gebirgszüge des geschilderten Kreises vorausgeschickt. Wir können dieses Verfahren nur billigen. Eine Schilderung der Gegenstände in der Folge, wie sie auf geognostischen Reisen wahrgenommen werden, lässt jede Thatsache vereinzelt; auf diese Weise — ein Fehler, den man, mit gutem Grunde, gewissen an und für sich schätzbaren Werken, die hier nicht näher bezeichnet zu werden brauchen, vorwirft — findet nur das eine Beschreibung, was der Reisende, den Windungen der Strassen und Wege folgend, sah; das gegenseitige Verband, der Zusammenhang der Formationen ist nicht zu erfassen. Stets schicke man darum, als Entwickelung der Einzelnheiten, eine allgemeine Ansicht der geognostischen Structur des durchforschten Landstriches voraus; sie dient, die Schilderung der Einzelnheiten verständlicher und zugleich anziehender zu machen; oder man schliesse das Ganze, wie diess in vorliegendem Buche geschehen, mit einer gedrängten Zusammenstellung der Resultate, damit der Leser eine lehrreiche und bequeme Uebersicht erhalte.

Die Schrift, deren Anzeige uns beschäftigt, zerfällt in vier Theile.

1. Orographische Beschreibung Vorarlbergs. Sie hat zum Zweck, von den Gebirgszügen, von deren Verzweigung, Erhebung und Verflächung, in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Alpen einen deutlichen Ueberblick zu geben und war zur Verständlichkeit der geognostischen Verhältnisse nothwendig. Es liegen dieser Beschreibung theils bei den Begehungen, besonders auf Bergspitzen, angestellte Beobachtungen, theils die Karte des k. k. General-Quartiermeister-Stabes zum Grunde. Sehr erwünscht sind die Angaben der, barometrisch oder trigonometrisch gemessenen, Höhen; man findet sie auf zehn Seiten verzeichnet. Bei dieser orographischen Skizze war es übrigens nothwendig, die politischen Grenzen des geschilderten Kreises zu überschreiben, theils

Digitized by Google

um den natürlichen Zusammenhang seiner Gebirge mit den Alpen nachweisen, theils um sie in ihrem ganzen Verlauf darstellen zu können.

2. Geognostisch-montanistische Begehung Vorarlbergs durch A. R. Schmidt. In dieser Abtheilung des Buches fanden alle Thatsachen ihre Stelle; sie wurden ohne Zusätze aufgenommen, so wie dieselben in den Tagebüchern enthalten sind.

3. Revisions-Begehung von J. Friese. Bei Zusammenstellung dieses Abschnittes, welcher die erste Untersuchung des Thales Mittelberg enthält, worin die Prätigau und ein Theil des Rheinthales, wegen des Zusammenhanges der Gebirge, berührt werden, findet man die Darstellung noch gedrängter, um Wiederholungen der im 2. Theil schon erwähnten Beobachtungen zu vermeiden. Endlich

4. die, aus den Abschnitten 2. und 3. verfasste, allgemeine geognostische Darstellung Vorarlbergs. Die auftretenden Formationen sind: Gneiss und Glimmerschiefer; Grauwacke und zum alten rothen Sandstein gehörende Gebilde; Kalke verschiedenen Alters; Sandstein und Nagelflue, der Molasse-Formation beizuzählen.

Um den Lesern unserer Jahrbücher ein ungefähres Bild der geognostischen Beschaffenheit Vorarlbergs zu geben, werden wir bei den wichtigsten Thatsachen, im vierten der erwähnten Abschnitte enthalten, verweilen.

Die südlichste Spitze des geschilderten Landstriches, wo im Vermont-Gebirge der Albuin-Kopf, die Rad- und Litzner-Spitze mehr als 1700 Wiener Klafter über den Seespiegel ansteigen, bedeckt ewiges Eis und entzieht sie der Beobachtung. Von den Höhen, wo am Fusse der Ferner die Ill entspringt, durch das Vermont-Thal, vom Valüta-Kopf bis Parthenen u. s. w. bestehen die Gebirge aus Gneiss. Auf diese Felsart folgt zunächst Glimmerschiefer und ist u. a. besonders ausgezeichnet entwickelt im Arlberge, so wie im Valtschaviel-Tobel zwischen Gallenkirch und Gaschurn. Es erreicht die Gneiss-Glimmerschiefer-Formation eine Gesammt-Mächtigkeit von mehr als 1200 Klaftern. Was Erz-Führung betrifft, so scheint diese im ganzen Gebirge, wo Gneiss vorherrscht, den bestehenden Erfahrungen zu Folge, ohne Bedeutung; im Glimmerschiefer dagegen kommen Eisen- und Kupfererze vor. Ueber den Bergbau am Christberge und im Silber-

Digitized by Google

thale sagen Urkunden zwar nicht viel mehr, als dass derselbe vor drei oder vier Jahrhunderten bestanden habe; die vielen verfallenen Stollen aber, die bedeutenden Halden zeugen für dessen vormalige Wichtigkeit. Grauwacke tritt bei Dalaas, auf der südlichen Thalseite im Gorten- und Markt-Tobel ziemlich mächtig auf. Der rothe Thonschiefer, wie solcher u. a. am Eingange ins Rellthal gefunden wird, desgleichen das rothe Kiesel-Conglomerat dürften, ihrem petrographischen Charakter nach, mehr der Formation des alten rothen Sandsteines, als jener der Grauwacke beizuzählen seyn. Die ausgebreitetste und geognostisch interessanteste Gebirgs-Bildung ist die der Kalksteine; allein es haben Unterscheidung und Classificirung grosse Schwierigkeiten. Unser Verf. brachte sie unter folgende Hauptarten: 1. Dichter Kalkstein mit schieferigen Einlagerungen; 2. derselbe ohne solche Einlagerungen; 3. Sandiger Kalkstein; 4. körniger K.; 5. dolomitartiger K.; 6. Rauhwacke und ähnliche Gesteine; 7. Mergel- und Plänerkalk, und 8. Muschelkalk. Der dichte K. mit seinen Schiefern zeigt sich einige hundert Klafter mächtig und erreicht Meereshöhen von 1000 Kl. und darüber. Die Schiefer lassen sich theils zum Dachdecken verwenden; häufig sind sie von Kalkspathadern durchzogen, besonders gegen die Tiefe hin, wie solches namentlich in den aufgedeckten Felswänden im Rheinthal, ausserhalb Vorarlberg an der Tamina, und bei Feldkirch zu beobachten ist. Wir würden die uns gesetzten Grenzen überschreiten, wollten wir den, über die verschiedenen Kalkgebilde mitgetheilten, Bemerkungen genauer folgen, und begnügen uns, die Resultate hervorzuheben, zu welchen die Untersuchungen führten, bei denen, was sehr zu bedauern, die nur in äusserst geringer Menge vorhandenen, und dabei meist undeutlichen, Petrefacten nicht leiten konnten. Die Kalke Nr. 1 und 2, desgleichen der sandige Kalk Nr. 3, so wie theilweise die „dichten" und porösen dolomitischen Gesteine Nr. 5 und 6 sollen zur Lias-Formation gehören; ein Theil des Kalksteins Nr. 5 zum Jura-Gebiet und die unter Nr. 7 begriffenen Felsarten zur Kreide-Formation. Von dem körnigen Kalk Nr. 4 wird gesagt, dass derselbe eben so gut dem „Urkalk" beigezählt werden könnte, wie die theils dichten, theils körnigen, in Grauwacke nesterweise vorkommenden Kalk-Gebilde als zum „Uebergangskalk" gehörig zu betrachten seyen. — Zwischen der Grauwacke und den Kalk-Gebilden, theils auch in

Digitized by Google

letztern, erscheinen bedeutende Ablagerungen von Gyps. Von Erzen, Kohlen und andern nutzbaren Mineralien wurden bisher wenig in dem ausgedehnten Gebirge aufgefunden. — Die Gebirge des nördlichsten Theiles von Vorarlberg, des Landgerichtes Bregenz, bestehen aus Sandstein und aus Nagelfluе; jener herrscht vor, diese erscheint mehr untergeordnet. Die gegenseitigen Lagerungs-Verhältnisse des Sandsteines und der Kreide-Gebilde konnten nicht überall mit Sicherheit ermittelt werden; an mehreren Orten zeigte es sich jedoch „ziemlich deutlich", dass der Sandstein dem Kalk aufgelagert sey. Die Nagelfluе, deren Mächtigkeit 20 bis 30 Klafter beträgt, erstreckt sich vom östlichen Ufer des Bodensee's bis über die Gränze Baierns nach Norden; die steilen, schroffen, zerrissenen Berge erreichen mitunter Höhen von 550 Klafter über dem Meeresspiegel. Stets nimmt der Sandstein seine Stelle unter der Nagelfluе ein; hin und wieder aber findet auch Wechsel-Lagerung statt. An solchen Orten zumal werden im Sandstein einzelne schmale Braunkohlen-Schichten getroffen. Oft enthält der Sandstein Blätter-Abdrücke und an einigen Puncten auch Conchylien, so namentlich im Wirta-Tobel. Diese fossilen Reste kommen in einer Mergellage vor, und während bekanntlich sonst die Molasse-Petrefacten nur selten unveränderte Schalen wahrnehmen lassen, sondern meist als Steinkern erscheinen, wird von diesen — die Verf. führen *Panopaea, Turitella, Pecten, Cytherea* u. s. a. an — gesagt, dass sie nicht versteinert, sondern nur „calcinirt" vorkämen. — Zum Diluvium gehörende Schuttbänke überdecken am Rhätikon, wie am nordöstlichen Gebirgszug, besonders im Bregenzer-Wald, die Gebirgs-Gehänge. Auch finden sich, in vielen Thälern umherliegend, Blöcke von Gneiss, Glimmerschiefer, selbst von Granit, die nicht selten 1 bis 2 Klafter im Durchmesser haben. Unter den Alluvial-Bildungen verdienen vorzugsweise die ausgebreiteten Torf-Ablagerungen erwähnt zu werden.

Als Beilage gehören zu dem Buche eine geognostische Karte vom Vorarlberg, so wie eine Tafel mit dreissig grössern und kleinern Profilen, beide aufgenommen und gezeichnet von A. R. Schmidt in den Jahren 1839—1841. Die Karte wurde nach jener des k. k. General-Quartiermeister-Stabes in einem um ein Drittheil grössern Massstabe entworfen.

Wenden wir uns nun zum Werke von Omalius d'Halloy. Die günstige Aufnahme, welche des hochachtbaren Verfassers

Digitized by Google

Élémens de géologie fanden, bewogen denselben, diesem Buche unter dem Titel *Introduction*, allgemeine Angaben über Mineralogie, Meteorologie und Astronomie hinzuzufügen, ein gedrängtes Bild der wesentlichsten Kenntnisse vom Erdkörper. So beschränkt in ihrem Umfange beide Werke waren, die Erfahrung zeigte dennoch, dass das letztere zu ausgedehnt sey, um Allen zuzusagen, welche sich heutiges Tages mit dem Studium der Natur-Wissenschaften beschäftigen; während die Geologie vier Auflagen erlebte, wurde eine solche Auszeichnung der Mineralogie nur zweimal zu Theil. Diess bewog den Verf., zum Vortheil der Anfänger, was gewiss nur sehr zu billigen, seine Mineralogie noch mehr abzukürzen; zahllose kleine Gattungen, seltene Vorkommnisse, ohne Anwendung auf Geologie, ohne industrielles Interesse, wurden verbannt. Von der andern Seite behielt er aus dem Bereiche der Astronomie nur das Nothwendigste bei, um sich über gewisse Eigenschaften des Erdganzen zu verständigen. Auf diese Weise wurde es möglich, die Gesammt-Arbeit in einen Band zu bringen.

Für unsere Leser dürfte es genügen, durch eine mitzutheilende Inhalts-Uebersicht mit dem bekannt zu werden, was sie in dem Buche finden; bei einem Schriftsteller, dem so unbedingtes Vertrauen gebührt, wie Omalius d'Halloy reicht die Angabe dessen hin, was er zu leisten bemüht war, und welchem Plane er folgte.

Die, in zwei Abschnitte zerfallende, Einleitung umfasst eine Classification menschlicher Kenntnisse und die Haupt-Begriffe aus dem Gebiete der Astronomie. Das Werk selbst ist in fünf Bücher getheilt, in deren erstem die astronomische, orographische und hydrographische Geographie besprochen wird. In einem besondern Kapitel findet man eine gedrängte Schilderung der Planeten-Oberfläche, Meere, Continente u. s. w. Das zweite Buch umfasst die Mineralogie und im dritten wird die Geognosie abgehandelt. Im vierten Buche beschäftigt sich unser Verf. mit der Meteorologie, endlich im fünften mit der Geogonie. Hier ist von den gegenwärtig noch wahrnehmbaren geologischen Phänomenen die Rede, vom Diluvium und von den antediluvianischen Erscheinungen. — Von den, dem Werke beigegebenen, Tafeln enthält die erste, ausser mehreren, zur Erläuterung gewisser allgemeiner Begriffe über das Erdganze und seine Verhältnisse nothwendigen, Figuren, die Krystall-Gestalten; auf der zweiten Tafel findet man einen idealen

Digitized by Google

Durchschnitt der Structur der festen Erdrinde, und auf der dritten sind die wichtigsten Leitmuscheln dargestellt.

v. Leonhard.

KIRCHLICHE ZUSTÄNDE.

(Fortsetzung von S. 906 des vorigen Jahrgangs.)

Der zweite, auf Veranlassung der Wiggerschen Statistik, zu besprechende Gegenstand betrifft kirchliche Zustände Englands. Bekanntlich hält es für uns sehr schwer, von dem kirchlichen Leben in England überhaupt eine richtige und deutliche Vorstellung zu erlangen. Diess gilt schon von der herrschenden bischöflichen Kirche, noch vielmehr aber von den übrigen kirchlichen Parteien dieses Landes. Die Gründe davon sind verschiedener Art. Sie liegen theils in den Schwierigkeiten, sich von einer nur geduldeten, einzeln im Lande zerstreuten Partei genauere Kenntniss zu verschaffen, theils in den entstellenden Berichten der Gegner, theils in dem einseitig kirchlichen Standpunkt der meisten, nur auf die herrschende, orthodoxe Kirche ihr Augenmerk richtenden Reisenden und Berichterstatter. Ref., der schon längst diesen Mangel erkannte, und dem es gleichwohl bis jetzt nicht vergönnt gewesen ist, die englischen Zustände aus eigener Anschauung kennen zu lernen, benutzte seine theologischen Verbindungen mit Männern aller Parteien in England, um auf dem Wege schriftlicher Mittheilung sich genauere Auskunft zu verschaffen. Der Erfolg, mit welchem er sich, meist an hervorragende Mitglieder und Institute der verschiedenen Parteien selbst, gewandt hat, ist für ihn, wenn schon ein sehr ungleicher, doch sehr überraschender gewesen. Am reichsten und vollständigsten sind bis jetzt die gedruckten Mittheilungen ausgefallen, welche die englischen Presbyterianer und Unitarier betreffen. Einige genauere Angaben dürften daher manchen Lesern dieser Blätter um so erwünschter seyn, als Herrn Wiggers Angaben, wie fast überall, auch hier ganz irre führen. Ueber diese Leute lässt sich derselbe an zwei verschiedenen Orten des zweiten Bandes §. 167 und § 169 also vernehmen S. 323:

Digitized by Google

„Zu den Dissenters im engeren Sinne werden nur die drei „Denominationen der Presbyterianer, Independenten und „Baptisten gerechnet, welche mit einander durch den gemein- „samen Gegensatz gegen die Staatskirche verbunden sind, und mit „vereinigten Kräften an dem Werke einer möglichst grossen Tren- „nung alles Kirchenwesens vom Staat arbeiten. Die Stellung der „Negation und Opposition, in welcher sie sich auf kirchlichem „Gebiete befinden, treibt sie auch auf das politische Gebiet hinüber „und wirft sie hier meistens in die Grundsätze des entschiedensten „Radicalismus hinein. Selbst ihre Geistlichen nehmen an den po- „litischen Fragen das lebhafteste Interesse. So konnte es ge- „schehen, dass die gesammte geistliche Körperschaft der drei De- „nominationen zu London und Westmünster im Junius 1841 zu „einer Berathung über die Kornfrage sich versammelte und ein auf „Abolition der steigenden und sinkenden Zollscala gerichtetes „Bündniss schloss. — Die Zahl der Presbyterianer in England „und Wales beläuft sich auf 350,000 in 200 Congregationen. Von „den alten Puritanern, ihren Vorfahren, haben sie die Einfachheit „und strenge Sitte geerbt, aber in der Lehre sind sie meistens „einem ungläubigen Unitarismus verfallen, in der Verfassung „zum Independentismus übergegangen. Von diesen englischen „Presbyterianern unterscheiden sich sehr vortheilhaft die in Eng- „land befindlichen Gemeinden der schottischen Presbyterianer, deren „Mitglieder meist schottischer Abkunft sind etc.“

Und Seite 329:

„Unter den kleineren Sekten in England sind ausser den Ge- „meinden der Brüderunität noch die Unitarier und die Swedenbor- „gianer zu nennen. Die Unitarier, welche, um Gottes Einheit „zu retten, die Dreieinigkeit leugnen, und in Christus einen bloss „menschlichen Lehrer verehren, waren in England früher mit der „Todesstrafe, dann mit dem Verluste der bürgerlichen Rechte be- „droht, und wurden auch in der Toleranzakte 1689 ausdrücklich „ausgenommen. Im Laufe des 18. Jahrh. jedoch traten, theils aus der „Mitte der Presbyterianer, theils auf Anregung eines Geistlichen der „bischöflichen Kirche, Namens Lindsay (1778), einzelne Gemein- „den von Unitariern hervor, welche stillschweigends Duldung fanden. „Vorzüglich breiteten sie sich unter den Presbyterianern in der Graf- „schaft Lancaster aus, welche etwa den vierten Theil aller Anhänger „dieser Sekte in England enthält. Die Gesammtzahl der unitari- „schen Kapellen in Grossbritannien beträgt 223, von welchen 206

Digitized by Google

„auf England, 14 auf Wales und drei auf Schottland kommen. „Die meisten derselben befinden sich in London, Manchester, Li„verpool und anderen englischen Handelsstädten. In London be„steht eine British and Foreign Unitarian Association, deren Zweck „ist, „„das Licht des vernünftigen, liberalen, ur„„sprünglichen, apostolischen Christenthumes zu „„verbreiten.““ Es fehlt der Sekte, da sie den Abfall des „Verstandes von der christlichen Wahrheit darstellt, an Kraft und „Begeisterung und ihre Kirchen stehen leer.“

So Herr Wiggers von seiner hohen Warte herab, die aber diess Mal, wie so oft nichts anderes als jene sattsam bekannte evangelische Kirchenzeitung des Herrn Hengstenberg ist. Herr Wiggers selbst verweist auf diese Quelle, aus welcher die Angaben, so viel dem Ref. in der Erinnerung geblieben, wörtlich herüber genommen sind. Hiernach gibt es in England Presbyterianer und Unitarier als zwei getrennte Parteien; jene 200 Congregationen, diese 220 Gemeinden bildend, diese seit dem vorigen Jahrhundert meist aus jenen hervorgegangen, aber doch auch wieder für sich bestehend; beide den Unglauben und den Abfall des Verstandes von der christlichen Wahrheit darstellend. An Kraft und Begeisterung fehlt es ihnen, und ihre Kirchen stehen leer. Ein sauberes Bild, wenn sich aus solchen Angaben überall ein Bild zusammensetzen lässt. Dabei hätte dem an der christlichen Wahrheit festhaltenden Verstande des Verf. es doch einleuchten sollen, dass es vor dem gesunden Menschenverstande ein grober Widerspruch ist, einer Partei, die nach den vorliegenden Angaben binnen etwa 100 Jahren auf 223 Gemeinden herangewachsen ist, und fortwährend wächst, Kraft und Begeisterung für ihre Sache abzusprechen So steht es mit euerer christlichen Wahrheit und Erkenntniss, ihr Guten, nachdem ihr euch den lästigen Verstand vom Halse geschafft habt! Dabei setzt es eine gänzliche Unkenntniss, vielleicht sogar ein böswilliges Verkennen der englischen Zustände voraus, wenn man kirchliche Parteien mit dem Vorwurf zu charakterisiren sucht, dass sie sich, wozu sie doch durch die einige Verbindung der unduldsamen bischöflichen Kirche mit dem Staatsleben nothwendig gedrungen sind, stets auf Seiten der liberalen Opposition halten, da sie nur auf diese Weise Verbesserung ihrer Lage und freisinnigere Zugeständnisse erwarten, ja wohl gar nur ihr Bestehen sichern können. Vergleicht man endlich die Charakteristik, welche Stäudlin in seiner Statistik Th. I. S. 164 f.

Digitized by Google

und S. 183 f. von diesen Leuten entwirft, so zeichnet sich dieselbe in jeder Hinsicht durch ihre Genauigkeit und Wahrheit, so wie durch treffendes Hervorheben des Wesentlichen vor der neuen bei Herrn Wiggers aus Was endlich die dem §. 167 vorgesetzte Literatur betrifft, so ist dieselbe sehr unvollständig, und hätte sogar schon aus Stäudlin I. S. 134 f. 167 und 169 wesentlich bereichert werden können. Bei §. 169 ist über die englischen Unitarier gar keine Literatur zu finden. Der elende Artikel in der evangelischen Kirchenzeitung 1831 Nr. 40 enthält Alles, was Herr Wiggers von ihnen weiss.

Was nun die Quelle zu §. 167, so weit es die Presbyterianer angeht, betrifft, so will Ref. vorläufig noch folgende Schriften hervorheben. An einem Werke, welches die Geschichte der englischen Presbyterianer vollständig umfasste, fehlt es bis auf den heutigen Tag. There is in existence no one book, which gives an account of our body, so schrieb noch unlängst einer der gelehrtesten Presbyterianer dem Ref. auf eine desfallsige Anfrage. Der Geschichtschreiber und Statistiker sieht sich daher fortwährend auf einzelne Werke und zerstreute Angaben beschränkt, aus welchen er sich ein allgemeines, richtiges Bild zusammensetzen muss. Oben an steht bei Herrn Wiggers mit Recht Neal, history of the puritans, welches in einer Ausgabe von Toulmin 1793—94 und später 1837 erschienen ist. Allein dieses in der letzten Ausgabe in drei Bänden erschienene Werk geht nicht bis auf die neuere Zeit herab. Als Fortsetzung desselben erschien:

3. An historical view of the state of the Protestant Dissenters in England, and of the Progress of Free Enquiry and Religious Liberty, from the Revolution to the Accession of Queen Anne. By Josuah Toulmin, DD. London 1814. 596 S. 8.

Wie schon der Titel sagt, umfasst das Buch die Geschichte der Jahre 1688—1702. Der, vom Standpunkte des Herrn Wiggers und seinen Quellen aus, im Unglauben verfallene Verfasser, für welchen jedoch schon die kurze Vorrede S. XV—XXI. gewinnen muss, beabsichtigte Neal's Werk bis auf die Gegenwart herabzuführen, sah sich aber, in Folge der grossen Schwierigkeiten bei der Ausführung eines solchen Unternehmens, durch den Tod mehrerer Freunde, auf deren Mitwirkung er gerechnet hatte, und durch das eigene herannahende Alter auf den vorliegenden Zeitraum beschränkt. Eine kurze Uebersicht des Inhaltes des in

Digitized by Google

Deutschland nicht besonders bekannt gewordenen Buchs dürfte vielleicht manchem unserer Leser willkommen seyn.

Nach einer allgemeinen Betrachtung der Toleranz-Acte Wilhelm's III. und des Zustandes der Dissenter in damaliger Zeit, handelt der Verf. im ersten Kapitel S. 5—133 die allgemeine oder äussere Geschichte der protestantischen Dissenter während dieses Zeitraums ab, wobei, wie zu erwarten, den für die Geschichte höchst gewichtvollen Verhandlungen des Parliaments besondere Aufmerksamkeit erwiesen wird. Das zweite Kapitel S. 134—214 handelt in drei Abschnitten von den theologischen Streitigkeiten eben dieses Zeitraumes, und zwar 1. von der Streitigkeit über Rechte, Gewalt und Privilegien der Convocationen; 2. von der trinitarianischen Streitigkeit; 3. von der Streitigkeit über die Lehre von der Rechtfertigung. Das dritte Kapitel S. 215—414 behandelt die innere Geschichte der protestantischen Dissenters in zwei Abtheilungen: 1. von den Akademieen derselben, und zwar a. überhaupt, b. von den einzelnen Seminarien.

Mit Staunen und Entrüstung liest man hier z. B., welche Mittel und Wege die beiden Universitäten Oxford und Cambridge im Verein mit der bischöflichen Kirche im vermeintlichen Eifer für christliche Wahrheit einschlugen, um die aus Privatunternehmungen hervorgegangenen, bald fröhlich gedeihenden Bildungsanstalten der protestantischen Dissenters zu unterdrücken. Die Vorgänge der letzten Jahre hatten nämlich damals viele, durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer, welche in Oxford oder Cambridge, den beiden einzigen Universitäten des Landes, studirt hatten, einen Baxter, Owen, Howe, Bates, Clamson, Gale, Pool u. v. A., um ihre Anstellungen gebracht und zum Theil brodlos gemacht. Durch Privatunterricht theils in Familien, theils in Instituten, die sie errichteten, suchten sich dann diese Männer ihren Unterhalt zu verschaffen. Da verwickelte Neid und Bosheit, unter dem Deckmantel der Orthodoxie, diese Männer in Processe, welche bewirkten, dass Mancher noch nach zwanzigjähriger Thätigkeit seinen Wirkungskreis und damit seinen Erwerb aufgeben musste. Man klagte nämlich diese Leute des Eidbruches an, weil sie in Oxford und ähnlich auch in Cambridge, geschworen hätten: Jurabis etiam, quod in ista facultate alibi in Anglia quam hic et Cantabrigiae lectiones tuas solemniter, tanquam in universitate non resumes, und folgerte daraus, dass sie, ausser an den genannten Orten, keinen Unterricht ertheilen dürften (S. 215 ff., wo zugleich

Digitized by Google

die Veranlassung zu dieser Fassung nachgewiesen wird). Ungeachtet solcher und ähnlicher Hindernisse gelang es den protestantischen Dissenters doch, unter der Leitung tüchtiger Männer mehrere Privatanstalten einzurichten, deren vorzüglichste, sechs an der Zahl, näher besprochen werden.

1. Die zweite Abtheilung des dritten Kapitels handelt unter der Ueberschrift: die verschiedenen Sekten der Dissenters zur Zeit der Revolution, von den Namen der Puritaner, von den Presbyterianern, Independenten, Baptisten und Quäkern, mit literarischen Ueberschriften und biographischen Bemerkungen. Viertes Kapitel. Milde Anstalten neuer Stiftungen (New Charitable Institutions) S. 415—447. Wir zeichnen aus: den bald vom König Wilhelm III. unter seine Protection genommenen Verein zur Hebung der Sittlichkeit (Societies for the Reformation of Manners), der sich bald weit, zunächst über die reformirte Schweiz, ausdehnte, an Franke in Halle thätige Theilnahme fand, und gute Früchte in Flandern, Holland und Berlin hervorbrachte; ferner den, gegen den Ausgang des Jahres 1698, in das Leben getretenen Verein zur Förderung christlicher Erkenntniss (Societies for promoting Christian Knowledge) und den Verein zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande. — Fünftes Kapitel. Kurze Uebersicht der theologischen Literatur S. 44—504. Sechstes Kapitel. Biographische Skizzen ausgezeichneter Männer und Schriftsteller S. 505—529. Die hier besprochenen Männer sind: Obadjah Grew, John Collins, J. Faldo, J. Flavel, Rich. Baxter, Thomas Rosewell, Rich. Steel, Thomas Gilbert, R. Billio, Rich. Mayo, Henry Newcombe, Sam. Annesloy, Phil. Henry, Nathaniel Vincent, Nathaniel Mather, Thomas Cole, Matthew Barker, Will. Bates, Matthew Mead. Fünf Beilagen nehmen den übrigen Inhalt des anziehend geschriebenen und lehrreichen Buches ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Fortsetzung.)

3. *A history of the Presbyterian and General Baptist Churches in the West of England; with Memoirs of some of their Pastors. By Jerom Murch, Minister of Trim Street Chapel, Bath. London, R. Hunter 1835. 579 S. 8.*

Wie schon aus dem Titel dieses Buchs ersichtlich ist, führt uns dasselbe mehr in die Gegenwart herab, und ist zugleich an statistischen Angaben reich, leider aber nur West-England umfassend. Der Verf. sagt in der Vorrede, dass er seit mehreren Jahren den Plan zu einer Geschichte der auf dem Titel genannten Kirchen aufgefasst habe, in der Absicht, ein Werk zu liefern, das die Geschichte der Puritaner, ihrer Nachfolger, der Nonconformisten im eigentlichen Sinne, und einer dritten, in milderer Weise die Freiheit des Gewissens festhaltenden (still more friendly to liberty of conscience) Klasse, der Unitarier, während des sechszehnten und der beiden folgenden Jahrhunderte umfasse. Ein Buch der Art habe es bis jetzt nicht gegeben. Jedoch bezeichnet der Verf., als verwandter Art, die dem Ref. noch nicht zugekommene Schrift von Wilson: History of the London Dissenting Churches. Diese ältere Schrift erweckte schon im Jahre 1821 das bis jetzt noch unerfüllte Verlangen, dass, was Wilson für London geleistet, von Andern für das ganze Königreich geleistet werden möge, und es erging eine Aufforderung, dass alle dissentirenden Geistlichen hierzu mitwirken möchten, durch Einsendung von Berichten über ihre Kirchen an das Monthly Repository. Diese dem Ref. ebenfalls noch unbekannte, aber schon im Jahre 1821 bis zum 16. Bande angewachsene Zeitschrift, wird also für den zukünftigen Historiker und Statistiker eine Hauptquelle seyn, zu welcher noch die beiden weiteren Zeitschriften The Christian Reformer und The Unitarian Chronicle hinzukommen. Die

Digitized by Google

eben so schön geschriebene als warm und begeistert gehaltene Vorrede des Herrn Murch, welche für sich allein eine theilweise Uebersetzung verdiente, enthält noch einige andere, besonders für den Ausländer wichtige und aufklärende Stellen, auf welche wir später zurückkommen werden. Die Anlage des Buchs selbst ist in folgender Weise getroffen. Die presbyterianischen und baptistischen Gemeinden (Congregations) Westenglands werden nach den Bezirken, in welchen sie liegen, zusammengestellt. 1. Gloucestershire mit fünf, 2. Wittshire mit vier, 3. Sommersetshire mit neun, 4. Dorsetshire mit vier, 5. Devonshire mit zwölf, 6. Cornwall mit einer Gemeinde. Die presbyterianischen Gemeinden Westenglands sind also über sechs Bezirke ungleich zerstreut und betragen im Ganzen 35 Congregationen. Jedem einzelnen Orte ist ein kurzer, geschichtlicher Abriss mit Angabe der gesammten Bevölkerung, wie sich solche nach den Zählungen in den Jahren 1811, 1821 und 1831 ergeben hat, wo sie öfter auf das Doppelte gewachsen erscheint, vorausgeschickt. Darauf folgt die Geschichte der presbyterianischen Gemeinden des Ortes, mit Angabe ihrer kirchlichen Stiftungen. Ihnen folgt eine nach den Jahren geordnete Aufzählung ihrer Geistlichen, und endlich, unter der Aufschrift Memoirs, biographische Mittheilungen über einzelne der genannten Geistlichen, bei welchen auch die von ihnen verfassten Schriften aufgeführt werden. Es ist oft rührend, die wechselnden Geschicke dieser vom Staat auf Antrieb von der bischöflichen Kirche lange Zeit hindurch vielfach bedrängten und verfolgten Gemeinden zu lesen, und rührender noch dabei die fromme Ergebung zu vernehmen, mit welcher die bedrängten eben so häufig ihr Loos ertrugen. Welch eben so tief als rein fühlendem Gemüthe die Dichtungen des aus ihrer Mitte hervorgegangenen Henry Moores († 1802) entsprossen sind, mögen nur ein paar Stellen beweisen, welche wir nicht umhin können, nach Anleitung des vorliegenden Buches (S. 514 f.) uns mehrere auszuheben:

O Resignation! Faith's soft soothing child;
Come wyth thy words — thy looks — d'winely mild
Woe's wild emotions lull to gentle rest;
Pour holy balm into the bleeding breast,
Be evry passion, evry murmur, still,
And bend the struggling soul to Heav'ns high will.

Was sich etwa nachbilden liesse:

Digitized by Google

Ergebung, komme du, des Glaubens kosend Kind,
Mit deinem Wort und Blick — so göttlich mild und lind,
Besänftige den wilden Sturm der Schmerzen,
Giess heil'gen Balsam in die wunden Herzen,
Hilf jedes Leiden, jeden Kummer stillen,
Und richt' die Seele auf an Gottes Willen.

Ferner die letzten Strophen des schönen, hier zuerst gedruckten Liedes:

The world let pride and folly share,
It never was design'd
To be the pleasure, or the care
Of an immortal mind.

To joys more lasting and sublime
The Christian's faith aspires;
No bliss within the bounds of time
Can fill his vast desires.

To thee, my God, my wishes tend;
In the completely blest;
My present hope! my final end!
And my eternal rest.

In der Sonntags-Schule der Presbyterianer zu Plymouth ist nach S. 597 unseres Buches seit 1834 eine Einrichtung getroffen, welche in der Absicht, Kindern den Werth des Geldes kennen zu lehren, darin besteht, dass jegliches Kind aufgefordert wird, wöchentlich eine kleine, zwei Pence nicht übersteigende Geldsumme, der Schule zur Aufbewahrung zu übergeben. Am Schlusse des Jahres wird jedem Kinde sein Geld mit einer Prämie von zwei Pence auf jeden Schilling zurückgegeben. Im ersten Jahre stiegen die Einlagen im Ganzen auf mehr als 8 Pfund Sterling, etwa 100 Gulden. Diese Einrichtung dürfte, wie so manches Andere, wohl auch bei uns mit Erfolg getroffen werden können. — Leider vermissen wir in dem schönen Buche Angaben über die Stärke der einzelnen, wie man sich denken kann, sehr ungleichen, und oft nur schwachen Gemeinden, ferner über die Hilfsquellen und Einkünfte, welche einzig aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder erwachsen, ihnen zu Gebote stehen. Der Verf. hat diesen Mangel, wie man aus der Vorrede S. XIII. ersieht, gleichfalls gefühlt und klagt, dass ihm kein Mittel zu Gebot gestanden habe, demselben abzuhelfen.

Digitized by Google

Schon aus den bei Anzeige dieser beiden Schriften gelegentlich enthaltenen Andeutungen geht hervor, dass eine solche Scheidung der Presbyterianer, Baptisten und Unitarier Englands, wie sie Herr Wiggers eingehalten hat, ganz und gar unhaltbar ist, und dass in seinen statistischen Angaben, deren Richtigkeit übrigens dahingestellt seyn mag, über die ganz falsch mit den Swedenborgianern zusammengestellten Unitarier, die früher besonders aufgeführten Presbyterianer mit enthalten sind, und umgekehrt; mit anderen Worten, dass an die Stelle der alten englischen Presbyterianer in neuerer Zeit die Unitarier getreten sind. Die Ursache dieses in neuester Zeit fast allgemein gewordenen Anschlusses der englischen Presbyterianer an die Unitarier kann, da die Entwickelung, bei der Stellung der Presbyterianer zum Staate, eine von innen hervorgegangene ist, nur in dem kirchlichen Principe der Partei gesucht werden. Dieses hat schon Stäudlin I. S. 164f. im Ganzen sehr richtig bezeichnet, während bei Herrn Wiggers, trotz aller Vornehmthuerei und aller volltönenden und doch hohlen, der evangelischen Kirchenzeitung des Herrn Hengstenberg entlehnten Phrasen keine Spur davon sich findet, denn darin wird doch wahrlich kein geschichtlich Unbefangener eine objectiv gehaltene Charakteristik der englischen Presbyterianer und Unitarier finden, dass es von jenen heisst, „sie seyen meistens einem ungläubigen Unitarismus verfallen", und von diesen: „sie stellen den Abfall des Verstandes von der christlichen Wahrheit dar." Das klingt freilich Vielen gar tief und schön, aber, bei Licht besehen, ist es nur subjectives Absprechen, statt objectiv geschichtlicher Charakterisirung. Mit den alten Puritanern haben die drei sogenannten Denominationen, der durch die Toleranz-Acte anerkannten englischen Dissenters, den Grundsatz gemein: Einrichtung der Kirche in ihrer ursprünglichen Lauterkeit auf den Grund der heiligen Schrift, mit kurzen Worten: The Bible principle. Bald aber machte sich dieser Grundsatz nur als einseitiger Widerspruch gegen die herrschende oder bischöfliche Kirche geltend, und während anfangs der strenge Calvinismus der biblischen Urkirche am meisten zu entsprechen schien, enttäuschten die arminianischen Streitigkeiten, in Verbindung mit der fortwährenden Opposition gegen die bischöfliche Kirche, immer mehr über das vermeintliche Ideal, bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, bei sonstiger Uebereinstimmung im Principe die genannten drei in das Toleranz-Edict eingeschlossenen Hauptrichtungen aus einander

Digitized by Google

gingen. Doch indem Ref. dieses schreibt, wird ihm unter anderen Neuigkeiten aus England ein kleines Schriftchen, eigentlich nur ein halber Bogen zugesandt, welcher diesen Gegenstand so einfach entwickelt, dass ein gedrängter Auszug unserer Absicht vollkommen genügen wird.

4. *An historical Argument in relation to the Dissenters' Chapels Bill. London, J. Chapmann 1844. 8 S. 8.*

ist der Titel dieses Schriftchens. Die englischen Dissenters, und namentlich auch die Presbyterianer, heisst es hier, stammen ab von den im Jahre 1662 (24. August) von den Kanzeln verjagten Geistlichen. Die Mehrheit dieser Abgesetzten war streng orthodox; allein die orthodoxe Kirche selbst drängte diese Leute selbst zu einer anderen Richtung hin. Ihre presbyterianische Kirchenleitung löste sich in Folge der gegen sie ergriffenen Massregeln auf, und der Widerstand, welchen sie den Formeln, die ihnen aufgenöthigt werden sollten, entgegensetzten, rief bei ihnen einen entschiedenen Widerwillen gegen alle kirchlichen Formeln hervor. Unabhängigkeit ward ihr Wahlspruch, und die Folge dessen Ablehnung jeglicher Art von Glaubens- und Gewissensverpflichtung. Als Grundsatz verzichteten sie daher auf jedes Glaubensbekenntniss, und als ihnen im Jahre 1688 durch die Revolution bürgerliche Anerkennung zu Theil ward, da war das Festhalten an der heiligen Schrift als alleiniger Glaubensnorm das einzige gemeinschaftliche Band, welches sie umschlang. Von da begann eine neue Entwicklung der Dissenters. Nach einem verunglückten Versuche, die presbyterianische Verfassung einzuführen, fand der Grundsatz des Congregationalismus unter ihnen Eingang (the congregational form of government became universal among them), d. h. der Grundsatz der Selbstständigkeit jeder einzelnen Gemeinde. (Todd-Johnson erklärt Congregational durch Pertaining to an congregation or assembly of such Christians as hold every congregation to be a separate and independent church.) Im weiteren Verlaufe der Zeit schritten diese Gemeinden vom strengen Calvinismus zum Arminianismus, von da zum Arianismus und von diesem zu dem neuen Unitarismus fort; stets den Grundsatz aufrecht erhaltend, sich durch keine Unterschrift eines Glaubensbekenntnisses zu binden. Im Jahre 1691 ward der Versuch zu einer Vereinigung des Presbyterianer, Independenten und Baptisten gemacht. Die

Digitized by Google

Vereinigung erhielt den Namen The happy Union. Allein die Anhänglichkeit der Presbyterianer an der arminianischen Lehre erzeugte Zerwürfnisse. Schon im Jahre 1694 trennte sich das presbyterianische Element von den übrigen. Alle gegenwärtig in England bestehenden presbyterianischen Gemeinden sind erst seit diesem Jahr entstanden, und haben sich, wie schon gesagt, im stufenweisen Fortschritte dem Unitarismus zugewendet. Dazu die Bemerkung von Murch, Vorrede S. XI.: die heutigen Presbyterianer, Unitarier und General-Baptisten bekennen sich zu einerlei Grundlehren. Nach einer genauen Angabe der Zahl und des Umfanges dieser unitarischen Congregation hat Ref. bis jetzt vergeblich gesucht. Sie scheint in England selbst nicht genau bekannt zu seyn. Auf wiederholte Anfragen wurde ihm dieser Tage eine gedruckte Liste mitgetheilt: List of Congregations, jedoch mit dem schriftlichen Hinzufügen: dieselbe umfasse die Unitarian Congregations in England, Wales and Scotland. Nota bene: not complete. Die Liste sey aufgestellt worden behufs der Einziehung zu einer Subscription von Seiten solcher Gemeinden, die bis dahin noch nicht beigesteuert hatten. In dieser Liste sind 180 Orte aufgeführt; manche Orte aber mit mehreren, in London bis zu 12 steigenden, Geistlichen, und wahrscheinlich eben so viel Kirchen.

Fragen wir nach den Ursachen dieses geschichtlichen Verlaufes, welchen die genannten Parteien der englischen Dissenters genommen haben, so ist die oberste Quelle desselben der Eingang, welchen die milderen arminianischen Grundsätze bei jenen Parteien gefunden hatten, die sich, nach ihrer mehr äusserlichen Verschiedenheit, Presbyterianer und General-Baptisten nannten; denn die Particular-Baptisten sind strenge Anhänger der lateinischen Prädestinations-Theorie geblieben. Eben diese arminianisch gesinnte Partei betrachtete dann mit einem gewissen Stolze den bekannten englischen Philosophen Locke als den ihrigen. Vorzugsweise waren es die von Locke in seinen Briefen über Toleranz ausgesprochenen Grundsätze, welche diese Dissenter mit einer gewissen Begeisterung zu den ihrigen machten. Der erste dieser Briefe Locke's erschien, in Amsterdam geschrieben, im Jahre 1689 lateinisch. Er war überschrieben: Epistola de Tolerantia ad clarissimum Virum T. A. R. P. T. O. L. A. scripta a P. A. P. O. J. L. A., was aufzulösen ist: Epistola de Tolerantia ad clarissimum

Digitized by Google

Virum Theologiae apud Remonstrantes Professorem, Tyrannidis Osorem Lymburgium Amstelodamensem, scripta a Pacis Amico, Persecutionis Osore, Johanne Lockio Anglo. Siehe die oben erwähnte Schrift von Toulmin S. 450ff., wo sich noch mehrere interessante Notizen über diese Briefe finden. — Dazu kam dann drittens, dass die von der Kirche 1662 gewaltsam ausgeschlossenen Nonconformisten auch von dem Besuche der beiden englischen Universitäten ausgeschlossen waren. Besonders nach der Toleranzacte von 1689 dachten nun die Ausgeschlossenen mit Ernst daran, diesen Ausschluss ihrer Jugend von der akademischen Bildung auf andere Weise, aus ihrer eigenen Mitte, zu ersetzen. Da aber bei ihrem zweifachen Princip, einem positiven: alleinige Autorität der heiligen Schrift in Glaubenssachen, und einem negativen: Ablehnung jedes speciellen Glaubensbekenntnisses, die Ansichten der Einzelnen nothwendig vielfach aus einander gehen mussten, so blieb weiter nichts übrig, als dasjenige vor allen Dingen aufzusuchen, worüber alle unter einander einverstanden seyen. Diess führte denn zur vorzugsweisen Erörterung der sogenannten natürlichen Theologie, und diess wieder zur unitarischen Lehre hin. In Folge dieser drei Momente war es denn ganz natürlich, dass diese Gemeinden sehr bald zum Unitarianismus sich hinneigten, und wenn diess anfangs nur von Einzelnen, und später, als die Hinneigung immer entschiedener geworden war, nur mit grösserer Zurückhaltung geschah, so lag der Grund einzig in der Strenge der englischen Gesetzgebung, welche die Leugner der Trinität Gottes mit dem Tode bedrohete und in der Toleranzacte von 1689 ausdrücklich von der Zahl der Geduldeten ausgeschlossen hatte, so dass, bis zu einer im Jahre 1813 durchgegangenen Parlaments-Acte, der Unitarianismus als illegal galt Und noch im Jahre 1835 konnte Herr Murch (S. XV. der Vorrede seines öfter genannten Werks) schreiben: Dissent is not illegal, but it' is unfashionable *); — Unitarianism cannot be put down by the Civil Magistrate, but it often is by the arm of Prejudice.

Als Wendepunkt in der geschichtlichen Entwickelung des englischen Unitarianismus, seit 1689 bis zum Jahre 1844, mit welchem in mancher Beziehung ein neuer Abschnitt beginnt, sind die

*) Es scheint also dem Worte Dissenter in England in ähnlicher Weise ergangen zu seyn, wie dem in Deutschland leider gewaltsam verdrängten Worte Protestant.

Digitized by Google

Jahre 1760 und 1813 anzusehen. Ueber die Geschichte der Unitarier während dieses Zeitraumes und die am meisten ausgezeichneten unter seinen Anhängern ertheilt nachstehendes Werk die beste Auskunft:

5. *Lives of Eminent Unitarians with a notice of dissenting Academies. By the Rev. W. Turner, Jun. M. A. London: published by the Unitarian Association. Vol. I. 1840. V. und 417 S. Vol. II. 1843. IV. und 452 S. kl. 8.*

Die kurze Vorrede sagt, dass dieses auf Veranlassung der British and Foreign Unitarian Association, welche in London ihren Sitz hat, geschriebene und von derselben gut geheissene Buch die zwiefache Bestimmung habe, das rationale Christenthum (the rational Christianity) sowohl überhaupt zu fördern, als den gegenwärtigen Unitariern an den Beispielen der Väter den wohlthuenden Einfluss des unitarischen Principes auf die Lebensweise und den Charakter nachzuweisen. Nach einem kurzen Abrisse der älteren Geschichte des Unitarianismus in England folgten von S. 23 die Lebensbeschreibungen nachstehender Männer: John Biddle, geb. 1615, starb 1662 den Märtyrertod im Gefängniss; Thomas Emlyn, geb. 1663, gest. 1743. Seine Schriften erschienen, nach seinem Tode gesammelt, in zwei Bänden, 1746 herausgegeben von seinem Sohne Sollom Emlyn. James Peirce, geb. zu London 1673, studirte in Utrecht und Leyden, besuchte fast alle protestantischen Länder und starb den 10. März 1726. Hallet. Der Männer dieses Namens sind drei: Vater, Sohn und Enkel. Der ältere starb 1688; der zweite 1722; der dritte und berühmteste unter ihnen, Joseph mit Vornamen, war geb. 1692 und starb 1744. Besonders hervorgehoben wird seine Schrift: A free and impartial Study of the Scriptures recommended. Unter uns ist derselbe und der vorher genannte James Peirce als Exeget bekannt. Siehe Winer, Handbuch der theol. Lit. I. S. 252 u. 266. Die Zahlangaben bei Winer und Peirce (II. S. 702) stimmen jedoch nicht ganz mit den englischen Angaben, wie sie soeben mitgetheilt worden sind. Bekannter noch unter uns durch seine vielverbreitete Schrift: Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, ist Nathaniel Lardner. Unsere Biographie leitet sein Leben mit den Worten ein: Diess ist einer der ausgezeichnetsten Namen, welchen, mit gutem Rechte, den ihrigen zu nennen, die Unitarier höchst stolz sind. Sein gründliches

Digitized by Google

und ausgedehntes Wissen, seine Vertrautheit mit den christlichen Alterthümern, sein Freiseyn von Vorurtheil und von Parteilichkeit bei Aufstellung der Gründe — was ihm den Beinamen des „Candid Lardner“ erworben hat — sind seltene, vielleicht nie übertroffene Eigenschaften. Nath. Lardner war den 6. Juni 1684 zu Hawkhurst, in der Grafschaft Kent, geboren, wo sein Vater ein geachteter Geistlicher war. Nach kurzem Aufenthalte in London begab sich Lardner 1699 nach Utrecht, wo er drei Jahre, und nach Leyden, wo er ein halb Jahr studirte, wie denn diese beiden Universitäten damals von den vorzüglichsten Nonconformisten Englands besucht wurden. Im Jahre 1709 hielt er seine erste, nicht eben beifällig aufgenommene Predigt, und vier Jahre später nahm er eine Stelle als Hauskaplan und Erzieher in einer vornehmen Familie an. Er blieb bis 1721 in dieser Stelle. Zwei Jahre später übernahm er, in Verbindung mit mehreren Geistlichen, wöchentliche Vorlesungen aus dem Gebiete der Moral, und indem er dabei in tiefere Erörterungen über natürliche und offenbarte Religion einging, entstand sein berühmtes Werk: The Credibility of the Gospel History, von welchem im Februar 1727 die ersten zwei Bände ans Licht traten. Erst im Jahre 1729 ward ihm eine Anstellung als Geistlicher zu Theil. Um dieselbe Zeit liess sich Lardner eine Widerlegung der gegen die Offenbarungslehre gerichteten Angriffe Woolston's angelegen seyn, und im nächsten Jahre schrieb er seinen, jedoch erst 1759 unter dem erdichteten Namen Papinian gedruckten Brief über den Logos. Dieser bestätigt das Recht, welches die Unitarier (s. unten Nr. 29. 8f.) haben, den frommen Lardner zu den ihrigen zu zählen, gewiss zum grossen Aerger vieler seiner Verehrer in Deutschland. Lardner selbst starb nach vielfacher literarischer Thätigkeit, und nachdem ihm von Aberdeen aus die Doctorwürde geworden, 85 Jahre alt am 24. (bei Winer 17.) Juli 1768, in seinem Geburtsorte Kawkhurst, wohin er sich zu seiner Erholung begeben hatte.

Auf Lardner folgt James Foster, geb 16. Sept. 1697, gest. 5. Nov. (Winn 5. Dez.) 1753. Er war ein Schüler Hallet's und College Peirce's. Im Jahre 1724 ward er von einer Baptistengemeinde zu London zu ihrem Geistlichen berufen, und im Jahre 1748 von der Universität Aberdeen zum Doctor der Theologie ernannt. Als fruchtbarer und denkender Schriftsteller auch unter uns bekannt (vergl. Winer I. S. 282. 376. 382. II, 110.) müssen wir in Betreff des Einzelnen auf das Buch selbst verwei-

Digitized by Google

sen. Auch bei Mursh in dem unter Nr. 3 aufgeführten Buche (S. 158 ff.) finden sich einige biographische Notizen über diesen Mann, der öfter in grosser Bedrängniss lebte. Bald hier, bald dorthin vertrieben, betrug einmal sein Jahresgehalt nur 15 L., und noch ein ander Mal musste er sogar zur Erlernung eines Handwerks seine Zuflucht nehmen.

Es folgt George Benson, geb. den 1. Sept. 1699 zu Great Salkeld (bei Winer 5. Sept. zu Gerat-Salkeld, was Druckfehler ist); gest. 6. April 1762. Auch er, als Ausleger unter uns bekannt, erhielt 1746 von Aberdeen die theologische Doktorwürde.

John Shute, nachmals Viscount Barrington, geb. 1678, war der Sohn eines Kaufmannes zu Theobalds' in Hertfordshire, aber aus altem Geschlechte. Er studirte in Utrecht, nahm 1701 an den religiösen Händeln in England regen Antheil, zog die Aufmerksamkeit Locke's auf sich und erwarb sich dessen Freundschaft. Bald stieg sein Einfluss so hoch, dass er als einer der Führer der Dissenters galt. Durch den damaligen Einfluss der Whigs erhielt er 1708 ein angesehenes Amt im Staate, und bald nachher ward er von Francis Barrington an Kindesstatt angenommen und erbte seine Titel und Wappen. Die hohe Stellung, welche der nunmehrige Lord einnahm, der jedoch fortwährend als theologischer Schriftsteller thätig war, wurde von ihm zu Gunsten der Dissenters benutzt. Er starb den 14. Dez. 1734. Von seinen fünf Söhnen schloss sich der jüngste der Hochkirche wieder an, und starb 1826, im hohen Alter, als Bischof von Salisbury und Durham.

Samuel Chandler, geb. 1693 zu Hungerford in Berkshire, wo sein Vater Geistlicher war, und gestorben den 8. Mai 1766, kämpfte besonders gegen die Freidenker seiner Zeit, war aber auch als Exeget und als Kanzelredner sehr thätig und erhielt von zwei Universitäten, von Edinburgh und von Glasgow, die theologische Doktorwürde. Derselbe hat sich auch als Herausgeber eines nachgelassenen Werkes des, im Jahre 1753 gestorbenen, Moses Lowmann, einen Namen gemacht, was Veranlassung zu einigen biographischen Bemerkungen auch über diesen Gelehrten gibt. —

Caleb Flemming, geb. 4. Nov. 1698, gest. den 21. Juli 1779. Unter den Schriften dieses Mannes ziehen wir, als eine in England seltene Erscheinung, das im Jahr 1736 erschienene, gegen die Sabbathsfeier gerichtete Schriftchen aus: The fourth Com-

Digitized by Google

mandment abrogated by the Gospel, in welcher das vierte Gebot als nur für die Juden verbindlich nachgewiesen wurde.

John Taylor, geb. 1694 zu Lankaster, gest. den 5. März 1761, und der Sohn eines Mitgliedes der anglikanischen Kirche, wogegen seine Mutter sich zu den Dissenters hielt, nimmt unter den Unitariern des vorigen Jahrhunderts eine bedeutende Stellung ein. Die Worte, in welche er seine religiöse Ueberzeugung zusammenfasste, stehen noch jetzt im Wesentlichen bei der Mehrheit der englischen Unitarier in Geltung, und Murch, der in der Vorrede (S. XIf.) seines schon öfter erwähnten Buches dieses Bekenntniss wiederholt, bezeichnet unseren Taylor als „one of the brightest ornaments of the Presbyterian denomination." — Im April 1716 trat Taylor in die Reihe der presbyterianischen Geistlichen ein. Von früher Jugend zeigte er eine grosse Vorliebe für das Hebräische. Sein erstes schriftstellerisches Auftreten geschah im Jahre 1737 und betraf eine offene Vertheidigung der Grundsätze seiner Partei, unter dem Titel: Defence of the Common Right of Christians. Ihm folgte im Jahre 1740 eine, unter den Presbyterianern sehr hoch gehaltene und öfters gedruckte Schrift über Erbsünde: The Original Sin. — Mit gleicher Begeisterung wurde 1745 seine Paraphrase des Römerbriefes nebst der ihr vorgesetzten Abhandlung: A key to the Apostolic Writings (Ein Schlüssel zu den apostolischen Schriften) aufgenommen: This and the former treatise on Original Sin produced a very intensive, powerful and permanent effect. „By shaking the main outworks of Calvinism, he effected a breach by which a host of the friends of truth have since entered" sagt unsere Biographie. Weiter gab er 1750 eine der ersten Sammlungen von Kirchenliedern der Unitarier heraus. Unter seinen vielen übrigen Schriften zeichnen wir noch eine hebräische Concordanz aus, für welche die Universität Glasgow ihm die Doktorwürde verlieh. Im Jahre 1757 übernahm er die Stelle eines Lehrers der Theologie an der neuerrichteten Akademie zu Warrington, in Lankashire, woselbst er Vorträge über die verschiedensten Theile der Theologie hielt. Seine Vorlesungen pflegte er jedesmal mit einer Ermahnung zu eröffnen, sich einen von allem Vorurtheil und Autoritätsglauben freien, offenen Sinn für die Wahrheit zu erhalten, überall selbst zu prüfen, dabei aber von aller Parteisucht und von unchristlicher Härte im Urtheil über Andersdenkende fern zu bleiben. Wir wären versucht, die ganze stehend gewordene Anrede des Mannes hier mit-

Digitized by Google

zutheilen, wenn sie nicht zu lang wäre. Daher beschränken wir uns nur auf den ersten Satz: I do solemly charge you, in the name of the God of Truth, and of our Lord Jesus Christ, — that you keep your mind always open to evidence; that you labour to banish from your breast all prejudice, prepossession and party-zeal; that you study to leave and love with all your fellow Christians and that you steadily assert for your self and freely allow to others, the unalienable rights of judgment and conscience.

Es folgt (S. 347—359) eine kurze Abhandlung über die Akademieen der Dissenter (Dissenting Academies), einen Gegenstand, auf welchen wir später zurückkommen werden, worauf die Biographieen wieder fortgehen mit Caleb Rotheram, geb. den 7. März 1694 zu Great Salkeld in Cumberland, gest. den 8. Juni 1752. Rotheram war besonders an der Akademie zu Kendal thätig und erwarb sich durch eine Abhandlung De Religionis Christianae Evidentia, das Einzige, was gedruckt von ihm bekannt ist, 1743 zu Edinburgh die theologische Doktorwürde. — Samuel Clark, geb. 1727 und gest. zu Birmingham am 6. Dez. 1769, in Folge eines Sturzes vom Pferde, übernahm schon, ein zweiter Origenes, in seinem 23. Jahre die Leitung der Akademie und der Gemeinde zu Nordhampton, an des trefflichen Doddridge Stelle. Als Schriftsteller ist er nicht aufgetreten. — John Aikin, geb. den 28. Dez. 1713 in London, gest. den 14. Dez. 1780, studirte erst unter Doddridge in Nordhampton, dann in Aberdeen, zeichnete sich an der Akademie zu Warrington aus und erhielt 1774 von Aberdeen die theologische Doctorwürde. Den Schluss des ersten Bandes macht Micajah Towgood, geb. den 17. Dez. 1700 zu Axminster in Devonshire, gest. den 1. Febr. 1792. Dieser dem Ref. bisher unbekannte Mann wird als einer der einflussreichsten und verdienstvollsten protestantischen Dissenters bezeichnet, dessen Wirken tief in die neuere Entwickelung der englischen Dissenters eingreife, dessen Name desshalb Allen bekannt sey und von Allen hoch gefeiert werde. Dem geistlichen Stande zugethan, war er als glücklicher Verfechter der Grundsätze der Dissenters sehr thätig, auch als politischer Geschichtschreiber geachtet, und glücklich in der Abstellung mancher unter den Dissenters bis auf seine Zeit noch herrschenden Mängel. Unter seinen zahlreichen Schriften wird besonders ausgezeichnet seine zuerst 1743 erschienene Schrift The Dissenting Gentleman's Letters, durch

Digitized by Google

welche das Ansehen der Dissenter wesentlich gehoben und fester begründet worden sey.

Den zweiten Band eröffnet William Robertson, geb. den 16. Oct. 1735 in Dublin, gestorben zu Wolverhampton den 28. Mai 1783. Dieser Platz wird ihm angewiesen als dem ersten Bekenner der unitarischen Lehre innerhalb der Kirche. Einem schottischen Vater entsprossen, studirte Robertson von 1722—25 in Glasgow, entschied sich jedoch im Jahre 1727 für die bischöfliche Kirche und ward 1729, nach erreichtem kanonischen Alter, zum Priester geweiht. Später jedoch gerieth er in Zweifel und zog sich im Jahre 1764, mit Verzichtleistung auf seine bisherigen Stellen, aus der bischöflichen Kirche zurück, was ihm Mancher als Thorheit und Unkenntniss der Welt auslegte (!!). Eine kleine, im Jahre 1766 erschienene Schrift: An Attempt to explain the words Reason, Substance, Person, Creeds, Orthodoxy, Catholic Church, Subscription and Index Expurgatorius. By a Presbyter of the church of England, erlebte drei Auflagen und erwarb ihm die theologische Doktorwürde von Glasgow. Noch später schloss er sich an Lindsey an. — Dieser Theophilus Lindsey folgt dann in unsem Buche auf Robertson; ihm John Jebb, geb. 16. Febr. 1736, gest. 2. März 1786. Derselbe studirte in Dublin und Cambridge, trieb die arabische Sprache und die neutestamentliche Exegese mit besonderem Eifer, trat 1775 von der bischöflichen Kirche zurück und schloss sich Lindsey an. Als Schriftsteller nicht unbekannt. — Edward Evanson, geb. zu Warrington 21. April 1731, gest. 24. Sept. 1805. (Hiernach ist Winer zu ergänzen). Dieser dem Namen nach besonders als Verfasser der Dissonance of the four generally received Evangelists, and the Evidence of their respective Authenticity examined. Ipswich 1792. unter uns bekannte und als theologischer Schriftsteller fruchtbarer Mann, studirte in Cambridge und erhielt dann Anstellung als Geistlicher in der bischöflichen Kirche an verschiedenen Orten. Bald aber wichen seine Ansichten von denen der bischöflichen Kirche sehr ab, wie diess besonders seine im Jahre 1742 herausgegebene Schrift Examination of the Doctrines of a Trinity beweist. Durch sie und eine Osterpredigt verfiel er ganz mit seiner Kirche und zog sich 1778 ganz von ihr zurück. Nach längerem Privatleben trat Evanson 1796 als Geistlicher bei einer kleinen unitarischen Gemeinde zu Lympston in Devonshire ein, wo er bis zwei Jahre vor seinem Tode blieb.

Digitized by Google

Die letzten beiden Jahre seines Lebens waren nur der Pflege seiner sehr angegriffenen Gesundheit gewidmet. — Robert Tyrwhitt, Sohn eines Geistlichen der bischöflichen Kirche, studirte in Cambridge, wo er 1760 Magister artium wurde und bis 1777 Fellow des Jesus College war. In dem genannten Jahre aber legte er sein Amt nieder, trat von der bischöflichen Kirche zurück, schloss sich Lindsey an und lebte bis an seinen Tod, 25. April 1817, im Privatstande. Sein Wissen wird als ausgezeichnet erwähnt, geschrieben aber hat er nur wenig. — Paul Henry Maty, geb. 1745, war der Enkel eines in Folge der Aufhebung des Edictes von Nantes aus Frankreich geflüchteten Geistlichen, und Sohn eines Arztes, studirte in Cambridge und ward, nach einer längeren Reise, der englischen Gesandtschaft in Paris als Prediger beigegeben. Jetzt aber erwachten bei ihm Bedenklichkeiten, betreffend die bischöfliche Kirche Englands und ihre Lehrer, und ein Jahr nach seines, im Jahr 1776 gestorbenen, Vaters Tode trat er ganz aus dieser Kirche zurück, erhielt eine Anstellung am brittischen Museum, schloss sich näher an Jebb und Lindsey an und starb, hochgeachtet, 1787. — John Disney, geb. zu Lincoln 28. Sept. 1746, studirte in Cambridge, nahm daselbst schon früh an den kirchlichen Streitigkeiten seines Vaterlandes Theil, und erhielt eine geistliche Stelle 1768. Fortwährend den kirchlichen Verhandlungen seiner Zeit folgend und durch Schriften auf sie einwirkend, vertheidigte er 1777 das Recht, in religiösen Dingen eine Privatmeinung haben zu dürfen, nahm später den protestantischen Grundsatz an, dass der Christ allein an die Bibel sich zu halten habe, erhielt auf seines Freundes, des Bischofs Law, Empfehlung die theologische Doctorwürde von Edinburgh, trat aber gleichwohl im November 1782 von der bischöflichen Kirche zurück und schloss sich Lindsey an, an dessen Stelle er 1793 trat, und entwickelte seine Gründe für diesen Uebertritt in einer Schrift: Reasons for quitting the church of England. Fortwährend als Geistlicher und als Schriftsteller thätig, starb er, nachdem er von Seiten der bischöflichen Kirche manchem heftigen Angriff ausgesetzt gewesen war, den 26. Dec. 1816.

Thomas Fyshe Palmer, geb. zu Nothill im Jahr 1747, studirte in Cambridge Theologie, nahm aber, nachdem er kurze Zeit ein geistliches Amt bekleidet hatte, Anstoss an der Trinitätslehre, trat von der Hochkirche zurück und schloss sich 1783 offen an Lindsey an. Seine Begeisterung für die unitarischen Grund-

Digitized by Google

sätze fand besonders unter den Schotten Anklang. Palmer ward der unitarische Apostel Schottlands, dann aber 1793 in Folge einer Unvorsichtigkeit nach Botany-Bay ins Exil geschickt und starb auf der Rückkehr von da am 2. Juni 1802 auf der zu den Ladronen gehörenden Insel Guam. – Gilbert Wakefield, geb. zu Nottingham den 22. Febr. 1756, gest. zu Hackney den 9. Sept. 1801. Auch er studirte, als der bischöflichen Kirche angehörig, in Cambridge, gab aber bald die Theologie auf, abgeschreckt durch die verlangte Unterschrift der 39 Artikel, trat zu den Unitariern über und war besonders als classischer Philolog ausgezeichnet. — William Frend, geb. in Canterbury und 22. Nov. 1757 gest. Ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, entschied er sich erst später für den Kirchendienst und wurde 1776 in das Christ's College in Cambridge aufgenommen. Dort fiel ihm der Rakau'sche Katechismus in die Hände, und bewirkte allmälig eine gänzliche Umänderung seiner religiösen Ueberzeugung, in Folge deren Frend im Jahre 1788 von der bischöflichen Kirche, die ihm schon mehrere ihrer Pfründen zugewendet hatte, sich lossagte und ohne äusseren Ersatz den Unitariern sich anschloss. Als Schriftsteller im Gebiete der Theologie wie der Politik und Staatswirthschaft war derselbe sehr fruchtbar, namentlich drang er 1816 in einer besondern Schrift mit grossem Eifer auf die Abschaffung der Sclaverei. — Samuel Bourn. Unter dieser Aufschrift wird eine kurze Lebensbeschreibung einer ganzen Reihe von unitarischen Geistlichen gegeben, welche seit dem 1648 gebornen Bourn bis auf die Gegenwart herab thätig gewesen sind. — William Turner, geb. den 5. Dec. 1714 in Preston, gest. den 28. Aug. 1794, war der Sohn eines presbyterianischen Geistlichen. Er schloss mit Priestley und Lindsey einige Freundschaft, und war als Schriftsteller ausgezeichnet. — Richard Price, geb. den 23. Februar 1723 zu Tynton, gest. den 19. April 1791, wandte sich dem Studium der Theologie zu und trat als Schriftsteller zuerst im Jahre 1758 mit der Schrift auf: Review of the Principal Questions in Morals, welchen bald andere, unter ihnen Abhandlungen über Vorsehung und Wunder, folgten. Die Royal Society nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, die Universität zu Aberdeen übersandte ihm das Diplom als Doctor der Theologie. Andere Schriften waren mehr mathematischer Art, und betrafen Rentenanstalten und Lebensversicherungen. Der amerikanische Krieg und die französische Revolution führten ihn auf politische Fragen, die nähere

Digitized by Google

Berührung mit Priestley auf metaphysische, seltener auf dogmatische Erörterungen. Der zweite Band schliesst mit dem Leben Joseph Priestley's.

Diese kurze Uebersicht des Inhaltes führt uns unbekannte und bekannte, nach allen Angaben aber nur höchst ehrenwerthe Namen vor. Die Biographieen selbst zeigen mehr noch, als hier ausgehoben werden konnte, die oft vielgeprüfte und zugleich mannigfaltige Thätigkeit der englischen Dissenters. Zuweilen aber ist Ref., wenigstens bei einigen der im ersten Bande aufgeführten Männer in Zweifel gewesen, ob dieselben auch mit vollem Rechte zu den Unitariern zu rechnen seyen. Wohl möglich, dass der Eine und Andere, worüber nur eigene Einsicht in ihre Schriften entscheiden kann, mehr darum als Unitarier bezeichnet worden wäre, weil aus dem kirchlichen Vereine, welchem sie angehörten, die heutigen Unitarier hervorgegangen sind, als weil sie selbst entschieden zur unitarischen Lehre sich bekannten. Denn die abweichende Auffassung der einen oder anderen neutestamentlichen Stelle, welche für die Trinitätslehre geltend gemacht worden ist, macht noch nicht zum Gegner dieser Lehre selbst. Entschieden dagegen tritt die Anhänglichkeit an die unitarische Lehre bei den Männern hervor, deren Namen der zweite Band uns vorführt. Unter diesen aber sind zwei, Lindsey und Priestley, vorzugsweise einflussreich und bedeutend in Bezug auf die unitarische Lehre in England geworden, weshalb dieselben, nach weiter uns vorliegenden Schriften, noch besonders hervorgehoben zu werden verdienen.

6. *Memoirs of the late Rev. Theophilus Lindsey, M. A. including a brief Analysis of his Works; together with Anecdote and Letters of eminent Persons, his friends and correspondents: also a general view of the Progress of the Unitarian Doctrine in England and America. By Thomas Belsham, Minister of the Chapel Essex-Street. Second Edition. London 1820. 423 S. 8.*
7. *Memoirs of Dr. Joseph Priestley, to the year 1795 written by himself: with a Continuation, to the time of his Decease, by his Son, Joseph Priestley: and observations on his writings, by Thomas Cooper, President Judge of the 4. district of Pennsylvania: and the Rev. William Christie. Vol. I. London 1806. Vol. II. mit dem Zusatz auf dem Titel: To which are added four Posthumous discourses. London 1807. mit fortlaufenden Seitenzahlen, zusammen 824 S. 8.*

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Fortsetzung.)

Die erste der beiden vorher genannten Schriften zerfällt in fünfzehn Kapitel und einen Anhang. Die beiden ersten Kapitel schildern Lindsey's Leben von seiner Geburt bis zu seinem Austritt aus der bischöflichen Kirche; die übrigen handeln von seinem Leben und Wirken seit seinem Austritt bis zu seinem Tode.

Theophilus Lindsey (so, nicht Lindsay, wie der Name meist in deutschen Schriften, auch bei Stäudlin und Wiggers, geschrieben erscheint), dessen Vater der Abkömmling einer alten schottischen Familie war und Antheil an den Salzwerken in der Nähe von Middlewich in Cheshire hatte. In eben dieser Stadt wurde unser Lindsey den 20. Juni 1723 geboren. Er genoss eine sorgfältige Erziehung, wurde 1741 in das St. Johannis Collegium zu Cambridge aufgenommen, 1747 Fellow desselben, und erhielt bald nachher eine geistliche Stelle, die ihn allmälig mit vielen angesehenen Personen in Verbindung brachte. Um das Jahr 1760 wurden zuerst religiöse Bedenklichkeiten, hervorgerufen durch die Lehre der bischöflichen Kirche, bei ihm rege. Es erschien ihm als eine ungehörige und unnöthige Umstrickung, von jungen Leuten durch Erklärung und Unterschrift die Billigung einer solchen Masse verschiedenartiger Bestimmungen und Lehren zu verlangen, wie diess in der bischöflichen Kirche der Fall ist. It had always struck him as „a strange unnecessary entanglement, to put young men upon declaring and subscribing their approbation of such a large heterogeneous mass of positions and doctrines.“ Bald gewannen Lindsey's Einwürfe und Bedenklichkeiten gegen die Lehre der Kirche, zu welcher er sich bekannte, bei weiterem Nachdenken immer mehr Stärke. Er erkannte die schwache Grundlage, auf welcher die bischöfliche Kirche Englands, die nur durch Aeusserlichkeiten zusammengehalten wird, aufgeführt ist, nahm beson-

Digitized by Google

ders an der Trinitätslehre Anstoss, suchte in der heiligen Schrift, die er fortan mit Eifer durchforschte, umsonst Bestätigung und Beruhigung, und wurde vielmehr besonders durch 1 Kor. 8, 6. entschiedener für die entgegengesetzte Ueberzeugung gewonnen. Eine Aussicht auf glänzende Beförderung in Irland lehnte unter solchen Umständen der redliche, nicht durch Ehrgeiz verblendete Mann ab, suchte dagegen in der Stille einer ländlichen Pfarrei Befriedigung, gab sich hier mit dem ganzen Eifer eines uneigennützigen und menschenfreundlichen Herzens der Seelsorge hin und setzte seine Forschungen in der heiligen Schrift fort, wurde aber dadurch der bischöflichen Kirche nur immer mehr entfremdet. Während Solches in Lindsey's Seele vorging, führte die Bekanntschaft mit zwei Männern, mit Priestley und William Turner, eine letzte Entscheidung herbei. Diese Bekanntschaft fällt in das Jahr 1769, und hatte im Jahre 1773 Lindsey's Austritt aus der bischöflichen Kirche zur Folge.

Ehe wir nun weiter gehen, wird es passend seyn, das Nöthige auch über Priestley und die Schrift Nr. 7. nachzuholen. Was zunächst die letztere betrifft, so beginnt sie mit den von Priestley selbst geschriebenen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, welchen einzelne Bemerkungen, meist von dem auf dem Titel genannten Thomas Cooper untergesetzt sind. Diese Denkwürdigkeiten hören mit dem Jahre 1795 auf und sind dann, bis zu Priestley's Tode, von dessen Sohne fortgeführt S. 1—222. Von den fünf Anhängen, welche den übrigen Raum des ersten Bandes, S. 223—248, ausfüllen, handelt der erste von Priestley's Verdiensten um die Naturwissenschaften, namentlich Chemie und Physik; der zweite von seinen Schriften metaphysischen, der dritte von denselben politischen Inhalts; der vierte handelt von seinen vermischten Schriften (Miscellaneous Writings); der fünfte endlich von S. 465—481 ist überschrieben: Inbegriff der religiösen Vorstellungen Priestley's. Der zweite Band bringt als sechsten Anhang eine Uebersicht der theologischen Schriften Priestley's, mit Auszügen aus seinen Schriften als Belege seiner Denkweise, seines Charakters und seines Benehmens als christlicher Geistlicher.

Priestley war den 13. März (alten Styles) 1733 zu Fieldhead in der Nähe von Leeds in Yorkshire geboren. Nach dem frühen Tode seiner Mutter, im Jahre 1740, nahm ihn die kinderlose Schwester seines Vaters, die an einen, durch seinen religiösen

Digitized by Google

Eifer ausgezeichneten, Herrn Keighly verheirathet war, an Kindesstatt zu sich. Die neue Mutter war eine strenge Calvinistin und gehörte, was ihren Geist und ihr Herz betraf, zu den edelsten Wesen ihres Geschlechtes. Priestley besuchte die Schule eines benachbarten Geistlichen und lernte Latein, Griechisch, später auch Hebräisch. Der Tante stiller Wunsch war, Priestley möge sich dem geistlichen Stande widmen; durch seine leidende Gesundheit bestimmt, wandte sich derselbe jedoch dem Kaufmannsstande zu, lernte die neueren Sprachen, trieb Mathematik, studirte natürlich Philosophie, Logik, Locke's Schriften u. s. w., und sollte in ein Geschäft in Lissabon eintreten, als die wiedergewonnene Gesundheit auch die alte Neigung für die Theologie wieder hervorrief. Priestley ging 1752 auf die Akademie zu Daventry, um dort unter Ashworth seine Studien zu machen. Schon im Hause der Tante hatte Priestley die Bekanntschaft mit einigen Geistlichen der Dissenters gemacht, unter welchen er sich besonders von einem Herrn Graham aus Halifax angezogeu fühlte, der als ein rationaler Christ, und in den klassischen Sprachen überaus fester und gewandter Mann bezeichnet wird.

Auf solche Weise, sagt Priestley von sich selbst, ward mein Inneres für die Frömmigkeit empfänglich, ohne bigott zu werden, und von den frühesten Jahren ward meine Aufmerksamkeit den Gegenständen der Religion zugewendet. Ich stand so fest, als es nur seyn kann, in den Grundsätzen des Calvinismus; alle Bücher, die ich erhielt, hatten diese Richtung. Diess und meine schwache Gesundheit, die mir nur ein kurzes Leben verhiess, gaben meinem Geiste eine stille, ernstere Stimmung, und die Lehre von der göttlichen Erwählung, deren ich mich noch nicht theilhaftig fühlte, brachte mich über alle Beschreibung in einen Kummer und eine Noth, welche bis zur Verzweiflung fortschritten.

In Daventry hing Priestley bald seinen eignen Gedanken nach, knüpfte Verkehr mit einem Geistlichen der Baptisten an und beschäftigte sich mit der chaldeischen, syrischen und arabischen Sprache, zugleich aber wurde ihm die Lehre seiner Kirche, dass in Folge der Sünde Adams alle Menschen dem Zorne Gottes verfallen seyen, anstössig. Er trat auf Seiten der, eine Vermittelung zwischen Calvin und Arminius suchenden Baxterianer, gerieth aber darüber, statt zur Ruhe zu kommen, in Verwickelungen mit den strengen Calvinisten. Fortwährendes Nachdenken führte ihn immer mehr von der arminianischen zur arianischen Ansicht hin, bis

Digitized by Google

Lardner's Schrift über den Logos ihm in die Hände fiel und ihn um einen bedeutenden Schritt weiter brachte. Priestley, der neben der Theologie mit besonderer Vorliebe mathematische und philosophische Studien trieb, suchte auf dem Wege der Speculation seine Begriffe zu ordnen und arbeitete, noch in Daventry, wo er bis 1755 blieb, seine später gedruckte Schrift aus: Institutes of Natural and Revealed Religion. Neben diesen religiösen Scrupeln stellte sich seiner Ausbildung zum Geistlichen noch ein zweites Hinderniss entgegen, nämlich Schwerfälligkeit im Sprechen, welche in seiner Familie erblich war. Als er nach Abgang von der Akademie in Erwartung einer Anstellung lebte, wurde bald seine arianische Denkweise bekannt. Die Gemeinden zogen sich von ihm zurück, nur einzelne Familien setzten den Verkehr fort und Priestley, dessen jährliche Einnahme auf 35 L. zusammen schmolz, gerieth in Noth. Zugleich hatte sich in der spätern Zeit seine Sprechweise so bedenklich verschlechtert, dass Priestley sein letztes Geld zusammennahm und nach London reiste, um sich dort heilen zu lassen. Die Kur kostete 20 L., blieb jedoch ohne allen Erfolg, ja machte sogar das Uebel noch ärger. Bedeutend dagegen war es für Priestley, dass er bei dieser Gelegenheit, die ihn zum ersten Male nach London geführt hatte, die Bekanntschaft von Dr. Kippis und Dr. Benson, und durch diesen später auch mit Dr. Price machte. Bald nachher verliess er seinen bisherigen Wirkungskreis zu Needham, wo er drei Jahre, 1755 bis 1758 zugebracht hatte, und begab sich nach Namptwich, und im Jahre 1761 von da auf die Akademie zu Warrington. Seine während des Aufenthaltes zu Needham veröffentlichte Schrift: Doctrine of Remission, erwarb ihm die Freundschaft Lardner's, den Priestldy fortan, so oft er nach London kam, besuchte. Auch ausserdem war Priestley als theologischer Schriftsteller während dieser Zeit sehr fruchtbar. Vor allen war es die Lehre von der Genugthuung, die ihm immer neue Bedenken erregte. Er sagt während dieser Zeit von sich selbst: I had become persuaded of the falsity of the doctrine of atonement, of the inspiration of the autors of the books of scripture as writers, and of all idea of supernatural influence, except for the purpose of miracles. — In Warrington wurde Priestley die seinen Bestrebungen mehr zusagende Stelle eines Tutors übertragen. Er erwarb sich bald hohe Achtung und besonders trug seine History of Electricity dazu bei, ihm auf dem Gebiete der Naturwissenschaften einen ausge-

Digitized by Google

zeichneten Namen zu erwerben. Im Jahre 1767 übernahm Priestley eine angesehene geistliche Stelle zu Leeds, welche er sechs Jahre inne hatte, und sich mit ganzer Kraft wieder auf die Theologie warf, bis ein Vorfall in einer nahen Brauerei ihn zur Chemie und zugleich zu einer Reihe wichtiger Entdeckungen in derselben führte, wie denn eine grosse geistige Beweglichkeit, und ein leichtes Uebergehen von einem Gegenstande zu einem andern zu den besondern Eigenthümlichkeiten Priestley's gehören.

In diese Zeit des Aufenthaltes Priestley's zu Leeds fällt nun auch seine Bekanntschaft mit Lindsey. Im Sommer des Jahres 1769 fanden sich die beiden genannten und William Turner, in Folge getroffener Verabredung, im Hauss des Archidiacons Bloenburne zu Richmond zusammen und knüpften sofort eine innigere Freundschaft und engen brieflichen Verkehr an. Lindsey lieferte von jetzt an tüchtige Beiträge zu dem von Priestley redigirten theologischen Journal: The Theological Repository, und sein Entschluss, auf seine geistliche Stelle zu verzichten und ganz von der bischöflichen Kirche zurückzutreten, gedieh zu immer festerer Reife. Am 28. November des Jahres 1773 nahm Lindsey von seiner Gemeinde in einer Predigt über Apostg. 20, 32. feierlichen Abschied, legte seine Stelle zu Catterick nieder und rechtfertigte seinen Schritt durch eine viel Aufsehen erregende und öfter gedruckte Schrift The Apology of. Th. Lindsey on resigning the vicarage of Catterick. Zugleich stand sein Entschluss fest, einen Versuch mit Herstellung einer christlich-unitarischen Kirche ausserhalb der bischöflichen zu machen. London ward, als der geeigneteste Ort, zur Ausführung dieses Vorhabens ausersehen Unter der Mitwirkung zahlreicher Freunde, namentlich Priestley's, Price's, Schore's, Newton's u. A. ward in einem Hause der Essex-Street, im April 1774, eine Capelle zur Haltung eines unitarischen Gottesdienstes eingerichtet. Das Unternehmen fand rasch immer steigenderen Anklang. Angriffe und Verunglimpfungen von Seiten der Gegner wurden siegreich zurückgewiesen. Bald war die Theilnahme so gross, dass die Thätigkeit eines einzigen Geistlichen und der bisherige Raum nicht mehr ausreichte. Es wurde ein neues Gebäude aufgeführt und ein zweiter Geistlicher bei der neuen Kirche angestellt. Darauf scheint Lindsey sein mit viel Beifall aufgenommenes Buch. An Historical View of the Unitarian Doctrine and Worship from the Reformation to our own Times. 1783., und eine Gesellschaft

Digitized by Google

zur Förderung der Kenntniss der Bibel (for promoting the knowledge of the Schriptures), die jedoch den gehegten Erwartungen, ungeachtet der tüchtigen Theilnehmer, nicht entsprach, wurde in demselben Jahre gegründet. Zwei Bände biblischer Commentare und Abhandlungen gingen von dieser Gesellschaft aus.

Inzwischen hatte auch Priestley seine Stelle als Geistlicher in Leeds, im Jahre 1773, aufgegeben und eine sehr anziehende Stellung zu Lord Shelburne eingenommen, in welcher er bis zum Jahre 1780 verblieb. Eine Zeit, reich an naturwissenschaftlichen, theologischen und metaphysischen Studien und Schriften, welche ihm jedoch um so mehr vielfache Anfechtungen zuzogen, als in vielen derselben, abgesehen von ihrer sonstigen Tüchtigkeit, ein gewisser polemischer Eifer und eine verletzende Schärfe hervortrat. Besonders war diess der Fall mit seiner etwas später 1786 erschienenen History of the Corruptions of Christianity. — Lindsey nahm sich des angegriffenen Freundes meist mit Nachdruck, Glück und Eifer an, ging aber doch nicht so weit, dass er seine Ueberzeugung da, wo Priestley nach seiner Meinung gefehlt hatte, zurückgehalten hätte.

Während die unitarische Lehre durch die vereinigten Bestrebungen der Genannten und ihrer Freunde jetzt in England immer mehr Anhänger unter den Dissenters sowohl als in der bischöflichen Kirche gewann, verbreitete sich dieselbe auch mit überraschendem Erfolg in Nordamerika, worüber das 9. Kapitel der unter 6 genannten Schrift ausführlichere Auskunft gibt. In England geschah es aber im Jahre 1786, als alle Akademieen der Dissenters bis auf die Akademie zu Daventry erloschen waren, dass mehrere angesehene Dissenter in London den Plan zur Herstellung einer Akademie, wo freies theologisches Forschen leitender Grundsatz sey, in der Nähe dieser Stadt entwarfen, um so der Nothwendigkeit auszuweichen, ihre Söhne auf eine der englischen Universitäten zu schicken, welche stets Unterschrift der 39 Artikel der bischöflichen Kirche zur Bedingung der Aufnahme machen. Der Gedanke fand Anklang und Unterstützung. Hackney ward zum dauernden Sitze einer Akademie ausersehen, bei welcher Lindsey bald die leitende Seele wurde. Aber die Begeisterung für das neue Unternehmen liess die Leute ihre Kräfte überschätzen und Einrichtungen nach einem so grossartigen Massstabe bloss aus Privatmitteln treffen, welche auf die Länge durchzuführen in solcher Weise nicht möglich war. Indess die neue

Digitized by Google

Anstalt trat in das Leben. Dr. Price, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter, hochgeachteter Mann, ward an die Spitze gestellt, Belsham u. A. ihm zur Seite gegeben. Als Price im Jahre 1791 gestorben war, nahm seine Stelle Dr. Priestley ein, welcher aus freiem Antriebe zu seinen theologischen Vorlesungen noch seine bewunderten Vorlesungen über Geschichte und Chemie hinzufügte. In demselben Jahre 1791 ward zu London „the Unitarian Society for promoting Christian knowledge and the Practice of Virtue gegründet. Dieser Verein sollte die doppelte Aufgabe lösen, einen Mittelpunkt für die Unitarier zu bilden und ihre Lehren weiter zu verbreiten. Ihm folgte bald die Bildung der Western Unitarian Society, der Southern Unitarian Society und the Unitarian Fund Society. Unter dem neuen Zuwachs, den die Unitarier um diese Zeit fortwährend erhielten, war aber der Uebertritt des Herzogs von Grafton besonders bedeutend*).

Als der ehrwürdige Lindsey im Jahre 1793 sein 70. Jahr erreicht hatte, legte er die letzte bessernde Hand an die jetzt zum vierten Male herausgegebene Liturgie der Unitarier, welche bis zum Jahre 1802 in der unitarischen Gemeinde zu London im Gebrauch war, vorübergehend durch eine andere von Dr. J. Disney verdrängt wurde, aber schon im Jahre 1805 wieder ihre frühere Stelle einnahm. Weiter entschloss er sich, in Betracht seines vorgerückten Alters und vielgeprüften Lebens, im Sommer desselben Jahres sein geistliches Amt an der Kapelle in Essex-Street niederzulegen. Schmerzlich berührt wurde Lindsey in demselben Jahre durch die Deportation seines Freundes Fyshe-Palmer und die Einkerkerung des Geistlichen W. Winterbotham.

Noch schmerzlicher aber empfand er es, als im nächsten Jahre 1794 sein treuer, vielbewährter Freund und Mitarbeiter am unitarischen Werk, Dr. Priestley, den Entschluss fasste, sein Heimathsland England zu verlassen und sich nach Amerika überzusiedeln. Die Veranlassung zu diesem Entschlusse war folgende. Seit 1780 hatte sich Priestley in der Nähe von Birmingham niedergelassen, in der Absicht, die dasige günstige Oertlichkeit für seine chemischen Untersuchungen zu benutzen. Bald nachher

*) Ueber ihn liegt dem Ref. vor: Uncorrupted Christianity unpatronised by the Great. A Discourse delivred at Essex-Street Chapel, March 24. 1811. on the Decease of Augustus Henry Duke of Graston. By Thom. Belsham. Third Edit. Lond. 1838.

Digitized by Google

war ihm auch eine zur Erledigung gekommene geistliche Stelle bei einer Gemeinde der Dissenters in Birmingham übertragen worden. Der amerikanische Krieg und später der Ausbruch der Revolution in Frankreich hatte auch in England eine grosse Aufregung der Gemüther zur Folge. Die so viel bedrückten englischen Dissenters ergriffen natürlich Partei für die freiere Richtung. Besonders richteten dieselben ihre Angriffe gegen die Test-Acte. Nun hielt Priestley im November 1789 eine alsbald auch gedruckte Predigt, in welcher er seine Partei aufforderte, ihr Ziel nie aus dem Auge zu verlieren, vielmehr gerade jetzt, jedoch nur auf friedlichem Wege, eifrigst weiter zu verfolgen. Ein gewisser Madan, der höchste bischöfliche Geistliche in Birmingham, setzte dieser Predigt bald eine andere voll Feuer und Flammen entgegen, in welcher er über die Dissenter überhaupt und über Dr. Priestley insbesondere auf das Heftigste herfiel. Diess hatte einen weitläuftigeren Schriftenwechsel zur Folge. Der geistig so weit überlegene Priestley übergoss seine Gegner vorzüglich mit bitterem Witz und Spott. Dafür suchten sich nun die verletzten Geistlichen der englischen Kirche dadurch zu rächen, dass sie auf alle mögliche Weise die Stimmung des Volkes gegen Priestley als einen Demagogen zu reizen bemüht waren. Als nun mehrere Freunde Priestley's am 14. Juli 1791 den Jahrestag des Ausbruchs der französischen Revolution festlich begingen, stürzte ein Haufe rohen Gesindels, durch das Geld einiger Angesehenen gewonnen, über die gottesdienstlichen Versammlungshäuser der Dissenter her, zerstörte dieselben, ebenso auch das Wohnhaus von Priestley und vernichtete dabei die Bibliothek sowie alle Papiere und Apparate desselben. Priestley verliess entrüstet Birmingham, fand zwar alsbald eine ehrenvolle Anstellung in Hackney, konnte sich aber mit der in seinem Vaterlande damals herrschenden Stimmung um so weniger aussöhnen, als auch in Birmingham die Untersuchung gegen die Ruhestörer sehr flau betrieben ward. Das Verfahren gegen Palmer steigerte nun gar seinen Unwillen auf das Höchste. Priestley war, trotz aller Bitten seiner vielen Freunde, in England nicht länger zurückzuhalten. Er segelte, namentlich zu Lindsey's grossem Kummer, nach Amerika hinüber 1794. In Amerika fand der alte Freund Franklin's herzliche Aufnahme; allein die religiöse Richtung Priestley's hatte damals in diesem Lande noch keinen allgemeinen Anklang gefunden, und er, dem das geistliche Wirken an einer Gemeinde von

Digitized by Google

je als das höchste Ideal vorgeschwebt hatte, fand noch keine unitarische Gemeinde, der er sich hätte anschliessen können. In dem freien Amerika waren sogar Priestley's religiöse Ansichten noch unpopulärer als in England. Eine Anstellung als Lehrer der Chemie ward von ihm abgelehnt; dagegen fasste er den Entschluss, sich, fern von dem Gewühle grösserer Städte, in die Einsamkeit des Landlebens zurückzuziehen. Hier lag er nun ganz seinen Neigungen und Studien ob, und veröffentlichte unter anderen auch noch eine Reihe theologischer Werke von grösserem Umfange. Als ihn nach längerer Krankheit am 6. Februar 1804 der Tod ereilte, war er zuletzt noch mit Anmerkungen über die ganze heilige Schrift beschäftigt gewesen, die später in zwei Bänden im Druck erschienen sind.

Der in England zurückgebliebene Lindsey suchte sich die Trennung von Priestley durch einen regen brieflichen Verkehr einigermassen zu erleichtern, sorgte für die Herausgabe mehrerer der von Priestley in Amerika verfassten Schriften und trat selbst noch ein letztes Mal im hohen Alter als Schriftsteller auf, mit dem im Jahre 1802 erschienenen Buche: Conversations on the Divine Government; showing that every thing is from God and for Good to all. Ausserdem war Lindsey am Abende seines Lebens noch thätiger Beförderer eines für die Unitarier sehr wichtigen Unternehmens, nämlich einer verbesserten Bibelübersetzung, auf welche wir später zurückkommen werden. Er starb in seinem 86. Jahre den 3. Nov. 1808. Das Verzeichniss seiner Schriften ist 18 Nummern stark. Wie Priestley durch die durchdringende Schärfe seines Geistes, so hatte Lindsey durch seine Milde die Herzen gewonnen. Beide standen in einem ähnlichen Verhältnisse wie Luther und Melanchthon zu einander!

Die Memoirs by Belsham, welcher mit Lindsey innig befreundet war, und nach Disney's Rücktritt im Jahre 1805 die Stelle erhielt, die früher Lindsey an der Kapelle in Essex-Street inne gehabt hatte, sind nicht bloss für das Leben Lindsey's, sondern für die gesammte neuere Entwickelung der unitarischen Lehre in England und Amerika von hohem geschichtlichen Werthe. Sie enthalten eine Menge von Angaben und Auszügen aus Originalien, welche dem künftigen Bearbeiter der Geschichte dieser Unitarier sehr wichtige Dienste leisten werden. Ausserdem wirft auf die Zustände der Kirche zu Lindsey's Zeit, auf sein Wirken und Wesen vielfaches Licht die folgende Schrift:

Digitized by Google

8. *Memoirs of the Life of the late Mrs. Catharine Cappe. Written by herself. Third Edition. London, 1826. 382 S. in kl. 8. nebst einem Portrait.*

Die geistreiche, im Jahre 1744 geborne, Verfasserin war die Tochter eines Geistlichen der Hochkirche. Nach mancherlei Schicksalen kam dieselbe mit ihrem Vater nach Catterick, und hier war es, wo sie im noch jugendlichen Alter im Jahre 1760 Lindsey's Bekanntschaft machte, und bald für immer dessen begeisterte Verehrerin und Vertheidigerin ward. Durch ihn kam sie in Verbindung mit vielen bedeutenden Männern jener Zeit, während sie zugleich ihr nicht unbedeutendes Vermögen zu edlen Zwecken verwandte, namentlich die Akademie der Dissenter zu York unter ihren Schutz nahm. Sie starb im Sommer 1821.

Durch die beiden, jeder in seiner Weise ausgezeichneten Männer Priestley und Lindsey, und durch den Kreis von ausgezeichneten Freunden, welchen sie um sich versammelt hatten, war in England und Amerika die unitarische Lehre neu und fester als je begründet worden, und machte von da an, besonders unter den Dissenters, aber auch ausserhalb derselben, rasche Fortschritte. Ueber diese späteren Zeiten gibt einzelne lehrreiche Aufschlüsse:

9. *On the Character and Writings of the Rev. Thomas Belsham. London, 1830. 92 S. 8.*

10. *Memoirs of the Live of the Rev. Lant Carpenter, L. L. D. with Selections from his Correspondence. Edited by his Son, Russel Lant Carpenter, B. A. Bristol and London, 1842. XXI. und 516 S. 8. nebst Portrait.*

Belsham, als der Verf. der trefflichen Memoirs of Lindsey, uns schon bekannt, war der Sohn eines Geistlichen der Dissenter, und bezog ungefähr 17 Jahre alt die Akademie zu Daventry 1766, wo er unter der Anleitung von Ashwort und Robins seine theologischen Studien machte. Später trat er selbst an Robin's Stelle. Doch als seine theologische Ueberzeugung sich änderte, verzichtete er 1789 auf dieselbe, schloss sich den Unitariern an, ward an der neuen Akademie zu Hackney angestellt, im Jahre 1794 zu Priestley's Nachfolger berufen, und nach Disney's Rücktritt im Jahre 1805 Geistlicher an der Essex-Street Kapelle, wo er bis zu seinem am 11. Nov. 1829 erfolgten Tode mit segensreichem Erfolge gewirkt hat. Die Zahl seiner Schriften von

Digitized by Google

bald grösserem, bald kleinerem Umfange steigt bis zu 52 heran. Wir heben aus: The Importance of Truth, and the Duty of making an Open Profession of it. London 1790. — Knowledge the Foundation of Virtue. A Sermon addressed to young Persons. 1795. — Freedom of Inquiry, and Zeal in The Diffusion of Christian Truth. 1800. — A Serious Caution against Popular Errors. A Discourse addressed to young Persons. 1801. — Elements of the Philosophy of the Human Mind, and of Moral Philosophy. To which is prefixed a Compendium of Logic. 1801. — A Summary View of the Evidence and Practical Importance of the Christian Revelation. 1802. Second Edit. — The Sufferings of Unitarians in former Times urged as a Ground of Thankfulness for their Recovered Liberties. 1813. — A Plea for Infant Baptism. 1817. — The Epistles of Paul the Apostle translated, with an Exposition and Notes. 4 voll. 1822. Dazu: A Vindication of the New Translation and Exposition etc. 1825.

Lant Carpenter, mit dessen Leben sich die Schrift Nr. 10 beschäftigt, geb. den 2. Sept. 1780 zu Kidderminster, gehörte einer Familie an, die seit alter Zeit mit Auszeichnung auf Seiten der Nonconformisten genannt wird. Im Jahre 1797 bezog er die neu eingerichtete Akademie zu Northampton, wo Doddridge, Ashworth, Robbins und Belsham nach einander seine Lehrer wurden. Da aber die Anstalt rasch wieder zerfiel, ging er 1798 nach Glasgow. Dort ward im Jahr 1801 eine Preisfrage über die socinianische Streitfrage (The View of the Socinian Controversy) aufgegeben; Carpenter unterzog sich ihrer Beantwortung, hauptsächlich in der Absicht, um über den Gegenstand mit sich selbst mehr ins Klare zu kommen. Er versuchte die kirchliche Trinitätslehre seinem Verstande begreiflich zu machen — was sie doch nicht seyn soll — und fand nur Unbegreifliches. Er erkannte die Halbheit der arianischen Vorstellung und räumte den neueren Unitariern den Vorzug vor ihnen ein, aber bei aller Achtung vor einem Lardner, Lindsey, Wakefield, Priestley, Jebb und Abanzit, konnte er sich doch das Gezwungene ihrer Deutungen nicht verhehlen; keiner der Gründe Lindsey's konnte ihn überzeugen, und so kam er über die Schwierigkeiten nicht hinaus, was natürlich ist, darum, weil er ihre Lösung auf falschem Wege suchte. Doch gereicht es seinem Scharfsinne dabei zu aller Ehre, dass ihm die Mängel auf Seiten der Gegner der Trinitätslehre nicht entgingen. Indess fühlte sich Carpenter seit dieser Unter-

Digitized by Google

suchung immer entschiedener zur unitarischen Lehre hingezogen, welche theils wegen der Stütze, die sie in der natürlichen Erklärung fand, theils wegen der grossen Milde ihrer Anhänger sein Gemüth mehr ansprach. Nach beendigten Studien, bis zu einer Anstellung als Geistlicher, oder zum Jahre 1801—1805, brachte Carpenter an verschiedenen Orten als Lehrer, Bibliothekar u. s. w. zu. Im Jahre 1805 ward er Geistlicher in Exeter, 1817 in Bristol. Hier nahm jedoch seine von früher Jugend an zarte Gesundheit eine so bedenkliche Wendung, dass er sich 1826 erst von seinem geistlichen Amte, dann 1829 auch von der unter seiner Leitung stehenden Schule zurückzog und bis an seinen Tod im Jahre 1840 entfernt von allen amtlichen Geschäften, aber fortwährend geistig thätig zubrachte. Carpenter war ein für alles Geistige und Schöne höchst empfänglicher, dabei von der reinsten Wahrheitsliebe geleiteter Mann, der darum an allen wichtigen Fragen des Tages Theil nahm und mit den vorzüglichsten Männern seiner Zeit in Verbindung stand. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, der Menschheit zu nützen. Schulanstalten aller Art, so wie Vereine wurden daher mit Rath und That von ihm unterstützt. Neben seiner theologischen und geistlichen Thätigkeit sind es bald Sonntagsschulen, die ihn in Anspruch nehmen, bald die Lankastersche Methode, bald die gegen die Sklaverei zu ergreifenden Maassregeln, bald ernste Mahnungen gegen die religiösen Uebergriffe der Methodisten gerichtet und dergleichen. Die Zahl seiner gedruckten Schriften betrug bis zum Drucke des angezeigten Buches 42, während noch andere zum Drucke fertig lagen. Wir zeichnen aus als besonders bezeichnend: The Duty of the Christian Preacher in the Investigation and Declaration of the Truth. 1805. — An Introduction to the Geography of the New Testament; comprising a Chronological View of the Ministry of our Lord and a brief history of the Apostle Paul etc. 1805 in 6. Aufl. 1830. — Unitarianism the Doctrine of the Gospel. 1809. Dritte Aufl. 1823. — A brief View of the chief grounds of Dissent from the Church of England by law etablished. 1812. Zweite Aufl. 1816. — Comparative View of the Scriptural Evidence for Unitarianism 1816. Vierte Auflage. 1838. — Correspondence relative te Unitarianism. 1817. Oefter gedruckt. — The Scripture Doctrine of Redemption, or of Reconciliation through our Lord Jesus Christ. 1832. und häufig nachgedruckt.

Epoche machend in der äussern Geschichte der Dissenters,

Digitized by Google

waren in neuerer Zeit besonders die Jahre 1779, 1813 und 1844. In dem zuerst genannten Jahre 1779 wurde die Bestimmung der Toleranz-Acte, nach welcher Unterschrift der 39 Artikel der englischen Kirche Bedingung der Toleranz war, in folgender Weise geändert: I do solemny declare in the Presence of Almighty God that I am a Christian and a Protestant; and as such, that I believe that the scriptures of the Old and New Testament, as commonly received among protestant Churches, do contain the revealed will of God; and that I do receive the same as the rule of my doctrine and practice. Damit war der Grundsatz der englischen Presbyterianer zu gesetzlicher Anerkennung gelangt, nicht aber so der der Unitarier, welche, wenn schon in der letzten Zeit geduldet, doch in die Toleranz-Acte nicht mit eingeschlossen waren. Im Jahre 1813 erhielt dagegen eine neue Parlaments-Acte königliche Bestätigung, kraft welcher alle bis dahin in Betreff der Trinitätslehre gemachten Vorbehalte aufgehoben wurden. Dadurch traten die unitarischen Dissenter Englands in die Reihe der übrigen Nonconformisten ein, und erst von jetzt an konnten die englischen Presbyterianer ungehindert ihrer Neigung zum gänzlichen Anschluss an die Unitarier folgen. Seit dieser Zeit erhielt die unitarische Lehre raschen Zuwachs von neuen Bekennern, besonders von Seiten der allmälig fast ganz sich anschliessenden englischen Presbyterianer und General-Baptisten. Schon schweiften die Blicke Einzelner unter ihnen in eine nicht allzu ferne Zukunft hinaus, da die unitarische Lehre allgemein werden würde. Von dieser Erwartung geben zwei uns vorliegende Predigten Zeugniss, die wir beide in gewisser Beziehung als geistreicher und begeisterter Art bezeichnen können. Die erste derselben

11. *Obstacles to the Diffusion of Unitarianism and the prospect of their Removal. A Sermon, preached before the Supporters of the British and Foreign Unitarian Association at their annual Meeting, June 7, 1827. By John Kenrick, M. A. London 1827. 36 S. 8. Mit dem Motto auf dem Titel: Tanta venit dictis difficilisque fides, — At certe credemur ait.*

fasst den zu besprechenden Gegenstand vom psychologischen Standpuncte auf. Die Zweite

12. *The Rise and Progress of Unitarian Christianity, and Earnest of its future Triumph. A Sermon delivered on Sunday, May 26, 1833,*

Digitized by Google

at the Opening of the Chapel, in Little Portland Street. By Edward Tagart, Minister of the Chapell. London 1833. 36 S. 8.

geht mehr von der geschichtlichen Betrachtung des Gegenstandes aus. Passend knüpft der Verf. sein Thema an Zachar. 14, 9: „Und der Herr wird König seyn über alle Lande. Zu der Zeit „wird der Herr nur Einer seyn und sein Name nur Einer", und stellt dann den Satz auf: die Weissagungen und deutlichen Ansprüche des alten und neuen Testaments geben uns die gewisse Ueberzeugung, dass das Christenthum, in der Weise der Unitarier aufgefasst, stufenweise die Vervollkommnung und endlich das Glück des menschlichen Geschlechtes herbeiführen wird. Die bisherige Geschichte der Unitarier bestätige diesen Satz, und verbürge ihnen zugleich, dass sie das Wort Gottes richtig verstehen. Behufs des Beweises wird zuerst hervorgehoben, dass die sogenannte orthodoxe Lehre seit den letzten zwei Jahrhunderten in einem gänzlichen Stillstand sich befinde. Die unitarische Lehre sey dagegen unter Thränen und Blut während eben dieser Zeit von einem Siege zum andern fortgeschritten, was Veranlassung gibt zu einer geschichtlichen Nebeneinanderstellung der bischöflichen und der unitarischen Kirche Englands, denn über dieses Land hinaus erweitert sich der Blick nicht. In England repräsentirt sich der Verf. ächt englisch, gleichsam die gesammte Erde wie den Römern in ihrem Reiche der orbis terrarum oder die οἰκουμένη. Zweitens wird hervorgehoben, dass die vorzüglichsten Anhänger der unitarischen Lehre durch kein ander Mittel, als rein durch sich selbst, auf dem Wege eigner Forschung dem Unitarismus zugeführt worden seyn. Drittens, ohne ein besonderes System, ohne eine gemeinschaftliche Verfassung, ohne alle jene Künste und Mittel, die sonst angewendet zu werden pflegten, um Einfluss auf den Menschen zu üben, sey der christliche Unitarismus emporgewachsen. Das Band gegenseitiger Achtung sey das einzige Band, welches die Geistlichen mit ihren Gemeinden, und die Mitglieder derselben unter einander zusammenhalte. Viertens, die Ueberlegenheit der Unitarier als Vertheidiger des ursprünglichen Christenthums leiste Gewähr dafür, dass ihre Ansicht die allgemein giltige werden werde. Fünftens, eine weitere Bürgschaft sey in der wissenschaftlichen und sittlichen Tüchtigkeit der Anhänger enthalten. Hingewiesen wird dabei auf Milton, Newton, Locke, Wm. Jones, Lardner, Priestley, und bemerkt, dass auch in andern Ländern mancher ausgezeichnete Gelehrte und

Digitized by Google

Theolog, wie z. B. Grotius, Le Clerc, Erasmus in den Verdacht des Socianismus gekommen sey.

Diese Freude der englischen Unitarier an dem raschen und erfolgreichen Aufschwung ihrer Grundsätze in der neuesten Zeit, sollte ihnen jedoch plötzlich auf eine sehr empfindliche Weise verkümmert werden. Ueber den Vorfall, den wir dabei im Auge haben, geben folgende Schriften Auskunft:

13. *Memorial and Statement as to the position of the presbyterian and other Protestant Dissenters in England and Ireland, whose Chapels and Endowments, being anterior to the Repeal of the Statutes relative to the Doctrine of the Trinity, are affectet by recent legal Proceedings. Ohne Angabe von Ort und Jahr. 17 S. gr. 4.*

14 a. *Lady Hewley's Charities. The Speeches of Mr. Rolf and Mr. Booth Counsel for the Defendants, the Appellants from the Decree of Sir Lancelot Shadwell, Vice Chancellor before the Right Honourable Lord Lyndhurst, Lord Chancellor etc. on April 13. and 14. 1835. London. 108 S. 8.*

14 b. *Lady Hewley's Charities. Observations on the Case of the Attorney-General v Shore and Others. By J. S. Stock, Esq. Barrister at-Law. London 1836. 45 S. 8. (Ein besonderer Abdruck der Nr. 32 des Law-Magazine).*

15. *Lady Hewley's Charities. The third Act of the Controversy pending in the High Court of Chancery. In the Case of the Attorney-General v. Shore. Being the Proceedings before the Master, to determine the proper parties, to be Trustees in the place of those removed. London 1837. 182 S 8.*

16. *Lady Hewley's Charities. A full Report of the Hearing in the House of Lords, on the 13. 14. and 15. of May, and the 24. 25. and 28. of June 1839. On the Appeal of the Trustees. (From the Short-Hand notes of Messrs. Gurney and Son). To which are prefixed: The Judgment of the Vice-Chancellor, on the original Hearing of the Cause before him. Dec. 23. R. D. 1833. — The Judgment of Lord Lyndhurst on the Appeal to him as Lord-Chancellor, delivered 15. Febr. 1836. — The Case of the Appellants. — The Case of the Respondents. London 1839. CXXVII. und 263 S. 8.*

Dazu noch folgende Actenstücke:

17. *In the House of Lords. Between Samuel Shore, Esq. and others, Appellants; and the Attorney-General etc., Respondents. Appendix to the Appellants' Case. Ohne Ort und Jahr. 140 gr. Folio.*

Digitized by Google

18. *In the House of Lords. Between Samuel Shore and others, Appellants; and the Attorney-General on this etc. Respondents. London 1839. 140 S. gr. Folio Auf dem Umschlage ist zu dem Titel noch bemerkt: Historical Proofs and Illustrations. For the Appellants.*

Die englischen Presbyterianer, gleich den übrigen in die Toleranzacte aufgenommenen Dissentern, von allen Kirchengütern und von den beiden Universitäten Englands ausdrücklich ausgeschlossen, sehen sich in Absicht auf Herstellung und Unterhaltung von Kirchen, Schulen und milden Stiftungen, so wie in Absicht auf Einrichtung geistlicher Bildungsanstalten, auf Bestellung und Besoldung von Geistlichen und Lehrern lediglich auf sich beschränkt. Der Staat, nur für die Staatskirche sorgend, betrachtet die Dissenters als kirchlich und damit theilweise auch bürgerlich Ausgestossene, und will es schon als eine grosse Milde und Begünstigung angesehen wissen, dass er ihnen eine beschränkte bürgerliche Existenz gestattet, und ihnen die Erlaubniss einräumt, für sich selbst zu sorgen. Solches wird immer mehr oder weniger da der Fall seyn, wo das Christenthum, oder richtiger irgend eine geschichtliche Entwickelung desselben sich als Staatsreligion ausschliesslich geltend macht. Die Art und Weise, in welcher die englischen Dissenter unter solchen Umständen ihren kirchlichen Bedürfnissen bis auf den heutigen Tag abzuhelfen bemüht gewesen sind, ist im hohen Grade achtungswerth und erhebend, oft wahrhaft rührend. Bald sind es die freiwillig zusammengetretenen Gemeinden, welche aus freiwilligen Beiträgen die nöthigen kirchlichen Bedürfnisse aufbringen, bald ist es ein Einzelner, der für seine eigene Ueberzeugung und zur frommen Unterstützung ihm Gleichgesinnter aber Unbemittelter jegliches Opfer mit Freuden übernimmt, um einen passenden Gottesdienst einrichten und einen Geistlichen unterhalten zu können, und nicht selten verfällt eine solche Gemeinde wieder mit dem Tode ihres frommen Unterhalters. Allmälig aber gewannen bei den reichern Gemeinden die kirchlichen Einrichtungen einen festern Grund. Aus den reichen Beiträgen, aus Stiftungen und Vermächtnissen gingen dauernde Anstalten hervor, die, als besonders seit 1813 die englischen Presbyterianer und die General-Baptisten fast insgesammt zu den Unitariern übergingen, zu unitarischen Anstalten wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 7. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Fortsetzung.)

Dieses ebenso rasche als feste Fortschreiten des Unitarismus erregte bald Anstoss, Besorgniss, Neid und Missgunst bei seinen Gegnern, unter welchen die streng am calvinischen Dogma haltenden Independenten oben an standen. Es ward beschlossen, den Unitariern einen verderblichen Stoss zu versetzen, und der Anschlag dazu ward eben so kühn als schlau und mit tiefer Berechnung entworfen.

Da nämlich bis zum Jahre 1813 in England, und bis 1816 in Irland, die unitarische Lehre gesetzlich verboten war, so stellte man den Satz auf: es sey nicht denkbar, weder von Seiten der Gründer von Stiftungen, noch von Seiten des Staats, dass bei den Stiftungen aus der Zeit vor den genannten Jahren Anhänger von religiösen Vorstellungen bedacht gewesen seyen, die damals zu den verbotenen gehört hatten. Desshalb mussten alle in den Händen der Unitarier jetzt sich befindlichen Stiftungen, welche aus jener früheren Zeit herrührten, ihnen abgenommen und denjenigen zugewiesen werden, welche sich noch zu den religiösen Lehren und Grundsätzen hielten, welche vor dem Jahr 1813 in England, und 1816 in Irland, auf Seiten der Dissenter allein gesetzlich zulässig und giltig gewesen seyen. Die Staats-Anwälte gingen auf diesen Satz ein, durch welchen vorzugsweise die zu den Unitariern übergegangenen Presbyterianer in ihrem bisherigen, von ihren Vorfahren ihnen überkommenen Besitzstande gefährdet wurden und die Gerichte sprachen in vorkommenden Fällen den Independenten und allen denjenigen Dissentern, welche im Gegensatz zu den dem Fortschritte ergebenen Presbyterianern am Alten festhielten, diejenigen älteren Stiftungen zu, in deren Stiftungsurkunden, nach presbyterianischen Grundsätzen, keine ausdrückliche Beziehung auf Lehrbestimmungen genommen war. Man stellte dabei ächt jesuitisch den Satz auf, dass der von den Presbyterianern aufgestellte

Digitized by Google

Grundsatz der Gewissenseinheit durchaus unangefochten bleibe, dass aber die Verzichtleistung auf eine frühere kirchliche Ansicht, die Verzichtleistung auf das vom früheren Standpuncte aus Erworbene nothwendig zugleich mit einschliesse, und dass diese Erwerbungen folglich in die Hände der am früheren Standpuncte noch Festhaltenden übergehen müssten.

Ueber die Verwickelungen, Härten und Unbilden, die aus dieser Verfahrungsweise im Allgemeinen in England und Irland erwuchsen, gibt die unter Nr. 13 erwähnte Schrift eine kurze, bündige Uebersicht.

Unter den Stiftungen, an welchen seit mehr denn hundert Jahren die allmälig zu den Unitariern übergegangenen englischen Presbyterianer Theil hatten, zeichnete sich besonders die Stiftung einer Lady Hewley aus. Mit diesem speciellen Falle befassen sich die übrigen Schriften Nr. 14—18. Doch ist die Literatur über diesen Gegenstand damit noch lange nicht erschöpft, wie sich z. B. S I. der unter 15 genannten noch ein reichhaltiges weiteres Verzeichniss derartiger Schriften findet. Der Fall ist kürzlich dieser:

Eine im Jahre 1710 als Wittwe kinderlos gestorbene Lady Hewley bestimmte ihr grosses Vermögen, kraft zweier in den Jahren 1804 und 1807 aufgerichteten Stiftungsurkunden, zu milden Stiftungen. Die Einkünfte dieser Stiftungen, deren Mittelpunkt Yorck war, sollten zur Unterstützung bedürftiger frommer Prediger und deren Wittwen, womit nach dem damaligen Sprachgebrauch dissentirende Geistliche der drei verschiedenen Richtungen überhaupt bezeichnet waren, zur Verkündigung des Evangeliums in diesem Sinn, zur Bildung junger Geistlichen und Unterstützung bedürftiger Armen, endlich zur Unterhaltung eines Hospitals verwendet werden. Dem letzteren wurde ein Unter-Curatorium, dem Ganzen ein oberstes Curatorium vorgesetzt. 284 Geistliche, unter ihnen 38 unitarische, und 62 andere Personen wurden im Jahre 1833 aus dieser Stiftung ansehnlich bedacht, und ausserdem fünf junge Leute, die sich zu Geistlichen bilden wollten, und von welchen vier Unitarier waren, unterhalten. Unter den Curatoren selbst befanden sich mehrere unitarische Geistliche, deren einer stiftungsmässig jährlich 80 L. bezog. Die Stifterin selbst hatte bei ihren Lebzeiten sich vorzugsweise zu den Presbyterianern hingeneigt.

In Folge einer erst später durch den Druck veröffentlichten Bemerkung des Commissioner's Report der Hewley'schen Stiftung von 1827, welche aussagte, dass die genannte Behörde ungewiss sey, ob es im Plane der Lady Hewley gelegen habe, an

Digitized by Google

ihrer Stiftung auch Unitarier Theil nehmen zu lassen, stellten die Independenten in der Grafschaft Lancaster im Jahre 1833, nachdem der Staats-Fiskal die Sache abgelehnt hatte, einen Antrag auf Ausweisung der Unitarier vom Mitgenuss der Stiftung. Der Vice-Kanzler Englands, vor welchem die Sache verhandelt wurde, entschied im Dezember desselben Jahres, dass niemand, der die Gottheit des Erlösers und die Erbsünde in Abrede stelle, zur Theilnahme an der Stiftung zugelassen werden könne. Damit waren die Unitarier ausgeschlossen. Diese jedoch, unzufrieden mit der Entscheidung, appellirten von der Entscheidung des Vice-Kanzlers an die Entscheidung des Lord-Kanzlers, damals, im Jahre 1834, der bekannte Lord Brougham. Wie sehr dieser aber auch die Sache beeilte, so konnte sie doch von ihm wegen des nahen Ministerwechsels nicht mehr erledigt werden. Die Entscheidung fiel dem neuen Lord-Kanzler Lyndhurst zu und diese bestätigte den Spruch des Vice-Kanzlers. Dieser lautete wörtlich: Ministers and preachers of what is commonly called Unitarian belief and doctrine, and their widows and members of their congregations and persons of what is commonly called Unitarian belief and doctrines are not fit objects of, and are not entitled to partake of the charieties of Dame Lady Hewley. Zugleich wurde einem Beisitzer des hohen Gerichtshofes der Auftrag, die Verwaltung der Stiftung nun festzustellen.

Nachdem die zu den Unitariern übergegangenen englischen Presbyterianer aus der Zahl der orthodoxen Dissenter, auf welche die Stiftung nach der richterlichen Entscheidung beschränkt seyn sollte, ausgeschieden waren, entstand die Frage: welches im Sinne der Stifterin die frommen Prediger seyn möchten, und welche Dissenters zu der Stiftung fortan betheiligt seyen. Die der englisch-bischöflichen Kirche in Absicht auf das Festhalten am Autoritätsglauben zunächst stehenden, am Zelotismus (wenigstens nach den uns von dieser Seite verliegenden Schriften, unter welchen vorläufig nur auf die einem Hengstenberg und Consorten würdig zur Seite stehenden Schriften eines Herrn Davidson aufmerksam gemacht werden soll), dieselbe aber noch weit bis zur volligen Unvernunft überbietenden Independenten, hatten sich der Hoffnung hingegeben, gleich wie sie es waren, von welchen die ganze Anklage ausgegangen war, so auch die ganze reiche Beute allein zu verschlucken. Als es zur Theilung des Raubes kam, meldeten sich aber vor dem königlichen Richter ausser den

Digitized by Google

Independenten noch drei Parteien sogenannt orthodoxer Presbyterianer, nämlich die schottischen Presbyterianer in England und die zur United-Associated Synod vereinigten Presbyterianer, und endlich die Baptisten. Die letzteren liessen jedoch die Sache bald fallen, wogegen die drei übrigen Parteien die Rechtmässigkeit ihrer Ansprüche auf Orthodoxie vor dem bestellten Richter nachwiesen. Die Entscheidung fiel dahin aus: dass alle drei zur Theilnahme an der Stiftung berechtigt, und das stiftungsmässig sieben Mitglieder zählende Curatorium fortan zusammengesetzt seyn solle aus drei Mitgliedern von Seiten der Independenten und je zwei der beiden orthodoxen presbyterianischen Parteien. Mit dieser Entscheidung schien man wenigstens dem Namen nach die erzürnten Manen der Lady Hewley zu sühnen, die sich bei gleicher Wohlthätigkeit gegen alle Dissenters doch zunächst zu den Presbyterianern gehalten hatte. Mit dieser letzteren Verhandlung beschäftigt sich die unter Nr. 15 aufgeführte Schrift.

Das frühere Curatorium der Stiftung konnte sich bei diesem Ausgange des von den Independenten angeregten Streites ebensowenig im Interesse der unitarischen Partei, als im eigenen beruhigen; denn die Curatoren sollten wenigstens für sich die gegen 1000 L. (etwa 12,000 fl.) betragenden Appellationskosten tragen; die übrigen Kosten sollte die Stiftung bezahlen. — Dem weiteren Zuge der Instanzen folgend, brachten sie ihre Sache vor das Oberhaus, welches dieselbe im Jahre 1839 in letzter Instanz verhandelte, und auf Antrag des Lord-Kanzlers die Entscheidung von der Beantwortung von sieben Fragen, die einem Collegium von rechtsgelehrten Richtern vorgelegt werden sollten, abhängig machte. Die auf diesen Act sich beziehenden Verhandlungen sind in den unter 16—18 angeführten Schriften enthalten, von welchen namentlich die beiden letzten einen reichen Schatz von Actenstücken und Nachrichten über die Verhältnisse der Dissenter in England seit 1689 enthalten.

Die Beantwortung der den Richtern vorgelegten sieben Fragen ist nicht zur Kenntniss des Ref. gekommen. Der weitere Verlauf zeigt jedoch zur Genüge, dass auch diese letzte richterliche Entscheidung zum Nachtheil der Unitarier ausgefallen ist.

Durch diesen Ausgang des langen und kostspieligen Processes sahen sich die aus den Presbyterianern hervorgegangenen Unitarier nicht bloss um ein Bedeutendes in dem Einkommen ihrer Geistlichen und deren Wittwen und dergleichen verkürzt, sie sahen

Digitized by Google

sich aufs Neue von allen höhern Bildungsanstalten Englands ausgeschlossen. Oxford und Cambridge waren ihnen schon seit 1662 unzugänglich, der Antheil an York, wo die Dissenters zuletzt ihre gemeinschaftliche Bildungsanstalt gehabt, war ihnen durch die Umtriebe der Independenten entrissen. Am empfindlichsten und gefahrvollsten war ihnen dabei der Verlust jeder Anstalt zur Bildung ihrer Geistlichen. Doch alle die schweren Erfahrungen der letzten Jahre waren nicht im Stande, die Unitarier zu entmuthigen. Die drohende Gefahr ward richtig erkannt und von warmer Begeisterung für ihre Sache erfüllt, wurden noch im Jahre 1839 die nöthigen Schritte zur Abhilfe der Noth gethan. Subscriptionen wurden eröffnet und noch im Dezember desselben Jahres Berathungen zu Manchester über die Herstellung einer neuen Bildungsanstalt oder Akademie nach einem noch vollkommeneren Plane, als dem der Anstalt in York zu Grunde liegenden gepflogen. Die Mehrheit der Stimmen entschied sich für Manchester, als den Ort, an welchem die neue Akademie herzustellen sey, und da hier schon früher seit 1786 eine ähnliche von Warrington übernommene und nach York verlegte Anstalt bestanden hatte, so wurde beschlossen, der neuen Anstalt den frühern Namen „Manchester New College" zu geben. Nähere Auskunft hierüber enthalten folgende Schriften:

19. *The Report of Manchester New College, York Founded at Manchester, February 22. 1786. Removed to York, September 1. 1803. At the Fifty-Fourth Annual Meeting. March. 1840. Manchester 1840. 32 S. 8.*

20. *Introductory Discourses delivred in Manchester New College, at the Opening of the Session of 1840. — Literary and Scientific Department. London 1841, VII. Das Uebrige ohne fortlaufende Seitenzahlen. 8.*

21. *Introductory Discourses delivred in Manchester New College, at the Opening of the Session of 1840. London 1841. VIII. Das Uebrige ebenfalls ohne fortlaufende Seitenzahlen. 8.*

Die neue Anstalt, deren Vorsteher S. 3 der unter Nr. 19 aufgeführten Schrift zu lesen sind, brachte alsbald ein Grundeigenthum im Werthe von mehr als 15000 L. zusammen, und hatte, abgesehen von dem Honorar für die Vorlesungen, in Folge der eingehenden Zinsen und subscribirten Beiträge, ein gesichertes jährliches Einkommen von 1500 L. und eine Bibliothek von bei-

Digitized by Google

läufig 8000 Bänden. Statut war, dass zu dem auf fünf Jahre bestimmten Cursus kein Studirender unter 16 Jahren zugelassen und der Eifer derselben durch Preisaufgaben angefeuert werden solle, so dass sie durch den Besuch der Anstalt befähigt würden, sofort zu der Erlangung der akademischen Grade und Würden, welche die Universität von London zu ertheilen befugt ist, zugelassen zu werden. Besetzt wurde die Anstalt mit acht tüchtigen Professoren, welche nur zum kleinern Theile früher in York angestellt gewesen waren, und nachdem diess Alles beschlossen war, mit steter Rücksicht auf solche Grundsätze religiöser Freiheit, welche sich bisher als der königlichen Gnade würdig erwiesen hatten (with constant regard to those principles of religious freedom, which have furnished motives for the Royal grant), wurde ein Gesuch an die Krone gerichtet und dieselbe gebeten, das Manchester New College der Universität zu London gemäss den darüber bestehenden Bestimmungen anzureihen. Diesem Gesuche wurde durch königlichen Erlass (die Acten s. Nr. 19. S. 9 ff.) vom 28. Februar 1840 entsprochen, und dadurch der Anstalt das Recht verliehen, dass ihre Studirenden von der Londoner Universität alle die akademischen Grade, welche von derselben ausgehen, erlangen können. Man sehe das Nähere über diese Londoner Universität bei Huber, die englischen Universitäten II. S. 551 f. in der Note, und ausführlicher noch in dem unten unter Nr. 26 aufgeführten Werke II. S. 563 ff. Seite 14 der Schrift Nr. 19 gibt die Stücke an, durch welche die Aufnahme in die Anstalt bedingt ist. Im October desselben Jahres wurde dann die Anstalt förmlich eröffnet. Die bei dieser Gelegenheit von den bestellten acht Professoren gehaltenen Antrittsreden sind in den unter Nr. 20 und 21 angeführten Schriften enthalten. Die Anstalt selbst zerfällt in zwei Abtheilungen, wie wir sagen würden, in eine philosophische und eine theologische Facultät. Zu der ersteren gehören fünf, zu der zweiten drei Professoren. Die Antrittsreden der fünf Professoren der ersten Abtheilung enthält die Schrift Nr. 20, zugleich mit einer Vorrede von 5 Seiten, welche über die Einrichtung und Stellung der Anstalt Auskunft gibt. Wir begnügen uns, die Fächer und die Namen der Gelehrten, durch welche dieselben vertreten werden, anzuführen. 1. Classical Literature. F. W. Newmann, Esq. B. A. 2. Mathematical Science. R. Finlay, Esq. B. A. 3. Physical Science and natural History. M. L. Philips, Esq. 4. Mental and Moral Philosophy. James Martineau. 5. History. John

Digitized by Google

Kenrick, M. A. Ein Anhang bezeichnet die Grösse des nach den einzelnen Gegenständen verschiedenen Honorars für einen Curs der Vorlesungen.

Die Theologie, von welcher die Schrift Nr. 21 handelt, ist an drei Professoren in folgender Weise vertheilt: 1. Critical and Exegetical Theology. Rev. R. Wallace. 2. Pastoral Theology and the Hebrew, Chaldee and Syriac Languages. Rev. J. G. Robberds. 3. Ecclesiastical History. Rev. J. J. Tayler, B. A. Die Vorrede gibt einen kurzen, auf fünf Jahre berechneten Studienplan für die auf der Anstalt Theologie Studirenden:

I. Hebräisch mit den verwandten chaldäischen und syrischen Dialecten. (Ausgedehnt über alle fünf Studienjahre.)

II. Naturlehre und offenbarte Religionslehre. (Für das dritte Jahr.)

III. Biblische Kritik und Auslegung sowohl des A. als N. Testaments. (Viertes und fünftes Jahr.)

IV. Kirchengeschichte. (Viertes und fünftes Jahr.)

V. Pastoral-Theologie. (Viertes und fünftes Jahr.)

Die drei Antrittsreden dieser Theologen, welche den übrigen Raum des Buches einnehmen, athmen warme Begeisterung für die unitarische Lehre, halten sich dabei von allen Ausfällen fern und beweisen durch und durch, dass ihre Verfasser von einem ächt wissenschaftlichen Sinn und Streben erfüllt sind. Dabei überrascht die grosse Achtung, mit welcher ihre Verfasser von der deutschen Theologie überall sprechen. Sie erklären es ihrern Zuhörern frei heraus, wofern dieselben noch weiter sich ausbilden wollten, als es die Grenzen ihrer Anstalt gestatteten, dann sollten sie nur nach Deutschland gehen. Von den drei Reden hat die vorangestellte des Herrn Wallace eine allgemeinere Beziehung auch für uns durch die übersichtliche Geschichte der presbyterianischen Bildungsanstalten, welche sie enthält. Der Verf. beginnt diese Uebersicht S. 4 mit der Erklärung;

„Die englischen Presbyterianer, von welchen das neue Colle„gium zu Manchester gegründet worden ist, haben stets eine frei„sinnige theologische Erziehung zu den unerlässli„chen Erfordernissen der Bildung eines christlichen Geistli„chen gerechnet, und wenn ihre Bestrebungen, eine solche Erzie„hung ihren Geistlichen zu sichern, nicht immer gleichen Erfolg „gehabt haben, so lässt sich doch mit vollster Wahrheit von ihnen „sagen, dass sie stets ein rühmliches Verlangen bewahrt haben,

Digitized by Google

„das Reich des Wissens allgemeiner zu machen, ohne durch Eide „und Unterschriften gebunden zu seyn."

Herr Tayler schliesst dagegen seinen gehaltvollen Vortrag mit den wahren Worten: „Die Geschichte des Christenthums ge„währe die Ueberzeugung, dass die Wahrheiten und Lehren, wel„che durch dasselbe in der Welt verbreitet worden sind, ebenso „die einzige genügende Lösung des Geheimnisses unseres gegen„wärtigen Zustandes, als die einzigen Mittel enthalten, unsere Ci„vilisation durch geistige Belebung der sittlichen Na„tur des Menschen einem glücklichen Ziele zuzuführen."

Wir verbinden damit die Hinweisung auf zwei Predigten, welche den eben beregten Grundsatz der Presbyterianer und ihrer Nachfolger, der Unitarier, in eben so geistreicher als anziehender Weise behandeln.

22. *The Principles of Nonconformity considered in Relation to the Progress of Truth. A Sermon preached before the Members of the Devon and Cornwall Unitarian Association. July 27. 1841. By John James Tayler, B. A. Exeter* 1841. *Mit dem Motto: To interpret the Present thoroughly, we must understand and unfold he Past. Dr. Channing.*

23. *Diffusion, not Restriction, the ordre of Providence. A discourse by the Rev. J. R. Beard, D. D. London 1841.*

Der gerichtliche Ausgang des Processes über die Stiftung der Lady Hewley hatte aber nicht bloss den Ausschluss der Unitarier von der Theilnahme an der Stiftung zur Folge, er bedrohte auch den Besitzstand derselben überhaupt, für die Gegenwart sowohl als für die Zukunft. Denn wenn die Anerkennung des Besitzstandes an das gleichmässige Bekennen derselben Lehren geknüpft war, so konnte eine Partei, deren oberster Grundsatz lautet: keine Beschränkung der Lehr- und Denk-Freiheit, keine verbindenden Glaubensbekenntnisse, auf keinen gesicherten kirchlichen Besitzstand nicht länger rechnen.

Wirklich fielen nach dem Ausgange dieses Processes, gleich schwarzen hungrigen Raben, die ob ihrer Orthodoxie Gott wohlgefälligeren Independenten und noch übrigen bereits bezeichneten orthodoxen Presbyterianer über die kirchlichen Stiftungen der Unitarier her, um den von den Gerichten Verurtheilten auf processualischem Wege abzunehmen, was sich nur irgend abnehmen liesse. Als der Unfug, über welchen die nachfolgend genannten Schriften

Digitized by Google

weitere Auskunft geben, immer schreiender wurde, erkannte die Obrigkeit endlich ihr Unrecht, und hielt sich in ihrem Gewissen verpflichtet, eine Aenderung herbeizuführen. Am 7. März 1844 legte der Lord-Kanzler Lyndhurst dem Oberhause eine Bill vor, zu dem Endzwecke, dem endlichen Unrechte, was in Folge der Entscheidung in Sachen der Hewley'schen Stiftung sich ergab, und dem ausdrücklich endlich erkannten gesetzlichen Uebelstande ein gesetzliches Ziel für immer zu setzen. Wir wollen diese Bill gleich bei der für sie üblich gewordenen Bezeichnung Dissenters Chapels Bill benennen. Ihr in drei Sätzen enthaltener Inhalt sagt in der Hauptsache, dass die ungestörte Nutzniessung einer kirchlichen Stiftung der Dissenter während einer zu bestimmenden Reihe von Jahren allein genügen und entscheiden solle für den Besitz derselben, und dass hiernach vom 1. März 1844 in allen vorkommenden Fällen zu entscheiden sey. Ausdrücklich heisst es jedoch dabei, dass die Bill eine rückwirkende Kraft auf die Stiftung der Lady Hewley nicht haben könne. Bei Entwickelung der Gründe, durch welche die Regierung zum Einbringen dieser Bill bestimmt worden ist, wird unter Anderem gesagt: Zu begegnen einem so folgereichen öffentlichen Scandal und der Vertreibung mehrerer hundert Congregationen von ihren herkömmlichen und alten gottesdienstlichen Orten und dem Entreissen ihrer Familien-Begräbnisse; zu begegnen also der ausserordentlichen, herzbrechenden Gewalt, welche den Gefühlen einer grossen Zahl religiös gesinnter Leute, besonders den bejahrten unter ihnen angethan werden, und weiter, um die Verhältnisse solcher Kapellen auf eine deutliche Grundlage festzustellen, welche ohne eine solche weder wieder aufgebaut noch ausgebessert werden können — hat ihrer Majestät Regierung auf Anstehen der beeinträchtigten Parteien und nach Anhören der Einwürfe der entgegengesetzten Parteien diese Bill eingebracht.

Die Bill erweckte in England grosse Theilnahme. Denn das bis dahin gegen die Unitarier eingehaltene Verfahren hatte das natürliche Gefühl für das Recht bei dem grösseren Theile des englischen Volkes tief verletzt. Doch fehlte es der Bill auch nicht an Gegnern, die theils durch Petitionen im entgegengesetzten Sinn, theils durch die Zeitungen einzuwirken suchten. Unter den letzteren waren der Bill entgegen, ausser den mehr politischen, Times, Patriot, Morning Herald, Standard u. a., die einer mehr theologischen Richtung folgenden The Wesleyan Chronicle, The Congre-

Digitized by Google

gational, The Christian Observer, The Christian Guardian. Man sieht, die das Prädicat christlich zur besondern Schau tragenden Zeitblätter haben diesseits wie jenseits des Meeres häufig denselben unchristlichen Character. Durch das Betreiben von Petitionen in einem der Bill entgegengesetzten Sinne zeichneten sich besonders die Independenten und orthodoxen Presbyterianer im nördlichen England — doch fehlte es nicht an Einzelnen unter ihnen, die diess laut missbilligten — so wie die Wesleyanischen Methodisten aus. Die römisch-katholischen Engländer standen diessmal, wie es ihr eigener Vortheil erheischte, auf Seiten der Bill. Bemerkenswerth sind noch die Worte, welche der Lord-Kanzler Lyndhurst am 3. Mai im Oberhause bei Gelegenheit dieser Petitionen sprach: „Wahrlich, als „ichs unternahm, diese höchst gemässigte und sparsam zugemes„sene Maassregel der Gerechtigkeit zu unterstützen, da ahnete „ich nicht, dass sie auf eine so lärmende Opposition stossen würde. „Petitionen in grosser Zahl sind eingereicht worden und liegen „jetzt Ew. Herrlichkeiten vor. Ich habe es für meine Schuldig„keit erachtet, sie zu prüfen. Die Mehrheit derselben ist in der„selben Sprache abgefasst. — „Staunen" und „Lärm schlagen." „Sie sind augenscheinlich von derselben Hand geschrieben. Sie „kommen aus ein und derselben Werkstatt, und haben darum we„nig Eindruck auf mich gemacht. — Weiter, Mylord's, muss er„wähnt werden, dass auch eben so zahlreiche Petitionen im ent„gegengesetzten Sinne vorliegen; jedoch nehme ich mir die Er„laubniss, zu erklären, dass diese Petitionen ganz anderer Art „sind, und Anspruch auf eine weit höhere Beachtung von Seiten „Ew. Lordschaften haben. Sie sind Petitionen von Mitgliedern „der herrschenden Kirche, von Presbyterianern und von verschie„denen andern Klassen der Dissenters, nicht abgefasst in allge„meinen Ausdrücken, sondern heben thatsächlich gewordene Härten „und Gebrechen hervor, mit der Bitte, Ew. Lordschaften wollen „die Bill durchgehen lassen, damit den Beschwerden abgeholfen „werde, welche sie in ihren Petitionen aufgeführt haben."

Die Bill ging zur Freude der Verständigen (Herr Wiggers und seine Quelle, die Hengstenbergische Kirchenzeitung, würde freilich dafür sagen, zur Freude Aller, die im Abfall des Verstandes von der christlichen (?) Wahrheit sich befinden) aller Parteien durch. Allgemeinen Jubel, der sich in einer Menge von Dankadressen aussprach, erregte sie aber bei den aus der Be-

Digitized by Google

drängniss der letzten Jahre so plötzlich und dauernd geretteten Unitariern. Auskunft über diese letzten Vorgänge, bei welchen wieder eine Menge geschichtlicher Angaben und Thatsachen mitgetheilt worden sind, enthalten ausser der unter Nr 4 bereits angeführten Schrift und einer Menge von einzelnen diese Bill betreffenden Blättern, die hier anzuführen nicht am rechten Orte seyn möchte, noch folgende Schriften:

24. *Objections to the Dissenters Chapels Bill Answered, in a Letter to a Wesleyan Methodist. By John Gordon. London 1844. 5 S. 8.*

25. *The Presbyterian Reporter, being a Register of Parliamentary Proceedings and Public Documents relating to the Dissenting Chapels' and Endowments' Bill, for the Protection of Presbyterians in England and Ireland, not subscribing to Articles of Christian Faith of human compilation. Nr. I. II. III. London 1844. 8. mit diesen drei Nummern, jede mit besondern Seitenzahlen, aber noch nicht abgeschlossen.*

Die ganze Reihe von Rechtshändeln, zu welchen die Lieblosigkeit der sogenannten Orthodoxie in warnender Weise den Anlass gab, kann auch Deutschland wichtige Lehren liefern, wo es, wie bekannt, an analogen Fällen von Seiten der Orthodoxen durchaus nicht fehlt. Wir erinnern z. B. an die begehrte Ausweisung der Rationalisten u. s. w. aus der Kirche. Doch können wir diess für jetzt hier nur andeuten.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Dr. Credner.

Meteorologische Beobachtungen aus dem Lehrbezirk der Kais. Russ. Universität Kasan. Auf Kosten der Universität herausgegeben von E. Knorr, Dr. d. Phil. K. R. Collegien-Rath und Prof. der Physik. Heft 1. Kasan 1841. gr. 4.

Die vorliegende Schrift scheint zu alt zu seyn, als dass sie noch eine Anzeige verdiente, allein die Verspätung lässt sich leicht durch die weite Entfernung entschuldigen; eine Kenntniss des Inhalts dürfte nur Wenigen in Teutschland zu Theil werden, und ausserdem beabsichtigt Ref., an die Anzeige dieses und des nächstfolgenden Werkes einige allgemeine Betrachtungen zu knüpfen,

Digitized by Google

die wegen ihres Zusammenhanges mit den meteorologischen Studien überhaupt nicht ohne allgemeines Interesse seyn dürften. Schon der Umstand muss sehr auffallen, dass in einer Stadt, die in einem Tatarischen Lande etwa 370 geographische Meilen von der Mitte Teutschlands entfernt liegt*), die teutsche Mundart bekannt ist, und ein Buch in dieser gedruckt wird; ausserdem aber ist auch der Inhalt allerdings der Beachtung werth. Der Hauptsache nach besteht dieser aus meteorologischen Beobachtungen, die, ausser zu Kasan selbst, zu Nischney-Nowgorod, Simbirsk, Saratew, Astrachan, Waetka, Katharinenburg und Orenburg angestellt sind. Erste Veranlassung zu diesen Beobachtungen im Lehrbezirke der Universität Kasan wurde durch den jetzigen Staatsrath und Akademiker Kupffer zu Petersburg gegeben, als er die Lehrerstelle der Physik auf jener entlegenen Universität bekleidete, sein Nachfolger, der durch die Erfindung der Thermographie bekannte Collegien-Rath und Professor Knorr setzte die Sache fort, erhielt vom Gouvernement bereitwillig die erforderlichen Instrumente, und liefert gegenwärtig nebst seinem Collegen Simonoff, dem Begleiter Bellinghausen's auf dessen Entdeckungsreise, schätzbare Beiträge zu den meteorologischen Forschungen, die einen vorzüglichen Theil der wissenschaftlichen Bemühungen der Petersburger Akademie bilden. Die Beobachtungen selbst sind dem grössten Theile nach in russischer Sprache aufgezeichnet, deren Kenntniss für das Studium der Naturwissenschaften bereits wünschenswerth zu werden beginnt, wäre es den Gelehrten nur möglich, neben den Sachen sich auch noch die verschiedenen Sprachen, zu deren bereits grosser Zahl künftig wohl noch die neugriechische hinzukommen könnte, zu eigen zu machen. Inzwischen sind im vorliegenden Werke die Zahlen, welche die Hauptsache bilden, allgemein verständlich, und ausserdem wird der wesentlichste Theil des Inhalts auch noch anderweitig in französischer Sprache veröffentlicht.

Ausser den genannten meteorologischen Tabellen und den erforderlichen Erläuterungen enthält dieser erste Heft noch zwei Abhandlungen in teutscher Sprache. Die erste vom Professor der Mathematik zu Kasan, Nicol. Lobatschewsky, behandelt die

*) Die geographische Lage von Kasan (Kazan) ist nach den neuesten Tabellen von Littrow 55° 47′ 23″ N. B. 46° 46′ 0″ östl. Länge von Paris.

Digitized by Google

Convergenz der unendlichen Reihen, und eignet sich nicht für eine Anzeige ihres Inhalts; die zweite von Ernst Knorr enthält allgemeine Bemerkungen über den Vortrag der Physik auf Gymnasien, namentlich denen des Kasan'schen Lehrbezirks. Lassen sich hieraus für unsere gänzlich verschiedenen Verhältnisse zwar keine eigentliche Belehrungen entnehmen, so müssen wir es doch zweckdienlich und zugleich erfreulich finden, dass sich die wissenschaftliche Cultur durch diese praktisch nützliche Disciplinen auch in jenen, zum Theil noch von heidnischen Völkern bewohnten, Gegenden den Weg zu bahnen sucht, auf welchem demnächst die gesammte höhere geistige Bildung zwar langsam, aber um desto mehr gegen nachtheilige Uebertreibung gesichert, fortschreiten wird. Aus Rücksichten auf die Eigenthümlichkeiten der Gymnasien des Kasan'schen Lehrbezirks hebt der Verf. hervor, dass die von der Erfahrung ausgehende Naturlehre aller so leicht auf Irrwege führenden Speculation weit vorzuziehen sey, weil sie ausserdem vor Aberglauben bewahre, ohne zur Irreligiosität zu führen, wie man früher zu fürchten pflegte. Allerdings steht das auf strenge Prüfung dringende Studium der Natur dem blinden Glauben entgegen, und wenn dieser von irgend einer Religion gefordert wird, weil sie, und wohl mit Recht, schon hinlänglich geprüft zu seyn behauptet, so darf man dabei nicht übersehen, dass alle Religionen dieses gleichfalls, und, wie sie meinen, mit nicht minderem Rechte behaupten, weswegen der Billigkeit gemäss die Prüfung von keiner verweigert werden darf, vielmehr von derjenigen am meisten verlangt werden muss, welche dabei am besten zu bestehen mit Grunde erwarten darf. Betrachtungen dieser Art müssen sich nothwendig aufdringen, wenn es sich um Gymnasien handelt, deren Zöglinge, wie es hier heisst, nach erhaltenem Unterrichte wieder zu ihren nomadisirenden Landsleuten zurückkehren.

Annuaire magnetique et météorologique du Corps des Ingénieurs des Mines de Russie, ou Recueil d'observations magnétiques et météorologiques faites dans l'étendue de l'Empire de Russie et publiées par ordre de S. M. l'Empereur Nicolas I. et sous les auspices de M. le Comte Cancrine Chef du corps des Ingénieurs des Mines et Ministre des finances par A. G. Kupffer, etc. Année 1841. St. Petersburg 1843. Nr. I. 119 S. und 110 S. Tabellen mit XLVI Tafeln. Nr. II. Fortsetzung der Tabellen bis 674 S. gr. 4.

Um den eigentlichen Gehalt und die Wichtigkeit dieses Wer-

Digitized by Google

kes richtig zu beurtheilen, müssen folgende allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt werden. Wenn früher mehrere Jahre hindurch täglich die Wetterveränderungen an ein und demselben Orte aufgezeichnet wurden, wie dieses durch Toaldo, Cotte, Gronau, Gatterer und andere geschah, so konnte hierdurch die Witterungskunde nur wenig, und in Beziehung auf das Wesentliche kaum überall gefördert werden, weil solche Ergebnisse keine genügende Schlüsse auf die wirkenden Ursachen gestatten, wie sich sofort ergibt, wenn man überlegt, dass bei mässiger Geschwindigkeit die Luftströmungen, von denen das Wetter vorzugsweise abhängt, binnen acht Tagen vom Aequator bis zum Pole gelangen können. Erst die Mannheimer Gesellschaft betrat den richtigen Weg, indem sie an weit entlegenen Orten mit gleichen Instrumenten Beobachtungen anstellen liess, um durch deren Zusammenstellung und Vergleichung zu genügendern Resultaten zu gelangen. Man könnte billig fragen, wie es zuging, dass nach einem so gelungenen Anfange bei den grossen Fortschritten in allen Zweigen der Naturwissenschaften während einer so langen Zeit nirgend eine Fortsetzung des so zweckmässig begonnenen Unternehmens erfolgte; allein die Ursache hiervon liegt sehr einfach darin, dass die Masse der leicht zu Gebote stehenden Thatsachen und die Kosten ihrer Herbeischaffung die Kräfte des einzelnen Gelehrten weit übersteigen; höhere Unterstützungen aber lagen in der gleich folgenden Periode nicht im Geiste der Zeit. Es war daher leicht vorauszusehen, dass die Unternehmungen Brewster's, Sir John Herschel's und des Apenrader Institutes an unüberwindlichen Hindernissen scheitern mussten. Unterdess wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf den tellurischen Magnetismus gerichtet, nachdem Gauss durch seine ausgezeichneten Leistungen dieser wissenschaftlichen Disciplin eine neue Gestalt gegeben hatte, und die Riesenschritte, welche in derselben während weniger Jahre gemacht wurden, wie sie nur durch die hierauf verwandten grossartigen Unterstützungen möglich waren, gaben die Veranlassung zu einer sehr zweckmässigen Vereinigung meteorologischer und magnetischer Beobachtungen. Endlich also ist gegenwärtig das meteorologische Studium auf ein solides Fundament gegründet, und die zweckmässigen Bemühungen thätiger Gelehrten werden uns über die Witterungsverhältnisse, so wie über ihren Zusammenhang und ihre Ursachen so weit Belehrung verschaffen, als dem menschlichen Verstande überhaupt möglich

Digitized by Google

ist, die Gesetze der Natur zu ergründen. Sachverständigen darf hierbei wohl nicht gesagt werden, dass man keineswegs dahin zu gelangen strebt, die Witterung künftig Jahre oder auch nur Monate lang mit Sicherheit vorauszuverkünden, denn so weit versteigt sich der ächte Forscher nicht, dem die Beschränktheit menschlicher Geisteskräfte und die Grossartigkeit der Natur bereits anschaulich geworden sind; allein wir wollen doch mindestens wissen, wie sich die Sachen verhalten, und wir wollen dann erwarten, welchen Nutzen diese, wie alle andere wissenschaftliche Forschungen, künftig gewähren.

Gegenwärtig gibt es zwei Hauptpuncte meteorologischer und magnetischer Beobachtungen, deren einen wir den westlichen, den andern aber den östlichen nennen können. Für die westlichen Regionen hat Quetelet zu Brüssel schon seit mehreren Jahren bedeutende Materialien geliefert, und seine schätzbaren Bemühungen dauern noch mit ungeschwächter Thätigkeit fort; von grösster Wichtigkeit ist aber das durch königliche Freigebigkeit zu München errichtete magnetische und meteorologische Observatorium, dessen wackerer Director Lamont sich diesen Zweigen mit grösster Anstrengung ausschliesslich widmet. Letzterer steht nicht bloss mit Quetelet in genauer Verbindung, sondern sammelt auch das reichhaltige Material, welches die Beobachtungen in Italien, Frankreich, England und America liefern, und da auch durch Kreil's Bemühungen in den österreichischen Staaten mehrere Beobachtungsstationen zweckmässig eingerichtet werden, so bietet ein ausgebreiteter Länderumfang die Mittel zu den erforderlichen Vergleichungen dar.

Der östliche Hauptpunct besteht bis jetzt noch für sich, es versteht sich aber von selbst, dass beide sich gegenseitig durch ihr gesammeltes Material unterstützen, und ausserdem vermag der wissenschaftliche Forscher mit zunehmenden Jahren so reichhaltige Quellen zu benutzen, dass es ihm möglich seyn wird, wohlbegründete allgemeine Gesetze aufzufinden, aus denen dann die Einzelnheiten sich leicht ableiten lassen. Die ausgedehnten, dem russischen Scepter unterworfenen, Ländermassen bieten weit von einander entlegene Stationen dar, und da die Petersburger Akademie nach dem Willen ihres erhabenen Beschützers sich die Aufgabe gestellt hat, die wissenschaftliche Cultur allseits allmälig zu verbreiten, so hat sie auch die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen mit in den Bereich ihrer Bemühungen gezogen,

Digitized by Google

nicht sowohl mit Aussicht auf unmittelbaren materiellen Gewinn, als vielmehr um die Wissenschaft im Allgemeinen mit so vielen Mitteln zu fördern, als ein so grosser Staat sie darbietet, und aus Rücksichten auf die allgemeine Obliegenheit der Beförderung der Civilisation aufzuwenden verpflichtet ist, wenn gleich einige auf blosse Handelsinteressen bedachte Staaten ihre Schuldigkeit in dieser Beziehung gar nicht oder nur unvollständig erfüllen. Von grosser Wichtigkeit aber war es, in die Beobachtungen Einheit und Zusammenhang zu bringen, denn viele wichtige Erfahrungen, namentlich in Reisebeschreibungen, sind deswegen für die Wissenschaft ohne Nutzen, weil nicht zweckmässig beobachtet wurde, oder die Bezeichnung und Genauigkeit der Instrumente zweifelhaft ist. Es war daher höchst zweckmässig, gleich von Anfang an nach einem gemeinsamen, wohlüberlegten Plane alle Beobachtungen einzurichten, deren Stationen ein Netz über eine Länderstrecke bilden, welche grösser ist, als irgend eine andere, bloss continentale, sich darbieten dürfte, und welche noch ausserdem ein besonderes Interesse auch dadurch erregt, dass sie in ihrer vollen Ausdehnung den einen, und wohl den bedeutendsten, Kältepol in sich begreift. Um den vorgesstzten Zweck vollständig zu erreichen, ist diesem Berichte eine, allen Beobachtern künftig als Norm dienende, Einleitung vorausgeschickt, deren Inhalt sogleich näher bezeichnet werden soll, zugleich aber wird bemerkt, dass zu Slatoust eine dem indischen ähnliche Stahlart gefunden ist, welche ihren Magnetismus durch Temperaturunterschiede innerhalb mässiger Grenzen gar nicht oder nur wenig ändert. Sollte sich dieses genügend bestätigen, so würde für die Intensitätsmessungen eine mühsame Correction wegfallen. Als ein Centralpunct für das Ganze der Beobachtungen ist zu Petersburg mit allerhöchster Genehmigung ein eigenes, der Physik der Erde gewidmetes, Institut gegründet, und physikalisches Observatorium genannt, worin alle Apparate vorläufig verfertigt und geprüft, und die für die verschiedenen Stationen bestimmten Beobachter eingeübt werden.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kupffer: Annuaire magnétique et météorologique.

(Fortsetzung.)

Der vorliegende Jahresbericht enthält diejenigen Beobachtungen, welche an den bis dahin eingerichteten und genügend ausgestatteten Stationen im Jahre 1841 angestellt wurden. Für das neugierige Publicum der Liebhaber, die gerne ihre eigenen Wahrnehmungen nach der Erinnerung mit denen in entfernten Gegenden vergleichen mögten, findet hierbei allerdings eine nicht geringe Verspätung statt. Wenn man aber berücksichtigt, aus wie fernen Gegenden die Beiträge gesammelt werden müssen, und welchen Aufwand von Zeit und Mühe es kostet, sie gehörig zusammenzustellen, so erscheint jeder Gedanke an Versäumniss als unstatthaft, vielmehr müssen wir dankbar anerkennen, dass uns diese kostbaren wissenschaftlichen Schätze so bald auf directem Wege zukommen, wie denn überhaupt die Petersburger Akademie freigebiger als jede andere ihre wichtigen Forschungen zur Kenntniss solcher Gelehrten bringt, welche sie zu würdigen und zu benutzen wissen. In der bereits erwähnten, diesem Berichte vorausgeschickten, Einleitung werden als Instruction für die sämmtlichen Beobachter die Methoden beschrieben und durch Beispiele erläutert, wie die einzelnen Messungen anzustellen sind, namentlich der magnetischen Neigung, Abweichung und deren Variationen. Es wird genügen, nur im Allgemeinen zu bemerken, dass die hier beschriebenen und durch Figuren genügend bezeichneten Apparate, eben wie die Methoden der Messungen, genau die durch Gauss eingeführten sind. Dieses bezieht sich auch auf die Messung der horizontalen Intensität des tellurischen Magnetismus, wobei nicht bloss die Formeln angegeben, sondern zugleich auch die Beispiele ausführlich berechnet sind, um das ganze Verfahren deutlicher zu machen und gegen Fehler zu sichern. Hieran schliesst sich die Anweisung, wie der Einfluss der Temperatur auf das Bifilar-Magnetometer und Lloyd's Inklinationsapparat zu corrigiren sey, und eine

Digitized by Google

besondere Instruction für diejenigen Stationen, wo die absolute Deklination und Intensität in besondern Observatorien gemessen wird.

Zum Behuf der meteorologischen Beobachtungen ist zuerst eine Anweisung mitgetheilt, die fixen Puncte der Thermometer zu berichtigen und ihr Caliber zu corrigiren, doch ist in der Anwendung dafür gesorgt, dass diese feineren Operationen den einzelnen Beobachtern nicht anheimfallen, indem diese vielmehr von der Hauptstation zu Petersburg mit geprüften Instrumenten versehen werden. Zur Hygrometrie dient August's Psychrometer, und es ist hier zugleich eine Tabelle zur Reduction der Beobachtungen mitgetheilt, doch bedient man sich wohl allgemein hierzu der von Kupffer zu Petersburg im Jahr 1841 herausgegebenen Tabellen. Für die Beobachtungen des Barometers ist eine Anweisung gegeben, die gemessenen Höhen der Quecksilbersäule für eine im torricellischen Raume etwa vorhandene kleine Luftmenge und für die Temperatur zu corrigiren, für welchen letzteren Zweck eine Tabelle von 0° bis 28° R. die Reduction auf $13^0\frac{1}{3}$ R. erleichtert. Ausser der Aufzeichnung der acht Windrichtungen, der Regenmengen mittelst eines einfachen, aus einem oberen weiteren und einem unteren engeren Gefässe bestehenden, Regenmasses und der Bewölkung des Himmels nach den Bezeichnungen Howard's wird auch die irdische Strahlung mittelst des Aethrioskops, und die Strahlung der Sonne mittelst eines geschwärzten Thermometers auf einer geschwärzten Tafel beobachtet, welche letztere Einrichtung aus Rücksichten auf die sehr ungleiche Polhöhe der Orte von grossem Interesse ist. Eine Zugabe, die man hier wohl nicht als unmittelbar zur Sache gehörig erwartet, die aber sehr nützlich, ja wohl gar nothwendig ist, wenn man berücksichtigt, dass viele Stationen, wohin Beobachter und Apparate gesandt sind oder noch gesandt werden sollen, noch nicht genau geographisch bestimmt sind, enthält der dritte Abschnitt von S. 64—94, nämlich eine Anweisung zur Anstellung astronomischer Beobachtungen. Ohne ins Einzelne einzugehen, wird es genügen zu bemerken, dass sich die Instruction auf den Gebrauch des repetirenden Theodolithen im Allgemeinen, nämlich die Messungen der Zenithdistanzen und der Azimuthalwinkel mit demselben erstreckt. Nach einer Erläuterung der Begriffe vom Stundenwinkel, von der wahren, mittleren und Sonnenzeit und der Methode, die letzteren in einander zu verwandeln, nebst einer Anleitung, die Beobachtungen wegen der Strahlen-

Digitized by Google

brechung zu corrigiren, wofür zugleich eine von 20 zu 20 Minuten fortlaufende Tabelle beigefügt ist, folgen dann die praktischen Aufgaben selbst, namentlich die Bestimmung der Zeit aus Zenithdistanzen der Sonne oder eines Gestirns, aus correspondirenden Höhen oder Meridiandurchgängen, des Azimuths, der geographischen Breite und der Länge, für welche letztere jedoch hier unter den verschiedenen Mitteln bloss die Culmination des Mondes gewählt wird. Es ergibt sich hiernach, dass diese Instruction auch für diejenigen von Nutzen seyn kann, die mit den genannten Aufgaben der höheren Geodäsie bekannt zu werden wünschen. Endlich sind noch Mustertabellen zur gleichmässigen Aufzeichnung der verschiedenartigen Beobachtungen beigefügt, und drei Tafeln, die eine für die Reduction der Zeit auf Bögen, die andere zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit und umgekehrt, die dritte um Stunden, Minuten und Secunden in Theile des Tages zu verwandeln.

Weil es unmöglich war, alle Stationen gleichzeitig in Thätigkeit zu setzen, so enthält dieser Jahresbericht nur erst die Beobachtungsregister von Petersburg, Catharinenburg, Barnaul, Nertschinsk, sämmtlich nach der neuen Methode, und von den drei letzten Orten auch noch nach der älteren Methode, von Bogoslowsk, Slatoust, Lugan, Peking und Casan; zugleich sind zur leichteren Uebersicht die mittleren Werthe zusammengestellt und graphisch auf Tafeln gezeichnet, um den Gang der Veränderungen zu versinnlichen. Einzelne interessante Thatsachen hier mitzutheilen, die sich leicht und in Menge darbieten, müssen wir uns der Kürze wegen enthalten, doch möge beispielsweise erwähnt werden, dass zu Peking unter 39° 54′ 13″ N. B. 114° 8′ 30″ ö L. von Paris die mittlere jährliche Temperatur aus Beobachtungen um 5 und 5 Uhr = 8°, 26; um 7 und 7 Uhr = 7°, 81 und um 9 und 9 Uhr = 8°, 14 R. gefunden ist. Da die erste und letzte Bestimmung der Wahrheit höchst wahrscheinlich sehr nahe kommt, und wir also 8°, 25 R. als sehr genähert betrachten dürfen, so ergibt sich hieraus eine mittlere Temperatur jener fast volle 10 Breitengrade südlicher liegenden Stadt um kaum mehr als 0°, 25 R. höher, als die hiesige. Die Erhebung der Stadt über die Meeresfläche und ihre Lage auf einem ausgedehnten Continente macht dieses erklärlich, noch mehr aber der Umstand, dass ihr Meridian nicht gar weit östlich von demjenigen liegt, welcher durch den asiatischen Kältepol geht, und von Brewster = 93° ö. von Pa-

Digitized by Google

ris angenommen wird. Die Regenmenge ist dort gleichfalls nicht gross, und beträgt jährlich nur 28, 86 engl. Zoll mit vorherrschendem Sommerregen.

Ref. hat oben der Verdienste erwähnt, welche Lamont sich um das Studium der Meteorologie erwirbt. Seine bis jetzt ohne Unterbrechung fortlaufenden Annalen, die zunehmend von grösserer Wichtigkeit werden, sind in dieser Zeitschrift Jahrg. 1843 S. 161 angezeigt, es würde aber unrecht seyn, eine weitere wichtige Quelle für magnetische und meteorologische Forschungen mit Stillschweigen zu übergehen. Diese ist:

Annales de l'Observatoire Royal de Bruxelles publiées, aux frais de l'Etat, par le Directeur A. Quetelet. T. III. Bruxelles 1844. IV. und 461 S. gr. 4.

Dieser Band begreift die auf der Sternwarte zu Brüssel in den Jahren 1841 und 1842 angestellten magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, und schliesst die durch 10 Jahre ohne Unterbrechung fortgesetzte Reihe. Der erste Band dieser reichen Sammlung erschien in zwei Abtheilungen im Jahr 1837, der zweite 1842, der bereits im Druck befindliche vierte Band wird eine Zusammenstellung des Ganzen und eine Uebersicht einiger bis jetzt gewonnener wichtiger Resultate enthalten. Die vorliegende Sammlung unterscheidet sich von den gleichen aus München und Petersburg dadurch, dass sie zugleich auch die Beoachtungen der in die Erde eingesenkten Thermometer enthält, welche über den Einfluss der wechselnden Wärme auf die äusserste Erdkruste Auskunft geben.

Muncke.

Examen critique des historiens anciens de la vie et du regne d'Auguste, par A. E. Egger, professeur suppléant à la faculté des lettres de Paris, Maître de conférences à l'école normale. Mémoire couronné en 1839. par l'Academie des Inscriptions et belles lettres. Paris, chez Dezobry, E. Magdeleine et Comp. 1844. 476 S. in gr. 8.

Die Aufgabe der französischen Akademie, welche in dieser Schrift eine so befriedigende Lösung erhalten hat, verlangte nicht sowohl eine geschichtliche Darstellung des augusteischen Zeitalters oder eine Schilderung der literärischen Zustände desselben,

Digitized by Google

sondern sie beabsichtigte zunächst eine Würdigung derjenigen Schriftsteller dieses Zeitalters, welche als historische Quellen für unsere Kunde desselben in irgend einer Weise angesehen werden können, eine Prüfung ihrer Angaben nach deren Genauigkeit und Treue, insofern davon allerdings das Bild abhängig ist, das wir uns von dieser Periode, soll es anders ein richtiges seyn, zu bilden haben. So war der Umfang des Ganzen in engere Gränzen gezogen, innerhalb deren der Bearbeiter sich halten musste, der hier die im Jahre 1839 gekrönte Arbeit nach mehrfacher und wiederholter Durchsicht, hier und dort berichtigt, verbessert und ergänzt, dem Publikum vorlegt. Nach einer kurzen aber schön geschriebenen Einleitung, welche die durch und unter Augustus in der römischen Welt bewirkte gänzliche Veränderung nach ihren bezeichnendsten Zügen hervorhebt und damit uns zugleich auf den Standpunkt führt, von welchem die nachfolgenden Erörterungen zu betrachten sind, wendet sich der Verf. unmittelbar zu dem Manne, der allerdings den Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu Augustus, der, wie in der Politik, so auch besonders in der Literatur mit der neuen Richtung, in die er sie, im Einklang mit seiner Politik, zu führen wusste, auch ein neues, vielseitig sich gestaltendes Leben, wodurch diese Zeit als die Blüthezeit der Literatur überhaupt betrachtet wird, hervorrief, und, wenn er selbst auf den Namen eines grossen Literator's oder Gelehrten oder Dichters kaum Anspruch machen kann, doch durch andere Mittel und Wege einen so gewaltigen Einfluss ausgeübt hat. Was über die wissenschaftliche Bildung des Augustus in seiner Jugend, was über seine weiteren rhetorischen Studien und über das, was er durch eigene, leider untergegangene Versuche, auf dem Felde der Literatur, selbst die Poesie nicht ausgeschlossen, geleistet, zu sagen war, das ist Alles sorgfältig im ersten Abschnitt, unter Benutzung und theilweiser Berichtigung und Ergänzung der diesen Gegenstand betreffenden Schriften von Fabricius und Weichert, verhandelt, nicht in der Weise, dass etwa eine neue Zusammenstellung der Fragmente und dergleichen versucht worden wäre (das lag der Aufgabe, wie sie von der Akademie gestellt worden war, durchaus ferne), sondern die aus einer solchen Zusammenstellung sich ergebenden Resultate, über Inhalt und Charakter der Schriften, und eine darauf begründete Würdigung dieser selbst von dem Standpunkt der höheren Kritik aus, wie diess von der Akademie verlangt worden war, ward von dem Verfasser, der uns hier nur die Resultate der sorg-

Digitized by Google

fältigsten Quellenforschung vorlegt, und hier Nichts übersehen hat, was in früherer wie in neuer und neuester Zeit von Andern darüber erforscht worden war, beabsichtigt, und auch gewiss erreicht, da man die von ihm gewonnenen Resultate anzunehmen schwerlich Bedenken tragen wird. Denselben Gang der Forschung finden wir auch im zweiten Abschnitt befolgt: Des ouvrages posthumes d'Auguste, zunächst mit Bezug auf Sueton. Vit. Octav. 101 und die dort erwähnten, von August bei seinem Sterben hinterlassenen Schriften, und in Verbindung mit den darauf sich beziehenden Angaben eines Dio Cassius, Tacitus und Anderer. Wenn der von Sueton hier genannte Index rerum a se gestarum, der auf Erz eingegraben, vor dem Mausoleum aufgestellt werden sollte, uns noch glücklicherweise in einer Copie erhalten ist, welche an der Mauer eines Tempels sich befindet, den die Bewohner der kleinasiatischen Stadt Ancyra dem Augustus, ihrem Wohlthäter, errichtet hatten (das bekannte Monumentum Ancyranum), so ist diess leider nicht der gleiche Fall mit den von Suetonius ebendaselbst weiter genannten Breviarium totius imperii, in welchem die im Dienst stehende Kriegs- und Seemacht des Reichs, dann der Stand der Staatskasse, die Revenuen und Einnahmen verzeichnet waren, so wie auch (setzt Sueton hinzu) die Namen der Freigelassenen und Sclaven, von denen eine Rechnungsablage gefordert werden konnte. Wenn man nun bisher — auch Ref. folgte dieser Ansicht in der neuen, dritten Ausgabe seiner Geschichte der Röm. Literat. §. 216. wo er leider auf Herrn Egger's Schrift noch keine Rücksicht nehmen konnte (s. die Nachträge p. 707 Bd. II.) — dieses von Augustus bei seinem Tode (766 u. c.) hinterlassene Breviarium für so ziemlich gleich hielt mit dem von Tacitus Ann. I., 11 erwähnten, von August selbst niedergeschriebenen libellus, welches, nach der Angabe des Tacitus, ein statistisches Tableau des gesammten Reichs, mit Angabe aller Kräfte des Staats, des Kriegsheeres wie der Flotte, der verschiedenen Provinzen des Reichs, der Besteuerung derselben, also auch der gesammten Einnahme des Reichs wie der Ausgabe — demnach zugleich eine Art von Budget, enthielt, und wenn man das so von den beiden Schriftstellern gleichmässig bezeichnete Werk von dem durch Augustus dem Senat früher (730 u. c.) übergebenen Rationarium imperii, wie derselbe Sueton cap. 28 schreibt, unterscheiden zu müssen glaubte; in so fern das letztere bloss eine Art von Reichsbudget

Digitized by Google

enthalten habe, so hat jetzt Herr Egger eine andere Ansicht geltend zu machen gesucht, indem er in diesen verschiedenen Angaben nur Ein Werk erkennt, das er nach S. 43 breviarium rationum imperii nennen möchte, ein auf die durch Augustus veranstalteten Messungen und Bevölkerungsaufnahmen seiner verschiedenen Länder und auf die hiernach festgesetzte Besteuerung derselben begründetes Budget, das eben seiner Natur nach kein bleibendes, sondern wegen der manchen, hier nothwendig eintretenden Veränderungen ein wechselndes in der Art gewesen, dass es nur für eine bestimmte Dauer aufgestellt worden, um dann wieder von neuem bestimmt zu werden. Erwägt man freilich näher die Unvollkommenheit aller derartigen finanziellen Einrichtungen des Alterthums, die uns das, was August zum erstenmal und wohl auch nur einmal zu Stande brachte, schon als etwas Grosses und Bedeutsames betrachten lässt, so möchte man fast zu dem Zweifel versucht seyn, ob der Verf. hier nicht zu sehr an unsere Zeit, an die Formen unseres (constitutionellen) Staatslebens gedacht und dieselben in irgend einer Weise auf das Alterthum angewendet habe. Der Verf. nämlich nimmt eine erste Vorlage dieses Reichsbudgets um 730 u. c. an — worauf Sueton cp. 28 bezogen wird — dann eine letzte Vorlage 766 — worauf Sueton cp. 101 gehen soll; und in der Mitte zwischen beiden eine dritte oder vielmehr zweite, die um 757 etwa stattgefunden und in den Reichsvermessungen nebst den dazu gehörigen Steuereinrichtungen des Augustus, welche in die dieser Zeit vorausgehenden Jahre fallen, ihren Grund haben soll. Ein bestimmtes Zeugniss für diese wiederholte Aufnahme eines Budget fehlt; der Verf. sucht diesen Mangel durch eine Reihe von scharfsinnigen Combinationen zu ersetzen, die aber schwerlich ausreichen dürften, die Sache zu völliger Gewissheit zu bringen. Es will uns schwer werden zu glauben, dass das Breviarium (bei Sueton cp. 101) im Ganzen dasselbe gewesen, was das früher ebendaselbst (cp. 28) erwähnte Rationarium, und wenn das letztere wirklich eine Art von Budget war, so möchte das erstere, wie schon der Name Breviarium anzudeuten scheint, nicht wohl dasselbe bedeuten, sondern eher eine kurze übersichtliche Zusammenstellung aller Kräfte des Reichs, ein, wenn man will, statistisches Tableau, mit Einschluss der Hauptsätze des Budgets, also auch der finanziellen Kräfte des Reichs, vermuthen lassen. Chap. II. sucht den Einfluss des Augustus auf die Literatur seiner Zeit darzustellen, wobei

Digitized by Google

insbesondere das, was wir die Freiheit der Presse jetzt nennen, näher berücksichtigt wird. Der Verfasser zeigt aus einer Reihe von einzelnen Fällen, wie man eine zwiefache Periode hier allerdings zu unterscheiden hat, eine erste Periode, mit grösserer Rede- und Schreibfreiheit, und eine zweite, spätere, wo eben diese Freiheit, so weit sie mit der Regierungsgewalt, die Augustus geschaffen, in Widerspruch kam, gehemmt, ja gewaltsam unterdrückt ward. Der Verf. hat diesen interessanten Gegenstand in einer sehr anziehenden Weise behandelt. In dem nächsten (III.) Chap. werden nun die verschiedenen, in die Zeit des Augustus und Tiberius fallenden Werke der Literatur, so weit sie auf Augustus und sein Zeitalter sich beziehen, durchgangen, zuerst die prosaischen, dann die poetischen, woran sich noch drei Abschnitte anreihen: Vellejus Paterculus, Valerius Maximus und die Tradition. Dieselben Eigenschaften, die wir schon vorher gerühmt haben, zeichnen auch diesen Theil des verdienstlichen Werkes aus; es zeigte sich dieselbe Quellenforschung, dieselbe Umsicht in Behandlung der Kritik und dieselbe ausgebreitete Bekanntschaft mit der Literatur, namentlich auch mit allem Dem, was in Deutschland, selbst in kleineren Gelegenheitsschriften, in gelehrten Zeitschriften und dergleichen geschrieben worden ist. Wir können unmöglich in das Detail eingehen, und wenn wir einige Bemerkungen folgen lassen, so wollen wir damit nur dem Verf. die Aufmerksamkeit beweisen, die wir ihm und seinem Werke schuldig sind.

S. 79 ist von Annalen des Atticus die Rede; Ref. glaubt, dass nur von einem liber annalis (nicht von Annales) die Rede seyn kann, einem, wie es scheint, gedrängten, in chronologischer Ordnung die Hauptereignisse zusammenstellenden Abriss der Geschichte Rom's; vergl. Schneider in der Zeitschr. f. Alterthumswiss. 1832. Nr. 5. — S. 116 glaubt der Verf. einen neuen, bisher unbeachtet gebliebenen Fabulisten in der Person des jungen Surdinus, eines Zöglings des Rhetors Cessius Pius, vielleicht auch eines Anverwandten des Consuls L. Naevius Surdinus (um 782 u. c.) zu gewinnen. Indessen, wir zweifeln, ob mit Recht. Denn aus den beiden Stellen des älteren Seneca, in welchen von ihm die Rede ist, lässt sich diess nicht erweisen; was in der einen (Controvers. XX., p. 265) steht, stellt ihn als Rhetor dar, und die Worte der andern Stelle (Suasor. VII., p. 56) enthalten nichts weiter, als dass er in seiner Jugend — zu stylistischen Zwecken und zu eigner Bildung — griechische Fabeln mit Geschick ins

Digitized by Google

Lateinische übertragen; „Apud Cestium Pium rhetorem declamabat hanc suasoriam Surdinus, ingeniosus adolescens, a quo Graecae fabulae eleganter in Latinum sermonem conversae sunt etc.“ Können uns diese Worte berechtigen, den jungen Surdinus unter die Reihe der römischen Fabeldichter aufzunehmen? Was den Vellejus betrifft, so fällt Herrn Egger's Urtheil über die Person des Mannes höchst ungünstig aus, der durch seine niedrigen Schmeicheleien allerdings es verdient habe, bei der Nachwelt in Vergessenheit zu kommen, während jedoch der schriftstellerische Charakter desselben (und wir glauben jedenfalls mit Recht) sehr hoch gestellt und die guten Eigenschaften treffend hervorgehoben werden, so dass wir, wenn wir auch hinsichtlich der Person des Mannes nicht ganz so denken, wie Herr Egger, doch gern in die Schlussworte seiner Schilderung (S. 126) einstimmen: „Il est du petit nombre des auteurs qu'on relit sans cesse pour en mieux jouir et chez qui les faiblesses de l'homme se laissent oublier pour les eminentes qualités de l'écrivain.“ Auch die Beurtheilung des Valerius Maximus, die wir S. 127 ff. lesen, sucht dem Gegenstand neue Seiten gerechter Würdigung abzugewinnen. In dem Abschnitt La Tradition gibt der Verf. eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller der in der Umgebung August's lebenden oder in der Zeit seiner Regierung hervortretenden Personen, welche, wenn es sich um eine geschichtliche Darstellung des Lebens und der Regierung des Augustus handelt, von dem Geschichtschreiber nicht ausser Acht zu lassen sind. Ein grösserer Abschnitt (Chap. IV. p. 137 ff.) ist dem Rhetor Seneca, ein anderer (Chap. V. sect. I. p. 161 ff.) dem Philosophen Seneca gewidmet; an den letztern schliessen sich ähnliche kürzere Abschnitte über C. Lentulus Gätulicus, Aufidius Bassus, M. Servilius Rufus Nonianus, Asconius Pedianus, C. Licinius Mucianus, C. Plinius Secundus und Flavius Josephus. In dem erwähnten vierten Chap. ist übrigens zugleich auf diejenigen Rhetoren, welche durch Seneca selbst uns etwas näher bekannt werden, so weit sie in die Zeit des Augustus fallen, Rücksicht genommen, um auch so der Darstellung alle die Vollständigkeit zu geben, welche durch die Aufgabe des Ganzen selbst geboten war, und zugleich zu zeigen, von welcher Wichtigkeit Seneca's Schriften für eine nähere Kenntniss und gerechte Würdigung des augusteischen Zeitalters überhaupt sind. Auf die Ansichten Seneca's, des Philosophen, über die nächst vorhergehende Periode des Augustus, wie sie sich aus

Digitized by Google

seinen Schriften entnehmen lassen, wird ebenfalls Rücksicht genommen. Dem verlorenen Geschichtswerke des Aufidius Bassus möchte der Verf. grössere Ausdehnung und Bedeutung geben, als diess Ref. (in der Gesch. d. Röm. Lit. §. 201 der zweiten, §. 225 der dritten Ausg.) zu thun wagte; nach Herrn Egger (S. 171. 172) ging es, wenigstens unter der Form eines Abrisses, zurück bis zu den Bürgerkriegen des zweiten Triumvirat's, und lief dann fort bis zum Ende der Regierung des Claudius, aber nicht darüber hinaus.

Mit grossem Interesse haben wir die Charakteristik des Josephus gelesen, dessen Irrthümer und Mängel Gegenstand einer ausführlicheren Erörterung (S. 193 ff.) bilden, ohne dass jedoch darüber das ausser Acht gelassen wird, was in anderer Beziehung diesen Schriftsteller und seine Werke so merkwürdig macht. Wenn der h. Hieronymus den Josephus als Schriftsteller seines Volkes, mit Livius, dem grossen Historiker Rom's, zusammenstellt, so denkt freilich Herr Egger anders. Josephus, schwankend zwischen dem Gott seiner Väter und den Göttern Rom's, voll von Mitleiden für seine unglückliche Nation, deren Unterdrückern er schmeichelt, zeigt keineswegs diejenige moralische Gesinnung, die Religion des Patriotismus, die uns bei Livius so manche seiner Irrthümer oder Ungerechtigkeiten entschuldigen lässt Umgeben von schätzbaren historischen Hilfsmitteln, für sich alle Genauigkeit ansprechend, während er seine Gegner des Betrugs beschuldigt, hat er selbst keineswegs dem Verdacht entgehen können, in die Fehler gefallen zu seyn, die er Andern zum Vorwurf macht u. s. w. So urtheilt der Verf., dessen Worte wir, durch den Raum beengt, leider nicht vollständig hier mittheilen können (S. 207 f.). Auf Tacitus (Chap. VI.), der die beabsichtigte Darstellung des augusteischen Zeitalters (s. Annall. III., 24) keineswegs ausführte, in einzelnen Stellen aber, zumal in den ersten Capp. der Annalen, sich in einer solchen Weise ausspricht, dass nach dem Ermessen des Verf. (S. 214) diese Stellen das beste Urtheil bilden, das uns über das Ganze der Handlungen des Augustus und seiner Politik zugekommen, folgen im nächsten Abschnitt (Chap. VII.) die Geschichtschreiber des Zeitalters des Trajan und der Antonine; Plutarchus, Florus, Appianus, Suetonius, Dio Cassius (Chap. VIII.), Orosius, Aurelius Victor und Andere (Chap. IX.). Eine kleine Unterbrechung bilden aber Chap. VI. p. 216 ff. die Erörterungen über die zu Rom bei dem Tode des Augustus bestehenden, so wie die un-

Digitized by Google

ter Tiberius gegründeten Bibliotheken, wozu den Verf. ein Blick auf das Material führte, das dem Geschichtschreiber zur Benutzung damals vorlag. Der Verf. gibt eine sehr genaue Zusammenstellung, in welcher auch alle die Tempel und sonstigen Orte erscheinen, in welchen Bücher, Verordnungen, Decrete und dergleichen, selbst Bildwerke, Münzen, Medaillen u. s. w. aufbewahrt wurden.

Den Standpunkt Plutarch's hat der Verf. S. 270 sq. trefflich hervorgehoben, indem er zeigt, wie bei ihm die Geschichte moralischen Zwecken dienen soll — chez Plutarque l'histoire est un vrai cours de morale — wie die Geschichte durch eine weise Auswahl von Beispielen und Lehren unterrichten soll, die Biographie mithin nur anzusehen ist, als (um des Verf. Worte zu gebrauchen) „un exercice de morale, une sorte d'étude allegorique de la vie humaine. A ce point de rue, on le concoit bien, le jeu dramatique des passions le préoccupe plus que les révolutions politiques; mais s'il n'a pas une haute intelligence de l'histoire, cette philosophie du coeur humain, qui forme le caractère le plus brillant de son génie, recommenderait toujours ses biographies, quand la plupart des écrits originaux où il a puisé ne seraient pas aujourd'hui perdus.“ Leider ist das Leben des Augustus, das in dem Index des Lamprias unter den Schriften Plutarch's aufgeführt wird, nicht mehr vorhanden; dass mit demselben das Leben des Philipp von Macedonien in eine Parallele gebracht worden, ist eine gute Vermuthung des Verf., die sich auf ein ähnliches Unternehmen stützt, welches nach dem Zeugniss des Photius ein gewisser Amyntianus, ein Rhetor aus Marc Aurel's Zeit, ausgeführt hat. Zunächst ist es das Leben des Antonius, auf welches der Verf. seine Blicke gerichtet hat; einige Stellen desselben werden auch näher besprochen, desgleichen die Apophthegmata, denen wir, im Einverständniss mit dem Verf., keineswegs einen gewissen historischen Werth absprechen möchten, mag man sie für ächt ansehen oder als eine von sonst Jemand gemachte Sammlung und Zusammenstellung aus den Schriften Plutarch's betrachten, was in Absicht auf ihren historischen Werth uns ziemlich gleichgiltig seyn kann, so gut wie bei der ähnlichen Sammlung des Valerius Maximus. Wenn sich endlich unser Verf. wider schiefe Urtheile, denen die Kritik und Gelehrsamkeit des edlen Griechen in neuerer Zeit ausgesetzt war, erhebt, so können wir ihm darin nach einer durch vieljährige Beschäftigung mit den Schriften Plutarch's in uns fest gewordenen Ueberzeugung nur beistimmen, und freuen

Digitized by Google

uns, von einem Forscher wie Herr Egger ein eben so unbefangenes als richtiges Urtheil über einen Schriftsteller ausgesprochen zu sehen, der leider auch diesseits des Rheins mehrfach verkannt worden ist: und so unterschreiben wir gern die Worte, womit Herr Egger seine Betrachtung schliesst: „que ses ouvrages sont encore pour nous un des plus riches répertoires d'histoire Romaine et qu'ils offrent souvent les plus fidèles peintures de l'antique Rome, de ses grandeurs, de ses vices et de ses vertus" (S. 237). Ueber Florus (p. 238 ff.) hat sich der Verfasser mit grosser Unbefangenheit ausgesprochen; er verkennt in dem Werke desselben nicht eine gewisse Einheit des Plans, selbst einzelne Schönheiten, bei grossen Mängeln, oft gute Gedanken und geistreiche Blicke neben fader Declamation und sophistischer Kunst, dabei eine merkwürdige Mischung des Styls, der selbst dem Verständniss hier und dort manche Schwierigkeiten bietet und von einem gewissen Mangel an Klarheit nicht freizusprechen sey; frage man freilich, für welche Classe von Lesern zunächst Florus geschrieben, so meint Herr Egger, es wären diese wohl eben so wenig unter Schülern zu suchen als unter den Gebildeten, welche die Anachronismen und Verwirrungen einem Geschichtschreiber nicht wohl verziehen hätten, während jene sich an der Form und Fassung des Ganzen leicht gestossen; so könnten es demnach nur jene müssigen Schwätzer — la foule des oisifs élégants et des beaux parleurs, qui ne cherchaient dans l'histoire qu'une distraction — gewesen seyn, für welche Florus seinen unzuverlässigen und pomphaften Abriss geschrieben (S. 242).

Appian's Plan, die Geschichte zu behandeln, so sehr er sich auch von der früher eingeschlagenen Weise entfernte, und eben dadurch mittelst des Reizes der Neuheit ansprach, kann der Verf. nicht billigen, insofern diese Methode fast grössere Nachtheile hervorgerufen, als die annalistische Form; da sie unter dem Scheine, das Interesse und die Aufmerksamkeit zu concentriren, vielmehr das Gegentheil bewirke, nemlich eine Trennung, die als die nothwendige Folge dieser ethnographischen Behandlungsweise erscheine, wodurch Appian's Geschichten eigentlich nur als Chroniken einzelner Provinzen während der Dauer ihrer Eroberung erscheinen, und der Mangel einer inneren Einheit und irgend eines Grundgedankens um so mehr hervortrete. Mehr Anerkennung findet Appian bei dem Verfasser da, wo es sich um das Detail der einzelnen, von ihm (hier zunächst in Bezug auf Augustus und dessen Zeit-

Digitized by Google

alter) mitgetheilten Nachrichten handelt, welche Gegenstand einer näheren, bis auf die Quellen des Appian zurückgehenden Kritik werden, deren Resultat allerdings in Appian einen Mann von billiger Denkungsart, fern von aller Parteilichkeit oder Schmeichelei, erkennen lasse und seine Absicht, die Ereignisse getreu und wahr, ohne alle fremdartige Zuthat, zu berichten, bestätige. An den Reden, welche Appian, die historische Grundlage dabei bald mehr, bald minder fest haltend, seinem Werke eingeführt hat, findet aber Herr Egger keineswegs so Viel zu loben, als der Patriarch Photius; bei aller Anerkennung der rhetorischen Form erscheinen sie ihm am Ende doch meist nur als unhistorische Machwerke des im Geschmack und Geist der Sophistik seiner Zeit befangenen Rhetor's, oder, wie er sich ausdrückt, „mensonges autorisés par les lois du genre historique chez les anciens, que le talent seul a pu se faire pardonner" (S. 261).

Nach ähnlichen Grundsätzen der Historiographie wird auch Suetonius beurtheilt, nach dem Verf. ein gelehrter Grammatiker von ausdauerndem Fleisse, ungemeiner Sorgfalt und grosser Detailkenntniss, die ihm Nichts übersehen und dabei mit der grössesten Genauigkeit in Allem verfahren lässt, während er auf den Namen eines Geschichtschreibers keinen Anspruch machen und neben einem Sallustius oder Livius keine Stelle einnehmen könne, als Biograph aber noch weniger mit einem Tacitus oder mit dem leben- und seelenvollen Plutarch sich zusammenstellen lasse. „Si Appien et Plutarque sont des rhéteurs historiens, Suétone n'est guère plus qu'un grammairien biographe" (S. 269). Nach einer Prüfung der hier zunächst zu berücksichtigenden Vita Octaviani, stellt der Verf. noch zuletzt die Frage auf, ob Suetonius in diesem Genre biographischer Darstellung, welche ohne ein inneres Band, einzelne äussere Züge, Anecdoten zu einem Ganzen aneinander reiht, seine Vorgänger und Muster gehabt habe; er glaubt diese Frage in der Weise verneinen zu müssen, dass er selbst den Sueton als denjenigen betrachtet, der zuerst in dieser Form der Biographie sich versucht. Bei dem grossen Untergang so vieler historischer, insbesondere auch biographischer und memoirenartiger Werke der früheren republikenischen wie der ersten Kaiserzeit möchte es schwer seyn, darüber etwas Festes zu ermitteln; jedenfalls hängt bei Sueton diese Form, die allerdings von der eines Tacitus und Plutarch sehr verschieden ist, mit der ganzen Richtung und dem Geiste eines Mannes zusammen, der

Digitized by Google

allerdings mehr ein gelehrter Grammatiker, als ein Geschichtschreiber genannt werden kann.

Die Prüfung des Dio Cassius erstreckt sich zunächst nur auf die Theile seines umfassenden Geschichtswerkes, welche auf Augustus und seine Regierung sich beziehen (Buch XLV—LVI); jedoch werden die hier sich ergebenden allgemeinen Resultate, zum grossen Theil wenigstens, auch auf die übrigen Theile des Werkes sich anwenden lassen und dadurch zu einem Gesammturtheil über die Leistungen Dio's führen können. Das Resultat der Untersuchung fällt freilich im Ganzen nicht sehr zu Gunsten des Mannes aus, der durch seine Stellung im bürgerlichen Leben, durch seine Theilnahme an der Staatsverwaltung gewiss befähigt war, ein treues Bild der geschichtlichen Ereignisse uns zu liefern, während er im Ganzen doch nur als ein gebildeter Rhetor erscheint, der aus der grossen Schule des Lebens, die auch den Geschichtschreiber bildet, wenig oder nichts mitgebracht hat. Vorherrschend ist auch bei ihm der rhetorische Charakter, der in falschem Schimmer und Glanz sich gefällt; die mangelhafte Anlage des Ganzen, einzelne Versehen, Irrthümer und nachlässige Benutzung der Quellen, um von Anderm nicht zu reden, werden uns aber nicht erlauben, den Dio als Geschichtschreiber auch nur entfernt mit einem Tacitus, mit einem Thucydides und Xenophon, ja selbst mit einem Appian zusammenzustellen. So urtheilt der Verfasser; s. besonders S. 309—311. Unter den späteren Schriftstellern wird noch dem Orosius eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, indem bei ihm gerade das hervortritt, was bei seinen Vorgängern vermisst wird, nemlich eine innere Einheit des Plans, ein die ganze Auffassung und Darstellung bedingender Grundgedanke, wie er hier in dem Christenthum wurzelt und von diesem Standpunkt christlicher Anschauung aus die einzelnen Ereignisse der früheren Zeiten betrachtet. Eine so eben darüber erschienene Schrift, in welcher so manche diesen Schriftsteller betreffenden Fragen, namentlich die Frage nach den von ihm benutzten Quellen in einer erschöpfenden Weise behandelt sind, wir meinen: De Orosii vita, ejusque historiarum libris septem adversus paganos. Scripsit Theodorus de Mörner. Berolini 1844. Sumptibus Auctoris. 182 S. in 8. konnte von dem Verf., dem sonst nicht leicht eine Schrift, Abhandlung oder Aufsatz entgangen ist, eben so wenig benutzt werden, als von dem Ref. in §. 263 (Bd. II.) der dritten Auflage seiner Gesch. d. Röm. Literatur. Mit Orosius schliesst der Verf. sein Werk, dessen Werth durch einen dreifachen Anhang nicht wenig gewinnt. Im ersten finden wir eine Erörterung über die in den Schriften der Historiker Griechenlands wie Roms so häufig vorkommenden Reden (S. 341 ff.). Wenn der Grund dieser uns oft auffallenden Erscheinung zunächst in dem öffentlichen Leben der Freistaaten des Alterthums zu suchen ist, so ist dieselbe doch insbesondere gefördert worden durch das frühe Auftreten des rhetorischen Elements, das, auch die andern Zweige der Literatur und Wissen-

Digitized by Google

schaft durchdringend, insbesondere mit der Geschichte sich frühzeitig verband und in dieselbe auch um so eher Eingang finden konnte, als die Geschichte selbst ja nur ein treuer Abdruck, ein Spiegel der Ereignisse und des ganzen öffentlichen Lebens der Völker seyn soll, in welchem das freie Wort die Rede von so grossem Einfluss ist. Der Verf. weist diesen Zusammenhang der Geschichte, wie mit dem Leben selbst, so auch mit der Rhetorik, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit der Aufnahme von Reden in die geschichtliche Darstellung, wenn sie anders keine blosse Sagenschreibung ist, in einer Weise nach, in der wir ihm vollkommen beistimmen müssen; er zeigt, wie selbst da, wo das Original einer Rede vorlag, die Aufnahme derselben immerhin denjenigen Veränderungen hinsichtlich der Form unterlag, welche die eigenen Zwecke und Absichten des Geschichtschreibers, seine besondere rhetorische Färbung und Richtung mit sich brachten. So ist z. B. bei Herodotus, um von diesem ersten Geschichtschreiber Griechenlands zu reden — denn bei seinen Vorgängern, den Logographen, die in einer mehr annalistischen oder chronikartigen Form bloss aufzeichneten, was in der lebendigen Sage des Volks, oder in priesterlicher, mündlicher Tradition überkommen war, und vor die Zeit des Aufkommens einer Rhetorik und Sophistik in Griechenland fallen, kann von so Etwas nicht die Rede seyn — bei Herodotus sagen wir, tritt dieses rhetorische und sophistische Element nach der vollsten Ueberzeugung des Ref. weit mehr hervor, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; schon die den Barbaren oder Nicht-Griechen (z. B. dem Crösus), zumal Persern und Andern so oft in den Mund gelegten, selbst längeren Reden, die (wie z. B. bei der Deliberation der persischen Grossen über den erledigten Thron und die Wiederbesetzung desselben) selbst bis zu politischen Discussionen über die Mängel und Vorzüge der einzelnen Staats- und Regierungsformen sich versteigen, können davon ein über allen Zweifel erhabenes Zeugniss ablegen, das auch durch so viele andere Züge bestätigt wird, auf die Ref. noch einmal bei einer andern Gelegenheit zurückzukommen gedenkt. Dass in Griechenland mit dem steigenden Einfluss der Rhetorik und Sophistik auch die Geschichte diesen Einfluss immer mehr empfinden musste, selbst bis zu einem solchen Grade, dass das rhetorische Element oft selbst das Uebergewicht gewann, lag darum in der Natur der Sache, und kann so wenig befremden als in Rom, wo dieselbe Erscheinung fast in noch höherem Grade hervortritt, zumal da in der ganzen Form der römischen Historiographie der griechische Einfluss und das Griechische, hier als Muster der Nachahmung dienende Vorbild unverkennbar ist. Wie bei den Römern, schon in den ersten Versuchen geschichtlicher Darstellung, von dem älteren Cato und dessen Origines an, Reden, gleichsam als ein wesentlicher Bestandtheil vorkommen, wie dann in grösserer künstlerischer Vollendung diese Reden bei Sallustius und bei dem, hier seine volle Meisterschaft bewährenden Li-

Digitized by Google

vius, darauf wieder in einer ganz veränderten Weise bei Tacitus erscheinen, hat der Verf. nachgewiesen; den merkwürdigen Schluss S. 356, der dieses Verfahren der alten Geschichtschreiber von dem Standpunkte der Kritik neuerer Zeit und den Forderungen unbedingter Treue an den Geschichtschreiber betrachtet, empfehlen wir ganz besonders der Beachtung.

Der zweite Anhang: Recherches nouvelles sur l'histoire des institutions municipales chez les Romains. Les Augustales (S. 357 ff.), verbreitet sich über eine mit der Regierung des Augustus in näherer Verbindung stehende Einrichtung, welche in der Verfassung und Verwaltung der römischen Municipien eine grosse und folgenreiche Veränderung für die nächsten Jahrhunderte herbeigeführt hat. Dem Verf. gebührt das Verdienst, diesen Gegenstand in grösserem Umfang behandelt, und durch diese allseitige Behandlung des Gegenstandes, demselben auch manche neue Seiten abgewonnen zu haben, die uns in dem Ganzen einen recht schätzbaren Beitrag zur Kunde der römischen Municipalverwaltung erblicken lassen. Gern würden wir in eine nähere Würdigung des Inhalts, der auch von andern Seiten her gerechte Anerkennung gefunden hat*), eingehen, wenn wir nicht bereits für die vorhergehenden Abschnitte einen zu grossen Raum angesprochen hätten, so dass wir uns auf diese allgemeine Angabe beschränken müssen. Ein Gleiches ist der Fall mit dem dritten Anhang, welcher nach einer vollständigen und genauen literärhistorischen Einleitung (Notice Bibliographique) uns einen Abdruck des Monumentum Ancyranum, und zwar einen solchen bringt, den wir nach den mehrfach von diesem wichtigen Denkmal bisher veranstalteten, bald mehr bald minder genauen und vollständigen Abdrücken, als den wahrhaft authentischen und urkundlich getreuen zu betrachten haben, in welchem zuerst, columnenweise, der griechische Text (d. h. was davon bis jetzt entdeckt ist) und dann der lateinische in ähnlicher Weise folgt. An einem guten Register hat der Verf. es nicht fehlen lassen; bei dem Reichthum der behandelten Gegenstände, bei der Masse des zumal in den Noten behandelten Details ist dasselbe um so erwünschter.

*) So z. B. von Giraud in dem der französischen Akademie darüber erstatteten Rapport; s. Seances et Travaux de l'Académie des sciences morales et politiques. Compte rendu etc. T. VI. p. 370 ff. Wir bemerken dabei, dass dieser zweite Anhang in Verbindung mit dem dritten, auch als eine eigene Schrift unter dem besondern Titel: *Recherches sur les Augustales suivies des fragments du testament d'Auguste. Paris 1844. 104 S. in 8.* erschienen ist.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte der Römischen Literatur von Dr. Johann Christian Felix Bähr, Grossh. Bad. Geheimehofrath, ordentl. Professor und Oberbibliothekar an der Universität, Ephorus an dem Lyceum zu Heidelberg. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Zweiter Band, die Poesie, Nachträge und Register enthaltend. Carlsruhe, Druck und Verlag der Ch. F. Müller'schen Hofbuchhandlung 1845. XI. und 747 S. in gr. 8.

Auf den im Sommer des Jahres 1844 erschienenen ersten Band folgt hier der zweite, nach denselben Grundsätzen bearbeitet, wie jener, aber in seinem Umfang etwas ausgedehnter, wodurch sein Erscheinen in demselben Jahre nicht mehr möglich ward. Dass diese Verzögerung einiger Wochen nicht zum Nachtheil des Publikums ausfallen, glaubt der Verf. hoffen zu können, der übrigens im Allgemeinen über das, was er bei dieser neuen Ausgabe bezweckte auf seine Anzeige des ersten Bandes in diesen Blättern Jahrgang 1844. p. 580 sich berufen kann. Wie der erste Band den allgemeinen Theil und die Poesie sammt den Inschriften, so enthält der zweite, indem die bisherige Eintheilung des Ganzen beibehalten ward, das dritte Buch oder den prosaischen Theil der Literatur unter denselben Abschnitten, wie früher, nur mit dem Unterschiede, dass das, was in der ersten Ausgabe auf dreihundert vier und zwanzig, in der zweiten auf vierhundert zwei und dreissig Seiten erschien, jetzt in der dritten, ohne die Nachträge, sechshundert sechs und siebenzig Seiten füllt: wornach man, bei der Gleichheit des Drucks, den Unterschied beider Ausgaben bemessen mag. Es schliessen sich daran noch S. 677 — 713 Berichtigungen und Nachträge, meist zu dem ersten Bande, und veranlasst durch einzelne belangreiche Schriften, welche seit dem Beginn des Drucks des ersten Bandes erschienen waren, mithin im Texte selbst nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Es befinden sich darunter aber auch die schätzbaren Beiträge, welche der Verf. zwei ihm befreundeten Gelehrten verdankt, dem Hrn. Diaconus Bardili in Urach, der zumal in dem bibliographischen Theil den Verf. schon bei der zweiten Auflage mit ähnlichen Mittheilungen erfreut hatte, und dem Hrn. Dr. Hertz in Berlin, welcher die Güte hatte, den ersten Band einer sorgfältigen Durchsicht zu unterwerfen und die Resultate derselben dem Verf. mitzutheilen, der sich dadurch

Digitized by Google

beiden Gelehrten zu innigem Danke verpflichtet fühlt. Einen gleichen Dank glaubte er aber auch (S. 617) Allen Denen aussprechen zu müssen, welche ihn durch Mittheilung von seltenen, meist gar nicht in den Buchhandel gekommenen Schriften unterstützt, und so allerdings in den Stand gesetzt haben, die Vollständigkeit, die in dem Plan seines Werkes lag, desto eher erzielen zu können.

Wer näher in diesen Band einen Blick werfen will, wird sich auch hoffentlich bald überzeugen können, dass hier so gut wie im ersten Bande keine Seite ohne Veränderung, ohne erweiternde oder berichtigende Zusätze geblieben ist, um so die bisherigen Forschungen auf dem Gebiet der römischen Literatur zu einem gewissen Abschluss zu bringen, der zugleich als sichere Grundlage weiterer Forschung da dienen kann, wo solche noch immer wünschenswerth ist. Daher auch manche Partien gänzlich umgearbeitet, im Einzelnen weiter ausgeführt und begründet werden mussten, wie diess zum Beispiel gleich im Anfang bei der Geschichte der Fall ist, wo die in neuster Zeit mit Erfolg angestellten Untersuchungen über die ältesten Geschichtschreiber Rom's, die Annalisten, allerdings eine gänzliche Umgestaltung herbeiführen mussten, in welcher den Verf. die eigenen, wiederhohlten Studien dieses Theils der Röm. Literatur nur bestärken konnten. Dass er den verlorenen Historikern eine grössere Aufmerksamkeit zuwendete, um so gewissermassen die Lücken verschwinden zu lassen, die dem aufmerksamen Beobachter bald ersichtlich werden, wenn er dem innern Zusammenhang der römischen Historiographie nachgehen und das Verhältniss erkennen will, in welchem die Meister römischer Geschichtschreibung zu ihrer Zeit, wie zur Literatur überhaupt, ihrem Gang und ihrer Entwicklung stehen, dass er ferner auch die mit der Geschichte selbst verwandten Gebiete der antiquarischen Forschung mehr in den Kreis seiner Darstellung zog, als dies früher der Fall gewesen war, und dass er z. B. hier vor Allen auch einen Varro ungleich mehr berücksichtigte, — so Vieles auch hier gerade noch die Detailforschung, auf welche der Literarhistoriker sich stützen muss, zu wünschen übrig lässt — das wird man in diesem Abschnitte eben so wenig zum Gegenstand eines Tadels machen wollen, als in andern Abschnitten, bei deren Bearbeitung ähnliche Rücksichten den Verfasser leiteten. Denn auch in dem unmittelbar folgenden Abschnitt von der Beredsamkeit wird man z. B. die ganze frühere, dem Cicero theils vorausgehende, theils gleichzeitige Periode in ähnlicher Weise erweitert und umgestaltet erblicken, bei Cicero und andern Theilen dieses Abschnittes, welche ebenfalls grössere Ausdehnung gewonnen haben, nichts Wesentliches von dem, was die neuere Forschung bieten konnte, übersehen oder ausser Acht gelassen finden, wenn gleich der Verf, namentlich bei Cicero, nicht immer das annehmen oder für richtig anerkennen konnte, was Manche in neuester Zeit als solches darzustellen bemüht waren. So hat ihn z. B. die angegriffene Aechtheit so mancher ciceronischen Reden noch nicht von ihrer Unächtheit überzeugen können, und er hat sich für die Aechtheit sogar mit grösserer Bestimmtheit als früher aussprechen zu müssen geglaubt. Die an die Beredsamkeit sich anschliessenden Abschnitte über den Roman und die Epistolographie lassen hoffentlich nun diese Nebenzweige der in Rom

Digitized by Google

einflussreicher als irgendwo sonst hervortretenden Beredsamkeit in einem besseren Lichte erscheinen, wodurch ihr Zusammenhang mit der Beredsamkeit, ihre Entstehung und Verhältnisse besser erkannt werden dürften. Bei der Philosophie ward, wie bei Geschichte und Beredsamkeit, auch auf verlorene Schriftsteller grössre Rücksicht genommen; Cicero, fast der bedeutendste Mann auf diesem Gebiete, nimmt auch hier, in den dahin einschlägigen Schriften, eine besondere Stelle ein; es wurden mehrere Abschnitte (wie z. B. Boethius) gänzlich umgearbeitet. Dasselbe Verhältniss wird man auch bei den nun folgenden Abschnitten (Mathematik etc., Geographie, Medicin) wahrnehmen können, indem der Verf. Alles aufgeboten hat, auch diese Theile des grossen Ganzen, im Allgemeinen wie im Einzelnen, zu vervollständigen, und so mit den andern Abschnitten in ein gleiches Verhältniss zu setzen: so schwierig diess auch oft bei Gegenständen der Art war, wo kaum die Kräfte eines Einzelnen ausreichen dürften. Bei den überhaupt bisher minder beachteten, ja theilweise sogar vernachlässigten Schriften über den römischen Landbau war eine sorgfältige Behandlung, die eine theilweise Umgestaltung und wesentliche Erweiterung dieses Abschnittes zur Folge gehabt hat, schon aus dem Grunde nothwendig, weil die Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zweiges der Literatur jetzt immer mehr anerkannt wird, wozu selbst die auf vaterländischem Boden angestellten Untersuchungen das Ihrige in sofern beigetragen, als sie gezeigt haben, wie unser ganzer Land- und Ackerbau selbst in seinem Detail auf römischer Grundlage beruht und nach den Regeln und Vorschriften ausgeführt ist, welche in den noch vorhandenen Schriften darüber aufgestellt sind, so dass diese als die Summe der Erfahrungen römischer Landwirthschaft gelten können.

Der so wichtige Abschnitt über die Grammatik erforderte eine fast über alle einzelnen Theile desselben sich erstreckende Umgestaltung, welche daher auch, ausser bedeutenden Zusätzen und Erweiterungen im Einzelnen, es nöthig machte, mehrere neue Paragraphen, welche sich besonders mit den nur aus Bruchstücken noch bekannten Grammatikern beschäftigen, beizufügen. Dankbar erkennt der Verf. an, wie hier durch Forschungen der neuesten Zeit im Einzelnen Manches erörtert und in ein besseres Licht gesetzt worden ist; aber mit ihm wird auch jeder, welcher sich näher mit diesem Zweige der römischen Literatur beschäftigt hat, den sehnlichsten Wunsch hegen, die mancherlei Lücken, die hier noch immer hervortreten, durch eine gründliche Detailforschung ausgefüllt zu sehen, durch welche allein ein richtiges und treues Gesammtbild von dem zu geben möglich wird, was von Rom auf diesem Gebiete, in grösserem Umfang, als ein oberflächlicher Blick ahnen möchte, geleistet worden ist. In dem Schlusscapitel von der Rechtswissenschaft, das im Einzelnen gleiche Veränderungen und Zusätze, wie die übrigen Abschnitte erfahren hat, wird die neu hinzugekommene Zusammenstellung Alles Dessen, was von einzelnen Gesetzen, Verordnungen, Urkunden jeder Art, aus dem römischen Alterthum sich erhalten, und in seiner ursprünglichen Fassung auf uns gekommen ist, eine zur Vervollständigung des Ganzen wünschenswerthe und selbst nothwendige Zugabe bilden. Die schöne Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werke hat angedeihen lassen, schon aus dem ersten

Digitized by Google

Bande bekannt, ist auch in diesem zweiten sich völlig gleich geblieben. Das Register am Schlusse (S 714—747 erstreckt sich über diese beiden Bände.

---

1. *Handwörterbuch der lateinischen Sprache, besonders für Gymnasien und Lyceen von Dr. E. Kärcher, Gross. Bad. Geh. Hofrath, Director des Karlsruher Lyceums, Mitglied des Gross. Oberstudienrathes, Ritter des Zähringer Löwenordens. Mit einer die Hauptrichtungen der Bearbeitung begründenden Einleitung und einem Excurse über die auf icius und farius ausgehenden Adjective. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung 1842. XXVIII. und 1888 S. gr. 8.*

2. *Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch in etymologischer Ordnung, bearbeitet von Dr. E. Kärcher, etc. etc. Dritte verbesserte Auflage. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung 1843. IV. und 343 S. in gr. 8.*

3. *Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie. Erste Lieferung. Als Einleitung zur dritten Auflage des „Lateinisch-deutschen Schulwörterbuchs in etymologischer Oordnung" mit Beziehung auf das Kärcher'sche, so wie das Georges'sche Handwörterbuch, neunte Auflage, von Ernst Kärcher. Stuttgart. J. B. Metzler'sche Buchhandlung 1844. 48 S. gr. 8.*

Wir stellen hier die im Lauf einiger Jahre unmittelbar nach einander erschienenen Früchte der lexicographischen Thätigkeit eines Mannes zusammen, der diese Studien zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat, und, bei einem so vielseitig in Anspruch genommenen Geschäftsleben, mit unermüdlicher Ausdauer und seltenem Erfolg das Gebiet einer Wissenschaft pflegt, welche, unerschöpflich wie sie ist, stets neue Seiten der Forschung dem denkenden Geiste darbietet, stets neue Resultate in Aussicht stellt, die, indem sie ein Gemeingut werden, kaum die Mühe und Anstrengung erkennen lassen, durch welche sie errungen worden sind. Bei der Verbreitung, welche die verschiedenen lexicographischen Schriften des Verfassers bereits allerwärts erlangt haben, kann es am wenigsten unsere Absicht seyn, die oben verzeichneten neuen Erscheinungen, zumal Nr. 1 und 2, erst zur Kenntniss des Publikums bringen zu wollen, das ihnen bereits die Anerkennung gezollt und die Aufnahme bewiesen hat, die sie mit allem Recht anzusprechen haben, zumal bei der in erneuerten Auflagen überall und sichtbar hervortretenden, stets nachbessernden Hand des rastlos fortschreitenden Verfassers, der seine lexicographischen Grundsätze mit aller Consequenz und Strenge in alle Einzelnheiten durchzuführen strebt; eben so wenig kann und soll es unsere Absicht seyn, den uns hier vergönnten Raum zu benützen zu einzelnen Nachträgen oder Berichtigungen, wie sie bei lexicographischen Arbeiten, die ihrer Natur nach nie völlig abgeschlossen und vollendet werden, allerdings

Digitized by Google

schwerlich je ausbleiben werden: dieses Geschäft überlassen wir lieber dem Verfasser selbst, der in seinen Schriften selbst am besten gezeigt hat, wie es den unendlichen Stoff durch Verbesserungen, Berichtigungen, Vervollständigungen jeder Art zu der freilich hier immer nur relativen Vervollkommnung zu bringen gewusst hat, welcher derselbe fähig seyn kann. Wohl aber durften wir die durch das Erscheinen der unter Nr. 3 aufgeführten Schrift uns gebotene Gelegenheit benutzen um auch auf die beiden andern früher erschienenen grössern Werke wiederholt aufmerksam zu machen, und so dasjenige nachzuholen, was man schon früher von uns in diesen Blättern billig hatte erwarten können.

In Nr. 1 liegt uns allerdings ein Wörterbuch der Sprache Rom's vor, welches in dem beschränkten Raum von nicht sechzig Druckbogen die Forderung möglichster Vollständigkeit mit zweckmässiger Anordnung und Behandlung des gewaltigen Stoffs, wie es die Bestimmung des Werkes für Gymnasien und Lyceen erforderte, in einer Weise zu befriedigen sucht, wie man diess, zumal wenn man die streng logische Entwicklung der Bedeutungen, die gedrängte Auswahl aller Belege u. dgl. m. hinzunimmt, schwerlich irgend einem andern der bis jetzt erschienenen Werke der Art nachrühmen kann: nur durch die möglichste Oekonomie des Drucks mit doppelten Columnen auf jeder Seite, durch strenge Kürze, aber auch Bestimmtheit und Schärfe des Ausdrucks (Eigenschaften, die bei einem solchen Werke nicht hoch genug anzuschlagen sind), auch durch passende Abkürzung mancher sich wiederholenden Wörter u. dgl. konnte diess ausgeführt und dem Schüler so ein Werk in die Hände gegeben werden, das gewissermassen die Quintessenz der früheren lexicographischen Leistungen wie der eigenen, mehr als ein Lebensalter hindurch fortgesetzten Forschungen enthält, uns damit gewissermassen auf das Niveau der Wissenschaft stellt, und so selbst Vortheile in sich vereinigt, welche den Gebrauch und die Benützung dieses Handwörterbuchs noch über die ihm seiner Bestimmung nach zunächst zukommende Sphäre empfehlen lassen.

Nr. 2 ist in den beiden vorausgehenden Auflagen bereits so verbreitet, es hat sich auch in dem Gebrauch auf den unteren Classen der Gymnasien und Pädagogien bereits so bewährt, dass es in der That überflüssig erscheinen möchte, noch ein Wort der Anerkennung hier auszusprechen, da wo das Publikum dieselbe längst und mit Recht ausgesprochen hat: dankbar werden wir aber die Sorgfalt des erfahrenen Schulmann's und des rastlos thätigen Gelehrten anzuerkennen haben, welche in der neuen Gestalt, in der dieses etymologische Schulwörterbuch hier erscheint, überall bemerkbar ist und bald einzelne Missstände beseitigt, bald Einzelnes berichtigt oder vervollständigt hat. Um so mehr musste es befremden, das Verfahren des Verfassers in einer Weise angegriffen zu sehen, die ihn zur Herausgabe der unter No. 3 aufgeführten Schrift bestimmen musste, die jedoch durch den rein wissenschaftlichen Charakter, den sie behauptet, keineswegs als eine blos polemische, in persönlicher Vertheidigung oder gar in einem Angriff sich bewegende erscheint, sondern in ihrem Inhalt als ein sehr dankenswerther Beitrag lexicographischer Forschung sich empfiehlt, dem wir, im Interesse dieser Wissenschaft

Digitized by Google

und ihrer Förderung auf baldige Fortsetzung in ähnlichen Beiträgen wünschen können, ohne darum der Veranlassung ein Wort reden zu wollen, die zum Erscheinen dieses ersten Heftes geführt hat. Wir danken es vielmehr dem Verfasser, dass er das Gehässige einer persönlichen Polemik, wozu er gewissermaasen ein Recht hatte, vermieden, und den dazu verwendbaren Raum lieber benutzt hat zu einer streng wissenschaftlichen Erörterung, welche sein eigenes lexicographisches Verfahren, seine Grundsätze, wie sie durch eine lange Lebenserfahrung und unausgesetzte Studien immer fester und sicherer sich gestaltet haben, so wie deren Anwendung in einzelnen Fällen vertheidigen und rechtfertigen, einzelne Punkte näher entwickeln, und schärfer bestimmen soll, dann aber auch, da Alles diess mit der Synonymik und der den Grund derselben bildenden Etymologie zusammenhängt, eine Reihe von Wörtern, besonders wichtigen und schwierigen, etymologisch behandelt, wobei stets die Gesetze der allgemeinen Sprachforschung wie die besondern Regeln, welche die lateinische Sprache in ihrer Bildung befolgt hat, die Grundlage bilden, wornach im Einzelnen verfahren wird. Wir können hier nicht in das Detail dieser etymologischen Erörterungen eingehen, die zugleich eine schöne Fortsetzung zu den ähnlichen Ausführungen bilden, die wir in der Vorrede des Handwörterbuchs finden; wir wollen nur an zwei Worte erinnern: an das so Viel besprochene und bestrittene *paricida* und *parricidium*, dessen ersten Theil der Verfasser auf ein mit *vir* (in der allgemeinen Bedeutung von Mensch) zusammenhängendes Par zurückführen möchte, während ein gelehrter Forscher des Zend und Sanskrit, (Hr. Hofrath Ad. Holtzmann) lieber an *para* denken will, das im Sanskrit *alius*, *alter* bedeutet; oder an das nicht minder bestrittene *religio*, bei welchem der Verf., was auch unsere Ueberzeugung zu jeder Zeit war und ist, an der Ableitung von *religare* fest hält; und so liesse sich noch eine Reihe von ähnlichen, die Etymologie, die Rechtschreibung u. s. w. betreffenden Bemerkungen über einzelne Wörter anführen, welche man lieber in der Schrift selbst nachlesen mag. Denn wir haben noch an den weitern Inhalt dieses ersten Heftes zu erinnern, der zunächst in der wider den Verfasser erhobenen Polemik seinen Grund hat. Den ihm gemachten Vorwurf einer unbilligen Würdigung des Freund'schen Wörterbuchs widerlegt er am besten durch einen Wiederabdruck des von ihm über dasselbe ausgesprochenen Urtheils, in welchem den Bemühungen Freund's die Anerkennung gezollt wird, die ihm auch Andere (z. B. noch unlängst, wie auch früher Moser in diesen Jahrbüchern) gezollt, und die ihm jedere unbefangene Richter zollen wird, und wenn der Verf. an diese gerechte Anerkennung noch eine Reihe von weiteren, zur Beseitigung einzelner Uebelstände, zur Berichtigung einzelner Versehen und zur grössern Vollständigkeit zielenden Wünschen und Bemerkungen geknüpft hat, so würde man es nur beklagen können, wenn Freund in den noch fehlenden Theilen seines Werkes denselben keine Rechnung tragen, oder dieselbe ganz unberücksichtigt lassen würde. Denn leider scheint ein von ihm neu angekündigtes kleineres Wörterbuch die vor Allem nöthige Vollendung seines grösseren, in mehreren dicken Bänden angefangenen Wörterbuchs in weitere Ferne zu rücken, wenn anders keine blos buchhänd-

Digitized by Google

lerische Speculation hier zu Grunde liegt. Wir wollen diess nicht weiter untersuchen, aber uns zu einem Gegner des Verfassers wenden, der soweit gegangen ist, dass er demselben sogar den „wissenschaftlichen Ernst" (!?) in seinen lexicographischen Arbeiten abspricht, von seinen eigenen Leistungen auf dem Gebiete der Lexicographie aber in einer Weise und in Ausdrücken redet, die bei Jedem gerechtes Bedenken erregen müssen, der den jetzigen Standpunkt der Lexicographie überhaupt kennt und die grossen Schwierigkeiten erwägt, welche mit der Ausführung eines Unternehmens verbunden sind, welches Alles zu benutzen vorgiebt, was bis auf die neueste Zeit auf dem Gebiete der lateinischen Sprachwissenschaft in Bezug auf Etymologie, Grammatik, Synonymik und Hermeneutik geleistet worden, welches demzufolge eine bisher nicht geahnte Vollständigkeit in Aufführung lateinischer Worte aus classischen und nicht classischen Schriftstellern bis ins achte Jahrhundert nach Christo anspricht. Wie wenig diess aber in der von Georges gelieferten neunten Ausgabe seines Wörterbuchs der Fall ist, auch überhaupt nur seyn kann, wie wenig Vollständigkeit auch hier erreicht worden, wie manches Schiefe, Unklare und Unlogische sich auch in diese Arbeit eingeschlichen hat, welche ihren Verfasser zu doppelter Mässigung, in Beurtheilung dessen, was ein Anderer auf ähnlichem Felde geleistet, dem er selbst gar Manches verdankt, dem er manches Richtige und selbst Unrichtige (wie hier gezeigt wird), nachgeschrieben hat, hätte mahnen, und statt heftiger Ausfälle, die hier billig verstummen sollten, zu der Ueberzeugung führen sollen, „dass eine so umfassende, ja beinahe erdrückende Aufgabe, wie „sie an einen Lexicographen gestellt ist, kaum die Sache eines Mannes „ist, welche Eigenschaften auch ihm inwohnen mögen", und dass darum „diejenigen, welche sich einmal diese Aufgabe gestellt haben, besser thä„ten, im wohlverstandenen Interesse dieser Aufgabe eher freundlich als „feindlich einander gegenüberzustehen, und wenn gleich streng kämpfend „für das, was sie für das Rechte und Wahre halten, des Horazischen „Spruche Ep. 1, 2, 16 eingedenk, zufrieden seyn, wenn das sie benutzende, „so wie das sie richtende Publikum ihre Arbeit nachsichtig aufnimmt „und das Gute derselben freundlich anerkennt" (S. 19), — das ist in diesem ersten Beitrag nicht blos im Einzelnen mit einer Anzahl von Beispielen belegt, sondern es knüpft sich daran noch von S. 19 an, eine Reihe der schätzbarsten lexicographischen Erörterungen, welche zuvörderst einzelne Irrthümer, Nachlässigkeiten des Gegners, in Bezeichnung der Quantität nachweisen, darauf die mangelhafte Behandlung einiger mit re zusammengesetzten Wörter einer Kritik unterwerfen, welche dann auch auf andere Gegenstände, zunächst die Vollständigkeit mancher Artikel, die richtige Entwicklung des Grundbegriffs und der daraus hergeleiteten Bedeutungen, übergeht, hier eine nahmhafte Zahl von geographischen Artikeln aus Cäsar und Tacitus, welche gänzlich fehlen, so wie auch von andern fehlenden Wörtern und Bedeutungen aus Cicero, aus dem ältern Plinius, Appulejus von Madaura, wie Appuleius Celsus, aus Coelius Aurelianus und anderen mehr oder minder gelesenen Autoren, anführt, auch damit noch eine besondere Nachlese aus den von Mützell zu Curtius gegebenen Erläuterungen verbindet, auf diese Weise aber einen wesentlichen

Digitized by Google

Beitrag zu jedem Wörterbuch, zumal aus einigen seltenen, fast noch gar nicht benutzten Quellen, geliefert hat, wodurch die baldige Fortsetzung doppelt wünschenswerth wird.

Ch. Bähr.

Deutsche Literaturgeschichte in Biographien und Proben aus allen Jahrhunderten, von Gottlob Heinrich Friedrich Scholl und Traugott Ferdinand Scholl. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Erster Band: Geschichte der altdeutschen Literatur, unter Mitwirkung des Herrn Franz Pfeiffer. Stuttgart 1844. X und 536 S.

Obschon die Anzahl der altdeutschen Chrestomathien gar nicht so unbedeutend ist, so sehen wir sie doch immer wieder von Zeit zu Zeit durch neue ähnliche Versuche vermehrt. Das hier zu erwähnende Werk erscheint zwar jetzt nicht eigentlich zum ersten Mal, sondern wie auch schon der obige Titel zeigt, als zweite, völlig umgearbeitete Auflage, aber da die erste Ausgabe, welche Referent nicht kennt, für Töchterschulen bestimmt war, die hier aber dem Unterricht auf Gymnasien dienen soll, und eine diesem veränderten Zweck entsprechende Umarbeitung erfahren hat, so wird man demnach den Herausgebern gern beistimmen, dass das Buch dadurch ein völlig neues geworden sey.

Als solches will ich es jetzt einer kurzen Prüfung unterwerfen und meine Meinung abgeben, wie es sich in seiner jetzigen Gestalt zu ältern Chrestomathien verhalte. Unter den beiden näheren Bestimmungen, die der Titel enthält, nämlich Biographien und Proben, ist, was Jeder leicht vermuthet, die letztere die vorwiegende. Biographien sind etwas sehr missliches in der Geschichte unserer ältern Literatur, da uns bei manchen Werken nicht einmal die Namen der Verfasser überliefert sind, und da sich selbst dann, wenn wir sie wissen, von den übrigen Lebensumständen nur sehr weniges oder gar nichts sagen lässt. Die Herausgeber müssen sich daher entweder sehr kurz fassen, wie bei der Uebersetzung Isidors oder bei Kero's Interlinearversion, oder, was sie bei den Dichtern des XIII. Jahrhunderts zu thun pflegen, sie erzählen uns in Ermangelung von Berichten über ihr Leben, was diese Autoren für die Literatur gethan haben. Dies ist nun zwar in solchen literarischen Werken allerdings die Hauptsache, und nur unter besondern Umständen mag es nothwendig erscheinen, die Lebensumstände eines Schriftstellers zu Rath zu ziehen, aber darum hätten die Herausgeber die Erwartung auf Biographien gar nicht zum Voraus erregen, sondern lieber Proben und Charakteristiken ankündigen, und letztern das wenige Biographische, was sich vorgefunden hätte, als Zugabe beifügen sollen. Die Urtheile über die geistigen und künstlerischen Fähigkeiten in jenen Werken hätten aber specieller und ich möchte sagen vorsichtiger sein müssen, als sie den Herausgebern, wo sie sich darauf einlassen, gelungen sind. Sie drücken sich nämlich gern in gewissen Superlativen aus, die der Empfehlung mehr schädlich als nützlich zu sein scheinen. Wenn sie z. B. den Meier Helmbrecht von Wernher eine Dichtung nennen, der in unserer ältern Poesie wenig an

Digitized by Google

die Seite zu setzen sey, so bin ich zwar einverstanden, dass die darin enthaltene lebendige und anschauliche Schilderung der einreissenden Sittenverderbniss im Gegensatz zur guten alten Zeit kein geringes Lob verdiene, aber dass man nun gleich soweit gehe, diesem Gedicht nur weniges gleich zu stellen, und also wohl noch weniger oder gar nichts vorzuziehen, das verräth einen Enthusiasmus, der nicht sowohl auf strenger Prüfung der Lectüre als auf einer vorher gegangenen Befangenheit beruht. Wir finden dies auch wieder in der Literatur unserer jetzigen Zeit, wo häufig Parteiinteressen die Uebertriebenheit in Lob oder Tadel mit sich bringen.

Was die Proben selbst betrifft, so glaube ich, dass die Herausgeber nicht nur in Beziehung auf Wahl unsere Zufriedenheit verdient haben, sondern dass auch besonders der Umfang, der einem solchen Buch zukommt, nach ihrer Zusammenstellung eine erwünschte Mitte zwischen zu grosser Ausdehnung und ungenügender Dürftigkeit halte. Für Gymnasien, die sie vor Augen gehabt haben, scheint es nicht passend, eine umfassende Vorstellung der gesammten Literatur geben zu wollen, daher die ältern Perioden, die uns weniger Selbständiges biethen, hier kürzer gehalten, die jüngern besser bedacht sind. Namentlich ist auf das XIII. Jahrhundert mit Recht am meisten Rücksicht genommen worden. Die einzelnen Rubriken sind möglichst gleichmässig an Umfang, wo aber Grund vorhanden war, ist mit gutem Tact davon abgewichen, und z. B. dem Volks- oder Kunstepos mehr Raum gestattet worden, unbedeutendern oder mehr wissenschaftlichen weniger.

Die Texte der ausgelesenen Stücke sind von sehr ungleichem Werth, je nachdem sie aus streng kritischen Ausgaben oder aus minder gelungenen oder ganz schlechten herrühren. Den Herausgebern fehlt es hier an einer gewissen Meisterschaft in grammatischen und metrischen Kenntnissen und an einem glücklichen und richtigen Gefühl der Kritik. In dieser Hinsicht ist Wakernagels Lesebuch ein Muster unter den Chrestomathien, das nicht so leicht erreicht oder übertroffen werden wird. Ich begnüge mich an zwei Stücken ganz kurz zu zeigen, dass die Herausgeber in dieser Beziehung vieles zu wünschen übrig lassen.

Nehmen wir zuerst Konrads von Würzburg Otto mit dem Bart. Ich gab diese Erzählung im Jahr 1838 heraus, und meine Arbeit konnte damals wohl für annehmbar gelten. Unterdessen ist aber manches Bedeutende für Konrad geschehen, und ich würde, wenn ich heute die Ausgabe zu erneuern hätte, keineswegs meinen ersten Text buchstäblich abdrucken lassen, sondern namentlich der Wiener Handschrift mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Herrn Scholl haben daher Unrecht gehabt mir unbedingt zu folgen. Hätten sie Haupts Anmerkungen zum Engelhard benützt, so würden sie sich leicht davon überzeugt haben. Am meisten verstiess ich wohl gegen Konrads Verskunst, indem ich verschiedene unvollständige Verse der hiesigen Handschriften stehen liess, die ich aus der Wiener hätte vervollständigen müssen:

z. B. Zeile

158 und hete wazzer genomen — lies: und hete wazzer dâ genomen
181 mir habe sô vaste geschadet — mir habe sô vaste an im geschadet

Digitized by Google

182 sus wart der ritter geladet — sus wart der ritter dô geladet
187 wie habet ir sus gelobet — wie habet ir, herre, sus gelobet

Auch in andern, nicht metrischen Fällen, war meine Ausgabe aus der Wiener Handschrift zu berichtigen. z. B. Z. 184, wo die uneleganto Wiederholung der im vorhergehenden Verse befindlichen Wrrte vür den keiser durch die Wiener Variante vür sini ougen gehoben worden wäre:

sus wart der ritter dô geladet
vür den keiser vreisam.
nu er vür siniu ougen quam etc.

Als zweites Stück wähle ich den Meier Helmbrecht aus, bei welchem den Herausgebern nur ein roher Abdruck zu Geboth stand. Da sie die ausgehobene Stelle herzustellen bemüht waren und Haupt ungefähr um dieselbe Zeit dasselbe Geschäft mit dem ganzen Gedicht vornahm, wobei er jedoch die Abschrift einer andern Handschrift benützte, so will ich einiges aus der betreffenden Stelle ausheben, und beide Texte zusammen halten.

V. 657. 658 Scholl:	Haupt:
die wol getorsten striten	die wol getorsten riten
und mit den ânden rîten	und mit den ânden striten.

Nur die Hauptische Lesart gibt das Richtige: diejenigen, welche den Muth hatten einen Ritt mitzumachen und mit den Feinden zu kämpfen.

V. 684 — 86 Scholl:	Haupt:
ze wunsche im daz êrste jâr	ze wunsche im daz êrste jâr
sîne segelwinde duzzen,	sîne segelwinde duzzen
siniu schef ze heile fluzzen	und siniu schaf ze heile fluzzen.

Diess ist die einzige Stelle, wo das Richtige eher im Schollischen Text zu sein scheint: zu dem bildlichen Ausdruck, seine Segelwinde bliessen ihm nach Wunsch, passt wohl die andere Metapher, seine Schiffe hatten glückliche Fahrt, besser als wenn man schaf list, welches Gefäss Zuber bedeutet, Zu ersterer Lesart passt auch das Verbum vliezen (vgl. Nib. 452, 1 daz schiffel sêre vlôz) besser als zu letzterer.

V. 702 flgg Scholl:	Haupt:
ob man iht gegen im gie?	ob man iht gegen im gie?
nein, ez wart gelouſen.	nein, ez wart gelouſen,
alle mit einem houſen	al mit einem houſen;
einez für daz ander trane,	einez für daz ander drane,
vater unde muoter spranc	vater unde muoter spranc
als in nie kalp erstarbe,	als in nie kalp erstürbe,
wer daz botenbrôt erwurbe.	wer daz botenbrôt erwürbe?
[dem knehte gap man âne fluoch	dem knehte gap man âne fluoch
beidin hemde unde bruoch.]	beide hemede unde bruoch.

Hier ist der Schollische Text auffallend verfehlt. Der Dichter beginnt mit einer rhetorischen Frage: Ob man wohl dem jungen Helmbrecht entgegen ging? Nein, entgegen gelaufen wart ihm in vollem Schwarm. Eins drang für's andere, selbst vater und mutter sprang, als ob ihnen nie etwas zu Grunde gegangen wäre. Nun fährt wieder der

Digitized by Google

Dichter mit einer rhetorischen Frage fort: Wer mochte wohl den Bothenlohn erworben haben? (d. h. nach allbekannter Sitte jener Zeit: Wer mochte wohl die Ankunft zuerst gemeldet und sich dadurch eine Belohnung erworben haben?) Antwort: Dem Knechte war ohne alle Einwendung Hemd und Hose zu Theil geworden. Wir würden eher so den Satz wenden: Der Knecht hatte es gethan und man gab ihm dafür etc. — So ist der Text einlenchtend und gewiss ächt. Nach der Schollschen Auslegung missfällt vor allem, dass man die Verse 709. 710 dem Dichter absprechen soll. Doch davon abgesehen, wie wird nun der Sinn des vorhergehenden Satzes entstellt! In vollem Haufen drang eins für's andere, selbst Vater und Mutter sprang, als ob ihnen nie Leids geschehen wäre, (nun muss man supplieren: mit gespannter Neugierde) wer wohl unter ihnen die Belohnung davon tragen möchte. Man kann jetzt drei Fragen thun: Wenn der Knecht nicht schon die Belohnung erworben hätte (erwürbe nach Haupts Text statt erworben hate, ist gewönlich der Conjunctiv, drückt aber das aus, was wir mit der Partikel wohl heutiges Tags erreichen), wie können alle darnach begierig sein, ohne zu wissen, dass der Sohn des Hauses kommt? Zweitens, wenn alle liefen, wer war denn derjenige, bei dem man sich den Lohn verdienen konnte? Drittens: Die Freude soll auch bei Vater und Mutter, von denen es doch heisst, dass sie jetzt jeden frühern Verlust vergassen, von der lockenden Belohnung herrühren? Gefühl und Verstand sträuben sich gleich stark gegen diese schiefe Auffassung der Worte des Dichters. Ich schliesse die Beleuchtung dieses Satzes mit einer metrischen Bemerkung: V. 710 hemde unde bei den Herrn Scholl gibt Hiatus, hemede unde (wo das e der Ultima verschluckt werden muss) bei Haupt nur Synalöphe; jenes ist Ausnahme, dies Regel. Ueber die Anmerkungen, die den Texten zuweilen beigegeben sind, will ich lieber schweigen. Die bisherigen Ausstellungen denten den Herausgebern schon hinreichend an, worauf sie bei einer neuen Auflage ihr Augenmerk besonders zu richten haben. Dass diese nicht ausbleiben werde, lässt sich erwarten, da die erste, die dieser sicher nicht gleich kommt, schon nach zwei Jahren vergriffen war. In andern Ländern freilich, wo der Unterricht des Altdeutschen zwar vorgeschrieben, aber nicht ertheilt wird, und wo die Lehrer meist so wenig wissen, als die Schüler, wäre die rasche Verbreitung eines solchen Buches beinahe fabelhaft. Ich habe nur noch zu bemerken, dass der erste Band noch nicht vollständig vorliegt, und dass Einleitung und Wörterbuch, welche fehlen, bald zu erwarten sind. Doch darf ich nicht schliessen, ohne mit allem Beifall des Antheils zu erwähnen, den Herr Pfeiffer an diesem Buche hat. Nicht wenige der aufgenommenen Stücke sind nämlich nur dadurch den Herrn Herausgebern zugänglich gewesen, dass Herr Pfeiffer sie ihnen aus seinen Sammlungen zur Benützung mittheilte.

Heidelberg, den 5. Januar 1845.

K. A. Hahn.

Digitized by Google

Dem immer mehr lebendigen Interesse und der steigenden Theilnahme an der deutschen Literatur verdanken wohl auch die folgenden Werke ihre Entstehung, welche bestimmt sind, die Resultate der gelehrten Forschung in einer für ein gebildetes Publikum geeigneten Form auch weiteren Kreisen mitzutheilen:

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend von C. Ch. F. Bredetlow. Leipzig, F. A. Brockhaus. Erster Theil. XVIII. und 350 S. Zweiter Theil. VIII. und 398 S. in gr. 8.

Diese Vorlesungen sind nach Versicherung des Verf. wirklich gehalten und wiederholt zu Vorträgen vor einer Jugend beider Geschlechter benutzt worden; sollen daher auch ihre Leser in jugendlichen Kreisen, für welche zunächst das Werk bestimmt ist, suchen. Denn der Verfasser gedachte mit seiner Arbeit „ein möglichst lebensvolles Gemälde von der deutschen ästhetischen Culturgeschichte, von der deutschen Sprache in ihren Stufengängen, vorzüglich in den periodisch aufblühenden Poesieen in Form eines Lesebuchs für die erwachsene Jugend anzufertigen, um dadurch nicht sowohl die schönwissenschaftliche oder literärische, sondern vielmehr die Gemüths- und vaterländische Bildung unserer Jugend, auch der weiblichen, nach den Bedürfnissen der Zeit mit fördern zu helfen" (S. IX.). Durch diesen so gewählten Standpunkt des Verf. war ihm allerdings der Stoff, so wie insbesondere die Form seiner Vorlesungen bestimmt, die als ein Lesebuch für die Jugend nicht einer gelehrten Richtung folgen, sondern den hervorstechenden Charakter der Haupterscheinungen unserer Literatur, in der für jugendliche Leser passenden Form schildern und die „Hauptheroen einzelner Zeiträume anschaulich hinstellen" sollen, darum auch auf die Poesie besondere Rücksicht nehmen. Eigenes in diesen Schilderungen zu geben, bescheidet sich der Verf., der für sich vielmehr das Verdienst „des Sammlens, Zusammenstellens, Anordnens und Gruppirens" in Anspruch nimmt, und das Beste, das in diesem Buche sich findet, als entnommen den Werken unserer namhaftesten Literärhistoriker und Geschichtschreiber bezeichnet. Den Werth seiner Leistung setzt er vielmehr darin: „wenn das Erzählte wahr, die Schilderung treu, die Auswahl genügend, die Gruppirung eine passende, der Eindruck ein lebendiger und wohlthuender ist" (S. XI.). Allerdings wünschen wir dem Verf. diesen Erfolg im Interesse der Sache, die er durch seine Arbeit zu fördern unternimmt, und fügen hinzu, dass die äussere Ausstattung sehr befriedigend zu nennen ist.

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar, Director des kurfürstlichen Gymnasiums zu Marburg. Marburg und Leipzig. Druck und Verlag der Elwert'schen Universitätsbuchhandlung. 1845. XIV. und 655 S. in gr. 8.

Auch dieses durch seinen ernsten Charakter und eine würdige Haltung sich beim ersten Anblick empfehlende Werk ist aus Vorlesun-

Digitized by Google

gen hervorgegangen, deren Veröffentlichung durch den Druck vielfach gewünscht ward, ihre Fassung daher auch dem mündlichen Vortrag durchaus treu und unverändert geblieben ist. Wenn auch hier, wo ein weiterer Kreis von gebildeten Freunden unserer Literatur mit dem Ganzen derselben, ihrer Entwicklung und ihren Hauptschöpfungen bekannt zu machen war, die eigentlich gelehrte Forschung ausgeschlossen blieb, so erkennt man doch bald in der Selbstständigkeit des Urtheils, wie an der Fassung des Ganzen, dass hier ein Mann zu uns spricht, der als ein gründlicher Kenner unserer Literatur diese selbst zum Gegenstande vieljähriger eigener Forschungen gemacht hat, deren Resultate, wie sie ihm durch diese Studien geworden, er in allgemeinen Umrissen in einer Form vorlegt, welche bei aller Wärme und Lebendigkeit der Darstellung nirgends die gründliche Forschung verkennen lässt, die diesen Vorträgen zu Grunde liegt, wenn auch, wie diess in der Natur der Sache lag, keine Noten die Belege und Nachweisungen bringen. So erhalten wir hier kein Mosaik, an dem sich die Jugend ergehen kann, sondern ein selbstständiges Ganze, das eine günstige Aufnahme und eine Empfehlung in weiteren gebildeten Kreisen gewiss verdient. Was den äusseren Rahmen betrifft, in welchen das Bild eingeschlossen ist, so folgt auf einen ersten, die älteste Zeit (bis 1150) enthaltenden kurzen Abschnitt, die alte Zeit (1150—1624) nach drei Perioden, welche durch die Jahre 1300. 1517 und 1624 abgegränzt sind; dann die neue Zeit (1624—1832) ebenfalls nach drei Perioden, welche mit den Jahren 1720. 1760 und 1832 sich abschliessen. Druck und Papier ist ganz dem Kreise entsprechend, für welchen der Verf. sein Werk bestimmt hat.

Grundriss der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen von Karl Gustav Helbig, Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig. Arnoldische Buchhandlung. 1844. VI. und 45 S. in 8.

Wenn die erste Auflage schon früher in diesen Jahrbüchern (1843 p. 625) als ein durch zweckmässige Einrichtung und Kürze sich empfehlender Leitfaden zum Unterricht auf unsern Schulen und gelehrten Anstalten bezeichnet ward, so gilt diess auch um so mehr von der zweiten Auflage, in welcher eine sorgfältige Revision einige passende Aenderungen, auch einige zweckmässige Zusätze angebracht hat, durch welche dieser Grundriss seiner Bestimmung noch entsprechender und nützlicher geworden ist.

Handbuch der allgemeinen Literärgeschichte zum Selbststudium und für Vorlesungen von Dr. Joh. Georg Theodor Grässe, Bibliothekar S. M. des Königs von Sachsen. Ein Auszug aus des Verfassers grösserem Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte.

Digitized by Google

Erster Band. Erstes Heft. Dresden und Leipzig. Arnoldische Buchhandlung. 1844. 96 S. in gr. 8.

Nachdem das grössere Werk des Verf.*) schon bis zum Abschluss des Mittelalters in seinem zweiten nach drei Abtheilungen erschienenen Bande vorgerückt ist, und nun ein weiterer Band mit dem sechzehnten Jahrhundert zu erwarten steht, konnte es wohl als wünschenswerth, ja in gewisser Hinsicht nothwendig erscheinen, von diesem Werke, unstreitig dem umfassendsten und reichhaltigsten, welches auf diesem Gebiete die neuere Zeit aufzuweisen hat, einen Auszug zu veranstalten, welcher in einer kürzeren und gedrängteren Fassung das Wesentlichste, was in jenem Werke enthalten ist, mittheilt und durch verständige Auswahl, bequeme Anordnung die Uebersicht des Ganzen, und damit auch dessen Benutzung erleichtert. Diese Eigenschaften empfehlen allerdings diesen Auszug, in welchem man, was die Vollständigkeit der Mittheilung betrifft, nicht leicht Etwas vermissen, ja selbst das Neueste, was in dem Lehrbuch noch nicht berücksichtigt werden konnte, hier nachgetragen finden wird. Man wird daher diesem Auszug, der in acht bis neun Heften, zu je sechs Bogen, eine Uebersicht der allgemeinen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis 1844 geben soll, eine freundliche Aufnahme um so weniger versagen, als neben den bemerkten Eigenschaften — der guten Anordnung und passenden Einrichtung — auch eine durchaus klare Darstellung diesen Auszug empfiehlt, in welchem die nachbessernde Hand des Verf. einzelne Versehen des Lehrbuchs, wie sie bei einem die gesammte Literatur umfassenden Werke in der That kaum ausbleiben können, sorgfältig zu berichtigen gesucht hat. Ob aber der Raum von acht bis neun Heften genügen wird, das möchten man fast bezweifeln, immerhin aber wünschen, dass die weitere Fortsetzung, auch wenn mehr Raum dadurch nöthig werden sollte, in der hier angefangenen Weise fortgeführt werde, die nach unserem Ermessen sehr zweckmässig ist. Das erste Heft geht bis zu der Redekunst der Griechen, Demosthenes und Aeschines noch mit eingeschlossen.

---

1. *Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta. Edidit Fridericus Guilelmus Wagner. Volumen II. Euripidis fragmenta continens. Vratislaviae, typis et impensis Grassii, Barthii et soc. MDCCCXLIV. VIII. und 521 S. in gr. 8.*

2. *Poetarum scenicorum Graecorum, quorum integra opera supersunt, fragmenta edidit Fridericus Henricus Bothe. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXLIV. (Aeschyli*

---

*) Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit, von Dr. J. G. Th. Grässe. Dresden und Leipzig. Arnoldische Buchhandlung. 1840 ff. in gr. 8. S. diese Jahrbb. 1838. p. 912 ff. 1840. p. 136 ff. 290.

Digitized by Google

Dramatum fragmenta recensuit et annotatione instruxit Fridericus Henricus Bothe) 125 S. in gr. 8.

3. *Euripidis fabularum fragmenta. Recensuit et annotatione instruxit Fridericus Henricus Bothe. Lipsiae. Sumtibus librariae Hahnianae. MDCCCXLIV. 360 S. in gr. 8.*

Ueber die Zweckmässigkeit einer neuen und möglichst vollständigen Sammlung aller Reste griechischer Tragiker wird, wenn es sich um eine gründliche und gerechte Würdigung der alten Tragödie selbst handelt, nur Eine Stimme seyn können; seit wir durch Meineke die Reste der griechischen Komödie in einer so schönen Sammlung vereinigt erhalten haben, war ein ähnliches Unternehmen für die Reste griechischer Tragiker um so wünschenswerther. Und dazu ist in den beiden hier anzuzeigenden Schriften ein Anfang, und zwar ein recht erfreulicher gemacht worden. Der gelehrte Verf. von Nr. 1, geleitet von der Ueberzeugung, dass, um die verlorenen Tragiker selbst in dem, was davon noch bruchstückweise sich erhalten hat, richtig zu verstehen und zu würdigen, es durchaus nothwendig sey, auch die grossen, von ihnen vielfach nachgebildeten Meister des hellenischen Drama, Aeschylus, Sophocles, Euripides, in den Bereich einer Sammlung zu ziehen, die in möglichster Vollständigkeit uns alle Reste verlorener Tragödien wohlgesichtet und wohlgeordnet vorlegen soll, gedenkt diese grosse Aufgabe in vier Bänden zu lösen, von welchen der erste die Fragmente der verlorenen Dramen des Aeschylus, des Sophocles und derjenigen Dichter, welche vor Aeschylus auf diesem Gebiete sich versucht, bringen soll, der zweite die Bruchstücke euripideischer Dramen, der dritte die Fragmente aller übrigen Tragiker, der vierte aber eine Historia tragicorum critica enthalten soll, die gewiss, zumal wenn sie, wie wir wohl vermuthen, in dem Sinne, wie Meineke die ähnliche Arbeit über die Komiker, angelegt und ausgeführt wird, eine höchst verdienstliche und dankenswerthe Zugabe zu dem Ganzen bilden wird. Von diesen vier Bänden übergibt der Verf. nun zuvörderst den zweiten dem Publikum, welcher, in sofern er blos mit Euripides und dessen verlorenen Dramen sich beschäftigt, allerdings auch für sich ein gewissermassen selbstständiges Ganze bildet. Auch fanden sich hier schon manche gute Vorarbeiten, die mit Vortheil benutzt werden konnten, und die Ausführung erleichterten. Der Verf. selbst führt die Abhängigkeit der übrigen tragischen Dichter von Euripides, so wie die Vorzüge der von den verlorenen Dramen dieses Dichters erhaltenen Reste als einen Grund an, der ihn bewogen, mit Euripides den Anfang des Ganzen zu machen und dessen Fragmente zuerst erscheinen zu lassen. Es kann hier nicht der Ort seyn, in eine nähere Prüfung dieses Grundes uns einzulassen; freuen wir uns vielmehr dessen, was uns hier gegeben wird, und hoffen wir, dass das noch Fehlende, insbesondere die zum Theil noch wenig beachteten Reste der andern Tragiker (da für Aeschylus und Sophocles in dieser Beziehung schon besser gesorgt ist), bald nachfolgen werden. Blicken wir nun auf die vorliegende Sammlung euripideischer Fragmente, so wird man in dieser, was die Vollständigkeit dieser Fragmente betrifft, schwerlich Etwas ver-

Digitized by Google

missen, und eben so, was die Kritik dieser Bruchstücke betrifft, sich befriedigt fühlen. Die sorgfältigste Benützung dessen, was die Vorgänger geleistet, verbindet sich hier mit der eigenen Forschung des Verf. der neben der Zusammenstellung des kritischen Apparats, welcher sich nun bequem überschauen lässt, und neben der Erklärung des Einzelnen in dem, was sprachlicher und grammatischer Art ist, insbesondere es auch sich zur Aufgabe gestellt hat, aus den einzelnen Bruchstücken eines jeden Drama's die Grundidee desselben, den innern Zusammenhang der einzelnen Theile, den Gang des Stücks, die Zeit der Abfassung wie der Aufführung zu ermitteln und den Mythus, den der Dichter behandelte, zu entwickeln. Dass Ersteres mit grosser Vorsicht geschehen, indem der Verf. sich hier keineswegs einem Spiel der Phantasie hingegeben hat, der, wie wir dies leider bei mehreren ähnlichen Versuchen neuerer Zeit wahrgenommen haben, willkührlich das Verlorene durch eigene Gebilde zu ersetzen bemüht ist, bedarf bei einer so gründlichen und umsichtigen Bearbeitung, wie die vorliegende ist, kaum einer besondern Erinnerung. Und eben diese sorgfältige Behandlung mag auch den bedeutenden Umfang dieses Bandes erklären, in welchem nach alphabetischer Ordnung alle die einzelnen verlorenen Stücke des Euripides in ihren bald minder bald mehr bedeutenden Bruchstücken auf einander folgen. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist durchaus befriedigend ausgefallen, nicht minder die Correctheit des Ganzen.

Nr. 2. und 3. bildet, wenn man will, einen jedenfalls erfreulichen Nachtrag zu der von demselben Gelehrten besorgten Sammlung der Poetae scenici graeci, ist daher auch nach demselben Massstabe angelegt, und in sofern schon verschieden in der Art der Ausführung von dem oben unter Nr. 1. angezeigten Unternehmen. Jene Sammlung der Poetae scenici ist aber bereits bekannt, auch in ihren einzelnen Bestandtheilen, zur Zeit ihres Erscheinens, mehrfach in diesen Blättern besprochen worden, so dass wir in dieser Beziehung uns kurz fassen und diese in gleicher Weise angelegten Nachträge auch der gleichen und verdienten Berücksichtigung empfehlen können. Wir erhalten wie in Nr. 3. die Fragmente des Euripides, so in Nr. 2. die Reste äschyleischer Dramen, in möglichster Vollständigkeit, und dabei auch möglichst in dem oft verdorbenen und lückenhaften Texte berichtigt, wobei man dem Herausgeber bei seiner oft so schwierigen und misslichen Aufgabe alle Anerkennung schuldig ist. Neben dieser Sorge hat er weiter auf das Verständniss dieser Reste durch die geeignete Erörterung Rücksicht genommen, und dabei die gedrängte Fassung beobachtet, die man auch in den früheren Theilen der Poetae scenici wahrgenommen hat. Eben so wenig vermissen wir Angaben und Andeutungen über den Zusammenhang der einzelnen Bruchstücke, den Gang des Stücks und die demselben zu Grunde liegende Idee, so weit dies überhaupt anzugeben möglich war. Die Zusammenstellung der Fragmente, bei Aeschylus wie bei Euripides, folgt übrigens auch hier der alphabetischen Ordnung, was allerdings das Zweckmässigste war; an Correctheit des Drucks wie überhaupt in der äusseren Ausstattung werden auch diese Bände die Erwartungen befriedigen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 10. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Beschluss.)

Die Aphorismen des Hippokrates. Durchaus berichtigte Griechische Urschrift, Deutsche Uebersetzung, kritischer Apparat und Griechisches Wortverzeichniss von Dr. Friedr. Aug. Menke, ordentl. Lehrer an der Gelehrtenschule in Bremen, Mitgliede der archäologischen Gesellschaft zu Athen. Bremen, 1844. Im Verlage von C. Schönemann. XII. und 111 S. in gr. 8.

Obwohl die Aphorismen zu denjenigen Schriften des berühmten Meisters von Cos gehören, welche mehr als andere gelesen, daher auch mehr verbreitet, und selbst in besonderen Abdrücken zugänglich sind, so liegt doch der Text dieser Schrift, was freilich auch von den meisten übrigen Schriften des Hippokrates gilt, noch sehr im Argen, da man sich im Ganzen bis jetzt mehr oder minder begnügte, den einmal hergebrachten Text zu wiederholen. Um so erfreulicher muss es seyn, wenn ein gründlicher Philologe dieser trefflichen und lesenswerthen Schrift sich zuwendet, um sie durch einen berichtigten Text, dem selbst eine Uebersetzung beigegeben ist, einem grösseren Kreise von Lesern zuzuführen, und zugleich die in der Vaterstadt des Herausgebers in diesem Jahre versammelten Naturforscher in ihrem Vorstand (dem Herrn Bürgermeister Smidt) mit einer passenden Gabe freundlichst zu begrüssen. Dem verdienstvollen Herausgeber standen zwar neue handschriftliche Hilfsmittel nicht zu Gebot; die kurze Zeit, die zur Bearbeitung dieser Festgabe vergönnt war, hätte ihm auch nicht einmal erlaubt, sich in dieser Hinsicht näher umzusehen; dagegen hat er, vertraut mit dem Schriftsteller, dem er schon früher ein sorgfältiges Studium gewidmet, von den vorhandenen Quellen einen äusserst ersprieslichen Gebrauch gemacht, und damit die Kritik der Schrift wesentlich gefördert. Staunen wird man freilich, wenn man, bei näherer Untersuchung, alsbald gewahr wird, wie wenig in dieser Hinsicht eigentlich bisher geschehen ist, und wie leicht selbst der neueste deutsche Herausgeber des Corpus Medicorum graecorum, so wie der neueste französische Herausgeber des Hippokrates, in dieser Beziehung die Sache genommen haben. So blieb dem Herausgeber eine reiche Nachlese übrig; er hat sich mit grosser Gewissenhaftigkeit, Treue und Geschick seiner Aufgabe unterzogen und sie auf eine unter diesen Verhältnissen gewiss befriedigende Weise gelöset.

Digitized by Google

Wir erhalten von ihm den nach bester Einsicht verbesserten und berichtigten, von manchen Fehlern und offenen Verstössen selbst gegen die Gesetze der Sprache und die Normen des Dialekts, in dem Hippokrates schrieb, gereinigten Text, unter welchen sorgfältig zusammengestellt die Varietas Lectionis aus den Ausgaben von Foes, Van der Linden, Bosquillon, Kuhn, Dietz und Littré sich findet, so dass sich bequem die Abweichungen des Textes, wie ihn diese Ausgabe bringt, von den früheren Ausgaben unterscheiden, und damit auch die Verdienste des Herausgebers besser würdigen lassen. Wenn der philologische Leser vielleicht sich wundert, wie der Herausgeber dazu kam, eine deutsche Uebersetzung (welche unter dem griechischen Texte, zwischen diesem und der bemerkten Zusammenstellung der Varietas Lectionis abgedruckt ist), beizugeben, so kann ihn die Bestimmung der Schrift, als Festgabe, eben so sehr rechtfertigen, als die in der Vorrede klar ausgesprochene lobenswerthe Absicht, durch eine solche Beigabe auch die Urschrift einem grösseren Publikum in die Hände zu bringen, und, setzen wir hinzu, auch den ewig wahren Inhalt der Schrift und ihre aus der treuesten und wahrsten Naturbeobachtung hervorgegangenen Grundsätze immer mehr in einer Zeit zu verbreiten, in welcher ein immer mehr zunehmendes handwerksmässiges Betreiben medicinischer Studien deren Jünger von den lauteren Quellen hippokrateischer Weisheit, wie überhaupt von einem gediegenen Studium der Aerzte des Alterthums immer mehr zu entfremden sucht. Von dieser Seite betrachtet, wird das Unternehmen des Herausgebers nur Dank verdienen; wir knüpfen daran den Wunsch, auch andere vernachlässigte Schriften des Hippokrates in ähnlicher Weise behandelt zu erhalten. Hier ist noch so Vieles zu thun, sowohl was die höhere Kritik als die Wortkritik, Sprache, Ausdruck, Dialekt und dergleichen mehr betrifft; wie wenig ist z. B. der jonische Dialekt des Hippokrates bis jetzt näher untersucht, zumal in seinem Verhältniss zu Herodot und andern jonisch schreibenden Schriftstellern! wie wünschenswerth wäre es hier, sichere Normen zu gewinnen, um so dem Schwanken und der Unsicherheit der Handschriften in einzelnen Formen zu entgehen! Sehr dankenswerth ist das vom Herausgeber mit grosser Sorgfalt angelegte, auch hier und dort mit Erklärungen oder weiteren Erörterungen und Nachweisungen (auch aus andern Schriften des Hippokrates, wie aus Herodotus) begleitete, sachliche und sprachliche Wortverzeichniss, welches am Schlusse S. 90—111 beigefügt ist.

Rabbinische Blumenlese, enthaltend: Eine Sammlung, Uebersetzung und Erläuterung der hebräischen und chaldäischen Sprüche des Sirach, talmudischer Sprüchwörter, Sentenzen und Maximen, nebst einem Anhange Leichenreden und einem Glossar. Von Leopold Dukes. Mit dem Motto: Möge der Maschal nicht geringfügig in deinen Augen erscheinen. Leipzig. In der Hahn'schen Verlagshandlung. 1844. VIII. und 333 S. in gr. 8.

Der Orient ist reich an Sprüchen; denn daselbst stand, wie der

Digitized by Google

Herr Verf. S. 22 bemerkt, die Philosophie immer in der engsten Verbindung mit dem Leben. Das Reich der blossen Phrase war noch nicht so ausgedehnt als jetzt, und die Vermittler zwischen den Weisen und dem Volke waren eben diese Sprüche. Auch die hebräische Literatur ist reich an Sprüchen aller Art, und diese Sprüche waren schon sehr lange bei dem Volke in Gebrauch (mehrere derselben finden sich schon im N. T., wie Evangel. Luc. IV., 23.), bevor sie für uns durch den Talmud fixirt wurden. Der Talmud macht nämlich von diesen Volkssprüchwörtern sehr häufig Gebrauch, und führt sie bei allen Gelegenheiten wörtlich an.

Es ist daher gewiss eine dankenswerthe Aufgabe, welcher sich der Herr Verf. in dem vor uns liegenden Werke gemacht und mit sehr glücklichem Erfolge gelöst hat, die talmudischen Sprüchwörter, welche allenthalben, zum Theil in seltenen Werken und Manuscripten, zerstreut sind, möglichst vollständig zu sammeln, und wenn durch Erasmus' „Adagia" und Freytag's „Arabum Proverbia" die gnomische Weisheit des classischen Alterthums und der arabischen Völker dem Leser vorgeführt wird, so gibt diese Blumenlese die Erzeugnisse der talmudischen Periode, welche bis jetzt nur buchstücklich bekannt sind. Es liefert dieselbe aber auch einen Beitrag zur allgemeinen Sprüchwörterkunde, welche keinen unbeträchtlichen Theil der Culturgeschichte ausmacht. Denn eine solche Sammlung verschafft nicht nur demjenigen, welcher der Sprache halber ihr seine Aufmerksamkeit schenkt, eine Einsicht in das innere Getriebe der Literatur, sondern sie hat auch Werth für den, welchem die Sprache selbst nicht Zweck der Lectüre ist.

Dieser Sammlung selbst geht (S. 1—66) eine Einleitung voran über Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten, über Sentenzen und Maximen und über die Sammlungen der maurisch-spanischen Periode. Diese Einleitung macht einen um so wichtigeren Bestandtheil dieses Werkes aus, als dieselbe der erste Versuch ist, diesen Zweig der jüdischen Literatur übersichtlich zu ordnen.

Darauf folgen (S. 67—84) die hebräischen und chaldäischen Sprüche des Sirach, 64 an der Zahl. Sie gewähren als Producte der Zeit, da die hebräische Sprache nicht mehr in der Blüthe stand, sowohl in sprachlicher als in literarischer Hinsicht mannigfaches Interesse.

An diese schliessen sich an (S. 84—246): Talmudische Sprüchwörter, sprüchwörtliche Redensarten, Sentenzen und Maximen, im Ganzen 665. In Beziehung auf die Sentenzen bemerkt der Herr Verf. (Vorrede S. II.) ausdrücklich, dass der Leser nicht sämmtliche im Talmud vorkommende Sentenzen erwarten darf. Es wurde nur ein Theil derselben, welche allgemeinsten Inhalts sind, mit Auswahl gegeben.

Die von dem Herrn Verf. beigegebenen Erklärungen halten die Mitte zwischen den oft allzu weitläufigen des Erasmus und den oft allzu kurzen Freytag's, bei welchem sie oft sogar gänzlich vermisst werden. Dazu sind den meisten Sprüchen passende Parallelstellen beigefügt, welche nicht nur dem Talmud und den späteren jüdischen, sondern auch andern Schriften ähnlichen Inhalts entnommen sind, wie Zell's Ferienschriften (Freiburg 1829), deren zweiter Band von den lateinischen Sprüchwörtern handelt.

Digitized by Google

In einem Anhange (S. 247—268) werden die im Talmud befindlichen Leichenreden mitgetheilt, und ihre Kürze gibt ein gutes Recht, sie an die Gnomen anzuschliessen. Der Orient hat von jeher grossen Werth auf Leichenbegängnisse gelegt und dieselben sehr ceremoniös gemacht. Die Leichenreden sind als eine Art ägyptisches Todtengericht zu betrachten, welches die öffentliche Meinung moralisch ausübte. Diese Ansicht drückten die Talmudisten nach ihrer Weise mit folgenden Worten aus: „Aus der Leichenrede, welche man über einen Menschen hält, erkennt man, ob er ein Kind der andern Welt ist oder nicht.“ Das heisst: An der Theilnahme der Lebenden sieht man, ob er würdig ist, des andern Lebens theilhaftig zu werden. — Berühmten Gelehrten Leichenreden zu halten, wird von den Talmudisten (S. 253) besonders empfohlen, und so sind denn auch alle im Talmud enthaltenen Reden am Grabe berühmter Talmudisten gehalten worden. Doch scheint es, als ob die erhaltenen Reste mehr Introductionen waren zu den eigentlichen Leichenreden, welche aber verloren gegangen Es sind dieselben sämmtlich hebräisch, ziemlich rein von Sprache, aber ohne poetische Erhebung.

Die Seiten 264—278 enthalten Noten und Zusätze. Darauf folgt von Seite 279—286 ein Register über den Inhalt des Werkes, und den Schluss des Ganzen macht von S. 287—333 ein vollständiges Glossarium.

Wir schliessen die Anzeige dieses verdienstvollen Werkes, das sich auch durch schönen und correcten Druck auszeichnet, mit dem Wunsche, dass Herr Dukes die Freunde dieses Literaturzweiges recht bald mit der in der Vorrede S. V. versprochenen Sammlung von talmudischen Fabeln, Apologen, Erzählungen, Allegorien und Philosophemen erfreuen möge.

---

1. *Hebräische Sprachlehre für Anfänger, von Heinrich Ewald. Leipzig, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung. 1842. VI. und 156 Seiten in gr. 8.*

2. *Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache des alten Bundes, von Heinrich Ewald. Fünfte Ausgabe. Leipzig, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung. 1844. XII. und 658 S. gr. 8.*

Die grammatischen Lehrbücher des Herrn Verf. der eben angeführten Schriften sind zu bekannt, als dass es einer ausführlichen Darlegung der Art und Weise bedürfte, wie derselbe den Lehrstoff behandelt. Wir begnügen uns daher, in der nachfolgenden Anzeige das hervorzuheben, wodurch sich diese Schriften des Herrn Ewald von dessen übrigen Lehrbüchern gleichen Inhalts besonders auszeichnen.

1. Zur Herausgabe der Grammatik für Anfänger wurde der Herr Verf. (Vorrede S. I.) vorzüglich durch die wiederholten Vorstellungen ehrenwerther und sachkundiger Lehrer bestimmt, welche die bisherige kleine Grammatik für Anfänger noch immer zu reich fanden.

Digitized by Google

Sehen wir nun zuerst auf den äusseren Umfang des Buches, so hat die erste Ausgabe vom Jahre 1828, bei gleichem Format, ausser 7 beigegebenen Tabellen, welche Paradigmata der Verba und Nomina enthalten, 304 Seiten, und die folgenden Ausgaben wurden noch umfassender, wenn auch weniger an Bogenzahl als an Inhalt; die gegenwärtige Ausgabe dagegen hat nur 156 Seiten. Doch ist freilich auch in der älteren Ausgabe der Druck grösser als in der neuen, in welcher er für den Schulgebrauch etwas zu gedrängt erscheint. In Beziehung auf die Behandlung bot diese Durcharbeitung des gesammten grammatischen Stoffes dem Herrn Verf., wie er in der Vorrede S. V. sagt, willkommene Gelegenheit, Manches noch genügender zu ordnen, vollständiger zu entwickeln und richtiger darzustellen, als in den früheren Werken geschehen war.

Was nun den Inhalt des Buches selber angeht, so wird zuerst (S. 1—4) von der hebräischen Sprache überhaupt gehandelt; dann im ersten Theile (S. 4—36) von der Laut- und Schriftlehre, im zweiten Theile (S. 36—123) von der Bildungslehre, und im dritten Theile (S. 123—156) von der Satzlehre.

2. Schon im Vorworte zu vorstehender „hebräischen Grammatik für Anfänger" hatte der Herr Verf. erklärt, dass er künftig die bis dahin kleinere, aber für Anfänger zu gross gewordene Grammatik mit der grösseren „Kritischen Grammatik" vom Jahre 1826 verschmelzen würde, um nicht drei verschiedene Lehrbücher derselben Wissenschaft neben einander bestehen zu lassen. Dieses ist nun in der gegenwärtigen Bearbeitung der hebräischen Sprachwissenschaft fast vollständig geschehen, und so ist die vorliegende Ausgabe, um das Andenken an die in das jetzige Werk übergegangene von 1826 zu erhalten, statt einer vierten sogleich die fünfte genannt. Die Sprachlehre für Anfänger suchte, wie wir bereits angegeben haben, besonders die den Sachen selbst angemessene Ordnung durch alle Theile noch strenger, als es in den bisherigen Bearbeitungen geschehen, durchzuführen, und eben diese Ordnung ist es, welche in diesem ausführlichen Lehrbuche wesentlich unverändert geblieben ist, und ebenso ist auch die Zahl der §§ in beiderlei Gestalten dieser Grammatik von dem Herrn Verf. beibehalten worden. Wir können daher, um nicht schon Gesagtes zu wiederholen, auf den oben im Allgemeinen angegebenen Inhalt der „Grammatik für Anfänger" verweisen. Diese von dem Herrn Verf. getroffene Einrichtung erleichtert den Gebrauch beider Bücher sehr, und man kann es dem Herrn Verf. nur Dank wissen, dass er (Vorrede S. IV.) auch bei allen etwa folgenden Bearbeitungen diese Ordnung und Eintheilung beizubehalten gedenkt.

Schliesslich verhehlen wir nicht, dass, wie Herr Ewald in der Vorrede S. IV. seinen Lesern mittheilt, die „Beiträge zur ältesten Geschichte der Sprachwissenschaft des alten Testaments", auf welche schon in diesem Werke mehrfach Rücksicht genommen worden ist, von ihm und Herrn Leopold Dukes herausgegeben, demnächst erscheinen werden.

Die äussere Ausstattung des Buches ist, was Druck und Papier und Correctheit angeht, sehr gut.

Digitized by Google

Die Götter Syriens. Mit Rücksichtsnahme auf die neuesten Forschungen im Gebiete der biblischen Archäologie. Von F. Nork. Stuttgart. Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung. LI und 198 S. in gr. 8.

Da bereits in andern gelehrten Blättern nachgewiesen, in welchem, freilich bisher nicht üblichen Sinne man den auf dem Titel zur Empfehlung der Schrift beigefügten Zusatz: „Rücksichtsnahme der neuesten Forschungen" zu nehmen hat, in sofern diese hier oft wörtlich aufgenommen oder vielmehr (insbesondere aus Mover's Buch über die Religion der Phönicier) abgeschrieben, theilweise auch mit Zusätzen begleitet oder vielmehr entstellt worden sind, die es uns nur bedauern lassen, nicht die reine Quelle, ungetrübt durch solchen Beischlag zu erhalten, so mag es wohl überflüssig seyn, noch weiter in die Beurtheilung einer solchen Schrift, oder vielmehr (da das fremde Gut, das hier mitgetheilt wird, doch keiner Kritik unterliegen kann) der eigenen theologischen und etymologischen Ansichten des Herausgebers, mit allem Dem, was aus angeblich persischen und indischen Religionslehren und Mythen beigebracht wird, sich einzulassen und den Verf. noch besonders zu versichern der Erfüllung der Bitte, oder vielmehr der Mahnung, die er S. VII. an seine Kritiker stellt, „blos auf vorliegendes Werk sich einzuschränken und unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch schlechtere Bücher geschrieben und nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein mit Grund machen könne." Wer in der That in das vorliegende Buch einen Blick geworfen, wird schwerlich Lusten haben, noch um andere, sogar „noch schlechtere" Bücher des Verfassers sich zu kümmern.

Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von C. F. Hefele, Doctor und ordentl. Prof. der Theologie in Tübingen. Tübingen 1844. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. Wien bei Braumüller und Seidel, so wie bei S. Gerold und Sohn. Prag, Haase und Söhne. IV. und 601 S. in gr. 8.

Wenn ein Land wie Spanien, das in der neuesten Zeit die Blicke Europa's so sehr auf sich gezogen hat, doch, zumal wenn man auf die in dem grossen Drama, das dort vor unsern Augen vorgeht, handelnden und auftretenden Personen sieht, im Ganzen nur wenig Erfreuliches aufweisen kann, so mag man gern seinen Blick auf eine frühere Zeit zurückwenden, wo dieses Land, zwar noch nicht auf dem eigentlichen Zenith seiner Grösse angelangt, doch unmittelbar zu derselben sich erhob, wo es in seinem kräftigsten Aufschwung begriffen, sein Schicksal in die Hände eines Mannes gelegt sah, der gleich gross als Kirchenfürst, als Staatsmann, als Gelehrter, von den Zeitgenossen als ein Heiliger verehrt,

Digitized by Google

von der späten Nachwelt aber noch immer mit der Bewunderung angestaunt wird, welche die ganze Persönlichkeit des Mannes, seine äussere Grösse, wie seine Einfachheit, sein fester, unbeugsamer Charakter so sehr in Anspruch nimmt. Und von diesem Manne, der seit anderthalb Jahrhunderten keinen Biographen gefunden, gibt uns dieses Werk ein Bild, das vor Allem auf Wahrheit und Treue ausgehend, daher auch allen eitlen Wortprunk, alle Declamation in hochtönenden Phrasen vermeidend, desto mehr durch ruhige Fassung und Haltung und eine durchaus quellenmässige Forschung Diejenigen ansprechen wird, welche nur auf solche Darstellungen einen Werth zu legen gewohnt sind. Wohl möglich, und auch zu wünschen, dass mit der Zeit, wenn Spaniens Archive geöffnet, und ein ruhigerer Zustand des Landes auch die Benutzung der darin vorhandenen Schätze der Vorzeit möglich macht, noch Manches, was jetzt im Dunkel liegt, ein neues Licht gewinnt; von dem, was bis jetzt bekannt ist, wird man hier den sorgfältigsten und umsichtigsten Gebrauch gemacht finden: die ganze Darstellung ist darauf basirt, und in der Auswahl und Benutzung der Quellen wird diejenige Kritik festgehalten, die, von aller vorgefassten Meinung frei, nur die Erforschung der geschichtlichen Wahrheit sich zur Aufgabe gestellt hat.

Nach einem einleitenden Blick auf die politische Lage Spaniens um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, führt uns der Verf. in der Kürze die Jugendjahre des Ximenes vor und die merkwürdigen Schicksale des Franciscaner-Mönchs bis zu seiner Erhebung zum Beichtvater der Königin (Isabella), zum Ordensprovincial und dann in einem Alter von fast sechzig Jahren zum Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, womit wir ihn in das öffentliche Leben, das politische wie das kirchliche, folgen, dessen Darstellung der ungleich grössere Theil des Werkes einnimmt, da die in Beides, in Kirche wie in Staat eingreifende Thätigkeit des Mannes ein näheres Eingehen in die politischen und kirchlichen Zustände Spaniens veranlasst hat, wodurch das Werk zugleich zu einem Gemälde spanischer Zustände jener Zeit überhaupt sich erhebt, dessen hervorragendste Persönlichkeit allerdings Ximenes bildet, der nach dem Urtheil eines Zeitgenossen, an Weisheit dem Augustus an Enthaltsamkeit dem Hieronymus und an Glaubenseifer dem Ambrosius gleich war. Neben dieser Bedeutung des Mannes tritt aber auch nicht minder die gelehrte Richtung desselben hervor, in dem, was er zur Förderung der Wissenschaft unternahm und auch auszuführen verstand: die Stiftung der Universität Alcala (S. 107 ff.), die Herausgabe der Polyglotte, (über welches Unternehmen wir hier sehr genaue Nachrichten, auch manche literarhistorische Berichtigungen von dem Verf. erhalten S. 150 ff. im zwölften Hauptstück) und andere literarische Unternehmungen werden besprochen, dann aber auch die von ihm unternommene Reform des Clerus, des Secularclerus, wie der Ordensgeistlichkeit, die er, gegen sich selbst so streng wie wenige, und auch in der Zeit seines grössesten Glanzes und seiner höchsten Macht, die Strenge mönchischer Ordensregel beibehaltend, allem Luxus, wie er in Spanien eingerissen war, entfremden und auf ihre ursprüngliche Stellung zurückzuführen bedacht war. Eine ausführlichere Erörterung hat der Verf., durch die Er-

Digitized by Google

hebung des Ximenes zum Cardinal und Grossinquisitor zunächst dazu veranlasst, auch der vielbesprochenen Inquisition gewidmet (im achtzehnten Hauptstück S. 557 ff) und dieses Institut in seiner Entstehung und Begründung, wie in seiner weiteren Fortbildung, in seinem innigen Zusammenhang mit den herrschenden Zeitansichten, aus denen es zunächst hervorgegangen ist, wie mit dem Staate selbst darzustellen gesucht, um auf diese Weise eine richtige Ansicht dieses mehr politischen als kirchlichen Instituts zu veranlassen und dasselbe in seinem wahren Lichte darzustellen. Dass neben allem Dem und so manchem Andern, was damit zusammenhängt, die Thätigkeit des Ximenes in den Staatsangelegenheiten, die durch ihn zunächst gelenkt und geleitet wurden, einen Hauptgegenstand der Schrift bildet, lag ohnehin in der Aufgabe des Verfassers, der diese ausserordentliche Wirksamkeit des greisen, aber noch immer jugendkräftigen Mannes, nach aussen wie nach innen, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen und Hemmungen jeder Art durchgeht, bis zu dem am 8 November 1517 erfolgten Tod des zwei und achtzigjährigen Greises, dessen 22 letzte Lebensjahre der Verwaltung seines bischöflichen Amtes angehören und seine eigentliche Glanzperiode bilden. Er war, wie der Verf. S. 39 sagt, mitten im Reichthum arm, mitten in der Welt ein Einsiedler und mitten in der Pracht ein Ascete geblieben. Wie früher schon bei dem Tode der Isabella, zwischen dieser spanischen Königin und der englischen Elisabeth im zehnten Hauptstück S. 89 ff. eine recht interessante Parallele gezogen und nach den Eigenthümlichkeiten des Charakters beider Königinnen in einer Weise durchgeführt war, die allerdings von Seiten des Charakters, des Herzens wie des Geistes uns die spanische Königin in einem weit freundlicheren Lichte erblicken lässt, so folgt auch hier am Schluss des Ganzen im dreissigsten Hauptstück S. 561 ff. eine ähnliche Parallele zwischen den beiden schon von früheren Historikern mehrfach zusammengestellten grossen Staatsmännern und Kirchenfürsten, welche im Westen Europa's gleichsam den Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit vermittelt haben, zwischen Ximenes und Richelieu; sie ist nicht minder anziehend, wenn auch, wie wohl zu erwarten war, immerhin zu Gunsten des Spaniers ausfallend. Wir übergehen manches Andere, was von nicht minderem Interesse ist, da es hier keineswegs die Absicht ist, in eine Detailkritik einzugehen, wohl aber auf eine so gediegene und auch anziehende Erscheinung aufmerksam zu machen, die Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ein ausführliches Register, neben der Inhaltsübersicht der dreissig Hauptstücke, in welche der gesammte Stoff zertheilt ist, erleichtert sehr den Gebrauch.

De Effectu Conii in organismum animalem. Dissertatio inauguralis, quam consensu atque auctoritate amplissimi medicorum ordinis Marburgensis pro summis in Medicina, Chirurgia et arte obstetricia honoribus rite capessendis scripsit Leonardus Henr. Joan. Rossi, Marburgensis. Marburgi Cattorum. Typis Elwerti academicis. MDCCCXLIV. 49 S. 8.

Es ist erfreulich, unter dem täglich sich mehrenden Spreu der

Digitized by Google

Dissertationen-Literatur da und dort eine Abhandlung auftauchen zu sehen, welche der Auszeichnung werth, der hohen Schule zur Ehre gereicht, aus deren Schoos sie hervorging. Zu diesen besseren Inaugural-Schriften darf man ohne Scheu auch die vorliegende zählen. Sie ist der toxicologischen Untersuchung des Alkaloids gewidmet, dem der gemeine Giftschierling [Conium maculatum L.] seine energische Wirksamkeit verdankt. Der Herr Verf. hat den Stoff seines Thema in der Art geordnet, dass man den ersten Theil den historischen, den zweiten grösseren den experimentellen nennen kann.

Ob die Indier schon in alten Zeiten den Giftschierling kannten, ist ungewiss, doch nicht wahrscheinlich, indem die Pflanze im südlichen Asien nicht wild wächst, und auch eine verwandte Species sich nicht dort vorfindet, denn Conium siva oder Conium rigens Heyne ist, wie neuere Untersuchungen lehrten, identisch mit Heracleum rigens Wallich, die Pflanze gehört also nicht in die wahre Gattung Conium und dürfte in ihren Eigenschaften mit den ganz unschuldigen Arten von Heracleum übereinstimmen. Ob die alten Perser den gefleckten Schierling kannten, mag dahin gestellt bleiben, aber schon in sehr frühen Zeiten fand man diese Giftpflanze in Klein-Asien, auf den griechischen Inseln und in Hellas, wo sie noch heut zu Tage in Menge wächst. Dr. Sieber aus Prag fand sie in Menge bei Lassiti und Mangala auf Kreta. Die Einwohner nennen sie da Ascotisara, oder das giftige Kraut. Dennoch zweifelt unser Herr Verf. ob das *Κώνειον* der alten Griechen, wirklich unser jetziges Conium maculatum sey, weil einerseits die Beschreibungen, welche Dioscorides, Plinius u. s. w. von der Pflanze geben, nicht zureichen, um dieselbe sicher wieder zu erkennen, und anderntheils, weil das, was von der Wirkungsart des Gewächses in den Schriften der Alten vorkommt, nicht genau mit den Phänomenen übereinstimmt, die man in neuern Zeiten bei Vergiftungen mit dem gefleckten Schierlinge beobachtete. Was den r sten Punkt angeht, so muss man allerdings zugeben, dass die gedachten Nachrichten sehr mangelhaft sind; dennoch geht aus ihnen sehr bestimmt hervor, dass die Alten von einer giftigen Dolde reden, und wenn es nicht Conium ist, welche sollte es sonst seyn, die, in jenen Gegenden wachsend, durch narkotische Eigenschaften sich auszeichnete? Dioscorides vergleicht die Samen oder Früchte mit denen von Pimpinella Anisum L. und noch vor wenigen Jahren fiel eine Vergiftung mit den Früchten des Schierlings vor, die man für Anissamen gehalten hatte. [Jahrbuch für prakt. Pharmacie Februar 1844. pag. 108]. Ist unser gemeiner gefleckter Schierling, nicht das *Κώνειον* der alten Griechen, nicht die Dolde, welche die Athenienser als Vergiftungsmittel für Staatsverbrecher benutzten, so ist sie auch nicht die Pflanze, mit deren Saft man den tödtlichen Liquor bereitete, welchen Socrates trank. Es würde zu weit führen, wenn alles das hier erörtert werden sollte, was für und was gegen diese Annahme gesagt werden kann. Ref. schliesst sich denen an, welche die Frage affirmativ beantworten, und verweisst deshalb auf die vom Prof. Pereira in London zusammengestellten Nachrichten [Elements of Mater. med. 2. Edit. p. 1476] der bei dieser Gelegenheit sich folgendermassen äussert: Various reasons contribute to give the common opinion on this

Digitized by Google

point a high degree of probability, nämlich dass unser Schierling wirklich das sogenannte Staatsgift der Athenienser war. Dazu kommt nun noch, dass die heutigen Griechen die Pflanze, wie einst ihre Vorfahren Κώνειον nennen, wie in der 1837 in Athen gedruckten Pharmacopoea graeca ausdrücklich gesagt wird.

In dem zweiten Theile der Dissertation gibt der Herr Verf. umständliche Nachricht von den Versuchen, die er an Thieren mit dem Coniin anstellte, er benutzte dazu Vögel [Tauben, Eule, Habicht] Säugethiere [Hunde, Kaninchen, Maulwürfe, Eichhörnchen, Igel], Amphibien [Frösche, Ringelnatter, Blindschleiche] und Fische, wobei die beobachteten Symptome, so wie der Erfund in den Cadavern der durch das Alkaloid getödteten Thiere mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit mitgetheilt werden.

Wenn es eben so wichtig ist, alte Irrthümer zu widerlegen, als vorher unbekannte Wahrheiten auszumitteln, so muss man unserm Herrn Verf. auch das erste Verdienst zuerkennen. Wie oft wurde die Stelle des Lucretius nachgeschrieben:

> Quippe videre licet pinguescere saepe cicuta.
> Barbigeras pecudes, homini quae est acre venenum.

bis i. J. 1838 Pöhlmann in Erlangen einen Bock mit Schierling vergiftete, und so zeigte, dass Lucretius übel berichtet war. Seitdem Galen versicherte, dass die Staaren ungestraft Schierling fressen, kehrte diese Angabe in unzähligen naturhistorischen Büchern wieder, allein unser Herr Verf. gab einem solchen Vogel 1/2 Tropfen Coniin, er wurde sofort von den gewöhnlichen Symptomen der Schierlingsvergiftung befallen und verschied schon nach 30 Secunden. Wer da weiss, wie leicht und wie häufig die verwandten Doldenpflanzen mit einander aus Unkunde in der Botanik verwechselt werden, der wird sich über diese im Alterthum begangenen Irrungen eben nicht sehr wundern.

Indem nun D. Rossi aus allen seinen an Thieren vorgenommenen Versuchen die allgemeinen Thatsachen zusammenstellt, theilt er die Wirkungen des Coniin in die localen und generellen; erstere manifestiren sich durch ihre Irritation der Schleimhäute, worauf bald vermehrte Secretion derselben, Congestion nach dem gereizten Theile, Blutstasis und dann heftige Nervenaffectionen folgen. Sehr energisch ist der Effect, sobald das Coniin in den Kreislauf des Blutes gekommen ist: die davon abhängenden Symptome lassen sich in die primären und secundären oder in die der Irritation und der Paralyse unterscheiden. Das Gift wirkt insbesondere auf das Gehirn und Rückenmark, doch so, dass vorzugsweise das kleine Gehirn, die Medulla oblongata und der untere Theil der Medulla spinalis afficirt wird, auch sucht der Herr Verf. nachzuweisen, dass das Gift nicht, wie Christison in Edinburg glaubte, durch Asphyxie, sondern vielmehr durch Apoplexie oder Lähmung des Cerebrospinal-Systems tödte. Endlich will derselbe eine eigne Weichheit der Nervensubstanz zumal an den vorzugsweise afficirten Theilen beobachtet haben, wodurch sich allerdings einige Symptome der Schierlingsvergiftung näher erläutern lassen.

Sehr wäre zu wünschen, dass der Herr Verf. auch noch ferner dieser

Digitized by Google

Pflanze seinen Fleiss und Aufmerksamkeit widmen möge. Besonders interessant würde es seyn, die Entwicklung des Coniin durch alle Stadien der Vegetation näher zu untersuchen, und besonders auszumitteln, wie sich die Menge des Coniin in den Blättern, in der Wurzel im ersten und, zweiten Lebensjahre, in den Früchten vor und nach der Reife verhalte, auf welche Weise ohne Zweifel die Ursache mancher Widersprüche über Wirkungsweise des Schierlings aufzufinden seyn dürfte.

Dierbach.

Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin im Jahre 1843 in allen Ländern. Herausgegeben von Dr. Canstatt und Dr. Eisenmann. I. Band. Bericht über Biologie. 1. Heft. II. Band. Bericht über die gesammte Heilkunde. (1. Band). Allgemeine Nosologie und Therapie. I. Heft. III. Band. Bericht über die gesammte Heilkunde (II. Band) Lokalpathologie 1. Heft. IV. Band Bericht über die gesammte Heilkunde. (III. Band). Specielle Pathologie 1. Heft. Erlangen 1844. Verlag von Ferd. Enke. Lex.-Format.

Ueber den Nutzen umfassender Uebersichten über den Gang und die Fortschritte der Heilkunde bedarf es wohl um so weniger einer speciellen Erörterung, als einerseits bei der täglich wachsenden Ausbreitung der medicinischen Literatur das Bedürfniss nach resummirenden Zusammenstellungen allgemein gefühlt und öffentlich ausgesprochen worden ist, (z. B. von der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Freiburg 1838); anderseits aber von mehreren Redaktionen (Hufelands Journal, Gazette méd de Paris, Hamburger Zeitschrift, Häsers Archiv etc.) und Schriftstellern (Buff, Sachs etc.) bereits Versuche gemacht wurden, diesen Gedanken in die Wirklichkeit einzuführen. Dass es keinem besser gelungen, diese Idee zu realisiren, als dem vorliegenden Werke, beweisen die bereits früher erschienenen Jahrgänge desselben, die Jahresberichte über die Jahre 1841 und 1842, sowie die erfreuliche Theilnahme, welcher sich dasselbe allerseits rühmen darf, indem eine Anzahl von 1300 Abnehmern gewiss ein richtiger Fingerzeig für die wahre Würdigung desselben von Seiten des literarischen Publikums ist.

Diese Popularität verdankt das Werk aber nicht nur seiner zeitgemässen Idee, sondern eben sowohl seiner Ausführung, zu welcher Herausgeber und Verleger in gleicher Weise thätigst beitrugen: Ersteres durch eine systematische Ordnung, Umfassenheit und Gründlichkeit, Letzterer durch splendide Ausstattung und die bedeutenden Opfer zur Herbeischaffung des Materials. Ausser den selbständigen Werken werden alle zugänglichen Journale zerschnitten und an die betreffenden Referenten versendet, wodurch zwar die möglichste Vollständigkeit erzielt wird, der Verleger aber durch den Verlust der Journale bedeutenden Schaden erleidet.

Bei der grossartigen Anlage des Werkes war es vorauszusehen, dass sich der Ausführung mannichfache Schwierigkeiten in den Weg stellen

Digitized by Google

mussten. Hierher gehört die nicht immer gleiche Abfassung der Berichte, welche von den vielen zerstreut wohnenden Referenten abhängt, die Verspätung in der Einsendung der Referate, welche das Erscheinen des Ganzen verzögert, die Ueberschreitung der anfänglich gesetzten Bogenzahl, welche natürlich das Ganze vertheuren muss, die abgerissene Paginirung der einzelnen Artikel, welche die leichte Brauchbarkeit beeinträchtigt. Diese und ähnliche kleinere Uebelstände traten natürlich erst dann in's rechte Licht, als man mit der Ausarbeitung beschäftigt, die Einzelnheiten des Planes erst in's Auge fassen konnte und sie sind von der Art, dass sie weder dem Herausgeber noch dem Verleger zur Last fallen.

Um daher ihrem Werke möglichste Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit zu geben, haben Herausgeber und Verleger diesen Uebelständen möglichst abzuhelfen gestrebt und desshalb in einem im Mai v. J. ausgegebenen Prospektus die passenden Wege bekannt gemacht, auf welchen sie dieses zu bewerkstelligen hoffen.

Was nun den innern Gehalt dieser Verbesserungen anbelangt, so hat sich Prof. Canstatt, welcher als Universitätslehrer und Direktor des Erlanger Krankenhauses mit vielen Geschäften überhäuft ist, den durch seine Schriften, wie durch seine Schicksale rühmlichst bekannten Dr. Eisenmann als Redaktionsmitglied beigesellt, der trotz seines Missgeschicks und seiner leidenden Gesundheit mit der rüstigsten Kraft sich in der medicinischen Literatur auszeichnet.

Was die formellen Verbesserungen betrifft, so hat die neue Redaktion sich vorzüglich bemüht durch eine strenge Systematik das weitläufige, Detail recht übersichtlich zu machen. Die neue Anordnung ist in Kürzem folgende:

A. Bericht über die Biologie.

Dieser Abschnitt umfasst die beschreibende Anatomie, Histologie mit Mikroskopie, physiologische Chemie und Physik, die Physiologie, Anthropologie und Phrenologie. Im Druck 15 — 18 Bogen; Preis 4 fl. — 2 Thlr. 8 gr.

B. Bericht über die gesammte Heilkunde (in 3 Bänden.)

1. Band umfasst die allgemeinen Wissenschaften: Encyklopädie, Geschichte, pathologische Anatomie, Chemie, Mikroskopie und Physik, allgem. Nosologie, Aetiologie, Diagnostik, Semiotik, Therapie, Heilmittellehre, Operations-, Verband- und Instrumentenlehre, Diätetik und Krankenwart.

2. Band behandelt die Lokalpathologie und Therapie: nämlich die Pathologie des Nervensystems, (mit Einschluss der Psychiatrie) Pathologie der Sinneswerkzeuge, des Bewegungsapparats, der Haut, des Circulationssystems, der Respirationswerkzeuge, der Verdauungsorgane (nebst der Zahnheilkunde) der Harnwerkzeuge und männlichen Geschlechtsorgane.

3. Band umfasst die specielle Pathologie und Therapie in den 3 Classen: 1. Krankheiten der Form (Chirurgie) 2. Krankheiten der Lebensverrichtungen (einfache Funktionsstörungen, Entwicklungsstörungen, dyskrasische Krankheiten). Als Anhang enthält dieser Band noch die Personenkrankheiten (der Weiber, Kinder, Greise, Gewerbe) Ortskrankheiten (Endemien) und Zeitkrankheiten (Epidemien) endlich die Geburtshülfe.

Digitized by Google

Diese 3 Bände sind im Druck auf 100 Bogen, im Preise auf 18 fl. oder 10 Thlr. 18 gr. angeschlagen.

C. Bericht über die Staatsarzneikunde.

Derselbe umfasst die Hygieine, gerichtliche Arzneikunde und die Beurtheilung simulirter Krankheiten (eigentlich schon ein Zweig der gerichtlichen Medicin. Er wird auf 10 — 12 Bogen angeschlagen und kostet 2 fl. oder 1 Thlr. 4 gr.

D. Bericht über die Pharmazie.

Hierher gehört Pharmakognosie, Pharmazie, Pharmakologie und Taxikologie, zu 15 — 18 Bogen, im Preise von 4 fl. oder 2 Thlr 8 gr.

E. Bericht über die Thierheilkunde, 3 Bogen zu 24 kr. oder 6 gr.

F. Bericht über Chirurgie und Geburtshülfe, ein besonderer Abdruck aus dem Berichte B. zu 15 — 18 Bogen, im Preis von 4 fl. — 2 Thlr. 8 gr.

Es erschienen somit 6 Separat-Jahresberichte, wovon D. und F. nur besondere Abdrücke aus dem Berichte B. sind, und können einzelne bezogen werden, was die Verbreitung gewiss sehr erleichtert. Für die Abnehmer des gesammten Jahresberichtes ist der Preis, welcher bei Bezug der einzelnen Berichte gegen 30 fl. — 17 Thlr. sich belaufen würde, auf 24 fl. oder 14 Thlr. preus. Ct. herabgesetzt. Die Redaktion hat es sich angelegen sein lassen, die Referate zweckmässig abzutheilen und hat zu ihrer Abfertigung eine bedeutende Anzahl rühmlich bekannter Schriftsteller gewonnen, wovon wir nur einzelne nennen wollen: z. B. Eisenmann für das Referat der Neurosen, Valentin für die Physiologie, Henle für allgem. Anatomie, Scherer für physiologische und pathologische Chemie, Hergt für Staatsarzneikunde, u. s. w. Es sind alle Anordnungen getroffen, den Mitarbeitern die betreffenden Schriften auf das prompteste zuzusenden, so dass die Verlagshandlung die Ausgabe der Jahresberichte bis zur Mitte jedes folgenden Jahres mit Sicherheit versprechen kann.

Der vorliegende Jahrgang des Jahresberichtes von 1843 ist nun bereits nach der neuen Ordnung redigirt, wie dieses schon aus dem Titel erhellt. Die enthaltenen Referate sind kürzlich die nachfolgenden: Heidenreich über physiologische Physik und Ohrenheilkunde, Wallach über beschreibende Anatomie und Histologie, Scherer über physiologische und pathologische Chemie, Albers über pathologische Anatomie, Amelung über Psychiatrie, Eisenmann über Neurosen, Beger über Augenheilkunde. Hecker über Chirurgie, Schleiss von Löwenfeld über Wunden und fremde Körper; — Artikel, welche durch Präcision und Vollständigkeit die genügendste Bürgschaft für das Gelingen des Unternehmens darbieten.

Neben diesem Unternehmen, das sich auf der Vertrauen einflössenden breiten Grundlage der Solidität erhebt, hüpft ein anderes zwerghaft einher, welches sich kluger Weise unter der bereits anerkannten Firma sich einzuschmuggeln bemüht ist. Wir meinen den bei Otto Wigand in Leipzig erscheinenden Jahresbericht, welcher recht pfiffig, um wenigstens den Schein eines Plagiates zu vermeiden, nur als Supplement der Schmidt-

Digitized by Google

schen Encyklopädie der Medicin angezeigt worden war, sogleich aber Titel und Gestalt — selbst die Umschlagfarbe des Canstatt'schen Jahresberichts annahm. Wir lassen es dahin gestellt, in wie weit sich ein solches Beginnen mit den Begriffen der unter der Buchhändlerwelt geltenden Ehre vereinbaren lässt, um so mehr da diese Pseudosupplemente den Orginal-Jahresbericht durch Vorspiegelung von Kürze und Billigkeit aus dem Sattel zu heben sich bemühen. Wir wollen auch nicht berühren, wie weit es mit Schriftstellerehre vereinbar ist, eine solche plagiarische Buchhändlerspekulation mit ihrer Feder zu unterstützen. Wir wollen hier nur kurz beleuchten, welchen Vortheil die Wissenschaft aus diesem Benehmen ziehen wird und ob der Leipziger Pseudobericht auch seine Versprechen wird halten können.

Der Verleger will in einem Raume von 90 — 100 Bogen Quart also 45 — 50 Bogen Octav das zusammendrängen, was dem Canstatt'schen Jahresbericht nach Ausweis der beiden ersten Jahrgänge nicht auf 100 Bogen Octav zu leisten möglich war. Es wäre lächerlich, wollten wir ein Wort darüber verlieren, ob diess angehen kann, da die Erfahrung bereits entschieden hat. Es ist also nur möglich, die oben angegebene Bogenzahl und den damit verbundenen billigen Preis einzuhalten, wenn man aus dem Jahresberichte eine Menge Gegenstände weglässt, welche die Vollständigkeit fordert, und welche, wenn auch nicht für alle, doch für viele auf dem Standpunkte der Wissenschaft wesentliches Interesse haben. Dass diess in dem Pseudobericht geschehe, sehen wir denn auch bereits in den ersten Lieferungen desselben, welche eigentlich nur einen Auszug aus den Schmidt'schen Jahrbüchern wieder geben. Ob man diesem nun für einen Jahresbericht über die gesammte Medicin ausgeben dürfe, mag sich Jeder selbst beantworten.

Und somit glauben wir, dass das Urtheil des literarischen Publikums nicht wohl darüber in Zweifel bleiben kann, was es von beiden Seiten zu erwarten habe, oder welches Unternehmen seiner besondern Unterstützung würdig sey. Gerade in unserer Zeit, wo alle Beziehungen so gerne nach ihrem klingenden Werthe angeschlagen werden, wo dieser unselige Typus unserer nüchternen praktischen, d. h. erwerbsüchtigen Gegenwart auch in der Wissenschaft und zwar durch die Taglöhner derselben — die Buchspekulanten — zum Nachtheil wahrer Bildung eingeschleppt wird, ist es uns ein wahres Vergnügen, über diesen Punkt entschieden unsere Ansicht auszusprechen, und einen solchen Kärner, der durch seine Batzen den Entwicklungsgang der Wissenschaft sich zinsbar machen zu können glaubt, in seinem wahren Lichte darzustellen. Denn es handelt sich hier nicht um Enke oder Wigand, sondern um das Interesse der Wissenschaft.

Quitzmann.

Digitized by Google

Erwiederung.

Der im letzten Hefte dieser Jahrbücher (1844) S. 942—943 abgedruckte Brief des Hrn. Napiersky, meine Ausgabe der livl. Reimchronik betreffend, erheischt meinerseits einige Erläuterungen.

Unter den daselbst gemachten Ausstellungen hat es nur mit einer einzigen, sehr unbedeutenden, seine Richtigkeit. Es ist nämlich in der Verszählung einigemal gefehlt worden. V. 850 und 1455 wurde je ein Vers übersprungen. Der Hauptfehler (an dem ich keine Schuld trage, da meine Correcturbogen das Richtige zeigen) befindet sich aber S. 321, wo von V. 11,919 auf 11,840 zurückgegangen ist. Zählt man von 11,919 gleichmässig fort, so ergibt sich die Gesammtzahl von 12,019 Versen, also noch 2 Verse mehr, als nach Hrn. N's., übrigens richtiger, Zählung. Es fehlt daher nichts Aufzusuchen, wo zwei Verse, die ich mehr habe, überzählt seyn mögen, dazu gebricht es mir, gerade wie Hrn. N., an Zeit und Geduld, d. h. ich halte diesen Fehler für einen durchaus unerheblichen, die Brauchbarkeit meiner Ausgabe nicht im geringsten gefährdenden. Wie leicht es ist, sich in Zahlen zu irren, zeigt Hrn. N's Brief, wo die 78 Verse, die bei mir fehlen sollen, einige Zeilen weiter unten auf 73 reduzirt werden. Um so verzeihlicher ist ein solcher Irrthum bei 12,000 Versen.

Dagegen ist V. 3448 **wider** für **sider** ein blosser Druckfehler, obschon Hr. N. that, als sey diess eine absichtliche Aenderung von mir. Wäre diess der Fall, so würde ich in den Lesarten ohne Zweifel Rechenschaft gegeben haben. Wenn aber H. N. hinzusetzt, es kämen derlei fehlerhafte Aenderungen „bisweilen" vor, sich aber mit Anführung einer Einzigen begnügt, so finde ich diess höchst sonderbar. Nicht dass ich mir schmeichle, der angeführte Druckfehler sei unter 12000 Versen der Einzige: ich hätte aber doch gewünscht, H. N. möchte mir seine weitern Entdeckungen ebenfalls mitgetheilt haben.

H. N. sagt ferner: nach den Ankündigungen des lit. Vereins hätte man einen Abdruck der Heidelberger Hs. erwarten sollen; nun sey aber meine Ausgabe weiter nichts als ein Wiederabdruck der Bergmann'schen. Beides muss ich in Abrede stellen. Dass letzteres nicht der Fall ist, gesteht H. N. selbst, indem er von Aenderungen spricht, die ich mit dem Bergmann'schen Abdrucke vorgenommen habe. Und die Heidelberger Hs. abdrucken zu lassen, konnte mir nie einfallen, so lange in dem Bergmann'schen Abdrucke ein besserer Text vorlag. Ueber die H. Hs. bemerke ich in meiner Vorrede: ich hätte mich bald überzeugt, dass sie nur eine Abschrift der Bergmann'schen sey; dass überdiess ihre Schreibweise von einer vollständigen Vergleichung abschreckte, und dass man Anderes als schlechte, verderbte Formen kaum daraus hätte entnehmen können. Als ich dieses schrieb, war ich bei vollkommenem Bewusstsein und meine Ansicht von der Sache hat sich seitdem nicht im Geringsten geändert, selbst nach Lesung des Sendbriefes nicht. Bevor daher H. N. meine Aenderungen „willkürlich und eigenliebig" nannte, wäre es seine Pflicht zu beweissen: dass meine Bemerkung über die Heidelberger Hs. falsch und unrichtig; zu beweissen, dass **czynz** für **zins**, **drathe** für **dráte**, **duczcze** für **diutsche**, **ouch vorgen** für **iu verjehen**, und wie

Digitized by Google

die Ungeheuerlichkeiten alle heissen, gute, zulässige, brauch- und gangbare Sprachformen des 13. Jahrh. seien. Meine Aenderungen in der Schreibweise sind aber keine willkürliche, sondern durch Grammatik, Vers und Reim sowie Kenntniss der Sprache und Sprachdenkmäler dieses Zeitraumes bedingte; und wie weit man einer Hs. folgen darf, glaube ich ungefähr zu wissen. Zudem waren für die verderbten Formen der H. Hs. in der Bergmann'schen meist bessere geboten (z. B. schreibt sie nider, wider für nedir, wedir), obschon auch diese nicht vorzüglich zu nennen ist.

Von meinen wirklichen Textverbesserungen sagt H. N. kein Wort, obschon er hier vortreffliche Gelegenheit gehabt hätte, meine „Willkür" in helles Licht zu stellen. In meiner Ausgabe steht 2577 lâgen für clagen; 2586 iu vür wâr für ouch vil war; 2651 ûf die wer für of daz wer; 2713 der ich iu einen nennen wil für dyr ouch ich eyne nemen w.; 2764. wir sin verladen für wer vorladen. 2774. wir für wil. 2846. dô sân für dan. 2861. gehurt (gestossen, gerannt) für gevurt. 2891. vart f. wart. 2900. nam f. man. 2901. 2902. dâ: sâ für do: vro. 2921. daz ir die satztet ûf ir recht für d. er dy sachezczet of ir r. 3081. geschicht für gesicht. Solcher Aenderungen konnte H. N. noch die Menge finden. Und doch gibts noch manche Stellen, von deren Aenderung ich abstehen musste. So theilte mir eine recht schöne Verbesserung Jacob Grimm unlängst brieflich mit, ohne sich über meine „Willkür" zu beschweren: „3084 ist zu lesen über houbet. — Ueber houbet houwen oder vechten ist sprüchwörtliche Redensart".

Somit wird man nun all den Unsinn der Heidelberger H., zusammen mit der schauderhaften Orthographie in Hrn. N's Ergänzung „mit der grössten Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Pünktlichkeit" abgedruckt finden, denn „die Lesarten der Handschriften dürfen nicht so willkürlich umgeändert werden." Dafür hat nun der Leser das Vergnügen, den verderbten Text eines rohen und ungebildeten Schreibers des 15. Jahrh. mit „Haut und Haar" zu geniessen. Ob. H. N. in den Anmerkungen vielleicht Besserungen oder Conjecturen anbrachte, weiss ich nicht, da ich seine Ergänzung hier nicht bekommen kann; fast möcht ich es aber bezweifeln, indem die Art seines Tadels von keiner richtigen Einsicht in die Sache zeugt. Hrn. N. kann ich aber versichern, dass ein buchstäblicher Abdruck mir weit leichter geworden wäre, als die Bearbeitung, die ich mit der livl. Reimchronik vorgenommen habe. Damit wäre aber den Vereinsmitgliedern schwerlich gedient gewesen. Heutzutage genügen blosse Abdrücke schlechter Hss. nicht mehr und mit Recht verlangt man vom Herausgeber, dass er Lesbares d. i. Verständliches bringe. Wer seinen Büchern Leser wünscht, muss für dieselben auch etwas thun wollen. Ich befürchte daher nicht, dass der von Hrn. N. hervorgehobene Vorzug des Drucks und Papiers der Einzige sey, den der Kundige meiner Ausgabe zugestehen werde.

Auf Hrn. N's Brief, hätte er mir allein gegolten, würde ich nichts erwiedert haben. Aber dem Interesse des liter. Vereins glaubte ich es schuldig zu sein, die gemachten Ausstellungen in ihr Nichts aufzulösen.

Stuttgart, am 14. Januar 1845.

Franz Pfeiffer.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Etudes historiques. La barbarie Franke et la civilisation Romaine par P. A. F. Gérard. Bruxelles, chez Aug. Degq. 1845. 281 Seiten in gr. 12.

Von dem durch Verdienst um Rechtspflege ausgezeichneten Verfasser dieser kleinen historischen Arbeit (Substitut Auditeur général à la haute cour de justice militaire de Bruxelles) hat neulich Ref. in diesen Blättern die für die Geschichte des letzten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts wichtigen, von ihm redigirten Documente und Denkwürdigkeiten seines Landsmannes Rapedius de Berg angezeigt; in diesem Büchlein widersetzt er sich muthig dem Bemühen vieler Gelehrten und Regierungen unserer Tage, die Geschichte aus dem Leben wiederum in die Studierzimmer der in bestaubten Pergamenten wühlenden Gelehrten zu verbannen. Die papistische Geistlichkeit, und besonders die Jesuiten, sind in Belgien in unsern Tagen eben so geschäftig, als in andern Staaten und Gegenden, um ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, die seit 1770 errungenen Vortheile wieder zu entreissen und die Geschichte nebst dem Kirchenrecht wieder zu behandeln, wie beide vor der Reformation behandelt wurden. Diess hat den Unwillen des würdigen Verfassers erregt; er hat sich daher bemüht, eine Ansicht der Geschichte durchzuführen, welche der herrschenden romantischen, frömmelnden und jesuitisch-philosophischen der protestantischen und katholischen Schulen und Systematiker entgegengesetzt ist. Er scheint uns das Extrem der Entgegensetzung nur darum zu verfolgen, um die Pfaffen, die absichtlich lügen, zu beschämen, und den liberalen Schriftstellern, welche, wie er sagt, in Belgien aus Scheu vor der Menge die Wahrheit nicht zu sagen wagen, zu zeigen, dass man ein Extrem nur durch das Andere, nie durch ein Juste milieu vernichten kann. Wie weit es in Belgien die Pfaffen gebracht haben, wird man aus Herrn Gérard's eigenen Worten am besten sehen:

Nous rougissons par fois en lisant les ouvrages modernes, de voir des hommes de talent céder à des craintes honteuses et sa-

Digitized by Google

crifier leurs opinions à l'empire des préjugés philosophiques ou religieux, qui constituent l'opinion publique. Il semble, surtout depuis que Mr. Eugène Sue publie le Juif Errant, qu'on ait pris chez nous les Jésuites au sérieux. Il n'est pas jusqu' aux éditeurs qui ne craignent de mettre leur nom à tout ce qui n'est pas susceptible de recevoir l'Imprimatur de bevèché. Dans ce pays de vanterie, où tout le monde fait parade d'indépendance de caractère, où l'on parle avec une liberté, qui souvent passe les bornes de la raison, on écrit aujourd'hui l'histoire comme faisaient jadis les Benedictins, sans aperçus, sans oser émettre une réflexion. On fait des livres comme s'ils étoient destinés aux enfans et l'on craint que la mère n'en défende la lecture à sa fille.

Das eitle Treiben der unter allerlei religiösen, philosophischen, politischen und andern Vorwänden Sagen und Legenden, theologische Grillen und hierarchische Gaukelei nebst alten Fabeln wieder ins Publicum bringenden Gelehrten, hat den Verfasser des Büchleins ärgerlich gemacht; er sieht daher in der Hierarchie des Mittelalters und in den Römern, von denen sie herkam, nur allein Feinde des Lichts und der Wahrheit, und eifert also gegen sie. Ob ihn sein Unwille zu weit treibt, wissen wir nicht; er sagt uns aber, dass das verrätherische Juste milieu der freisinnigen Belgier es nothwendig mache, dass er beweise, dass überall, wo man im Kampfe ist, die, welche auf beiden Achseln tragen wollen, am mehrsten zu verwünschen sind, weil sie zugleich Licht und Finsterniss predigen, oder Gott und den Teufel zu gleicher Zeit zu Freunden haben wollen.

Ich habe gar nichts dagegen, sagt Herr Gérard, dass die katholisch-politisirenden Schriftsteller den Ton der Mönche und Pfaffen anstimmen, denn ihre Stirn erröthet nie, sie haben die Art von Muth, die zu einer Schriftstellerei, wie die ihrige ist, gehört; sie scheuen sich ja nicht, offen auszusprechen, nach welchem Ziele sie streben; dass aber Leute, welche Freiheit und das Recht der Vernunft gegen den Aberglauben vertheidigen wollen, den Pfaffen nachsprechen, das ist ganz unerträglich. Wenn gebildete und verständige Schriftsteller Fanatismus begünstigen, wenn sie ohne Einwendung, ohne Beschränkung oder Bemerkung alte abgedroschene Histörchen nacherzählen, ohne selbst daran zu glauben; dann verdienen sie Verachtung. Ihr Treiben ist offenbar Heuchelei, hervorgegangen aus einem gar zu grossen Verlangen, ihren Büchern Leser und Käufer zu verschaffen.

Digitized by Google

Sein Büchlein, fügt der Verf. hinzu, solle dienen, um auf den Unfug aufmerksam zu machen, der nach der Weise des siebenzehnten Jahrhunderts jetzt von Sophisten mit historischer Gelehrsamkeit getrieben werde. Es sey dahin gekommen, dass man getrost nacherzähle, was in irgend einer Legende, Urkunde, Chronik vorkomme, möge es noch so absurd und unwahrscheinlich seyn

Herr Gérard beginnt seinen Beweis, dass die rohen Franken und ihre unverdorbene Natur sehr viel besser gewesen seyen, als die christlichen Römer und ihre Civilisation mit der Geschichte der Besetzung Galliens durch die Franken. Mit den Quellen in der Hand, geht er diese kritisch durch, und macht überall auf Abgeschmacktheiten aufmerksam, und berichtet die Geschichten, die zwar von lateinischen Schriftstellern berichtet sind, welche aber gleichwohl entweder offenbar erdichtete Umstände berichten, oder doch keine Kritik aushalten. Gelegentlich wird dabei die römische Cultur der Zeiten des sinkenden Reichs in ihrer ganzen Blösse, und zwar zum Theil mit den Worten der Quellen dargestellt. Leider citirt der Verfasser gar zu oft Michelet und Ségür. Diess thut dem Ref. aufrichtig wehe, da ihm Herrn Gérard's Versicherung eine weit bessere Bürgschaft scheint, als Ségür's Phrasen. Seite 87 kommt er auf den Einfluss der Art Christenthums, welches schon zur Zeit Julian's für Lehre des göttlichen Propheten von Nazareth ausgegeben ward. Herr Gérard bemerkt ausdrücklich, dass er von der reinen, christlichen Lehre nicht reden dürfe, weil diese als solche keinen politischen Einfluss gehabt habe, sondern er rede ganz allein vom Cultus und von der hierarchischen Einrichtung. Er glaubt daher beweisen zu können, dass nicht der Einfluss des Christenthums, sondern die den eindringenden Barbaren eigene Einfalt, Natur und ihr Rechtsgefühl sowohl die damals ganz entartete Menschheit, als auch die unter den Römern ganz entstellte christliche Religion wohlthätig gemacht habe, was sie sonst damals nicht mehr gewesen sey. Er sagt S. 89:

Aux barbares appartient donc la gloire d'avoir régénéré la société non au christianisme. Celuici auroit péri dans la débâcle générale s'il n'avoit appelé la barbarie à son secours, et s'il n'avoit été protégé par elle contre lui même, car les sectes dissidentes étaient aussi bien l'une comme l'autre le christianisme. Ces sectes livrées à elles mêmes, auraient toutes suivi la même pente; elles se seraient epuisées en vaines querelles et auraient fini comme fuit l'église d'Orient, où les Ariens et les catholiques marchèrent.

Digitized by Google

dans la même voie pendant plusieurs siècles. La soif des richesses, le désir de la gloire, l'amour de la puissance les entraînèrent tous dans des désordres, des crimes, qui devaient nécessairement les conduire à leur perte. Les divines théories du Christ, qu'ils prétendaient professer, étaient impuissantes pour arrêter les excès et le débordement des passions humaines.

Nach dieser Ansicht schildert der Verf. zuerst die, trotz der christlichen Religion, steigende Verdorbenheit und Entartung der Römer, dann handelt er von der trotz alles Heidenthums Jahrhunderte lang fortdauernden Kraft, Einfalt, Sittenreinheit der germanischen Stämme. Zu diesem Zweck geht der Verf. im Folgenden die Geschichte der Rheingegenden von Julian's Zeit bis in das spätere Mittelalter durch. Gleich anfangs schreibt er das Emporkommen der Carolinger bloss dem Umstande zu, dass die Franken in Neustrien der Verdorbenheit der christlich-römischen Civilisation unterlegen seyen, dagegen die austrasischen Franken, zu denen die Carolinger gehörten, sich unverdorben und kräftig erhalten hätten. Er sagt p. 156:

L'élévation des Pepin au trône de France fut la conséquence de la suprématie naturelle des Barbares purs, sur les barbares mêlés et corrompus — — — —. Ils n'avoient pas besoin d'user de moyens corrupteurs; ils étaient maîtres par le droit que donne la victoire; ce fut plustôt le contact de l'ancien monde gallo-romain; ce furent peutêtre aussi les intrigues des anciens maires du palais, des Ebroins, des Berthaires, qui, s'ils n'étaient pas d'origine Romaine, s'étaient identifié à l'esprit romain. Il parait certain, du reste, que Pepin trouva dans le Ni-Oster des Franks restés fidèles aux traditions barbares, et qui lui prêtèrent leur appui afin de se soustraire eux mêmes à l'influence des hommes civilisés. —

Die gerühmten Weiber und Pfaffen der Chroniken und Legenden werden in den Mönchsgeschichten selbst ganz treuherzig mit solcher Naivität geschildert, dass es dem Verf. leicht wird, zu beweisen, dass Pipin's von Heristall rechtmässige Gemahlin Plectrudis schlechter als seine Beischläferin Alpais, und dass der Plectrudis geistliche Freunde, der heilige Beregis und der heilige Lambert, tief unter dem Friesen Ratbod standen, so roh der war. Der Alpais halb heidnischer Sohn Carl Martell rettete das Reich, welches Plectrudis und ihre Freunde, die Heiligen, durch Cabalen und Intriguen zu Grunde richteten. Der heilige Beregis, der erste

Digitized by Google

Abt des von der Plectrudis gestifteten Stifts St. Hubert, war freilich Seelsorger der Plectrudis, sagt der Verf., und Erzieher ihrer Kinder; aber nach der Legende selbst (dabei citirt Herr Gérard S. 160: histoire du monastère de Set. Hubert en Ardenne composée par Dom Romuald Hankard, religieux du même monastère Manuscrit) war er ihr zugleich leiblich näher, als Pipin lieb seyn konnte. Der gute Pipin hatte gleichwohl so viel Vertrauen zur Plectrudis, dass er als guter Christ dem Heiligen nachstand und der Plectrudis erlaubte, mit ihrem Heiligen Beregis oft Excursionen in den Ardennen-Wald zu machen. Bei einer dieser Excursionen, sagt die Geschichte, erhielt die Prinzessin einen Brief vom Himmel, der sie bewog, die Abtei St. Hubert zu gründen. Daraus sehen wir andern Weltleute, fährt der Verf. fort, ganz deutlich, dass die Kirche das Werkzeug war, dessen man sich bediente, um den verderblichen römischen Einfluss auch nach Austrasien zu bringen, und dass diese Kirche zunächst die Weiber zu ihrem Zweck gebrauchte. Plectrudis gab sich um so leichter diesem Einfluss hin, als dieser Einfluss ihr an der Kirche einen Bundesgenossen gegen ihre Nebenbuhlerin verschaffen sollte.

Die Geschichte der Plectrudis und ihrer Cabalen, die Verwirrung des Reichs, die Gefahr von Friesen, spanischen Mauren und andern Feinden, die Verfolgung der Alpais und ihres Sohnes Carl Martell, die Errettung des Reichs durch den Letztern, dienen dem Verf. vortrefflich, um zu zeigen, wie viel besser Barbarei sey als Pfaffenthum. Er beweiset zu dem Ende auch, wie misslich es mit dem Märtyrthum des heiligen Lambert steht. Ref. glaubt, dass der Verf. mehr drohend habe andeuten wollen, wohin es die Jesuiten jetzt wie im Anfang des 18. Jahrh. bringen werden, als dass es ihm völlig Ernst damit sey, dass er durchaus Niemanden unter den Römern und Christen als unverdorben gelten lässt. Es scheint uns, er habe den Schwätzern, allen den Leuten, die jetzt ihre Seelen für Geld, Stellen, Orden verkaufen, den Pfaffenknechten, nur andeuten wollen, wohin es bald kommen muss, wenn sie fortfahren, das Volk, die Weiber und die Regierungen im Dunkeln zu halten und Alles aufs Aeusserste zu treiben. Das wird und kann auf die Dauer mit den Fortschritten in andern Dingen nicht bestehen. Es wird gehen, wie es in der französischen Revolution gegangen ist, es wird sich ein weltliches und ein gotteslästerndes Toben erheben; dieses Letztere wird doch am Ende die Pfaffen, aber auch die Moral niederschreien. Schon jetzt fehlt es mitten unter dem fa-

Digitized by Google

natischen und pietistischen Treiben der Schwelgenden, die sich in den Himmel beten wollen, dessen sie durch ihre Lebensweise und ihre Eitelkeit sich ganz unwürdig machen, an Vorzeichen der Himmelsstürmerei und der Verachtung jedes religiösen Gefühles durchaus nicht. Ernste Männer, die gern das Bestehende aufrecht zu halten bemüht seyn würden, wenn man nur nicht ganz blind gegen alles Vernünftige tobte, sehen schon jetzt ein, dass die, welche das Wort führen, nicht durch Gründe, weder durch historische noch durch philosophische zu bekämpfen sind. Man muss sie entweder mit der Faust verjagen, oder ihren Fanatismus mit stürmendem Unglauben niederrennen, sonst trotzen sie dreist aufs Vorurtheil. So war es mit den Absolutisten der Revolutionszeit, ein Lafayette und Bailly so wenig als ein Guadet, Vergniaud, Lanjuinais vermochten etwas gegen sie; nur ein Danton und Robespierre waren ihnen gewachsen. Es werden sich daher auch jetzt, spät oder früh, das lässt sich nicht bestimmen, in dem schon begonnenen geistigen Kampfe gegen die Pfaffen, gegen ihre Schützer in den Cabinetten und gegen die von diesen bezahlten Sophisten, wie das in Frankreich zur Schreckenszeit geschah, alle die Aeltern und Besonnenen ruhig halten und zurücktreten, sie werden aber Jüngeren den Platz überlassen, oder sie ermuntern. Jeder von diesen wird ausrufen: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo, und es wird sich hernach bald zeigen, dass in irdischen Kämpfen die Hölle stets mächtiger ist als der Himmel.

Was Herrn Gérard angeht, so hätte er, wenn er gewollt hätte, noch einen viel furchtbarern Gebrauch von Carl Martell's Geschichte machen können, als er gethan hat. Keine Geschichte ist geeigneter, um den Verfall des Staats- und Kirchenwesens, welches den kräftigen Germanen von den geschwächten und verdorbenen Römern aufgeschwatzt wurde, recht grell darzustellen. Wie Herr Gérard die Sache fasst, spricht er S. 179 kurz und kräftig aus, wenn er sagt:

L'église fut d'abord dépouillée par les barbares d'une partie de ses biens; Chilperic la soumit à des tributs; elle perdit sa jurisdiction et son indépendence. Mais elle ne tarda pas à se relever; quand elle vit la cause de l'empire perdue, elle passa à l'ennemi; elle tourna du côté des Barbares et ce fut en les aidant à envahir la Gaule et l'Italie, qu'elle parvint à se substituer à l'empire même — — — — La réligion et la civilisation se prêtaient la main pour envelopper d'un double réseau ces chefs de

Digitized by Google

barbares que la conquête avoit faits rois; les femmes et les prêtres semblaient tendre au même but.

Diess führt ihn auf die Art, wie sich die Pfaffen von den von Chilperich aufgelegten Lasten wieder frei machten, wie sie die ihnen mit Gewalt entrissenen Güter schleichend wieder an sich brachten. Er hätte auch noch erwähnen können, wie alle Chroniken, Legenden, Römlinge Carl Martell in ganz abentheuerliche Geschichten in der Hölle bratend vorstellen, weil er die geistlichen Güter wieder an sich zog und sie seinen Kriegern und Feldherren als Belohnung gab, damit sie mit ihm gegen die Mauren streiten möchten. Freilich fügt dann Herr Gérard hinzu, auch Carl fiel den Pfaffen anheim.

A peine, sagt er S. 185, Charles eut il triomphé, à peine se fut il laissé entrainer par la victoire vers les contrées où dominait l'élément galloromain, que lui même se vit absorbé par cet élément.

Unter dem Theile des deutschen Publicums, welches besser mit der Geschichte und ihren Quellen, als mit Pariser Politik und Rhetorik, oder gar mit den Declamatoren der Pariser Katheder und Rednerbühnen bekannt ist, würde es dem Verf. genützt haben, wenn er die Stellen aus Guizot, Michelet oder gar Ségur ganz weggelassen hätte. Dergleichen beweist nichts, beleidigt aber den Forscher, weil es aussieht, als wollte man ihm durch Autorität von Windbeuteln und Wetterfahnen oder eiteln Sophisten imponiren; diese Autorität ist am Ende doch noch schlechter, als die der achtbaren und gründlichen Forscher des siebenzehnten Jahrhunderts. Allein der Verf. ist Advocat, sein belgisches Publicum, stets nach Paris schauend, ist das Gericht, vor dem er processirt; er weiss gewiss am besten, wie er vor demselben zu reden hat, um seinen Process zu gewinnen. Mönchische Phrasen müssen dort wahrscheinlich durch doctrinäre, sophistische Redensarten, die eben so leer sind wie die andern, bekämpft werden; denn es ruft stets ein Uebel das andere hervor. Ref. erinnert diess bloss im Namen deutscher Gelehrten, die übrigens in der Sache keine Stimme haben. Es wurden hernach, fährt Herr Gérard fort, die auf Carl Martell folgenden Könige, Pipin und Carl der Grosse, völlig römische Creaturen. Seite 188 sagt er im Allgemeinen von Pipin: Pipin le Bref, trouvant la voie frayée suivit les traces de son prédécesseur. Diess wird auf folgende Weise belegt: Pipin, sagt Herr Gérard, Oberhaupt der Franken, Repräsentant des

Digitized by Google

Deutschthums (de la barbarie), ward Verfechter des Pabsts und der alten Civilisation; er erklärte die Feinde dieser beiden für seine Feinde, und behandelte sie, als wenn sie der Franken Feinde wären. Er machte sich zum Verfechter des Pabstthums. Im Namen der Kirche bekämpfte er die Sachsen, die Lombarden, die Aquitanier. Dadurch gelangte er auf den Thron der Merovinger. Der heilige Bonifacius, also ein in der Fremde geborner Priester, machte ihn im Namen des Bischofs von Rom zum König; da war er denn freilich als König gezwungen, seine Macht mit den Bischöfen zu theilen. Er musste sich selbst fast gänzlich der gesetzgebenden Gewalt berauben, um die Geistlichkeit damit zu bekleiden.

Dass der Verf. nicht günstig über das Bemühen Carl's des Grossen, die Franken zu Römern und die Barbaren zu Christen zu machen, urtheilen kann, wird man aus dem, was er von Pipin sagt, leicht schliessen können. Nach ihm stattet Carl die Kirchen mit dem Gut der gemordeten Vertheidiger der alten Rechte und Freiheiten, der wackern Germanen aus; sein Römerzug geschah aus Ergebenheit gegen den Pabst; die Beschaffenheit seines Hofs war römisch verdorben; sein Benehmen gegen seine Weiber viel schlechter, als das der heidnischen Fürsten; das Betragen seiner Töchter schamlos; sein zerstörender Vandalismus, welcher die Denkmäler des alten Cultus vertilgte, gottlos; die Vergötterung, welche ihm die Pfaffen, Mönche und Chronikschreiber widerfahren lassen, sey, meint Herr Gérard, der beste Beweis, dass er ein Römling gewesen sey. Man sieht wenigstens, dass der Verf. Alles sehr geschickt für sein antirömisches System benutzt hat, was sich zu diesem Zweck benutzen lässt. Im Folgenden, bei Ludwig dem Frommen und den folgenden elenden Carolingern, hat der Verf. leichteres Spiel. Die ganze Geschichte ist auf seiner Seite. Er kann sich daher, wie er auch thut, auf Andeutungen beschränken, weil alle Geschichtschreiber darüber einstimmig sind, dass diese Zeiten der letzten Carolinger gleich verderblich für die Kirche, für den Staat und für die Sittlichkeit der vorher noch ganz unverdorbenen Volksstämme waren. Herr Gérard führt, um zu beweisen, dass in diesen Zeiten verdorbene Römer die Herrschaft im Lande erschlichen und den Vortheil der fränkischen Anstrengungen an ihre civilisirten und christlichen, aber durchaus nichtswürdigen Familien zu bringen verstanden, allerlei Beispiele an. Wir wollen einige hersetzen. Es heisst z. B. S. 208:

Digitized by Google

Eine Abtei war nichts Anderes, als der Wohnsitz eines reichen römischen Patriciers, dem auch die verschiedenen Klassen von Leibeignen und Arbeitern gehörten, welche auf dem Gute wohnten, oder in den Städten und Dörfern, die damit verbunden waren. Dieser Abt war der Herr; seine Mönche wie seine Freigelassenen trieben für ihn, als für den Herrn, Feldbau, oder auch Wissenschaften oder Künste. Die Abtei St. Riquier war im Besitz der Stadt dieses Namens; ihr gehörten ausserdem dreizehn andere Städte, dreissig Dörfer und eine sehr grosse Anzahl von Pachthöfen. Die sogenannten Geldopfer oder Geschenke in baarem Gelde betrugen jährlich fast zwei Millionen unseres Geldes. (Obgleich der Verf. dabei Acta Sanct. IV. p. 104 citirt, so zweifelt doch Ref. an der Richtigkeit der Angabe.) Das Kloster St. Martin von Autun war weniger reich, und doch besass es unter den Merovingern hunderttausend Mansos — — — — der Bischof Walkand von Lüttich schenkte unter Ludwigs des Frommen Regierung dem Kloster St. Hubert eine bedeutende Anzahl von Herrschaften, Dörfern, Kirchen, Zehnten, Pachthöfe, Weinberge. Im Jahre 836 schenkte ihm Graf Odo die Kirche von Tillet, die Dörfer Bonnimont, Bonnerac u. s. w. Diese Manier, über Menschen und Landgüter zu verfügen, setzt er hinzu, war ganz und durchaus römisch. Das Letztere möchte, was Menschen und ganze Städte angeht, doch schwerlich völlig richtig seyn, obgleich sich der Verf. dabei auf das seit Constantin eingerichtete Colonat und auf Klimrath's Zeugniss beruft

Nachdem die Carolinger untergegangen waren, sagt hernach der Verf., wurden die armen Franken vollends ein Opfer der Schalkheit der Römlinge und ihrer Kirche; sie liessen sich ihre Güter abschwatzen und liessen sich durch das Versprechen der künftigen Seligkeit dafür entschädigen, dass sie das Erbtheil ihrer Kinder an feiste Mönche vergabten, selbst die Formeln der Vergebungen an Kirchen und Klöster, die uns Marculf aufbehalten hat, heisst es S. 219, haben in meinen Augen durchaus nichts Erbauliches. Sie lauten: zum Heile seiner Seele, zur Vergebung seiner Sünden, um sich Schätze im Himmel zu erwerben, wolle man die irdischen Schätze der Kirche vermehren. So wurde dann Religion, Glaube, Wunder der Heiligen und ihre Verehrung, also Dinge, welche jeder ordentliche Mann nicht anzutasten wagt, auf eine höchst ärgerliche Weise zu Speculationen aufs Irdische missbraucht, und zwar immer zu Gunsten der

Digitized by Google

römisch-christlichen Anstalten. Will man ein belgisches Beispiel, wie man damals verfuhr, und in Trier und im Cölnischen aufs neue verfährt, so lese man Dom Hankart's handschriftliches Leben des heiligen Hubert. Dieser, zu dem man jetzt wallfahrtet, um von der Wasserscheu oder Tollheit geheilt zu werden, strafte damals mit diesen Uebeln einen jeden, der sich schuldig gemacht hatte, seinem Kloster irgend einen Schaden gethan zu haben. Ja er machte sogar jeden toll, der sich auch nur undankbar zeigte, oder wenn er durch den Heiligen geheilt war, sich weigerte, ihm seine irdischen Güter zu überlassen. Das handschriftliche, von Dom Hankart verfasste Leben des Heiligen enthält mehrere Beispiele von dergleichen strafenden Wundern. Man liest z. B. darin die Geschichte eines Bogenschützen der königlichen Leibwache, der sich unterstand, seine Pferde im Getreide des Klosters weiden zu lassen. Der gottlose Mann wird von jenen Pferden, welche toll geworden waren, mit den Zähnen zerrissen, dann erdrosselten sich die Pferde und zerrissen eins das andere in Stücke.

Derselbe Dom Hankart erzählt, dass im Jahre 935 unter Albert I., dem dreizehnten Abt des Klosters, ein reicher und mächtiger Herr des an der Somme gelegenen Schlosses du Marle nahe bei Laon von einem tollen Hunde gebissen, jedoch vom heiligen Hubert, an den er sich gewendet hatte, geheilt worden sey. Wir wollen jetzt Dom Hankart selbst weiter erzählen lassen:

Um sich seinem heiligen Arzt dankbar zu bezeigen, gab ihm Herr Jobert (so hiess der Herr du Marle) den dritten Theil der grossen Besitzung Evernicourt. Ein ganzes Jahr lang war schon die Kirche des Heiligen im friedlichen Besitze gewesen, als eines Tags Jobert bei ganz reichlich besetzter Tafel zum Essen sass und sich doch bitter beklagte, dass nicht mehr darauf sey. Seine Diener erwiederten ihm darauf, dass er diesen Mangel, über den er klage, ganz allein sich selbst zuzuschreiben habe, weil er ja sein Gut dem Hubert d'Ardenne gegeben habe. Jobert beschloss dann auf Eingeben des bösen Geistes und zu seinem eignen Verderben, dass er von allem Dem, was er in Rücksicht dieser Schenkung versprochen habe, Nichts halten wolle. Kaum war diess Wort aus seinem Munde, als der böse Geist, der ihm das eingegeben hatte, über ihn selbst kam. Er ward alsbald toll und stürzte sich auf seine Gemahlin, die neben ihm am Tische sass, riss ihr mit den Zähnen ein Stück aus dem Backen und steckte sie mit

Digitized by Google

seiner Tollheit an. Dom Haukart erzählt dann den Ausgang dieser, allen Feinden der Jesuiten und Mönche zum heilsamen Schrecken aus Herrn Gérard's Buche von uns hier aufzunehmenden Geschichte folgendermassen:

Jobert, sagt er, ward darauf von seinen Dienern gepackt, gebunden und zum heiligen Hubert gebracht. Wie er dort war, brachte man ihn in die Kirche. Dort litt er drei Tage hindurch immerfort sonderbare Convulsionen, bezeugte besonders grossen Abscheu vor dem aus dem Grabe des Heiligen geholten Staube, den man als Heilmittel brachte, und wollte ihn durchaus nicht anrühren. Endlich brachte man ihn in ein Bad von kaltem Wasser, aus dem man den Teufel gebannt und in welches man Staub aus dem Grabe gethan hatte. Sobald der Kranke da hinein kam, fühlte der böse Geist in ihm (le mauvais hoste) die Wirksamkeit des heilenden Wassers und entwich, als er sich gedrängt fühlte, herauszugehen, mit solchem Geräusch und Gewalt aus der Hinterthür, dass alle Reife der Badwanne in die Luft gesprengt wurden. Jobert fiel wie todt auf die Erde. — — Dann erneuerte er freilich sogleich die Schenkung, die er vorher dem Kloster gemacht hatte. Die Bemerkungen, die Herr Gérard über diese und ähnliche Geschichten macht, um das Treiben der Leute, welche die Religion für irdischen, ganz gemeinen und unwürdigen Zweck gebrauchen, zu beleuchten, wird jeder Leser leicht errathen.

Der Verf. findet den Ursprung des Lehnswesens, und was damit zusammenhängt, nicht mit Montesquieu und mit der Mehrzahl aller derer, die von der Entstehung der Verfassungen des Mittelalters gehandelt haben, in dem uralten germanischen Verhältniss der Getreuen des Königs zu demselben, wie es von Tacitus beschrieben wird; auch nicht in der Theilung des eroberten Landes unter die Hauptleute, oder aus der Einrichtung einer von dem Heerbann verschiedenen, dem Könige dienenden Kriegsmacht, sondern ganz allein in der unter den Merovingern eingeführten Befreiung geistlicher Besitzungen. Man gab sich der Kirche, um von bürgerlichen Lasten frei zu werden; man ward, um des Vortheils der Geistlichkeit zu geniessen, ihr Vasall. Wie er dies mit der spätern militärischen Feudalität verbindet, entwickelt er S. 239 ff. Schade, dass Herr Gérard zu dem, was er über den frommen Betrug der Geistlichkeit sagt, die gelehrten Forschungen nicht hat benutzen können, welche Herr Galiffe in Genf in zwei lithographirten Sendschreiben an den Ref. niedergelegt hat. Diese Forschun-

Digitized by Google

gen, welche die mönchischen Fälschungen der Urkunden und der Chroniken documentarisch aus den in den italienischen Archiven angestellten Untersuchungen nachweisen, würden ihm vortrefflich für seinen Zweck gedient haben, nur hebt Herr Galiffe überall die Lombarden hervor und setzt die Franken tief herab. Ref. würde sein Exemplar gern an Herrn Gérard überlassen; er hat es aber wahrscheinlich irgend jemand geschenkt, wenigstens kann er es nicht finden und in den Buchhandel ist die Schrift nie gekommen. Nach Herrn Gérard's Vorstellung entstand also das Lehnwesen in den Zeiten, als der Merovinger und Carolinger Ansehn geschwächt war, als nur die Kirche Schutz geben konnte, und jeder, der sich als ihren Vasallen bekannte, von drückenden Lasten frei wurde. Er nimmt dabei auf die ähnlichen Verhältnisse in Asien unter Türken und Normännern keine Rücksicht, sondern lässt die militärische Feudalität unter den Franken erst nach den Kämpfen mit den Normännern entstehen. Wir wollen die Hauptstelle abschreiben. Es heisst S. 241:

Wenn wir auf die Zeiten der entstehenden Feudalität zurückgehen, so sehen wir gewissermassen eine völlige Revolution vor unsern Augen vorgehen. Die Einfälle der Normänner ins fränkische Land haben der militärischen Tapferkeit den Rang im Staate wieder gegeben, um den gewandte und arglistige Geistliche sie gebracht gehabt hatten. Wir haben nämlich bemerkt, dass die Gewalt auf dem Eigenthum beruhte, dass dieses im Grundbesitze bestand, dass also das Streben nach Grundbesitz Ziel jedes Ehrgeizes war, und dass die Kirche dieses Ziel, seit Pipin's und Arnulf's Zeiten am vollständigsten erreicht hatte. Die Kriegsanführer der Franken wurden unter den Merovingern im Wettkampfe der Gierigkeit und Arglist, der unter ihrer Würde war, von den Geistlichen besiegt, vor dem Feinde aber übten sie hernach glänzende Wiedervergeltung, und benutzten das vortheilhafte Ereigniss, dass sie die Geistlichen und den Staat durch Tapferkeit retten mussten. Jetzt suchten sie sich ihrerseits jenes Grundeigenthums zu bemächtigen, welches die Kirche gegen den auswärtigen Feind zu vertheidigen nicht im Stande gewesen war. Damals gingen dann die vorher geistlichen Lehngüter (les benefices) an weltliche Herren und Grafen über. Abteien und Bisthümer wurden an Laien überlassen oder auch an verheirathete Geistliche. Carl der Kahle, obgleich er der Kirche unendlich viel schuldig war, beraubte sie ohne alles Bedenken, bald um die zu beschen-

Digitized by Google

ken, welche die Grenzen vertheidigten, bald um den Feinden Tribut zu zahlen. Mitten in dieser Verwirrung erhoben sich mächtige Familien, nicht bloss auf Unkosten der Kirche, sondern auch auf Unkosten des Königthums selbst. Unter diesen Familien auch diejenige, welche die Dynastie der Capetinger gründete. Robert der Starke hatte den Auftrag gehabt, das Land zwischen Seine und Loire zu beschützen; er ward im Kampf mit den Normännern zu Bisserte erschlagen. Sein Sohn Eudes ward hernach durch den glänzenden Sieg berühmt, den er um 888 über diese Normänner bei Paris erfocht. Mit jedem Siege vermehrte sich der Güterbesitz dieser Familie; sie brachte es dahin, dass sie mehrere Grafschaften unter sich vereinigte, und Hugo ward wegen des Umfangs seiner Besitzungen der Grosse genannt. Er erhielt das Herzogthum Bourgogne und den Titel Herzog von Aquitanien.

Das militärische Element, also das ganz eigentlich germanische, hatte wiederum obgesiegt. Die Obergewalt im Reiche war mit dem Grundeigenthum zugleich wieder an die Kriegsleute gekommen. Die Kirche hatte wie durch einen Zauberschlag das ganze Gebäude ihres Reichthums und ihrer Macht einstürzen sehen, an welchem sie so lange und so mühsam gebaut hatte; aber sie ist bekanntlich mit einer Tugend begabt, welche Wunder thut — mit Geduld. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sie mitten unter den Unfällen den Siegern den Lohn ihrer Thaten streitig zu machen weiss, wie sie stets dem Könige Carl den Rath gibt, den Vertheidigern des Vaterlandes die Güter wieder zu nehmen, die er ihnen verliehen hat: damit er die Verdienste seiner Diener besser belohnen und ihrer Dürftigkeit abhelfen könne.

Bei der Gelegenheit führt Herr Gérard aus Balüze oder vielmehr aus der mit Guizot's Namen gestempelten, von Andern verfertigten und zu seiner Subvention, als er unter der Restauration in der Opposition war, verkauften französischen Uebersetzung der Quellen Alles an, was geschah, um das geistliche Gut zu retten, und wie am Ende alles Bemühen des Clerus vergeblich gewesen sey. Die Beneficien, sagt er, und die Domänen dienten auch ferner, um die militärische Tapferkeit zu belohnen; aber die Kirche wusste sich zu helfen; sie machte aufs neue linksum. Wir wollen aber lieber des Verf. eigne Worte hersetzen. S. 245:

L'église devoit encore avoir son tour; quand elle vit la fortune fixée, elle fit ce qu'elle avait fait lors de la première invasion

Digitized by Google

des Barbares, elle tourna à l'ennemi. L'église de Rome passa aux Normands qui s'étaient établis dans la Neustrie; elle trahit les Carlovingiens ruinés, pour s'attacher aux Capets parvenus.

Die Folgen malt er traurig genug. Robert der Starke, sein Sohn Eudes, Hugo der Grosse, sagt er, sind Kriegshelden; aber Hugo's des Grossen Sohn, Hugo Capet, dem die Kirche zum Königthum verhilft, ist kein Soldat, kein Sachse mehr, wie Robert der Starke war, er ist ein Pfaff, ein Römer. Statt sich eine Krone aufzusetzen, verhüllt er sein Haupt mit einer Kapuze des Abts von St. Martin und vererbt an seine Nachkommen den schimpflichen Spottnamen, den er seiner Kopfbedeckung verdankte.

Im Folgenden zeigt er, wie nun, statt dass vorher das Weltliche geistlich wurde, umgekehrt Aebte und Bischöfe weltlich wurden, und wie die abbés commenditaires die geistlichen Aebte verdrängten. Seit der Zeit Gregor's VII. änderte sich die ganze Sache aufs neue. Wie das geschah, hat er ausführlich historisch erläutert. Von Gregor VII. sagt er S. 253:

Der Mann entdeckte das Mittel, wieder zum Besitze des schönsten Theils des Kaiserthums zu gelangen, und die Herrschaft Roms überall zu verewigen, wo der katholische Glaube sich eingenistet hatte. Er machte aus der Kirche eine ganz gesonderte Gesellschaft, welche andere Gesellschaften beherrschen könnte, ohne von irgend einer derselben auf irgend eine Art abzuhängen, ohne durch irgend ein Band an sie geknüpft zu seyn. Dadurch, dass Pabst Gregor die Verleihung der Beneficien in seiner Hand centralisirte, zog er alle Reichthümer, welche die religiösen Anstalten erworben hatten oder noch erwerben würden, zu Gunsten des römischen Einflusses an sich; er sicherte sich freie Verfügung über die höchste Gewalt im Lande, die zu aller Zeit dem Grundeigenthum anheimfällt, zur Feudalzeit aber durch das Gesetz der bestehenden Staatseinrichtung unauflöslich daran geknüpft war. Von diesem Augenblick an begann die röm. Civilisation mit neuem Glanze zu schimmern. Die mit dem Namen der Kreuzzüge beehrten stürmischen Wanderungen und ihre Helden übertrafen die Legionen eines Probus durch die von ihnen geübten Räubereien und Mordthaten. Was hernach über die Art, wie die Geistlichkeit die Kreuzzüge benutzte, um ihren Güterbesitz ins Ungeheure zu vermehren, gesagt wird, findet man in allen Schriftstellern, die vom Mittelalter oder von den Kreuzzügen handeln. Der Blick, den der Verf. S. 254 f. auf die Politik der Bischöfe von Lüttich zur Zeit der fränkischen

Digitized by Google

Kaiser wirft, deutet sehr gut an, wie die Bischöfe dieses Stifts es anfingen, um reich und mächtig zu werden, ohne gleich den Andern unter römische Herrschaft zu gerathen, oder, wie es sich ausdrückt: L'église de Liège grandissoit; mais elle échappoit à la domination Romaine.

Wie der Verf. vom Hildebrandismus den Untergang aller Freiheit und Wahrheit im occidentalischen und im orientalischen Reiche (Byzanz) ableitet, wollen wir aus Furcht, ihm durch eine erklärende Uebersetzung unsern Sinn unterzuschieben, mit seinen eignen Worten angeben. S. 263:

La grande monarchie chrétienne rêvée par Grégoire VII. se réalisa sous les successeurs de ce pontife. Rome finit par triompher sur tous les points. Les apologistes de cette sublime idée ont donc pu voir les fruits qu'elle devoitp orter. Aussitôt que l'élément Romain vint à prédominer, la guerre recommença entre l'empire d'Occident et l'empire d'Orient, les Romains et Franks se ruèrnt sur les Romains Turcs, et ils étaient véritablement dignes les uns, des autres. Après cela vint la décadence, inévitable compagne de la civilisation romaine; la décadence reparut avec elle, se perpétua avec elle, la civilisation et la décadence parcoururent ensemble leur carrière commune en Allemagne, jusqu' à la réforme protestante, en France jusqu' à Napoléon (Ref. gesteht, dass er der Meinung ist, Napoleon habe gerade durch sein Concordat mit dem Pabst, welches hernach alle Staaten nachahmten, die Uebel unserer Zeit herbeigeführt. Die weltliche Macht musste den Geistlichen sagen, so weit dürft ihr greifen, sonst schlagen wir euch auf die Finger, innerhalb der Kirche macht was ihr wollt. Das ging die äussere Ordnung an, es verstände sich, dass, wer den Bischof bezahlte, ihn auf die Vorstellung des Capitels ernennte. Dazu bedurfte es keines Concordats — jetzt ist die Sache freilich verdorben.) en Espagne, en Italie jus au à ce jours.

Den Gang, der zu dem gegenwärtigen Zustande der Dinge und zu der jedem Verständigen in unsern Tagen ganz unbegreiflichen Erneuerung des finstersten Aberglaubens und der grausamen Verfolgung durch Schimpfen und Schmähen führte, hat Herr Gérard von S. 268 bis zu Ende seines Büchleins angegeben. Wir wollen den Anfang hersetzen, man wird daraus auf das Uebrige schliessen können:

Die Reformation, sagt er a. a. O., war die Wirkung der Reaction des germanischen Geistes, die heilige Allianz war das Sym-

Digitized by Google

bol einer noch kräftigern, noch allgemeinern Reaction. Napoleon war ein Mann von grossen Geistesgaben, aber ein Italiener; auch er, wie Gregor VII., wie Philipp II. träumte vom römischen Weltreich. Er hatte die Stelle des Pabsts eingenommen, er hatte sich gleich Cäsar in Purpur gekleidet, er hatte seinem Sohne Rom übergeben. Man sah unter ihm ein Land nach dem andern erobert, eine Beraubung nach der andern vollzogen, kurz man sah Alles, was einem Volke militärischen Ruhm gibt, wie in den schönsten Zeiten der römischen Civilisation vollbracht. Aber was geschah? Die Barbaren erhoben sich furchtbarer, stärker, als man sie zur Zeit der Söhne Constantin's gesehen hatte, zahlreicher, einiger und drohender, als sie durch Luther geworden waren. Da die Reaction dieses Mal keinen religiösen Ideen untergeordnet ward, so ward sie, statt dass sie im sechzehnten Jahrhundert nur in einzelnen Gegenden Statt fand, allgemein. Das katholische Deutschland marschirte mit dem protestantischen u. s. w.

Nach derselben Manier, wie er hier den Kampf des Alten mit dem Neuen nach der auf dem Titel angegebenen Weise symbolisirt, geschieht diess auch in Beziehung auf Frankreich. Dass die geistreiche Wendung und das Spiel mit der Vergleichung etwas gezwungen herauskam, war unvermeidlich. Wir wollen auch diess noch durch die Anfangsworte deutlich machen. Seite 272:

Zur Revolutionszeit wollten plötzlich alle Franzosen aus Hass gegen die Leute, die so lange eine völlige Verachtung des gallischen Geschlechts zur Schau getragen hatten, sich als Gallier beweisen. Napoleon ging noch weiter; er setzte an die Stelle des gallischen Hahns den römischen Adler; seit der Zeit war keine Gemeinschaft zwischen den Franzosen und den Stämmen deutschen Ursprungs mehr denkbar. Die Restauration führte aber im alten Adel die Franken zurück. Der Herr von Montlosier holte die alten übertriebenen Ansprüche dieses Adels wieder aus dem Grabe hervor und bewirkte dadurch, dass die Abstossungskraft, die sich im germanischen Element gezeigt hatte, wiederum schwächer ward. In der letzten Zeit trug die Ausstossung der Jesuiten, welche derselbe Montlosier hervorgerufen hatte, viel dazu bei. Durch diesen Eifer gegen die Jesuiten bewies sich dann Montlosier auch als ächten Vertheidiger fränkischer Ideen. Die Julirevolution hat hernach zerstört, was die Restauration gebaut hatte u. s. w.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Gérard: Etudes historiques.

(Schluss.)

Ref. hat den Inhalt des kleinen Buchs ausführlich angegeben, damit man daraus sehe, wie weit es in Belgien gekommen seyn muss, dass verständige und ruhige Männer wie Herr Gérard dem Pfaffenwesen so ganz offen den Krieg erklären müssen, wie in dem Buch geschieht. Die Sache wird indessen, weil Fanatiker gegen allen guten Rath taub sind, bleiben wie sie ist. Man wird so lange auf Regierungen, Militärmacht, äussern Schein der Herrschaft und Feigheit und Erbärmlichkeit der Gegner trotzen, bis man, wie in Frankreich um 1788, mit Schrecken kurz vor dem Einsturz des Gebäudes wahrnimmt, dass ihm sichere Fundamente schon seit einem Jahrhunderte ganz mangelten.

Monumens pour servir à l'histoire des province de Namur, de Hainaut et de Luxembourg, recueillis et publiés pour la première fois par le baron de Reiffenberg. Tome I. Bruxelles. M. Hayez, imprimeur de la Commission Royale d'histoire. 1844. grand 4. CXVIII und 804 S. mit 20 Kupfertafeln.

Eine Commission Royale, bestehend aus dem Baron de Gerlache als Präsidenten, dem Baron von Reiffenberg Secretär, Gachard Schatzmeister, und den Herren de Ram, de Smey, Dümortier, Willems besorgt im Auftrage der Regierung die vorliegende splendide Ausgabe der Urkunden belgischer Geschichte, welche der Baron von Reiffenberg besorgt. Die zwanzig Kupfertafeln enthalten Siegel und Wappen. Der Name des Herausgebers gibt hinreichende Bürgschaft für die gute und passende Ausführung des Unternehmens; angehängt sind I. eine Table chronologique, analytique et critique. Von S. 513—546. II. Eine Table et Explication des Sceaux figurés dans ce volume. S. 547—554. III.

Digitized by Google

Mots de la Basse Latinité. S. 555—560. IV. Glossaire Roman. S. 560—584. V. Table onomastique ou des noms des personnes, des familles et des lieux. S. 585—800.

Der gelehrte Herausgeber dieser Sammlung hat zuerst in der Vorrede über das ganze Unternehmen und über die Unterstützung, deren er sich dabei zu freuen gehabt, Nachricht gegeben, dann die Ordnung festgesetzt, die man befolgen will. Sie ist folgende: I. Partie diplomatique. II. Legendes et Chroniques en vers. III. Chroniques proprement dites, réligieuses et civiles. IV. Mélanges. Man hatte bisher die Documente von den drei auf dem Titel genannten Provinzen weniger beachtet, dagegen sehr viele Materialien aus Flandern und Brabant geliefert; es ist daher ein Dienst, welcher der Geschichte geleistet wird, dass die Lücken jetzt ausgefüllt worden. Ref. hält es für Pflicht, das Verdienst, welches sich der Herr von Reiffenberg um die Wissenschaft erworben hat, durch eine etwas genauere Anzeige des Inhalts dieses ersten Bandes öffentlich anzuerkennen. Durch diese Anzeige hofft er zugleich seine Dankbarkeit für die gütige Uebersendung des höchst schätzbaren Werks am besten zu beweisen.

Nachdem der Herausgeber von S. I—X. die nöthigen Notizen über Zweck, Plan, Quellen, Hilfsmittel, Mitarbeiter dieser Sammlung der Quellen der Geschichte des Mittelalters gegeben hat, so folgt der Etat ancien du Comté de Namur par Paul de Croonendael. Von diesem Stück sagt Herr von Reiffenberg in dem vorausgeschickten Avertissement:

La déscription qu'on va lire est tirée d'un ouvrage manuscrit de Paul de Croonendael, seigneur de Vlieringhe, en Hainaut. Il étoit fils de Jean de Croonendael, écuyer, capitaine de trois cents hommes à pied dans le régiment du comte de Buren et de Cathérine de Nys, mariés en 1540. Paul prit dans sa jeunesse le parti des armes et assista l'an 1568 à la bataille de Heiligerlée, en Frise, où fut tué le comte d'Aremberg. Le mauvais succès de cette journée le détermina à quitter l'épée pour la robe. Il obtint quelque tems après la place de greffier, puis en 1604, le rang de commis ou conseiller des domaines et finances à Bruxelles.

Auf dieses Stück, welches S. VII—LI. einnimmt, folgt: Jacobi Lessaberici Marcaenensis Hannoniae urbium et nominatiorum locorum ac coenobiorum, adjectis aliquot limitaneis, ex annalibus anacephalosis. Von diesem Stück heist es in dem vorgesetzten Avertissement: Jacques Lessabé naquit à Marchiennes, à deux

Digitized by Google

lieues de Douai et mourut à Tournay le 1. Juillet 1557. Die Statistik des Hennegau, fährt dann Herr von Reiffenberg fort, die wir hier mittheilen und deren Verf. er ist, erschien um 1634 in Antwerpen bei Michel Hellenius mit einer Prosopopie der Armuth und mit einigen sehr unbedeutenden lateinischen Gedichten. Diess Büchlein ist gegenwärtig eine bibliographische Seltenheit. Bei der Beschreibung des Hennegau nimmt Lessabé ohne allen Widerspruch als richtig an, was Jacques le Guys über die Urgeschichten gefabelt hat. Pater Wadding in den Scriptoribus ordinis minorum S. 183 sagt: dass der Verfasser der abgekürzten Chroniken von J. de Guyse, welche bei Galliot de Pré 1531 zu Paris gedruckt sind, Jean Lessabé gewesen sey. Paquot macht bei der Gelegenheit die Bemerkung, er kenne keinen Schriftsteller dieses Namens; aber vielleicht habe Wadding sagen wollen, Jacques Lessabé. Diese Vermuthung Paquot's hält Herr von Reiffenberg für wahrscheinlich; doch scheint ihm selbst die entgegengesetzte Meinung des Herrn Marquis Fortia ein bedeutendes Gewicht zu haben. Wenn Herr von Reiffenberg den wüst gelehrten Marquis Fortia d'Urban versteht, mit dem Ref. um 1821 in Paris eine zweistündige gelehrte Unterhaltung (tête à tête) hatte, der ihm auch aus dem Magazin seiner auf eigene Kosten gedruckten Bücher, die niemand kaufen wollte, einige schenkte, so würde er auf dieses Mannes Urtheil auch nicht die geringste Bedeutung legen. Denn dass er später in die Académie gekommen ist, beweist nichts Anderes, als dass man ihm ein Compliment gemacht hat; ist doch auch der Duc Pasquier einer der 40 der Académie française geworden. Diese Schrift füllt den Raum von LIII—LXXXII Seiten. Es folgt:

Disputatio historica, qua clarissime et evidentissime ostenditur, Hannones esse vere Nervios, non vero Tornacenses.

In dem Avertissement bemerkt Herr von Reiffenberg, dass diese Dissertation die Arbeit des Jesuiten Michel Malapert sey, und dass dieser ein Bruder von Carl Malapert gewesen, der durch astronomische Arbeiten einen Ruhm erworben habe. Ref. hat weder von dem Einen noch vom Andern je gehört oder gelesen, hier wird indessen von ihm gerühmt, dass er als lateinischer Dichter und als Mathematiker ausgezeichnet gewesen sey und sich geflüchtet habe in den Schoos der Gesellschaft Jesu, ce refuge naturel de ceux qui joignaient à la piété l'amour des lettres et des

Digitized by Google

sciences. Diese Dissertation, die uns keine andere Bedeutung zu haben scheint, als dass sie einen Jesuiten zum Verfasser hat, nimmt glücklicherweise nur ein paar Blätter ein.

Von S. XCIX. an folgt die Genealogia comitum Hannoniae; dann erst folgen die Actenstücke, zu denen die angeführten Stücke die Préliminaire bilden, und zwar zunächst S. 3—81 das Cartulaire de Notre Dame de Namur, enthaltend die Actenstücke der Jahre 1200—1328. Geschrieben in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Auf dieses Cartularium folgt ein anderes, welches in dem Archiv der Rechnungskammer von Brüssel niedergelegt war und Documente der Jahre 1235—1298 in sich fasst. Die dritte Abtheilung von S. 122—307 enthält Originalurkunden aus dem königlichen Archiv zu Brüssel unter dem Titel Chartier de Namur, vom Ende des eilften Jahrhunderts bis 1323. Das erste Document in dieser Sammlung ist vom Jahre 1092. Ein Jugement arbitral de plusieurs personnes ecclésiastiques et laïques, qui confirme à l'église de Fosse la possession de l'alleu de Boignères, donné à cette église par Henri evêque de Liège. Das letzte Stück ist die Acte über ein Echange fait par le comte Gui d'une rente de mille livres par an que lui devoit la ville de Bruges pour cause de rébellion, contre les moers et polders possédés par la comtesse Isabelle, son épouse 1290, begleitet von einem Vidimus von Jean, Dechant der Kirche vom St. Peter in der Burg Namur von 1323. Angehängt ist auf dem letzten Blatte (S. 307—308) ein Actenstück von 1183, worin Rudolph, Bischof von Lüttich, seinem Vetter Balduin, Grafen von Hennegau, das ganze Erbe überlässt, welches ihm von seinem Oheim Heinrich, Grafen von Namur, zukommen wird, unter der Bedingung, dass er, Rudolph, so lange er lebt, das Allodium Durbuy behalten darf.

Von S. 311—499 folgt Cartulaire de Hainaut (Extract des copies faites par Godefroy, d'après les registres de la chambre de Lille et conservées aux archives du royaume à Bruxelles Nr. 48 et 49 et 50, 51 de l'inventaire des chambres des comptes. Diese Documente sind aus den Jahren 1071—1347. Angehängt ist den Urkunden von Hennegau auf dem Blatte S. 501 und 502 ein Document, welches zu den Urkunden der Grafschaft Namur und etwa in das Jahr 1335 gehören mag. Es ist die Lettre de Marie d'Artois, comtesse de Namur et dame de l'Ecluse, à Cuno de Reiffenberg, burgrave du château de Caub et à Werner de Catzenellenbogen, burgrave du château de Furstenberg, au sujet des

Digitized by Google

négotiations entamées pour le mariage de sa fille Isabelle avec Rupert, comte Palatin du Rhin.

Was die Table Chronologique, analytique et critique angeht, so gibt der Herausgeber darüber folgendermassen Rechenschaft: Diplome sind unveränderliche Documente, über welche die Meinung und die Vorurtheile der Geschichtschreiber nichts vermögen; sie enthalten die zuverlässigsten Nachweisungen über das gesellschaftliche Leben, wesshalb man ihnen einen ausgezeichneten Platz in den grossen historischen Sammlungen angewiesen hat. Es haben also die Benedictiner, Herr Pertz und seine Mitarbeiter, die historische Commission Sardiniens (die Zusammenstellung könnte hie und da ganz eigne Betrachtungen veranlassen) und viele andere Schriftsteller der Art daher einen vortrefflichen Gebrauch davon gemacht.

In Belgien herrscht in dieser Beziehung die lobenswürdigste Thätigkeit. Herr Serrüre hat die Bekanntmachung des Cartulariums von St. Bavon unternommen; die société d'émulation von Flandern macht die Urkunden der Zünfte von Brüges bekannt; in allen Provinzen, und auch im grossen königlichen Archiv ist man damit beschäftigt, Verzeichnisse der Rechtsbriefe und Diplome zu verfertigen. Herr O. Depierre, der eine andere Laufbahn ergriffen hat, ist mit seiner Aufgabe fertig; Herr Baron Jules de St. Genain beschäftigt sich noch mit der Seinigen; Herr Borgnet, der Bruder des Verfassers der Briefe über die belgische Revolution, ordnet gegenwärtig sehr sorgfältig die Urkunden, die Namur angehen, und Herr Lacroix die, welche Hennegau betreffen.

Die historische Commission ihrer Seits hat schon eine bedeutende Zahl von Nachweisungen dieser Art zusammengebracht. Vielleicht wäre es besser gewesen, ein Generalcartularium von Belgien zu bilden. Aber der Plan, welcher der Commission vorgeschrieben worden, ist wesentlich fragmentarisch; sie muss demselben zu Folge eine Reihe von Werken herausgeben, welche in keiner nothwendigen Verbindung unter einander stehen, nicht aber eine Sammlung, wo Alles nach einem leitenden Grundsatz neben einander geordnet ist.

Uebrigens wird die Unbequemlichkeit einer nicht genau zusammenhängenden Sammlung durch die allgemeine und nach den Jahren geordnete Uebersicht aller in Belgien gedruckten Diplome, an welcher die Commission arbeitet, gehoben werden. Diese Uebersicht wird in die Menge zerstreuter Materialien Einheit und Ordnung bringen.

Digitized by Google

Die hier (S. 514—546) folgende Table Chronologique soll im Kleinen zu demselben Zweck dienen. Man findet darin die im Text gedruckten Urkunden nach den Jahren verzeichnet, nebst der Anzeige der Sammlung, aus der sie gezogen sind, oder der cartulaires und chartiers, wo sie sich finden. In diesem Register sind die Fehler der Copisten der Urkunden berichtigt, die Schriftsteller genannt, welche schon einige Stücke bekannt gemacht haben. Es stellt zugleich in Rücksicht einiger Puncte, die man nothwendiger Weise bei einer solchen Arbeit untergeordneten Händen überlassen muss, diess Register eine Genauigkeit wieder her, welche zuweilen nicht darin war.

Wenn man diesen Band durchläuft, wird man erkennen, welche Dienste der Graf von St. Genois, trotz seiner Nachlässigkeit und etwas leichtfertigen Gefälligkeit der belgischen Diplomatik geleistet hat; er hat sich zwar fast stets damit begnügt, die Verzeichnisse wieder vorzubringen, welche unter Godefroys Augen gemacht waren; aber schon diess war ein Verdienst.

Nach diesen Bemerkungen bezeichnet Herr von Reiffenberg noch einige, die Grafschaft Namur angehende gedruckte Actenstücke, die sich hier nicht finden.

Die Table Onosnastique des noms de Personnes, de familles, de lieux ist eine sehr gelehrte Arbeit, welche jeden, der niederländische Geschichte gründlich studiren will, künftig ganz unentbehrlich seyn wird. Von welcher Bedeutung ein solches kritisches Namensregister ist, welches, wo es nöthig ist, in ausführliche Erklärungen und Untersuchungen eingeht, wie hier geschieht, wird man am besten aus dem sehen, was der Verfasser vorausschickt. Wir wollen die ersten Sätze dieser Vorerinnerung mittheilen:

Eine der Hauptschwierigkeiten, sagt er, bei Bekanntmachung von Urkunden ist, die Namen der Personen und Orte richtig zu bestimmen, weil diese Namen fast überall unrichtig geschrieben sind und bald so, bald anders vorkommen. Sie haben alle mit der Zeit Abänderungen erlitten, welche es unmöglich machen, sie wieder zu erkennen und ihre öftere Widerholung für ganz verschiedene Subjecte macht es unmöglich, mit Gewissheit zu sagen, welchen Personen, welchen Oertlichkeiten sie in einem gegebenen Falle zukommen. Um nur von den Oertern zu reden, dürfen wir nur anführen, dass die französischen Journale (im August 1843) bei der Gelegenheit, als sie berichteten, dass jährlich 180000 Briefe von der Post als unbestellbar bei Seite

Digitized by Google

gelegt würden, die Bemerkung machten, dass dieses grösstentheils daher rühre, dass so viele Orte einerlei Namen hätten. So gibt es in Frankreich 80 Ortschaften, welche la Bastide heissen, mehr als 100, die den Namen château führen, 150 heissen Fontaine oder la Fontaine, Le Mont oder Le Bois. Dreihundert La Chapelle. Vorzüglich gross ist die Zahl der gleichnamigen bei Städten und Dörfern wo das Wort saint dem Eigennamen vorausgeht. Es gibt Namen, die mehr als 440 Orten zugleich zukommen, z. B. St. Martin 275 Mal, St. Jean 268 Mal, ebenso St. Peter. Dasselbe Vorkommen eines und desselben Namens für viele Orte trifft man auch in Belgien, jedoch in geringerem Verhältniss, wie das natürlich ist.

Ref. bedauert, dass er nicht einzelne Artikel aus dem ungemein flüssig gearbeiteten und genauen alphabetischen Register geben darf, weil ihn diess zu tief in die Besonderheiten der belgischen Geschichte einführen würde; er glaubt aber im Vorgehenden genug gesagt zu haben, um den Lesern der Jahrbücher zu beweisen, dass die Belgier und ihre Regierung sich auf eine würdige Weise an das jetzt allgemeine Bestreben der Regierungen und Gelehrten anschliessen, die Documente des Mittelalters durch den Druck zu erhalten und allgemein zugänglich zu machen.

Die äussere Ausstattung, Format, Druck, Papier u. s. w. ist vorzüglich, wie man das von einer reichen Nation und ihren ausgezeichneten Typographen erwarten durfte.

Da Ref. einmal daran war, gelehrte Arbeiten von Belgiern anzuzeigen, so wollte er anfangs gleich sein im Januar-Stück gegebenes Versprechen erfüllen und auf das Werk des Herrn Beugnot, dessen ersten Theil er dort angezeigt hat, zurückkommen; allein er muss diess des Raumes wegen auf das nächste Stück der Jahrbücher versparen. Dort wird er auch den ihm eben erst zugekommenen Theil der als Fortsetzung Rotteck's erscheinenden Neuesten Geschichte von Hermes anzeigen. Es ist übrigens nicht allein der zweite Theil von Beugnot's Buche noch anzuzeigen, sondern Ref. muss auch noch auf die letzten Kapitel des ersten zurückkommen und kann sich dabei nicht ganz kurz fassen, weil gerade dieser Theil der belgischen Geschichte ganz innig mit der Geschichte der französischen Revolution und des Revolutionskrieges zusammenhängt. —

Schlosser.

Digitized by Google

SCHWEIZERISCHE GESCHICHTSLITERATUR.

Neue Beiträge zur Geschichte des sogenannten Appenzellerkrieges vom Jahr 1405 bis 1408. Nach gleichzeitigen, noch unbenutzten Stadt St. Gallischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Karl Wegelin. Stiftsarchivar, St. Gallen und Bern. Verlag von Huber und Compagnie. 1844 Vorrede VIII. Text 196 S. kl. 8.

Die kriegerische Bewegung der Appenzeller Landleute und der ihnen meistens vereinigten Stadt St. Gallen bildet bekanntlich um den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts einen äusserst merkwürdigen Abschnitt in der Geschichte des bäuerlich-bürgerlichen Conföderationswesens. Es gelingt nämlich dem kräftigen und umsichtig geführten Stoss jener frischen und freigesinnten Natur- und Gebirgssöhne nicht nur die Abschüttelung des St. Gallischen Klosterdrucks und die endliche Aufnahme in das Landrecht der sieben eidgenössischen Orte (1411), sondern auch die theilweise Ausbreitung des freien Bundes über beträchtliche Bezirke diess- und jenseits des Rheins in Tyrol und Schwaben. Denn gewaltig war der Einigungs- und Unabhängigkeitsdrang bei Bürgern und Bauern in ganz Süd-Teutschland und eben so stark die in das alte Geleise zurückdrängende Gegenwirkung (Reaction) Oesterreichs, der Fürsten und Herren. Darum entstand eine wechselvolle Fluthung staatsbürgerlicher Verhältnisse und ein wunderbar lebendiges Abstossen und Anziehen der feindseligen und befreundeten Grundstoffe. Im freistädtischen Kreise erscheinen als Vorkämpen die Eidgenossen Hoch-Alemanniens (die Schweizer) und die bis auf vier und dreissig gemach anwachsenden Mitglieder des grossen Schwäbischen Städtebundes, dessen Vorort Ulm wird; auf fürstlich-adeliger Seite treten Habsburg-Oesterreich, Wirtemberg, Montfort, die Bischöfe von Augsburg und Constanz, die Mehrzahl der Schwäbischen Reichsritterschaft hervor. Während die Bürgergemeinden am Ober- und Mittelrhein bald der Schwäbischen Liga sich anschliessen, bald besondere Einigungen aufrichten, entwickeln sich näher dem Sitz der democratisch-Appenzellerischen Bewegung zwei ihr und St. Gallen enger befreundete Städteverbindungen, die ältere um den See, die jüngere ob dem

Digitized by Google

See. Jener gehören an der Vorort Constanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, Buchhorn und Wangen, dieser (seit 1405) Fussach und Vorarlbergische Umgegend, Feldkirch im Wallgau, bald auch Bludentz, die Bewohner des Rheinthales, des Wallgaues, Montafun's, des Etschnerberges, von Bandern im Lichtensteinischen bis an den Schellenberg, der Ortschaften Sax, Gams, des Bregenzerwaldes, die Landleute im Kloster-, Stanzer- und Lechthal Obertyrols u. s. w. Mit einem Wort, es kam der Lauf in die Bauern und Städte; der lehenherrliche Boden schwankte im Thur- und Algau, am Bodensee wie am Oberrhein, an der ganzen Westseite des Teutschen, tief erschütterten Reichs, dessen nordöstliche Einigung der Hansestädte trotz des kaufmännisch-finanziellen Hebels wachsende Fortschritte machte. Alles lag in der Gährung und Krisis, man stand am Vorabend grosser Ereignisse. Etwa wie heute?!

Zu der Geschichte des kleinen freistädtischen Ringes, dessen angedeuteten Mittelpunkt St. Gallen und Appenzell bilden, hat die vorliegende Schrift des Herrn Stiftsarchivars Wegelin dankenswerthe Beiträge geliefert und das umfassende Werk seines Landsmanns, des ehrwürdigen Zellweger (Geschichte von Appenzell), hin und wieder theils ergänzt, theils berichtigt, daneben manchen bisher unbekannten oder übersehenen Zug aus dem Culturleben des Mittelalters gelegentlich eingeschaltet. Die vorzüglichste Quelle dieser historischen Mittheilungen liefern die bisher unbenutzten Stadt St. Gallenschen Seckelamtsbücher vom Jahr 1405—1408, deren bunt durcheinander geworfene Nachrichten der Herausgeber chronologisch geordnet, erläutert und so geschickt zergliedert hat, dass sie nun wirklich einen einlässlichen Blick in die mannichfaltigen Bestrebungen jener republikanisch-monarchisch bewegten Zeit öffnen, eine Menge sonst unbekannter Spezialumstände herausheben, Politik, Münz-, Kriegs- und Sittenkunde vielfach beleuchten und veranschaulichen. Ref. erlaubt sich, dieses Endergebniss seines Urtheils durch einzelne Proben und Belege kurz zu erhärten. — Hinsichtlich des historischen Thatbestandes erfährt man, was bisher unbekannt war, dass sich St. Gallen bereits im Frühling 1405 um Aufnahme in den Bund mit Zürich und den Waldstätten bewarb (Wegelin S. 14), dass die angeblich am 17. Junius 1405 bei Wolfhalden, wie Zellweger meinte (Appenzellische Geschichte I., 359), gelieferte Schlacht nie

Digitized by Google

tal dem Winschenken machen, wieviel er Win uf denselben tag uf's Rathhus gen (geben) solle, nachdem Iren vil sind." — Diplomaten und Unterhändler wurden nicht wie jetzt durch Geld, Dosen, Orden und ähnliche Ehren, sondern schlechtweg durch obrigkeitliche Weinschenkungen belohnt. (S. Beispiele der Art S. 97). — Auch auf die höhern, allgemeinen Fragen des Staats- und Völkerrechts haben in dem Mittelalter verschiedene Bürgerschaften bereits Antwort gegeben. Seit Jahr und Tag wird z. B. in Teutschland und andern Ländern die sogeheissene Judenemancipation behandelt. Diese Angelegenheit blieb bisweilen den Städten des funfzehnten Jahrhunderts, in welchen bereits Juden, oft mit Wucher, Bankiergeschäfte besorgten, keinesweges fremd. Religionshass und Widerwille gegen Fürkauf und Wucher, bisweilen auch Scheelsucht der Christen, brachten natürlich keine Lösung der heiklen, schwierigen Aufgabe. Jedoch liefert St. Gallen ein denkwürdiges Beispiel wirklicher Judenemancipation. „Anno 1401 feria sexta post Hilari", heisst es „wird burger Joseph von Orenbur der Jud, und sol hie sitzen und stüren (steuern) und dienen als ander unser burger" (s. Wegelin S. 55. 127). Diese Judenbürger mussten aber nach wie vor als geborene Kammerknechte des heiligen Römischen Reichs dem Könige das übliche Schutzgeld entrichten, indem sich das Oberhaupt seine alten Befugnisse durch die St. Gallische Civität nicht nehmen liess. Man siehet also, wie weit einzelne Städte vorschritten, den Gesammtstand der Dinge jedoch nicht ändern konnten. — Die Criminaljustiz und mit ihr verbundene Rechtsphilosophie gewinnen endlich aus den vorliegenden Urkunden manche Erläuterung — Unser Zeitalter rühmt sich der Toleranz und Humanität; es dringt auf durchgreifende Endschaft der körperlichen Misshandlung armer Gefangenen, selbst auf Erlass der Todesstrafe, und hat in beiden Rücksichten manches Löbliche ausgeführt. Die Folter ist freilich abgeschafft, aber wenn man, wie das z. B. in dem constitutionellen Hessenlande geschieht, den Process Jordan's, welcher für jene hess. Verfassung wirkte, Jahre lang hinziehet, ist das nicht auch eine moralische Geduldsmarter oder Folter? Die Leichname der Selbstmörder und Hingerichteten werden meistens wie thierisches Aas eingescharrt; spricht das für die gepriesene Humanität in der Strafrechtspflege? Schwerlich. In dem allen war das verrufene Mittelalter häufig menschlicher. Es kürzte den Process ab und

Digitized by Google

gab selbst Mördern und Raubgesellen ein christliches Begräbniss, dem Henker aber neben seiner bestimmten Löhnung ein Paar Handschuhe, die Blutschuld (τὸ ἄγος) und die Reinigung von derselben andeutend. So in St. Gallen, dessen Obrigkeit mit Kosten für die Hingerichteten ein Begräbniss auf dem gewöhnlichen Kirchhofe auswirkte und dadurch einen seltsamen Gegensatz der Strenge gegen die Lebenden und Milde gegen die Todten offenbarte (s. Wegelin S. 55. und 127.). „Man soll" (ist schuldig), heisst es hier, „dem Spiesser XV Schill. Den. von der drei Knecht wegen, lech (lieh) er bar, als sy enthobtet wurdent und man inen (bei der geistlichen Obrigkeit) uss Ban half" (den Kirchenbann der Geistlichkeit abkaufte).

Dergestalt liefern diese Urkunden manchen lehrreichen Zug zur Charakteristik des Mittelalters und verdienen volle Beachtung, wenn auch nicht des sogenannten gebildeten Publicums, doch des gebildeten und für dergleichen Dinge empfänglichen, unterrichteten Mannes.

Die Schlacht bei St. Jacob in den Berichten der Zeitgenossen. Säcularfeier der historischen Gesellschaft zu Basel. Schweighäuser'sche Buchhandlung. 1844. 4. VIII. S. Vorrede und 130 S. Text.

In dem jüngst abgelaufenen Jahre 1844 traf es sich zufällig, dass die grosse eidgenössische Schützenfestlichkeit, der Olympische Agon des Schweizervolkes, und die Säcularfeier des Kampfes bei St. Jacob (26. August) gleichzeitig in Basel begangen wurden. Die historische Gesellschaft daselbst hielt es daher für zweckmässig, als Festgabe ein Urkundenbuch darzubringen, welches aus Chroniken, Acten diplomatischer und gerichtlicher Verhandlung entnommen durch nahe liegende Zeugnisse jenes grosse Ereigniss beleuchten und den Grundstein geschichtlicher Darstellung bilden sollte. Dieser nun ausgeführte Gedanke war eben so patriotisch als ächt wissenschaftlich, jenes, weil er dem gegenwärtigen Geschlecht eine stumme und doch beredte Ahnen- bisweilen auch Warnungstafel hinstellte, dieses, weil einer etwaigen, neuen Kritik alle mögliche Hülfsmittel und Waffen verabreicht werden. Der corrosive Verstand des Zeitalters nämlich sucht mit einer gewissen Aengstlichkeit alle Gelegenheiten auf, um den Nimbus früherer Thaten, so

Digitized by Google

gut es gehen mag, wegzuwischen und die heroische Wucht derselben zu mindern, ein Streben, welches innerhalb der wissenschaftlichen Schranken und bei gehörigen angemessenen Kräften dem Gegenstande selber nicht schaden, sondern lediglich, wenn auch auf negative Weise, frommen und nützen kann. Verkehrt aber und fast kindisch wird dieses Bemühen um nivellirende Gleichstellung des Ausserordentlichen mit dem Gewöhnlichen und Tagtäglichen, wenn Mittel und Kräfte fehlen, oder wenn das Bewusstseyn der eingeborenen Schwäche und Nüchternheit der Ueberkraft und dem trotzigen, excentrischen Selbstgefühl der Vergangenheit den gleissenden Firniss der dumpf brütenden, auf Geld, Ruhm, Orden und Weihrauch, selten auf grosse Thaten, speculirenden Gegenwart anheftet. — Dergleichen Tendenz ist nun in dem vorliegenden Fall durchaus nicht sichtbar; die Acten werden einfach geboten, um den Bestand der wirklich geschehenen Dinge noch einmal zu prüfen. Das Endergebniss sorgfältiger Musterung fällt dann im Ganzen entschieden zu Gunsten der herkömmlichen Ansicht jenes Schweizerischen Thermopylenkampfes aus und weicht nur in einzelnen, untergeordneten Nebenstücken ab, ein Verhältniss, welches gerade der historischen Kritik gegenüber so ungewöhnlichem Heldenwerk Freude und Genugthuung bereiten muss. Die zwanzig mitgetheilten Berichte aber fliessen theils aus Schweizerisch-Oesterreichischen, theils Französischen Quellen; erstere sind meistens bekannt und auch benutzt, letztere bisher so gut als unbekannt, jedoch mit Ausnahme des handelnden Augenzeugen, Johann's von Bueil, Grafen von Sancerre, durch die Ferne den Begebenheiten entrückt und ohne besonderes Interesse für dieselben. Ferner gehören die Berichte, was für die Ermittelung des wirklichen Thatbestandes von Wichtigkeit ist, den verschiedensten Parteistandpunkten an. Während z. B. der gebildete Italiener, Aeneas Sylvius, (später Papst Pius II.) den Löwenmuth der unterliegenden Schweizer anerkennt, weiss der eingefleischte Züricher und Oestreicher, Felix Hemmerlin, ein in geistlich-kirchlichen Dingen sonst freisinniger Mann, nicht Worte genug zu finden, wenn die Freude über den Untergang der russigen Bauern, der Kirchen- und Kapellenschänder, ausgedrückt werden soll. Gott selber, von den Erzvätern, Aposteln und Blutzeugen umgeben, hält über die Frevler das Gericht und überträgt dem Französischen Dauphin Ludwig als Nachkömmling Karl's des Grossen, des himmlisch-christlichen

Digitized by Google

Feldmarschalls, den an der Birs bewerkstelligten Vollzug des rächenden Todesurtheils. — Die von den Verfassern des Urkundenbuchs mit kurzen, zweckmässigen Anmerkungen versehenen Berichte zerfallen, wie bereits angedeutet wurde, in eine dreifache Klasse. Der Schweizerischen Abtheilung gehören acht Stücke an: 1) Auszüge aus dem Baslerischen rothen Buch, welches nach seinem Einbande benennt, Rathsgeschäfte, denkwürdige Zeitbegebenheiten, Gefälle und Bürgerannahmen kurz verzeichnete. 2) Hans Sperrer der Brüglinger, eine Handschrift der Brodbeckenzunft zu Basel, welche neben allerlei Rechnungen und Zunftsachen eine von dem obigen Verfasser und Zeitgenossen ausgegangene Beschreibung des Armagnakenkrieges von 1444 und seiner nächsten Folgen enthält. 3) Ehrhard's von Appenweiler, eines Zeitgenossen, Kaplans zu St. Alban in Basel, Darstellung der Schlacht bei St. Jacob. 4) Heinrich's von Beinheim, welchen Bischof Johann von Fleckenstein 1428 nach Basel zu fortan langer und fruchtbarer Wirksamkeit berief, Schlachtbericht. Er ist aus der Teutschen Uebersetzung des von Beinheim Lateinisch abgefassten, bisher noch ungedruckten Zeitbuches hervorgegangen. 5) Mittheilung zweier Chorherrn von Neuenburg, welche auf der Heimkehr vom Basler Concil den anrückenden Eidgenossen begegnen. 6) Aus der Chronik Hermann's (Heinrich's) von Offenburg, welcher die ganze Zeit von 1413 bis 1446 beschrieb. 7) Richtung zwischen Oesterreich und Basel, zwei an Aufschlüssen über die Zeitereignisse lehrreiche Handschriften der Rathskanzlei von Basel. 8) Baslerische Urkunden wegen Verbannung des feindlichen Adels (1445). — Zu den Oesterreichischen Berichten der zweiten Abtheilung gehören: 1) Der Brief Thüring's von Hallwil, des Zeitgenossen, an den Markgrafen Wilhelm von Hochberg. 2) Zwei Mittheilungen des Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher zwar während der Schlacht auf dem Reichstage zu Nürnberg war, in Basel jedoch gute Correspondenten besass. 3) Felix Hemmerlin's 30. Kapitel vom Adel (de nobilitate) und eben desselben Gerichtshandlung (processus judiciarius). Letztere Schrift enthält ein so giftiges Phantasiestück gegen die Eidgenossen, dass es ein wahrhaftes Muster factiös-legitimer Schmähkunst heissen kann. Ohne historischen Werth spiegelt das Pamphlet dennoch treu den Höhepunkt des priesterlich-adelich-städtischen Hasses gegen die „russigen Bauern“ ab und verdient dess-

Digitized by Google

halb für die Kenntniss der Zeit Beachtung. Auch ist diese Catilinaria nicht ohne ästhetische Schönheiten, welchen gegenüber die heutigen politischen Dichter im Ausmalen des Grässlichen und Pikanten nur Stümpereien liefern. — 4) Schmachlied der Oesterreicher wider die „ruessigen Puren", eine boshafte, kunstlose Reimerei, welche nichts desto weniger auch heut' zu Tage bei manchen hohen und niedern Herrschaften politischen Anklang finden mag. — Die Französische Abtheilung enthält: 1) einen kurzen, sehr allgemeinen Bericht des mithandelnden Augenzeugen, des Herrn von Bueil, welcher in dem stürmischen Angriff der Schweizer die Ursache des an die Defensive geknüpften Sieges der Franzosen findet und stillschweigend das ungeheure Missverhältniss der Zahl eingestehet. 2) Instruction der Französischen Gesandtschaft zu Nürnberg (vom 24. Jänner 1446, d. h. 1447). Sie rechnet schlau dem Kaiser und Reich die bei St. Jacob geleisteten Dienste vor, hüllt dagegen die Entwürfe auf das Elsass, Strassburg und andere Plätze der schon damals gewünschten Rheingränze in mystisches Dunkel ein. 3) Auszüge aus der Chronik des Jaques le Bouvier, nach einer Pariser Handschrift. Der Verf. gestehet geradezu ein, dass Engländer und Franzosen Ende Aprils 1444 den Waffenstillstand abschlossen, um Mannschaften beider Völker auf Teutschland zu werfen und nebenbei die Eidgenossen heimzusuchen (pour vivre en Allemagne et faire guerre cependant (nämlich aux suisses) que les trefves dureroient etc.). — Die Schweizer, welche denn auch Teutsche heissen, verlieren in der Schlacht 1000 Todte und 2—300 Gefangene; das übrige Volk läuft davon. Diese vereinzelte, allen andern Berichten entgegenstehende Angabe, welche aus der Eitelkeit und Unkunde entsprossen ist, verdient eben desshalb nicht den mindesten historischen Glauben. Solches erhellt überdiess bestimmt 4) aus dem Bericht des Zeitgenossen Jean Chartier, welcher in seiner Chronik die heldenmüthige Tapferkeit der 800 Schweizer am Siechenhause bei St. Jacob höchlich belobt (il se deffendirent tres vaillamment, veu le petit nombre de gens), nichts von Gefangenen und Feldflüchtigen meldet, dagegen erwähnt, dass Teutsche (Elsasser, Schwarzwälder) und Schweizer, später vereinigt, viele Leute des zuchtlosen, marodirenden Französisch-Englischen Heeres erschlugen.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schlacht bei St. Jacob.

(Schluss.)

„Der Dauphin, welcher gewahrte, dass die Landschaft böse und wunderlich, der wegkundige Führer aber (Burkard Münch von Landskron, Bourga, Bourgalemoine) todt war, kehrte gen Nancy zu dem König seinem Vater zurück." — 5) Amelgard von Lüttich (MS.). Er berechnet die Zahl der Eidgenossen auf 2000, stimmt dem Wesentlichen nach mit den bekannten Berichten überein und meldet schliesslich die Verwüstung, welche das Französische Heer nach der Schlacht über das Elsass bis gen Strassburg brachte. — 6) Matthieu de Coucy, Monstrelets Fortsetzer (um 1461). Auch er nimmt es mit den Zahlen nicht sehr genau; denn während nur 60 Franzosen (!) bleiben, müssen von den Schweizern, welche übrigens ausserordentlich tapfer streiten, tapferer denn Engländer und andere Feinde Frankreichs, ungefähr 4000 (!) fallen und die übrigen (le surplus) davon laufen. Diess Alles ist handgreiflich unwahr. Eben so leichtfertig ist die Nachricht, dass weder der Dauphin noch Jemand der obersten Räthe (les plus grands et principaux du conseil) der Schlacht beiwohnten; sie war also gleichsam nach der Ansicht des Chronisten trotz der vielen Todten nur ein unbedeutendes Vorpostengefecht. Aehnliches meldet ganz richtig über den Anfang des Treffens 8) la Cronique Martiniane, verfasst um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Nach ihr gehen in der eigentlichen Schlacht 6—7000 Schweizer zu Grunde, und nur 20 entkommen. — Der Schluss des Urkundenbuchs endlich gibt 1) das Namensverzeichniss der Gefallenen von Uri, Schwiz, Unterwalden, Glarus und Liestal, und 2) die Grabschrift Andreas Falckners von Basel, welcher bei St. Jacob blieb. — Ref. erlaubt sich schliesslich, drei characteristische, übrigens schon aus Johann's von Müller Schilderung bekannte Heldenzüge durch die mitgetheilten Urkunden noch schärfer hervorzuheben. Die kampf- und todesmuthige Stim-

Digitized by Google

mung der auf Prattelu vorrückenden Eidgenossen beschreiben die Chorherrn von Neuenburg, denen die Heersäule geraume Entfernung von der künftigen Wahlstatt begegnet, also: „Wir meldeten den Hauptleuten auf ihr Begehren, dass der Dauphin 21 bis 30000 Armagnaken führe, welche ringsum auf Bergen und in Thalgründen bei Basel lagerten, und dass es ein übermenschliches Unternehmen sey, gegenüber solcher Menge mit einem kleinen Haufen die Thore (Basels) gewinnen zu wollen. Da antwortete ein eidgenössischer Obrist, ein Ritter, wie es schien, von hohem Ansehen: „„Morgen muss es dennoch geschehen, und ist es unmöglich, die erwähnten Hindernisse zu durchbrechen, so wollen wir unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Armagnaken überlassen““ (nous baillerons nos ames à Dieu et nos corps aux Armaignacs etc. Urkundenbuch S. 16.). Wer war nun dieser kühne, den Willen der Gesammtheit verkündende Sprecher? Man möchte muthmassen, der frische, behende, die Bauernritterschaft darstellende Glarner Hauptmann, Rudolf Netstaler, Jost Redings von Schwiz Tochtermann. Netstaler nämlich wird besonders von der Gegenpartei gefasst und sein Andenken auf alle mögliche Weise beschimpft. „Vor allen hat der Delphin angetroffen einen vom Volk, einen Bauer, der frech nach dem Ritterthum strebte und zum Vorzeichen des gehofften Ritterthums ein Perlenkreuz von strahlender Weisse offen angeheftet trug; und diesen hauptsächlich haben die Adelichen unbarmherzig erwürgt.“ (Felix Hemmerlin im Urkundenbuche S. 88.) Eben so sangen die Oesterreicher:

Der Netstaler der wolt Ritter werden,
An dem Edlen Blut,
Er trug zwey wysse Krütz von Perlen,
Und hat ze stryten Mut.

Darumb ist Er ze tod erschlagen,
Ze Basel uff der Heid,
Unterm Galgen lit Er vergraben,
Das ist den Schwitzern leid.

(S. Urkundenbuch S. 91.)

Die gleichbleibende, trotzige Stimmung während der Schlacht tritt besonders in dem Starkmuth eines tödtlich verwundeten Schweizers hervor, welcher mit letzter Kraft einen Stein wider den höhnenden Burkhard Münch schleudert. Dieser spricht: „Wir

Digitized by Google

baden heute in Rosen!", jener: „Friss eine der Rosen!" und zerschmettert dem Ritter Augen, die Nase, den Mund, also dass er am dritten Tage unter namenlosen Schmerzen sterben muss. Die psychologisch überaus schwierige That ist urkundlich betrachtet nicht durchweg erwiesen wahr. Thüring von Hallwil nämlich berichtet nur: „Besunders so sind Herr Burkhard Münch, und der Jung Dietrich von Ratzenhusen vast wund worden." (Urkundenbuch S. 46). Heinrich von Beinheim meldet einfach den Tod jenes erbitterten Schweizerfeindes S. 12. des Urkundenbuchs: „Wurdent auch nidergelegt von Inen bi 2000 schinder (Armagnaken), unter welchen was herr Burkart Münch einer von den Obersten Hauptlüten des Delphins." — Uebereinstimmend erzählt Jean Chartier (Urkundenbuch S. 101): „ils (les Suisses) y tuèrent le sus dit chevalier de l'empereur, nommé Bourgn (Burkart), lequel conduisoit principalement cette armée." — Andere Berichte schweigen davon. Die Verhöracten der Richtung endlich (S. 37) erwähnen zwar den Herrn Burkart Münch als einen überaus thätigen Gehülfen des Dauphins, übergeben aber den Tod und die Art desselben. Dagegen wird in einem Zeugniss weitläufig gemeldet, wie Junker Werner von Staufen nach der Aussage seines Knechtes Gutzwiller im Garten von St. Jacob einen gefährlichen Steinwurf empfing. „Da würffe, heisst es, ein switzer den Juncherrn mit einem Stein In ein siten daz er sich über den sattel ussbog" u. s. w. (Urkundenbuch S. 37). Wenn der Ritter später die Anwesenheit in der Schlacht bei St. Jacob und den Steinwurf vor dem Basler Rath läugnet (Urkundenbuch S. 38), so verdient das wohl eben so geringen Glauben, als die reinigende Ausrede Peters von Mörsberg, auf dessen dringende Mahnung hin die Wälschen hauptsächlich auch den letzten überlebenden Schweizern urkundlich keine Gnade geben (s. Urkundenbuch S. 37). Es tritt mithin als wahrscheinliche Thatsache hervor, dass Burkart Münch, wie Thüring von Hallwil meldet, eine schwere Wunde empfing, welche ihm immerhin ein Steinwurf bereiten mochte, dass aber die weitere gleichsam dramatische Ausschmückung durch höhnende Rede und Gegenrede dem spätern Zeitalter angehören mag. Auch deutet bereits Wurstisen in der Basler Chronik S. 382 das bekannte, vielleicht der Kaiserin Agnes entnommene Wort: „Hie baden wir in Rosen" zwiefach, indem es nach Etlichen auf das vergossene Blut, nach Andern auf den Rosengarten (Rosengarten) der Münchischen Schlösser

Digitized by Google

zu Münchenstein und Landskron ziemlich mystisch bezogen wird.

Die eidgenössische Gesinnung nach der Schlacht gibt sich urkundlich besonders dadurch kund, dass man etliche Ueberlebende (16) meistens als Feldflüchtige von Ehren und Würden stiess, ungefähr wie der Spartaner Aristodemos nach dem Thermopylenkampf immer der Zitterer hiess (Herodot VII, 231). Ganz ähnlich erging es andere Fälle zu verschweigen, dem Neuenburger Jehan Fevre, welcher seine 49 Waffengefährten bei St. Jacob überlebt hatte. „a esté le dict Jehan Fevre moult onni et dejetté de touts comme vilain et deleal." „Er wurde von Allen als Feigling und Treuloser verachtet." S. Urkundenbuch S. 17.

Die Beweggründe zu der Armagnakenfahrt hat das Urkundenbuch zwar seinem Zwecke gemäss nicht erläutert, jedoch erscheint es angemessen, hier zu bemerken, dass die Schweiz trotz ihres Bürgerkrieges dem zerrissenen, hin und her schaukelnden Reiche der Teutschen mittelbar durch den hartnäckigen Widerstand bei St. Jacob die ernsthaft bedrohete Rheingränze, Elsass, Sundgau und die Städte, rettete. Denn diesen Plan verfolgte die Französische Politik mit Beihülfe der Englischen so entschieden, dass der König Karl VII. den neuen Gedanken thatsächlich durch die Belagerung der Städte Metz, Toul und Verdun eingestand und diplomatisch als Bundesgenosse des Teutschen Kaisers Friedrich III. und der Oesterreicher in einem noch vorhandenen Aufrufe verkündigte. Schweizerhass musste dabei den Deckmantel gewähren; die kurzsichtigen Teutschen aber, namentlich Reichsfürsten und Adelige, entblödeten sich dabei nicht, den Kreuzzug wider die „russigen Bauern" mitzumachen und für den Untergang der Eidgenossen bei St. Jacob auch ihr Schärflein beizutragen. Die Französische Proklamation entwickelte, „was gestalten der allerchristliche König von dem römischen Kaiser gegen die Unternehmungen der Schweizer, geschworner Feinde aller von Gott veranstalteten Gewalt, besonders des Hauses Oesterreich und gesammten Adels, um Hülfe ersucht worden; welchem Begehren der König statt zu geben um so eher sich veranlasset gefunden, als die Krone Frankreich seit vielen Jahren der natürlichen Gränze ihres Reichs, die nämlich der Rheinstrom wäre, unbillig beraubt sey, und er dieselbe herzustellen habe." — Darauf folgten Friedensversicherungen an die Teutschen, welchen doch damals Elsass, Metz, Toul und

Digitized by Google

Verdun angehörten. (S. Bericht bei Schilter hinter der Chronik Königshovens S. 1002.*), und nach dem Bericht Joh. von Müllers Schweizergeschichte IV. Buch, erstes Kapitel S. 106. der Frankenthaler Ausgabe von 1807).

Kortüm.

Urgeschichte des badischen Landes bis zu Ende des siebenten Jahrhunderts. Von F. J. Mone, Director des Landesarchivs zu Karlsruhe. Erster Band. Römer im oberrheinischen Gränzland. X. und 306 S. Zweiter Band. Die Gallier am Oberrhein bis zu Ende der römischen Herrschaft. XLI. und 351 S. Mit Holzschnitten. Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1845. in 8.

Wenn Ref. gleich am Anfang die Bemerkung vorausschicken muss, dass man hier an keine Urgeschichte im gewöhnlichen Sinn des Wortes zu denken hat, wie sie bei uns als blosse Gedankenspiele und Phantasiegebilde, die sich durch allerlei erfinderische Combinationen den Schein einer Geschichte, d. h. einer beglaubigten und begründeten Darstellung wirklicher Zustände zu geben suchen, allerdings in einen schlimmen Ruf gekommen sind, so mag die nähere Angabe des Inhalts, so wie des hier, zur Erkenntniss der frühesten Zustände unseres vaterländischen Bodens, eingeschlagenen Weges sammt den daraus hervorgegangenen Resultaten am besten den grossen Abstand erkennen lassen, der diese Urgeschichte von ähnlichen Geschichten, wenn auch nicht von Baden, so doch von andern Theilen unsers deutschen Vaterlandes, so wesentlich unterscheidet, während sie zugleich eine wesentliche Bedeutung auch für alle die andern Länder des westlichen und östlichen Europa's gewinnt, in welchen Römer gelebt und geherrscht, in welche Römer zugleich mit ihren Waffen auch ihre, das ganze häusliche und politische Leben der Völker durchdringende Cultur gebracht und damit dauernd der Nachwelt überliefert haben. In welchem Grade diess geschehen, in welcher Weise diess noch bis auf den heutigen Tag erkennbar ist und aus

*) Der König liess andeuten, „dass Strassburg und die ganze Landschafft bis an den Rhein zu Frankreich gehörten."

Digitized by Google

Sprache und Sitten, aus Land- und Ackerbau, aus der Befestigungskunst, aus Heerbann und Kriegswesen, aus noch vorhandenen Resten alter Bauwerke, aus noch geltenden oder auch abgekommenen Lokalbezeichnungen, aus alten (leider nicht zahlreichen) Inschriften der römischen Zeit, dann aber auch aus Copialbüchern, Urbarien und Urkunden des Mittelalters sich nachweisen lässt, das ist noch nirgends unseres Wissens in so schlagender und überzeugender, aber auch so umfassender und gründlicher Weise geschehen, als in diesem Werke, das, wir wollen es wenigstens hoffen, damit einen Anstoss gibt, der auch für andere, unter römischer Herrschaft gestandene Länder ähnliche Schriften hervorruft. Wir können dann aus dem Leben selbst mit allen seinen Bezügen auch am besten die Belege zu allem Dem liefern, was die noch vorhandenen Schriftsteller Rom's über Acker- und Landbau mit allem Zugehör, über Kriegs- und Bauwesen, über Strassenanlagen und dergleichen uns melden, während eben diese Schriftsteller hinwiederum die Grundlage bilden, von welcher die Forschung über unsere erste römische Periode ausgehen muss. Diess wird uns in der That recht klar bei dem vorliegenden Werke, welches auf jeder Seite auf diese Quellen — insbesondere die Scriptores rei rusticae — hinweist und so gewissermassen eine Art von Commentar zu diesen oft dunkeln und schwierigen Schriftstellern liefert, wie ihn die bisherigen Erklärer derselben keineswegs zu geben vermochten. Aber auch, was z. A. ein Vegetius oder Ammianus oder andere Schriftsteller der spätern römischen Zeit, oder die Rechts- und Gesetzesquellen, wie der für die Erfassung der früheren Zustände so wichtige, so reiche Codex Theodosianus, bringen, wird hier erst recht anschaulich und erscheint in seinem wahren Lichte, wenn wir die Anwendung sehen, welche davon im Leben selbst gemacht worden ist. Um so mehr wird es zu wünschen seyn, diese Art der Forschung auch auf andere von Römern einst beherrschte und cultivirte Länder zu übertragen, was gewiss zu erklecklicheren Resultaten führen wird, als die oft durch sehr späte und corrupte Zeugen entstellte Sagengeschichte unserer Vorfahren, und das Herbeiziehen von Stammgeschichten und Stammbäumen, die uns bald in den dunkeln Orient, bald in die Steppen Mittel-Asiens, bald in die unsichern Pfade der allerwärts hin wandernden Pelasger oder Kelten, und was dergleichen Dinge mehr sind, zurückführen, damit aber allen sichern und festen Boden uns entziehen. Das Alles lag dem Verfasser dieser badischen

Digitized by Google

Urgeschichte durchaus fern; die ganze so genannte mythische Geschichte mit all den daran sich knüpfenden Fragen und Untersuchungen über die Herkunft der ältesten Bewohner und dergleichen mehr ist darum weggefallen, weil der Verf. keine Meinungen, sondern Thatsachen geben will, aus denen dann Jeder selbst sein Resultat sich ziehen mag; er selbst hat darum stets sorgfältig unterschieden, was Thatsache, und was daraus abgeleitete Folgerung ist. Sein Standpunkt ist der des praktischen Lebens; dieses, das Leben der ersten Bewohner unserer Gegenden, so wie es in seinen zurückgelassenen Spuren und Folgen noch heutigentags erkennbar ist, ist der Gegenstand seiner Forschung und seiner geschichtlichen Darstellung, nicht aber Untersuchungen über seinen vermeintlichen Ursprung, Abstammung und dergleichen mehr. So hat die Forschung einen lokalen Grund – den einzig sichern bei dem Mangel schriftlicher Zeugnisse oder einer verlässigen mündlichen Tradition; und dieser lokale Grund ist hier kein anderer als der römische, auf welchem die nachfolgende Cultur unseres Vaterlandes wurzelt; die Urgeschichte unseres Landes ist mithin eine römische Geschichte, die nicht sowohl aus schriftlichen Quellen der alten Römer selbst, sondern aus den oben bemerkten, nicht minder sichern Spuren entnommen, hier zu einem schönen Ganzen erwachsen ist, das uns zugleich die Grundlage unserer mittelalterlichen Zustände zeigt, und darin gewiss massgebend auch für andere unter römischer Herrschaft einst gestandene Theile unseres Vaterlandes wie der Nachbarländer seyn dürfte.

So beginnt, dem bemerkten Standpunkt gemäss, diese Urgeschichte Badens mit einer bis in das geringste Detail eingehenden Darstellung der römischen Landwirthschaft in Baden. Denn mit Ackerbau und Feldbau, mit festen Wohnsitzen und Niederlassungen, wie sie jener voraussetzt, kann doch eigentlich erst auch eine Geschichte kommen, die, begründet in einem einigermassen geordneten Staatsleben, billiger Weise nicht darüber hinaus in das ungewisse Meer der Völkerwanderungen und Völkerzüge sich wagen sollte. Wo einmal Acker- und Feldbau eingeführt ist, da wird, auch bei allem Wechsel der Herrschaft und der Bewohner, der Nachfolger stets, durch die Nothwendigkeit gezwungen, die Erfahrungen, die Einrichtungen seines Vorgängers benutzen, und so in seine Fusstapfen gewissermassen eintreten, den einzigen Fall ausgenommen, wo gänzliche Ausrottung und Vertilgung durch wilde Sieger eintritt. Von diesem, nicht wohl zu

Digitized by Google

bestreitenden Grundsatz ausgehend und daran weiter den schwerlich zu bestreitenden Satz knüpfend, dass Römer und Gallier, wie sie in frühester Zeit diesseits des Rheins im heutigen Baden sesshaft waren, keineswegs durch die eindringenden Deutschen völlig vertilgt worden sind, mithin ein Rest der alten Bevölkerung jedenfalls (auch angenommen, dass der übrige Theil geflohen oder umgekommen) zurückgeblieben, der dann mit den eingedrungenen Siegern sich zu einem Volke verschmolzen, also eine Volksmischung stattgefunden, welche an die Reinheit eines deutschen Volksstammes, wie man sie so gerne träumt, hier wenigstens nicht denken lässt, gelangt der Verf. zu dem, was als seine nächste Aufgabe in folgenden Worten von ihm ausgesprochen ist: „Wenn es sich (heisst es S. 3) nachweisen lässt [und dieser Nachweis liegt in der Schrift im Einzelnen vor], dass die Bauern in Baden ihren Landbau bis in Einzelheiten hinab noch jetzt betreiben, wie die Römer, wenn sogar ihre technischen Ausdrücke von den römischen entlehnt sind, so kann diese Uebereinstimmung nicht zufällig seyn, sondern muss einen organischen Zusammenhang haben. Dieser kann aber kein anderer seyn, als das lebendige Beispiel und die Anleitung, welche die zurückgebliebene frühere Bevölkerung den deutschen Siegern gegeben Auf andere Weise ist die Thatsache nicht zu erklären.“ Was hier von Baden gelten soll, das wird auch, denken wir, von andern durch Römer besetzten Theilen Deutschlands, jenseits des Rheins, wie diesseits der Donau, und selbst von den untern Donauländern, namentlich von Pannonien, wie diess Muchar's alsbald zu nennende Schrift zeigt, gelten können.

In dieser Darstellung der römischen Landwirthschft beginnt der Verf. mit den Feldmaassen; er zeigt (S. 11), dass die Namen der Flächenmaasse in Baden römisch und gallisch sind, der Flächeninhalt mehr auf Gallien hinweist, Namen und Eintheilung der Längenmaasse aber von den Römern herkommen; er kommt dann zu dem Feldgeräthe, das, wenn auch Einzelnes schon in ähnlicher Weise bei den Deutschen vorkommen mag, doch in der besseren römischen Form angenommen und nachgebildet ward, theils mit römischen Namen, theils auch mit deutschen (S. 14); was weiter über den Betrieb des Ackerbaues selbst, als z. B. Düngung, die wir ebenfalls von den Römern gelernt, Pflügen, Ausrotten und Urbarmachen der Wälder, Einsaat, Dreifelderwirthschaft (welche die Römer in Baden so gut schon hatten,

Digitized by Google

wie die Bauern heutigentags), über Handelsgewächse, Bauernregeln, dann namentlich über den Garten-, Wiesen- und Weinbau hier im Einzelnen ausgeführt ist, bildet zugleich einen namhaften Beitrag zu der im Ganzen noch nicht besonders gründlich bearbeiteten Geschichte der Landwirthschaft des Alterthums, und so selbst eine Art von Commentar zu unzähligen Stellen der Scriptores rei rusticae, so wie zu den verschiedenen, zur Förderung des Feldbaues und der Landökonomie unter Carl dem Grossen und seinen Nachfolgern getroffenen Verordnungen. So ist, um aus dem reichen Detail, das hier vorliegt, doch Einiges wenigstens anzuführen, „unser ganzer Gartenbau von den Römern entlehnt, und in ihren Grundzügen bis jetzt fortgebildet" (S. 43), wie schon die blossen Namen der Garten- und Küchengewächse erkennen lassen, und selbst die Anlage der Bauern- und Dorfgärten zeigt das römische Muster (S. 44); der römische Obstbau, den wir ebenfalls in Baden antreffen, scheint jedoch nach einigen Namen, die celtischen Ursprung verrathen, durch die Gallier eingeführt worden zu seyn (S. 47). Und wie im Gartenbau, so waren auch Römer für den natürlichen Wiesenbau und die Koppelwirthschaft unsere Lehrmeister, wie die S. 49 ff. angeführten Belege zeigen. Besondere Beachtung verdient der Abschnitt über den Weinbau, weil, so wenig man auch im Allgemeinen den Satz, dass Römer zuerst den Weinbau in unsere Gegenden gebracht, bezweifeln mochte, doch die einzelnen Belege bisher vermisst wurden, durch welche erst jener Satz seine volle Wahrheit erhalten kann. Hier wird nun gezeigt, in welcher Weise die dahin einschlägigen Vorschriften, wie wir sie in den Scriptores rei rusticae lesen, über die Anlage der Reben, den Bau, die Behandlung und Pflege derselben hier in Anwendung kamen, so dass die ganze Anlage unserer Weinberge selbst bis zu den noch jetzt üblichen Traubensorten oder Rebstöcken als römisch, und diess selbst in ihrem Namen noch erkennen lässt, was eben so auch von dem Keltern und der ganzen Pflege des Weines gelten kann. Aehnliches finden wir nachgewiesen in dem nun folgenden Abschnitte über das Hauswesen, und was dazu weiter gehört, die Anlage der Wohnungen, der Höfe, selbst der Dörfer und Städte; über das Hausgeräth, über Mass und Gewicht, über den Haushalt, über das Gesinde, insbesondere auch über die Viehzucht und über Alles, was in irgend einer Verbindung damit steht; S. 97—129: ein reichhaltiger Abschnitt, aus welchem die noch so wenig näher behandelte Ge-

Digitized by Google

schichte der Landwirthschaft manches Licht gewinnen kann. Hat sich doch bei Manchem, was in den Kreis der Haushaltung (Seite 97 ff.) gehört, wie z. B. das Einmachen der Früchte, das Backwerk, einzelne Fleischspeisen und dergleichen ein Einfluss der römischen Sitte bis auf den heutigen Tag, namentlich bei dem Landvolk, erhalten! So soll nicht bloss das Einsalzen und Einräuchern des Schweinefleisches, die Bereitung der Schinken, sondern selbst unser Sauerkraut eine römische Speise (S. 98) seyn, wie so manches Andere, was wir bitten bei dem Verf. selbst, dem wir hier nicht in alle Details folgen können, nachzulesen. Bei dem Gesindewesen (S. 117 ff.) kommen die Verhältnisse der Pächter oder Zinsbauern, der Taglöhner und dergleichen, wie der eigentlichen Dienstboten zur Sprache, was selbst auf spätere Rechtsverhältnisse einen wesentlichen Einfluss geübt hat.

Das andere Hauptstück dieses Bandes beschäftigt sich mit dem Kriegswesen, mit der militärischen Besetzung des Landes und den dadurch veranlassten Ansiedelungen bis in alle Einzelnheiten hinab, wobei aus bekannten und unbekannten Quellen manches neue und unerwartete Licht gewonnen wird. Diese, bisher unbenutzten Quellen, deren Gebrauch sich hier so vortheilhaft gezeigt hat, sind zunächst in den uns noch erhaltenen Urkunden und Documenten mittelalterlicher Zeiten zu suchen, welche, wenn auch oft nur in einzelnen Worten, uns jetzt allein noch einen schwachen, aber doch höchst dankenswerthen Ersatz für die verlorenen Quellen des Alterthums und die im Laufe der Zeit untergegangenen Denkmale selbst bieten müssen. Leider ist davon bisher nur wenig und selten Gebrauch gemacht worden, leider besitzen auch Wenige von denen, die mit derartigen Untersuchungen sich beschäftigen, eine gründliche Kenntniss der älteren deutschen Sprache, welche dazu unentbehrlich ist, indem sie allein, wie wir hier sehen, den Schlüssel zu Manchem, was sonst dunkel bleibt, uns bieten kann. Wir übergehen, was in einem einleitenden Abschnitt über dasjenige bemerkt wird, was noch in dem Kriegswesen des Mittelalters und der Neuzeit auf römischen Ursprung hinweist, namentlich auch, was am Schluss über den Ursprung der deutschen Wappen aus den Unterscheidungszeichen der Legionen und Cohorten auf den Schilden der Soldaten in der Kürze bemerkt ist: ein Gegenstand, der unlängst in Bernd's Wappenwesen der Griechen und Römer (Bonn, 1841. 8.) eine äusserst umfassende und ausführliche Behandlung erhalten hat; wir wenden uns lieber zu

Digitized by Google

dem hier in seiner vollen Bedeutung recht hervortretenden Abschnitt von den durch die Römer in dem jetzigen Baden angelegten Heerstrassen*), von denen freilich in unsern Klassikern kein Wort zu finden ist, von denen auch die noch erhaltenen Itinerarien und die Peutinger'sche Tafel (eine kleine Strecke ausgenommen) gänzlich schweigen, von denen aber noch manche der aufgefundenen Meilenzeiger ein redendes Zeugniss geben, das durch so manche Namen, die im Mittelalter in Urkunden jeder Art vorkommen, oder selbst bis auf unsere Tage sich erhalten haben, nicht bloss bestätigt, sondern auch ungemein erweitert wird. Wo in diesen deutschen Quellen des Mittelalters das Wort Heerweg, Heerstrasse (als Uebersetzung von via militaris) vorkommt, wo wir die Benennungen Hochstrasse und Hochweg (weil die Wege aufgeworfen und mithin höher waren, als ihre nächste Umgebung, S. 140) antreffen, oder auf sogenannte Heidenwege (S. 155) und Aehnliches stossen, da ist, nach der Annahme des Verf., an eine römische Kriegsstrasse (wie sie doch zunächst in einer militärisch besetzten Gränzprovinz angelegt werden mussten) zu denken. So gewinnen wir nun allerdings eine namhafte Zahl von Orten, die, auch ohne dass noch jetzt Reste

*) Auch in unsern Nachbarländern, in Frankreich wie in Belgien, hat man in neueren Zeiten der Ermittelung der römischen Heerstrassen, welche diese Länder nach den verschiedensten Richtungen durchzogen, eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, durch welche die geographische Kunde dieser Länder während der Zeit der Römerherrschaft so manche Erweiterung gewonnen und auf so viele Stellen der alten Classiker ein neues Licht geworfen worden ist, das von den Herausgebern derselben — wir denken hier an einen Cäsar, Strabo, die Itinerarien und dergleichen — noch keineswegs so, wie man erwarten kann, benutzt worden ist. In dieser Beziehung mag auch hier wiederholt an das erinnert werden, was die Mémoires des Sociétés des Antiquaires de France, de Normandie, de l'Ouest, de Saint Omer u. s. w., oder was das Bulletin monnmental (herausgegeben von Caumont) fast in jedem Hefte bringt, wie z. B. noch im letzten (Nr. 7. des zehnten Volume) über das Land der Santonen (Saintonge) eine äusserst genaue Nachweisung aller Strassenzüge. Hier ist freilich durch die alten Classiker, wie durch noch vorhandene Reste die Forschung weit mehr erleichtert, und jedenfalls eine sicherere Grundlage vorhanden, als bei uns diesseits des Rheins.

Digitized by Google

und Spuren römischer Ansiedlung anzutreffen wären, auf römischen Ursprung führen und uns so dann weiter das Strassennetz verfolgen lassen, welches die Römer über das Land gezogen hatten. Es lassen sich dann auch selbst die noch fehlenden Verbindungsglieder zwischen einzelnen Hauptniederlassungen eher ermitteln, und selbst nachweisen, wie diess römische Strassennetz unsern heutigen Verbindungsstrassen kaum an Umfang und Ausdehnung nachgestanden haben dürfte. Nur muss man dem Verf. zugeben, dass die oben erwähnten Ausdrücke nur auf ursprünglich römische Strassen, ohne alle Ausnahme, sich beziehen: was in dieser seiner Allgemeinheit doch auch einzelnen Bedenken zu unterliegen scheint, indem der einmal von solchen (römischen) Strassen gebrauchte Ausdruck dann doch auch von ähnlichen, aber in späterer Zeit angelegten und betretenen Strassen und Wegen gebraucht werden konnte. Doch wir bescheiden uns gern dieses Zweifels, hätten aber gewünscht, dass der Verf. womöglich eine Charte zur Veranschaulichung des von ihm so nachgewiesenen römischen Strassennetzes beigefügt hätte, wenn er anders dieselbe nicht noch nachzuliefern gedenkt. Aus Urkunden verschiedener Art, wie sie das Karlsruher Landesarchiv enthält, hat nun der Verf. eine Zusammenstellung von zweihundert achtundzwanzig Orten des heutigen Grossherzogthums Baden, mit Einschluss einiger anstossenden Orte, geliefert, bei welchen die oben bemerkten, auf römischen Ursprung hinweisenden Benennungen der Wege und Strassen sich in Urkunden verzeichnet finden, geordnet nach den verschiedenen Landestheilen (I. Oberland. a. Baar und Bodensee. b. Rheinthal. II. Unterland. III. Nachbarländer: Würtemberg, Schweiz, Elsass, Bairische Pfalz, Rheinhessen), und stets mit dem Datum, d. h. der Jahreszahl der Urkunde versehen, in der sie sich vorfinden. Es beginnt diese Aufzählung mit dem dreizehnten Jahrhundert, sie geht bis ins sechzehnte herab, und dass sie über die bemerkte Periode hinaus bis zu dem sechsten zurückführt, zeigen einige S. 156 ff. beigebrachte Belege. Dass sie aber keineswegs für vollständig gelten können, bemerkt der Verf. ausdrücklich, der darin nur einen Anfang (aber gewiss einen höchst beachtenswürdigen und dankenswerthen) erkennt, den Diejenigen, die im Besitze anderer Hülfsmittel sind, weiter führen sollen. Namentlich werden die noch unerforschten Archive zu Donaueschingen und Amorbach weitere Beiträge hoffen lassen, wie wir wenigstens sehr wünschen möchten. Was nun die aus dieser Zusammenstellung gezogenen

Digitized by Google

Resultate betrifft, so hat der Verf. daraus nicht weniger als **zwei** und **sechzig** Strassenzüge zu ermitteln gewusst, und auch nach diesen seinen Quellen von Stunde zu Stunde, von Ort zu Ort verfolgt, eine gewiss bedeutende und namhafte Zahl*) für den verhältnissmässig geringen Umfang unseres Landes! Wir können sie alle hier nicht namhaft machen; auch wäre diess ohne eine beigefügte Charte kaum möglich. Nur über einen Punkt, einen viel bestrittenen, wollen wir die Ansicht des Verf. anführen; es ist die allein auf der Peutinger'schen Tafel verzeichnete Strasse von Windisch bis Regensburg, und hier auch nur der kleine durch Baden ziehende Theil derselben. **Tenedo** nemlich, wohin zunächst von Windisch die Strasse lief, ist dem Verf. nicht das Städtchen **Thiengen** in der Nähe von Waldshut (diess würde, wie S. 163 zeigt, schon sprachlich nicht angehen), sondern das auf dem rechten Rheinufer, dem (römischen) Orte Kaiserstuhl gegenüber liegende Dorf **Hohen Thengen**, so dass also durch zwei Vesten auf beiden Ufern des Rheins der Uebergang gedeckt gewesen. Der nächste Ort weiter von Tenedo ist auf der Peutingerschen Tafel als ein **Juliomagus** bezeichnet in der Entfernung von 14 Meilen; diess trifft ganz gut auf das jetzige Städtchen **Blumenfeld**, das von Hohenthengen 9 Stunden entfernt ist, also fast eben so weit (nur eine Viertelstunde weniger) als diese 14 Meilen, wenn man nemlich diese (was bekanntlich wohl angeht) für Leugen nimmt und darnach die Entfernung berechnet. **Brigobannis**, wohin von da die Strasse in 11 Leugen (6⅝ Stunden) führt, trifft so ziemlich mit **Tuttlingen** (6¾ Stunden) zusammen (S. 163 ff.).

An die Kriegsstrassen der Römer in unserm Lande reihen sich die zu gleichem Zwecke angelegten Kastelle und Befestigungen, deren Nachweis hinwiederum Manches, was in der Anlage

*) „Aus dieser Menge der Strassen (sagt der Verf. S. 187 ganz richtig) „darf man zum Voraus den Schluss ziehen, wie viele Ansiedelungen, „Weiler, Höfe, Dörfer, Burgen und Städte dazwischen lagen, wie „die Fundorte römischer Alterthümer nicht als vereinzelte Seltenheiten, sondern im Zusammenhang mit der ganzen Eroberung zu „betrachten sind, und die **römischen Ueberreste nicht als „blosse Spuren einer abgeschnittenen Vorwelt, sondern als Anfänge und Grundlagen des jetzigen Lebens beurtheilt werden müssen.**"

Digitized by Google

und Richtung der Strassen dunkel ist, ergänzen kann, während eben so die bereits ermittelte Richtung der Strassen uns die römische Grundlage so mancher Anlagen des Mittelalters erkennen lässt, wo man allerdings gern auf römischen Festen sich niederliess, jedoch sie veränderte, ausbesserte oder erweiterte, manchmal auch ganz niederriss, um dann mit dem so gewonnenen Baumaterial an einem andern Orte in der Nähe, der geeigneter schien, eine feste Niederlassung zu gründen, zumal da im Mittelalter in der Regel, schon der grössern Sicherheit und der leichteren Vertheidigung wegen, Höhen zur Anlage von Burgen vorgezogen wurden. Leider haben hier verheerende Kriege, deren Schauplatz unser Land war, seit der Vertreibung der Römer und den Anfängen des Mittelalters bis in die neuesten Zeiten herab, ja bis zum Schluss des siebenzehnten Jahrhundert, fast Alles zerstört und nur noch Weniges, äusserst Weniges, übrig gelassen, was in seinem Mauerwerk die Spuren römischer Anlage enthält. Um so schwieriger wird die Untersuchung, wenn sie, wie es doch des Verf. Zweck und Absicht ist, nicht mit dem Zufall der Entdeckung einzelner römischer Mauerreste sich begnügen, sondern den innern Zusammenhang aller dieser Befestigungen unter einander, kurz das System nachweisen will, nach welchen diese Kastelle in strategischen Zwecken und nach strategischen Regeln angelegt wurden zur allgemeinen Sicherheit des Landes, insbesondere zum Schutz der Heerstrassen und der hier angesiedelten Bevölkerung. Was sich hier auf dem Wege einer sehr umsichtigen Combination mit einiger Sicherheit ermitteln liess, wird S. 194 ff. nachgewiesen; wir können auch hier in das Detail nicht eingehen, wollen aber doch insbesondere hinweisen auf das, was über den Steinsberg oder Weiler bei Sinsheim bemerkt wird, welcher nach dem Verf. als eine römische, an dem Kreuzpunkte von vier Strassen zu deren Vertheidigung angelegte Burg anzusehen ist, deren Namen, wenn wir weiter dem Verf. folgen, ursprünglich Lapis geheissen, eben so wie das nahe, am Uebergang über die Elsenz gelegene Steinsfurt, wohin von Steinsberg eine Strasse gezogen, vadum ad lapidem benannt worden (S. 199). Ueber die von den Römern zu ähnlichen Zwecken angelegten Warten — Thürme auf Bergen errichtet, um bei dem Anrücken des Feindes oder sonstiger Gefahr, Feuersignale für die Umgegend zu geben, insbesondere da, wo das eigentliche Castellum in der Niederung lag — findet man S. 202 ff. Bemerkungen, die uns die Warten der deutschen Reichs-

Digitized by Google

städte des Mittelalters um so erklärlicher machen, als eben diese Städte meist mehr oder minder römischen Ursprungs sind und mithin nur die alte Sitte angenommen oder beibehalten haben.

Der Abschnitt von den Ansiedelungen aus der römischen Zeit (S. 204ff.) beginnt mit einer schönen sprachlichen Untersuchung über die Benennungen, unter welchen sich diese noch heutigentags in ihren jetzigen Namen erkennen lassen: besonders gehören hierher die mit Stadt, Stätte, stetten gebildeten Ortsnamen, welche (nach der auch hier ziemlich allgemein gefassten Annahme des Verf.) sämmtlich auf statio hinweisen; wo sie an alten Orten vorkommen, da ist nach dem Verf. anzunehmen, dass daselbst römische Standquartiere gewesen; desgleichen sollen alle mit Weiler zusammengesetzten Orte als römische Anlagen erkannt werden, indem das so häufig in Ortsnamen vorkommende Weil, Weiler, Weiher, Weier oder Wil, Willer, Wihr nichts Anderes sey, als das lateinische villa, sammt den davon abgeleiteten Wörtern villarium, vilaris. Auch hier stossen wir uns etwas an der allgemeinen Fassung des Satzes und den daraus gezogenen allgemeinen Folgerungen. So wenig wir bestreiten können, dass die bemerkten Ausdrücke aus dem Lateinischen stammen, so konnten sie doch, einmal in die Sprache aufgenommen und verbreitet, auch auf eine andere Niederlassung, welche nun geschah, angewendet werden, ohne dass daraus sich ein römischer Ursprung derselben würde nachweisen lassen.

Anderes übergehend, haben wir noch der Grabstätten zu gedenken, welche, als untrügliche Zeugen römischer Niederlassungen, von der gewaltsamen Zerstörung verschont geblieben sind, die nur das, was oder der Erde stand, betraf, ohne an das, was unter derselben lag, sich zu wagen. Manche Gräber der Art sind an manchen Orten unseres Vaterlandes aufgedeckt worden; schriftliche Zeugnisse für die Existenz solcher römischen Gräber lassen sich aber auch hier aus manchen noch geltenden Namen oder aus den Urkunden des Mittelalters in gewissen hier vorkommenden Benennungen ermitteln; wo daher der Verf. die mit Heiden, Schelmen, Schalmen und dergleichen zusammengesetzten Lokalnamen findet, da sollen römische Gräber, und mithin auch römische Ansiedlungen gewesen seyn. Der Verf. hat auch hier aus den reichen Schätzen des Karlsruher Archivs S. 215ff. eine ähnliche Zusammenstellung unter vier und achtzig Nummern geliefert, die er aber auch nur als den Anfang eines solchen Verzeichnisses

Digitized by Google

betrachtet, das, da z. B. hier nur neun Orte aus der Baar erscheinen (45 des Oberrheinthals und 30 des Unterlandes) ungleich vollständiger werden könnte. Der Verf. hat übrigens den Gegenstand durch die daran geknüpften Erörterungen, so wie durch einen weiteren, die bürgerlichen Verhältnisse der hier angesiedelten Bevölkerung zum römischen Reich betreffenden Abschnitt noch näher beleuchtet. Unerwartet ist gewiss Vielen der Abschnitt über den römischen Flussbau in Baden (an der Murg, am Neckar und am Rhein), ein eben so sprechendes Zeugniss der römischen Cultur, wie die Strassen, die Burgen und Warten; eine der bedeutendsten Unternehmungen der Art war gewiss die Ableitung des Neckar's durch Valentinian I. bei Ladenburg, wodurch der alte Lauf dieses Flusses, der sich bei dem heutigen Trebur (also nur wenig entfernt von Mainz), vereint mit dem Main, in den Rhein ergoss, so verändert ward, dass er die jetzige Richtung nach dem nahen Seckenheim erhielt und in geringer Entfernung von da unmittelbar dem Rhein zueilte, was S. 243 f. hier näher erörtert wird. Aus der so interessanten Darstellung der römischen Handwerker S. 251 ff. müssen wir, durch den Raum beschränkt, es uns versagen, Einzelnes hier namhaft zu machen, aber die Freunde der Baukunst wollen wir doch besonders auf das hinweisen, was über die Steinmetzen und ihre Kunst, welche den römischen Ursprung nicht verläugnen kann, namentlich auch über die Zeichen derselben bemerkt und durch eine Zusammenstellung solcher Zeichen (S. 258 ff.), wie sie der Verf. an römischen Bauten in Baden sich gesammelt hat, noch mehr ins Licht gesetzt wird, nicht ohne vielfache Beziehungen auf die nachfolgenden Zeiten des Mittelalters. Ueber das in den römischen Niederlassungen diesseits wie jenseits des Rheins so ausgebreitete Töpferhandwerk folgen schätzbare Nachweisungen, die mit einer Bemerkung über den römischen Ursprung der deutschen Zünfte des Mittelalters schliessen (S. 273).

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mone: Urgeschichte von Baden.

(Schluss.)

Unter den vom Verf. untersuchten und technisch aufs Genaueste beschriebenen Kriegsbauten der Römer in Baden, welche einen weiteren Abschnitt hier bilden, zeichnet sich besonders aus die Beschreibung des schon oben erwähnten Steinbergs, in welchem der Verf. die erste römische Burg des Landes, was Sorgfalt und Mächtigkeit des Mauerwerks betrifft, also keine Burg des Mittelalters erkennt; nicht minder empfehlen wir die Schlussbemerkungen S. 392 ff., welche sich über einige allgemeine Grundsätze verbreiten, die aus der Untersuchung dieser Bauten in Absicht auf die Zeit ihrer Anlage und dergleichen sich ergeben.

In dem letzten Abschnitt des auch in Druck und Papier so wohl ausgestatteten Ganzen ist es nur eine Behauptung, über die wir eine Bemerkung beizufügen haben. Der Verf., der hier von den römischen Kaufleuten in Baden spricht, sagt nemlich S. 297 ausdrücklich: „In Baden hat sich noch keine römische Inschrift eines Kaufmanns gefunden." Aber der bei Heidelberg vor dem Mannheimer Thor gefundene, jetzt auf der hiesigen Bibliothek aufbewahrte Grabstein, welchen, der Inschrift zufolge, einem hier im vierzigsten Jahre verstorbenen Volcius, der als Mercator bezeichnet wird, seine überlebende Gattin gesetzt hat, spricht dagegen und mag so nur dazu dienen, die Angaben des Verf. über den Handel der Römer in unsern Gegenden noch mehr zu bestätigen.

Wir hatten diese Anzeige des ersten Bandes bereits niedergeschrieben, als uns der zweite zukam, von dessen Inhalt wir hier noch einen kurzen Bericht zur Vervollständigung beifügen wollen.

In dem einen Theile desselben, dem dritten Hauptstück, wird eine Schilderung des Zustandes der diesseits des Rheins im heutigen Baden unter römischer Herrschaft angesiedelten gallischen Bevölkerung, ihrer Verhältnisse zu den Römern wie zu den Deut-

Digitized by Google

schen versucht, im andern Theile aber, dem vierten Hauptstück (S. 194 ff.) eine umfassende Darstellung der römischen Herrschaft selbst, so wie eine Geschichte derselben bis zu ihrem Ende mit dem Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gegeben. Eine sehr genaue Erörterung über den römischen, viel besprochenen Gränzwall beginnt das dritte Hauptstück, die Verhältnisse des Gränzlandes werden näher besprochen, insbesondere die Vertheilung der Grundstücke, welche, so wie die Vermessung, durchaus nach römischem Gesetz und Herkommen geschah, ja auch später noch lange fortgedauert und auf die mittelalterliche Zeit einen grossen Einfluss ausgeübt hat (vergl. p. 27 ff. 46 ff. 58 ff.). Auch die so verschieden gedeuteten Decumates des Tacitus erhalten nun ihren wahren Sinn (S. 18. 19.). Ein zweiter Abschnitt dieses Hauptstücks, worin das Verhältniss dieser (gallischen) Ansiedler zu den Deutschen, der Einfluss der Sprache und der geistigen Bildung jener auf diese besprochen (Seite 61—193) ist, wird, insbesondere von sprachlicher Seite, alle Aufmerksamkeit verdienen, und diess zumal in einer Zeit, wo in Süddeutschland fast bei jedem neuen Funde, den man der Erde abgewinnt, die Frage nach celtisch-gallischer oder germanisch-alemannischer Abkunft erhoben wird — wir wollen nur an den neuesten und bedeutendsten Fund, den Nordendorfer, erinnern — wo der alte Streit über Celtisches und Germanisches durch eine, wie uns dünkt, übertriebene und keineswegs begründete Vorliebe für das Celtische, wieder auflebt, hoffentlich um diessmal zu einem sichern Endergebniss zu führen, und sichere Normen aufzustellen, wie sie bei diesen schriftlosen Alterthümern allerdings bisher mangelten. Ein verlässiges Moment ist hier allerdings die Sprache und darum hat der Verf., der von diesen schriftlosen, für celtisch ausgegebenen Alterthümern hier durchaus abstrahirt hat, auf diese ein besonderes Augenmerk gerichtet; er stellt ein mit genauen Erörterungen und Nachweisungen begleitetes Verzeichniss celtischer Worte in Ortsnamen auf, welches 144 Nummern umfasst (S. 78—132), und knüpft daran auch weitere Erörterungen über die celtische Sprache in ihren Formen, Beugungen u. s. w.

Es ist diess jedenfalls einer der wichtigsten Abschnitte dieses Werkes, reich an Erörterungen jeder Art und neuen Aufschlüssen, die auf diese Weise gewonnen worden sind: weshalb wir die Freunde sprachlicher Forschung darauf ganz besonders verweisen, da ein näheres Eingehen in denselben hier uns nicht möglich ist.

Digitized by Google

Allerdings stellt sich hier der Einfluss der jedenfalls weit gebildeteren Celten auf die minder gebildeten Deutschen (welche von jenen, der Sprache nach, als stammverschieden, vom Verf. S. 61 angenommen werden), in einem ganz anderen Lichte dar, als man bisher ihn zu betrachten gewohnt war; die Schlusserörterungen (S. 184 ff.) über den Einfluss dieser gallisch-celtischen Cultur auf die deutsche Sage und Dichtkunst gewinnen dadurch ein doppeltes Interesse. Freilich wird man sich dann mancher, selbst weitverbreiteten Vorurtheile zu entschlagen haben, wie sie zu Gunsten unserer Vorfahren, insbesondere ihres so gefeierten Patriotismus so oft erschallen, zumal wenn man den Erörterungen folgt, welche der Verf. in dem geschichtlichen Theile (S. 208 ff.) zu geben nicht versäumt hat. In diesem Theile wird nemlich zuerst von des Landes Zustand bei seiner Eroberung durch die Römer gesprochen, dann die Besetzung desselben und die ganze Verwaltung dieses Gränzlandes durch die Römer ausführlich und in allen Beziehungen geschildert, wobei die Besteuerung eben so wohl wie die ganze Militär- und Civilverwaltung mit Allem, was daran sich knüpft, bis ins Einzelste verfolgt wird. Ueber die politische Stellung dieser Gränzbewohner, über die Ansichten der Römer hinsichtlich dieses Landes und seiner politischen Bedeutung wird man eben so wenig Erörterungen vermissen, auf die wir hier leider nur im Allgemeinen aufmerksam machen können, indem wir auf alle diese Punkte, so wie auf die daran sich knüpfende geschichtliche Darstellung demnächst zurückzukommen gedenken, da wir jetzt noch einer ähnlichen, aus dem Osten Deutschlands uns zukommenden Erscheinung verwandten Inhalts zu gedenken haben:

Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil. Von Dr. Albert von Muchar, Stiftscapitular zu Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. (Mit dem Motto: Quacunque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium ponimus. Cicero de Finib. V., 2.). Grätz, 1844. Im Verlage der Damian und Sorge'schen Buchhandlung. VI. und 474 S. in gr. 8.

Wir haben auch hier eine Urgeschichte vor uns, die sich mit einem andern Theile Deutschlands, in welchem die römische Herrschaft fast noch festere Wurzel gefasst hat, beschäftigt, um auf ähnliche Weise (d. h. durch Urkunden und beglaubigte, noch vorhandene Zeugen der Römerwelt) eine Darstellung des römischen Lebens in diesem Ostlande deutscher Zunge zu geben, durch wel-

Digitized by Google

che die sichere „Grundfeste vaterländischer Geschichte, auf welcher der Bau des Mittelalters und der neueren Zeit ruhet, aufgedeckt und beleuchtet“ werden soll. Auch hier waltet demnach eine ähnliche Tendenz vor, auch hier das gleiche Streben, alle unbegründeten Vermuthungen und Spiele der Phantasie, welche das Dunkel der Vorzeit ausfüllen sollen, fern zu halten, und nur das zu geben, was einen positiven und historischen Grund hat, mithin als sichere Basis der weiteren Forschung dienen kann. Und glücklicher Weise stehen hier noch reichlicher fliessende Quellen zu Gebot, als in den oberrheinischen Gegenden; zahlreichere Reste römischer Herrschaft, in Inschriften, Denksteinen und andern Gebilden reden noch heute zu Tage zu uns und haben selbst die Hoffnung einer weitern Ausbeute nicht ausgeschlossen; Antonin's Reisebuch mit der Peutinger'schen Tafel enthält noch vollständigere Nachweisungen des ganzen römischen Strassenzugs und gibt damit der Forschung einen festen Halt. Was daraus, was aus den alten römischen und griechischen Classikern, wie aus den Schriftstellern der früheren Periode des Mittelalters nach Einführung und Verbreitung des Christenthums zu gewinnen war, das hat der gelehrte Verfasser aufs sorgfältigste zu einem Ganzen zu verarbeiten gesucht, bei welchem auch das nicht übersehen ward, was Forscher der neueren Zeit darüber geschrieben. So kündigt dieses Werk, gefördert durch die wohlwollende Theilnahme der Stände von Steiermark, zunächst zwar als ein vaterländisches Unternehmen sich an, allein es gewinnt, in diesem ersten Theile wenigstens, doch auch ein weiteres Interesse, das, über die Gränzen der Steiermark hinaus reichend, alle die Rom's Scepter einst unterworfenen, durch römische Cultur und Bildung gesittigten Länder, welche diese Cultur auf die Nachwelt übertragen haben, berührt und so die Freunde allseitiger Alterthumsforschung wie der vaterländischen Geschichte gleichmässig anspricht. In das Einzelne einzugehen, will Ref. lieber denjenigen überlassen, welche durch lokale Kunde des Landes und seiner Verhältnisse besser dazu befähigt sind; er hält sich desshalb lieber an einige allgemeine Punkte, welche geeignet seyn dürften, auf dieses Werk auch die Aufmerksamkeit derer zu lenken, welche ausserhalb des nächsten Kreises, dem dasselbe angehört, stehen.

Nach einer kurzen, die Naturgestalt des Landes und die Veränderungen, die es in frühester Zeit erfahren, in scharfen Umrissen zeichnenden Einleitung folgt der erste Haupttheil des Ganzen,

Digitized by Google

welcher die inneren Verhältnisse und das innere Leben in der vorchristlichen Epoche und in der Römerzeit darstellt (S. 9—201); ein zweiter gibt die Geschichte des Landes von der frühesten Zeit an, von der vorrömischen (hier mit Recht ganz kurz behandelten) an bis zu dem Schluss des fünften Jahrhunderts nach Christo (S. 205—344), wozu noch die alsbald zu erwähnenden Anhänge kommen, nebst den zu dem Werke gehörigen bildlichen Darstellungen und Charten. In jenem ersten Theile konnte natülich die Frage nach der ursprünglichen und ersten Bevölkerung des Landes nicht umgangen werden; sie fällt (S. 22) dahin aus, dass celtisch-germanische Stämme die Urbewohner der Steiermark gewesen, ohne dass jedoch der Verf. näher anzugeben weiss, von wo aus dieselben in diess Land gekommen. Es mag gewiss gebilligt werden, dass der Verf., von allen Hypothesen neuerer Zeit absehend, desto mehr an die Angaben älterer Schriftsteller sich gehalten hat, die er hier zu einem Ganzen zu vereinigen bemüht ist. Mit der römischen Periode wird schon Alles lichter; die Verwaltung dieser Gränzprovinz, die finanziellen Verhältnisse, das Heerwesen mit allen seinen Einrichtungen, insbesondere die Communicationsmittel durch Heerstrassen jeder Art und die damit verbundene Posteinrichtung, dann die Lebensweise und Beschäftigung der Bewohner in Ackerbau, Weinbau (auch hier durchaus nach dem römischen Muster), in Handel und Industrie, selbst in Bergbau — das Alles und noch vieles Andere, was damit in Verbindung steht, bildet den reichen Inhalt dieses Theils, wobei der Verf. zum Verständniss des Einzelnen und mancher aus Inschriften, Denksteinen und dergleichen hervortretenden Erscheinung noch manches Andere anführt, wodurch er hier und da zu grösserer Ausführlichkeit veranlasst ward, wie z. B. besonders in dem Abschnitt über die Religion der celtisch-germanischen Urbewohner und die durch die Römer eingeführten Culte (S. 146 ff.) wo die specielle Anführung dessen, was der Steiermark in dieser Hinsicht eigenthümlich ist (S. 162 ff.) einen geringeren Raum einnimmt. In einem Schlusswort (S. 198 ff.) hat dann der Verf. die einzelnen so sich ergebenden Züge zu einem schönen Gesammtbilde römisch-germanischen Lebens in der Steiermark während der fünf ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung vereinigt, nachdem er vorher noch der Einführung und Ausbreitung des Christenthums und der ersten Zeugen desselben, namentlich des h. Quirinus (S. 185 ff.) näher gedacht hatte. Frühzeitig schon, und zwar zunächst von Aquileja aus scheint das Christen-

Digitized by Google

thum in die Steiermark gekommen zu seyn; genau nach Zeit und Datum diess zu bestimmen, wagt auch der Verf. nicht (S. 181), der hier, wie auch in den andern Theilen seines Werkes mit grosser Vorsicht zu Werke gegangen ist.

Der andere rein geschichtliche Theil beginnt mit der vorchristlichen Periode in einem ersten Abschnitt, welcher bis zu der Unterwerfung Pannoniens durch Augustus und der Einverleibung des Steierlandes in das Römerreich, 16—15 a. Chr. geht; dann folgt in einer ausführlichen Darstellung die Geschichte des Landes unter den römischen Kaisern, von Augustus und Tiberius an bis zu den Zeiten des Honorius, in der ersten Hälfte des fünften und den daran sich knüpfenden unruhevollen Zeiten der Hunnen und des Attila bis zu dem Ende dieses Jahrhunderts. Auch hier schliesst der Verf. (S. 340) mit einem Rückblick, dessen Schluss (S. 344) wir hier beifügen, weil er gewissermassen das Endresultat der ganzen, eine Periode von mehr als vierhundert Jahre umfassenden Untersuchung, im ersten wie im zweiten Haupttheil, ausspricht:

„Die Steiermark und ihre Bevölkerung genoss während der langen Epoche römischer Beherrschung das bessere Geschick wohlthätiger Sicherheit, Ruhe, steigender Cultur in bürgerlichen und religiösen Verhältnissen, gemilderter Sitten, und, wenn gleich auf einer von wahrer Humanität noch weit entfernten Stufe, doch der Zufriedenheit unzähliger, biederer, tugendhafter, glücklicher Menschen."

Eine besondere Erwähnung verdient der Anhang, welcher unter der Aufschrift: „Die inschriftlichen Römersteine mit Abbildungen einiger plastischen Denkmäler. Zur Bekräftigung der Geschichte und zur Betrachtung des innern Lebens in der vorchristlichen und in der römischen Steiermark" zuvörderst ein Verzeichniss aller der Orte der Steiermark in alphabetischer Reihenfolge gibt, in welchen Römersteine mit Inschriften, Bildwerk und dergleichen versehen, römische Münzen, Geräthschaften und dergleichen bis jetzt entdeckt worden sind. Vor Allem sind es die zahlreichen, vollständig und möglichst genau hier mitgetheilten Inschriften, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wie sie hier in schöner Ordnung vereinigt und erörtert, auch abgesehen von allen andern Beziehungen, einen schönen Beitrag zu einem Corpus Inscriptionum Germaniae bilden, das freilich dann auch die übrigen Theile des östreichischen Kaiserstaates in Deutschland umfassen, und selbst weiter fortschreitend auch Ungarn mit den Nebenländern, insbesondere die untern Donauländer, wo gewiss

Digitized by Google

noch ungemein Viel verborgen liegt, und manche schöne Entdeckung noch zu gewärtigen ist, mit in seinen Kreis ziehen dürfte. So lange solche Vorarbeiten nicht angestellt sind, dürfte ein Corpus Inscriptionum Latinarum*), wie es immer mehr ein Bedürfniss unserer Zeit wird, weder auf Vollständigkeit, noch auf Sicherheit im Einzelnen zählen lassen, indem gerade die Vereinigung der verschiedenartigsten Inschriften die beste und sicherste Gelegenheit gibt, Einzelnes zu erläutern und zu erhellen, Anderes, was verstümmelt und entstellt ist, zu ergänzen und zu berichtigen. Für die Schweiz, für Würtemberg und Baiern, für die rheinischen Gegenden liegen bereits ähnliche Sammlungen von Inschriften vor, an welche sich die der deutschen Ostländer passend anschliessen könnten. An hundert Seiten (S. 347—446) füllt dieser Anhang römischer Inschriften und Denksteine in Steiermark; eine eben daselbst entdeckte Runenschrift ist am Schluss noch angereiht. Die schöne, von wahrhaftem Dichtergeist Zeugniss gebende Hymne des Prudentius auf den h. Quirinus und dessen Märtyrtod, dann die ausführlichere Erzählung dieses Todes, wie sie in den Actis Sanctorum ad IV. Jun. (T. I.) S. 358 ff. abgedruckt steht; ferner die bei Pez Scriptt. Rer. Austr. I., 19—34. abgedruckte Vita Maximiliani eines Anonymus aus dem dreizehnten Jahrhundert, begleitet mit den dazu gehörigen Erörterungen

*) Bekanntlich geht man in Frankreich mit einem solchen Unternehmen um; ein gedruckter Rapport des Herrn Egger vom 3. August 1843 und ein im Jahr 1844 zu Paris erschienenes Heftchen, welches alle die darauf bezüglichen Actenstücke enthält (Projects et Rapports relatifs à la publication d'un recueil général d'épigraphie Latine) geben, was Plan und Anlage des Ganzen, so wie die beabsichtigte Ausführung betrifft, nähere Nachricht. S. in meiner Gesch. d. Röm. Lit. Bd. II. (Nachträge) S. 704. vergl. Bd. I. S 521. der dritten Ausg. Dass bei den grösseren Mitteln, die in Frankreich einem solchen Unternehmen (von Seiten der Regierung) zu Gebote stehen, dasselbe auch eher ausführbar erscheint, wird man nicht bezweifeln können; der von Herrn Egger entworfene Plan scheint auch recht zweckmässig und wird die Ausführung wesentlich erleichtern; denn es scheint dabei weniger auf einen umfassenden Commentar zu einer jeden Inschrift abgesehen, als auf eine urkundlich treue und möglichst vollständige, dabei wohlgeordnete und leicht zu überschauende Zusammenstellung des ganzen in allen drei Welttheilen bisher gewonnenen Inschriftenschatzes.

Digitized by Google

des Verfassers über den historischen Gehalt und Werth dieser Legende, bilden den Rest dieses Anhangs. Eine dankenswerthe Zugabe ist gewiss das in demselben Octavformat wie das Buch selbst gefasste Heft von Abbildungen der in der Steiermark entdeckten, im Texte des Buches angeführten und besprochenen plastischen Denkmale, und zwar der namhafteren und bedeutenderen auf achtzehn Tafeln, dann eine schön ausgeführte Charte der römischen Steiermark, auf welcher alle Orte und Niederlassungen, die Strassenzüge u. s. w. sehr genau angegeben sind.

Chr. Bähr.

---

1. *Geschichte des regulirten Chorherrn-Stiftes St. Florian. Ein Beitrag zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns. Von Jodok Stülz, regul Chorherrn zu St. Florian. Linz, 1835. Bei Haslinger.*
2. *Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering, von J. Stülz. Linz, 1840. Bei Haslinger.*

Das alte, reiche, herrlich gebaute Stift St. Florian bei Linz hat sich in neuerer Zeit durch verschiedene wissenschaftliche Bestrebungen und Leistungen besonders für die Geschichte Oesterreichs sehr verdient gemacht. Der Werth der aus den Quellen geschöpften Arbeiten über mehrere Zeiträume dieser Geschichte von Herrn Franz Kurz ist anerkannt; eben so die von Herrn Staatsarchivar Chmel zu Wien. Diesen beiden Stiftsgliedern schliesst sich jetzt auch ihr Mitbruder Jodok Stülz in seinen zwei Monographieen rühmlich an.

Manchem Geschichtsfreund ist es vielleicht willkommen, wenn von den vielen Einzelnheiten, die in diesen Büchern zerstreut sind, die merkwürdigsten hier zusammengestellt werden, weil die so vereinigten Züge zur Vergegenwärtigung des Verhältnisses der Klösterzustände in verschiedenen Zeitepochen zu den übrigen gesellschaftlichen Zuständen in Deutschland dienen mögen.

I. Die erste Begründung des Stiftes St. Florian ist in ein Dunkel gehüllt, das die Urkunden nicht aufzuhellen vermögen. Nur ist wahrscheinlich, dass seine Anfänge schon in der Mitte des siebenten Jahrhunderts am Grabe des Märtyrers Florian erblühten. Im Jahr 737 wurde das Kloster von den Hunnen zer-

Digitized by Google

stört. Am Ende des achten und im Laufe des neunten Jahrhunderts vermehrten sich die Umgebungen. Aber jetzt unterlag es wieder mit vielen andern den wilden Einbrüchen der Ungarn. Erst Otto der Grosse, setzte durch seinen Sieg auf dem Lechfelde 955 diesen Verheerungen ein Ziel. Im eilften Jahrhundert fehlte es dem Stift nicht an Wohlthätern. Aber ein innerer Zerfall der Zucht und Ordnung nahm jetzt überhand. bis Bischof Altmann von Passau seine Reform der verderbten Kirchenzustände auch auf dieses Stift ausdehnte und dadurch dessen neuer Begründer wurde. Von dem an erhielt sein Wohlstand auch durch ansehnliche Zustiftungen lange Zeit viel Wachsthum. Auffallend ist die Berechtigung, womit der Probst von dem Bischof von Passau 1113 begabt wurde, die dem Stift geschenkten Pfarren ohne Vorwissen des Bischofs tauglichen Priestern zu verleihen (S. 13 und Urkunde XII. S. 226). Ein Brief Herzogs Leopold VII. von 1208 gab ihm für das Stiftseigenthum Befreiung von aller Mauth (S. 27). In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts brachte ihm Zerwürfniss im Innern und Gewaltthätigkeiten von aussen grossen Nachtheil. Manches Gut wurde ihm geraubt und trotz kirchlicher Banndrohung vorenthalten. Aber auch manche Zustiftung geschah (S. 29—31). Der Krieg Rudolph's von Habsburg mit K. Ottokar von Böhmen ward dem Stift verderblich. Für einige Zeit mussten seine Glieder in andern Klöstern Unterkunft suchen (S. 33). Später bei der Einweihung der neuen Kirche verursachte der Zudrang von 10,000 Menschen, dass im Gedräng eilf Weibspersonen erdrückt wurden (S. 33). Vorzüglich drückend wurde dem Stift die öftere Bewirthung der Landesfürsten und Bischöfe mit ihrem Gefolge (S. 40). In einer Urkunde von 1303 nennt es der Bischof von Passau eine Leuchte des Ordensstandes, ein Vorbild des religiösen Lebens, welches Fremde erquickt und Einheimische tröstend erfreut (S. 42). Des Probsts Notar war damals Verfasser des Chronicon Florianense, das Adrian Rauch herausgegeben hat. Viele Vergebungen geschahen um diese Zeit an das Stift, das sich auch von den Bischöfen von Passau mancherlei Zugeständnisse geben liess, z. B. von allen Pfründen, die es besetzte, jährlich eine bestimmte Summe, auch während einem gewissen Zeitraume die ganzen oder die halben Einkünfte der ledig werdenden Pfründen zu beziehen (S. 47. 50). Im Jahr 1378 fiel der Probst in des Pabsts Bann und das ganze Kapitel in die Suspension, weil sie den Rückstand einer päbstlichen Steuer von 8

Digitized by Google

Pfund, 6 Schilling und 20 Pfennig zu erlegen nicht im Stande waren. Sobald jedoch die Summe entrichtet war, erfolgte die Losesprechung (S. 51). Eine päbstliche Urkunde vom 2. Juli 1382 an den Bischof von Chiemsee ist höchst merkwürdig. Sie ertheilt ihm den Auftrag, den Chorherrn von St. Florian Stephan Zeinkgraben zu prüfen, ob er gut lesen, singen und lateinisch sprechen könne, und ihn, sofern er in der Prüfung bestehe, als Probst einzusetzen (S. 51. 52.). Die schrankenlose Willkühr, welche damals die Päbste mit Pfründen übten, musste auch St. Florian erfahren. Bonifaz IX. hatte mehrere Säkular-Pfarren dem Stift so einverleibt, dass es eigene Glieder darauf anstellen und die Einkünfte nach eigenem Ermessen verwenden durfte. Die Ausführung stiess aber bei den meisten auf grosse Schwierigkeiten. Nun verlieh plötzlich Bonifaz eine dieser Pfarren (Völklabrück) einem gewissen Konrad von Anrochte aus dem Erzbisthum Köln. „Er habe zwar," erklärte der Pabst, „die Pfarre dem Stift einverleibt und die Einverleibung sey auch zu Stande gebracht worden; allein diese Bewilligung könne nicht mehr im Wege stehen, weil er später alle den Klöstern einverleibten Pfründen sich selbst vorbehalten habe." Das Stift schlug zwar den Weg der Berufung nach Rom ein. Der Handel dauerte unter mehreren Päbsten fort, endigte aber damit, dass dem Stift ewiges Stillschweigen auferlegt wurde (S. 53. 54.). Das grosse Concil von Constanz hatte für St. Florian bloss eine Visitation zur Folge. Der Hussitenkrieg aber zog ihm grossen Schaden zu (S. 55. §. 9.). Nach dem Concil von Basel kam Kardinal von Cusa 1450 als päbstlicher Legat nach Deutschland. Dieser verordnete auch für St. Florian eine Visitation, welche weitläufige Statuten hinterliess. Die Schule im Stift genoss damals eines ehrenvollen Rufs (S. 59). Im letzten Viertel fünfzehnten Jahrhunderts wurde es durch Kriegsdrangsale und Fehden in Ungarn und Böhmen hart bedrängt (S. 60—70). Im sechszehnten kamen ihm ähnliche Bedrängnisse durch die Türkenkriege, und gleichzeitig andere durch die nach Oesterreich sich ausbreitende Reformation. Im Jahre 1531 liessen die (der neueren Lehre geneigten) Landstände zuerst an König Ferdinand I. die Bitte gelangen: er wolle es bei den Bischöfen dahin bringen, dass sie die Pfarren mit gelehrten Männern bestellen, die das klare Wort Gottes ohne allen menschlichen Zusatz verkünden. Im Jahr 1534 erhielt der Probst Peter vom Pabst die Verwilligung, sich ausser dem Stift eines anständigen weltlichen Kleides bedienen zu

Digitized by Google

dürfen, „da es wegen des Hasses, welchen Viele gegen geistliche Personen tragen, nicht immer sicher sey, in geistlicher Kleidung zu erscheinen“ (S. 89). Der Protestantismus drang aber allmälig auch ins Innere des Klosters. Mehrere sagten sich von den Gelübden los. Die auf den Pfarren angestellten schritten zur Ehe; andere, selbst im Kloster, folgten ihnen, oder lebten im Concubinat. Der Probst, mehr in zeitlichen als geistlichen Angelegenheiten bewandert, liebte mehr das Wohlleben als die Uebung der Ordens- und Amtspflichten. Von den Gründen der Annahme des Lutherthums wussten die meisten Stiftsglieder (glaubt der Verf.) sich eben so wenig Rechenschaft zu geben als von denen der Umwerfung des alten Glaubens, indem mehrere später in Briefen, worin sie die Pröbste um Verleihung einer Pfarre oder Wiederaufnahme ins Kloster anflehten, ausdrücklich versicherten, „ihre Ueberzeugung sey immer katholisch gewesen und nur Leichtsinn habe sie zu ihren Schritten verleitet“ (S. 83. 84.). Der schlagendste Beweis, wie schwach ein Glaube ist, der weder in Gesinnung und Leben sich wurzelt, noch durch feste Ueberzeugung bekräftigt wird! — Im Jahr 1561 erfolgte wieder eine Visitation der Stifter. Der Verf. berichtet nun umständlich die vielen Geldforderungen, die unter der Regierung Ferdinand's I. und Maximilian's II. auch an St. Florian ergingen. Der Druck war für die Stifter allerdings sehr empfindlich. Aber für den Staat war es seine Geldnoth nicht minder, und welche Hilfsquellen standen ihm zu einer Zeit zu Gebot, wo ihm die Befreiung der Vermöglichen überall in den Weg trat? Uebrigens übernahmen damals, wie der Herr Verf. selbst erwähnt, auch die weltlichen Landstände schwere Bezahlungen. Dass sie sich gegen diese, woran auch die Klöster beisteuerten, die Zusicherung der freien Religionsübung auswirkten, war den letztern freilich sehr missfällig. Aber der Herr Verf. muss selbst (S. 91) einräumen, dass Kaiser Maximilian II. sehr geneigt war, den Stiftern in gerechten Dingen seinen Schutz zu verleihen, und es ist klar, dass eine Aufreizung der übermächtigen protestantischen Partei durch Unterdrückung ihrer Religionsübung von Seite der Regierung die Klöster nur noch grössern Unbilden ausgesetzt haben würde. Die wahre Grundursache des damaligen zwiespältigen und hilflosen Zustandes lag darin, dass man versäumt hatte, durch kräftige Beseitigung der schreienden Missbräuche und Ausartungen und Verstopfung ihrer Quellen dem Eindringen einer Reformation von aussen zu begegnen. Kaiser

Digitized by Google

Ferdinand I hatte die Nothwendigkeit hiervon sehr wohl eingesehen; er wollte, er verlangte jene Verbesserung. Aber sie unterblieb, weil er vergeblich die kirchliche Mitwirkung erwartete. Die nämliche Ursache wird zu allen Zeiten die nämliche Wirkung hervorbringen. — Unter Rudolph II., sagt der Verf. (S. 96), hat sich die äussere Lage der Klöster wenig verbessert. Zu den vielen Abgaben kam die Last, alten Hofbedienten, auch landesfürstlichen Jagdhunden Wohnung und Kost geben zu müssen (S. 97). Die Protestanten strebten forthin, auf katholische Pfarren solche Männer zu bringen, die ihren Ansichten sich zuneigten. Die diesfälligen Umtriebe beschreibt der Verf. (S. 99—106). Obgleich hin und wieder in förmliche Empörung ausartend, fanden sie in der Nachsicht oder zu gelinden Bestrafung von Seiten der Regierung nur Aufmunterung. Die Kraftlosigkeit der Regierung erwies sich nachher auch in dem 1594 ausgebrochenen Bauernaufruhr (S. 110—120). Zwischen die Jahre 1614 und 1616 fällt der Abschluss eines Vertrags, den die Prälaten durch den Probst Leopold von St. Florian mit dem Kaiser schlossen; sie verpflichteten sich auf bestimmte Zeit zu einer Jahressteuer von 20,000 Gulden im Frieden und von 40,000 Gulden im Krieg, wogegen der Kaiser zusagte, nicht mehr wie bisher beim Tod eines Prälaten das vorhandene Geld und die Vorräthe an Getreide und Wein wegzunehmen (S. 124). Bis dahin bestand also das landesfürstliche Spolium. — Gleich nach dem Hintritt des Kaisers entstand in Böhmen und Oesterreich eine von der protestantischen Partei gegen seinen Adoptivsohn und Erben Ferdinand gerichtete Bewegung. Ihre Seele war in Oesterreich Erasmus Tschernembl, ein schlauer und entschlossener Mann, dem Eide nur Kinderspiel waren. Die Stifter, auch St. Florian, geriethen in die grösste Bedrängniss. Die Prälaten mussten sogar unter eine Schrift, worin Religionsfreiheit verlangt wurde, ihre Namen setzen (S. 179). Plötzlich nahmen aber die Dinge eine andere Wendung, als Maximilian von Baiern kraft kaiserlicher Vollmacht Oesterreich mit einem Heer besetzte. Alle Prädikanten mussten das Land verlassen. Ferdinand zog alle Kirchenvogteien an sich. Die über die Patronatspfarren von St. Florian übertrug er hernach dem Stift gegen die Verbindlichkeit eines ewigen Jahrtags (S. 131). Von der nunmehrigen Abschaffung des protestantischen Kults gibt der Verf. S. 134 Nachricht. Nach Umfluss eines Termins wurde „eine Anzahl Reiter in die Häuser der Widerspenstigen so lange ein-

Digitized by Google

gelegt, bis der Eigenthümer dem Hauptmann ein Zeugniss des Pfarrers vorlegte, dass er dem Willen des Kaisers Folge geleistet habe.“ So war in wenigen Tagen die Sache abgethan (S. 136). Nur ein kleiner Theil der Adeligen zog die Auswanderung vor. Unter diesen der Besitzer eines Landguts in der Nähe von St. Florian, das er 1629 dem Stift verkaufte (S. 137). In diesem Zeitraume erwarb sich Probst Leopold allgemeine Achtung und grosse Verdienste um sein Stift; das vorzüglichste, das auch der Verf. S. 193 hervorhebt, war seine Sorge für die gelehrte und edlere geistige Bildung der Stiftsgeistlichen, indem er nicht nur die Bibliothek sehr bereicherte, sondern auch seine Kleriker an die besten und berühmtesten Lehranstalten (Grätz, Wien, Ingolstadt, selbst Bologna) schickte (S. 143 ff.). Sein Geist ging jedoch auf seinen ersten Nachfolger, der 20 Jahre dem Stift vorstand, nicht über, wohl aber auf den zweiten (David), der sich durch grosse Charakterkraft und Geschäftsgewandtheit auszeichnete, womit er unter andern langandauernde Zwiste des Prälatenstandes mit dem Bischof von Passau durch Vergleich beilegte (S. 147). Er bewirkte auch die Herstellung der viel angefochtenen Befreiung der Stifter von der landesfürstlichen Mauth (S. 148). — Die Türkenkriege, die vom Ende des 17. Jahrhunderts bis tief ins 18. Oesterreich bedrängten, nahmen auch die Geldkräfte der Stifter in Anspruch Rom war freigebig mit Indulten, die den österreichischen Regenten die Besteuerung der Klöster, auch den Verkauf des dritten oder vierten Theils des Klosterguts zugestanden. Die Stifter suchten sich abzufinden (S. 150 151). Diess hinderte jedoch nicht den Aufbau einer neuen Stiftskirche zu St. Florian in einem schönen neuitalienischen Styl. Auch die Sammlung von Gemälden, worunter sich die von Altdorfer auszeichnen, verdankte dem Probst David ihr Entstehen (S. 153. 155). Auch er schickte die begabtesten seiner jungen Kleriker zur Vollendung ihrer Bildung in auswärtige berühmte Anstalten, viele nach Rom (S. 155. 156.). Unter seinem Nachfolger, einem guten frommen Mann, wurde, ungeachtet der vielen Abgaben, welche die Kriege mit den Türken und mit Frankreich dem Stift abforderten, der Kirchenbau fortgesetzt und der neue herrliche Bau des Stifts, wie er jetzt besteht, begonnen. Beide Bauten setzte auch der folgende Probst Claudius Kröll, zu Rom von Jesuiten gebildet, fort, während er durch sein herrisches Wesen die Liebe der Stiftsgeistlichen verscherzte (S. 158 ff.). Im Jahr 1715 geschah die feierliche Ein-

Digitized by Google

weihung der Kirche (S. 162), die Vollendung des Stiftsbaues aber wurde durch die grosse Baulust des Probsts Franz, der auch eine Wasserleitung baute, ungemein gefördert, obgleich die jährlichen Abgaben des Stifts sich beträchtlich vermehrten (S. 163. 165.). Zur Tilgung der ständischen Schulden, die auf vier Millionen anwuchsen, erklärten sich die Prälaten von St. Florian und Kremsmünster 1730 zuerst bereit, ihre grossen Kapitalien den Ständen zu 5 Procent zu überlassen (S. 166). Oesterreichs Bedrängnisse, durch die Ländergier mehrerer Fürsten nach dem Hintritt Karl's VI. veranlasst, waren nur vorübergehend (S. 168). Der Probst Johann Georg trug aber viel bei, die Folgen der feigen Angeberei, welche die edle Maria Theresia gegen viele Glieder der österreichischen Stände wegen angeblicher Theilnahme an dem Einfall des Kurfürsten von Baiern zu erbittern suchte, abzuwenden (Seite 169). Bei diesem Anlass hatte man zu Wien die Nothwendigkeit eingesehen, die Kriegsmacht auf festern Fuss zu stellen. Dadurch ward der Beitrag des Landes ob der Enns von 400,000 Gulden bis über eine Million erhöht, und diess erforderte eine neue Regulirung der Steuern, an welchem Geschäft der Probst von St. Florian vorzüglichen Antheil nahm (S. 170). Die grössere Vereinfachung im Organismus der Landesverwaltung konnte freilich vielen Ständegliedern nur missfallen, weil dadurch der Wirkungskreis der Landstände sehr eingeschränkt wurde. Am empfindlichsten traf sie die Anordnung von 1749, die ihnen die freie Verfügung über die Landeskasse entzog, wobei vielleicht das Mass überschritten wurde, nach welchem die Beseitigung von Missbräuchen mit Vermeidung einer Schwächung des Credits hätte erzielt werden können (S. 172—174.). Inzwischen war Probst Johann Georg, der mit Gelehrten, wie Pez zu Mölk, Hautbaler zu Lilienfeld, Hansitz, Euseb. Amort in brieflichem Verkehr stand, der zweite und eigentliche Gründer der Bibliothek durch Ankauf wahrhaft wissenschaftlicher Werke geworden. Auch erstand er für das Stift 1747 die werthvolle Münzsammlung des Venetianers Apostolo Zeno. Zugleich liess er sich die Förderung der Seelsorge und der Würde im Gottesdienst, so wie den gründlichen Unterricht der Stiftsgeistlichen angelegen seyn (S. 176). Ihm auch gelang die Vollendung des Stiftshaues. Den Landtagen wohnte er in seiner letzten Lebenszeit als kaiserlicher Kommissär immer bei. Auch verdankt ihm das für die Geschichte des Landes reichhaltige Staatsarchiv seine Begründung (S. 179). Unter dem nachfolgen-

Digitized by Google

den Probst Engelbert musste das Stift wieder grosse Geldleistungen an den Staat machen (S. 180), erwarb aber doch 1764 die Herrschaft Tyllisburg und Stein, wogegen es allerdings einige Besitzungen unter der Hand an andere Klöster verkaufte (S. 180. 181). Sein Nachfahrer Matthäus verschaffte der Stiftskirche die Orgel, welche jetzt noch die Bewunderung der Kenner weckt (S. 182). Mit Bedauern erwähnt der Verf., dass um diese Zeit die Vorboten des von ihm als „scheinheilig" bezeichneten Fabronianismus in mehrern Anordnungen in geistlichen Dingen sich zeigten (S. 183). „Das Erste," sagt er, „was das Stift schwer traf, war der Befehl, neun Pfarren zu errichten und zu dotiren. Die Aufstellung und Besoldung einer beträchtlichen Anzahl von Kaplänen (für die Seelsorge), die Errichtung mehrerer Schulen, die Erhaltung mehrerer Lehrer (an Gymnasien und Lyceen) kostete viel Geld." Noch fügt er selbst bei: „Hierüber war wohl wenig zu sagen; wirkliches und wahres Bedürfniss heischte offenbar derlei Bestimmungen." Nach dem Verf. war die Aufhebung von St. Florian bereits beschlossen, wurde aber durch kräftige Darstellung seiner Verdienste im Staatsrathe abgewendet; ihm wurde sogar die Verwaltung eines andern Stifts (Waldhausen) anvertraut. Auch glückte es dem Probst Leopold, mehrere dem Stifte ungünstige Massregeln zu verhindern (S. 184. 185.). Michael Ziegler, der ihm 1793 folgte, erwarb sich durch ausgezeichnete Geistes- und Gemüthsbildung allgemeine Achtung und ward eifriger und besonnener Pfleger jeder heranreifenden Fähigkeit. Freundaller, Geishüttner, Kurz verbreiteten unter ihm ein heilsames Licht. (Auch war er vertrauter Freund des Bischofs Gall von Linz und seines Kanzlers Rechberger.) Die Stiftsbibliothek bereicherte er mit seinem Geschmack und grosser Einsicht. Er vorzüglich betrieb mit den andern Prälaten des Landes die Errichtung der theologischen Lehranstalt zu Linz. Er starb 1823. An seine Stelle wurde Michael Arneth gewählt, der ihm vorher als Bekan treu zur Seite gestanden, und der das Werk des Verstorbenen rühmlich fortsetzt. Dermalen zählt das Stift 92 Mitglieder. Davon sind 56 auf den 33 Patronatspfarren, 3 am Lyceum zu Linz, 4 am dortigen Gymnasium, einige als Archivare beim k. k. Hof-Staats-Archiv zu Wien angestellt und 7 stehen den verschiedenen Zweigen der Stiftsverwaltung vor.

Digitized by Google

Die Geschichte des Cistercienzer-Stifts **Wilhering** hat Herr **Stülz** gleichfalls mit emsiger und genauer Benutzung der Urkunden bearbeitet. Seine erste Begründung scheint das Stift zwischen den Jahren 1120 und 1146 durch zwei Brüder Ulrich und Colo von Wachsenberg (die Urkunde Nr. II. S. 450 sagt Wessenberg) erhalten zu haben. Ulrich, der ältere, ehe- und kinderlos, vergabte dafür sein Vermögen und zog ins heilige Land, seinem Bruder Colo die weitere Ausführung überlassend, der die Stiftung dem Schutz des ihm verwandten Bischofs Eberhard von Bamberg empfahl, welcher sich auch diesem Auftrag unterzog. Doch scheint sein Einkommen im Anfang ziemlich beschränkt gewesen zu seyn, weshalb das Kloster sich dem reichen Stift des nämlichen Ordens zu Ebrach in Franken unterwarf. Dieses entsandte zwölf Mönche nebst einem Vorsteher nach Wilhering, und bald hob sich nun der Wohlstand dieses Klosters durch viele Zustiftungen, besonders seit 1188, wo Herzog Leopold von Oesterreich den Schutz übernahm (S. 8 ff.). Kaiser Friedrich II. erklärte in einer Urkunde von 1237: es solle keinem andern Schutzvogte als dem Reichsoberhaupt unterworfen seyn, dem jedoch vorbehalten bleibt, das Schutzamt einem vom Kloster gewählten Vogt zu übertragen (S. 14). Herzog Friedrich der Streitbare bezeigte ihm später besonderes Wohlwollen. Er machte ihm Schenkungen und bestätigte ihm 1242 die Mauthfreiheit (S. 17). Nachher wurden die **Polheim**, dann die **Schaunberg** (zwei mächtige Geschlechter) des Stifts Schutzvögte (S. 18. 20.). Von letztern erhielt es mehrere Vergabungen, und die Dienstmannen der Schaunberg folgten hierin ihrem Beispiel (S. 22 ff.). Die neuen Klöster Hohenfurt (Seite 20), Engelhardszell (Seite 35), und Seisenstein (S. 40) wurden, als seine Töchter, der Oberleitung unterworfen. Ungeachtet der sich stets mehrenden Vergabungen sank es aber in drückenden Schuldenstand, und später, was noch schlimmer war, in innere Zwietracht (S. 41. 42), die erst des Bischofs von Passau kräftiges Einschreiten beilegte (S. 43). Die Kriegszüge und die Bewirthung der Fürsten brachten ihm vielen Nachtheil. Herzog Heinrich verlieh ihm 1323 auf dringendes Bitten die Befreiung von der Gastung auf ein Jahr (S. 43).

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Stülz: Geschichte des Cistercienzer-Stifts Wilhering.

(Schluss.)

Unter den vielen neuen Vergabungen kommen auch Spenden von Fischen, weissem Brod und Wein für gewisse Festtage vor (S. 48. 49.). Der Fischteich des Convents wurde von dem des Abts gesondert (S. 42). Um das Jahr 1344 schrieb der Prior Heinrich alle Urkunden des Klosters in ein Buch zusammen, das noch vorhanden ist (S. 51). Merkwürdig ist eine Urkunde Herzog Rudolph's IV. vom Jahr 1362, welche dem Stift die Annahme einer Vergabung an Gütern verwilligte, doch so, dass es die Güter binnen Jahresfrist zum Verkauf ausbiete, wofern die Bürger von Linz, in deren Bann sie lagen, nicht längere Frist gestatten würden (S. 51). Damals übte des Herzogs Erzieher, Graf Ulrich von Schaunberg, in Oesterreich grossen Einfluss. Ihm schreibt man zu, dass der Herzog streng auf Behauptung seiner Rechte in Kirchensachen hielt und einst bei einem Eingriff in sie ausrief: in meinem Lande will ich selbst Pabst, Erzbischof, Bischof und Dechant seyn. Herr Stülz schenkt jedoch den Nachrichten (im Chronicon Salisburg. bei Pez Scriptores rer austr. I. 418, sodann Joh. Müller Schweizergesch. Werke X. 88.), die dem Grafen pantheistische Ansichten zuschreiben, wenig Glauben. Aber sein Grund, dass er Vergabungen an Wilhering zu einem ewigen Licht und einer täglichen Messe gemacht hat, scheint unzureichend (vergl. Mailath Gesch. des Oesterr. Kaiserstaats I. 162. Anm. 1.), und eben so wenig, dass des Grafen Wittwe ihm in der Kirche zu Wilhering ein schönes Grabmahl, das noch dort zu sehen ist, setzen liess, und mit vielen Gütern einen Jahrtag stiftete (S. 54). Zwischen den weltgeistlichen Pfarrern des Stiftspatronats und dem Stift, welchem von den Päbsten und Bischöfen in dieser Beziehung mancherlei Befugnisse eingeräumt wurden, entstanden viele Streite. Die Aebte suchten nach und nach die Pfarren mit Stiftsgliedern besetzen zu dürfen

Digitized by Google

(S. 55. 56)., wofür sie auch päbstliche und bischöfliche Bewilligungen erhielten (S. 58. 62ff.). Auch hörten die Vergabungen bis ans Ende des XV. Jahrhunderts nie gänzlich auf (S. 60—69. 72. 73. 76). Dennoch sahen sich die Aebte zu Verpfändungen genöthigt. Der Herr Verf. schreibt den Grund vorzüglich den vielen Kriegen und Raubfehden zu (S. 69). Doch mochte wohl auch der Aufwand im Innern des Klosters beigetragen haben. Bemerkenswerth ist, dass der Abt 1458 mittelst der Verwendung des Herzogs Albrecht von Pius II. die Befugniss zum Gebrauch der Pontifikalkleidung erwarb (S. 68), und dass der Convent 1464 eine Messstiftung mit der Bedingung annahm, dass am Tage der Vigil jedem Conventspriester zwei Kandel gebrannten Weins gereicht werden sollen (S. 97). Ungern vermisst Ref. in beiden Klostergeschichten nähere Mittheilungen über die Lebensweise der Aebte und ihrer Convente, worüber doch die Rechnungen und die Visitationsakten einige Auskunft geben dürften. Kaiser Friedrich III. schenkte ihm 1492, nachdem er vernommen, dass die Brüder, obgleich durch die Ordensregel zu vielen Fasttagen verbunden, an Fischen Mangel leiden, dem Kloster das Fischrecht auf der Donau, so weit seine Grundstücke reichen, bis in die Mitte des Flusses (S. 71). Aus einer Aufzeichnung von einer Visitation durch den Abt von Ebrach von 1507 ergibt sich, dass seit sechs Jahren die Einnahme die Ausgabe um etwas überstiegen habe (S. 74). Wir kommen nun (S. 77) zu den Zeiten der Reformation. Schon vorher war unter dem Adel und in Städten eine der Geistlichkeit (d. i. den reichen Stiftern) ungünstige Stimmung vorherrschend geworden (S. 78), und es gelang ihnen, die Reformation zu ihrem zeitlichen Vortheil auszubeuten (S. 80). Sie bewirkten ein Mandat Ferdinand's vom 4. Oktober 1524 wegen Einlösung von Stiftsgütern. (Weil, hiess es hier, viele Weltliche ihre Gründe und Güter geistlichen Gemeinheiten vermacht und verkauft hätten, wodurch sie, während diese reich geworden, verarmt seyen, so solle fortan in solchen Fällen den Nachkommen für immer der Wiederkauf zustehen, und im Fall diese ausgingen, vom Landesherrn ausgeübt werden können. Bucholtz Gesch. K. Ferdin. I. Bd. VIII. Abschn. 1. S. 216.) Mit den Bedrängnissen der Reformstürme vereinigten sich jetzt die der Türkenmacht, womit der Sieger zu Mohacz Soleiman Oesterreich in ein Paschalik zu verwandeln drohte. Da ward den Klöstern mit Zustimmung des Pabsts die Einschmelzung alles über-

Digitized by Google

flüssigen Kirchensilbers und der vierte Theil der Güter abgefordert (S. 86. 87). Allein die letzte Forderung wurde von den Klöstern Oberösterreichs mit der geringen Summe von 24000 Gulden abgelöst. Der Antheil Wilherings betrug 1680, wegen dem sich der Abt zur Veräusserung mehrerer Güter auf Wiederkauf genöthigt sah (S. 88). Der päbstliche Nuntius Paul Vergerius ertheilte 1535 dem Adel die Erlaubniss, an Fasttagen Fleisch zu essen, sich einige Zeit vor der Reise den Bart wachsen zu lassen und ausserhalb des Klosters ein anständiges weltliches Kleid zu tragen, weil die Mönchskleidung dem Gelächter und selbst Unbilden aussetze (S. 89). Kaum der zehnte Theil des Volks blieb dem alten Glauben getreu. Der Mangel an katholischen Seelenhirten war gross; der Protestantismus drang auch in die Klöster (S. 95ff.). Selbst der Abt zu Wilhering ging mit den Kostbarkeiten und der Kasse seines Stifts durch. Von seinem Nachfolger sagt der Verf. (S. 96): er scheine sich zur neuen Lehre geneigt zu haben, weil er sich von den Geistlichen, welchen er Pfarren verlieh, zusagen liess: das Wort Gottes lauter und rein zu verkünden (!?). Von König Ferdinand I. bekam er einen strengen Verweis wegen nachlässiger Aufsicht über das ihm untergeordnete Kloster Seisenheim, wo der Abt wegen wüsten Lebens abgesetzt werden musste (S. 98), ohne dass hernach die Unordnung dort aufhörte. Vom Verfall des Mönchsstandes legten auch die spätern Visitationsakten, z. B. die von 1555, ein trauriges Bekenntniss ab (S. 109). Am 22. Dezember 1567 liess Maximilian II. allen nach Wien berufenen Prälaten eine Reform vorlegen, deren Beobachtung sie beschwören sollten. Die Prälaten sträubten sich vorzüglich gegen die darin enthaltenen Einschränkungen ihrer Gutsverwaltung, wobei sie selbst von den andern, auch protestantischen, Ständen unterstützt wurden, weil diese merkten, dass der Kaiser das Klostergut als Kammergut betrachte (S. 111—114). Wirklich ernannte er Aebte aus eigener Macht und gab ihnen ins Kleinste gehende Verhaltungsweisungen wegen der weltlichen Verwaltung. So zu Wilhering (S. 115. 118.). Die Visitation, welche der Abt von Ebrach gleich nach Maximilian's Tod vornahm, zeigte die Klosterzucht in gänzlicher Auflösung (S. 118. 119.). Dem Bischof von Passau und seiner Synode von 1576 boten die Aebte Trotz. Den Beitrag zu einem Seminar für bessere Bildung des Klerus verweigerten sie (S. 121). Im Jahr 1581 wollte der General des Cistercienzerordens die Klöster visi-

Digitized by Google

tiren. Aber ein landesherrlicher Befehl stellte sich entgegen, weil man es bedenklich finde, der Klöster Substanz durch Fremde auskundschaften zu lassen (S. 124). Noch im Jahr 1557 wurde zu Wilhering ein neuer Abt auf Befehl des Erzherzogs Ernst eingesetzt (S. 127). Ein dasiger Mönch, kaum als Pfarrer nach Fraunkirchen versetzt, vermählte sich dort mit einer Aebtissin, wofür er dann in des Klosters Gefängniss büssen musste; ein anderer Profess starb als Pfarrer mit Hinterlassung von fünf unmündigen Kindern aus zwei Ehen (S. 126). Aehnliches wird von andern berichtet (S. 130. 131. 133.). Ueber die Thatsachen vom Missbrauch, den die protestantischen Landstände Oesterreichs mit der ihnen verwilligten Religionsfreiheit trieben, wodurch sie endlich die Regierung zu einer Reaction vermochten, verweist der Herr Verf. unbedingt auf K. A. Menzel's Neuere Gesch. der Deutschen Bd. V. S. 68 ff. Dabei zeigte sich der Abt Alexander von Wilhering (gebürtig von Lugano) vorzüglich thätig. Da er durchgreifen wollte, bekam er gegen die Geistlichen sowohl, die meist lüderlich waren, als gegen die protestantischen Herrschaften und Beamten eine schwierige Stellung, ohne jedoch zu ermüden (S. 136—150). Obgleich er aus Auftrag des Landesherrn zu Werke ging, so wurde doch nachher, als die weltlichen Stände heftige Klage führten, ihm und den andern Prälaten ihr Verfahren von dem Erzherzog Statthalter verwiesen (S. 153), weil man der Stände Trotz und Aufruhr befürchtete. Nun hielten aber auf des Abts Alexander Aufforderung alle Prälaten fest zusammen (S. 157—160). Inzwischen wurde den Klöstern nebst den übrigen Abgaben eine eigene, die geistliche genannt, an 24000 aufgelegt, zu deren Aufbringung sie sich für unvermögend erklärten (S. 161—169). Doch 1595 kam es zu einem allgemeinen Bauernaufruhr. Dieser wurde zwar bald durch Waffengewalt gedämpft. Bei der Untersuchung seiner Grundursachen glaubte aber die Regierung einen der stärksten in der Willkühr und dem Rumoren der protestantischen Partei zu finden, wodurch alle Bande der Eintracht und sittlich-religiöser Ordnung gelockert worden seyen. Sie traf Anordnungen, um dem Schranken zu setzen, und den katholischen Kirchenvorstehern in der Ausübung der Befugnisse, aus denen sie wider Recht waren verdrängt worden, Schutz zu verleihen. Die Prälaten suchten den Hof durch ein Gutachten, wozu sie waren aufgefordert worden, und das sie durch den Abt von Wilhering übersandten, in diesem Vorhaben zu bestärken Die

Digitized by Google

weltlichen Stände aber stemmten sich aus allen Kräften, insbesondere durch Androhung der Verweigerung aller Abgabenbewilligung entgegen. Der Hof sah sich dadurch in grosser Verlegenheit, weil die Türkenmacht ihn bedrängte (S. 163—171). Ein Befehl folgte zwar dem andern, aber den meisten fehlte der Vollzug. Der nun erfolgte Kampf zwischen dem Hof und den protestantischen Ständen wird (S. 181—205) umständlich dargestellt. Dabei zeigt sich auf Seite der letztern eine Zähheit des Widerstands, verbunden mit einer schlauen Taktik in Benutzung der Umstände, worin Erasmus Tschernembl und Hans von Jörgen sich als Meister bewiesen, wogegen der Hof zwischen ernsten Massregeln und durch Furcht abgedrungener Nachgiebigkeit schwankte. Als zuletzt der Kaiser Rudolph, des Widerstandes müde, nach dem Antrag einiger katholischen Rathgeber sich entschloss, zur Zurücknahme der seit Maximilian II. bestandenen Religionszugeständnisse zu schreiten, ward er davon wieder durch die Unruhen in Ungarn, an deren Spitze Botskai stand, und durch sein unfreundliches Verhältniss mit dem ehrgeizigen Erzherzog Matthias abgehalten. (Vergebens warnte der Bischof Klesel zu Wien vor dem Misstrauen gegen Matthias, als ob er nach des Kaisers Krone trachte. S. 193. Anm. 2. Dabei hielt es Klesel mit Matthias. S. 195). Es kam zu einer förmlichen bewaffneten Verbindung der verschiedenen Landstände unter der Leitung von Matthias gegenüber dem Kaiser, der sich bald (25 Juni 1508) genöthigt sah, an ihn Ungarn, Mähren und Oesterreich abzutreten. Als nun aber die protestantischen Stände dafür von Matthias die volle Religionsfreiheit als Bedingung der Huldigung verlangten, wollte er sich nur zur Erneuerung der Zusagen Kaiser Maximilian's II. verstehen. Allein der Ernst, womit jene Stände auftraten und sich einen Rückhalt im protestantischen Deutschland verschafften, zwang Matthias 1609 zu Unterzeichnung einer ihm vorgelegten Kapitulation, die alles Verlangte einräumte. Doch jetzt erklärten die katholischen Stände, auch die Bischöfe von Wien und Passau, sie sey für ihren Theil unverbindlich. Dadurch sah sich Matthias veranlasst, einen Vergleich zwischen beiden Theilen zu vermitteln (S. 211). Damals stand dem Kloster Wilhering Abt Gregor Grill vor, ein Mann von Einsicht und kräftigem Willen. Wir sehen ihn (S. 220) in der Gesandtschaft der Stände, die sich mit den aufgestandenen Böhmen in enges Bündniss gegen Matthias gesetzt hatten, nach Wien figuriren. Was er aber hier für eine Rolle gespielt, wird nicht

Digitized by Google

berichtet. Erst mit dem Regierungsantritt Ferdinand's II. 1619 bekamen die Sachen eine bestimmtere Richtung, die eine Umgestaltung der Verhältnisse entgegen führte. Die protestantischen Stände ob der Enns zeigten sich, im engen Verband mit den Böhmen, fest entschlossen, die Huldigung so lange zu verweigern, bis ihnen alle Forderungen eidlich zugesichert wären. Ferdinand aber, dessen entschiedenen Charakter sie kannten und fürchteten, liess sich durch ihre Drohungen auch dann nicht schrecken, als schon ein böhmisches Heer ihn in der Hauptstadt Wien belagerte. Bald hernach wurde zu Prag der Pfalzgraf Friedrich zum König erwählt. Diess erhöhte den österreichischen Ständen den Muth, wesshalb sie Ferdinand's Anträgen das Gehör versagten und sich seinen Gegnern in Ungarn und in deutschen Landen immer enger anschlossen. Diesem Zustand machte jedoch 1620 die Besetzung von Oberösterreich durch ein von Tilly befehligtes Heer des Herzogs Maximilian von Baiern im Namen und aus Vollmacht des Kaisers schnell ein Ende. Alle Nacken beugten sich, und um nur den fremden Zuchtmeister los zu werden, verstand man sich zuletzt zur Huldigung, ohne dass Ferdinand vorher eine Zusicherung wegen der Freiheiten und Rechtsamen des Landes oder der Stände gegeben hätte. Das Sprichwort bewährte sich: wer zu viel verlangt, erhält nichts. Vergebens fügten die Stände ihrem Unterwerfungsakt die Bitte bei um Bestätigung der Privilegien und namentlich der Religionsfreiheit. Ferdinand wollte nur von unbedingter Unterwerfung hören, und die Prälaten, die sich den für Oberösterreich so drückenden Verhältnissen sowohl beim Kaiser als beim bairischen Herzog für Erleichterung seiner Lasten eifrig verwendet hatten (S. 274. 275), liess er es ernstlich verweisen, die Bitte um Religionsfreiheit durch ihre Unterschrift gebilligt zu haben (S. 282 ff.), obgleich sie, wie der Abt von St. Florian bemerkte, „hierin nichts anderes, als das, was andere hohe Potentaten — geistliche und weltliche — gethan, auch billig bedachten, dass die protestantischen Stände, als sie die Gewalt hatten, die Klöster gleichfalls tolerirt und defendirt haben, damit sie bei dem ihrigen verbleiben konnten“ (S. 283 Note *). Die Ausrottung der protestantischen Confession war beschlossen, „dieweil,“ schreibt Ferdinand, „von ihnen alles Unheil seinen Ursprung genommen“ (S. 293). Er hatte sich sogar durch ein feierliches Gelübde dazu verpflichtet (S. 296) und sah sich, wie damals die protestantischen Fürsten auch, als Herrn des Glaubens seiner Unterthanen an. Den

Digitized by Google

sonstigen Freiheiten des Landes und seiner Stände gab er später im Wesentlichen die Bestätigung (S. 306). Aber am 22. April 1627 liess er den protestantischen Ständen durch Kommissäre, wovon einer der Abt von Kremsmünster war, einen kurzen Termin eröffnen, innerhalb welchem Jeder sich entweder zur Rückkehr zum alten Glauben, oder zur Auswanderung mit dem Erlös seiner Güter zu entschliessen habe (S. 311 ff.). Die Meisten vom Volke bequemten sich nach und nach zur Rückkehr (am hartnäckigsten widerstrebten die Weiber). „Es lässt sich freilich," bemerkt der Verf. (S. 315), „leicht ermessen, mit welcher Liebe und Ueberzeugung, und wie Viele nur zum Scheine und heuchlerisch die Sakramente empfingen, wie es sich noch lange nachher zeigte (S. 365), obgleich sie Beichtzettel vorwiesen." Mit diesen wurde ordentlich Handel getrieben (S. 316). Auch hielt es noch lange Zeit schwer, die katholische Geistlichkeit aus ihrem Zustand des Verfalls zu erheben. Zu Wilhering that dafür Abt Georg sein Mögliches (S. 326 ff.). Er muss aber ein heftiger Mann gewesen seyn. Denn als er zu Wien sich befand und wegen eines Ordenshandels eine Citation des Nuntius erhielt, warf er in der Entrüstung darob den Ueberbringer der Citation ohne Umstände die Treppe hinunter (S. 319). Von andern Aebten dieser Zeit wird Schlimmes berichtet (S. 317. 318. 321.). Im Jahr 1654 nahm der General des Cistercienserordens eine Visitation in den Klöstern Oberösterreichs vor. Deshalb wurden die Aebte zur Verantwortung gezogen, weil ein Decret vom 30. August 1652 die Zulassung ausländischer Visitatoren ohne landesfürstliche Erlaubniss verboten hatte (S. 348). Von nun an erlitt die Klosterordnung keine Störung, ausser 1733 durch einen Brand, der die Kirche und fast alle Gebäude verzehrte. Unter Kaiser Joseph II. wurde des Klosters Fortbestand gegen eine jährliche Abgabe von 3000 Gulden gesichert.

Eine unbefangene Vergleichung der Schicksale der beiden Klöster, aus deren Geschichte das Wichtigste hier zusammengestellt wurde, gibt das erfreuliche Ergebniss, dass sie in keinem Zeitraume in einem so blühenden Zustand sich befanden, als in dem letztern, wo sie unter dem Schutz der Gesetze und einer milden Regierung im ungestörten Besitz der nöthigen Mittel sich befinden, um der Kirche und dem Staat durch Förderung der Gottesverehrung, gründlicher guter Studien, wissenschaftlicher Unternehmungen und auch der schönen Künste ersprossliche Dienste

Digitized by Google

zu leisten. Das Stift St. Florian lässt sich auch besonders angelegen seyn, dem für Oesterreich ob der Enns und Salzburg bestehenden Verein Vorschub zu geben, der eine vollständige Sammlung aller auf die Geschichte dieser Länder sich beziehenden Urkunden veranstaltet, die in dem Museumsgebäude zu Linz in chronologischer Ordnung zum Behuf künftiger Geschichtschreibung aufbewahrt werden. Wie man vernimmt, hat dieses Unternehmen guten Fortgang. Alle Stifter haben ihm ihre Archive geöffnet. Doch soll das Stift Kremsmünster eine auserlesene Sammlung seiner Urkunden besonders herauszugeben beabsichtigen.

Constanz.

J. H. v. Wessenberg.

Beweisführung, dass die Lehre der neueren Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch ist u. s. w. Von Friedrich von Drieberg. 3. Auflage. Berlin, 1844. Mit verdoppeltem Preise von 3000 Ducaten.

Die zweite Auflage dieser Schrift ist in diesen Jahrbüchern 1843. S. 820. beurtheilt; die vorliegende dritte enthält Widerlegungen dieser und anderer Recensionen, in denen der Verf. nicht eben schonend mit seinen Gegnern verfährt. Dieses möchte hingehen; allein der Ausfall §. 65. gegen einen für dergleichen Anspielungen zu hoch stehenden Gelehrten dürfte nicht bloss von den Physikern, sondern von allen Gebildeten wohl mit Unwillen aufgenommen werden. Weil übrigens der Verf. in diesen Widerlegungen allen Physikern vorwirft, dass sie bei ihrem Unterrichte die Lernenden erst verdummen, um dadurch Anhänger ihrer falschen Sätze zu erhalten, und da die Verdoppelung des ausgesetzten Preises den Schein erzeugen könnte, als sey der ihnen gemachte Vorwurf des vornehmen Ignorirens wirklich begründet, oder die Richtigkeit der allgemein als gültig angenommenen Gesetze dennoch zweifelhaft, so erlaubt Ref., diese dritte Auflage gleichfalls mit einigen Bemerkungen anzuzeigen.

Die ganze Argumentation des Verf. ist eigentlich eine Wiederholung des Spasses, welchen sich einst der König von England mit der Londoner Societät gemacht haben soll. Stellt man ein tarirtes, mit 10 Pfund Wasser gefülltes, Gefäss im luftverdünnten

Digitized by Google

oder im lufterfüllten Raume auf eine Wagschale, und legt dann einen 2 Pfd. schweren Fisch hinein, so drückt das Gefäss mit 12 Pfund, der Fisch also mit 2 Pfund. Nimmt man 5 Pfund Wasser heraus, so beträgt das drückende Gewicht 7 Pfund, und nimmt man abermals 5 Pfund Wasser weg, so beträgt das drückende Gewicht noch 2 Pfund; der Fisch drückt also in und ausser dem Wasser mit ganz gleicher, durch Gewicht bezeichneter, Kraft, die nicht verschwindet, obgleich er einen an ihn gebundenen Faden nicht straff ziehen wird, so lange er im Wasser liegt. Eben dieses würde der Fall bei einem mit Wasser gefüllten Schlauche, bei einer in willkührliche mathematische Gränzen eingeschlossenen Wassermasse und unter gehörigen Modificationen mit jedem andern Körper seyn. Inzwischen beabsichtigt Ref. nicht, an diesen Satz die bekannten hydrostatischen und aërostatischen Gesetze zu knüpfen, oder den Verf., welcher das Gegentheil behauptet, zu überzeugen, der Fisch, das Wasser, ja selbst die Luft müssten, weil sie einmal schwere Körper sind, allezeit und unter jeden Umständen drücken, d. h. gegen die Erde gravitiren. Wenn dem Verf. wirklich daran gelegen ist, die hydrostatischen Gesetze kennen zu lernen, so wähle er hierzu nicht etwa sein §. 30 angegebenes, 3 F. im Durchmesser haltendes Fass, sondern die von Gerling §. 58 keineswegs neu aufgefundene, sondern längst bekannte Glasröhre, und stelle damit einen schulgerechten Versuch an. Das aus Spiegelglasstreifen zusammengesetzte Gefäss mache er, worauf es ihm nicht ankommen wird, möglichst hoch, die einzusenkende Glasröhre von genauem oder corrigirtem Caliber, er berechne im Voraus den Druck der Wassersäulen und die diesen proportionalen Zusammendrückungen der Luft in der Glasröhre, und wenn dann durch wiederholte Versuche die Beobachtungsfehler ausgeglichen sind, und die vorher durch Rechnung gefundenen Werthe mit den beobachteten genau übereinstimmen, mithin das Mariottesche Gesetz auch auf diesem Wege eine abermalige vollständige Bestätigung erhält, dann wird er sich von dem der Höhe und der Basis der Wassersäulen, und dem ihrer Elasticität proportionalen Drucke der Luft überzeugen. Doch gesetzt, er selbst käme hierdurch nicht zur Ueberzeugung, und nähme zu irgend einem andern Agens seine Zuflucht, wie er denn auch Luft im torricellischen Vacuum vorhanden annimmt, obgleich die Barometermacher die letzten Antheile von Luft durch wiederholtes Auskochen hieraus entfernen, so wird er doch vielleicht begreiflich

Digitized by Google

finden, dass die Lernenden, nicht weil sie verdummt sind, sondern weil sie auf das von ihren Gesehene und Gemessene nach schulgerechtem Calcül ihre Schlüsse bauen, den Ansichten ihrer Lehrer beistimmen. Fühlt sich der Herr Verf. aber fähig zu einem feineren Experimente, wodurch sich ein Physiker als tüchtig zu legitimiren vermag, so wiederhole er Oersted's Messung der Compressibilität des Wassers. Hierdurch wird er sich dann nicht bloss von dem Drucke der Luft, sondern auch davon überzeugen, dass die darüber angenommenen Bestimmungen auf wirklichen Messungen beruhen, zugleich aber wird seine Furcht vor dem Zerdrücktwerden der Tänzerinnen schwinden, wenn er zu dem Resultate gelangt, dass ein zehntausendfacher atmosphärischer Druck die Flüssigkeiten noch um kein halbes Zehntel ihres Volumens zusammenzudrücken vermag, dass also, da der von allen Seiten wirkende Druck der Luft nichts anders als eine Zusammendrückung des Volumens bewirken kann, ein tausendmal verstärkter Druck selbst die zartesten Theile derselben, die mit Flüssigkeiten erfüllten (denn bei den festen ist die Compression noch geringer) um eine kaum messbare Grösse zusammendrücken würde. Ständen daher keine sonstige Hindernisse im Wege, als eine Zerquetschung, so könnte der Herr Verf. sich ohne Nachtheil in die tiefsten Tiefen des Meeres herabsenken, und dort Versuche über den Wasserdruck anstellen, die jedoch keine wesentlich andere Resultate geben würden, als die mit der vorgeschlagenen Röhre zu erhaltenden. Was übrigens den ausgesetzten Preis betrifft, so ist dieses nur geeignet, den Unkundigen zu imponiren, an sich aber durchaus nichtig, weil er sich selbst das Urtheil vorbehält. Jedes Gericht würde, wie dieses allgemein geschieht, die Competenz der Sachverständigen anerkennen, und den Herrn Verf. condemniren, weswegen er diese in Voraus ausschliesst. Auf gleiche Weise aber könnte jeder gegen Herrn v. Drieberg Gott weiss was für einen Vorwurf aussprechen, und einen hundertmal grösseren Preis für die Widerlegung aussetzen, wenn er sich selbst das Urtheil über die Widerlegung vorbehielte. Damit wäre dann die Widerlegung unmöglich, doch dürfte es Herrn v. Drieberg unangenehm seyn, wenn das Publikum hiernach schlösse, der Vorwurf sey gegründet.

Dieses wird genügen, um die eigentliche Lage dieser vielbesprochenen Sache deutlich zu machen.

Muncke.

Digitized by Google

Agassiz, geologische Alpenreisen. Unter Agassiz Mitwirkung verfasst von E. Desor Deutsch, mit einer topographischen Einleitung über die Hochgebirgsgruppen von Dr. C. Vogt. Mit 3 lithographirten Tafeln. Frankfurt am Main, literarische Anstalt. (J. Rütten). 1844. 546 S. 8.

Agassiz hat sich um die Alpen, namentlich um die Gletscher ein nicht geringes Verdienst erworben. Von einem seltenen Eifer belebt, die Gefahren nicht achtend, ist er bis zu jenen Eispallästen emporgedrungen, zu denen mit Scheu und Ehrfurcht das staunende Auge des Wanderers emporblickt; von einer Anzahl Freunde umgeben, gleich ihm voll Begeisterung, die Räthsel und Wunder jener Gletscherwelt zu erklären, ist Agassiz zu Höhen gelangt, die durch der Wolken Schleier stolz auf uns herabschauen und nur selten vor ihm vom Fusse des Menschen betreten worden sind. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Desor, so wie deren Uebersetzer, Vogt, waren Agassiz Begleiter auf seinen mühevollen Wanderungen.

Das Werk zerfällt in einzelne Kapitel, worin von verschiedenen Reisen und Gegenden die Rede; als Einleitung ist (Kap. I.) eine kurze Uebersicht der Hochgebirgsgruppen von Vogt vorausgeschickt, welche das Verständniss des Folgenden sehr erleichtert. An diese reiht sich (Kap. II.) eine „Notiz über die Gletscher" von Agassiz, auf welche wir den Leser um so mehr aufmerksam zu machen uns erlauben, da auf wenigen Seiten eine gedrängte Darstellung der bedeutendsten Phänomene jener merkwürdigen Eismassen gegeben ist, welche das Interesse der Physiker und Geologen in gleichem Grade in Anspruch nehmen. Agassiz unterscheidet bei den Gletschern drei Regionen: den eigentlichen Gletscher, wo der im Winter gefallene Schnee im Sommer vollständig schmilzt; den Firn, der die Hochthäler ausfüllt, und dessen Oberfläche aus gekörntem Schnee gebildet ist, und drittens die Schneefelder, oder den Hochschnee, der die hohen Gräthe bedeckt und häufig in pulverigem Zustande bleibt. Diese verschiedenen Regionen haben wieder ihr eigenthümliches Aussehen. Der Gletscher besteht aus compactem Eise, seine, zum Theil mit Felstrümmern bedeckte, Oberfläche ist meist convex; der Firn zeigt eine concave, muldenförmig vertiefte, einförmige Oberfläche. Von fern schon zeichnen sich die Schneefelder durch ihr glänzendes Weiss aus, wesentlich verschieden vom schmutzigen Weiss des

Digitized by Google

Firns. Schnee- und Firnfelder bilden die Eismeere, deren Ausflüsse die eigentlichen Gletscher sind. Die Grenze zwischen Gletscher und Firn oscillirt in den Alpen etwa 8000 Fuss; veränderlicher ist die zwischen den Schneefeldern und Firn — man kann sie zwischen 9 und 10,000 Fuss annehmen. — Wesentlich verschieden vom Eise unserer Flüsse und Seen ist das Gletschereis; es ist matter, blasiger und hat eine rauhe, höckerige Oberfläche. Das Gletschereis ist nach allen Richtungen von Haarspalten durchzogen, welche die Masse in eine Menge kleiner Fragmente zerlegen. Das ungleiche Abschmelzen dieser Fragmente ist die Veranlassung der rauhen Oberfläche des Gletschers, die in der Nähe grau, wie Bimsstein, aussieht, während die gegen das Verwittern geschützte Eismasse im Innern eine schöne, blaue Farbe hat. Die Gletscher sind in ihrer ganzen Ausdehnung geschichtet, jede Schicht entspricht einer, während bestimmter Zeit in den Hochregionen gefallenen Schneemenge. Ausserdem zeigen die Gletscher ein eigenthümliches System von parallelen Bändern, aus hellem, blauerem Eise gebildet, als die übrige Masse — die sogenannten blauen Bänder. Alle Gletscher sind, besonders in der Queere, von Schründen oder Spalten durchzogen. Je geneigter ein Gletscher ist, desto mehr Spalten hat er; selten reichen dieselben bis auf den Boden. Diese Spalten entstehen oft plötzlich unter Krachen. Besondere Beachtung verdient die Gletscherbewegung; nach Agassiz entsteht dieselbe, vereint mit der Gravitation, durch die Dilatation, durch Volumensvermehrung des in das Innere der Gletschermasse vermittelst der Haarspalten eingesickerten Wassers. Nach neueren Untersuchungen ist die Bewegung der Gletscher in deren Mitte schneller, als an den Rändern. Auf allen Gletschern finden sich lange Wälle von Felsblöcken, die durch verschiedene Ursachen von den Felswänden losgerissen, durch die Bewegung fortgeschafft, lange Wälle bilden, die man Moränen heisst. Man unterscheidet drei Arten von Moränen: Seitenmoränen oder Gandecken; Mittelmoränen oder Gufferlinien; Endmoränen oder Stirnwälle. Jeder Gletscher hat zwei Seitenmoränen und eine Endmoräne; die Mittelmoränen entstehen durch Vereinigung zweier Gletscher, deren Seitenmoränen dann eine Mittelmoräne bilden. — Aus den übrigen Thatsachen wollen wir hier nur noch einige seltsame Erscheinungen auf der Gletscherfläche hervorheben. Hierher gehören die Gletscher-Tische. Grosse, besonders platte Felsstücke schützen das unter ihnen befindliche Eis gegen Sonnenstrahlen

Digitized by Google

und Regen, also gegen das Schmelzen, während die umgebende Gletscherfläche fortwährend diesem Processe unterliegt, demnach abnimmt; das durch den Stein geschützte Eis erhebt sich immer mehr und mehr über die Fläche — auf einer prachtvollen Eissäule steigt die Felsplatte stets höher empor, bis sie auf einmal von ihrer Stütze herabgleitet und das Werk von neuem beginnt. Auf dem Ausfluge nach dem Matterhorn beobachtete Desor auf dem St. Theodul-Gletscher eine ungemeine Anzahl solcher Tische. Manche hatten 20 Fuss Länge und 5 bis 8 Fuss Breite, während ihr aus Eis gebildeter Fuss so dünn ist, dass man ihn umwerfen zu können glaubt. — Das Gegentheil findet statt, wenn Felstrümmer nur einen sehr geringen Durchmesser haben; als dunkle Körper absorbiren sie weit mehr von den Sonnenstrahlen, als die sie umgebende Eismasse; statt das unter ihnen befindliche Eis zu schützen, beschleunigen sie seine Schmelzung und bilden so mehrere Fuss tiefe Löcher. Noch viele merkwürdige Thatsachen werden aufgezählt; wir wollen aber dem Leser die anderen Kapitel, und aus diesen das Wichtigste anführen.

Kap. III. Das Haslithal (1843). — IV. Gletscher des Mont-Blanc (1838). — V. Die Gletscher des Monte Rosa (1839). — VI. Aufenthalt auf dem Unteraar-Gletscher (1840). — Desor entdeckte eigenthümliche Insecten (die er später auch noch am Oberaar- und Grindelwald-Gletscher fand), die mit ungemeiner Behendigkeit in das dichteste Eis hineinschlüpfen; sie wurden Desoria saltano genannt. Auf dem Unteraar-Gletscher erbauten Agassiz und seine Gefährten eine Hütte, um sich mit grösserer Musse den Untersuchungen hingeben zu können; ein jeder übernahm ein bestimmtes Geschäft; Agassiz stellte thermometrische, hygro- und barometrische Beobachtungen an; Desor untersuchte Structur und andere Verhältnisse des Eises; Vogt beschäftigte sich mit dem rothen Schnee. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen über den rothen Schnee. — Bekanntlich zog derselbe schon zu Saussures Zeiten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich. Der grosse Alpenforscher hielt die färbende Substanz für vegetabilisch; Ramond, der in einer Höhe von 7387 Fuss in den Pyrenäen rothen Schnee traf, schrieb aufgelöstem Glimmer die Ursache zu. Das färbende Princip des rothen Schnees vom grossen St. Bernhard wurde von Peschier theils für vegetabilisch, theils für Eisenoxyd erklärt. Spätere Untersucher glaubten eine Pflanze für den Färbestoff halten zu müssen.

Digitized by Google

Neuerdings fand Darwin in den Anden ebenfalls rothen Schnee. „Meine Aufmerksamkeit wurde darauf gelenkt, indem ich die Spuren der Maulthiere blassroth gefärbt sah, als wenn ihre Hufen etwas blutig gewesen wären. Ich dachte zuerst, es möge vom Staub herrühren, der von den benachbarten rothen Porphyrfelsen heruntergeweht worden, denn wegen der Vergrösserungskraft der Schneekrystalle erschienen die Gruppen dieser atomgleichen Pflanzen wie grobe Körnchen." (S. die soeben erschienene Uebersetzung der Reisen Darwin's von Dieffenbach. II. S. 87). Im Jahre 1839 hat Shuttleworth dargethan, dass die Hauptmasse des rothen Schnees durch Infusionsthierchen gebildet wird, welche in dem bereits länger an der Luft liegenden Schnee leben und sich fortpflanzen. Nach den Untersuchungen Vogt's gehört das Infusorium zu der Gattung Dicerca Morren; dies Geschlecht zeichnet sich durch einen rundlichen oder eiförmigen Kieselpanzer aus, so wie durch zwei rüsselförmige fadenartige Anhänge, durch welche es sich fortbewegt. Es hat keine Wimperorgane. Die im rothen Schnee vorkommende Art wurde Dicerca nivalis genannt. Die erwachsenen Thiere sind meist vollkommen undurchsichtig, von braun- oder blaurother Farbe. Die Fortpflanzung dieser Thiere geschieht theils durch Theilung, theils durch Sprossen, vielleicht auch durch Eier. Eine Varietät der Philodina resolea Ehr. kommt mitunter vor. (Der Beschreibung dieser merkwürdigen Thierchen sind Abbildungen beigefügt).

VII. Winterreise (1841). Diese mühsame, im Anfange März unternommene Wanderung war ein grosser Gewinn für die Wissenschaft; was Agassiz schon früher behauptet hatte, wurde durch verschiedene Beobachtungen bestätigt, dass die Erdwärme den Gletscher nicht abschmilzt.

VIII. Sommeraufenthalt (1841). In diesem Kapitel finden wir schöne Bemerkungen über die Temperatur im Innern des Gletschers, über die Art und Weise, wie sich hier das Wasser verbreitet, so wie über die Bänderstructur des Eises.

Die Besteigung der Jungfrau (Seite 354 –388) kennen wir schon aus dem im Jahre 1842 erschienenen Werkchen Desor's, das ebenfalls von Vogt übersetzt und in diesen Blättern (Jahrgang 1844. S. 334ff.) bereits besprochen wurde. — IX. Sommeraufenthalt (1842). Dieser Abschnitt ist abermals reich an wichtigen Untersuchungen und Beobachtungen, die sich aber, ohne das Interesse zu schmälern, nicht gut auszugsweise mittheilen las-

Digitized by Google

sen. Die Resultate, zu denen Agassiz und seine Gefährten gelangten, weichen zum Theil von jenen des Edinburgher Physikers Forbes ab, die dieser in seinem kürzlich erschienenen, wahrhaft klassischen Werke „Travels through the Alps of Savoy" bekannt gemacht hat. Es ist hier nicht der Ort, auf die verschiedenen Meinungen einzugehen; Ref. hat einzig die Absicht, von der vorliegenden Schrift „Agassiz Alpenreisen" Bericht zu erstatten, die in Deutschland sicher ein grosses Publikum finden wird, da sie, wie bereits bemerkt, eine Fülle schöner und wichtiger Beobachtungen enthält. Ref. kann nur bedauern, dass das vereinte Streben zweier so hochverdienter, geistreicher Männer, wie Agassiz und Forbes, durch Streitigkeiten gehemmt wurde. Was den Werth von Forbes Werk betrifft, so verweisen wir hier auf den Ausspruch eines Mannes, dem gewiss jeder ein gewichtiges Urtheil einräumen wird; B. Studer sagt im Jahrbuche für Mineralogie (Jahrg. 1844. S. 449): Forbes's Buch ist unstreitig das beste, was seit Saussure über die Alpen-Physik geschrieben worden.

Von besonderem Interesse sind noch im IX. Kapitel die Ersteigungen des Thierberges und des Schreckhornes; letzteres galt bisher für unersteigbar; nach mühseligen Wanderungen gelangten unsere kühnen Alpenforscher zum Gipfel. „Die Aussicht, welche man vom Schreckhorn aus geniesst, ist einzig in ihrer Art, und sehr verschieden von derjenigen, welche die Jungfrau bietet; dort steht man im Mittelpunkt der Alpen, überall ist man von hohen Gipfeln umgeben, während die excentrische Lage der Jungfrau einen ganz anderen Gesichtskreis zur Anschauung bringt. Ich wüsste nicht zu entscheiden, welche von beiden ich vorzöge; doch scheint mir, als trüge die Schreckhornansicht in noch höherem Grade den alpinischen Charakter, und in malerischer Hinsicht verdient sie wohl den Vorzug, da das höhere Finsteraarhorn mit seinen dunklen Felsen wunderbar gegen die weissen Gipfel der Viescherhörner zur Rechten und des Studerhornes im Süden absticht. Eine zweite Spitze, die einen grossartigen Eindruck macht, ist das Aletschhorn im Südwesten, einer der schönsten Schweizerberge. Hinter diesen entfalten sich zur Rechten und Linken die tausend Spitzen der Penninischen Alpen, unter denen man stets wieder mit neuem Vergnügen das Matterhorn entdeckt. Westlich stehen in einer Reihe hintereinander die Colosse des Oberlandes, Eiger, Mönch, Jungfrau, Mittaghorn und andere mehr. Wie ein herrlicher Saphir glänzt der Thuner See, umgeben von

Digitized by Google

den grünen Spitzen seiner Berge.“ — X. 1843. Erster Ausflug und XI. 1843. Sommeraufenthalt, denen noch eine Uebersicht der Flora vom Rosenlaui bis zum Reichenbach, nebst den umliegenden Gebirgen folgt, welche den Schluss des Werkes bildet, das gewiss Jeder, der für die Alpen Interesse hat, mit Vergnügen und Belehrung lesen wird. Für die, welche die Gletscherwelt noch nicht betreten, möge das Buch als Aufmunterung dienen, ihre Schönheit und Wunder durch Selbstanschauung kennen zu lernen; denen, die sich schon auf Schweizer-Bergen bewegt, sey es zur Erinnerung empfohlen. — Druck und Papier verdienen alles Lob.

England und Wales, in geognostischer und hydrographischer Beziehung. Von Heinrich Meidinger. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von H. L. Brönner. (London, bei Williams und Norgate). 1844. VIII. und 244 S. 8.

Der Verf. dieser Schrift hat seinen Namen bereits durch eine frühere (Reisen in Grossbritannien und Irland) bekannt gemacht. Häufige Reisen auf der britischen Insel haben Herrn Meidinger in den Stand gesetzt, durch vorliegendes Werk einem fühlbaren Mangel abzuhelfen, denn bis jetzt fehlte es uns an einer ausführlichen Schrift über Englands Fluss- und Gebirgs-Verhältnisse.

Bescheiden erklärt der Verf. hinsichtlich der geologischen Abtheilung, dass er diese nicht erschöpfend genug und in gehöriger Ordnung behandelt habe. Letzteres ist in der That der Fall; denn der Verf. beginnt seine geologische Uebersicht mit der Kreide, geht dann weiter abwärts, und endlich, nach Betrachtung des Steinkohlen-Gebirges, zu den Alluvial-Bildungen über, und sodann wieder zu der Grauwacke- und Thonschiefer-Formation. Dass dies kein System, wohl aber ein geologisches Chaos ist, wird niemand läugnen. Auch stossen wir auf einzelne Ungewöhnlichkeiten und Verwechselungen in dieser geologischen Abtheilung, die uns allerdings etwas befremden müssen, da der Verf. aus guten englischen Quellen (Transactions of the Geological Society; Outlines of Geology of England by Conybeare and Phillips, u. s. w.) geschöpft hat. —

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Meidinger: England und Wales.

(Schluss.)

Wahrscheinlich beruhen diese Unrichtigkeiten auf Missverständnissen, die wir Herrn Meidinger, als Nicht-Geologen, keineswegs zu hoch anrechnen wollen. Ehe wir aus der gelogischen Uebersicht die Steinkohlen-Gruppe hervorheben, um sie einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, führen wir beispielsweise einige der vorkommenden Irrthümer an. S. 55. Der grosse Oolith ist kein Gemenge von grobem Muschelkalk, sondern er besteht — neben den behannten Körnern — aus Muscheltrümmern durch erdig-kalkigen Teig gebunden. S. 57 ist Muschelkalk als synonym mit Lias aufgestellt, welche Gesteine aber, namentlich in ihren Alters-Verhältnissen, sehr verschieden sind; S. 67 heisst es: „der bunte Sandstein, auch Keuper genannt" u. s. w.

England verdankt den Steinkohlen-Gruben einen grossen Theil seines Wohlstandes. Wir finden aber auch in keinem Lande die Steinkohlen-Formation in solcher Entwickelung. Viel trägt die günstige Lage der Gruben am Meere bei; dadurch können die Kohlen nicht nur zu billigen Preisen nach allen Punkten von England gebracht werden, sondern sie werden auch nach Hamburg, Holland, Dänemark, Russland, Portugal, Frankreich, ja sogar nach Westindien (für die Zuckersiedereien) verführt. „Wo Steinkohlen-Gruben sind", sagt unser Verf., „verbreitet sich durch die ganze Gegend Wohlstand und reges Treiben. Um sie herum gruppiren sich zahlreiche Fabriken und Dampfmaschinen, Wohnungen für die Arbeiter und freundliche Wohnungen für die Fabrikherren; desgleichen Eisenschmelzen und Eisengiessereien, die (durch das Vorkommen des Eisenerzes in der Nähe der Steinkohlen) gleich an Ort und Stelle ihren Bedarf an Eisen erhalten. Man rechnet gegenwärtig an 446 Hohöfen in Thätigkeit, und den wöchentlichen Ertrag an Eisen auf 500,000 Ctr., worunter die Hälfte Stangeneisen." Das entschiedene Uebergewicht, das die

Digitized by Google

englische Eisenfabrikation über andere Länder gewonnen hat, beruht zum Theil darauf, dass man schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den Eisenschmelzen Steinkohlen anwendet.

Die am häufigsten vorkommenden Steinkohlen sind die Blätter- oder Schieferkohlen, auch Peckkohlen genannt; ferner findet sich die (England eigenthümliche) Kannelkohle, aus der man auch Dosen, Leuchter und andere Gegenstände verfertigt. Die geringste Sorte ist die trockene Grobkohle. — Die ältesten Nachrichten über Kohlen-Bergbau gehen bis in das Jahr 1232 zurück, wo König Heinrich III. den Einwohnern von Newcastle an der Tyne erlaubte, auf ihren Grundstücken Gruben anzulegen. Im Anfange brauchte man die Steinkohlen nur zu Kalkofen und Schmieden; die Abnahme der Waldungen machte ihren Bedarf fühlbarer. Man rechnet, dass jetzt durch den Steinkohlen-Bergbau gegen 250 bis 300,000 Menschen beschäftigt werden — dabei sind die Tausende von Seeleuten nicht mitgezählt, die den Transport der Kohlen besorgen. Der jährliche Steinkohlen-Verbrauch für ganz England wird ungefähr auf 24 bis 25 Millionen Tonnen, oder an 500 Millionen Centner geschätzt. Wir erlauben uns, an diese Bemerkungen noch den jährlichen Ertrag von Grossbritanniens Mineral-Production zu reihen, den unser Verf. mittheilt, nach dem Durchschnitts-Verhältnisse der letzten fünf Jahre: Steinkohlen: Tonnen (zu 20 Ctr.) 25,000,000 im ungefähren Werth von 10,000,000 P. St.; Eisen 1,500,000 T. im Werthe von 9,500,000 P. St.; Kupfer 11,000 T. im Werthe von 1,000,000 P. St.; Zinn 4,5000 T. im Werthe von 45,000 P. St.; Blei 45,000 T. im Werthe von 900,000 P. St. Im Ganzen 21,445,000 P. St. An die allgemeine Betrachtung der Steinkohlen-Gebilde schliesst sich die der einzelnen Kohlen-Felder.

In der hydrographischen Abtheilung gibt uns Herr Meidinger eine ausführliche Uebersicht sämmtlicher Hauptflüsse mit ihren Nebenflüssen, was sich natürlicher Weise, ohne allzu weitschweifig zu werden, nicht auszugsweise mittheilen lässt. Der hydrographischen Abtheilung ist noch ein Verzeichniss sämmtlicher Kanäle und Leuchtthürme von England und Wales beigefügt. — Die geologischen Irrthümer abgerechnet, die sich auch nur auf einige Seiten beschränken, verdient das Werk volle Anerkennung, und wir glauben mit Recht, dasselbe, das ausserdem durch ein vortheilhaftes Aeussere anspricht, Allen empfehlen zu können,

Digitized by Google

die sich über Orographie und Hydrographie Englands zu unterrichten wünschen.

Geology, introductory, descriptive and practical. By David Thomas Ansted, Professor of Geology in King's-College, London. In two volumes. I. XXIV. und S. 504; II. S. 572, 8. London, John van Voorst, Paternoster Row. 1844.

Die Geologie ist in England zur Lieblings- und Mode-Wissenschaft geworden, während im Verhältniss für Mineralogie weit weniger geschieht. Wenn zwar diese Vorliebe für Geologie sehr zu entschuldigen ist, so sollte doch auch die Mineralogie mehr berücksichtigt werden; sie ist ja die Pforte, durch welche man zur Geologie eintritt — wer die Poesie der Geologie recht verstehen will, muss erst die Prosa der Mineralogie kennen lernen. — Vorliegende Geologie wird gewiss, wie in England, auch in Deutschland ein zahlreiches Publicum finden; in ein reiches Gewand eingekleidet, ist zugleich der innere Gehalt sehr befriedigend.

Das Werk zerfällt in drei Hauptabtheilungen, und diese wieder in einzelne Kapitel. Die erste Abtheilung, „introductory Geology", beginnt die Anfangsgründe dieser Wissenschaft. Mit grosser Klarheit sind technische Ausdrücke, wie „Streichen und Fallen" etc. auseinandergesetzt, auch zum Theil durch Beispiele und treffliche Abbildungen versinnlicht. In einem besonderen Kapitel macht Herr Ansted auf die Wichtigkeit geologischer Karten und Profile aufmerksam, in einem anderen gibt er einen Ueberblick der Thier-Geschlechter, deren Reste wir in den verschiedensten neptunischen Gebilden finden. Sehr zu loben ist bei diesem Ueberblick die kurze Erklärung der Namen dieser Thiergeschlechter; namentlich einem Leser, der sich weniger im Gebiete der Zoologie bewegt hat, kann man kaum zumuthen, die Bedeutung der Namen Cephalopoden, Brachiopoden u. s. w. zu kennen.

In der zweiten Abtheilung wird das System der Felsarten abgehandelt, und zwar zuerst das der neptunischen Gesteine. Diese sind auf folgende Art geordnet: 1) Palăozoische Gebilde; das Silurische System; Devonisches System und alter rother Sandstein; Kohlen-Formation; unterer neuer rother Sandstein und Zechstein. 2) Oberer neuer rother Sandstein von England, Trias-Formation von Deutschland; Lias-Gruppe; Oolithisches System; Wealden-

Digitized by Google

Formation; Kreide-System. 3) Untere tertiäre oder eocene Gruppe; mittlere tertiäre oder miocene Gruppe; neueste tertiäre oder pliocene Gruppe. — Diluvium und Alluvium. — Die Reihenfolge ist demnach von unten an aufwärts, mit den ältesten Felsmassen beginnend, in denen man organische Reste gefunden hat, von Thieren, deren nicht selten phantastische Formen ebenso unser Staunen erregen, als die gigantischen Gestalten jener Wesen, die man in den neueren neptunischen Gebilden findet. Das Studium der älteren Formationen, der „Palaeozoic rocks" — früher mehr vernachlässigt — ist jetzt ein Gegenstand eifrigen Forschens geworden, und namentlich in England, wo diese Gesteine so sehr entwickelt sind, ist man mit raschen Schritten in deren Kenntniss vorwärtsgeeilt.

Herr Ansted schildert nun, in der erwähnten Reihenfolge, jede Felsarten-Gruppe auf eine sehr glückliche Weise; ohne sich in peinliche Details einzulassen, theilt er das Wichtigste mit. Erst werden immer die einzelnen Glieder einer Formation aufgezählt, und deren Auftreten durch zahlreiche, in den Text gedruckte Durchschnitte erläutert, und dann ihre Verbreitung in den verschiedensten Ländern — stets mit besonderer Rücksicht auf England — angeführt. Mit grosser Sorgfalt hat der Verf. alle Nachrichten über das Vorkommen von Felsarten in den entlegensten Gegenden gesammelt, und es ist gewiss von hohem Interesse, zu wissen, dass dieselben Gebilde in fernen Landen — z. B. auf Neuholland, in Feuerland u. s. w. — unter den nämlichen Verhältnissen erscheinen, wie in Europa; dass z. B. auf den Falklands-Inseln Versteinerungen gefunden worden sind, die von derselben Art im gleichen Gesteine in England nicht unterschieden werden können. — Bei einer jeden Felsarten-Gruppe sind auch immer die characteristischen Petrefacten, die „Leitmuscheln" genannt, und durch treffliche, in den Text gedruckte Abbildungen versinnlicht. Der Verf. hat besonders die in England auftretenden Gesteine berücksichtigt, andere, wie die „Trias-Formation", kürzer abgehandelt; auch scheinen manche wichtige, in Deutschland erschienene Schriften demselben unbekannt geblieben zu seyn. So führt der Verfasser z. B. bei den so lange räthselhaften Gosau-Schichten nur englische Literatur an, während doch in jüngster Zeit viel in Deutschland darüber geschrieben wurde. Bei den neueren Gebilden verdienen namentlich die interessanten Mittheilungen über die Verbreitung der Tertiär-Formationen in Amerika und Asien gerühmt zu werden.

Digitized by Google

Die Schilderung der neptunischen Felsmassen geht von S. 90 im ersten Bande bis S. 168 im zweiten Bande, während der Beschreibung abnormer Gebilde nur der, allerdings etwas stiefmütterliche Raum von S. 168—219 gestattet ist. Der Grund liegt in der Vorliebe der Engländer für das Studium neptunischer Gebilde und deren organischer Reste, und in dem geringeren Eifer für Mineralogie. Der Verf. führt die abnormen Gesteine in folgender Ordnung auf: unter den „igneous rocks" sind Granit und Porphyr (Feldstein-Porphyr) genannt, nebst Serpentin, Syenit und Hornblendegestein; zu den „metamorphic rocks" gehören Gneiss, Glimmerschiefer und Thonschiefer, und dann kommen bei den vulkanischen Gebilden Basalte, Laven und Trachyte. In einem besonderen Kapitel betrachtet der Verf. die Wirkungen plutonischer Felsmassen auf neptunische, namentlich auf deren Schichten, und theilt einige interessante Beispiele und Abbildungen von Schichten-Störungen mit, so unter andern merkwürdige Schichten-Krümmungen des Kohlenkalkes an den stackpole rocks bei Tenby, und gibt am Schlusse ein kurzes Bild von der geologischen Structur Englands.

Die dritte Abtheilung betrifft die practische oder angewendete Geologie. Der Verf. wendet sich zunächst zu den Erzgängen und der Verbreitung edler Metalle, sowie zu der verschiedenen Gewinnungsweise derselben, und theilt bei dieser Gelegenheit einige lehrreiche Grubenrisse von Cornwaller-Gruben mit. Ein Theil der Angaben ist aus Burat's trefflichem Werke „Geologie appliquée" (das vor kurzem auf S. 223 ff. Jahrg. 44. dieser Blätter besprochen wurde) entnommen. Auch über den Steinkohlen-Bergbau in England wird Bericht erstattet; wir sehen, wie England an zweien der wichtigsten Bedürfnisse unserer Zeit — an Kohle und Eisen — ungeheuere Vorräthe besitzt, die trotz der bedeutenden Consumtion noch lange Ausbeute versprechen. Ein eigenes Kapitel ist der Erzählung mannigfacher Unglücksfälle in den Kohlen-Gruben Englands gewidmet, und die verschiedenen Mittel zu deren Verhütung genannt — aber was helfen alle Mittel, wenn sie nicht angewendet werden! Eine Reihe trauriger Begebenheiten — wir hatten erst vor wenigen Wochen wieder ein Beispiel — sollten die grösste Vorsicht gebieten, und doch führt Nachlässigkeit stets neue herbei. In den folgenden Kapiteln ist noch die Rede von Marmor, „Alabaster" und Steinsalz-Gewinnung, sowie von Bergwerks-Gesetzen, und am Schlusse deutet der Verf. auf

Digitized by Google

den grossen Einfluss hin, den das Studium der Geologie auf Architectur und Agricultur ausübt.

Ansted's Geologie wird gewiss der Beifall zu Theil werden, den sie in so hohem Grade verdient. Die Ausstattung des Werkes ist eine überaus reiche und höchst geschmackvolle, und macht dem Verleger, Herrn John van Voorst, alle Ehre. Zahlreiche Abbildungen lehrreicher Durchschnitte, interessanter Felspartheien, geologisch merkwürdiger Gegenden und wichtiger Versteinerungen folgen in stetem Wechsel. Der grösste Theil der Abbildungen ist auf eine ungemein zarte und deutliche Weise ausgeführt. Zu den besonders gelungenen gehören im ersten Bande auf S. 70 der Dudu (Didus ineptus), jenes merkwürdige Thier, das erst in historischer Zeit von der Erdoberfläche verschwunden ist; ferner die Abbildung eines „treefern" S. 266, und des Eryon arctiformis S. 379, im zweiten Theile S. 156 Mylodon robustus und die Fingals-Höhle S. 202. — Ein Theil der Tertiär-Versteinerungen dürfte verhältnissmässig zu klein seyn.

An elementary treatise on Mineralogy, comprising an introduction to the science, by W. Phillips. Fifth edition, from the fourth London edition by R. Allan, containing the latest discoveries in American and foreign mineralogy, by Francis Alger. Boston. William D. Ticknor & Co. 1844. LX. und 662 S. 8.

Die fünfte Auflage ist die beste Lobrede für ein Buch, wenigstens für ein wissenschaftliches. Die vier ersten Ausgaben dieses Werkes erschienen in London, die fünfte hat Herr Alger in Boston besorgt. Herr Alger hat seinen Namen bereits vortheilhaft bekannt gemacht durch seine schönen Untersuchungen in Nova Scotia und durch die Schrift, die er hierüber gemeinschaftlich mit Dr. Jackson herausgab: „remarks on the Mineralogy of Nova Scotia, Cambridge (Mass.) 1832", wovon auch ein Auszug im XIV. Bande von Silliman's American Journal mitgetheilt ist.

Erst vor kurzem haben wir auf die wissenschaftliche Thätigkeit, die in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's herrscht, in diesen Blättern aufmerksam gemacht; ein neuer Beweis liegt hier in dem Werke des Herrn Alger vor uns. Die Mineralogie von Phillips erscheint in einem neuen Gewande, bedeutend vermehrt und verbessert. Wie in der Schrift Dana's, sind die Mineralien

Digitized by Google

nach einem chemischen Systeme geordnet. Bei einer jeden Substanz sind mit grosser Sorgfalt die wichtigsten bekannten Analysen zusammengestellt, auch durch neue, namentlich von Jackson vermehrt. Besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. getragen, alle seit einiger Zeit neu bekannt gewordenen Mineralien anzuführen; auch die ganz kürzlich in Nord-Amerika entdeckten und analysirten Mineralien sind aufgezählt, wie Danait, Canaanit, Hudsonit, Masonit und Leelit. Die Abbildungen der Krystall-Gestalten (es sind Holzschnitte), deren Zahl sich mit jenen in der Einleitung auf 600 beläuft, sind vortrefflich, besonders verdient die Ausführung mehrerer äusserst complicirter Krystalle, mit zahllosen Flächen, rühmliche Erwähnung, wie S. 4 Bergkrystall, S. 48 Epidot, S. 101 Korund, S. 161 Euclas, S. 282 Flussspath, S. 340 Eisenkies, S. 465 Rothgültigerz, S. 535 Bournonit und S. 581 Diamant.

Ueber das Vorkommen von Mineralien finden wir manche interessante Angaben, namentlich über Süd-Amerika und Nova Scotia. Der Aufenthalt von Jackson und Alger in letzterem Lande hat für die Mineralogie erfreuliche Resultate geliefert; so wurden z. B. hinsichtlich des Auftretens der Zeolithe höchst wichtige Thatsachen bekannt. — Die irrige Angabe über das Vorkommen des Nephelins am Katzenbuckel in Baden scheint Herr Alger aus derselben Quelle wie Herr Dana geschöpft zu haben. — Wir zweifeln keineswegs, dass die Mineralogie des Herrn Alger, bei einer glänzenden Ausstattung, ein grosses Publikum finden wird; sie eignet sich besonders zum Compendium für Studirende.

G. Leonhard.

KIRCHLICHE ZUSTÄNDE.

(Fortsetzung von S. 107 des vorigen Hefts.)

Ein Blick auf die Geschichte der englischen Presbyterianer und der mit ihnen zusammenhängenden Unitarier zeigt, dass ihre religiösen und bürgerlichen Grundsätze, die bekanntlich in England auf das Innigste mit einander verwachsen sind, mit den lei-

Digitized by Google

tenden Grundsätzen der englischen Staatsgewalt in einem fortwährenden, entschiedenen Gegensatze sich befanden. So konnte es denn nicht fehlen, dass die Presbyterianer wie die Dissenter überhaupt auf die Seite der Opposition sich hingedrängt sahen, wo sie dann meist den sogenannten Radikalen beigesellt erscheinen. Nächst dem allgemeinen Verlangen nach einer Veränderung im herrschenden Staatssysteme, waren es denn besonders veränderte Einrichtungen in den beiden englischen Universitäten zu Oxford und Cambridge, welche von ihnen angestrebt wurden. Man wird es den, von einem rühmlichen Drang nach höherer Wissenschaft erfüllten Presbyterianern, die von je ein besonderes Augenmerk auf ihre wissenschaftlichen Bildungsanstalten richteten, gewiss nicht verargen können, wenn sie es vor Andern schmerzlich empfanden, sich von den mit so reichen Mitteln ausgestatteten englischen Universitäten gänzlich ausgeschlossen zu sehen, und dagegen mit Anstalten behelfen zu müssen, die aus eignen Mitteln möglichst freigebig, aber dabei doch immer vergleichungweise nur höchst ärmlich ausgerüstete Akademieen sind. Verglich man dann weiter das häufig Ausgezeichnete, was diese kleinen Anstalten leisteten, mit den nur mässigen Leistungen der beiden grossen Universitäten, so konnte der Gedanke, was diese bei veränderter, besserer Einrichtung zu leisten im Stande seyn mussten, kaum unterdrückt werden. Der Process über die Stiftungen der Lady Hewley, durch dessen Ausgang die Presbyterianer der einzigen in ihrer Mitte bestehenden gelehrten Bildungsanstalt, die Akademie zu York, verlustig gingen, konnte diesem Verlangen nach einer veränderten Einrichtung der beiden Landes-Universitäten nur neue Nahrung geben. So wird es denn leicht erklärlich, wenn eines ihrer Mitglieder sich die Sammlung des Materials zu einer kritischen Darstellung der beiden Universitäten in ihrem gegenwärtigen Zustand angelegen seyn liess. James Heywood ist der Name dieses Mannes. Während Heywood noch sammelte, erschien Huber's bekanntes Werk: „Die englischen Universitäten." Hier fand sich das gesuchte Material in grosser Vollständigkeit beisammen, und überdiess liess die ältere Geschichte der englischen Universitäten in diesem Buche, auch für den Standpunct des englischen Bearbeiters, kaum etwas zu wünschen übrig. Anders dagegen verhielt es sich mit der neueren Geschichte. So wurde denn beschlossen, das deutsche Buch der englischen Bearbeitung zum Grunde zu legen und die Ausführung dem mit der deutschen Sprache und

Digitized by Google

Literatur vertrauteren Professor vom Manchester New College, Fr. Newman, zu übertragen. Auf solche Weise kam es, dass aus dem Kreise der Unitarier hervorging:

26. The English Universities. From the German of V. A. Huber, Professor of western literature at Marburg. An abridged Translation, edited by Francis W. Newman, Professor of the Greek and Latin Classics at Manchester New College, and formerly Fellow of Balliol College, Oxford. London 1843. 2 voll. Der zweite Band in zwei Theilen. 8. Mit Abbildungen. Vol. I. XXXVI. und 449 S. Vol. II. XVI. und 740 S.

Der Zuwachs an neuem Material, welchen Huber's Werk durch diese Ueberarbeitung erhalten hat, ist, abgesehen von der ausführlichen Vorrede des englischen Uebersetzers, im zweiten Theile des zweiten Bandes zu finden, und besteht im Wesentlichen in Folgendem: 1) Einem Bericht über die neue königliche, unter dem Namen „London University" bekannte Anstalt. 2) Einen desgleichen über die Universität Durham. 3) Berichtigte und vervollständigte statistische Uebersichten in Tabellen über die englischen Universitäten. 4) Eine Reihe von Abhandlungen und Actenstücken, mit namentlicher Rücksicht auf die englischen Dissenter, theils mitgetheilt von Herrn Heywood, theils aus der Feder desselben geflossen. 5) Mehrfache Einschaltungen in dem die Anmerkungen enthaltenden Abschnitt, vom Uebersetzer, Herrn Prof. Newman, z. B. von der auf den Universitäten herrschenden Sittlichkeit, von der Einrichtung der Prüfungen zu Oxford u. s. w. Ueber das Werk des Herrn Huber und das Verhältniss der vorliegenden Uebersetzung zu ihm fällt der Uebersetzer, Herr Newman selbst, folgendes Urtheil: „I had certainly intended to direct any remarks of mine entirely against his arguments; and am conscious that I had conceived a high impression not only of his accurate and extensive learning, but likewise of his great general impartiality and moral wisdom, in all the earlier part of the work. As long as the reforming party of the Universities moves within, he appears to me to appreciate them and their views fairly: but not so in later times, when the Reformers are principally without. The latter are of course liable to make a thousand practical blunders, and their claims stand out in coarse colors in the party-journals: but it is no rare case for a popular outcry to by unreasonable in its letter and just in its spirit. The Authors de-

Digitized by Google

fence of the Universities is as distasteful to my academic feelings, as his representations of the opponents and their cause appear unjust: and this may, unawares to myself, have put a little asperity into my replies to his overrepeated attacks.“ Man sieht, Herr Huber und sein Uebersetzer sind von gänzlich entgegengesetzten Standpuncten aus an das Werk gegangen. Während der erstere, wie bekannt, der streng conservativen Richtung zugethan, an den englischen Universitäten fast Alles schön und trefflich findet, gewahrt sein auf diesen Universitäten gebildeter Uebersetzer, Herr Newman, ein Bruder des, wenn Ref. anders recht berichtet worden ist, bei Gelegenheit der Pusey'schen Händel so bekannt gewordenen Gelehrten gleichen Namens — weit mehr Schatten- als Lichtseiten, und es will uns dünken, als habe er meist schärfer, richtiger und unbefangener gesehen als Herr Huber, wenn schon die Sachen zuweilen zu sehr auf die Spitze getrieben erscheinen. Bei solcher Sachlage hat durch diese Ueberarbeitung die Beurtheilung der Universitäten Englands nur gewonnen, und der wahrheitliebende Forscher wird fortan Original und Uebersetzung beisammen zur Hand haben müssen. Die zahlreichen Bilder der englischen Ausgabe dienen derselben zur Zierde und versinnbildlichen vielfach das Leben und Treiben auf den englischen Universitäten, ohne jedoch für das Ganze wesentlich zu seyn.

Von der wissenschaftlichen Regsamkeit und gelehrten Thätigkeit der neuern englischen Unitarier liefert aber, ausser den bereits genannten Werken, noch eine grössere Reihe anderer Schriften ein glänzendes Zeugniss, weshalb wir nicht umhin können, noch einige der uns vorliegenden weiter auszuheben. Dahin gehören:

27. *The New Testament in an improved Version, upon the Basis of Archbishop Newcome's new translation: with a corrected Text, and notes critical and explanatory. Published by the unitarian Society for promoting Christian Knowledge and the Practice of Virtue, by the distribution of books. The fifth edition, with corrections and additions. London, 1819. XXVIII. und 546 S. kl. 8.*

Ueber die Entstehung dieser Uebersetzung gibt der erste Abschnitt der derselben vorgesetzten Einleitung, eine kurze, mehr nur das Spätere berührende Auskunft. Ausführlicheres über dieselbe findet sich in den oben unter Nr. 6. aufgeführten Memoirs

Digitized by Google

of Lindsey von Belsham S. 347 ff. Der erste Gedanke zu einer solchen Uebersetzung ging von Priestley aus und fand an Lindsey thätige Mitwirkung. Priestley wollte eine neue Uebersetzung nach dem Originaltexte und verband sich desshalb mit mehreren Gelehrten. Er selbst hatte allmälig einen grossen Theil des Ganzen, namentlich auch das N. T. übernommen. Da vernichtete der Birminghamer Tumult im Jahre 1791, mit andern Papieren Priestley's, auch seine schon fertige Uebersetzung des N. T. Die in demselben Jahre zu London gebildete Unitarian Society übernahm dann die Ausführung des unterbrochenen Werkes, stiess aber auf viele Schwierigkeiten, bis man endlich dahin übereinkam, sich zunächst auf das N. T. zu beschränken. Nach manchen verunglückten Versuchen wurde dann weiter beschlossen, die nach dem Griesbach'schen Texte angefertigte Uebersetzung des im Jahre 1800 gestorbenen Erzbischofs von Armagh und Primas von Irland W. Newcome zum Grunde zu legen. So konnte endlich im Jahre 1806 die vorliegende, seit der Zeit in wiederholten Auflagen erschienene verbesserte Uebersetzung an das Licht treten. Die Einleitung handelt ganz kurz die Entstehung dieser Uebersetzung, dann eben so kurz den neutestamentlichen Kanon ab, und gibt darauf eine ausführlichere Uebersicht der kritischen Geschichte des Textes des N. T. und der wichtigeren Ausgaben desselben. Angehängt sind, in gedrängter Uebersicht, die Bestimmungen über die Zeit der Abfassung der einzelnen Schriften nach Lardner, Owen und Townson, so wie ein Auszug aus des Eusebius bekannter Stelle in der Kirchengesch. 3, 25 über den Kanon. Bei der Uebersetzung selbst ist es vor allen Dingen auf die Stellen abgesehen, in welchen die Kirche trinitarische Beziehungen gefunden hat. Dem Texte sind einzelne Anmerkungen, bald archäologischer, bald grammatischer, bald kritischer Art untergesetzt. So wird z. B. in einer grössern Anmerkung gleich im Anfange die Aechtheit des Anfanges des Evangeliums des Matthäus festzustellen gesucht. Besonders werden die Stellen bemerkt, in welchen der Plural für den Singular stehen soll, z. B. Matth. 9, 8. und 27, 44. u. s. w. — Einzelnes Material zu einer Vergleichung dieser Uebersetzung mit der in der englischen Kirche herrschenden, findet sich in der oben unter Nr. 16. angeführten Schrift: „The Lady Hewley Charities. A full Report etc.“ Seite CX ff.

Digitized by Google

28. The Racovian Catechism, with notes and illustrations, translated from the Latin: to which is prefixed a sketch of the history of Unitarianism in Poland and the adjacent Countries. By Thomas Rees, F. S. A. London, 1818.

Der Rakauer Katechismus, welcher wie bekannt im Laufe der Zeit in mehrfach veränderter Gestalt herausgegeben worden ist, und im 17. Jahrhundert auf Befehl des Parliaments noch öffentlich verbrannt wurde, erscheint hier in einer englischen Uebersetzung, welcher die lateinische 1680 zu Stauropolis erschienene Ausgabe zum Grunde liegt. Ihr geht eine sehr fleissig gearbeitete geschichtliche Einleitung voraus, aus welcher wir einiges Wenige mit Rücksicht auf Winer's comparative Darstellung des Lehrbegriffes der verschiedenen christlichen Kirchenparteien, Aufl. 2. 1837, wo S. 25 ff. von den Socinianern überhaupt handelt, ausheben wollen. Nach den Untersuchungen von Rees war es nicht, wie Winer S. 26 angibt, der grössere socinianische Katechismus, der 1608 deutsch mit einer Dedication an die Universität Wittenberg erschien, sondern der kleinere. Der grössere erschien erst ein Jahr später 1609 unter dem von Winer angegebenen Titel, wo jedoch der Zusatz fehlt: „Ante annos quatuor Polonice nunc vero etiam Latine edita.“ Rees bemerkt dabei S. LXXIX. Es seyen unter diesem Titel vom Jahre 1609 zwei Drucke vorhanden, deren einer 279, der andere 317 Seiten enthalte. Beide hatte Rees in Händen, und er vermuthet, dass die erste ein holländischer Nachdruck sey. Diese Ausgabe vom Jahre 1609 war, wie Winer richtig bemerkt, dem König Jakob I. von England gewidmet. Im Jahre 1651 wurde dieser Katechismus, vermehrt mit dem Leben des Socinus, in London nachgedruckt, obschon aus Vorsicht nicht London, sondern Racovia, als Druckort genannt war. Als das Parliament im nächsten Jahre hiervon Nachricht erhielt, gebot es unterm 2. April 1652 die Verbrennung aller von diesem Katechismus aufzutreibenden Exemplare, was auch am 6. und 8. desselben Monats geschah. Hiernach ist also Winer zu berichtigen. — Gleichwohl wurde noch in demselben Jahre eine englische Uebersetzung des Katechismus in Amsterdam gedruckt etc. Die von Winer besonders hervorgehobene Ausgabe vom Jahre 1684 ist nicht die vollständigste, sondern nur ein Abdruck der von Schlichting im Jahre 1659 und 1665 besorgten Ausgabe. Die vollständigste Ausgabe ist die vom Uebersetzer zum Grund ge-

Digitized by Google

legte von 1608 Schon diese wenigen Angaben zeugen von der Sorgfalt, die Rees auf seine Arbeit verwendet hat.

29. Unitarian Tracts. In nine volumes. London, published by the British and Foreign Unitarian Association. London 1836. kl. 8.

Unter diesem Titel liegt uns eine Sammlung der vorzüglichsten unitarischen Schriften aus dem vorigen und jetzigen Jahrhundert in neun Bänden, ohne fortlaufende Seitenzahlen, vor, bei welchen wir uns, aus Rücksicht auf den Raum, auf eine blosse Inhaltsangabe beschränken müssen.

Band I. 1. Channing: Sermon before the Legislature of Massachusetts. 2. Cogan: Letters to Wilberforce. 3. Disney: three Tracts.

Band II. 4. Farmer: on Miracles.

Band III. 5. Farmer: on the Demoniacs. 6. Derselbe: on Christs Temptation.

Band IV. 6. Forster: on Fundamentals in Religion. 7. Hincks: on the Importance of Truth. 8. Lardner: on the Logos. 9. Lardner: Two Schemes of the Trinity etc.

Band V. 10. Lindsey: the Apologie. 11. Derselbe: the Catechist or an Inquiry into the doctrines of the Scriptures etc. 12. A Sermon occasioned by the Death of the Rev. Th. Lindsey priched etc. by Belsham.

Band VI. 13. Mill: Letters on the Satisfaction of Christ. 14. G. Rogers: five Sermons. 15. Edw. Taylor: the Doctrine of the Trinity indefensible. 16. The Triumph of Truth: being an account of the Trial of Mr. Elwall, before judge Denton, for publishing a book in defence of the Unity of God; in the year 1726. 17. J. Yates: a letter to the Vice-Chancellor of England, in reply to his Honour's remarks relative to the British and Foreign Unitarian Association, delivered Decemb. 23. 1838.

Band VII. 18. Miltons last Thoughts on the Trinity. 19. William Penn: the Sandy Foundation Shaken; or those so generally believed and applauded Doctrines of on God, subsisting in three distinct and separate Persons etc. 20. John Kenrick: the scriptural Meaning of the Title. Son of God, as applied to our Lord. A Discourse. 21. James Yates: the scriptural Meaning of the Title Saviour' as applied to our Lord: a Sermon. 22. Arthur Ashley Sykes D. D.: an humble Apo-

Digitized by Google

logy for St. Paul and the other Apostles. 23. John Taylor: a Defence of the common Rights of Christians.

Band VIII. enthält nur theologische Schriften Priestley's. 24. An Appeal to the serious and candid Professors of Christianity. 25. A general view of the arguments for the Unity of God. 26. A familiar illustration of certain passages of Scripture. 27. An outline of the Evidences of revealed Religion. 28. Unitarianism explained and defended in a Discourse. 29. Memoirs by himself and Lon.

Band IX. 30. Sermons by Dr. Price and Dr. Priestley:

30. *The Concessions of Trinitarians. Being a Selection of Extracts from the writings of the most eminent biblical Critics and Commentators. By John Witson, author of „Scripture Proofs and scriptural Illustrations of Unitarianism.“ Manchester, 1842. Mit dem Motto: „Even our enemies themselves being Judges.“ — Moses. XII. und 614 S. gr. 8.*

In einer ausführlichen Einleitung S. 1—76 stellt der Verf., der meist nur mit den Worten trinitarischer Schriftsteller spricht, unter jedesmaliger Nachweisung der Quellen, den Satz an die Spitze: Der Geist der Sectirerei sey unverträglich mit dem Geiste des Christenthums, weiset denselben erst in seiner allgemeinen Wahrheit, dann mit besonderer Anwendung auf die Unitarier nach, zu deren Rechtfertigung weiter ausgeführt wird, dass die Trinitäts- und andere rein speculative Glaubenslehren nicht zum Wesen der Erlösung gehören, und dass Orthodoxie, Hierarchie und ähnliche Ausdrücke immer nur die Losungsworte im Munde sectirerischer Parteien gewesen seyen. Er geht dann auf die grosse Einfachheit und leichte Begreiflichkeit der christlichen Lehre über, womit die der Vernunft widersprechende Trinitätslehre im grellen Widerspruche stehe, worauf weiter behauptet wird: die Lehre von der Trinität und von der Gottheit Jesu gehörten nicht in den Bereich der offenbarten Lehren. Diess führt, nach einer Betrachtung der Lehre von der Einheit Gottes, auf die Aufstellung der Grundsätze bei der Auslegung der Offenbarungsschriften. Auch bei dieser seyen die Gesetze der Auslegung allein aus der Vernunft zu entnehmen.

Der auf die Einleitung folgende, bei weitem überwiegende Theil des Buches geht dann die Stellen des A. wie des N. T. durch, welche als beweisend für die Trinitätslehre irgend geltend

Digitized by Google

gemacht worden sind, und fügt dann denselben entweder die auseinandergehenden, oder die sich geradezu widersprechenden Erklärungen trinitarischer Ausleger hinzu, in der Absicht, mit den Worten trinitarischer Schriftsteller selbst, das Unzulässige eines Nachweises der Trinitätslehre darzuthun. Die Schriften von über 200 trinitarischen Schriftstellern aller Confessionen, deren alphabetisch geordnetes Verzeichniss S. 603—614 zu lesen ist, sind zu diesem Zwecke zu Rathe gezogen worden, was jedenfalls von einer grossen Belesenheit, verbunden mit Fleiss und Ausdauer von Seiten des Verfassers, Herrn Wilson — der Besitzer einer Buchdruckerei in Manchester zu seyn scheint — rühmliches Zeugniss ablegt.

31. *Sketches of the Lives and Characters of the Leading Reformers of the sexteenth Century. Luther, Calvin, Zwingle, Socinus, Cranmer, Knox. By Edward Tagart, F. S. A. Minister of the Chapel in little Portland Street, Regent Street. London 1843. XI. und 167 Seiten. gr. 8.*

Von dieser anziehenden Schrift des Herrn Tagart, der uns schon als achtungswerther Schriftsteller (vergl. Nr. 12) bekannt ist, liegt uns bereits eine gelungene deutsche Uebersetzung vor, unter dem Titel: „Characterbilder der vornehmsten Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts, Luther, Calvin, Zwingli, Socinus, Cranmer und Knox, von Eduard Tagart. Nach dem Englischen bearbeitet von Wilhelm Adolf Lindau. Mit sechs Bildnissen. Dresden und Leipzig. Arnoldi'sche Buchhandlung. 1844. X. und 148 S. 8.“ Man darf freilich in dem Buche keine neuen Forschungen und Aufschlüsse aus bisher unbekannten Quellen suchen. Darauf leistet der Verfasser selbst Verzicht, dessen rühmliche Absicht vielmehr nur dahin geht, die Geschichte zur religiösen Belehrung und zur friedlichen Verständigung der kirchlichen Parteien zu benutzen. Wir sind ihm zu warmen Danke verpflichtet, dass er unseren Luther und Zwingli den Engländern in einem richtigeren und ehrenvolleren Lichte zu zeigen versucht hat, als dasjenige ist, in welchem der Engländer beide Reformatoren, über deren Wirken und Werk er sich weit erhaben dünkt, zu sehen gewohnt ist; während durch die deutsche Uebersetzung es den deutschen Lesern mehr als bisher ermöglicht wird, sich auch über Socin, Cranmer und Knox ein richtigeres Urtheil zu bilden.

Digitized by Google

32. The Christian Teacher. London, 1835ff. 8.

Dieses Werk, von welchem die vier ersten, vom trefflichen Dr. th. Beard in Manchester redigirten Jahrgänge, 1835—1838, in vier Bänden, jeder über 700 Seiten stark, vor uns liegen, nimmt einen ehrenvollen Platz unter den theologischen Zeitschriften ein. Ob dieselbe noch fortbesteht, oder ob sie auch nur über diese vier Bände hinausgeführt worden ist, darüber vermag Ref. keine Auskunft zu geben. Schriften, und zumal Zeitschriften, bloss für gelehrte Leser bestimmt, gehören in England, wo Alles mehr auf das unmittelbare Eingreifen in das Leben berechnet ist, zu den Seltenheiten. Und so finden sich auch in dem „Christian Teacher" Abhandlungen sehr wechselnden Inhaltes. Bald religiöse Erörterungen, wie die den ersten Band eröffnende: Was ist Christenthum? bald Biographien, bald Recensionen, bald Abhandlungen anderer Art, wie z. B. eine längere, Recollections of Schleiermacher überschrieben, die, was gleich in der Ueberschrift bezeichnet wird, nur für Kinder bestimmt sind. Von eben diesem Herrn Beard liegen uns, neben Uebersetzungen aus dem Französischen, Schriften über die Owenisten, über die Methodisten und dergleichen vor, deren Inhalt meist aus dem wirklichen Leben und Treiben dieser Leute genommen ist, und auf tüchtige Beobachtungsgabe und auf Thatsachen sich gründet, die insgesammt diesen Leuten nicht eben zur Zierde und Empfehlung gereichen. Die neueste Schrift dieses unitarischen Gelehrten führt den Titel:

33. Strauss, Hegel and their Opinions. By the Rev. J. R. Beard, D. D. London, 1844. 50 S. 8. Mit dem Motto auf dem Titel: „Non est religio a philosophis quaerenda, qui, de suorum deorum natura ac summo bono, diversas contrariasque sententias in scholis personabant." August. de vera Relig.

Es konnte in der Absicht des Verfassers dieser kleinen Schrift nicht liegen, eine tiefer eingehende Darstellung des Systemes der beiden auf dem Titel genannten Männer und ihrer Stellung zum Christenthume zu geben; die Absicht ist vielmehr offenbar, in England ein richtigeres Urtheil über die auch dort bald bekannt gewordenen Strauss-Hegel'schen Streitigkeiten in Deutschland zu ermöglichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 17. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, welche Ansichten und Dinge durch die Methodisten, durch Hengstenberg und seine evangelische Kirchenzeitung und dergleichen in England verbreitet worden sind. Versuche doch nur jeder deutsche Leser einmal nach den Berichten in dieser Kirchenzeitung und den mit ihr zusammenhängenden Blättern, sich irgend ein vernünftiges Urtheil zu bilden! Eine richtige Darstellung der ganzen Sachlage ist schon für einen Deutschen, selbst für einen mit dem Gange, den die Philosophie und Theologie bei uns genommen hat, Vertrauten, eine schwierige Aufgabe, wie vielmehr für einen Engländer, der hier in ein Labyrinth von Literatur hineingestürzt wird, bei welcher ihm kein Faden der Ariadne, sondern meist nur der Zufall leiden wird und kann. Verstösse sind hier kaum zu vermeiden. Herr Beard hat mehr vom historischen als vom philosophischen Standpuncte aus seine Aufgabe zu lösen versucht, und sein ruhiges, mildes, von reiner Wahrheitsliebe geleitetes Urtheil hat ihn meist das Richtigere herausfinden, alle Härten aber vermeiden lassen. Der Anfang wird mit einigen biographischen Angaben gemacht, wo es jedoch gleich auf der ersten Seite ein Irrthum ist, wenn Schleiermacher als ein Schüler Hegel's bezeichnet wird. Richtig wird entschieden, dass die Strauss-Hegel'schen Grundsätze sich mit den Grundsätzen des Christenthums nicht vereinigen lassen; aber es hätte auch nachdrücklich hervorgehoben werden sollen, dass Strauss selbst es war, und dass er der erste war, der diess Verhältniss der Hegel'schen oder speculativen Philosophie ehrlich, offen und unumwunden aufgedeckt und klar ausgesprochen hat. Diess ist in des Ref. Augen Strauss's höchstes Verdienst, und er hat sich desshalb mit Theilnahme, ja selbst mit Liebe zu Strauss, dessen Standpunkt er nicht theilt, hingezogen gefühlt. Denn die offen ausgesprochene Ueberzeugung, die Wahr-

Digitized by Google

heit verdient stets und überall Achtung und Anerkennung, zumal aber, wenn sie mit so hervorragendem Geist, wie diess bei Strauss der Fall ist, sich kund gibt. Ueber Das Leben Jesu von Strauss fällt Beard das Urtheil, dass es eigentlich mit Unrecht diesen Titel führe, und eher ein destructiver Commentar zu den vier Evangelien, oder auch alles Andere, als ein Leben Jesu sey. Und auch hierin muss Ref. dem Herrn Beard vollkommen Recht geben, der weiter gegen Hengstenberg auf Neander's Seite tritt, und dessen, freilich in späterer Zeit nicht mit gleichem Glücke durchgeführte, edle Freimüthigkeit und Milde rühmt. Entrüstet ist Beard über Strauss's Berufung nach Zürich, und mit Recht. Auch Ref. wurde an Strauss irre, als er hörte, dass derselbe einen Ruf als Professor der christlichen Dogmatik angenommen habe. Erst durch das Erscheinen der Glaubenslehre wurde Ref. wieder mit Strauss ausgesöhnt, zumal da ihm bekannt geworden war, dass Strauss auf mehrfaches Zureden, seiner Glaubenslehre doch eine solche Fassung zu geben, dass dieselbe wenigstens den Schein eines Anschliessens an das N. T. für sich habe, diese Zumuthung mit edlem Stolze, wie es dem offenen Manne geziemt, zurückgewiesen hatte.

Am Schlusse von Beard's Schrift lesen wir noch, dass jüngst, bei Gelegenheit einer Anzeige von Hengstenberg's Authenty des Pentateuchs, im Eclectic Review, in einer Anmerkung, bemerkt wurde:

„Strauss — Verfasser des Lebens Jesu und anderer Werke „von höchst virulenty (boshaften oder giftigen) antichristlichem „Character. Neue Mittheilungen aus Deutschland sagen uns, dass „dieser unglückliche Mann mit einer öffentlichen Sängerin „sich verheirathet hat, und mit dem Componiren einer Oper be„schäftigt ist."

Dazu bemerkt Beard: Straussens Richtung ist durch und durch speculativer Art. Bosheit (oder Gift, virulence) ist wohl die letzte Eigenschaft, die man billiger Weise irgend einer seiner Schriften beilegen kann. Und wie sollte er nicht, wenn er Vergnügen daran findet, eine öffentliche Sängerin heirathen und eine Oper componiren können, ohne darum das Prädicat eines unglücklichen Mannes zu verdienen? Das Verfertigen einer Oper ist wenigstens eine ganz harmlose Beschäftigung. Würde es vielleicht dem Ankläger besser gefallen, wenn sich Strauss mit einem anderen Werke von einem virulently antichristian character

Digitized by Google

befasst hätte? Neuere Mittheilungen aus Deutschland, die wenigstens eben so viel Glauben verdienen, als die oben erwähnten, sagen uns, dass sich Strauss mit einer Kritik der Apostelgeschichte beschäftigen, mit einer früher der Bühne angehörenden Künstlerin ersten Ranges verheirathet haben und in seinem sittlichen Leben tadellos dastehen soll. Ref. glaubt diese letzte Mittheilung auf sich selbst beziehen zu müssen, wenigstens ist er vor einiger Zeit aus England um Auskunft über obige Verleumdung, die sich die Blätter der Hengstenbergischen Richtung erlauben, ausdrücklich angegangen worden. Auch an andern Stellen spricht sich der würdige Beard mehrfach mit Unwillen über das von der Hengstenbergischen Partei eingehaltene unwürdige, unwissenschaftliche und unchristliche, nur die Aufregung der blinden und leidenschaftlichen Menge bezweckende Verfahren in der Straussischen Angelegenheit, mit verdientem Unwillen aus.

34. *The Faith as unfolded by many Prophets. An Essay. By Harriet Martineau. Issued by the British and Foreign Unitarian Association; and addressed to the Disciples of Mohammed. Second Edition. London, 1833. 98 S. 8.*

35. *Providence as manifested through Israel. By Harriet Martineau. Issued by the British and Foreign Unitarian Association; and addressed to the Jews. Second Edition. London, 1833. 115 Seiten. 8.*

36. *The Voice of Israel.* קול ישראל *Conducted by Jews who believe in Jesus of Nazareth as the Messiah. 1844. kl. Folio.*

Die drei hier unter 34—36 aufgeführten Schriften liefern den Beweis, dass es unter den englischen Unitariern auch nicht an Eifer für das Bekehrungswerk unter Mohammedanern und Juden gebricht. Mit welchem Erfolg diess jedoch geschieht, ist uns gänzlich unbekannt. Die unter Nr. 36 angeführte Schrift ist eine Art von Missions-Zeitung oder Missionsblatt. Die Nr. 2. dieses Blattes vom 1. Juni 1844 enthält gleich anfangs einen Artikel, überschrieben: To the Jews who believe in Jesus of Nazareth, as the Messiah scattered over the world. (An die über die Erde zerstreuten Juden, welche Jesus von Nazareth für den Messias halten). Die Veranlassung zu diesem Artikel ging von Deutschland aus. Bekanntlich herrscht unter den gebildeten Juden Deutschlands eine grosse religiöse Bewegung. Einige der von dieser Bewegung Ergriffenen wandten sich an die Unitarier in England,

Digitized by Google

mit der Erklärung: ihre ganze Stellung, Denkweise, Bildung sey christlicher Art, auf die meisten der von ihnen als unwesentlich erkannten, durch das jüdische Gesetz vorgeschriebenen Gebräuche hätten sie verzichtet, und gerne würden sie offen und ganz in die christliche Gemeinschaft eintreten, wenn ihnen nicht das Bekenntniss der Trinitätslehre einen unübersteiglichen Damm entgegensetzte, wesshalb man sich im Vertrauen und mit der Bitte um Rath an die Unitarier in England wende. Ref. findet, dass diese Erklärung dem Character derer, von welchen sie ausgegangen ist, alle Ehre macht, und findet den ganzen Vorgang höchst beachtenswerth. Der Artikel dagegen in dem genannten Blatte zeigt von wenig Bekanntschaft mit den Zuständen der Gebildeten unter den deutschen Juden, und ist daher auch durchaus nicht geeignet, der dabei zum Grunde liegenden Absicht in unserem deutschen Vaterlande irgend zu entsprechen.

Ausser den bisher aufgeführten, in Deutschland meist ganz unbekannten Schriften, deren Titel Ref. in Verzeichnissen theologischer Bücher, wie sie auf den englischen Universitäten unter dem Titel „Bibliotheca Theologia" aufgestellt zu werden pflegen, grösstentheils vergebens gesucht hat, ist uns auch noch eine grössere Reihe von Schriften dogmatischen und moralischen Inhaltes, Predigten und dergleichen — Liturgieen und Katechismen, die uns noch fehlen, ausgenommen — zugekommen. Unter den Predigten zeichnen sich besonders die Sammlungen von Beard und Martineau aus. Wir würden nicht umhin können, aus diesen wahrhaft schönen und erhebenden Vorträgen Einiges auszuheben, wenn uns dieselben gerade zur Hand wären. Allein Ref. hat schon vor längerer Zeit eine Sammlung englischer Predigten, sowohl von Dissentern als von Mitgliedern der bischöflichen Kirche, einem entfernteren Freunde zugestellt, der aus ihnen eine Reihe von Uebersetzungen als Proben englischer Kanzelberedsamkeit zu geben bereit war. Wie weit die Arbeit gediehen, ist dem Ref. unbekannt. Wir versparen daher die Anzeige dieser Schriften für eine andere Zeit, um so mehr, als das bisher Gesagte schon sattsam für unseren gegenwärtigen Zweck genügen dürfte, und fügen für dogmatische Bedürfnisse nur noch zwei Schriften hinzu:

37. *The Essential Faith of the Universal Church, deduced from the*

Digitized by Google

sacred Records. By Harriet Martineau. London, 1831. VIII. und 88 S. 8.

38. *Twelve Lectures, in Illustration and Defence of Christian Unitarianism: delivred in the Meeting House of the first Presbyterian Congregation, Belfast. By J. Scott Porter, one of the Pastors of the Congregation. Printed at the Request of the Committee. Belfast, 1841. IV. und 170 S. 8.*

Diese zwölf Vorlesungen behandeln folgende Themata: 1. Was ist der Unitarismus, und was nicht? 2. Unitarismus, der Glaube des A. T. 3. Unitarismus, der Glaube Jesu. 4. und 5. Unitarismus, der Glaube der Apostel. 6. Unitarismus, der Glaube der Urkirche. 7. Unitarismus, ein vernünftiger Glaube. 8. Unitarismus, ein frommer Glaube. 9. Unitarismus, ein wohlwollender Glaube. 10. Unitarismus, ein heiliger Glaube. 11. Unitarismus, ein tröstlicher Glaube. 12. Unitarismus, ein fortschreitender Glaube.

Gilt es nun, ein Urtheil über die englischen Presbyterianer und Unitarier zu fällen, so kann, nach dem hier thatsächlich Vorliegenden, kein Zweifel darüber obwalten, dass das von Wiggers nach dem Vorgange der Hengstenbergischen Kirchenzeitung gefällte Urtheil ein ganz und gar schiefes und zugleich unwahres ist, an dessen Stelle dasjenige wieder treten muss, welches vor 40 Jahren Stäudlin in seiner Statistik I. S. 165. über die englischen Presbyterianer, jetzt auch auf die Unitarier auszudehnen, abgegeben hat. Stäudlin sagt: „In der That sind jetzt die „Presbyterianer nicht mehr sowohl durch einen gemeinschaftlichen „Lehrbegriff vereinigt, als vielmehr durch eine gemeinschaftliche „Entgegensetzung gegen die bischöfliche Kirche. Die presbyte„rianischen Geistlichen sind im Ganzen bessere Prediger, bessere „Theologen und Philosophen, als die bischöflichen.“ Herr Wiggers versichert uns zwar: ihre Kirchen ständen leer. Das kann nun sehr wahr und dennoch die höchste Unwahrheit seyn, wenn nämlich der treffliche Berichterstatter, dem Herr Wiggers hierbei folgte, diese Kirchen ausser der Zeit der gottesdienstlichen Zusammenkünfte besuchte. Glaubwürdige Deutsche, die längere Zeit in Liverpool und Manchester sich aufgehalten haben, berichteten dem Ref. auf Befragen, dass die dortigen presbyterianischen Kirchen mit unitarischen Geistlichen ausserordentlich besucht ge-

Digitized by Google

wesen seyen, und dass am letztern Orte vor zwei Jahren eine neue grössere Kirche gebaut werden musste, weil die alte nicht mehr ausreichte. Und der innere Gehalt der dem Ref. vorliegenden Predigten lässt es, zumal gegenüber der vorherrschenden Erbärmlichkeit der Vorträge der bischöflichen Geistlichen kaum anders erwarten.

Ref. selbst kann nicht umhin, offen zu bekennen, dass er beim Lesen der angeführten Schriften mit steigender herzlicher Theilnahme und Achtung vor den Verfassern und vor der ganzen Partei, der sie angehören, erfüllt worden ist, dass er überrascht worden ist durch die Wahrnehmung, dass fast der grössere Theil der in der deutschen Theologie bekannt gewordenen und ausgezeichneten Engländer nicht der Hochkirche, sondern den Presbyterianern angehört, und dass er durch die Redlichkeit und ächt christliche Liebe, welche so unverkennbar überall bei ihnen vorwalten, mächtig angezogen sich gefühlt hat. Gleichwohl kann er nicht umhin, eben so offen zu gestehen, dass seiner Ueberzeugung nach der von diesen Unitariern eingenommene Standpunkt und der von ihnen eingeschlagene Weg nicht der rechte ist. Diess könnte schon allein durch die geschichtliche Wahrnehmung bestätigt werden, dass diese Unitarier sich in einem ewigen Kreislaufe bewegen und über gewisse Negationen hinaus nicht gelangen, wie es von ihnen selbst eingeräumt wird (man sehe die unter Nr. 4. aufgeführte Schrift). Die Ursache ist nach des Ref. Dafürhalten im Folgenden zu suchen. Die Basis des unitarischen Standpunctes ist zusammengesetzt aus einem Satze der natürlichen Theologie, und einem Satze des kirchlichen Glaubens. Das sind aber zwei ganz verschiedenartige Grössen, und aus diesen lässt sich ebenso wenig jemals ein in sich geschlossenes, festes System zusammensetzen, als sich mit zwei ungleichnamigen Factoren ein giltiges Exempel herausbringen lässt. Jener Satz der natürlichen Theologie lautet: vor der Vernunft zu rechtfertigen ist allein die Lehre von einem *einigen* Gott. Das ist richtig. Wenn nun aber weiter behauptet wird: die Kirche dagegen stellt die Lehre von einem *dreieinigen* Gott auf, folglich ist diese Lehre unvernünftig und falsch; so ist dieser Schluss unrichtig. Denn die Kirche kömmt zu ihrem Satze nicht auf dem Wege der natürlichen Theologie, sondern der Offenbarungslehre. Nun lassen sich zwar die Unitarier den Beweis eifrig angelegen seyn, dass die christlichen Offenbarungsurkunden oder die Bibel nirgends die

Digitized by Google

Lehre von der Dreieinigkeit enthalten. Wir wollen diesen Satz, der hier nicht weiter untersucht werden kann, als richtig zugeben, wenn schon derselbe einer wesentlichen Beschränkung bedürfen möchte; allein die Kirche behauptet ja eigentlich auch nicht, dass an irgend einer einzelnen Stelle die Dreieinigkeit bestimmt und ausdrücklich gelehrt werde. Dagegen fordert die Kirche, seit ihrem Bestehen als katholisch-apostolische Gemeinschaft, den Glauben an die Unfehlbarkeit der biblischen Religionsurkunden, darum, weil diese aus göttlicher Eingebung hervorgegangen seyen. Diesen Satz nehmen die englischen Unitarier an; auch ihnen ist die Bibel Gotteswort. Nun aber behauptet die Kirche weiter, und ihre Behauptung ist vollkommen richtig: Nimmt man die einzelnen Stellen der auf einerlei Eingebung beruhenden heiligen Schrift zusammen, so findet sich, dass in ihr im Ganzen, nicht im Einzelnen, von Gott als Vater, Sohn und Geist die Rede ist. Die Erklärung der einzelnen Stellen geschieht dann immer unter dem Reflexe des Gesammteindruckes der inspirirten Bibel. Dabei wird ausdrücklich die Einheit Gottes gelehrt. Beides besteht hiernach in der Bibel nebeneinander. Folglich muss hier ein tieferes, der Vernunft unbegreifliches Geheimniss vorliegen, welches die Lehre von einem dreieinigen Gott genannt worden ist. Dieser Schluss ist nicht vernunftwidrig; er ist vielmehr durchaus folgerichtig und vernunftgemäss; er ist aus den zwei Prämissen gezogen, dass die Bibel die Einheit Gottes, und zugleich Gott als Vater, Sohn und Geist lehre. Der Schluss dabei ist so bündig, dass vielmehr das Gegentheil als unrichtig und vernunftwidrig erscheint. Denn die Möglichkeit, dass die Vernunft auf folgerechtem Wege zu dem Begriffe eines über die menschliche Erkenntniss und Vernunft hinaus liegenden Etwas gelangen könne, wird an und für sich nicht in Abrede gestellt werden können. Im vorliegenden Falle ist aber die Kirche zu ihrem durchaus vernunft- und folgerechten Satze nicht durch einen Schluss aus der natürlichen Theologie, sondern aus der von ihr als richtig vorausgesetzten Offenbarungstheorie gekommen. Will sich folglich die unitarische Lehre zur kirchlichen Dreieinigkeitslehre nicht verstehen, so ist es ganz und gar verfehlt, wieder und immer wieder nur zu wiederholen, dass diese Lehre weder mit der natürlichen Theologie sich vertrage, noch in einer einzelnen Stelle oder Schrift der Bibel ausdrücklich enthalten sey. Beides kann zugegeben werden, und wird zugegeben, auch von der Kirche, nur mit dem Unterschiede, dass von dieser

Digitized by Google

dann weiter folgerecht das Gesammtergebniss der Bibelstellen, welches eben die Dreieinigkeit ist, auch rückwärts auf die einzelnen Stellen, die hiernach nur undeutlich und andeutungsweise diese Lehre enthalten, übergetragen wird. Will daher der Unitarismus die kirchliche Dreieinigkeitslehre nicht anerkennen, so muss er seine Angriffe nicht gegen diese Lehre unmittelbar, sondern vielmehr gegen den obersten Grundsatz richten, aus welchem diese Lehre folgerichtig abgeleitet ist. Das thun aber die englischen Unitarier nicht. Daher ihr Beharren bei einer blossen Negation, daher die vielen immer dasselbe wiederholenden und doch nicht zum Ziele führenden Einwürfe. Ihre Stellung der natürlichen Theologie zur Offenbarungslehre ist eine falsche. Diess zeigt sich auch in ihrem theologischen Studienplane, in welchem die natürliche und dogmatische Theologie der exegetischen Theologie voraufgeht, während doch, der Natur der Sache nach, auf die natürliche Theologie die Exegese, und auf diese, als das gemeinschaftliche Ergebniss der beiden ersteren, die dogmatische Theologie folgen sollte. Die Ursache hiervon scheint dem Ref. darin zu liegen, dass die englischen Dissenter, und insbesondere die Presbyterianer, in Folge der Toleranz-Acte auf das Studium der natürlichen Theologie vorzugsweise hingedrängt wurden, und dass zweitens die alte selbständige Forschung auf dem Gebiete der alten Sprachen und der biblischen Exegese, so wie das Studium der älteren Kirchengeschichte bei ihnen zu sehr darnieder liegt. Es tritt dieser Mangel besonders seit der Zeit in auffallender Weise hervor; da die englischen Presbyterianer aufhörten, ihre theologische Bildung in Utrecht und Leiden zu suchen. Lardner ist seit dem, mit einzelnen Ausnahmen, wie bei Evanson, ihre einzige und höchste Autorität. Aber indem sie sich mit dem, für seine Zeit ausgezeichneten und noch jetzt in vieler Hinsicht trefflichen Arbeiten dieses Mannes begnügen und nur die natürliche Theologie und ihr dogmatisches System weiter fortzubauen bemüht sind, stehen sie selbst ihrer weiteren Entwickelung hemmend entgegen. Es geht ihnen wie einst in ähnlicher Weise den Lutheranern, als diese auf den Lorbeeren der Magdeburgischen Centurien ausruhen zu können meinten.

Was dagegen den anderen Grundsatz dieser Unitarier anbetrifft, dass die religiöse Ueberzeugung das unverletzliche Eigenthum jedes Einzelnen sey, und dass darum Entfernung alles Zwanges nothwendig sey, und Schonung und Milde gegen An-

Digitized by Google

dersdenkende geübt werden müsse, so stimmt diesem Satze Ref. aus innerstem Grunde des Herzens bei. Ausführbar ist jedoch derselbe nur unter der Bedingung der Gegenseitigkeit. Dass religiöse Gemeinden bei diesem Grundsatze bestehen, dass sie gedeihen und sich erweitern können, beweist die Geschichte der englischen Unitarier und ihrer Vorgänger, der Presbyterianer seit einer Reihe von mehr als hundert Jahren. Der Umstand, dass Jesus der Stifter des Christenthums selbst, die Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen als das höchste aller Gebote aufgestellt, gibt diesem Grundsatze noch eine höhere allgemein christliche Beziehung. Derselbe fällt mit dem höchsten aller Gebote des Christenthumes unmittelbar zusammen.

Wir nehmen den Christen Glaubensbekenntnisse aller Art ab, verlangen von ihnen den Glauben an die Trinität, an die Empfängniss und Geburt Jesu in und durch eine Jungfrau, an eine Höllenfahrt und dergleichen; wir nehmen den Theologen und Geistlichen bald durch mündliche, bald durch schriftliche Erklärung, bald durch Beides zusammen die Verpflichtung auf Symbole, Artikel und wie die Dinge alle heissen, ab, durch welche nur die scharfe Scheidewand unter den Christen erhalten, die freie Thätigkeit des Geistes gelähmt und der Parteihass genährt und die lieblose Verdammung Andersdenkender geboten wird, und vergessen darüber jenes Gebot, welches Jesus als das grösste für den Christen obenan gestellt hat: Du sollst lieben Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst. Sollte nicht von diesen Eiferern um des rechten Glaubens willen jener Ausspruch Christi gelten: Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet Münze, Till und Kummel, und das Schwerere des Gesetzes dahinten lasset, das Recht und die Barmherzigkeit und die Treue. Unter allen derartigen, dem Ref. bekannt gewordenen Verpflichtungen war es allein der treffliche Grossherzog von Hessen, Ludwig I., der wenigstens den Giessener Theologen das eidliche Versprechen abnahm: festzuhalten an der heiligen Schrift, zugleich aber auch an dem höchsten der Gebote des Christenthumes und aller unnöthigen Polemik und aller lieblosen Verketzerung und Verdammung Andersdenkender sich zu enthalten.

Die Sache hat eine überaus hohe, wichtige und ernste Bedeutung für das Christenthum überhaupt, für die dermaligen Ver-

Digitized by Google

hältnisse im christlichen Deutschland insbesondere. Wir erlauben uns nur über das Letztere noch einige kurze Andeutungen.

Bekanntlich sind in Deutschland und der Schweiz verfassungsmässig den verschiedenen christlichen Religionsparteien gleiche Anerkennung und gleiche bürgerliche und politische Rechte zugesagt. Diese dem äusseren Klange nach so wohltönende allgemeine Bestimmung ist, wie gleich vom Anfange an alle diejenigen voraussagten, welche, statt in hohlen Theorieen sich zu gefallen, einen tieferen Blick in die Geschichte geworfen hatten, der protestantischen Kirche sehr zum Nachtheil ausgeschlagen. Nicht nur dass die Begriffe von Duldung und christlicher Eintracht bei den Katholiken viel schroffer aufgefasst worden, als von den mildern Protestanten, auch die Idee eines christlichen Staates vom katholischen Standpuncte aus aufgefasst, weicht wesentlich ab von der Auffassung vom protestantischen Standpunkte aus, wo wiederum lutherische und reformirte Denkweise auseinander gehen. Wie soll nun in Ländern, wo Katholiken und Protestanten neben einander wohnen, und ihnen gleiche politische Ansprüche auf Geltung und freie Religionsübung zugesagt, aber keine Mittel zur selbstständigen Wahrung der Zusagen gegeben sind, der Staat verfahren? Ist die Regierung in den Händen eines katholischen Fürsten, so verlangt und erwartet der katholische Theil freie Anerkennung seiner kirchlichen Grundsätze. Diese sind aber auf alleinige Geltung des Katholicismus überhaupt, und gegen den Protestantismus noch insbesondere gerichtet. Folglich kömmt in diesem Falle, und die Erfahrung bezeugt es überall, der protestantische Theil zu kurz, und er sieht sich zu gerechten Klagen genöthigt. Ist dagegen die Regierung in den Händen eines protestantischen Fürsten, der die milderen Grundsätze des Protestantismus geltend macht, so klagen die Katholiken, dass ihnen ihre religiöse Freiheit nicht in ihrem ganzen Umfange gewahrt sey, schreiten wohl gar zu ungerechten Beschwerden und Drohungen fort. Um Aergerniss zu vermeiden, oft auch aus Schwäche, wird bald dieser, bald jener Uebergriff, an welchem es nie fehlen kann, nachgesehen, sogar geheime Uebertritte zum Katholicismus von Staatsdienern in rein protestantischer Stellung werden gutgeheissen, und die thatsächlich Verkürzten sind wiederum die Protestanten. So wie gegenwärtig also die Sachen stehen, ist der Katholicismus in Deutschland und der Schweiz durchaus im Vortheil. Diese Gunst der Stellung ist denn auch katholischer Seits

Digitized by Google

sehr bald, wir meinen sogar in ihrem Ursprung, sehr richtig erkannt worden, und es sind alsbald Plane darauf gebaut worden, welche in Folge weiterer Zufälligkeiten unser armes Deutschland und die Schweiz, wenn nicht bald und kräftig eingeschritten wird, auf das Neue an den Rand des Verderbens zu bringen drohen. Der Unbefangene wird erkennen, dass wir aufs Neue einem Zustand der Dinge, ähnlich jenem, welcher dem unheilvollen dreissigjährigen Kriege voraufging, mit raschen Schritten zueilen. Wie einst jener das Meisterwerk jesuitischen Treibens, d. h. jesuitischer Tücke und Falschheit war, begünstigt durch protestantischen Zwist, so gilt diess auch wieder von den trüben Zuständen unserer Tage.

Dem mit der Geschichte Vertrauten kann diese traurige Erscheinung der Gegenwart nicht unerwartet seyn; dennoch kann nicht oft und nicht laut genug dieser Zustand der Dinge aufgedeckt werden, vielleicht, dass es so möglich wird, das drohende Unheil noch abzuwenden.

Als einst vor 300 Jahren die römisch-katholische Kirche durch die Reformation in grossen Verlust gekommen war, fand dieselbe in diesen Verlusten nur einen mächtigen Antrieb, durch neue Kraftanstrengung das Verlorene theils wieder zu gewinnen, theils durch Erweiterung nach aussen zu ersetzen. Die verfallenen Mönchsinstitute wurden erneuert, die Censur und mit ihr die Inquisition in erneuter Gestalt in das Leben eingeführt, neue Missionsanstalten gegründet, alte erneuert und der Jesuiten-Orden in das Leben gerufen. Diese gemeinsamen Kräfte bewirkten bald, dass dem weiteren Umsichgreifen der Reformation ein Ziel gesetzt, in mehreren europäischen Staaten der Protestantismus zum Theil auf blutigem Wege spurlos ausgerottet, und, begünstigt durch die katholischen Seemächte, der römische Katholicismus weit über Europa hinaus, auf welches derselbe ursprünglich sich beschränkt hatte, verbreitet wurde.

Ganz dieselben Mittel hat das Oberhaupt der römischen Kirche wieder angewendet, sobald dasselbe durch den Pariser Frieden ohne Weiteres in den Besitz Roms, mit unbegreiflicher Uebereilung und Verkennung aller geschichtlichen Zustände, wieder eingesetzt worden war. Der dem Protestantismus entgegengesetzte Jesuitenorden wurde wieder hergestellt, die Censur und die Klöster erneuert, die Missionsanstalten neu belebt und in jeglicher Beziehung von Rom aus die Zügel wieder schärfer und immer

Digitized by Google

schärfer angezogen, im richtigen Vertrauen auf die protestantische Milde und auf die grosse Menge von willenlosen Werkzeugen, die von Rom aus auf das Neue in Bewegung gesetzt waren. Allein das dieser neuen, gewaltigen Thätigkeit geöffnete Gebiet erwies sich bald von Jahr zu Jahr auf engere Gränzen beschränkt. Im Osten setzte das russische Reich und sein Einfluss auf das westliche Asien dem römischen Einflusse bald einen immer festeren Damm entgegen, durch welchen endlich die zahlreichen Sendlinge der römischen Kirche sich von diesen Gegenden ganz ausgeschlossen sahen. Ebenso wenig finden dieselben bei dem durch das römisch-katholische Princip grossentheils verschuldeten, beklagenswerthen Zuständen Spaniens und Portugals einen fruchtbaren Boden. Neue Erwerbungen jenseits der Meere stiessen von Seiten Englands auf Hindernisse und konnten nur durch Frankreich noch vermittelt werden. Der protestantische Norden blieb in starrer Unzugänglichkeit, und so sah sich die jesuitische Thätigkeit dieser Beschäftigung suchenden Anstalten, von den weiteren Kreisen der früheren Zeit im Wesentlichen auf den engeren Kreis von Ländern beschränkt, in welchen die Protestanten und Katholiken dem Wortlaute nach unter gleicher religiöser und bürgerlicher Berechtigung neben einander leben sollen. Mit richtiger Berechnung ward darauf Frankreich zum Sitz und Mittelpunct der neuen Missionsanstalten Roms erkoren. Von da aus ist ihr Wirken auf der einen Seite über das Meer hinaus, auf der andern vorzugsweise gegen die östlichen Nachbarn Frankreichs, gegen die Schweiz, Deutschland, Niederlande gerichtet. Dort gilt es die Ausrottung des Heidenthumes, hier die der Ketzerei, denn als solche erscheint dem römisch-katholischen Auge fortwährend der Protestantismus. Jene französischen Flotten in der Südsee, welche überall nach Gegenden spähen, die von den Engländern oder Amerikanern noch nicht in Besitz genommen sind; sie sind mit Jesuiten und römischen Missionären gefüllt, und verfolgen mehr kirchliche als politische Zwecke. Auf Taiti, da begegneten sich englische und französische Interessen. Der lebenslustigen Frau Königin Pomare Gunst wussten sich bald die glatten Jesuiten und ihre Gehülfen, die galanten Franzosen, in höherem Maasse zu erwerben, als die finstern englischen Methodisten. Aber die bewiesene Gunst kam den Taitiern theuer zu stehen, und der blutige Vertilgungskrieg, welcher seitdem von diesen frommen, das Beispiel eines Cortez nachahmenden Sendlingen Roms auf dieser

Digitized by Google

Insel geführt wird, er kann und soll uns Protestanten zeigen und lehren, wessen wir uns von eben dieser Seite her auch jetzt noch, wie zur Zeit des dreissigjährigen Krieges, in Deutschland zu versehen haben. Grösser noch als in der Südsee sind die Mittel, die gegen die östlichen Nachbarländer Frankreichs in Bewegung gesetzt werden. Belgien ward eine leichte Beute dieser ebenso kühn als schlau und ausdauernd angewandten Mittel. Das protestantische Deutschland aber und die Schweiz sind in der Gegenwart von Seiten Roms über Frankreich herüber in einer Weise bedroht und gefährdet, wie es beide Länder seit den Zeiten der Reformation noch nicht gewesen sind, darum, weil es der römisch-katholischen Kirche seit jener Zeit noch nicht möglich gewesen ist, eine solche Menge Beschäftigung suchender Kräfte gegen den Protestantismus dieser Länder in Bewegung zu setzen, als eben jetzt, und weil das Princip der religiösen Gleichheit vor der neueren Gestaltung der Dinge in diesen Ländern noch nie in gleicher, unbestimmter Weise in der Wirklichkeit bestanden hatte. Dem aufmerksamen Beobachter kündigt sich die immer zunehmende Gefahr in einer Menge von einzelnen Vorgängen an, die alle in einem inneren Zusammenhange stehen. Wir rechnen dahin, abgesehen von den Bestrebungen für weitere Einführung der Jesuiten, das besonders in den Staaten mit überwiegender katholischer Bevölkerung hervortretende Begehren, die Protestanten wieder lediglich auf ihre Symbole zu beschränken. Der Katholicismus enthält in seiner Lehre von der Kirche ein Princip eines gewissen Fortschritts, der ihm eine Ausgleichung mit den Forderungen der Zeit ermöglicht. Solches Princip mangelt den protestantischen Symbolen. Daher ist religiöser Stillstand die Folge ihrer Annahme. Rückschritt oder Stillstand in kirchlicher Hinsicht ist aber, wie unsre katholischen Gegner sehr wohl wissen, von je eines der mächtigsten Mittel gewesen, um sicher, wenn auch allmälig, den Verfall einer kirchlichen Partei zu erzielen. Stillstand ist Tod, und eine lediglich auf die Symbole beschränkte Kirche kann für die Dauer ebenso wenig bestehen, als ein Staat ohne fortgehende Gesetzgebung; kann am wenigsten bestehen gegenüber einer im Zustande einer gewissen Fortentwickelung sich befindenden Kirche. Wie einseitig oder des richtigen Grundes ermangelnd dieser Fortschritt auch immer seyn mag, stets wird nach den allgemeinen Gesetzen des physischen wie geistigen Lebens, das Princip des Stillstandes von dem des Fortschrittes erst überflügelt, dann

Digitized by Google

unterdrückt werden. Fortschritt ist die Grundbedingung alles Seyns, er ist insbesondere die Grundbedingung des christlichen Protestantismus.

Wir rechnen weiter dahin den gewaltigen Eifer, welcher von katholischer Seite in wohlberechneter Uebereinstimmung mit den strengen Symbolgläubigen unter den Protestanten gegen jede freiere Regung der Vernunft in Angelegenheiten des Glaubens sich an den Tag legt, ein Eifer, der, da so viele Stimmen in gleicher Weise sich vernehmen lassen, nicht verfehlt hat bei Vielen, selbst bei Herrn Friedrich Thiersch, dem Philologen, seine traurigen Früchte zu tragen. O ihr Thoren, und trägen Herzens! die ihr glaubet, was jesuitische Schlauheit und Heuchelei im Vertrauen auf eure Kurzsichtigkeit und auf euren blinden Autoritäts-Glauben, euch zuruft, und nicht glaubet und sehet, was die höhere Wahrheit euch lehret, und was mit flammenden Zügen die Geschichte euch vorhält, die freilich, nicht so bequem wie das blosse Glauben, erforscht seyn will. Oesterreichs, Ungarns, Siebenbürgens protestantische Gemeinden waren einst alle streng symbolisch, und der Staat dringt von katholischer Seite auf das unbedingte Festhalten an den Symbolen. Was ist die Folge gewesen? In Oesterreich ist der alte Protestantismus so gut wie spurlos untergegangen. In Ungarn ist der Protestantismus auf die Hälfte zusammen geschmolzen. Treu blieb ihm meist nur des schlichten Bürgers gesunder Sinn für das Richtige und Wahre. Doch ist ein Stamm geblieben, und welcher Art? Wir antworten mit einem prophetischen Gleichnisse: doch wie von Eichen oder Terebinthen, wenn man sie fällt, ein Stamm noch übrig bleibt, so ist auch von der protestantischen Kirche Ungarns und Siebenbürgens seit schon mehr denn 150 Jahren ein edler Stamm geblieben, den kein römischer Katholicismus und kein Jesuitismus zu vernichten im Stande gewesen ist. Und dieser unvertilgbare, dem Jesuitismus, aber auch einem Hengstenberg und Tholuck*)

*) Letzterer soll erst ganz jüngst geäussert haben, der Gustav-Adolphs-Verein — von welchem er im Augenblick wahrscheinlich schon anders denken wird — sey nur ein Kind des Rationalismus, wie denn seine Gaben auch vorzugsweise den Solches nicht verdienenden rationalistischen Christen Oesterreichs und Ungarns zugewendet seyen. Aecht rationalistisch ist der Gedanke einer Unterstützung protestantischer Christen ohne allen Unterschied allerdings, aber

unzugängliche und darum verhasste Stamm hat seine Wurzeln im Rationalismus.

Und dieser rationale Stamm, nicht der symbolgläubige, ist es, an welchem die Bestrebungen der Katholiken endlich gescheitert sind. Widerleget doch diese Thatsache, ihr guten, jetzt einen so rühmlichen Kampf kämpfenden, und dennoch so verblindeten Protestanten Baierns, widerleget ihn Herrn Doctor Theologiae Friedrich Thiersch und was daran hängt; widerleget ihn, ihr Alle, die ihr mit den Jesuiten schreiet: der Rationalismus gefährde das Fortbestehen des Christenthumes! Das wird, das kann der christliche Rationalismus nicht. Nur das Fortbestehen eures Christenthumes, d. h. euerer Vorurtheile und selbstsüchtigen Absichten, ist durch ihn gefährdet, nimmer das Christenthum selbst, das er nur läutert und auf seine Urwahrheit und Urauffassung zurückführt. Beweiset doch ihr Alle, dass jemals in einem Lande oder in einer Gemeinde, wo rationales Christenthum herrschte, der Katholicismus Eingang oder Verbreitung gefunden habe. Beweiset auch nur, dass diess möglich sey, wenn ihr es könnet. Bekanntlich hat das Christenthum bis jetzt weder bei den Braminen, noch bei den Mohammedanern Eingang zu finden vermocht. Die ersteren sind durch dasselbe wohl gar zur Freidenkerei geführt worden. Die Schuld liegt nicht am Christenthume, sondern in der herrschenden Richtung der Missionsanstalten, durch welche einst auch Ref. bestimmt würde, sein Vorhaben aufzugeben, sich dem edlen Missionswerke zuzuwenden. Sehr wichtig war es ihm daher, in der eben erschienenen, viel Belehrendes enthaltenden „historisch-kritischen Einleitung in den Koran von Dr. Gustav Weil“ (Bielefeld, 1844) S. 120 f. zu lesen: „Fahren die christlichen Missionäre wie bisher fort, von den Muselmännern geradezu einen Glauben an Dogmen zu fordern, die sie unmöglich begreifen können, und die sie, wie der Stifter ihrer Religion, als Abgötterei zu verwerfen genöthigt sind, so müssen auch, wie bisher, alle ihre Bemühungen ohne Erfolg bleiben. Juden sowohl als Mohammedaner können nur auf dem Wege des Rationalismus wirklich bekehrt werden. Das sollten auch die Nichtrationalisten, ja selbst die Katholiken einsehen.“ Wir treten dieser Behauptung nicht nur aus innigster Ueberzeugung bei, wir

---

eben darum auch schon viel angefochten. Wird dieser Satz auf die Dauer bestehen? und wenn??

Digitized by Google

schlagen den Werth derselben auch um so höher an, als Herr Weil nicht bloss durch seine anerkannt ausgezeichneten orientalischen Studien, sondern auch durch mehrjährigen Aufenthalt im Oriente ein tieferes Eindringen in das Wesen und den Geist des Mohammedanismus vor den Meisten unserer Zeit voraus hat. Wie denn auch sein Urtheil über die Bekehrung der Juden durch das früher zu Nr. 36 Bemerkte vollkommen bestätigt wird.

Die Thatsachen der Erfahrung beweisen also gerade das Gegentheil von den, dem Rationalismus mit kecker Stirn gemachten Vorwürfen. Ein ächt, d. h. aus Wissen und Ueberzeugung, rationaler Christ kann nie Katholik werden, aber er kann und wird in Frieden und Eintracht mit Allen, auch Katholiken, leben, die in redlicher und friedlicher Ueberzeugung abweichende religiöse Richtungen verfolgen; er wird mit ihnen in Freundschaft zusammen leben, sie achten, und, Jesu erstes Gebot erfüllend, sie lieben. Das Alles kann der strenge Katholik, und gleich ihm der symbolglaubige Protestant nicht, ohne seines Glaubens sich wenigstens theilweise zu begeben; ohne von der Strenge seiner Glaubenstheorie in der Wirklichkeit nachzulassen; eine Inconsequenz, in welche der Rationalist nimmer geräth.

Es ist tröstend und dennoch zugleich betrübend, dass wir in Deutschland erst vom Auslande lernen können und müssen, unter welchen Bedingungen das gleiche, unangefochtene Bestehen verschiedener christlicher Religionsparteien neben einander — wie ein solches Deutschlands gegenwärtige Verfassung zusichert — auch wirklich möglich ist. Belehrend vor allen andern Ländern ist in dieser Hinsicht besonders Siebenbürgen, auf dessen kirchliche Verhältnisse wir bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zurück zu kommen gedenken. Seit Jahrhunderten leben hier Lutheraner, Reformirte, Unitarier, Katholiken in friedlicher Weise neben einander. Die verfassungsmässig Siebenbürgen zugesagte religiöse Selbstständigkeit und Freiheit besteht da nicht bloss auf dem Papiere, sondern wird auch thatsächlich genossen

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Schluss.)

Der lutherische Geistliche und Verfasser der 1843 in Kronstadt erschienenen interessanten Reisebriefe aus dem Lande der Sachsen in Siebenbürgen: „Andreas Wellmann versichert von seiner Heimath mit Freude und Stolz, aber zugleich mit einem wehmüthigen Blick auf Deutschland: von philosophischen Schwindeleien, von fanatischen Excessen, von politischen Umtrieben hier (in Siebenbürgen) keine Spur! — hier bei aller Kirchlichkeit, Religiosität und frommer Sitte — keine Frömmelei, kein fanatischer Aberglaube, keine Bigotterie, keine Verfolgung, kein Hass gegen abweichende Ueberzeugung.“ Religiöser Friede ist also doch unter Verhältnissen gleich den in Deutschland bestehenden möglich; aber auch nur möglich bei einer rationalen Auffassung des Christenthumes. Im entgegengesetzten Fall wird die kirchlich schroffer abgeschlossene oder die politisch überwiegende Partei die anderen gewaltsam, trotz aller papiernen und mündlichen Zusagen des Gegentheiles, unterdrücken. Eben diess bestätigen weiter die der rationalen Theologie zugethanen Presbyterianer und Unitarier Englands; eben diess die kirchlichen Zustände Nord-Amerika's, welche wir später noch besonders in das Auge fassen werden. Aber eben darum ist die Vernunft auch so sehr Gegenstand der Furcht von Seiten der einzig für ihren Autoritätsglauben thätigen Jesuiten. Im Grunde aber ist Verwerfen und Verdächtigen der Vernunft schon überall Jesuitismus im weiteren Sinne. Dem Menschen ward von Gott die Vernunft verliehen, ihn zu leiten durch das Erdenleben und ihn zur Rechenschaft über das verliehene Gut zu befähigen. Bei dem Rufe: „Thue Rechnung von deinem Haushalt!“ hat die Vernunft, nicht der Glaube, die erste Antwort zu ertheilen. Mit dem Verkennen dieser Wahrheit ist überall schon der

erste Schritt zum Jesuitismus gethan. Die Schleiermacher'sche Auffassung der Religion, als das Gefühl der absoluten Abhängigkeit von einem höheren Willen, oder von Gott, und dere sui-tische Grundsatz von einer absoluten Abhängigkeit von dem Willen des römischen Bischofes; die Vermittelung des Gebetes zu Gott durch Christus und die Vermittelung desselben durch Heilige und Priester sind nur auseinander liegende Glieder einer grossen, die Vernunft umschlingenden und gefesselt haltenden Kette. Daher überall von dieser Seite der gemeinschaftliche Widerspruch gegen die Vernunft.

Wir rechnen weiter zu den ernst mahnenden Erscheinungen der Zeit das prahlende Geschrei von des Katholicismus gewaltigem Zunehmen; die Menge von Zeitblättern im ultramontanistischen Sinne, das Wiederaufwärmen einer verschollenen polemischen Literatur, die Thätigkeit für Wiederherstellung der Klöster, das Vordrängen der Redemptoristen und Liguorianer, den steten Vorposten der Jesuiten, die wachsende Anmaassung und Unverträglichkeit des jüngeren katholischen Klerus, das Verfahren bei gemischten Ehen und die mancherlei Demonstrationen, welche nur darauf berechnet sind, bald die eigenen Kräfte zu mustern, bald der Welt zu zeigen, wie gross bereits der Einfluss sey, den die katholische Kirche wieder auf die Massen des Volkes gewonnen habe, und Deutschlands Protestanten dadurch einzuschüchtern.

Wenn man den vielen Versicherungen, die im prahlenden Tone von katholischer Seite ebensowohl schriftlich als mündlich immerfort sich wiederholen, Glauben beimessen wollte, so müsste die römisch-katholische Kirche seit der Zeit der Reformation noch nie in einer so günstigen Stellung und so sehr im steigenden Zunehmen sich befunden haben, als gerade jetzt. Man überbietet sich von dieser Seite her, die grosse Zahl neu errichteter und immer sich mehrender Bisthümer hervorzuheben, hütet sich aber wohl, zu gleicher Zeit zu bemerken, wie viele Bisthümer in den letzten 50 Jahren Rom verloren hat, wie viele derselben nur Umwandlungen älterer sind, und wie gering der Umfang und die Zahl der Angehörigen vieler der neuesten ist; jeder neue Zuwachs, jeder Uebertritt von einer anderen Kirche wird lärmend weiter verkündigt, von den abfällig gewordenen dagegen wird geschwiegen. Die Uebergetretenen, zumal wenn sie dem gebildeten oder gelehrten Stande angehören, werden zu den grössten Geistern ihrer Zeit gestempelt, während doch die Wirklichkeit

Digitized by Google

meist zeigt, dass ihnen in dem Gebiet ächten Wissens und ächter Wissenschaft und Sittlichkeit nur ein sehr untergeordneter Platz zukommt, und wir Protestanten uns meist alles Glück dazu zu wünschen haben, sie aus unseren Reihen ausgeschieden zu wissen. Wir würden viel gewonnen haben, wenn alle die, welche äusserlich zum protestantischen Principe sich bekennen und innerlich es mit dem Katholicismus hielten, nur offen überträten, statt durch ihr äusseres Festhalten am protestantischen Principe die protestantische Sache zu verwirren. Ref. hat früh die Ueberzeugung gewonnen und als Grundsatz festgehalten, dass der redliche Mann sich offen zu dem bekennen müsse, was er für das Richtige und Wahre halte, und hat darum den Uebertritt von einer Kirche zur anderen, da wo er auf Ueberzeugung beruhete, geachtet und gefördert, ebenso innig dagegen jene Halbheit oder Heuchelei und Falschheit gehasst und verachtet, welche so Manche, bei abweichender innerer Ueberzeugung, äusserlich noch an etwas festhalten lässt, was sie längst nicht mehr sind. So ist es ihm z. B. mit dem in neuester Zeit mehr besprochenen Hurter gegangen. Als der erste Band von seinem Innocenz III. erschien, stand dem Ref. sofort die ganze unprotestantische Denkweise und Forschung des Mannes vor Augen, und er hatte keinen Hehl, in diesem Sinne sich auch in seinen Vorlesungen über das Buch und seinen Verfasser auszusprechen. Dagegen erschienen in mehreren literarischen Blättern die lobpreisendsten Kritiken. Als jüngst Hurter's lange verdeckter Katholicismus offenkundig wurde, erinnerte den Ref. einer seiner früheren Zuhörer an das früher Gesagte, was bei Manchen, wie bemerkt wurde, durch die entgegengesetzten Kritiken bedenklich und zweifelhaft geworden war.

Es sind jetzt etwa zwanzig Jahre, dass ein bereits verstorbener katholischer Convertit, den Ref., der von dem in aller Stille erfolgten Uebertritt desselben zur katholischen Kirche damals nichts wusste, für eben diese Kirche zu gewinnen suchte durch die Versicherung, es seyen bereits alle ausgezeichneteren Männer in der protestantischen Kirche Preussens in der Stille zum Katholicismus übergegangen. Er nannte nicht bloss den bald nachher bestätigten Beckedorf, der damals Vorstand des protestantischen Schulwesens, jetzt durch Schriften öffentlich zu bekehren sucht, er nannte auch Niebuhr u. A., Männer, die ihre fortwährende protestantische Gesinnung genug bethätigt haben. Ich will andere Versuche ähnlicher Art nicht weiter erwähnen; wenn schon An-

dere noch mehr als der Ref. in ähnlicher Weise angegangen worden sind, und fortwährend werden, wogegen Ref. für sich in letzterer Zeit verschont geblieben ist, und mit Recht; denn, wie schon gesagt, ein wirklich rationaler Protestant kann nie katholisch werden. Dagegen sind der streng Symbol-Glaubige und der Katholik sich innerlich nahe verwandt. Beide haben das Autoritätsprincip mit einander gemein. Wo daher Protestanten zum Katholicismus übergehen und dieser Uebergang auf einer inneren Ueberzeugung, nicht auf Gleichgiltigkeit und sonst äusserlichen Motiven beruht, da sind es immer solche, deren irgend wie erschütterter Symbolglaube eine Ausgleichung auf vernünftigem Wege nicht abwarten wollte oder konnte, oder die den Sturm zu beschwichtigen sich nicht stark genug fühlten, und vom Autoritäts-Princip umfangen und überwältigt, in dem durch Autorität noch mächtiger geschützten Hafen des Katholicismus mit vollen Segeln einliefen, hier Zuflucht und Ruhe suchend. Den Abfall keines Einzigen dieser Uebergetretenen hat die wahre protestantische Kirche, welche dadurch nur von unlautern Bestandtheilen gereinigt wurde, zu beklagen. Ihr Rückschritt ist für die geläuterte christliche Wahrheit, wie sie allein im Protestantismus lebt und gedeiht, ein Gewinn und ein Fortschritt. Oder wäre es etwa besser für uns, wenn ein Beokedorf und Hurter äusserlich symbolische Protestanten geblieben und dabei ihr katholisches Autoritätsprincip hätten walten lassen? Gott sey Dank, dass sie draussen sind.

Diese aus dem Kreise eigener Erfahrung zunächst genommenen Thatsachen beweisen nur die mannigfachen Mittel, welche der Katholicismus jetzt unter uns in Bewegung setzt, um durch unablässlich wiederholtes Geschrei die Menge zu bestechen und irre zu leiten. Erkenntniss der Gefahr ist der erste wesentliche Schritt zu ihrer Beseitigung. Die Gefahr aufzudecken ist aber im vorliegenden Fall um so wichtiger, als die Jesuiten, von welchen sie ausgeht, wie ein alter Spruch schon richtig von ihnen sagt: veniunt ut lupi, vagantur ut lupi rapaces.

Ein dem Verfasser bekannter katholischer Theolog soll zwar — und ausser ihm gewiss noch mancher Andere — jüngst in seinen Vorlesungen die ebenso zuversichtlichen als hoffnungsvollen, dem Sinn nach auch in vielen katholischen Schriften zu lesenden Worte gesprochen haben: Das Ende des Protestantismus sey gekommen. So weit ist es nun, Gott Lob, in der Wirklich-

Digitized by Google

keit noch nicht gekommen. Wenn derselbe aber weiter hinzufügt: Die Netze sind jetzt überall ausgestellt und werden bald zugezogen werden, und ein zweiter Fischzug Petri wird die ganze abtrünnige protestantische Schaar wieder in den Schooss des heil. Petrus zurück führen: so liegt eine theilweise grässliche Wahrheit in diesen Worten. Wohl sind die verborgenen Netze von Loyola's Schülern, die wie Schafe kommen, der protestantischen Kirche Deutschlands gestellt; wohl liegt es in den Planen Roms, den günstigen Augenblick wahrzunehmen und das protestantische Deutschland wieder katholisch zu machen. Wohl schmeichelte sich Anmassung und Hoffnung mit der Aussicht eines sicheren Erfolges. Daher überall jene von katholischer Seite entfaltete Thätigkeit. Die traurigen Vorgänge auf Taiti, in der Südsee, in der Schweiz, das Bestreben, überall, auch für eine kleine Zahl Katholiken, eigene Kirchen aufzubauen, die reichen dazu vorhandenen Mittel, das Vordringen der Redemptoristen und Liguorianer, das Aushängen des heiligen Rockes und der Eifer des katholischen Klerus bei gemischten Ehen und für die Mässigkeitsvereine, die geforderte Kniebeugung und das Verbot der Betheiligung am Gustav-Adolph-Vereine, das Geschrei gegen den Rationalismus und die geforderte Beschränkung des Protestantismus auf den Symbolglauben, die vielen Wunderberichte mit den Wunder verrichtenden Denkmünzen und das Auftauchen zahlloser, von den Mitteln einer Partei getragenen und geforderten Schriften im ultramontanistischen Sinne, der laute Jubel über die angebliche Auflösung und den gänzlichen Verfall des Protestantismus gegenüber dem lügnerischen Prahlen mit der gewaltigen Einheit und mit dem Fortschreiten des Katholicismus — alles Diess und Aehnliches sind nicht bloss vereinzelte Erscheinungen, sondern sind nur verschiedene Aeusserungen einer Kraft, ein und derselben weit nach verschiedenen Richtungen hin wirkenden Thätigkeit, einer Thätigkeit, welche darauf berechnet ist, die Menge zu blenden und zu bestechen, die Angehörigen der katholischen Kirche schwärmerisch aufzuregen und sicher zu machen, die Angehörigen der protestantischen Kirche dagegen mit Besorgniss, Misstrauen gegen einander und in die eigene Sache zu erfüllen und die Gemüther der Menge zu verwirren und einzuschüchtern und zu dem allein probehaltigen Katholicismus hinzudrängen. Jesuitisch ist diese ganze Thätigkeit, nichts Anderes. Gegen das protestantische Deutschland, in wel-

Digitized by Google

chem gleiche religiöse Freiheit gelten soll, hat Rom seine anderwärts überflüssig gewordenen streitbaren Kräfte gerichtet, und die Gunst des Augenblicks kömmt ihm zu statten. Nie vielleicht, nie wenigstens seit dem dreissigjährigen Kriege war das protestantische Deutschland den Angriffen Roms und der Jesuiten in solchem Maasse preisgegeben als jetzt. Und wie in alter Zeit, geht die Einwirkung zunächst von Frankreich aus. Die Franzosen haben für den Augenblick die Rheingränze fallen gelassen, um uns dagegen den Jesuitismus zu bringen:

Sie sind keine Voltarianer mehr,
Sie werden Hengstenberger.

Gelingt ihnen aber diess, dann kann es nicht fehlen, dann ist ihnen auch der Rhein als Gränze gesichert.

Die Rechnungsablage, welche der katholische Missionsverein zu Lyon, der, wie schon früher bemerkt wurde, gegenwärtig an der Spitze der Missionsanstalten der römisch-katholischen Kirche steht, vom Jahre 1843—1844 veröffentlicht hat, weist eine Jahreseinnahme von 3,562,088 Franken nach, von welchen 232,748 allein auf das Königreich Baiern kommen, desselben Landes, in welchem vom Grundsatze religiöser Gleichstellung aus den Protestanten die Betheiligung am Gustav-Adolphs-Vereine verboten, ja sogar verboten ist, irgend etwas von demselben zur Milderung ihrer Noth entgegen zu nehmen. Und nun rechne man noch die grossen, in eben diesem Lande den Klöstern zugewendeten Summen dazu, und vergleiche damit jene laut gepriesene Freigebigkeit, mit welcher armen protestantischen Gemeinden dann und wann einmal, wenn es hoch kommt, 1000 Gulden zugewiesen werden! — Unter den Ausgaben eben dieser Anstalt werden die Missionen in Europa mit 547,000 Franken aufgeführt. Wie viel mögen davon auf die Missionen in Deutschland, natürlich gegen den Protestantismus gerichtet, kommen? Ref. hat aber Grund zu vermuthen, dass die Angaben über die verwendeten Summen nicht richtig sind. Besonders ist ihm die Summe, unter welcher Amerika erscheint, verdächtig. Doch begibt sich Ref. darüber für jetzt noch des Urtheils, da er unmittelbaren Nachrichten über die katholischen Zustände in Nordamerika entgegen sieht. Gesetzt aber auch, die Summe der auf Europa — das wird denn doch wohl zunächst Deutschland und die Schweiz seyn — verwendeten Gelder stände richtig, so kommen zu ihr noch die gewaltigen Einkünfte, welche

Digitized by Google

die jesuitische Kunst zu erheben versteht. Diese Summen geben dann Auskunft über die reichen Gelder, welche überall bald unter diesem, bald unter jenem Namen flüssig sind, über die grossen, das bischöfliche Einkommen wohl gar übersteigenden Schenkungen von Bischöfen und anderen hochgestellten Personen, sobald es nur der Förderung katholischer Interessen, zumal unter Protestanten, gilt. Und wenn ein Cassirer der Jesuiten in Paris Hunderttausende unterschlagen konnte, so müssen doch nothwendig die Jesuiten zur Verwendung für ihre Zwecke über Millionen gebieten, damit ein solcher Unterschleif möglich werden konnte. Der Satz steht also vollkommen richtig: Die katholische Kirche hat ihre Netze ausgeworfen. Und eben so richtig ist es, dass sie sich der Hoffnung hingibt, durch den sirenen Ton ihrer Lockungen, durch das Anpreisen der Einheit, Grösse und Herrlichkeit ihrer Entwickelung und ihres Bestehens die Protestanten Deutschlands theils zu betäuben, theils zu bezaubern und alle dann, gleich stummen Fischen, einzufangen. Doch diese Hoffnung beruht auf einer furchtbaren Täuschung. Deutschlands Protestanten werden nicht so gutwillig und leicht das Netz hinter sich zuziehen lassen, wie viele auch in ihrer Verblendung hineingerathen mögen. Am wenigsten werden die rational gesinnten Protestanten, wird und kann auch nur ein einziger derselben, durch die verführenden Sirenen-Stimmen sich täuschen lassen. Selbst aber die Bethörten unter den Protestanten werden, sobald ihnen, was nicht ausbleiben kann, und was mit Gottes Hülfe nicht zu spät geschehen möge, die Augen aufgehen, sich endlich genöthigt sehen, den masslosen Anmassungen Roms mit Nachdruck entgegen zu treten, und wenn diess nicht bald geschieht, so bleibt uns nur die furchtbare Aussicht auf den schrecklichsten aller Schrecken, auf einen neuen Religionskrieg, geöffnet. Doch was kümmern den ächten Jesuiten die blutigen Gräuel, wenn ihm dabei nur die Möglichkeit leuchtet, seinen blinden Autoritätsglauben dem protestantischen Deutschland aufzuzwingen. Trauriger Wahn! Wohl kann auf dem betretenen Wege das unglückliche Deutschland abermals an den Rand des Verderbens geführt, kann tief erniedrigt werden — aber der Katholicismus kann nie obsiegen. Und siegte er nicht durch eigene Macht, ihr Römlinge, kennet ihr Russland? Es ist durch Polen Deutschlands unmittelbarer Nachbar. Und wolltet ihr Russland nicht kennen, so kennet Russland doch euch! Und erschiene mit ihm auch kein Retter der Geistes-Freiheit, wie einst

Digitized by Google

in Schwedens Gustav Adolph: der gewisse Ausgang würde dennoch euch noch verderblicher als uns seyn? und euch würde zuletzt nur das traurige Verdienst bleiben, selbst bewirkt und verschuldet zu haben, dass es also gekommen. —

Doch noch ist es nicht so weit gekommen, noch ist das von Rom uns auf das Neue drohende Unheil nur in den Anfängen seiner Entwickelung begriffen, noch werden die Netze ausgestellt, noch lässt sich der Gefahr begegnen. Doch, wie unserer Seits das Unheil abwehren? Etwa dadurch, dass wir zu gleichen Mitteln unsere Zuflucht nehmen? Dem sey ferne! Dann würden wir ja abtrünnig von uns selbst, hörten auf, wahre Christen in jenem Sinne zu seyn, wie er im Begriffe und Wesen des ächten christlichen Protestantismus begründet ist. Der ächte Protestant kämpft nur mit den Waffen des Lichtes oder des Geistes, nicht aber mit den Waffen der Finsterniss; er stellet nicht geheime Netze aus, er führt klare Beweise, stellt helle Gründe auf. Des Lichtes und des Geistes Waffe ist das Gebot der Liebe, jener Liebe, welche Jesus selbst als das erste und grösste aller Gebote obenan stellt. Um diese lasset uns uns schaaren, ihr Alle, die ihr es in Wahrheit mit den Geboten des Christenthumes haltet, ihr ächten Jünger Christi ohne Falsch, gleichviel ob Katholiken oder Protestanten. Vereinet lasset uns streben und ringen, dass die Liebe, die das Christenthum gebietet, eine Wahrheit unter uns werde!

Wenn die deutsche Bundesacte in ihrem 16. Artikel bestimmt, „dass die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem bürgerlichen und politischen Rechte begründet", so kann diese durch und durch rationale Bestimmung nur dann einen Sinn und Bedeutung haben, wenn sie auf den Grund der Ueberzeugung getroffen worden ist, dass die verschiedenen christlichen Religionsparteien in Liebe und Eintracht neben einander bestehen, so wie des Jesu Gebot will. Desshalb ist es für die deutschen Staaten dringende und heilige Pflicht, dieses rationale Gebot in seinem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, ohne Rücksicht auf jesuitische Deutungen oder einseitige Verdrehungen, gleich jenen, nach welchen auch der Zwang in Glaubenssachen — das cogere intrare — ein Werk der Liebe ist. Insbesondere sollten alle Diener der Kirche und alle Religionslehrer in den Schulen auf dieses Gebot vom Staate in redliche Pflicht genommen, alle Ueberschrei-

Digitized by Google

tungen rücksichtslos und ernst gerügt und bestraft, kirchliche Vereine, deren Bestreben nur auf Beeinträchtigung des Friedens und des Fortbestehens abweichender Religionsparteien irgend wie gerichtet ist, entschieden zurückgewiesen und der öffentliche Gebrauch von Unterrichtsbüchern, namentlich Katechismen, die nicht den Geist der Liebe athmen, unter keiner Bedingung gestattet werden. Eine Vereinbarung des hohen Bundestages, der sich, im 65. Artikel des Schlussprotokolles vom 15. Mai 1820, ausdrücklich Berathungen in diesem Sinne vorbehalten hat, wäre eine edle und würdige Gabe, mit welcher sich derselbe sicher den wärmsten Dank der grossen Mehrheit der Bewohner Deutschlands ohne Rücksicht auf Bekenntniss erwerben, und den gestörten Frieden im Staate wie in den Familien allmälig wieder herstellen würde. Rom würde zwar dagegen protestiren, wie es auch gegen den Abschluss des westphälischen Friedens einst protestirt hat. Aber seine Einreden würden, sobald es den Regierungen Deutschlands nur Ernst wäre, jetzt noch so wirkungslos wie damals seyn. Denn noch überwiegt bei Katholiken wie bei Protestanten der gesunde Sinn für lauteres Christenthum, für Menschenrecht und Menschenwürde, noch das Verlangen nach gegenseitiger Anerkennung und die Liebe zum Frieden. Aber mit jedem Jahre nimmt auch die Zahl dieser Besseren ab durch das fanatische Treiben des jüngeren Klerus und das verderbliche Gift, welches durch ihn besonders in den Schulen in die zarten, wie Wachs bildsamen Seelen der Jugend, gesäet wird, und bald dürfte nicht mehr ausführbar seyn, was bei einem raschen und entschiedenen Einschreiten zum Heile des Ganzen jetzt noch möglich ist.

Leider nur, dass auch unter den Protestanten Deutschlands eine mächtige Partei sich gebildet hat, welche bei ihrem Streben nach dem Wiederherstellen einer Kirche im mittelalterlichen Sinne, jenes erste Gebot Jesu nicht zu achten noch zu würdigen weiss. Freilich, das Gebot der Liebe an der Spitze, lässt sich eine mittelalterliche Kirche nicht aufbauen. Es ist aber überhaupt ein misslich und gefährlich Ding mit dem Wiederherstellen von etwas, das sich bereits längst überlebt hat. Im Leben der Völker und Staaten also, geschichtlich betrachtet, erscheint die Kirche und die Religion überhaupt unter zwei ganz entgegengesetzte Gesichtspuncte gebracht. Entweder trägt sie ihren höchsten Zweck in sich selbst, oder sie ist nur Mittel zur Erreichung anderer Zwecke. Im ersteren Falle ist die der Erkenntniss Gottes zugewendete Re-

Digitized by Google

ligion die höchste Angelegenheit, welche es für den Menschen überhaupt gibt, die Theologie die Krone aller Wissenschaften. Im zweiten ist sie nur das Mittel, um auf die Gemüther der am Gängelbande des Köhlerglaubens zu leitenden Menge einzuwirken; es gilt von ihr der Satz des entarteten Roms: in religionibus necesse est civitates falli. In diesem Falle ist die Religion stabil, und darum, weil sie mit dem Heiligsten ein heuchlerisches Spiel treibt, das Verächtlichste von Allem, was es für den Menschen gibt, die Theologie die erbärmlichste aller Wissenschaften. Die Diener der Religion stehen dann tief hinter den niedrigsten Dienern der Polizei zurück. In diesem Falle aber scheinen sich uns diejenigen zu befinden, welche von dem Fortschritte des Geistes reden, von diesem Fortschritt aber die Theologie ausgenommen, und das Vorwärts bloss auf die materiellen Interessen bezogen wissen wollen, in diesen die, welche meinen, in den Naturwissenschaften da müsse wohl die Freiheit der Forschung unbegrenzt seyn, aber die kirchliche Wissenschaft müsse ihre zugemessenen Grenzen haben. Als ob nicht die Bibel vielfach darauf hinweise, dass Gott auch in und durch die Natur sich offenbart! als ob die Theologie hinter der fortschreitenden Erkenntniss der Natur zurückbleiben könne! Geschieht es gleichwohl, so wird der Glaube zur Heuchelei, die Liebe zur Selbstsucht, die Hoffnung zum Wahn. Uns ist das Christenthum die Religion des Geistes, jenes Geistes, welcher durchforschet alle Dinge und auch die Tiefen der Gottheit. Was aber der Geist schafft, das ist Wahrheit und Liebe. Daher der durch Erfahrung und Psychologie bestätigte Satz, dass, gleich wie Lieblosigkeit und Verdammung des Wahnes, so Liebe der Wahrheit Merkzeichen ist. Darum bemessen wir des Christen Glauben und Hoffen nach seiner Liebe. Wohl bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung diese drei, aber die Liebe ist die grösseste unter ihnen.

Dr. Credner.

Digitized by Google

Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bei Nordendorf. Erklärung der ausgegrabenen und abgebildeten Antikaglien, und Würdigung dieser Grabstätte in Beziehung auf Zeit und Volk mit den betreffenden Ortsgeschichten. Von Dr. von Raiser, kgl. bayer. Regierungs-Director etc. Augsburg, 1844. 64 S. in gr. 4. mit einer lithogr. Tafel mit einem Kärtchen und mit den Abbildungen von 150 Fundstücken.

Diese Fundgeschichte eines in der Alterthumskunde überhaupt so hoch unterrichteten und vielerfahrenen Veteranen, auf welche wir schon früher in diesen Jahrbüchern, Jahrgang 1844. Nr. 39. S. 621, aufmerksam gemacht haben, ist wirklich nun erschienen in dem combinirten Jahresbericht des historischen Vereines für den Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg für die Jahre 1842 und 1843, und zugleich in dem oben genannten besondern Abdrucke dieser Fundgeschichte. Die Grabstätte selbst, welche hier beschrieben wird, ist unstreitig die wichtigste und interessanteste nicht-römische, welche man bis jetzt in deutscher Erde aufgefunden hat. Wir geben zunächst kurz eine Beschreibung derselben und ihrer Bewohner, theilen darauf des Herrn von Raiser Erklärung ihrer Entstehung mit und lassen zuletzt unsere Ansicht über dieselben folgen.

I.

Kein Auge sah, keine Seele ahnete, keine Geschichte meldete die alten Gräber bei Nordendorf, welche 9 Fuss tief unter fruchtbaren Getreidefeldern von tausendjähriger Cultur verborgen lagen. Da wurde die Eisenbahn von Augsburg nach Nürnberg gebaut, und 7 Stunden nördlich von Augsburg die Landstrasse von da nach Donauwörth bei dem Kirchdorfe Nordendorf durchschnitten, und ward 1500 Fuss nördlich von dem Durchschnittspuncte durch den Sections-Bau-Ingenieur Herrn Klemens Feigeln von Ende Juli 1843 an eine ungeheure Gräberstätte, ein wahrer Gottesacker oder Friedhof, ganz wie die heutigen Kirchhöfe sind, entdeckt. Es ist jedoch nur Eine Schichte Gräber. Diese laufen in wohlgeordneten Reihen zwischen Süden und Norden, und die in denselben ruhenden Todten sind von Westen nach Osten, also mit dem Angesichte nach Aufgang der Sonne gerichtet. Wie gross diese Grabstätte eigentlich ist, und wie viele Gräber es sind, lässt sich noch nicht bestimmen, da man sie noch nicht untersucht hat. Herr von Raiser kannte, bis zu dem Ende des Jahres 1843, schon 193 Gräber. Weil aber gemeinsam von dem historischen

Vereine in Augsburg und der Akademie der Wissenschaften in München fort gegraben wird, so waren in dem Juli 1844 schon bei 100 Gräber weiter geöffnet. Jene 193 Gräber, welche in 9 Reihen hinzogen, werden hier nur beschrieben. Es sind Familiengräber friedlicher Anwohner, 66 männliche und 127 weibliche; Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder ruhen neben einander. Diese Menschen hatten einst eine ansehnliche, wiewohl nicht ausgezeichnete Grösse; die männlichen Skelette sind nicht unter 6, die weiblichen nicht unter 5 Fuss lang, und man hat sie ohne alle Särge, bloss in Asche und Kohlen, ein jedes Skelett in ein besonderes Grab gelegt. Nur in höchst seltenen Ausnahmen findet man zwei oder gar drei Todte über einander in einem Grabe. Was diese Gräber besonders aber auszeichnet, ist die überaus reiche Ausstattung der Bewohner derselben. Jedoch sind diese Gräber schon christliche, wie wir entschieden bemerken. Dahin deutet nicht nur dieser Friedhof selbst mit beerdigten Todten, wie er dem Christenthume eigen ist (der Heide hatte die Hügelbestattung), sondern das bezeugen uns die Lage der Todten von Westen nach Osten, zum Theile mit sich kreuzenden Armen und Händen, und das Zeichen des Kreuzes auf verschiedenen der gefundenen Gegenstände, so wie Münzen von der christlichen Helena, der Mutter Constantin's des Grossen, und von dessen Sohne Constantius II. Und um auch wenigstens die wichtigsten der vielen, bei den Skeletten gefundenen Gegenstände zu nennen, so sind besonders den Männern eigen die mannigfaltigsten Eisenwaffen, den Frauen aber die verschiedenartigsten Schmucksachen und die Geschirre. Die Männer haben vorzüglich: Schwerter, ein- und zweischneidige, lange und kurze, Dolche und Messer, lange Lanzen und kürzere Speere, und Pfeilspitzen aller Art, auch mit Widerhaken, selbst nebst Köchern; Schildnäbel oder Schildbuckel (umbones) mit breiten Rändern und noch mit den langen eisernen Nägeln, mit welchen diese Schildbuckel auf die hölzernen Schilde befestigt waren; lange bronzene Ketten, welche in der Mitte der Gürtel getragen wurden; Wehrgehänge mit den verschiedensten Schliessen und Schnallen; Ringen und Knöpfen von Erz und Eisen. Auch fand man bei denselben einen einzigen einfachen Sporn, bloss mit einem Stachel hinten, vier Feuerstähle mit massiven nur gebrochenen rohen Feuersteinen und (in dem Jahre 1844) drei ganze Pferdegerippe allein mit der einfachen Trense, auch ohne Hufeisen. Bei den weiblichen Skeletten erschienen: Kämme von

Digitized by Google

Bein mit engen und weiten Zähnen; grosse Querhaarnadeln von Bronze; Ohrringe zum Theile aus Gold und von dickem Silberdrahte, und auch mit Perloquen; Halsgehänge vom feinsten Gold, immer je drei zwischen Korallen beisammen; herz-, glocken- und schildförmige, und runde, einseitig geprägte, halb-ducaten-grosse Medaill'chen mit Henkeln, kleinern Goldstücken, welche kapselförmig und als Quästchen um die Korallen in ihrer Mitte gereihet waren etc.; Goldperlen und überhaupt höchst zahlreiche und an Stoff, Grösse, Form und Farbe ungemein mannigfaltige Korallen und Perlen, die an dem Halse, bisweilen auch als Armschmuck getragen wurden; Ziermedaillons oder Broschen aus feinem Gold, aus Silber oder auf Silberplättchen aufgelegt, mit Steinen und Glasschmelz verziert, mit Filigranarbeit, aus vergoldeter Bronze mit Glassteinen etc., Agrafen, goldne runde in Rosettenform, silberne mit Glassteinchen, auf Stahlplättchen mit Gold- und Silberfäden eingelegte etc. Gürtelgehänge von Bronze, Gürtelringe aus Bronze und Eisen, Gürtelbeschläge von Silber, mit Gold und Silber eingelegte Gürtelschliessen; Fingerringe mit dem gordischen Knoten; Knieschnällchen, zum Theile vergoldete, nebst kleinen Agrafen von Silber dabei, reiche Fussverzierungen zum Festhalten der Sandalen mit, mit Silber eingelegten und figurirten Zierplättchen; Abkühlungskugeln (Glättkugeln?) aus Feldspath und ein ähnliches Krystallscheibchen; grosse calcinirte Venus- oder Porzellanmuscheln; jene bekannten bronzenen, runden, durchbrochenen Metallscheiben, zum Theile mit elfenbeinernen Einfassrahmen, inwendig mit Verzierungen von Vögelchen, von in einander verschlungenen Froschgestalten etc.; kleine Messer und Messerchen; römische Münzen, meistens durchlöcherte, die als Anhenker getragen wurden, aus den Zeiten der Republik noch und Familienmünzen, so wie Kaisermünzen von Augustus bis Constantius II. oder 361; zwei römische Schlüssel und eine grosse römische Fibula, und zahlreiche thönerne, schlecht gebrannte schwarzgraue und blassrothe Gefässe, welche grösser und kleiner und verschiedenartig geformt, so wie durch Linien wie horizontale Reife und punktirte Eindrücke (mit Formen) und mit gebogenen und geraden Strichen schlecht verziert, immer bei den Füssen der Skelette standen: gewöhnliche Speisetöpfe, auch ein Kochgeschirr mit Schraube und Henkel etc. In den Gräbern der Jungfrauen allein fanden sich 7 bis 8 Zoll lange Haarnadeln von Bronze mit Verzierungsknöpfen; und den Kindergräbern waren besonders eigen:

Digitized by Google

die so genannten Bullen mit durchlöcherten römischen Münzen und mit Kinderspielgegenständen, oder wohl vielmehr Büchschen, gleichwie auch die Frauen jener scandinavischen Waräger solche Büchschen mit einem Ringe, nach Dr. Fr. Kruse's Anastasis, auf der Brust trugen. Und von allen diesen Gegenständen fanden sich mehr oder weniger, die einen oder die andern bei den Beerdigten, je nachdem diese nach Stand und Rang, Reichthum, Geschlecht und Alter verschieden waren. Wohlgelungene Abbildungen dieser Gegenstände gibt die der Fundgeschichte beigefügte Tafel, und wir sind dem Herrn Zeichenlehrer Edelmann, als von dem sie ist, vielen Dank dafür schuldig; doch sind die Abbildungen etwas klein. Eine weit vollkommnere Ansicht dieser Gegenstände hat Ref. dem um die Alterthumskunde auch sehr verdienten Herrn Regierungs-Registrator Sedlmaier in Augsburg zu verdanken, dessen Gattin nämlich, Frau M. Thekla Crescentia Sedlmaier, ist eine wahre Künstlerin. Sie hat die kostbarsten dieser Gegenstände in lebendigen Farben gemalt. Und diese Abbildungen hat Herr Sedlmaier auch dem Ref. freundlichst zur Ansicht übersandt, gleichwie er sie auch nach Berlin, Dresden, München, Linz, Salzburg, Insbruck etc. an Geschichts- und Alterthumsfreunde geschickt hat, und sie überall Beifall und Bewunderung fanden. Nicht unwichtig war dem Ref. auch, aus diesen grössern Abbildungen zu ersehen, wie eine jener ganz eigenen runden bronzenen Zierscheiben zerbrochen war und wieder durch kleine Erzblechstreifchen, die darauf, je mit zweien Nägelchen, befestigt sind, hergestellt worden ist.

II.

Fragen wir nun, von welchem Volke die Menschen waren, welche in diesen Gräbern ihre letzte Ruhe fanden, und wer diese ihnen beigegebenen vielfachen Gegenstände alle verfertigt hat, so führt uns Herr von Raiser, dieser mit der Geschichte jener Gegenden so ganz vorzüglich vertraute Gelehrte, auf höchst lehrreiche Weise ganz in dieselbe ein. In der ältesten uns bekannten Zeit, als die Römer jene Gegenden eroberten, in dem Jahre 15 vor bis zu dem Jahre 9 nach Chr. Geb., waren die Bewohner derselben die Vindelicier, die Anwohner des Vindo, später Virdo (Vird, Wirt, Wert, Wert-ach, nicht Schmutter) und des Lion's (Lich, Lech). Hier erblühete dann unter den Römern die Augusta Vindelicorum, splendidissima Rhaetiae provinciae Colonia, der Sitz des Präses der beiden Provinzen, sowohl von Vin-

Digitized by Google

delicien als Rhätien; und hier wurde später Drusomagus, etwas über eine Stunde von dem Leichenfelde bei Nordendorf, erbaut. Unter Kaiser Probus ward Vindelicia zu Rhaetia Secunda. Christen waren längst in diesen Gegenden, als zuerst durch Constantin den Grossen und Licinius in dem Jahre 312 zu Mailand das Toleranz-Edict erschien, dann Constantin selbst zu dem Christenthume übertrat und dasselbe auf dem Concilium zu Nicäa in dem Jahre 325 zur Staatsreligion erhob, und endlich in dem Jahre 340 der Götzendienst verboten und in dem Jahre 391 alle heidnischen Tempel geschlossen wurden. Damals hatten bereits die Einfälle der Allemannen und Sueven in diese Gegenden längst begonnen. In dem Jahre 476 nahm das occidentalische Römerreich und die Herrschaft der Römer in Rhätia Secunda oder dem alten Vindelicia durch Odoaker völlig ein Ende. Die Allemannen und Sueven bemächtigten sich des Landes und verheerten die römischen Niederlassungen, wohl damals auch Drusomagus zerstörend. In dem Jahre 489 kamen die beiden Rhätien an Theodorich und die Ostgothen, sechzig Jahre lang. Die Allemannen zogen sich aus diesen Gegenden wieder weg gegen die Franken, welchen sie in der für sie so unglücklichen Schlacht bei Zülpich, in dem Jahre 496, unterlagen. Theile der Allemannen flohen nach dem alten Vindelicien zu Theodorich zurück und erhielten von demselben Felder und Schutz an dem obern Lech bis in das Hochgebirge hinein. Das Land alle aber, wo die letztern Wohnsitze gewonnen hatten, musste schon in dem Jahre 536 an die immer gewaltiger werdenden Franken abgetreten werden, die nun als die Landesherren erscheinen. Ihnen wurden auch die dortigen Allemannen unterthan. Die Franken aber führten, anstatt des bisherigen Arianismus, das katholische Christenthum ein, und als sich in dem Jahre 745 das Erzbisthum Mainz erhob, ward demselben die Kirche (parochia) zu Augsburg untergeordnet.

Und mit Anwendung aller dieser historischen Verhältnisse — nur die Ostgothen und Franken berücksichtigt er nicht — unterscheidet Herr von Raiser die Fundstücke und Anticaglien der Nordendorfer Gräber in solche, „welche die römische Zeit — „und welche das keltische Zeitalter und Volk und die von „den Kelten abstammenden Vindelicier bezeichnen — und in sol„che, welche den Allemannen und Sueven zugeeignet werden „können.“ Ja er spezificirt völlig dieselben. Herr von Raiser führt zugleich die verschiedenen Hauptmeinungen, nämlich die des

Digitized by Google

Herrn Dr. Thiersch, des Herrn Dr. H. Schreiber, des Referenten, des Herrn Friedrich Troyon und des Herrn Legations-Rathes von Koch-Sternfeld, über das Volk und die Zeit dieser Gräber an. Er tritt jedoch keiner derselben allein bei. Die Begrabenen sind ihm vielmehr „in der Mehrzahl die zurück„gebliebenen und als tributär geduldeten, dann nach und nach „romanisirten alten Landesbewohner, nämlich Vindelicier und „in ihrer Unterabtheilung Likatier (Lechanwohner), welche ur„sprüngliche Kelten und in der Kunst von Metall- und Glasar„beiten wohl erfahren waren, gemischt mit Römern aus der Gar„nison und dem Colonie-Orte Drusomagus, und endlich auch ge„mischt mit Allemannen aus dem Suevenstamme.“ Und nach dieser Meinung des Herrn von Raiser wäre also die Nordendorfer alte Grabstätte „eine gemischte aus keltisch-vindelici„schen — aus römischen — und aus suev-allemannischen Be„gräbnissen bestehende, welche mehrere (fast drei) Jahrhunderte „durchläuft, und wo auch Spuren des Christenthums wahrgenom„men werden.“

III.

So gelehrt, so geistvoll, so Viele zu befriedigen strebend diese so zu sagen combinirte Meinung des Herrn von Raiser ist, als indem Alle, welche über den Ursprung dieser merkwürdigen Gräber ein Urtheil gegeben, bis zu einem gewissen Grade Recht erhalten, so können wir doch mit nichten derselben beistimmen. Die Gräber gehen durchaus alle in Einer Schichte neben einander fort und sind ihrer Hauptbeschaffenheit nach durchaus von Einer Art. Sollen sie in der That bei drei Jahrhunderte lang fortgesetzt worden seyn, dass auf dem Einen und selben Grabfelde die celtischen Vindelicier, dann die Römer, darauf die Suev-Allemannen ihre Todten begruben, da immer fortfahrend, wo die Andern aufgehört hatten? Wer kennt nicht den Hass der Germanen gegen die Schelme, die Römer? wer nicht die blinde barbarische Wuth, mit welcher Jene alle Römerwerke zerstört haben? Und diese Allemannen sollten an der Gräberstätte die Versöhnung gespielt und friedlich ihre Todten neben die der Römer hingelegt haben? —

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Raiser: Nordendorfer Fund.

(Schluss.)

Die Gräber sind, wie bemerkt, alle von gleicher Weise. Und Celten, Römer und Suev-Allemannen sollten wirklich auf gleiche Weise ihre Todten bestattet haben? Wie so ganz anders sind die wirklichen Grabmonumente der Celten in Gallien selbst! Wem wäre bekannter, als dem so vorzüglich unterrichteten Herrn von Raiser, wie auf ganz andere Weise die Römer ihre Todten begruben oder die Urnen mit der Asche und den Ueberresten der Gebeine ihrer Freunde beisetzten? — Die Gräber zeigen Eine Cultur-Stufe. Aber nicht auf Einer, am wenigsten auf einer ganz gleichen Cultur-Stufe mit gleichen Grabgebräuchen und gleicher Ausstattung der Todten standen die Celten und die Römer und die Suev-Allemannen. — Also auch haben sich keine Gebeine in blosser Erde aus der celtischen Zeit bis heute erhalten, wie man bei Nordendorf noch ganze Skelette findet. — Dazu übersehe man die Menge des Silbers nicht, das in diesen Gräbern erscheint, theils ganz rein, theils in einer eigenen, silberartigen Metallmischung mit starker Vergoldung, theils in mannigfaltigen, mit Silber eingelegten Eisenarbeiten. Dieses Silber gehört nicht der alten Celtenzeit, sondern der jüngsten Zeit des Alterthumes, der schon christlich-germanischen Zeit an, wie dieses in dem Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde in Kopenhagen so gründlich dargethan ist. Auch diese Schlangen- und Drachenzierathen, diese wundersamen Vögel- und andern phantastischen Thiergestalten, diese sich zusammen ballenden Frösche, wie wir sie auch an den ältesten deutschen Capellen, Kirchen und Domen schauen, gehören nur diesem spätern, so zu sagen silbernen Zeitalter an. — Und endlich, was die Hauptsache ist, diese Nordendorfer Gräber stehen keineswegs so vereinzelt und abgesondert allein da, wie sie von Herrn von Raiser abgehandelt werden. Warum sollen und wollen wir nicht sie vielmehr betrachten in dem Zusammenhange mit den vielen andern gleichen Gräbern dieser Art? Denn wir haben in deutscher Erde noch nicht Hunderte, sondern Tausende solcher Gräber, wie die Nordendorfer sind. Sie ziehen von der Bergstrasse und der Umgegend von Mannheim und Schwetzingen längs des rechten Rheinufers und auch in dem Neckarthale hinauf, zumal unfern Freiburg bei Ebringen, und unfern Rottweil bei Bühlingen, bis Basel, bis zu dem grossen Leichenfelde bei Kaiseraugst, das Herr Schmidt geöffnet hat; dann über den Rhein in die Schweiz

Digitized by Google

hinein bis an die Alpen und den Jura, wo Herr Friedrich Troyon solche Ausgrabungen bei Cheseaux unfern Lausanne und in dem Waadtlande gemacht und selbst die bekannte Agrafe mit den merkwürdigen Worten: „Nasualdus Nansa vivat deo utere felex Daninil“ gefunden hat; ja sie finden sich auch in der baierischen Pfalz und bei Wiesbaden. Sie sind dazu nicht bloss in dem Lechthale, sondern auch in dem Salza- oder Salzach-Thale. Welches grosse Leichenfeld hat nicht auch hier bei Fridolfing, Landgerichts Tittmaning, unfern Salzburg, Herr Sedlmaier geöffnet! O dass er auch öffentlich seine Beschreibung dieser Fridolfinger Gräber gäbe, gleichwie er dieselbe hat seinen Freunden mitgetheilt! Die Orte dieser so zahlreichen Gräber alle zu nennen, erlaubt uns hier der Raum nicht. Nur das Eine wollen wir bemerken, dass wir selbst bei unserm Sinsheim ganz dieselben Gräber, wie die Nordendorfer, haben. Sie zogen in langem Striche westlich von dem neuen Gefängnisse unter dem heutigen Kirchhofe bis an die neu gebauten Häuser in Osten desselben fort. Erst dieses Jahr wieder stiess man, da der Keller zu einem neuen Hause gegraben wurde, auf ein merkwürdiges Skelett. O dürfte man unter die Gräber des jetzigen uralten, noch aus der allemannisch-fränkischen Zeit herstammenden Kirchhofes 10 bis 12 Fuss tief hinabgraben, wie sollte man dann staunen über erscheinende Funde! Es war mir bisher nur eine ganz kleine Zahl von Gräbern zu öffnen möglich, und doch haben wir schon nicht bloss die Eisenwaffen, Korallen von Glas und Thon und ein irdenes Gefäss, sondern auch die erzene Gürtelkette eines Weibes mit dem Gehänge und drei runde, einseitig geprägte, mit Henkeln oder Oehren versehene Goldbleche oder Bracteaten mit einer Vogel- und mit einer Drachengestalt, welche zwischen den Korallen an dem Halse getragen wurden, einen Sporn, eine einfache Pferdetrense, die zu den Füssen eines Bewaffneten bei Pferdeknochen lag, und eine mit Silberblech eingefasste und mit grossen Nägeln mit Silber plattirten Knöpfen auf seinem Rande (seiner Krampe) aufgeschlagen gewesene Schildbuckel, wie man selbst eine solche mit Silber bei Nordendorf gar nicht gefunden hat. Dass jedoch die Menschen bei Augsburg und Salzburg, als in welchen Städten so frühe schon jede römische Cultur war, alles von Händlern erkaufen, vieles erbeuten und selbst verfertigen lernen konnten, ist sehr natürlich. Unsere zu jeden Künsten so fähigen und kräftig ausdauernden Altvordern haben sich schon frühe denselben selbst ergeben. Ich erinnere an diese vielen schönen Steinsachen schon in der allerältesten heidnischen Zeit; ich erinnere an die von mir genannte reparirte Zierscheibe. Wer hat diese wieder hergestellt? Doch gewiss kein aus Galliens Grabmonumenten erstandener Celte? — Wie konnten die Deutschen so frühe schon diese gothischen Bauwerke aufführen? Mussten sie nicht viele Kunstfertigkeiten aller Art schon lange Jahre vorher gehabt haben? Und wie tragen diese Gegenstände alle von Metall in den Gräbern ein ganz eigenes deutsches Gepräge! Dazu fanden die spätern Deutschen auch in jenen, Jahrhunderte lang von den Römern bewohnt gewesenen Gegenden, wo die Römerwohnungen und Römergräber oft selbst mit dem Gelübde, keine Beute zu machen, furchtbar zerstört wurden, in den Trümmerstät-

Digitized by Google

ten noch leicht römische Anticaglien jeder Art, Fibeln, Schlüssel etc. und zumal Münzen. Sie durften die letztern nur durchbohren und anhängen. — Ja jene Tausende von Gräbern alle sind von niemand anderm, als von jenen deutschen Menschen, welche jene Gegenden alle an dem Rheine und Neckar, an der Aar und jenseits der Reuss bis an den Bodensee, tief in das Alpengebirge und bei den Rhätiern, und an dem Lech und der Salza zuletzt bewohnt und ihre Todten, als sie Christen wurden, nicht mehr in Grabhügel, sondern in solche Gräber, zuerst und noch lange nach heidnisch-väterlicher Weise mit jeder Grab- und Leichenausstattung beerdigt haben; es sind keine andern Gräber, als die Gräber der ersten christlichen Allemannen, Ostgothen, Franken und Burgunder. Die Gräber von Nordendorf in Sonderheit sind entweder allemannische, ostgothische oder wohl noch spätere, wohl fränkische. Welchen von diesen drei Völkern sie angehören, ist schwer fest zu bestimmen, da wir die speciellen Dinge, welche gewiss die Allemannen, Ostgothen, Franken und Burgunder unterschieden, noch nicht erforscht und ausfindig gemacht haben. Genug, die Nordendorfer Gräber sind deutsche und keine andern, als alle allein nur christlich-deutsche Gräber.

C. Wilhelmi.

KURZE ANZEIGEN.

Handbuch der Mineralogie von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann, königl. hannöversch. Hofrathe und Professor zu Göttingen, Ritter des königl. Guelphen-Ordens. Zweiter Theil. System und Geschichte der Mineralkörper. Erste Abtheilung. Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1845. 8. S. 346.

Bereits im Jahre 1828 erschien der erste Theil dieses Werkes; er umfasst die Einleitung in die Mineralogie. Besonders ausführlich sind Gestalt-Verhältnisse der Mineralkörper, deren physikalische und chemische Eigenschaften abgehandelt. Vorliegender Band ist die erste Abtheilung des zweiten Theiles, System und Geschichte der Mineralkörper. Die Mineralien sind nach einem chemischen Systeme in einzelne Classen angeordnet. Zuerst beginnt der Verf. mit den Metalloïden. [Er ist dabei der Ansicht Wöhler's gefolgt, indem er Antimon, Arsenik und Tellur unter den Metalloïden anführt]. — Zweite Classe. Metalle. Verbindungen der einfachen Metalle unter einander. — Dritte Classe. Telluride. Verbindungen des Tellurs mit Metallen. — Vierte Classe. Antimonide. Verbindungen des Antimons mit Metallen. — Fünfte Classe.

Digitized by Google

Arsenike. Verbindung des Arseniks mit Metallen. — Sechste Classe. Selenide. Verbindung des Selens mit Metallen. — Siebente Classe. Sulfuride. Verbindungen des Schwefels mit Metallen und Metalloiden. — Achte Classe. Oxygenide. Verbindungen des Sauerstoffs mit Metallen und Metalloïden. Diese grosse Classe bildet den Schluss des ersten Theiles vom System.

Bei einem jeden einzelnen Minerale sind dessen deutsche, französische und englische Synonymen mitgetheilt, die wichtigsten Analysen angeführt, u. s. w. Besondere Beachtung verdient aber, was über das Vorkommen von Mineralien gesagt wird. Wir finden gar manche lehrreiche Bemerkungen über das, dem würdigen Verfasser so wohl bekannte und von ihm so durchforschte, Harz-Gebirge, welches sich durch seinen Reichthum an Mineralien, namentlich an Erzen, vor vielen anderen Gebirgen auszeichnet. Auch weiss der Verfasser dem, was er über das Vorkommen von Mineralien anführt, ein eigenthümliches Interesse zu verleihen, indem er sich nicht einzig auf trockene Aufzählung von Fundorten beschränkt, sondern das Auftreten vom geologischen Gesichtspunkte aus betrachtet und sich in Reflexionen über Bildung der verschiedenen Stoffe einlässt; hören wir — um nur eines Beispiels zu gedenken, was über den Quarz gesagt wird. „Gemeiner und körniger Quarz bilden als Quarzfels ganze Gebirgsmassen im Grund-, Uebergangs- und Flötzgebirge; in Geröllen und als Sand kommen sie in den jüngsten Gebilden der Erdrinde, in letzterer Form in weit erstreckten und zum Theil mächtigen Ablagerungen vor. Gemeiner, körniger und Fettquarz, selten Bergkrystall, machen einen Gemengtheil von vielen Gebirgsarten aus. Als wesentlicher Gemengtheil ist der Quarz im Granit, Gneiss, Glimmerschiefer, in der Grauwacke, im Kieselconglomerat, in den Sandsteinen vorhanden; man findet ihn aber auch häufig in Syenit, in manchen Porphyren und in einigen anderen Gesteinen. Auf untergeordneten Lagern von verschiedener Mächtigkeit erscheinen gemeiner, körniger und Fettquarz, zumal im Grundgebirge, theils für sich, theils in Verbindung mit mannigfaltigen Silicaten, Metallen, Arseniden, Sulfuriden, Metalloxyden u. s. w. Besonders häufig findet sich der Quarz als Bergkrystall, Fettquarz, gemeiner Quarz gangförmig in den verschiedensten normalen und abnormen Gebirgsformationen, häufig begleitet von mannigfaltigen metallischen und nichtmetallischen Mineralkörpern. Charakteristisch ist für ihn das Vorkommen von Gold und Eisenkies, die nicht bloss auf Gängen, sondern auch auf Lagern vorzüglich im Quarz brechen. Von den mächtigeren und anhaltenderen Quarz-Gängen sind die schmalen Quarz-Trümmer, wie sie in manchen Gebirgsarten, zumal im Kieselschiefer, in der Grauwacke, in gewissen Sandsteinen häufig angetroffen werden, nicht wesentlich verschieden. An das Gangvorkommen reiht sich dann zunächst die Ausfüllung oder Auskleidung von Blasenräumen, woran der Quarz, oft als Bergkrystall, nicht selten Antheil nimmt, sowie die Bildung von Nestern, Nieren und einzelnen Drusen, welche in sehr verschiedenen, normalen und abnormen Gebirgsarten aus Quarz bestehen. Bei dieser grossen Verbreitung des Quarzes in den verschiedensten Gebirgsformationen, und der wichtigen Rolle, die er in der Zusammensetzung der sog.

Digitized by Google

plutonischen Gebirgsmassen spielt, ist es um so auffallender und für die Bildungsgeschichte der Erdrinde um so beachtungswerther, dass sein Vorkommen in den neueren vulkanoïdischen Gebirgsarten sich sehr vermindert zeigt, und dass er sich in den Producten der jetzigen Feuerberge fast gar nicht findet." Auch über die practische Anwendung der Mineralkörper stossen wir, namentlich bei den Metallen, auf viele interessante und wichtige Mittheilungen. — Wir glauben kaum, das treffliche Buch besonders empfehlen zu müssen, da es sich durch des würdigen Verfassers Namen von selbst empfiehlt; wir hoffen nur, dass auch die anderen Bände recht bald folgen möchten.

Bergmännisches Taschenbuch für alle Stände der Bergwerks-Industrie, im besonderen derjenigen Oberschlesiens. Herausgegeben durch R. von Carnall, königl. preuss. Oberbergamts-Assessor. Zweiter Jahrgang. 1845. Tarnowitz, Druck bei R. Raimann. Verlag, bei S. Landsberger in Gleiwitz. Nebst einem Berg-Kalender. S. I. u. 259 in 8. Mit einer Profil-Tafel.

Der erste Jahrgang dieses Taschenbuches, sowie dessen ganze Tendenz wurden bereits im vorigen Jahrgange dieser Blätter (S. 769) besprochen; wir können daher gleich zur Betrachtung des Inhaltes vom zweiten Jahrgange übergehen. Er zerfällt, wie der vorige, in drei Abtheilungen. Erste Abtheilung. Aufsätze von geognostischem und bergbaulichem Interesse. — Zweite Abtheilung. Oberschlesische Bergbehörden, Bergbeamte, Berg- und Hüttenwerke. — Dritte Abtheilung. Beiträge zur Belehrung im bergmännischen Geschäfts-Kreise.

Der erste Aufsatz in der ersten Abtheilung gibt die Erläuterung zu den Gebirgs-Durchschnitten auf dem Beiblatte, welche sich auf die vom Verf. gelieferte geognostische Karte von Oberschlesien beziehen. Man erlangt auch durch diese Profile, ohne die Karte zu besitzen, ein vollkommenes Bild von den Oberflächen-Verhältnissen und der geognostischen Beschaffenheit des Landes. Aufgeschwemmtes Land nimmt den grössten Theil der Fläche der Provinz ein — gleich Inseln ragen die übrigen Formationen daraus hervor. Das aufgeschwemmte Land ist besonders auf Hochebenen, aber auch in Niederungen abgelagert; bildet auf Höhenzügen einzelne Kuppen oder erfüllt die Lücken eines Kammes vom älteren Gebirge; in den Hauptthälern ist die Mächtigkeit nur gering. Die tertiären Gypse und Mergel treten im Süden der Provinz auf, laufen in einem mehr als zwei Meilen breiten Zug aus der Gegend von Katscher nach Osten und vereinigen sich wahrscheinlich mit ähnlichen Gebilden Galliciens. Diess Gebirge füllt eine grosse, von Westen nach Osten streichende muldenförmige Vertiefung aus. Kreidekalk erscheint in dem unteren Theile des Oder-Thales in einer länglichen Mulde. Fast die ganze nördliche Hälfte Oberschlesiens besteht aus Jura-Gebilden, die in grosser Mächtigkeit entwickelt sind. Das höchste Niveau des aufgeschwemmten Landes wird vom Muschelkalk überragt, der in seinem

Digitized by Google

Hauptzug nach Westen allmählig an Erhebung abnimmt. Von besonderer Bedeutung ist diese Formation noch wegen ihrer Braun-, Eisenerz- und Galmei-Lagerstätten. Der bunte Sandstein ist nur wenig verbreitet; er tritt an einigen Stellen unter dem Muschelkalke hervor. Die einzelnen Grauwacke-Parthieen, die an mehreren Orten erscheinen, hängen wohl in der Teufe zusammen, d. h. sie sind Hervorragungen ein und derselben grossen Masse, die sich östlich noch nach Polen erstreckt. Diese Hervorragungen mancher Grauwacke-Massen dürften wohl durch Emportreibungen basaltischer Gebilde bedingt seyn — wenigstens ist diess z. B. am Annaberge der Fall. — Auf diese allgemeine Uebersicht folgen zwei einzelne Aufsätze, das aufgeschwemmte Land in Oberschlesien und das Gyps- und Mergelgebirge; dieselben machen den Anfang der im ersten Jahrgange versprochenen Monographieen einiger Gebirgs-Formationen Oberschlesiens. An diese reiht sich noch die Betriebs-Geschichte des landesherrlichen Friedrich-Stollens von Tarnowitz, für das bergmännische Publikum jener Gegenden gewiss von Interesse, nicht minder als die verschiedenen Bemerkungen und Mittheilungen in den beiden folgenden Abtheilungen. — Herr von Carnall verlässt zwar seinen bisherigen Wirkungskreis, gibt aber in der Vorrede die Versicherung, dass trotz seines Scheidens aus der Provinz das „Bergmännische Taschenbuch" auch ferner erscheinen solle; auf sein Ersuchen hat sich der Bergmeister Herr Krug von Nidda bereit erklärt, an der Herausgabe künftiger Jahrgänge Antheil zu nehmen. Der erste Jahrgang des bergmännischen Taschenbuches hatte sich einer ungemein günstigen Aufnahme zu erfreuen; auch dem zweiten wird es nicht daran fehlen — wenigstens wünschen wir ihm und dem wackeren Verfasser ein fröhliches: Glückauf!

Die sächsischen Erzgänge in lokaler Folge nach ihren Formationen zusammengestellt von J. C. Freiesleben. Erste Abtheilung. Die Altenberger, Annaberger und Freiberger Reviere. Des Magazins für die Oryktographie von Sachsen zweites Extraheft. Freiberg, bei J. G. Engelhardt. 1844. X und 186 S. in 8.

Dieses Bändchen bildet die Fortsetzung von Freieslebens Arbeiten über die metallischen Gänge des sächsischen Erzgebirges; es enthält alle aus älterer und neuerer Zeit dem Verf. bekannt gewordenen Erzgänge in systematischer Zusammenstellung nach den verschiedenen Gangformationen in lokaler Folge und nach den verschiedenen Bergamtsrevieren gesondert. „Wer in dieser Zusammenstellung nichts weiter sieht," sagt der Verf., „als ein trockenes Verzeichniss von Namen, für den ist sie allerdings nicht geschrieben, wohl aber für die, denen, wie mir, die Ueberzeugung beiwohnt, dass sie einen wesentlichen Fortschritt in der vollständigen Kenntniss der Erzgänge und in der vaterländischen Bergwerksgeographie begründet, der hoffentlich auch nicht ohne practischen Nutzen seyn wird." Der eigentliche Zweck der Zusammenstellung ist daher wohl: eine möglichst vollständige Uebersicht über das Daseyn,

Digitized by Google

die Lokalität und die Verbreitung jeder einzelnen Gangformation, so wie über die Frequenz oder Wichtigkeit derselben, und über das numerische Verhältniss der Gänge in der einen gegen die der andern; eine deutliche Nachweisung über das Vorkommen der sporadischen Gangformationen und ihr Verhältniss gegen die selbstständigen Formationen. Ebenso war diese Zusammenstellung nothwendig für die Nachweisung der im ersten Extrahefte [welches im vorigen Jahrgange dieser Blätter besprochen wurde] über die Erzgangformationen vorläufig aufgestellten Ansichten; auch dient sie zur Erleichterung für Jeden, dem an näherer Kenntniss einer Bergwerks-Gegend gelegen ist, gibt über viele weniger bekannte Gruben, die der Vorzeit angehören, oder in minder bekannten Gegenden liegen, Aufschluss und lenkt dabei die Aufmerksamkeit auf solche verlassene oder entfernte Bergwerks-Gegenden.

In vorliegendem Hefte sind abgehandelt: 1) Die Altenberger vereinigten Reviere, mit Formationen von Silbererz, Kupfererz, Eisenstein und Zinn; 2) Die Annaberger vereinigten Reviere, mit Formationen von Silbererz, Kupfererz, Eisenstein, Zinn, Spiesglas und Arsenkies, und 3) Die Freiberger Reviere, mit Silbererz-, Kupfererz-, Eisenstein-, Zinn- und Spiesglas-Formationen.

G. Leonhard.

Géographie d'Ismaël Aboul Feda en Arabe publiée d'après deux manuscrits du musée britannique de Londres et de la bibliothèque royale de Dresde par Charles Schier. Edition autographiée. Livrais. 1–3. Dresde, chez J. H. G. Rau lithographe. 1841—43. 152 Seiten. Fol.

Beidhavii Commentarius in Coranum ex codd. Parisiensibus, Dresdensibus et Lipsiensibus edidit indicibusque instruxit H. O. Fleischer, Dr. Theol. et Philos. et ll. oo. p. o. Lips. Fasciculus I. Lipsiae 1844. sumtibus Fr. Chr. Guil. Vogelii. Typis Guil. Vogelii filii. 160 S. in 4.

Abulfeda ist sowohl als Geograph wie als Historiker schon so lange bei uns eingebürgert, dass selbst Nichtorientalisten sein Name, sein Leben und seine Werke nicht mehr fremd sind. Während indessen seine häufig in Europa überschätzte Geschichte des Islams schon seit mehr als ein halbes Jahrhundert vollständig mit einer lateinischen Uebersetzung herausgegeben wurde, erschienen von dem geographischen Werke immer nur einzelne Theile. In neuerer Zeit ward aber das Bedürfniss und Verlangen nach einer guten und vollständigen Ausgabe des Takwim Albuldan so gross, dass ohngefähr zu gleicher Zeit Herr Schier in Dresden und die Herren Reinaud und Slane in Paris sich dieser mühevollen aber auch sehr verdienstlichen Arbeit unterzogen. Für die Wissenschaft ist allerdings ein solches Zusammentreffen nicht för-

Digitized by Google

derlich, denn es bleibt von orientalischen Handschriften noch so viel zu ediren übrig, dass es immer als ein Verlust angesehen werden muss, wenn mehrere tüchtige Männer zugleich einem Werke ihre Kräfte widmen, das einer allein zu Tage fördern kann; dazu kömmt dann noch, dass die ohnehin schweren Opfer, ohne welche selten die Herausgabe eines arabischen Buches möglich wird, sich bei getheiltem Absatze noch vermehren müssen. Wir können uns aber recht gut in die Lage des Herrn Schier versetzen und begreifen, dass er die Früchte mehrjähriger Arbeit nicht unbenützt lassen wollte, wenn gleich ähnliche dem gelehrten Publikum von einer andern Seite geboten wurden. — Auch hoffen wir, dass deutsche Gelehrte, besonders aber deutsche öffentliche Bibliotheken einem Werke ächt deutschen Fleisses und deutscher Beharrlichkeit die ihm gebührende Theilnahme und Unterstützung nicht versagen werden. Hierdurch muss sich der wahre Patriotismus bewähren, der keineswegs darin besteht, dass man diejenigen zu verdächtigen suche, welche sich nicht scheuen, Mängel aufzudecken, die an Arbeiten mancher deutschen Gelehrten haften.

Eine eben so thätige Unterstützung verdient das zweite vorliegende Werk, das zwar keine Rivalität zu bekämpfen hat, aber auch an und für sich keine so grosse Verbreitung und Popularität wie Abulfeda's Geographie erwarten kann. Den Orientalisten ist auch der Verfasser „der Lichter der Offenbarung und Geheimnisse der Auslegung" der gelehrte Kadhi und Imam Nasir Eddin Abu Said Abd Allah Ibn Omar aus Baidha, längst nicht mehr fremd. Aus dem genannten Werke, dem angesehensten Commentare zum Koran, wurden aber bloss einige Proben in de Sacy's Anthologie mitgetheilt, und einem Deutschen war es aufbewahrt, die Herausgabe des Ganzen zu unternehmen, wodurch endlich ein vollkommenes Verständniss des Korans, wenigstens eines solchen, wie es die theologischen Schulen des Islams bis auf den heutigen Tag fordern, möglich wird. Ref. behält sich vor, beide vorliegende Werke bei ihrer Vollendung näher zu besprechen, hier wollte er nur die Gelehrten auf diese wichtigen, anerkennungswerthen Erscheinungen aufmerksam machen und sie allen öffentlichen und Privatbibliotheken empfehlen, in denen nicht gerade die im Augenblicke nöthigen Bücher, sondern auch alle solche angeschafft werden, welche der deutschen Gelehrsamkeit Ehre machen und überhaupt zur Förderung der Wissenschaft beitragen. Die vorliegende erste Lieferung des Beidhawi reicht bis zum 64. Verse der Surat Al Imran. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig, und für die Correctheit des Textes bürgt der Name des eben so gelehrten als gewissenhaften Herausgebers. Auch die bisher erschienenen Lieferungen des Abulfeda erfreuen sich einer schönen Ausstattung und sind besonders jungen Orientalisten zu empfehlen, indem die zierliche Schrift des Herrn Schier sich sehr der morgenländischen annähert und zum Lesen orientalischer Handschriften als Uebergang dienen kann. Die erste Lieferung enthält den allgemeinen Theil oder die Einleitung; die zweite die Beschreibung der arabischen Halbinsel und Egyptens, und die dritte das übrige Afrika, Andalusien, die Inseln des mittelländischen Meeres und des westlichen Oceans und Syrien. Ref. bemerkt zum Schlusse ei-

Digitized by Google

nige kleine Versehen, welche ihm auf den ersten Seiten der zweiten Lieferung aufgefallen. S. 68 Z. 10 v. u. ist حَرِيّ statt حِرِيّ zu lesen. Nach dem Kamuss entweder wie Ala oder wie Kitabu, wo es dann حِرْءٌ heissen müsste. S. 69 Z. 9 v. o. حُلَيْغَة (wie Djuheina) statt حَلِيغَة. S. 70 Z. 3 v. o. كيسانية statt كِيسانية, und S. 71 Z. 8 v. o. مرجلة statt مِرجلة.

Weil.

ΦΛΑΟΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ. ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΤΟΥ ΝΕΩΤΕΡΟΥ ΕΙΚΟΝΕΣ. ΚΑΛΛΙΣΤΡΑΤΟΥ ΕΚΦΡΑΣΕΙΣ. *Flavii Philostrati quae supersunt. Philostrati Junioris Imagines, Callistrati Descriptiones edidit C. L. Kayser. Pars Prima. Turici. Sumtibus C. Meyeri et Zelleri MDCCCXLIV. In 4. 282, XVI et V.*

Der Umschlag nennt diese Lieferung Pars Prima (ein Zusatz, der auf dem Titelblatte selbst fehlt), womit jedoch nur die demnächst zu erwartende Folge einer zweiten angedeutet werden soll; diese wird sowohl die ganze Ausgabe in einem Quartband abschliessen, als auch das vorliegende Volumen selbst durch die Vorrede vervollständigen, welche nicht vor Beendigung des Ganzen ausgearbeitet werden kann. Was bis jetzt erschien, besteht aus Vita Apollonii (von dem Verfasser selbst τὰ εἰς τὸν Τυανέα Ἀπολλώνιον genannt) und Vitae Sophistarum; beide Werke sind mit Prooemien und Commentaren versehen; jene geben zur Einleitung die geeigneten Nachweisungen über Stoff, Tendenz, Werth und Einfluss dieser Schriften, nebst einer Geschichte der Kritik und Bearbeitung derselben; diese enthalten in gedrängter Kürze Erläuterungen, wie sie den Bedürfnissen der Leser eines derartigen Schriftstellers angemessen erschienen, bereichert zu der V. Ap. mit den meistens noch unedirten Scholien des Cod. Laur. LXIX, 33. Der Text hat durch vorzügliche Handschriften sehr gewonnen. In der Mittheilung des diplomatischen Apparates suchte der Herausgeber jene Vollständigkeit zu erreichen, welche allein den relativen Werth jeder einzelnen Textesquelle beurtheilen lehrt, ohne die man leicht in Versuchung geräth, unbedeutenden oder interpolirten Handschriften eine unverdiente Autorität beizulegen, oder andrerseits das wirklich Aechte zu verkennen, weil es zu isolirt dasteht. Nicht leicht dürfte etwas übergangen worden seyn, was zur Feststellung des Textes oder dessen Geschichte von Wichtigkeit und Interesse ist; sowohl die guten Manuscripte, welche den Character einer reinern Fortpflanzung an sich tragen, sind für jedes

Digitized by Google

Werk sämmtlich benützt worden, als auch eine grosse Anzahl derer, in welchen der feine und eigenthümlich gebildete Styl des Schriftstellers offenbar absichtlich vergröbert und auf den vulgären Ausdruck zurückgeführt ist. Dieser Gegensatz geht so consequent durch alle Werke dieses im Mittelalter vielgelesenen Autors durch, dass eine scharfe Scheidung der Familien sich von selbst ergibt; um ihn auch einer schnellern Durchsicht fasslich zu machen, sind die codd. einer und derselben Familie, wo sie übereinstimmen, nicht einzeln aufgeführt, sondern mit der ihren Rang angebenden Zahl bezeichnet, welche Erleichterung Ref. bereits in der 1838 erschienenen Separatausgabe der V. Soph. eingeführt hat. Was letzteres Buch in seiner neuen Gestalt vor der ersten Bearbeitung voraus hat, was dagegen jener eigen verblieben, ist in dem Prooemium dazu pag. III. not. 1, 11, pag. IV, not 10. und besonders p. V, not. 3. angegeben, worauf wir die Besitzer der ältern Ausgabe hiemit aofmerksam machen.

Für eine geschmackvolle und splendide Ausstattung hat der Verleger trefflich gesorgt, desgleichen ist auf die Correctheit von mehreren Seiten aller Fleiss verwendet worden. Einige Versehen, die demungeachtet sich eingeschlichen haben, werden am Schluss der zweiten Lieferung berichtigt werden. Als nachträgliche Verbesserung des Textes bemerken wir nur, dass p. 121, 9. ἀνελλ ιπ έστερον, ibid. 19. ὁ τί πράττων zu lesen, und p. 139, 9. das Zeichen der Lücke zu tilgen ist, indem man interpungirt: ὁ γὰρ εἰπών, ἀφ' ὧν, εἴρηκά που. u. s. w.

Kayser.

De poetis Graecorum bucolicis. Dissertatio inauguralis, quam d. XXI. Febr. A. MDCCCXLIV publice defendet Adolphus Theodorus Arminius Fritzsche, Groisciensis, philosophiae doctor. Gissae, typis Georgii Friderici Heyeri patris. 69 S. in gr. 8.

Diese beachtungswerthe Schrift, welche einen sehr schätzbaren Beitrag zur Geschichte der griechischen Literatur in einem zwar schon mehrfach, zumal in neuerer Zeit besprochenen, aber darum noch keineswegs hinreichend gesichteten Theile liefert, sucht durch eine streng kritische, allseitige Prüfung dasjenige zu ermitteln, was nach den uns noch zugänglichen Quellen über den Bestand der bukolischen Poesie bei den Griechen, insbesondere über die darin besonders hervortretenden Dichter — Theocritus, nebst Bion und Moschus — als sicher und wahr angenommen werden kann. Der erste Abschnitt hat das Leben des Theocritus, die Dichtungen desselben, zumal so weit sie in den eigentlichen Kreis der bukolischen Poesie fallen, die Entstehung dieses Zweiges der Poesie selbst und den ihr eigenthümlichen Charakter zum Gegenstande; am Schlusse (S. 26. 27.) folgt noch das Wenige, was wir von den beiden andern Dichtern dieser Gattung, von Bion und Mo-

Digitized by Google

achus, Sicheres wissen. Bei Theocritus kommen natürlich auch seine Verhältnisse zu seinen Lehrern, seine Bildung zu Cos wie zu Alexandria zur Sprache; die Ansicht des Verfassers, welcher den Theocrit in einem keineswegs freundlichen Verhältniss zu Callimachus wie zu Apollonius erblickt, halten auch wir für begründet, dagegen Weichert's Vermuthung, welche die Veranlassung zu der Auswanderung des Apollonius nach Rhodus hauptsächlich in den Ausfällen und Schmähungen des Theocritus finden möchte, mit dem Verf. für unerweislich, ja nicht einmal für wahrscheinlich; über das Verhältniss des Theocrit zu Callimachus lassen uns die vom Verf. S. 5 und 6 angeführten Stellen ausser allem Zweifel. Was weiter über den Aufenthalt des Theocritus in Sicilien, nachdem er Alexandria verlassen, bemerkt wird, ist mit einzelnen Stellen seiner Gedichte in eine Verbindung gebracht, welche auf die Abfassungszeit derselben ein neues Licht wirft und uns dieselbe jedenfalls richtiger bestimmen lässt. Die von dem Scholiasten Ovids berichtete Erzählung von dem gewaltsamen Tode des Theocritus durch Hiero verwirft auch der Verf. so gut wie Adert, dessen Untersuchungen über Theocrit (s. d. Jahrbb. 1844. p. 137 ff.) dem Verf. dieser Schrift bei Abfassung derselben nicht bekannt seyn konnten; er möchte in dieser Nachricht eine Verwechslung mit Empedocles vermuthen, über dessen Tod bekanntermassen so viele und so verschiedene Sagen in Umlauf waren, schliesst aber dann seine Untersuchung mit den gewiss wahren Worten: „quemadmodum quae ad reliquam vitam pertinent Theocriti, ita quando aut qua ratione diem obierit, ignorari fatendum est.“ (S. 11.)

Hinsichtlich dessen, was weiter über die Alexandrinische Poesie und deren Charakter bemerkt wird, und auf Theocritus nicht ohne Einfluss ist, machen wir insbesondere auf das aufmerksam, was S. 11 u. 12 vom Verf. erörtert wird. Ihm will es nemlich scheinen, dass Theocrit anfänglich zu Alexandria der epischen Poesie sich ergeben; er bezieht darauf selbst einige in der vorhandenen Sammlung befindliche Gedichte (XIII. XXII. XXIV. und XXV.), und vermuthet weiter, dass Theocrit die Absicht gehabt, ein grösseres Epos, eine Herakleis zu dichten, wovon er aber nachher zurückgetreten sey, um einer andern Richtung der Poesie zu folgen, in welcher ihm gewissermassen schon Sophron vorangegangen war, demnach das Leben selbst, insbesondere das Landleben darzustellen, das in seiner Einfalt und Natürlichkeit, im Gegensatz zu dem durch Luxus bereits verfeinerten und verkünstelten, wie entsittlichten Leben der grossen Städte ein für die Eindrücke der Natur so empfängliches Gemüth wie das des Theocritus um so mehr anziehen musste. So bilden Sophron's Mimen einerseits, und das Leben der sicilischen Hirten anderseits die beiden Anhaltspunkte, welche auf Fassung und Inhalt der theocriteischen Dichtungen gewiss einen lebendigen Einfluss ausgeübt haben, und eben so die Entstehung dieser Poesie, wie die Form und Ausbildung, in der sie uns in eben diesen Dichtungen entgegentritt, erklären, und selbst richtiger, als diess bisher der Fall war, auffassen und verstehen lassen. Was namentlich auch die metrische Form, in der diese Poesie sich bewegt, den Hexameter, betrifft, so zeigt der Verf. S. 20 ff. ganz gut, wie Theocritus eigentlich gar keine andere Form hätte wählen

Digitized by Google

können, als diese in der Natur seiner Poesie begründete; er zeigt weiter wie sogar manche Eigenthümlichkeiten, z. B. die öftere Wiederholung desselben Verses, wodurch das Gedicht ein strophenartiges Ansehen gewinnt, selbst Alliterationen und Reime, was beides hie und da vorkommt, aus diesen Beziehungen Theocrit's auf Sicilien und sicilische Poesie sich dann besser erklären; eben daraus endlich erklärt sich auch die Sprache und die Dialektform, deren sich Theocritus bedient hat. Jedermann weiss, welche besonderen Schwierigkeiten hier hervortreten, weil man vergeblich eine gewisse Gleichförmigkeit der dialektischen Formen bei Theocrit erwartet, und daher, namentlich in Ausübung der Kritik im Einzelnen, oft in Verlegenheit geräth, indem die feste Norm der Entscheidung abgeht. Mit dem allgemeinen Satz, dass Theocrit die roheren Formen der Volksmundart, die er für die in seinen Gedichten auftretenden Personen gebraucht, durch Kunst gemildert und veredelt, werden wir kaum ausreichen, da es hier um den speciellen Nachweis dessen sich handelt, was der Volksmundart, und dessen, was der veredelten Kunstsprache der Poesie angehört, dieser Nachweis aber im Einzelnen sehr schwer, wo nicht gar unmöglich wird. Der Verf. hat sich daher mit grosser Vorsicht über diesen Punkt ausgesprochen, aber wie uns bedünkt, in einer sehr beachtenswerthen Weise. „Videtur hanc (sagt er S. 24) sibi in universum legem scripsisse Theocritus, ut singulis carminibus tantum ex dialecto dorica adhiberet, quantum singulorum indoli personisque describendis conveniret; cujus tamen regulae tam tenera ex venusti sensu atque decori pendentia fila sunt, ut nisi acutissima acie internosci non queant.“ So konnte, was an dem einen Orte passend war, an dem andern minder geeignet erscheinen; so kann der Wechsel und die Verschiedenheit der Form keinen Anstoss erregen. Und was der Verf. weiter bemerkt, das unterschreiben wir durchaus: „Quod attinet ad illas quaestiones de dialecto, quam vocant bucolicam, a doctissimis viris hac aetate institutas, eas nec comparationibus dictionum singularum nec vero solis placitis plane dirimi posse existimo, sed quid quoque loco a poeta scriptum sit, in universum ex sola bonorum antigraphorum aliquando excutiendorum auctoritate pendere aio atque contendo.“ Aus der Untersuchung über die dem Theocrit von Suidas weiter beigelegten, aber jetzt verlorenen Dichtungen machen wir besonders auf eine sinnige Vermuthung S. 25 aufmerksam, welche in dem jetzigen Idyll XXVI. ein Stück aus den verlorenen Ἡροντίδες zu finden glaubt.

Cap. II. unter der Aufschrift De fatis carminum bucolicorum p. 28 ff. verbre sich zuerst über die noch vorhandene Sammlung dieser Dichtungen und die alten Erklärer derselben. Artemidor, des Aristophanes von Byzanz Schüler, der auch über den dorischen Dialekt geschrieben hatte, gilt auch dem Verf. für denjenigen, der die Sammlung veranstaltet, in der jedoch nur Gedichte bukolischen Inhalts gewesen, denen nachher die übrigen Gedichte mimischer und epischer Art angereihet worden, eben so wie auch, gleichsam zur Vervollständigung, die ähnlichen Dichtungen des Bion und Moschus, von welchen noch besondere Sammlungen existirt haben mögen. Von den verschiedenen alten Erklärern dieser bukolischen Liedersammlung wird S. 32 ff. eine überaus genaue und kri-

Digitized by Google

tische, auch möglichst vollständige Zusammenstellung gegeben, auf welche, auch wegen der damit verbundenen weiteren Erörterungen, wir besonders aufmerksam machen müssen. Die von Adert herausgegebenen Genfer Scholien konnten dem Verf. noch nicht bekannt seyn; auch über die verdächtigen oder falschen Bestandtheile der Sammlung, wie über die verlorenen Dichtungen hat er sich noch verbreitet. Das Gedicht XIX. hält er, mit Manso und Valckenaer, für ein Werk des Bion; das Gedicht XX. aus Rücksichten des Inhalts wie der Form dagegen für nichttheocritisch; auch XXVII. sey des Theocrit unwürdig. Desgleichen wird unter den Theocrits Namen führenden Epigrammen namentlich das V. als unächt ausgeschieden. Der dritte Abschnitt p. 47 ff. bringt eine Reihe von guten Verbesserungen des Textes einzelner Stellen nach der Autorität der Scholien oder anderer alten Quellen, auch im Wege der Conjecturalkritik. Gründliche Sprachkenntniss, verbunden mit einem richtigen Takt und rühmlicher Besonnenheit zeichnen diese kritischen Bemerkungen vortheilhaft aus.

Dissertatio literaria auguralis de Socrate Aristophanis quam — eruditorum examini submittit Jacobus Anne Grothe, Rheno Trajectinus. Trajecti ad Rhenum. Apud J. de Kruijff. MDCCCXLIII. XXIV. und 164 S. in gr. 8.

Ein in neuester Zeit vielfach besprochener Gegenstand — das Verhältniss des Socrates zu Aristophanes und des Ersteren Erscheinung in den Wolken — bildet das Thema dieser Schrift, die immerhin durch die Art und Weise, wie sie diesen Gegenstand auffasst und zu einem Endresultat zu bringen sucht, Berücksichtigung verdient. Gute Anordnung und Behandlung des Stoffs, eine klare, fassliche, den Ueberblick nicht wenig erleichternde Darstellung, eine reine lateinische fliessende Sprache sind Eigenschaften, welche auch diese Schrift, wie fast alle derartigen Erscheinungen in Holland auszeichnen, wo man in dieser Beziehung noch nicht einer laxeren Norm sich hingegeben hat, die so manche Producte der Art in Deutschland ganz ungeniessbar macht.

Der Verf. beginnt die Lösung seiner Aufgabe mit einer allgemeinen Erörterung über das Verhältniss der komischen Dichter jener Zeit zur Philosophie und deren Anhänger („De mutuo comicorum poetarum et philosophorum inter se dissensione"), wobei er aber keineswegs bloss in allgemeinen Betrachtungen und Phrasen sich bewegt, was ohnehin nicht der gründlichen Holländer Art und Weise ist, sondern die verschiedenen Dichter der älteren attischen Komödie und deren (freilich meist verlorene) Dramen, so weit sie auf Philosophie und Beschäftigung mit derselben einigermassen Bezug hatten, der Reihe nach durchgeht, und so aus der Zusammenstellung des einzelnen, also aus einzelnen Stellen und Belegen das Resultat gewinnt, wie bei allen komischen Dichtern durchgängig eine Abneigung, ja eine feindselige Stimmung gegen die

Digitized by Google

Philosophen bemerkbar ist, welche in Spott und Hohn jeder Art sich Luft macht und dadurch zugleich, wie es scheint, den Beifall der Menge zu erringen sucht. Schon vor Socrates, wie während seiner Zeit und nach derselben lassen sich die Spuren dieses Hasses, in Folge dessen die Philosophie der steten Angriffe der Komiker sich ausgesetzt sah, verfolgen, und eben so wird es auch aus dem, was hier zusammengestellt wird, bald klar, wie es besonders des Socrates Person war, welche die Zielscheibe solcher Angriffe (nicht bloss von Seiten des einzigen Aristophanes) hauptsächlich bildete. Diess Factum lässt sich nicht in Abrede stellen, und Ref. kann den Grund davon nur in der ganzen, höchst auffallenden Persönlichkeit des Socrates finden, welche in ihrem äusseren Auftreten, in der ganzen Lebensweise des Mannes nicht minder wie in dem grossen Ansehen, das dieser Sonderling durch seine Lehre und Lehrmethode erregte, in den Augen der komischen Dichter gewiss als besonders geeignet erschien, um zu Darstellungen und Angriffen auf die Philosophie benutzt zu werden. Wenn also darin schon für einen Aristophanes Grund genug vorlag, dieselbe Persönlichkeit, die auch andere komische Dichter benutzt, ebenfalls zu ergreifen, so glaubt doch der Verf., dass immerhin noch eine besondere Missstimmung des Aristophanes wider Socrates, also eine persönliche Abneigung anzunehmen sey, um die lächerliche und verächtliche Weise zu erklären, in welcher Socrates in den Wolken vom Dichter hingestellt werde; und desshalb lässt er nun einen zweiten Abschnitt folgen (p. 34 ff.): Privatum Aristophanis in Socratem odium, cujus causae. Hier geht nun der Verf. in eine allgemeinere Erörterung der Ursachen ein, welche jene Abneigung und feindselige Stimmung wider die Philosophie hervorgerufen; er findet den Grund davon hauptsächlich in den um jene Zeit hervortretenden Gegensätzen, welche auf der einen Seite den Verfall der alten Sitte und Zucht, in welcher die moralische Kraft des Volkes und des Staates lag, immer bemerklicher machten und den Grund dieses Verfalls in dem durch Philosophie und Sophistik veränderten Bildungsstand erblicken liessen, während von der andern Seite her alle wahrhaft patriotisch gesinnten Männer, und insofern auch insbesondere die komischen Dichter ihre Stimme erhoben, um durch lächerliche Darstellung der Philosophen, durch Spott und Hohn den Unwillen der Massen gegen diese verderblichen Richtungen hervorzurufen. In so weit allerdings lässt sich auch des Aristophanes Stellung wohl begreifen, es lässt sich auch selbst begreifen, wie Socrates mit seiner auffallenden Persönlichkeit selbst als Haupt dieser neuen verderblichen Richtung in der Philosophie dem komischen Dichter erscheinen konnte, so sehr doch sonst Socrates eben der Mann war, der dieser falschen und nachtheiligen Richtung entgegentrat, und insofern eher für einen Verbündeten der komischen Poesie hätte gelten können, wenn er nicht dieser selbst in ihrem grobsinnlichen, der Moralität nachtheiligen Wesen feindselig entgegen getreten wäre. Diesen letzteren Punkt glauben wir bei der ganzen hier vorliegenden Frage keineswegs übersehen zu dürfen, wiewohl wir im Uebrigen das Endergebniss nicht verwerfen möchten, zu welchem der Verf. gelangt ist, indem er besonders mit Hülfe der platonischen Apologie eine Reihe von Vorwürfen, welche dem

Digitized by Google

Socrates in den Wolken gemacht werden, als Ansichten nachweist, welche damals, wenn auch gleich irrthümlich, doch jedenfalls über Socrates in Umlauf waren. Dieses Endergebniss spricht der Verf. S. 57 in folgenden Worten aus: „sic arbitror: Comicum in Nubibus non ridendi tantum gratia Socratem traduxisse, ut hujus sub persona sophistarum placita et praeceptа perstringeret, sed ipsum petivisse philosophiae parentem, quem ut perversi magistri exemplum sugillaret; caeterum in hujus persona informanda alia ex ipsius Socratis imagine comice expressisse, alia e communi sophistarum exemplo et more deprompsisse et in illum quasi perversae doctrinae effigiem contulisse.“ Freilich wird dabei stets die Beantwortung einer weiteren Frage übrig bleiben: ob Aristophanes wirklich diese Ansichten des Publikums hinsichtlich der Philosophie und ihres vermeintlichen Hauptrepräsentanten Socrates getheilt, ob er wirklich in denselben Vorurtheilen befangen gewesen, zumal da wir ihm doch, wenn wir seine Theilnahme an dem platonischen Symposium und die Art und Weise, wie er dort erscheint, erwägen, eine richtigere Ansicht über Philosophie und insbesondere über den, gerade diesen nachtheiligen Richtungen der Philosophie so entgegengesetzten Socrates zutrauen dürfen, der nach so vielen Stellen seiner Dramen doch auf einer höheren Bildungsstufe gestanden haben muss. Hier liegt nach unserem Ermessen eine Hauptschwierigkeit, die der Verf. am Schlusse des dritten Abschnitts, in welchem er von p. 59 an („Personata Socratis imago de nubibus adumbratur et quatenus ipsius effigiem referat, inquiritur“) Inhalt und Stoff der Wolken näher durchgeht, um daraus zu zeigen, wie Aristophanes allerdings den Socrates nicht bloss nach seiner äusseren Erscheinung und Lebensweise, sondern auch nach seiner philosophischen Lehrmethode darzustellen oder vielmehr zu carrikiren gesucht, durch die daraus gezogene Folgerung zu lösen glaubt, als sey dem Aristophanes wirklich der innere Kern Socratischer Lehre unbekannt geblieben („interiorem vero doctrinae Socraticae vim et medullam ab eo haud perceptam fuisse“ p. 91). Und diese Behauptung glaubt er durch eine weiter im vierten Abschnitt (p. 93 ff. „Sententiae Socrati adscriptae quae Sophistarum vel Physicorum doctrinam referunt“) eingeleitete Untersuchung näher begründen zu können, insofern er darin zu zeigen sucht, wie so manche der in den Wolken dem Sokrates zugetheilten Lehrsätze und Dogmen gerade dem Socrates am wenigsten zukommen, wohl aber andern Sophisten und Naturphilosophen jener Zeit, deren Lehrsätze Aristophanes, aus Unkunde also, auf Socrates übertragen, um ihn auf diese Weise lächerlich zu machen. „Haec pertinent ad interiorum philosophiam, quam Comico, quum Nubes scriberet, minus exploratam et perspectam fuisse arbitror“, lesen wir S. 92. Ref. gesteht, dass er, bei aller Anerkennung dessen, was in diesem Abschnitt über diese Lehren und Philosopheme im Einzelnen bemerkt ist und den Verfasser in der Geschichte der alten Philosophie wohl bewandert zeigt, doch mit dem bemerkten Resultat insoweit sich nicht einverstanden erklären kann, als diese Uebertragung jener Lehrsätze der Sophistik und Naturphilosophie auf Socrates aus Unkunde des Aristophanes, abzuleiten sey, welcher, wie Ref. glaubt, diess vielmehr absichtlich ge-

Digitized by Google

than haben mag, da es doch in der That schwer hält, einen so gebildeten Dichter, wie Aristophanes, in einer solchen Unkunde und in solchen Vorurtheilen der Massen befangen sich zu denken. Darum glauben wir eher, dass Aristophanes absichtlich der bekanntesten und auffallendsten Persönlichkeit unter allen Philosophen, unter allen Gelehrten jener Zeit sich bedient, um in ihr die ihm lächerlich oder gefährlich erscheinenden Lehren der Philosophie überhaupt darzustellen und dieselben so dem Spott und Hohngelächter des Volkes preiszugeben, unbekümmert darum, ob diess die wirkliche Lehre und Ueberzeugung des Socrates gewesen, wohl aber dessen gewiss, dass er auf diesem Wege am ersten bei dem Volke selbst sein Ziel erreichen möchte. Und bei dem Gegensatz, in welchem Socrates, der Freund des Euripides und seiner Stücke, um ihrer besonderen Tendenz willen, sich zur Komödie, wegen ihrer sinnlich-materialistischen Tendenz gestellt hatte, wird sich dann selbst ein persönlicher Grund vermuthen lassen, welcher den Aristophanes mit einer, wenn auch selbst nur stillen Abneigung wider Socrates erfüllt, und die besondere Veranlassung geworden, gerade diesen Mann auf eine solche Weise auf der Bühne bloszustellen und lächerlich zu machen. So rächte sich die comische Muse an ihrem Verächter! Fragen wir jedoch nach der Wirkung, welche das Stück hervorgebracht, nach dem Einfluss, den es auf Socrates selbst geäussert — Fragen, welche hier Gegenstand eines fünften Abschnittes bilden (S. 140 ff.: „Quam vim Nubes in populi de Socrate opinionem aut in ipsum Socratem habuerint"), so kann schon der Umstand, dass Aristophanes nicht den ersten, ja nicht einmal den zweiten Preis bei der Aufführung des Stückes erhielt, sondern einem Cratinus und Amipsias nachstehen musste, uns immerhin zeigen, dass der allgemeine Eindruck doch nicht den Erwartungen des Dichters entsprochen, ja dass vielleicht gerade die immerhin doch gar zu verächtliche Art und Weise, in welcher hier Socrates dargestellt worden war, dem Aristophanes in den Augen der besser denkenden Richter die Anerkennung entzog, auf die er sich Hoffnung gemacht hatte; oder war das ganze Stück wirklich zu ideell, zu hoch gehalten, als dass es auf den Beifall des attischen Volks hätte rechnen können? Dieser, auch von Andern schon aufgestellten Ansicht schliesst sich der Verfasser an Seite 144, wo wir die Worte lesen: „unde cum Fritzschio aliisque colligo poetam, in rebus illis sublimibus, spectatorum captum magna ex parte superantibus, nimium operae posuisse; ideo fabulam, ut doctius compositam, minus placuisse spectatoribus." Allein so sublim, so fein, so philosophisch sind doch wahrhaftig die Scenen nicht, die uns in diesem Stück, wo Alles ganz handgreiflich gehalten ist, entgegen treten; zeigen nicht auch andere Stücke des Aristophanes ähnliche, fast noch ideellere Beziehungen, die, sollte man denken, noch weit eher die Fassungskraft der Massen überstiegen, und doch Beifall einärnteten? Man denke z. B. nur an die Vögel oder selbst an die Frösche, die reichliche Belege dazu bieten können.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 20. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Uebereinstimmend aber mit unserer oben ausgesprochenen Ansicht dürfen wir wohl den Umstand ansehen, dass auf Socrates selbst und seine persönlichen Verhältnisse, auf sein Ansehen, auf die Liebe seiner Jünger, Freunde und Verehrer die Aufführung des Stücks keinen Einfluss ausübte; wenigstens liegt auch nicht ein Beweis vor, der uns zur entgegengesetzten Annahme berechtigen könnte. In dem letzten, sechsten Abschnitt (Aristophanis adversus Socratem inimicitia in amicitiam conversa p. 152ff.) sucht der Verf., besonders im Hinblick auf Aeusserungen des Aristophanes über Socrates in späteren seiner Dramen, dann auf die Stellung, die beide im platonischen Gastmahl einnehmen, es wahrscheinlich zu machen, wie Aristophanes in der Folge zu einer besseren Einsicht socratischer Lehre gelangt, und dadurch zu einer richtigeren Würdigung des Mannes gekommen sey, der eben der verderblichen Zeitrichtung, welche Aristophanes bekämpfte, am meisten selbst entgegentrat. Als die Zeit, in welcher diese Aenderung der Gesinnung stattgefunden haben würde, erscheint dem Verf. die Zeit von drei oder vier Jahren Olymp. XC, 1 und XC, 4 oder XCI, 1; und da die Wolken in ihrer zweiten Umarbeitung nicht vollkommen ausgeführt worden, so vermuthet der Verf., es sey dem Aristophanes, während er mit dieser Umarbeitung beschäftigt gewesen, die bessere Ueberzeugung von der Lehre und Wirksamkeit des Socrates zu Theil geworden, weshalb er von der zur abermaligen Aufführung des Stücks nothwendigen Vollendung zurückgetreten.

Disputatio literaria, qua examinetur, quam vim Sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae disciplinam, mores ac studia immutanda, quam — publico ac solemni examini submittit Theodorus Carolus Matthaeus von Baumhauer, Bruxellensis. Trajecti ad Rhenum, typis mandavit N. van der Monde. MDCCCXLIV. XII. und 182 S. in gr. 8.

Auch diese Schrift zeichnet sich durch diejenigen Eigenschaften aus, welche wir an holländischen Dissertationen eben hervorgehoben haben, eine sehr umfassende, oft fast weitläufige und selbst Bekanntes wiederholende Darstellung, eine klare und methodische Behandlung des

Digitized by Google

Gegenstandes, durch welche wir in den Stand gesetzt sind, bequem das Ganze zu überschauen und die Resultate der Untersuchung aufzufinden. Auch der Gegenstand dieser Schrift ist ein in neuerer Zeit vielfach besprochener; bei der grösseren Aufmerksamkeit, welche man diesem Theile der alten Philosophie gewidmet hat, hat sich jetzt allerdings von der Sophistik eine ganz andere Ansicht gebildet, welche die philosophische Facultät zu Utrecht veranlasst haben mag, die Sophistik und ihren Einfluss auf Athen, ihrem Hauptsitze, zum Gegenstand einer Preisaufgabe zu machen, deren Lösung der Verf. in der Schrift versuchte, die er nun, theilweise verbessert, dem Publikum im Druck vorlegt. Die Frage selbst, die in wenig veränderter Form auch als Titel der Schrift jetzt erscheint, lautete wörtlich: „Quam vim et quod momentum Sophistarum doctrina et exemplum habuerunt Athenis ad aetatis suae disciplinam, mores et studia immutanda?“ Um sie gehörig zu lösen, hielt es der Verf. für nothwendig, einen besondern, historischen Abschnitt vorauszuschicken, in welchem er ein Bild der attischen Zustände in der Zeit, in welche die Blüthe der attischen Sophistik fällt, zu geben versucht; ein zweiter Abschnitt (p. 19 ff.) bringt dann einen Umriss der Sophistik, in welchem selbst die hierhin einschlägigen Ausdrücke (σοφιστής, ῥήτωρ und dergleichen) einer näheren, Sinn und Bedeutung und Gebrauch berücksichtigenden Erörterung unterworfen sind. So gelangen wir eigentlich erst mit Cap. III. p. 36 ff. zu der Lösung der gestellten Aufgabe, welche den Einfluss der Sophistik auf Leben und Wissenschaft nachweisen soll. Was das letztere betrifft, so war Ref. stets der Ansicht, die auch von Hegel in den vom Verf. passend als Motto dieses Abschnittes gewählten Worten ausgesprochen ist: „Die Sophisten sind die Lehrer Griechenlands, durch welche die Bildung überhaupt in Griechenland zur Existenz kam“; denn in der Sophistik liegen auch nach unserer Ueberzeugung die Keime aller wissenschaftlichen Bildung von Hellas, nach ihren verschiedenen Richtungen und Zweigen, in der Geschichte, in der Philosophie, wie insbesondere in der Beredsamkeit; indem hier Alles auf sophistischer Grundlage ruht und von sophistischen Elementen durchdrungen ist. Wie diess sophistische Element schon bei Herodotus, und zwar ziemlich stark, hervortritt, hat Ref. schon bei mehr als einer Gelegenheit ausgesprochen; dass aus ihm die rhetorische und philosophische Bildung, letztere besonders da, wo sie von der jonischen Naturanschauung und dem dadurch hervorgerufenen Materialismus sich zu entfernen begann, hervorgegangen, wird eben so wenig zu bestreiten seyn, indem der spätere Gegensatz, in den die socratisch-platonische Philosophie gegen die Sophistik trat, jedoch eigentlich nur gegen die verkehrte Richtung, welche dieselbe eingeschlagen hatte, und gegen die daraus hervorgehenden Nachtheile für ächte Wissenschaft, für Sittlichkeit wie selbst für das politische Leben und die Selbstständigkeit des Staats gerichtet war. Denn in anderer Hinsicht sind doch Socrates und Plato eben so gut Sophisten wie Isocrates, und insofern selbst die aristophanische Auffassung und Darstellung des Socrates in den Wolken erklärlich; in der nachfo Periode ist es immer wieder dieser Geist der Sophistik, der alles Leben von Hellas, in Wissenschaft und Literatur, durchdringt

Digitized by Google

mit dem Untergange des hellenischen Lebens und der hellenischen Bildung selbst erlischt.

Kehren wir zu unserm Verf. zurück, so zerfällt seine Untersuchung eigentlich in drei Abschnitte (Cap. III. IV. V.), welche den Einfluss der Sophistik auf den Unterricht, dann auf die Sittlichkeit und zuletzt auf die wissenschaftliche Bildung, im Allgemeinen sowohl wie im Besondern auf Philosophie, Rhetorik (warum nicht auch auf Geschichte?) und Poesie darstellen sollen. Darum beginnt er zunächst (Cap. III. §. 1.) mit einer Darstellung des Unterrichts, wie er überhaupt von den Sophisten in Athen gegeben ward, um dann §. 2. (p. 44 ff.) zu den Folgen dieses Unterrichts überzugehen; es werden hier, nach einigen allgemeinen Bemerkungen, die Lehren eines Protagoras, Gorgias, Prodicus, Hippias, als der bedeutendsten Sophisten, im Einzelnen besprochen; es wird nachgewiesen, wie die Sophistik, anfangs in allen Ehren stehend, doch nach und nach herabkam, ihren wissenschaftlichen Gehalt und ihrer Würde immer mehr aufgab und an Jeden Besten um einige Minen sich verkaufte. Anderseits blieb doch immer noch der Grundsatz in Geltung, der in dem Studium der Rhetorik den Mittelpunkt und die Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung erkannte, und Ueberredung Anderer (τὸ πείθειν δύνασθαι) als höchsten Zweck des Studiums betrachtete, wie diess namentlich des Isocrates Schule und deren Richtung zeigen kann (S. 2). Am Schlusse der ganzen Erörterung hat der Verf. die Puncte zusammengestellt, in welchen nach seiner Ansicht durch die Sophisten eine Veränderung in Unterricht und Lehre bewirkt worden ist; in der Form des Unterichts und in den Gegenständen desselben trat insofern keine Veränderung ein, als Gymnastik wie Musik nach wie vor integrirende Theile desselben bildeten; aber der Inhalt ward, auch selbst bei der Musik (S. 76 ff.) ein anderer, indem diese nicht mehr zur Erhebung des Gemüthes diente, sondern in Weichlichkeit und Schlaffheit verfallen, gerade die sinnliche Richtung förderte, welche sie fernhalten sollte, was in gleicher Weise auch bei der Poesie der Fall war, während in der Gymnastik ein ähnliches Sinken, ein ähnlicher Verfall eintrat, durch welchen die attische Jugend verweichlicht, zu dem Dienste des Vaterlandes immer unfähiger ward. Neben diesem wird vom Verf noch hervorgehoben, wie früher die ganze Erziehung auf kräftige Ausbildung des Körpers in Verbindung mit einer gesunden geistigen Erziehung gerichtet war, nun aber durch die Sophisten Alles auf ein bestimmtes Wissen, auf eine Kenntniss bestimmter Gegenstände, welche dereinst nützlich seyn könnte, geführt ward; an die Stelle einer freien Geistesbildung war bald die beschränkte Kunstübung in Verbindung mit einer Art von Nützlichkeitsprincip getreten; die encyclopädische Richtung, welche die Sophisten in den Unterricht einführten, um ihren Schülern eine, wenn auch nur oberflächliche Bildung von Allem zu geben, führte zur Vielwisserei und Anmassung, zu einem Scheinwesen und gehaltloser Schwätzerei; endlich brachte die ausschliessliche Stellung, welche die Redekunst erhielt, als Mittelpunkt und Haupt aller Wissenschaft wie alles politischen und häuslichen Lebens, Vernachlässigung und Verachtung anderer Zweige der Wissenschaft, deren Beschäftigung für unnütz und werthlos galt.

Digitized by Google

In dieser Weise hat der Verf. den Einfluss der Sophistik auf den Unterricht und die wissenschaftliche Bildung der jüngeren Generation hervorgehoben; im folgenden Abschnitt kommt er auf die Veränderungen, welche in den Sitten der attischen Bevölkerung durch die Sophisten bewirkt worden sind (Cap. IV. p. 84 ff.). Nach einer kurzen, allgemeinen Vorbemerknng über die in Athen vor dem Auftreten der Sophistik herrschenden und geltenden Ansichten, folgt eine ausführliche Erörterung (S. 89—137), in welcher die der Moral so nachtheiligen Lehren der Sophisten, und die in das ganze öffentliche wie häusliche Leben der Athener alsbald eindringenden nachtheiligen Folgen hervorgehoben werden, und als Resultat der Verfall der Sittlichkeit, die Zerrüttung des Staats- wie des Familienlebens bezeichnet wird (S. 137). Dass die Wolken des Aristophanes hier besonders berücksichtigt werden (S. 110 ff.), wird besonders zu erinnern kaum nöthig seyn. In dem letzten Abschnitt Cap. V. (Quam vim Sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae studia immutanda p. 138 ff. werden dagegen die wohlthätigen Wirkungen der Sophistik auf die Pflege der Wissenschaft überhaupt geschildert, zuvörderst die durch sie hauptsächlich bewirkte allgemeine Verbreitung einer wissenschaftlichen Bildung, die fortan allerdings das ganze Leben des hellenischen Volkes durchdrang und um so wichtiger und einflussreicher werden musste, je mehr Hellas politisch sank und das öffentliche politische Leben erstarb; der allmächtige und allgewaltige Einfluss, der in Philosophie wie in der Beredsamkeit, in der ganzen Form der Rede, der mündlichen wie schriftlichen Mittheilung hervortritt, und, wie insbesondere an Euripides hier im Einzelnen gezeigt wird, auch auf die Poesie überging, sind Erscheinungen, die in gebührender Weise vom Verf. gewürdigt werden, der dann in einem Epilogus (S. 176 ff.) noch einmal die Resultate der ganzen Untersuchung vorführt, und selbst auf eine Vergleichung der Sophisten Griechenlands und ihrer Wirksamkeit mit den Encyclopädisten Frankreichs im vorigen Jahrhundert sich eingelassen hat. Indessen glauben wir doch, dass die hellenische Sophistik nie so weit gegangen ist, als das Treiben der französischen Encyclopädisten, eben so auch, dass der Einfluss der Encyclopädisten, so gross er auch immer war und so sehr er auch beigetragen hat zu der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts erfolgten Umwälzung, doch auf die Wissenschaft selbst nicht den Einfluss, den allgemeinen und Alles durchdringenden ausgeübt hat, den wir der griechischen Sophistik zuerkennen müssen, wollen wir anders nicht ungerecht seyn, und nach einzelnen Auswüchsen und selbst verderblichen Richtungen, die allerdings hier nicht ausblieben, die ganze Erscheinung bemessen und beurtheilen. Eben darum schliessen wir gerne mit den Worten des Verf., die auch unsere Ueberzeugung aussprechen: „Quare de literarum studiis universe bene meruisse censendi sunt sophistae, quippe qui multis de rebus quaerere instituerunt, de quibus antea numquam adhuc disputatum fuerat, et ita viam aperuerunt ad philosophiam politicam et moralem, quae deinceps viguit, iidemque primi solutam orationem artificiosius excoluerunt optimisque Atticis scriptoribus scribendi praecepta tradiderunt."

Digitized by Google

Aristophanes. Von Ludwig Seeger. Erster Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt (J. Rutten), 1844. Lieferung 1 bis 3. 362 S. in 8.

Es wird gewiss nur für ein erfreuliches Zeichen gelten können, wenn wiederholte Versuche gemacht werden, die Dramen des Altmeisters attischer Komödie bei uns durch zweckmässige Uebertragung immer mehr einzuführen und zu verbreiten, auch bei demjenigen Publikum, welches, der griechischen Sprache unkundig, die Originale nicht zu lesen vermag, aber bei einer näheren Bekanntschaft mit denselben, wie sie durch solche Uebersetzungen bewirkt werden soll, gewiss nur gewinnen kann; denn es wird dann auch einzusehen vermögen, warum die gebildeten Humanisten jeder Zeit die Stücke des Aristophanes so hochgestellt, warum sie mit einer Bewunderung davon gesprochen haben, die Manchen unbegreiflich, nur in blinder Vorliebe für Alles, was nun einmal griechisch sey, begründet erschien. Soll in einer Zeit, die zwar vom griechischen Geiste Viel zu reden und auch zu faseln weiss, die aber bei ihren materialistischen Strebungen dem ernsten Betrieb classischer Studien, wodurch doch allein dieser Geist gewonnen werden kann, in der That abhold ist, und in dieser ihrer Kurzsichtigkeit die Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur höchstens für eine abgekommene, unpraktische Antiquitätenliebhaberei ansieht, eine bessere Ansicht Raum gewinnen, die getragen und gestützt durch die Gelehrten und die Männer vom Fach, dann auch in weiteren Kreisen sich Eingang und Verbreitung schafft, so mögen allerdings Uebersetzungen der Meisterwerke griechischer Literatur dazu förderlich seyn, wenn sie anders so eingerichtet sind, dass sie nicht durch die fremdartige Form, in der sie uns jenen Kern bringen, abstossen, sondern vielmehr durch eine uns ansprechende Form ihn erst recht geniessbar machen. Diess ist nun freilich nicht so leicht, als man auf den ersten Augenblick denken mag, es gehört vielmehr dazu eine wahre Kunst, die Manchem von Denen abgeht, welche bisher im Uebersetzen sich versucht, und es bequemer fanden, in der möglichsten Treue, die sie als Hauptziel ihrer Aufgabe sich stellten, das zu erreichen, was wohl dem ungeübten Schüler als Hülfsmittel zu seinem Studium gleich einer Ausgabe mit Note „ad modum Minellii“ dienen kann, jenem höheren Zweck aber durchaus fern bleibt, öfters eher nachtheilig als förderlich einwirkte, weil es eher abschrecken als anziehen musste. Zwar hat unsere Zeit dieser Uebersetzungsmanier so ziemlich den Stab gebrochen; man verlangt jetzt von dem Uebersetzer etwas ganz Anderes, man verlangt, und mit Recht, von ihm weit mehr, eben weil man ein höheres und ehrenvolleres Ziel dabei vor Augen hat. „Wer uns Uebersetzungen der griechischen Dichter bietet, deutsche Uebersetzungen, nicht in jenem berüchtigten Uebersetzerrothwelsch abgefasst, wo die goldenen Aepfel statt in silbernen Schalen, auf „fünf gezottelter Ziegenpelz-Einpolsterung“ liegen, auch der dient nach seiner Kraft dem Geiste der neuen Zeit, auch seine Arbeit bildet ein Glied in der Kette der gründlich reformatorischen Bestrebungen unserer Tage.“ Von einer solchen Reform der wahren und ächten, aus den ewig lautoren Quellen

Digitized by Google

hellenischen Geistes zu schöpfender Bildung dürfen wir allerdings das Beste erwarten in einer Zeit, wo die Wissenschaft sich zu verflachen und wahre geistige Bildung in dem Strome sinnlicher Genüsse oder in frivoler Seichtigkeit unterzugehen droht.

„Wir müssen, das ist jetzt die Aufgabe, vor allen Dingen deutsch und poetisch übersetzen. Die Treue, versteht sich hiebei von selbst, wenn auch diese nicht eine buchstäbliche seyn darf, wobei das summum jus, das man den Alten angedeihen lässt, zur summa injuria wird, mit treuer Liebe müssen wir übersetzen, damit man uns traduttori nicht länger traditori nenne" (S. 17). Mit diesen Worten hat der neue Uebersetzer des Aristophanes auch seine Stellung und sein Streben bezeichnet, das von jener buchstäblichen Treue, die in den unnatürlichsten Wendungen, Worten und Constructionen sich gefällt und, wie der Verf. sich ausdrückt, der Sprache mit grober Faust ins Gesicht schlägt, durchaus sich entfernt hält, auch keineswegs die Sprache einer von Schulmeistern ausgeklügelten Metrik zu Liebe knechtet und ihr Lebensprincip des Accents und der rhythmischen Bewegung zu Gunsten abstracter metrischer Gesetze, die in dem Lebensprocess unserer Sprache und Poesie keinerlei Begründung haben, verläugnen will. „Streng müssen wir seyn, wie Voss, aber nicht pedantisch, frei wie Wieland, aber nicht willkührlich" (S. 17). Und freuen wir uns, wenn wir sehen, wie der Verf. durch Vermeidung dieser buchstäblichen, zur wahren Caricatur gewordenen Treue, und ebenso der entgegengesetzten, das Antike durchaus verwischenden und selbst verflachenden Weise einen Weg gefunden hat, auf welchem der ewig jugendlich frische Geist des hellenischen Lebens, wie er sich in den schönsten Erzeugnissen der Poesie kund gibt, allerdings auch in weiteren Kreisen, als den bloss gelehrten, verbreitet werden kann. Ueber diesen Weg hat sich der Verf. in dem anziehend geschriebenen Vorwort näher ausgesprochen, und hier die Gründe näher erörtert, warum er in dem Dialog den jambischen Trimeter der Griechen, dessen reine Durchführung ohnehin eine Unmöglichkeit sey, verlassen, und dafür deutsche Jamben, akatalektische und hyperkatalektische in passender Abwechslung, wie in Schiller's und Göthe's Dramen, vorgezogen (S. 17). Für die Chöre verlangt der Verf. metrisch treue Nachbildung, so weit sie kritisch festgestellt und unserm Ohre zugänglich sind; im Uebrigen aber einen, vom Uebersetzer mit eigenem Takt und Gefühl frei gewählten, dem Gang der Gedanken und Empfindungen aber wohl entsprechenden Rhythmus, der geeignet ist, auf deutsche Leser eine Wirkung hervorzubringen, ähnlich derjenigen, welche der Rhythmus des Originals auf das Ohr der Griechen hervorbrachte, so dass eine in der That genussreiche, durch keine Härten sprachlicher oder rhythmischer Art gestörte Lectüre für den gebildeten Kunstfreund erzielt und die Uebersetzungskunst wahrhaft populär gemacht werde (S. 18). Wenn er weiter der Ansicht ist, „dass der hellenische Geist seine Mission in Deutschland noch nicht erfüllt habe", dass Dichter wie ein Aeschylus, ein Aristophanes, „solche Männer des begeisterten Wortes und der begeisterten That unseren Bücher- und Stubenmenschen vorgeführt, dass ihre Werke dem deutschen Volke in seiner Sprache ans Herz

Digitized by Google

gelegt werden müssten" — so wird der Freund des Alterthums ihm gern seinen vollen Beifall zollen. Auch die Ansicht des Verf. von Aristophanes und seinen Dramen, die er als wahre Zeitbilder mit allem Recht ansieht, in welchen alle Interessen der Zeit, alle politischen, literärischen, socialen Zustände, alle Fragen, welche die attische Welt bewegten, ihre Stellung erhalten haben, zeigt, dass er in den Geist des Dichters, den er in deutschem Gewande bringt, eingedrungen ist; die Einleitung, meist historischer oder literärischer Art, die jedem Stück vorgesetzt ist, sowie die erklärenden Bemerkungen, welche am Schlusse eines jeden Stücks folgen, geben ebenfalls davon Zeugniss, und empfehlen sich durch dieselbe gewandte Darstellung, die wir auch in dem Vorwort, welches die oben besprochenen Grundsätze des Verf. näher entwickelt, gefunden haben, und die wir auch bald in der Uebertragung selbst allerwärts finden, mit in Folge der vom Verf. gewählten metrischen Aenderung, die ihn freier sich bewegen und jene Härten vermeiden liess, die sonst unvermeidbar sind. Man vergleiche z. B. die Rede des Dikäopolis in den Acharnern Vs. 497 ff., oder die bald darauf folgende Parabase Vs. 627 ff., die in einer solchen natürlichen und fliessenden Weise gehalten sind, dass nur die eigenen Namen und die geschichtlichen, hier vorkommenden Beziehungen uns an das fremde Original erinnern können. Oder man lese z. B. in den Fröschen die verschiedenen, Vs. 326 ff., auf einander folgenden Gegensätze, bald ernsten, bald heiteren Charakters, oder Vers 688 ff., oder die Schlussgesänge mit den dazu gehörigen Abschnitten des Pluto und Aeschylus Vs. 1489 ff., um sich zu überzeugen, dass unser Urtheil keineswegs unbegründet ist, indem uns leider der Raum nicht erlaubt, diese Stellen, oder auch andere in ähnlicher Weise gehaltenen, hier wörtlich auszuschreiben. Mag auch Einzelnes hier oder dort dem strengen Metriker Anstoss erregen, wie wäre bei vielen Tausend Versen so etwas zu vermeiden? Der Totaleindruck des Ganzen muss hier entscheiden, und dieser ist jedenfalls ein günstiger, befriedigender, der uns auch von der weitern Fortsetzung — denn was bis jetzt erschienen ist, enthält erst drei Stücke: Acharner, Frösche, Ritter, — das Beste erwarten lässt! Möge es dem Verf. gelingen, eine Bahn zu brechen, und durch seine Uebersetzung beizutragen, hellenischen Geist und hellenische Bildung unter uns immer mehr zu verbreiten, und den Sinn dafür wach und rege zu erhalten. In zwei Bänden mit eilf Lieferungen, deren jede ein Stück enthält, soll das Ganze, das eine passende äussere Ausstattung erhalten hat, abgeschlossen seyn.

So weit hatte Ref. geschrieben, als ihm die 4. und 5. Lieferung zukam, welche die Wolken enthält und damit den ersten Band des Ganzen zum Abschluss bringt. Die eben ausgesprochenen Erwartungen sind hier in der schönsten Weise erfüllt worden, ja es scheint der gewandte Uebersetzer diesem so viel in neuester Zeit besprochenen, auch mehrfach übersetzten Stücke eine besondere Sorgfalt zugewendet zu haben, um damit zugleich alle die Fragen befriedigend zu lösen, zu welchen dieses Stück vorzugsweise durch seine Anlage wie durch seine Ausführung Veranlassung gegeben hat. Und wer mit den vielfach gepflogenen Untersuchungen darüber bekannt ist, weiss auch, dass dies nichts Leichtes

Digitized by Google

ist. Der Erörterung dieser Gegenstände ist eine ausführliche Einleitung gewidmet (S. 365—428), in welcher zum Theil mit und hauptsächlich die Punkte besprochen werden, über die wir schon oben bei der Anzeige der Schrift von Grothe etc. (welche dem Verf. ebensowenig fremd geblieben ist — vergl. S. 417. — als die übrige gesammte, auf dieses Stück bezügliche Literatur) uns ausgesprochen haben. In der Art und Weise aber, wie der Verf. diesen Gegenstand behandelt, hat er in der That gezeigt, wie es möglich ist, auch in einer für ein grösseres Publikum anziehenden Form, unbeschadet aller Gründlichkeit der Erörterung, Gegenstände des Alterthums, die unserer Zeit fern zu liegen scheinen, zu behandeln und eben dadurch dieselben unserer Zeit, unsern Anschauungen, unserer Sinn- und Denkweise nahe zu bringen. Die Verhältnisse der Philosophie, insbesondere der Sophistik, eben so auch des Plato und Socrates, die Stellung der Komödie diesen gegenüber, die persönlichen Beziehungen des Aristophanes zu Socrates treten hier in einer sehr anschaulichen Weise hervor, welche das Verständniss des ganzen Stücks wesentlich fördern, und eine richtige Würdigung desselben herbeizuführen vermag; die Uebersetzung bewegt sich in einem natürlichen und ungekünstelten Fluss der Rede, möglichst getreu Sinn und Ausdruck, wie Färbung und Haltung des Originals wiedergebend; in den ausführlicher ausgefallenen Erörterungen (S. 509—584) wird auch der Mann von Fach nicht Weniges finden, was einer besonderen Beachtung werth erscheint.

Chr. Bähr.

Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, von Dr. Ludwig Häusser, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Heidelberg. Erster Band. Heidelberg Mohr, 1845. XXIV. und 652 S.

Der hier behandelte Gegenstand bedarf wohl nicht der Rechtfertigung; eher könnte man es auffallend finden, dass die Pfalz nicht schon lange ihren Geschichtschreiber gefunden hat. Man ist seit Spittler allmählig zu der Einsicht gekommen, dass wir nicht eher zu der erschöpfenden Uebersicht über die allgemeine Entwicklung unserer Geschichte gelangen werden, als bis das vielgestaltige Provinzialleben seine speciellen Bearbeitungen gefunden hat; und während uns eine genügende deutsche Geschichte noch ganz fehlt, sind Bücher wie die Spittler'schen, Wenk's und Rommel's hessische, Pfister's schwäbische, Stälin's würtembergische, Stenzel's preussische Geschichte der gerechten Anerkennung durchaus würdig, die sie in und ausserhalb ihrer Provinz gefunden haben. Man könnte noch viele andere, in kleineren Kreisen bedeutende, nennen, und doch wie Vieles ist noch zu thun! Eine Geschichte der deutschen Provinzen nach ihren Stammesverschiedenheiten, nach dem sächsischen, schwäbischen, fränkischen Element fehlt uns

Digitized by Google

noch; eine Darstellung der Städteentwicklung namentlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ist bei jedem Studium der deutschen Geschichte eine schmerzliche Lücke; ganze Provinzen, zum Theil nicht unbedeutende, warten noch auf eine Bearbeitung.

Unter denen, die auf eine hervorragende Wichtigkeit Anspruch machen dürfen, ist die rheinische Pfalz eine der ersten. Schon ehe sich ein eigentliches pfälzisches Territorium abschliesst, bietet die Betrachtung des pfalzgräflichen Amtes in seinen verschiedenen Stadien, und seine endliche Entfaltung zur ersten weltlichen Reichswürde ein gewisses Interesse; seit ihrer Feststellung und dem allmähligen Heranwachsen eines pfälzischen Gebietes wird die Bedeutung eine allgemein deutsche. Charakteristische Züge der deutschen Geschichte sind hier in eigenthümlicher Weise ausgeprägt; es gab kaum ein Land, wo sich Hof, Regierung, Universität, Kirche, Kunst so an einem Orte concentrirt haben, wie in dem alten pfälzischen Heidelberg. Mit dem sechszehnten Jahrhundert tritt Kurpfalz an die Spitze einer kirchlichen Parthei; das reformirte Element wird nicht nur im Volke herrschend, sondern gibt auch der pfälzischen Politik ihre eigenthümliche Richtung. Was England und Holland gegenüber der alten Kirche und der alten Monarchie unternommen haben, versucht mit geringeren Kräften Kurpfalz in Deutschland; es nimmt daher in demselben Augenblicke, wo die übrigen deutschen Staaten in Unbedeutsamkeit oder theologischer Klopffechterei untergehen, die Pfalz einen so universellen, geistig gebietenden Rang ein, dass selbst Männer wie Heinrich IV. von Frankreich und Moriz von Hessen von ihr die Entscheidung der deutschen Angelegenheiten erwarten. Heidelberg war damals (zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) die erste Bildungsanstalt in Europa, sein Hof an staatsmännischen Berühmtheiten reich wie kein anderer, und Fürsten wie Johann Casimir oder selbst Friedrich IV. schienen eine entscheidende Wendung durch ihre Persönlichkeit zu verkünden. Wie das Alles zerstob und die Ueberspannung der Kräfte das Ganze brechen machte, ist die Aufgabe unserer Geschichte zu zeigen.

Die Katastrophe des dreissigjährigen Krieges, dessen Leidensbecher vom pfälzischen Volke bis auf die Hefe geleert wird, die Versuche der Wiederherstellung durch den trefflichen Karl Ludwig und die von Neuem hereinbrechenden Leiden des orleans'schen Krieges haben von jeher auch in der allgemeinen deutschen Geschichte eine theilnehmende Erwähnung gefunden, auch wenn man den wahren Gang in seinem ganzen Detail nur unvollkommen kannte. Gerade hier ist auch der Stoff für den Darsteller biegsamer und bewegender als irgendwo. Der Untergang des simmer'schen Hauses, das Aufwühlen der fürstlichen Gräber durch Melac's mordbrennerische Horden, das völlige Zerstören eines Gebäudes, an dem noch Karl Ludwig ein Menschenleben gebaut, sind Züge einer Tragödie, die sich versöhnend abschliesst durch die ungeahnte Grösse der hinterlassenen Nachkommen. Eine Tochter des verfolgten Böhmenkönigs führt ihre Kinder auf den Thron der Stuarts, eine Enkelin wird die Stammmutter des Hauses Orleans, eine Urenkelin ist die Mutter des Hauses Lothringen auf dem deutschen Kaiserthron und ein Vetter Fried-

Digitized by Google

rich's V. erwirbt seinen drei Nachkommen die schwedische Krone, die unter den Pfälzern noch einmal den ganzen Norden erzittern macht.

Dass dieser Stoff keinen Bearbeiter gefunden, lag zunächst in der politischen Auflösung der Pfalz; es ward von oben her kein Anstoss gegeben und von unten fehlte die aufmunternde Theilnahme einer Bevölkerung, die ihren pfälzischen Erinnerungen allmählig entwuchs. Vorarbeiten waren sehr wenige verhanden, das Meiste musste aus ungedruckten Quellen geschrieben werden, und die waren mit der Auflösung des pfälzischen Kurlandes nach allen Seiten hin zerstreut worden. Der Verf. vorliegenden Werkes hat in einer eigenen Beilage Rechenschaft gegeben von dem Resultate seiner Forschungen in den Archiven und Bibliotheken zu München, Karlsruhe, Heidelberg und Speyer; aus dem Buche selbst wird sich zeigen, dass ganze Abschnitte, namentlich des zweiten Bandes, nur aus archivalischen Quellen geschöpft sind. Diese Schwierigkeit der Vorarbeit trat auch der Leichtigkeit der Darstellung hemmend in den Weg, und der Verf. muss wünschen, dass man bei der Beurtheilung dies immer berücksichtigen möge.

Als Mittelpunkt des Ganzen ist die Kurpfalz angenommen worden; ohne die Linien zu vernachlässigen, musste doch dem Punkt, von dem sich das Ganze der Entwickelung am besten überschauen lässt, der weitaus grössere Theil des Buches gewidmet werden. So wurde auch die Universität hereingezogen, ohne doch in die eigentliche Literatur sich zu verlieren; die Universität wurde da am ausführlichsten behandelt, wo sie mit dem Ganzen der pfälzischen Entwickelung im engsten Zusammenhang stand, da kürzer abgethan, wo sie sich nur als Geschichte einer gelehrten Corporation isolirt. Im zweiten Bande ist ohnedies der Stoff so reichhaltig und von so vielfach fesselndem Interesse, dass ein sich Gehenlassen ohne genaue Beschränkung das ganze Werk hätte sehr erweitern müssen; gerade das wollte aber der Verf. vermeiden. Es sollte dem Pfälzer das Wichtigste seiner Landesgeschichte, dem Freunde der allgemein deutschen Geschichte das Nothwendige und Unumgängliche gegeben werden.

Ueber Plan, Anlage und Grundansicht hat sich der Verf. in der Vorrede ausführlich ausgesprochen; es ist der Beurtheilung, die nach dem Wesen und Inhalt fragt, dadurch ziemlich leicht gemacht zu wissen, was sie in dem Buche zu suchen hat oder nicht.

L. Haeusser.

***Bibliothekarische Unterhaltungen.** Herausgegeben von Dr. J. F. L. Th. Merzdorf, Grossherzogl. Oldenburg. Bibliothekssecretär, mehrerer Gesellschaften Mitgliede. Mit Urkunden. Oldenburg. Verlag der Schulze'schen Buchhandlung (W. Berndt). 1844. VIII. und LXXXVI. 173 S. in gr. 8.*

Was unter diesem Titel vorgelegt wird, besteht zum Theil aus Eigenem und Neuem, zum Theil aus einem freilich grossentheils ganz-

Digitized by Google

lich umgearbeiteten Wiederabdruck einer schon früher herausgekommenen, aber durch einen unglücklichen Brand fast gänzlich vernichteten Arbeit, welche in den Jahren 1794 und 1795 der verstorbene Bibliothekar L. W. C. von Halem unter dem Titel „Bibliographische Unterhaltungen" in zwei Heften in 8. zunächst wohl in der Absicht herausgegeben, um durch Mittheilungen über einzelne werthvolle Schätze der kurz zuvor zu Oldenburg errichteten öffentlichen Bibliothek auf diese selbst die Aufmerksamkeit des Publicums zu lenken und zugleich der gelehrten Welt durch diese Beiträge nützlich zu werden. Die vorliegende Schrift hat unter dem wenig veränderten Titel (bibliothekarisch allerdings hier richtiger als bibliographisch) diese Mittheilungen wieder aufgenommen, aber sie gibt sie nicht unverändert, indem von den vierzehn Nummern, welche das erste Heft oder Stück der von Halem'schen Arbeit enthält, in diesem Bande fünf gänzlich umgearbeitet erscheinen, die übrigen aber ebenfalls so umgestaltet und verändert sind, wie diess der nach den fünfzig dazwischen liegenden Jahren allerdings veränderte Standpunkt der Wissenschaft zu verlangen schien; unter sechs weiteren Nummern wurden aber so viele ganz neue Abschnitte von dem Herausgeber hinzugefügt, der auch eine Geschichte der Bibliotheken in Oldenburg vorausgeschickt hat, welche auf sechs und achtzig besonders paginirten Seiten einen mit grosser Sorgfalt und Detailkenntniss auf urkundlicher Grundlage ausgearbeiteten dankenswerthen Beitrag zur Geschichte bibliographischer Kunde in Deutschland überhaupt bringt. Der Verf. geht hier bis auf die frühesten Zeiten zurück, wo Klöster die Sitze der Bildung und Wissenschaft, und damit auch die Orte waren, wo Handschriften und Bücher zuerst aufbewahrt wurden. Inzwischen bieten die verschiedenen Klöster Oldenburgs, wie der Verf. hier zeigt, doch nur wenig Ausbeute; bei Einziehung und Aufhebung derselben um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ging aus ihnen, durch den Grafen Christoph, einen eifrigen Beförderer der Reformation, die gräfliche Bibliothek zu Oldenburg hervor, welche am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nach Varel kam, und die gräflich Oldenburgische (später Bentinck'sche) Bibliothek bildete, aber im Jahre 1751 bei dem Schlossbrand zu Varel zu Grunde ging, worauf (mit dem Jahre 1767) der Anfang mit der Anlage einer neuen Bibliothek gemacht wurde, die später verkauft, jedoch dann grösstentheils von dem Grafen Gustav Adolph von Bentinck wieder erstanden ward. Sie zählt nach dem Katalog an 5212 Nummern. Nun folgt die Geschichte der öffentlichen Bibliothek zu Jever, an welche sich dann die grossherzogliche öffentliche Bibliothek zu Oldenburg schliesst, die bedeutendste des Landes, jetzt bis zu sechzigtausend Bänden angewachsen. Auch sie verdankt, wie die meisten derartigen Anstalten, ihre Entstehung der Fürsorge eines Fürsten, der, selbst ein Freund und Kenner der Wissenschaft, den Mangel einer Büchersammlung fühlend, durch den Ankauf der Bibliothek des hannoverschen Hofraths G. F. Brandes den Grund zu einer Bibliothek legte. Nach dem im Jahre 1790 abgeschlossenen Contract blieb der Besitzer bis zu seinem Tode (der aber schon 1791 erfolgte) im völligen Besitz der Bibliothek, erhielt jährlich 300 Thaler in

Digitized by Google

menlehre meist mehr oder minder ein mechanisch auswendig Gelerntes, und nicht ein in das Bewusstseyn Aufgenommenes bleibt, bald auch in ein entgegengesetztes Extrem fallen, in welchem sie schon bei den einfachsten Theilen der Formenlehre mit Uebungssätzen kommen, die in Bildung und Construction viel zu schwer sind, um von dem Schüler schon erfasst werden zu können, der hier Vieles, was er noch gar nicht kennt, was er erst später kennen lernen soll, blindlings annehmen muss, eben darum aber zu keiner Einsicht in dasselbe gelangt, schlägt der Verfasser einen andern Weg ein, der die Nachtheile in beiden Fällen vermeiden und ihr Gutes vereinigen soll. Er verbindet nemlich die Formenlehre gleich vom Anfang an mit Uebungsstücken, und lehrt sie auf diese Weise an Sätzen, in welchen er, von den einfachsten Verbindungen eines Nominativs mit einem Verbum in der dritten Person ausgehend, dann immer allmählig und stufenweise (wie diess auch in der Vorrede S. IV ff. noch näher nachgewiesen wird) weiter schreitend, durch die verschiedenen Casus- wie Verbal-Formen zuletzt zu dem Punkt gelangt, wo dem nun hinlänglich vorbereiteten, mit der Formenlehre in allen ihren Theilen, und zwar nicht bloss dem Gedächtniss nach, sondern auch in der unmittelbaren Anwendung bekannten Schüler ein Lesebuch in die Hand gegeben werden kann. So verbindet sich schon von den ersten Stufen an die Praxis mit der Theorie, welcher bei Anfängern ohnehin kein zu grosser Spielraum zu verstatten ist, da sie, hier beschränkt, später, wenn der gehörige Grund gelegt ist, mit desto grösserem Erfolg in grösserer Ausdehnung gelehrt werden kann: dann wird auch, wenn durch Lectüre das Gefühl des Schülers für das Lateinische angeregt ist, von eigentlichen Stylübungen desto eher die Rede seyn können, als sie, früher versucht, leicht ohne die gewünschte Wirkung bleiben. Nach dem Verfasser soll der Schüler auf dem in diesem Elementarbuche eingeschlagenen Wege zu einem lebendigen und darum auch sichern Bewusstseyn des Gegenstandes gelangen, er soll, so in die Sprache eingeführt, dann auch ein um so grösseres Interesse an derselben gewinnen, was für alle Folge schnellere und namhaftere Fortschritte verspricht. Aus diesen Gründen werden aber alle Schulmänner auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen seyn, zumal als Versuche damit angestellt auf mehreren Lehranstalten in Baden, nach den dem Ref. zugekommenen Nachrichten sehr befriedigend ausgefallen sind.

Die Formenlehre in Beispielen reicht von Seite 1—77 in 197 §§. Die Beispiele sind mit Sorgfalt und Umsicht ausgewählt und möchten nur selten zu einem Bedenken oder Zweifel Veranlassung geben, wie diess z. B. Seite 18 bei dem Satze „praeceptor contentus fuit de discipulorum diligentia", oder selbst S. 2 bei den Worten „Romani saepe in periculis imminentibus diis deabusque templa voverunt" der Fall seyn kann, oder vielleicht selbst S. 26. §. 71 und 72. Auch S. 23 §. 66 wird es wohl besser heissen: „Nulla salus in bello" als „Nulla salus bello." Doch an solchen Einzelheiten wird man um so weniger Anstoss nehmen, als gerade die gut lateinische Fassung dieser Beispielsätze ein Vorzug ist, der diese Uebungsstücke so vortheilhaft vor manchen

Digitized by Google

ähnlichen Büchern, z. B. vor dem Reuss'schen mit seinem störenden, oft geradezu fehlerhaften Küchenlatein, auszeichnet.

Auf die so eingerichtete Formenlehre folgt S. 78—196 oder §. 198 bis 489 ein lateinisches Lesebuch mit untergesetzten Noten, welche einzelne Satzverhältnisse, die dem Schüler noch nicht bekannt seyn können und Structurverhältnisse erläutern, aber streng auf diese sich beschränken und in keinerlei Ausführlichkeit ausarten. Die darin enthaltenen Lesestücke folgen ebenfalls einem strengen Stufengang, schreiten vom Leichteren zum Schwereren fort, so dass nach und nach die verschiedenen syntaktischen Eigenthümlichkeiten der Sprache, die Structur und dergleichen berührt werden, wobei die Noten immer kürzer werden, bis sie zuletzt ganz verschwinden. Gespräche, Fabeln und kleine Erzählungen, Naturgeschichtliches, Geschichtliches, Länder- und Völkerkunde bilden die fünf Rubriken, unter welche diese Lesestücke gebracht sind. Darauf folgt (S. 197—302) die Grammatik in einer zusammenhängenden Formenlehre und Syntax; die gedrängte Kürze, in der Alles gehalten ist, die Klarheit und Bestimmtheit der Definitionen, in welchen alles Ueberflüssige vermieden ist, wird dem Buche zu keiner geringen Empfehlung gereichen; eine zweckmässige Einrichtung wird man auch darin anerkennen, dass in der Syntax durch verschiedenen Druck das Allgemeinere und durchaus Nothwendige vor dem Specielleren, und darum beim ersten Erlernen zu Ueberschlagenden unterschieden ist, wodurch das Buch zugleich für die verschiedenen Stufen des Unterrichts bequem sich gebrauchen lässt. Zwei Anhänge bringen ein Wörterverzeichniss zur Formenlehre in Beispielen, und ein alphabetisches Wörterbuch zu den Lesestücken (114 S.). Mit der äusseren Ausstattung hat man alle Ursache zufrieden zu seyn; den Preis wird man so billig als möglich gestellt finden.

Lebensschattirungen. Teutschlands reiferer Jugend zur Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes gewidmet von dem Verfasser der „Kinder der Wittwe" [Eduard von Ambach]. Erster Band: Tirol und seiner Braven Liebe zum Kaiserhaus in den Tagen der Gefahr, oder der schwarze Schütze vom Passeyrthal. Ein Charaktergemälde aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts für die reifere Jugend. Mit einem Stahlstich. Augsburg 1841. Verlag von J. A. Schlosser's Buchhandlung. VIII. und 215 S. in 8.

Wenige von Denen, die jetzt so zahlreich das schöne Gebirgsland Tirol durchwandern, werden sich noch der Ereignisse erinnern, deren Schauplatz dieses Land in den Jahren 1809 und 1813 war, wo ganz Deutschland dorthin seine Blicke gerichtet hatte, voll von Bewunderung für ein Volk, das mit wahrer Begeisterung für seinen angestammten Herrscher, für seine Rechte und seinen Glauben sich erhob, dann aber preisgegeben der Uebermacht des corsischen Welteroberers unterlag, wenn gleich

Digitized by Google

Männer an seiner Spitze kämpften, würdig, den bewunderten Helden Griechenlands an die Seite gestellt zu werden. Das Gedächtniss an diese Ereignisse und diese Thaten zu erneuern, scheint Bestimmung dieses zunächst für jugendliche Gemüther berechneten Buches zu seyn, das in einer freieren Form jene Ereignisse und Kämpfe, besonders einen Andreas Hofer, schildert, jedenfalls diese zum Mittelpunkt des Ganzen genommen hat.

Konzilien-Lexicon, enthaltend: sämmtliche General-, National-, Provinzial- und Particular-Konzilien, vom ersten Konzilium zu Jerusalem bis auf das Konzilium zu Paris 1811; den Gegenstand ihrer Verhandlungen; deren Entscheidungen über Dogma und Disciplin und die Irrlehren, welche darin verworfen wurden. Mit einer Sammlung der wichtigsten Canonen, nach ihrem Inhalte geordnet und mit einer chronologischen Tabelle sämmtlicher Konzilien, von Allez. Aus dem Französischen übersetzt von P. Maurus Disch, Kapitular des Benedictiner-Stiftes Michaelbeuern; der Zeit Professor an der katholischen Studienanstalt zu St. Stephan in Augsburg. Augsburg, 1843. 8. F. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung. Erster Band. XXXII. und 388 S. Zweiter Band. 120 und 245 Seiten.

Der ausführliche, hier genau angegebene Titel zeigt schon zur Genüge an, was man in diesem Wörterbuch zu erwarten, was man zu finden hat. Nach der Vorrede soll es vorzüglich Geistlichen und Solchen dienen, welche, da sie weder Zeit noch Musse haben, die grösseren Concilienwerke zu studiren, um aus ihnen eine genügende Kenntniss der Dogmen- und Disciplinarvorschriften der katholischen Kirche und was daran sich knüpft, zu gewinnen, in diesem, aus diesen bändereichen Quellen geschöpften Lexicon einen befriedigenden Ersatz dafür erhalten sollen. In einer Zeit, wo man die Mühe scheut, durch grosse und umfassende Werke, wie die Conciliensammlungen allerdings sind, sich durchzuarbeiten, während auch diese meist nur in grösseren Bibliotheken zugänglich sind, mag daher ein solches Werk allerdings einem Bedürfniss abhelfen, das durch die gesteigerte Theilnahme an den kirchlichen Interessen, bei den wiederholt zur Sprache kommenden Fragen nach den Rechten der Kirche, des Pabsts, der Bischöfe, der Concilien u. s. w. Befriedigung verlangt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Histoire des Belges à la fin du dixhuitième siècle. Avec une introduction contenant la partie diplomatique de cette histoire pendant les regnes de Charles VI. et de Marie Thérèse. Par Ad. Borgnet, professeur à l'université de Liége, Membre correspondant de l.Académie Royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Tome second. Bruxelles. 1844. 430 S.

Bei der Anzeige des ersten Bandes dieses Werks im Januarstück dieser Jahrbücher ward am Schlusse bemerkt, dass dieser zweite Theil dem Ref. weit wichtiger zu seyn scheine, als der erste, und dass er dessbalb über denselben ausführlicher berichten wolle. Diess soll in dieser besondern Anzeige geschehen; Ref. hat desshalb auch ausdrücklich das 9. und 10. Capitel des ersten Theils nicht berührt gehabt, weil er sie für unzertrennlich vom zweiten hielt.

Der Anfang des 9. Capitels beschäftigt sich mit der Stellung, welche der Graf Mercy 1791 als Interimsstatthalter annahm, und berichtet, wie er in Beziehung auf das Verhältniss der demokratischen Vonckisten dachte, und wie er sie gegen die hierarchisch-aristokratische Parthei gebrauchen zu müssen glaubte. In dieser Beziehung theilt Herr Borgnet höchst interessante Actenstücke mit. Seite 230 findet man zuerst ein Schreiben Mercy's an den Fürsten Kaunitz, worin er sagt:

Die demokratische Richtung zeigt sich nicht bloss unter Offizieren und Militärbeamten, sondern sie zeigt sich auch unter den Regierungs- und Gerichtsbeamten, und das Benehmen der Stände hat gerade, weil sie sich so sehr widersetzen, die gefährliche Stimmung vermehrt. Alles das ist bis dahin ohne Bedenklichkeit; im Gegentheil, es geht etwas Gutes daraus hervor, und es würde noch viel mehr daraus hervorgehen, wenn man nur sicher wäre, dass man zu rechter Zeit den Einfluss von Grundsätzen, die jede bürgerliche Ordnung umstossen, hemmen könnte. Bei der herrschenden ansteckenden moralischen Krankheit sind aber die Verheerungen schnell und die Extreme berühren sich. In diesem

Digitized by Google

Augenblick schliessen sich freilich die, welche das allgemeine Beste wollen, oder doch glauben machen, dass sie es wollen, an die gebietende Macht an, rufen sie sogar zu Hülfe; nächstens aber kann die grosse Frage über die gesetzgebende Gewalt in Belgien alle Köpfe schwindeln machen; käme es wirklich dahin, dann hätte man zu bedauern, dass man den rechten Augenblick versäumt habe, um entweder in Verbindung mit den Ständen oder ohne sie, wenn sie sich weigern sollten, eine neue Art Volksrepräsentation einzuführen. Er fügt an derselben Stelle den Schluss eines Berichts an, den Mercy etwas später dem Generalgouvernement abstattete, worin es heisst:

Ein Punct, der viel Aufmerksamkeit fordert, geht die Demokraten oder Vonckisten an. Die Stände haben sich freilich so benommen, dass die Regierung sich gerade nicht viel um sie zu bekümmern hat; allein es ist auch sehr gefährlich, wenn man sich zu leicht und zu schnell mit der entgegengesetzten Parthei einlässt, besonders wenn man das Beispiel des Unglücks von Frankreich in Betrachtung zieht und auf die französischen Propagandisten Rücksicht nimmt, welche sich hier befinden und mich besorgt machen. Ich habe mich also darauf beschränken müssen, die Vonckisten nicht geradezu abzuschrecken, und denke ihre Absichten erst nach der Inauguration des Generalgouvernements zu prüfen, habe sie jedoch auf die Bestimmungen der Frankfurter Declaration zurückgeführt. Ein Hauptgegenstand, mit dem ich mich während meines hiesigen Aufenthalts beschäftigt habe, war gerade, die Vonckisten zurückzuhalten, ohne sie abzuschrecken oder sie muthlos zu machen. Dazu setzt der Verf., der den Ständen seiner jetzt wieder von den Sprösslingen dieser Stände regierten Belgier viel günstiger ist, als Ref. ihnen seyn kann, S. 232 Folgendes:

Im Juni und Juli 1791 kam die Regierungsgewalt in andere Hände; Albert und Marie Christine nahmen mit denselben Vollmachten, die sie 1788 gehabt hatten, wiederum Besitz von ihrer Generalstatthalterschaft, und der Graf von Metternich Wineburg ward an des Grafen Mercy Stelle bevollmächtigter Minister. Metternich war (ganz natürlich!!) gegen die Repräsentanten des Mittelalters nicht so eingenommen als Mercy, und hätte er gleich anfangs die Friedensstiftung in Belgien zu besorgen gehabt, und besonders hätte er nicht mit der blinden (??) Feindschaft, welche die Erzherzogin gegen die Stände hegte,

Digitized by Google

zu kämpfen gehabt, so hätte er sich dabei auf eine andere Weise benommen. Seine guten Absichten halfen ihm Nichts; ein bis dahin befolgtes System verlassen, hiess einen heroischen Schritt thun, den die Wiener Staatskanzlei unmöglich begreifen konnte.

Im Folgenden berichtet dann der Verf., wie Kaunitz und die Wiener Staatskanzlei anfangs jede Uebereinkunft mit den alten Ständen und auf gleiche Weise mit den Demokraten hintertrieben. Van der Mersch war zwar nach Brüssel zurück gekommen, Vonck blieb aber in Lille und unterhielt auf der einen Seite mit Paris, auf der andern mit Belgien Briefwechsel. Gerade am Ende des Jahres 1791, also zu einer Zeit, als der Krieg mit Frankreich schon unvermeidlich war, hatte es das österreichische Cabinet wieder mit allen Partheien in Belgien verdorben. Wenn man liest, was Herr Borgnet über die Stellung der österreichischen Regierung am Ende 1791 sagt, so wird man das, was am Ende 1792 vorfiel, leicht begreifen. Herr Borgnet sagt S. 243:

Die österreichische Regierung hatte es also am Ende des Jahrs 1791 wieder dahin gebracht, dass, wie zur Zeit des ersten belgischen Aufstandes, alle Partheien im Lande mit ihr unzufrieden waren. Marie Christine und einige ihrer Räthe ahndeten die Gefahr dieser Lage, und wollten diese dadurch abwenden, dass sie endlich der demokratischen Parthei einige Zugeständnisse machten. Von diesem System wollte die Wiener Staatskanzlei nichts wissen und Kaunitz bewirkte, dass es verworfen ward. Von dem Augenblick an richtete sowohl die aristokratische als demokratische Parthei ihre Hoffnungen auf den trügerischen Schutz des Auslandes.

Im 10. Capitel berichtet der Verf., wie sich um 1792 die aristokratische und demokratische Parthei der Belgier mit Frankreich einliess, wie der aus Breda getriebene Congress der Van der Notisten nach Douai verlegt ward und mit dem vonckistischen Ausschuss zu Lille in Verbindung trat. Eine solche Verbindung war zu unsinnig, als dass je etwas daraus hätte werden können; doch ist sehr anziehend zu lesen, was S. 251 ff. von dem tollen Unternehmen des Grafen Bethune-Charost erzählt wird, der Vonck's, Van der Noot's und Van Eupen's Anhänger in einen und denselben Bund gegen Oesterreich vereinigen wollte. Man sieht freilich bei der Gelegenheit auch zugleich, wie leicht dergleichen elende Conspirationen zu vereiteln sind. Die Vonckisten wollten von dem Bunde nichts wissen; sie gaben den Fran-

Digitized by Google

zosen, an welche sich Bethune-Charost und seine Genossen von Douai aus gewendet hatten, einen Wink, und bewirkten, dass man ihnen die Freundschaft aufkündigte. Walkiers, der in Paris war, schreibt darüber an seinen Freund Vonck: „Ich glaube, man wird die Herrn in Douai von der Grenze wegweisen. Ich habe den diplomatischen Ausschuss dazu gestimmt, ich habe den Leuten über diese Aristokraten, wie über Bethune-Charost, die Augen geöffnet."

Das Folgende können wir übergehen, so weit es die Schritte der Pariser Girondisten angeht, welche damals auf Krieg mit dem Kaiser drangen und diesen auch wirklich herbeiführten; Seite 261 kommt aber der Verf. wieder auf die Geschichte der Vonckisten zurück. Er berichtet uns, wie sich diese mit den geflüchteten Lüttichern vereinigten und führt eine Stelle aus Walkier's Briefe an. Dieser schreibt: „Diese Vereinigung mit den Lütticher Emigranten hat einen doppelten Zweck; zuerst unsere Kräfte zu vermehren, denn es sind tapfere Leute, zweitens aber auch, die Pfaffen und Adeligen abzuhalten, uns einen Streich zu spielen; denn gegen diese werden sie uns eine mächtige Stütze seyn." Das verkehrte Benehmen des Bischofs Hoensbroek und seiner Rathgeber als sie Leopold wieder in Lüttich hatten einsetzen lassen, contrastirte auffallend mit dem der Oesterreicher in Belgien, weil diese auf eine ganz entgegengesetzte Weise verfuhren. Darüber lesen wir S. 262 eine wichtige Stelle aus einem Schreiben des Grafen Mercy an Kaunitz:

„Die Räthe des Bischofs", schreibt er, „und die Directorial-Commissarien verlassen sich ganz allein auf die augenblickliche Gewaltherrschaft, welche sie durch die Gegenwart der Truppen erhalten, und lassen überall ihre Rache aus. Sie vervielfältigen Verhaftungen und Anklagen in dem Maasse, dass man nimmermehr auf Ruhe im Lütticher Land wird rechnen können. Der Bischof hält Reden, er verspricht immer, aber er hält nichts, spendet den Ablass des Himmels freigebiger als seine eigene Vergebung, verkündigt Jubiläums, aber keine Amnestie. Alle Gefängnisse sind überfüllt, und Hass mehrt sich überall. Es ist die allerhöchste Zeit, sich dazwischen zu legen."

Am Schlusse des Capitels gibt der Verf. vollständige Nachrichten über die Spaltungen der liberalen Lütticher und Belgier, und über die ganz verschiedene Richtung der unter dem Namen Vonckisten bekannten Liberalen. Von diesen Liberalen stand

Digitized by Google

Van der Mersch an der Spitze der äussersten Linken; Vonck ersann mitten im Tumult ein Gleichgewichtssystem; Walkiers stand zwischen Beiden in der Mitte. Der Verf. fügt S. 270 hinzu:

Ces querelles de famille percèrent peu dans le public. Deux comités existaient simultanément; l'un à Paris, l'autre à Lille. Ce dernier, dont Vonck provoqua la formation était placé sous son influence immédiate, et se renforça bientôt de la fraction modérée de l'autre comité. Agissant ostensiblement dans un but commun, ils étaient en réalité séparés par un de ces dissentiments profonds, qui devoient tôt ou tard amener un éclat.

Das 1. Capitel des zweiten Theils, das 11. des ganzen Werks, hat es nur gelegentlich mit Belgien zu thun und beschäftigt sich vorzugsweise mit den Pariser Angelegenheiten in der ersten Hälfte des Jahrs 1792; doch gibt es zugleich aus archivalischen Nachrichten Kunde von den Verhältnissen der belgischen Partheien zu den Oesterreichern und Franzosen. Bei der Gelegenheit zeigt der Verf., wie es der österreichischen Regierung möglich gewesen wäre, entweder die Parthei der Demokraten, oder die der alten Stände ganz für sich zu gewinnen, wenn sie nicht bloss ihr eigenes System einseitig hätte durchsetzen wollen. Herr Borgnet belehrt uns aus der Correspondenz jener Zeit, dass die österreichische Staatskanzlei sowohl Metternich's Rath, die alten hierarchisch-aristokratischen Stände zu gewinnen, als der Erzherzogin Wunsch, den Vonckisten einiges nachzugeben, und Mercy's Geneigtheit, die Josephinische Parthei zu benutzen, verworfen habe und ganz auf ihrem Sinn bestanden sey. Das Ende war, sagt Herr Borgnet: Les Vonckistes avaient fini par appercevoir qu'on les jouait; leurs adversaires, qu'il n'existait chez les hommes du pouvoir aucun désir d'oublier le passé. Au commencement de 1792 le gouvernement se voyait de nouveau délaissé et sans appui dans le peuple. Dann führt er im Einzelnen durch, wie und warum das Betragen der wieder eingesetzten bischöflichen Regierung von Lüttich noch viel unvorsichtiger war, als das der wieder eingesetzten kaiserlichen Regierung in Belgien. Auf den folgenden Seiten werden hernach alle die inconstitutionellen Schritte angeführt, welche seit April gethan wurden. Die militärischen Proclamationen, Verhaftungen, polizeilichen Verfügungen werden angeführt und analysirt. Dabei ist jedoch der Verf. so gerecht, S. 12 hinzuzufügen: On doit supposer que les pamphlets du tems ont outré le caractère odieux de ses persécutions.

Digitized by Google

Er geht hernach zu den ersten Kriegsgeschichten über, und berichtet die Unfälle, durch welche in den ersten Monaten des Kriegs, die unter Rochambeau und Lafayette an der Grenze vereinigten Heere der französischen Nation den regulirten Truppen der Oesterreicher und Preussen ein Gegenstand des Spottes wurden. Sie hatten Beaulieu und Clairfait gegen sich, denen der hochbejahrte Bender das Commando überlassen hatte; sie liessen durch Dillon und Carle einen Streifzug nach Belgien machen; ihre Milizen waren aber ohne Disciplin. Dillon's Heerabtheilung ward bekanntlich von panischem Schrecken ergriffen und Dillon selbst hernach von seinen eigenen Leuten ermordet. Die schimpfliche Flucht dieses Heers bis nach Valenciennes erklärt der Verf. sehr gut aus der Beschaffenheit der übereilt gesammelten Milizen, führt aber doch auch an, dass sie damals dem Einflusse der Emigranten zugeschrieben ward, welche durch ihre Freunde Sauve qui peut hätten schreien lassen. Die Gegner der Constitutionellen schrieben den Unfall dem Obergenerale selbst zu, und Rochambeau fand desshalb rathsam, auszuscheiden. Der Verf. geht an dieser Stelle sehr ausführlich in die Geschichte der verwickelten Händel der Feuillants, der Girondisten und Jacobiner ein, welche durch den 10. August beendigt wurden. Es ist ihm, weil er diese Geschichten nur allein in Beziehung auf den Krieg gegen Belgien behandelt hat, sehr gut gelungen, anschaulich zu machen, in wiefern ohne eine Katastrophe in Paris die glückliche Führung des Kriegs den Franzosen um 1792 ganz unmöglich gewesen wäre. Wir dürfen ihm in der ins Einzelne gehenden Erzählung der Kriegsereignisse und Verhandlungen vor dem 10. August nicht folgen, so interessant auch die Art seiner Behandlung derselben für die allgemeine Geschichte ist. Das 12. Capitel beginnt mit der Erwähnung des Antheils, den die auf 2000 Mann angegebene, aber gewiss viel schwächere Legion geflüchteter Belgier an Dumourier's Feldzuge nahm.

Vom Rückzuge der Oesterreicher, welche dem Namen nach der Herzog von Sachsen-Teschen, eigentlich aber Clairfait commandirte (nach der Schlacht bei Jemappes), sagt Herr Borgnet: Clairfayt avec une armée de beaucoup inférieure et dont les rangs s'eclaircissaient encore par la désertion, faisoit ce qui étoit humainement possible, en maintenant l'ordre parmi ses troupes démoralisées: et défendant le terrain pied à pied. Unter den Notizen, welche der Verf. am Ende des 12. Capitels über die

Digitized by Google

Geschichte der Ereignisse im November 1792 gibt, finden wir eine über Van der Noot, welche am besten beweist, wie unfähig der Mann war, irgend eine politische Rolle zu spielen, und wie unverdient der Ruf war, den er auf kurze Zeit erlangt hatte. Er kam nämlich in dieser Zeit wilder Demokratie plötzlich hervor und machte eine Schrift bekannt, worin er seine Verdienste um Belgien rühmte, und dem Convent eine Constitution seines Vaterlandes vorschlug, die mit wenigen Modificationen die alte war. Sogar um 1814 kam er noch einmal hervor, um die Wiederherstellung der alten Verfassung zu fordern, und zu beweisen, dass Belgien ein Fideicommis wäre, das Oesterreich für immer bestimmt sey. Das letztere könnte man freilich wohl seinem hohen Alter zuschreiben, da uns Herr Borgnet berichtet, dass er 1827 auf seinem Gute bei Brüssel in einem Alter von 96 Jahren gestorben sey.

Was Dumourier that, um die Belgier zu bewegen, sich mit den Lüttichern in einen Staat zu vereinigen, berichtet der Verf. im 13. Capitel, und wir sehen daraus, dass dieser wirklich ernstlich darauf hin arbeitete, den Plan auszuführen, den er uns in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt, d. h. Frankreich mit einer Anzahl verbündeter Republiken zu umgeben. Herr Borgnet verbirgt uns aber auch nicht, dass seine Landsleute eine solche Zersplitterung organisirten, dass es dem Convent nicht zu verdenken war, wenn er durch demagogische Künste und durch militärische Gewalt Belgien mit Frankreich zu vereinigen suchte, und um dieser Vereinigung das Ansehn zu geben, als wenn sie von den Belgiern verlangt würde, die Comödien veranstaltete, die uns Dumourier so komisch beschreibt. Bei Gelegenheit des in Brüssel errichteten Clubbs schildert uns S. 94 Herr Borgnet Dumourier's Lieferanten, den Abbé d'Espagnac, der damals in Brüssel, hernach in Paris eine grosse Rolle spielte, bis er in Danton's und der andern Cordeliers Prozess verwickelt ward. Wir erfahren hier zugleich ganz genau und im Einzelnen, wie die französischen Commissarien und Conventsdeputirten Stadt und Land plünderten und aussogen. Im 14. Capitel ist die Rede von den Schritten des Convents, um die Vereinigung Belgiens mit Frankreich zu erlangen; es werden nämlich im ganzen 14. Capitel und im grössten Theile des 15. vorzugsweise die Umstände erwähnt, welche Veranlassung zum Decret der Convention vom 15. December gaben, und von den Folgen dieses Decrets. Durch diese

Digitized by Google

Decret ward nämlich Dumourier's Proclamation der Unabhängigkeit von Belgien und Lüttich kraftlos gemacht und die genannten Landschaften genöthigt, Frankreichs Oberherrschaft anzuerkennen. Diess geschah auf Cambon's Vorschlag, zunächst um die vielen geistlichen und adeligen Güter als Hypothek für die damals schon fast werthlosen Assignaten zu benutzen, ganz besondes aber, um die Belgier zu bewegen, die Einverleibung mit Frankreich zu suchen, und lieber Bürger der neuen Republik als Unterthanen derselben zu seyn. Diess Letztere geht offenbar aus dem hervor, was Herr Borgnet am Ende des 15. Capitels berichtet, nachdem er erzählt hat, was in Belgien und in Paris geschehen war, um die Aufhebung des Decrets vom 15. December zu bewirken. Er führt die Rede an, welche Danton, der nebst Lacroix und Camus von seiner Sendung nach Belgien zurück gekommen war, im Convent hielt, um die Vereinigung von Belgien mit Frankreich zu empfehlen, und sagt, dass sich auch Cambon, der doch das Decret vom 15. December vorgeschlagen hatte, an Danton angeschlossen habe. Er fügt hinzu: „Danton's Rede beweist, dass das Decret vom 15. December in den Augen des Convents nur eine Vorbereitung (acheminement) zur Vereinigung mit Frankreich war. Das 16. Capitel enthält die Geschichte der Sendung der Conventsdeputirten Danton, Lacroix, Camus, Gossuin, Treilhard, Merlin von Douay und zugleich die Geschichte der schrecklichen Anarchie und der an allen Orten und Enden verübten Gewaltthaten; erst im 17. Capitel wird die Vereinigung mit Frankreich berichtet. Diess Capitel ist ein vollständiger Commentar zu dem, was Dumourier von dem Verfahren der Conventsdeputirten in Belgien erzählt; es gibt in seiner Ausführlichkeit ein getreues Bild der revolutionären Verwirrung jener Zeit. Man glaubt die Geschichte einer Sündfluth und ihrer Wirkungen zu lesen. Eine einzige Stelle, gerade der Schluss des Capitels, mag den Lesern eine Vorstellung von dem republicanischen Treiben geben; sie werden sich nach russisch Polen versetzt glauben. S. 235:

Diese bedauernswürdigen Auftritte, schliesst Herr Borgnet das Capitel, fielen in den mehrsten Gemeinden des Landes vor; wir könnten manches Dorf anführen, wo bei der gewöhnlichen Aufforderung des französischen Commissärs: „zur Rechten die, welche die Vereinigung wollen, zur Linken die, welche sie verwerfen", die, welche links treten wollten, auf

Digitized by Google

Bajonette stiessen. Manchmal entsprach das Resultat der Erwartung durchaus nicht. In Enghien musste der Nationalcommissär, um sein Leben zu retten, ein Protocoll unterschreiben, worin ausdrücklich ausgesprochen war, dass alle Bürger einstimmig die Vereinigung verworfen hätten. In Grammont hatte man den Jacobiner (Carl ohne Hemd), der es übernommen gehabt hatte, eine bejahende Abstimmung zu bewirken, nicht mit einer hinreichenden Zahl Bewaffneter versehen; er ward daher heftig durchgeprügelt und für todt auf dem Platze gelassen. Allein dieser Widerstand fand nur an unbedeutenden Orten statt, wo man sich nicht die Mühe gegeben hatte, den Schrecken zu organisiren.

Das folgende Capitel enthält die Geschichte der Vollziehung der Vereinigung und der Ereignisse bis auf die Schlacht bei Neerwinden und die Räumung der Niederlande von den Franzosen, d. h. bis zum 5. April 1793.

Viel wichtiger als das 18. Capitel, wo von französischen Geschichten gehandelt wird, worüber wir sehr viele Quellen haben, ist das 19., wo von belgischen und österreichischen Dingen die Rede ist, die viel weniger bekannt sind. Wir wollen daher auch den Anfang des Capitels wörtlich mittheilen. S. 266:

Der Erzherzog Carl, also der Prinz, den die Belgier zwei Jahre vorher vergeblich zum Fürsten ihres Landes gefordert hatten, hielt acht und vierzig Stunden nach dem Abzuge der Franzosen seinen Einzug in Brüssel; sein Bruder, der Kaiser Franz II., hatte ihm nicht bloss die Stelle eines Generalgouverneurs anvertraut, sondern ihm auch aufgetragen, die Fehler seiner Tante, der Erzherzogin Marie Christine, wieder gut zu machen. Der Graf Metternich, der seinen Posten als bevollmächtigter Minister wieder einnehmen sollte, kam gleich nach ihm. Die Volksmasse empfing Beide mit jubelndem Zuruf, denn das gehässige Benehmen des Convents hatte alle Gemüther gegen Frankreich erbittert, und diese zweite Restauration war, zum grossen Unterschiede von der ersten, von den Vertheidigern der alten Verfassung selbst herbeigerufen worden und erschien als Morgenröthe einer Zeit der Wiederausgleichung jedes Zwists.

Zuerst gab man sich Mühe, alle Spuren der Eroberung auszutilgen; die alten Abgaben wurden wieder hergestellt, verdächtige Zusammenkünfte als Clubbs verfolgt, die aus ihren Stellen getriebenen Angestellten erhielten ihre Stellen wieder, die, welche ihr Amt im Namen des Convents fortgeführt hatten, mussten einen

Digitized by Google

neuen Eid leisten. — — — Die Wiedereinsetzung der alten Angestellten war jedoch nicht vollständig. Die Royalisten hatten vorher den grössten Theil der Stellen bei der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten; sie wurden im Allgemeinen ganz entfernt und mussten, so gewaltig sie auch über Undankbarkeit schrieen, ihre Stellen Leuten überlassen, welche mächtig zur Revolution mitgewirkt hatten. Man ging so weit, dass man die Wiederherstellung der Compagnieen von Freiwilligen, auf deren Aufhebung man um 1787 so hartnäckig bestanden war, nicht bloss erlaubte, sondern sogar dazu ermunterte. Aufrichtiger konnte man sich der hierarchisch-aristokratischen Parthei nicht hingeben, als auf diese Weise geschah. Die Regierung ging aber noch weiter, sie machte eine ganz neue Verordnung. die der Parthei, mit welcher Joseph II. gekämpft hatte, sehr lieb seyn musste. Es ward verordnet, dass, ehe ein Bescheid auf irgend ein Ansuchen ertheilt würde, künftig der Generalgouverneur zwei zu dieser Absicht ernannte Räthe um ihre Meinung fragen solle; diesen erlaubte der Kaiser auch, ihm eine Abschrift der seinem Statthalter in Brüssel übergebenen Bittschriften zuzuschicken.

Diess System, welches nach des Ref. Meinung ganz geeignet war, um das Mittelalter zu verewigen und Pfaffenthum und Feudalwesen mit allen ihren Missbräuchen aufrecht zu halten, nennt Herr Borgnet ein vernünftiges und billigt es, setzt aber hinzu: Der Augenblick war gekommen, wo der Wiener Hof alle Plane von Neuerungen aufgeben und die Sache der alten Stände zu der seinigen machen musste, wenn er seines Besitzes sicher seyn wollte. So ward also durch den Streit mit dem Convent in Belgien der furchtbare Kampf der beiden feindlichen Principien, welche jetzt die Mehrheit des Volkes überall in zwei Partheien theilen, heftiger entzündet. Die österreichische Regierung hatte sich für das Princip des Mittelalters erklärt und sich nicht bedacht, den Deputationen, die sie, während die Franzosen noch in Brüssel waren, flehentlich ersuchten, Belgien nicht im Stich zu lassen, die Versicherung zu geben, dass Alles völlig auf den Fuss der alten Constitution wieder hergestellt werden solle. Dasselbe ward auch in der Proclamation, welche der Prinz von Coburg beim Anfange des Feldzugs erlassen hatte, förmlich erklärt und versprochen. Diese Proclamation ward absichtlich vom Erzherzoge gleich bei seiner Ankunft in der Hauptstadt bekannt gemacht. Die ersten Worte, die man an den Minister richtete, zielten ferner eben dahin, und ver-

Digitized by Google

anlassten ihn, aufs Neue die Versicherung zu geben, dass es der ausdrückliche Wille des Kaisers sey, nur durch die Gesetze zu regieren. Als man um einen Waffenstillstand für die Belgier ersuchte, welche noch gegen Oesterreich in den Waffen waren, antwortete Metternich: „Alles werde in tiefe Vergessenheit begraben werden, und die Nation werde bald ganz zufrieden gestellt seyn."

Allerdings ward die Reaction, die Herr Borgnet billigt und von der er gleichwohl gestehen muss, dass sie den Leuten, die jetzt wieder in Belgien Alles gelten, noch nicht genügte und neue Händel veranlasste, gerade so weit getrieben, wie jetzt in Spanien. Herr Borgnet berichtet S. 271:

Einige Wochen später (34. Juni 1793) ward durch eine kaiserliche Urkunde die Universität Löwen als integrirender Theil der brabanter Stände (en qualité de corps Brabançon) anerkannt, was Joseph II. nie hatte thun wollen, weil sie dadurch das Recht erhielt, den Schutz der Joyeuse Entrée für sich anzurufen. Diese kaiserliche Entscheidung, deren Bekanntmachung die Universität durch ein freiwilliges Geschenk von 100000 Gulden beschleunigt haben mag, sicherte ihre Stellung weit besser als Leopold's Edict vom 8. März 1791. Vier Monate hernach erneuerte eine kaiserliche Verordnung für alle Belgier die Verpflichtung, in Löwen zu promoviren, und man that sogar noch mehr, als in der Haager Convention versprochen war; man gab nämlich der Universität alle die Vorzugsrechte wieder, deren sie unter Marie Theresia genossen hatte, also in dem Zeitpuncte, den man als Normaltermin betrachtete.

Endlich gab die Regierung der alten Aristokratie des Mittelalters, geistlicher, adeliger und bürgerlicher Art, gegen welche sich damals überall Alles erhob, ein neues und sehr bedeutendes Unterpfand ihrer versöhnenden Gesinnungen dadurch, dass sie sich bereit erklärte, denjenigen Klöstern, welche sich wieder herstellen liessen, den Besitz ihrer Güter wiederzugeben und sich der Verwaltung der noch unverkauften Güter zu entäussern. Dazu wurden die alten Stände beigezogen, diese bildeten Ausschüsse, die sich mit den geistlichen Behörden in Verbindung setzten, und denen man den Auftrag gab, diese Wiederherstellung direct zu veranstalten. Nichtsdestoweniger, und das ist characteristisch für diese Feudalaristokratie des Mittelalters, welche man überall für Stützen derjenigen Monarchie ausgibt, deren unsere Zeiten bedürfen, heisst es S. 273:

Digitized by Google

Trotz aller dieser Schritte ward das Zutrauen nicht wieder hergestellt, und die brabanter Stände bewiesen in ihrer zweiten allgemeinen Versammlung im September deutlich genug, was die vorgeblichen Stützen der Monarchie eigentlich wollten.

Wie kann man sich wundern, dass die Franzosen hernach so leicht aufs Neue eine Parthei in Belgien fanden, als sie nach dem Sturz der Schreckensregierung das Land aufs Neue unterworfen hatten, wenn man hört, dass die Feudalherrn und die Pfaffen jeden vernünftigen Gedanken ihrer doch sonst unbedingt dem Alten huldigenden Regierung verschmähten? Die Stände bewilligten nämlich zwar 4,500,000 Gulden als Entschädigung für den Verlust, den Regierung und Privatleute durch die Revolution erlitten hatten; aber nur in Terminen von je acht Monaten zahlbar, und zwar so, dass der erste Termin erst nach Wiederherstellung der Klöster sollte gezahlt werden. Die Stände sollten die Wiederherstellung selbst ausführen. Ja, der Clerus ging so weit, dass er auch die zwei Puncte, welche die Regierung vorbehalten hatte, missbilligte. Der eine war, dass die in weltlichen Stand getretenen Mönche nicht sollten beunruhigt werden; der zweite, dass die Besitzer der veräusserten Güter auf keine Weise sollten angetastet oder im Besitz gestört werden.

So lange also die alliirten Armeen glücklich waren, trieben es, aller Zusicherungen der ihnen ganz gewogenen Regierung ungeachtet, die Unverbesserlichen Belgiens, wie es in unsern Zeiten die Unverbesserlichen Frankreichs unter Carl's X. und Polignac's Führungen getrieben haben, sie wollten nur das Alte, und nichts als das Alte. Man könnte denken, Kaunitz, der die Josephiner doch nicht ganz aufgeben wollte, sey ihnen immer verdächtig geblieben, weil er bekanntlich als Voltairianer ein weit ärgerer Pfaffenfeind war als Kaiser Joseph, aber sie waren auch dann noch nicht beruhigt, als Kaunitz im März 1793 die Leitung der Geschäfte aufgegeben hatte und die belgischen Angelegenheiten im österreichischen Cabinet von Trautmannsdorf geleitet wurden, gegen dessen Kirchlichkeit doch gewiss Nichts zu erinnern war. Diess berichtet uns Herr Borgnet S. 276 auf folgende Weise:

„Wenn aber auch der Graf von Trautmannsdorf, dem die Leitung des Departements zufiel, zu welchem die belgischen Angelegenheiten gehörten, nicht alle vorgefasste Meinungen seines Vorgängers (Kaunitz) theilte, so hatte er doch schwerlich alle

Digitized by Google

Demüthigungen aus den Gedanken verloren, die er 1788 von den Ständen hatte erleiden müssen. In jeder andern Beziehung waren Metternich's Verhältnisse geblieben, wie sie 1791 gewesen waren, als er die Stelle übernahm, welche Mercy vorher bekleidet hatte. Die Anhänger des Systems der Zeit Joseph's II. waren noch immer am Ruder, besonders in Brüssel, wo sie die ersten Stellen einnahmen. Ob diese Männer gleich in Kaunitz einen mächtigen Beschützer verloren hatten, so wurden sie doch vom Hofe aus begünstigt. Trautmannsdorf konnte ja Leuten nicht Feind seyn, welche dieselben Ideen vertheidigten, die auch er ehemals verfochten hatte. Es war daher auch ganz natürlich, dass eine solche Beschaffenheit der Dinge, nicht Einheit der Massregeln, welche damals vorzüglich erforderlich gewesen wäre, sondern Schwanken und Zersplitterung hervorbrachte. Man willigte in manche Zugeständnisse; diese verdankte man aber einzig dem persönlichen Einflusse Metternich's und des Kaisers, aber auch diese stiessen auf Hindernisse und Verzögerungen, welche die Wirkung derselben sehr ungewiss machten.

Um überzeugt zu werden, dass es unmöglich ist, den Leuten des alten Systems auch nur im Entferntesten Genüge zu leisten, wenn man nicht jeden, der auch nur den Gedanken hat, dass es möglich sey, irgend etwas am Alten zu ändern, mit Feuer und Schwert verfolgt und ausrottet, muss man das 19. Capitel aufmerksam lesen. Man wird sehen, dass Metternich und der Kaiser überall nachgaben und einräumten, wo es alten Vorurtheilen galt, dass aber dennoch weder Geistlichkeit, noch Adel, noch die eingerosteten Bürgerschaften zufrieden gestellt werden konnten; es war daher den Franzosen der Weg zur Rückkehr nach Belgien schon Ende 1793 gebahnt. Alle Verständige, welche Privilegien und Missbräuche abgeschafft zu sehen wünschten, mussten sich ja unter den Umständen an die heftigen Demagogen anschliessen, wenn irgend etwas ausgerichtet werden sollte. Diess sagt der Verf. ausdrücklich an der Stelle, wo von dem Verhältniss der Vonckisten im Jahre 1793 die Rede ist. Dort heisst es Seite 283:

Die eigentlich sogenannten Vonckisten bildeten keine besondere Parthei mehr. Der Theil derselben, welcher gleich ihrem Haupte den Wahlspruch hatte: „Fortschritt und nationale Unabhängigkeit!“, war durch den unglücklichen Versuch, den sie gemacht hatten, fremden Beistand zu suchen, gänzlich ent-

Digitized by Google

muthigt, und blieb entweder ganz theilnahmlos, oder näherte sich den gemässigten Freunden des Alten. Er erwartete mit Ergebung das Schicksal, welches ihm die Ereignisse des Kriegs bereiten würden. Ein anderer Theil, und zwar der zahlreichste, derjenige, welcher zuerst eine Uebereinkunft mit Oesterreich zu treffen versucht hatte, weil er durch diese Uebereinkunft seine Hoffnungen zu verwirklichen suchte, hatte sich mit den Josephisten vereinigt. Die Umstände, welche vorher auf kurze Zeit Leute getrennt gehabt hatten, deren Meinungen im Grunde wenig unterschieden waren, hatten sich gänzlich geändert. Die rückschreitende Bewegung erhielt jetzt also alle die zu Gegnern, welche forderten, dass man dem Gedanken des Fortschreitens mit der Zeit Raum geben solle, welche aber nicht gerade eine Vereinigung mit Frankreich an diesen Gedanken knüpften. Die auf Vereinigung dringenden Jacobiner bildeten einen andern Zweig der demokratischen Meinung; sie rotteten sich insgeheim zusammen, hinderten das, was die Regierung unternehmen liess; diejenigen unter ihnen, welche sich durch ihre Heftigkeit zu sehr bemerklich gemacht hatten, waren gar nach Frankreich geflüchtet.

Im 20. Capitel gibt Herr Borgnet Nachricht von dem Zustande Belgiens im Jahre 1793, und im Anfange des Jahrs 1794. Er muss dabei die Geschichte des Kriegs und der politischen Verhältnisse berühren; diese dürfen wir als bekannt voraussetzen, doch wird sie von Herrn Borgnet auf eine ächt historische Weise, ohne Declamation und ohne unnöthige Citate so gründlich und ruhig behandelt, dass Ref. ungerecht seyn würde, wenn er nicht das Verdienst der Arbeit rühmend anerkennte. Der interessanteste Theil dieser Erzählung ist die Beweisführung, dass alle Aufforderungen des Kaisers zu freiwilligen Kriegsbeiträgen auf die Altbelgier, welche doch bei einem Einfall der Franzosen mehr zu fürchten hatten als der Kaiser, durchaus keinen Eindruck machten. Man steuerte keine anderthalb Millionen Gulden, man zeigte überall Kälte und Pflegma, obgleich die Regierung in ihrem Conservatismus so weit ging, dass sie sich den Beifall eines Feller erwarb, welcher im Journal historique und littéraire den Kaiser ungemein darüber rühmt, dass er Todesstrafe darauf setzte, wenn einer irgend etwas dazu beitragen würde, die in Frankreich geltenden Grundsätze in Belgien zu verbreiten, und die allerkleinlichsten Vorsichtsmassregeln treffen liess, um jede Art von Vereinen im Lande zu überwachen.

Digitized by Google

Herr Borgnet entlehnt zwar aus den Mémoires tirés des papiers d'un homme d'Etat, denen auch Ref. in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts oft gefolgt ist, die allgemeinen Angaben über die Zeit und die Veranlassung des kaiserlichen Entschlusses, dem Kriege in Belgien und für Belgien zu entsagen; allein er führt doch auch einiges Andere an, was sich auf die damalige Lage der Dinge bezieht. S. 323:

„Franz II.", sagt er, „war damals muthlos geworden; er sah keinen günstigen Ausgang für sich aus einem Kampfe voraus, in welchem der Convent nur auf dem Boden stampfen durfte, um neue Mannschaften hervorzurufen; er stimmte daher gern denen bei, die ihm riethen, Ersatz für Belgien in Polen zu suchen. Schon als er am 9. Juni 1794 das Heer verliess, um nach Wien zu gehen, war es beschlossen, dass man Belgien aufgeben wolle. Die österreichischen Staatsleute scheinen damals eine Möglichkeit gesehen zu haben, eine Annäherung an Frankreich zu bewirken. Man geht sogar so weit, dass man sagt, die Räumung Belgiens sey das Resultat der friedlichen Eröffnungen gewesen, welche Robespierre gemacht hätte, oder die Folge einer geheimen Uebereinkunft, welche man mit dem Wohlfahrtsausschusse getroffen, dessen Präsident er war."

Der Rest des Capitels beschäftigt sich mit den bekannten Ereignissen und enthält nichts, was besonders zu erwähnen wäre, ausser einigen speciellen Notizen über Metternich's Versuch, in Belgien das Volk zum Antheilnehmen am Kriege zu bewegen, und über die Art, wie sich dieses beim Herandringen der Franzosen benahm.

Das 21. und 22. Capitel enthalten die Trauergeschichte Belgiens, wo uns nur das Einzige aufgefallen ist, dass Herr Borgnet zu glauben scheint, Holland wäre besser behandelt worden als Belgien, da es doch noch weit mehr ausgesogen ward, und der Schein der Unabhängigkeit, den es behielt, niemand täuschte. Man sah deutlich, dass Holland nur als Schwamm im Wasser blieb, der von Zeit zu Zeit ausgedrückt werden sollte. Wir könnten diess hier leicht durch Anführung des Einzelnen darthun; diess würde uns aber zu weit führen, wir wollen daher zum Schlusse dieser langen Anzeige eines sehr gründlichen und sehr lehrreichen Buchs uns begnügen, nur noch die Stelle zu übersetzen, in welcher Herr Borgnet das Schicksal Belgiens beklagt. S. 379:

Digitized by Google

Der Convent war Willens, die Vereinigung Belgiens mit Frankreich nur als Gunstbezeugung und erst dann zu gewähren, wenn das Land hinreichend ausgesogen wäre. Er wollte eigentlich nur die Comödie von 1793 erneuen; doch hatten jetzt seine Massregeln, welche auch das erstemal die höchste Verachtung für die National-Souveränität verriethen, das Verdienst, dass man ganz offen verfuhr. Der Convent hatte Ludwig's XIV. Grundsätze ererbt; er hatte den Franzosen versprochen, der Rhein solle ihre Grenze werden, und ihm lag wenig daran, ob irgend ein Volk, welches er unterwegs antreffe, zustimme oder nicht. Grösse des Gebiets ist für einen Staat nicht gerade die erste Bedingung des Daseyns; denn auch der kleinste Staat kann die schonende Rücksicht des gierigsten Eroberers verdienen. Der Staat der vereinigten Provinzen war von den Franzosen ebenfalls erobert worden; aber welche Verschiedenheit im Betragen der Sieger!! Dort war von keinem Maximum, von keinen Assignaten die Rede, die Requisitionen waren gemässigt, die Generalstaaten blieben im Besitz der Regierung; sie behielten das Recht, die Veränderungen anzugeben, welche mit der Constitution sollten gemacht werden; sie durften endlich mit dem Convent unterhandeln, wie eine Macht mit der andern zu unterhandeln pflegt. Aber welche Schonung konnte ein Land erwarten, aus dessen Zerstückelung die Mächte Europa's sich seit zwei Jahrhunderten ein Geschäft gemacht hatten, welches sie immer nur gebraucht hatten, um ihre diplomatischen Rechnungsabschlüsse zu saldiren, ein den Spaltungen hingegebenes Land, in welchen die Vorstellung socialer Einheit trotz der traurigen Lehren, die es erhalten hatte, nicht begriffen wurde, wo die vorherrschende Meinung einer unglaublichen Erbitterung weichend, lieber in Vernichtung der Existenz willigte, als dass sie ihre Forderungen gemässigt hätte? Dieser herrschenden Meinung, ihren ganz übermässigen Ansprüchen muss man den Mangel des Nationalsinns zuschreiben, der sich in Belgien kundgab; auf diese fällt daher auch die Schande, dass man sich die fremde Herrschaft damals so gutwillig gefallen liess.

Neun längere Noten sind diesem 2. Theile am Schlusse angehängt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1. *Manuscript. Mittheilungen aus den Verhandlungen der Generalsynode zu Bayreuth, gehalten vom 18. August bis 18. September 1844. 48 S. 8.*

2. *Zweites offenes Bedenken, die Kniebeugungs-Frage, insbesondere die neueste Entschliessung vom 3. November 1844 betreffend. Mit zwei Beilagen vom Verfasser der Schrift: „Die Kniebeugung der Protestanten vor dem Sanctissimum der katholischen Kirche in dem bayerischen Heer und der bayerischen Landwehr. Ulm. 1840.“ Bayreuth. 1845. Buchner'scher Verlag. 32 S. 8.*

Der Unterzeichnete ist weder berufen noch gesonnen, sich unter die Zahl derer zu mischen, welche über die confessionellen Streitigkeiten ihr Gutachten abgeben; er hält es aber für seine Pflicht, auf Nr. 1. aufmerksam zu machen, weil die Schrift, obgleich sie nichts als Actenstücke enthält, nur als Manuscript (obgleich gedruckt) in Umlauf ist, und auf Nr. 2, weil sie einen edeln Patrioten, einen als tüchtigen Geschäftsmann auch vom König von Baiern geachteten Mann zum Verfasser hat. Der durch mehrere kleine, aber bedeutende Schriften bekannte vormalige Regierungspräsident in Franken (der Graf von Giech) ist in allen Zeitungen schon als Verfasser genannt; Ref. trägt daher kein Bedenken, von der Anonymität auf dem Titelblatte keine Notiz zu nehmen. Von einer Kritik, oder von einer Einmischung in die Sache, worauf es ankommt, kann keine Rede seyn; Ref. hält sich aber verbunden, über die beiden Schriften, die ihm ausdrücklich zu diesem Zwecke mitgetheilt sind, den Lesern der Jahrbücher Bericht zu geben. Er wird dabei, so weit es nur immer möglich ist, die Worte der Mittheilungen und des offenen Bedenkens beibehalten und abdrucken lassen. Der Vorbericht von Nr. 1. lautet:

Die Generalsynoden der protestantischen Kirche des Königreichs Bayern diesseits des Rheins im Jahre 1844 erhielten durch die obwaltenden confessionellen Spaltungen und durch die in mancher Beziehung gedrückte Lage der protestantischen Kirche Bayerns

Digitized by Google

eine ungewöhnlich hohe Bedeutung, wie man ihnen auch im Inlande und Auslande mit gespannter Erwartung entgegensah.

Auch die zur Generalsynode nach Bayreuth im August einberufenen geistlichen und weltlichen Deputirten erkannten diess, und erachteten es einmüthig für ihre wichtigste und höchste Aufgabe, neben sorgfältiger und gewissenhafter Berathung der vorgelegten Gegenstände, die durch die Zeitverhältnisse hervorgerufenen mannigfachen Wünsche, Bitten, Klagen und Beschwerden der Kirche auf dem gesetzlichen Wege ruhiger Berathung und Beschlussfassung durch das königl. Oberconsistorium vor Seine Majestät, den König, zu bringen. Hievon zeugten deutlich die zahlreichen, von Mitgliedern der Synode eingebrachten Petionen, welche auf verschiedene Weise die gedrückten Verhältnisse der Kirche betrafen. Leider wurde aber der Synode ihr verfassungsmässiges Recht, auf Grund eingebrachter Petitionen zu berathen und Beschlüsse zu fassen, abgeschnitten: — In der fünften Plenarsitzung forderte daher ein geistliches Mitglied des Petitionsausschusses von dem Dirigenten der Synode Aufschluss über die Vorenthaltung vieler höchst wichtigen, die innern Angelelegenheiten der Kirche betreffenden Petitionen, worauf von dem dirigirenden Oberconsistorialrathe erklärt wurde, dass dieselben gemäss besonders erhaltenen Instructionen nicht zulässig befunden worden. — — — Das Mitglied that darauf den Antrag (Nr. 1. der angehängten Actenstücke S. 9– 14), dass die Synode ihr Recht über die Kniebeugungsfrage, wie über alle innere Angelegenheiten der Kirche im ordnungsmässigen Wege zu berathen und zu beschliessen, als ein wohlbegründetes behaupten müsse, und forderte die Synode auf, diese ihre verfassungsmässige Competenz mit Nachdruck zu behaupten und festzuhalten.

Der vorsitzende Oberconsistorialrath wollte aber durchaus die Berathung über die Kniebeugungsfrage nicht zulassen und brachte endlich solche Clauseln, Beschränkungen und Ausflüchte, verfängliche Spitzfindigkeiten vor, dass ein drittes Mitglied nöthig fand, gleich in der 6. Sitzung des Petitionsausschusses die Competenzerklärung der Synode über innere Angelegenheiten der Kirche und in specie über die Kniebeugungsfrage zu berathen, von Neuem zur Sprache zu bringen; er forderte dabei die Synode auf, hierüber einen förmlichen Beschluss zu fassen. Dagegen wurde von dem Dirigenten und k. Commissär erklärt, dass diesem Antrage in

Digitized by Google

keiner Weise Statt gegeben werden könne. Darauf brachte ein Deputirter weltlichen Standes die sub Nr. II. (S. 15—17) mitgetheilte Protestation ein, welcher im Verlaufe der Debatte sämmtliche Mitglieder der Synode beitraten. Zugleich erklärte man auch, dass sich die Synode unter den gegebenen Umständen gezwungen sehe, auf dem aussergewöhnlichen Wege einer besondern Vorstellung die Bitten, Klagen und Beschwerden der Kirche an Seine Majestät den König zu bringen.

Da auch eine förmliche Protokollnahme der Protestation und eine Erwähnung derselben im Schlussprotokolle vom k. Commissär unter Eröffnung seiner Construction verweigert wurde, so erklärte das oben erwähnte zweite Mitglied des Petitionsausschusses, dass es durch diess Verfahren die Synode von der Uebung ihrer verfassungsmässigen Rechte und der Erfüllung ihrer heiligsten Pflichten factisch abgehalten und in ihrer gesetzmässigen Wirksamkeit für suspendirt erachten müsse; dass es demnach die Legalität ihrer Verhandlungen in Zweifel ziehen und seiner Seits durch keinen Act der Zustimmung deren weitere Verhandlungen als legal anerkennen werde, mindestens sich vorbehalte, falls auf diesen Punct beharrt würde, seine Unterschrift unter das Schlussprotokoll zu verweigern. — — — — — — — In letzter Sitzung richtete derselbe weltliche Deputirte, welcher die Protestation eingebracht hatte, die Frage an den Dirigenten, ob dieselbe in das Schlussprotokoll aufgenommen werde? Da diese Frage mit Hinweisung auf die früheren Erklärungen auf das Bestimmteste verneint wurde, so erklärte auch er, seine Unterschrift verweigern zu müssen. Als sich daher nachher im Schlussprotokoll nicht die mindeste Erwähnung der erwähnten wichtigen Verhandlungen oder der Rechtsverwahrung und Protestation der Synode fand, unterzeichnete die Majorität nur mit Vorbehalt der im V. Sitzungsprotokolle niedergelegten Protestation, fünf Mitglieder aber verweigerten ganz ihre Unterschrift.

Die in der VI. Sitzung angekündigte Vorstellung an Seine Majestät den König, in welcher die Hauptbeschwerden niedergelegt sind und welche von sämmtlichen Synodalmitgliedern unterzeichnet wurde, findet sich Nr. III.

Digitized by Google

dieser Mittheilungen (S. 18—33) wortgetreu abgedruckt. Unter Nr. IV. theilen wir auch noch den Vortrag des Petitionsausschusses über zwei eingegangene und zugelassene Petitionen in Betreff der Genehmigung eines Vereins zur Unterstützung armer protestantischer Gemeinden des Inlands mit, da sich die Synode in diesem einstimmig angenommenen Vortrage über das Verbot der Gustav-Adolph-Stiftung ausgesprochen hat, wesshalb in der besondern Eingabe an den König derselben keine Erwähnung gethan wurde.

Nr. 2. führt Ref. besonders darum an, weil er für heilige Pflicht hält, in diesen Jahrbüchern die Verdienste des edlen Grafen v. Giech als Verfechter der protestantischen Rechte, als ritterlichen Vertheidiger von Recht, Wahrheit und Licht dankbar anzuerkennen, da der Ruf, die Stellung und der Stand den Grafen wenigstens gegen die Beschuldigung der Gottlosigkeit oder des Radicalismus sichern, wodurch man Plebejer verdächtig zu machen pflegt, um sie unschädlich zu machen. Der Graf erwirbt sich um so mehr ein grosses Verdienst um alle seine Glaubensgenossen im In- und Auslande, als aus Nr. 1. hervorgeht, dass das Oberconsistorium in München seine Pflicht aus Menschenfurcht nicht zu erfüllen wagt. Die Pietisten und die politischen Theologen machen überhaupt, wie es scheint, überall mit den Jesuiten gemeinschaftliche Sache, die hierarchischen Frömmler der Protestanten unterstützen überall in den Kammern Alles, was die absurdesten und finstersten Mitglieder der Adels-Caste vortragen und vorschlagen, um jeden Fortschritt zu hindern und Pfaffenthum (protestantisches und papistisches) und Adelsherrschaft aufs Neue zu begründen. So kommt dann freilich Aergerniss in die Welt, aber wehe denen, durch welche es in die Welt kommt!

Der Graf war durch Rang, Stellung, Geschäftskenntniss und wissenschaftliche Bildung zum Vertheidiger seiner bedrückten, von ihrem Oberconsistorium preisgegebenen Glaubensgenossen berufen; er schrieb daher um 1841 die Schrift „Die Kniebeugung der Protestanten vor dem Sanctissimum der katholischen Kirche in der bayerischen Landwehr. Materialien zur Beurtheilung dieser Angelegenheit vom Standpuncte der Glaubenslehre, des Staatsrechts und der Geschichte. Mit 12 Beilagen.“ Diess Büchlein ward confiscirt

Digitized by Google

und verboten. Darüber gibt der Graf in der Beilage I. ausführliche Auskunft und fährt dann S. 21 fort:

> Gegen diese Verfügung hätte zwar der Rekurs an den Königlich bayerischen Staatsrath ergriffen werden können, allein es unterblieb dieses, weil mit vollem Grunde eine Abänderung derselben unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu erwarten war. So beruhte diese Angelegenheit bis zum Jahre 1842, wo ihr die Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten ihre Aufmerksamkeit zuwandten.

Dann führt der Graf die Verhandlungen über diese Massregeln und die kahlen und sophistischen Ausflüchte an, welche der Regierungscommissär zur Vertheidigung des Ministers, von dem die Beschlagnahme ausging, vorbrachte, genau an, und widerlegt sie gründlich, weiset auch gelegentlich auf die ganz sonderbare Verfahrungsart hin, dass seine Schrift nicht ausgegeben werden durfte, dass aber die Scharteke, worin der katholische Pfarrer Schmidt (Neuburg a. d. Donau 1842) sie zu widerlegen suchte, noch immer ungehindert verkauft werden darf, obgleich dort dieselben Actenstücke abgedruckt sind, wegen deren Abdruck des Grafen Schrift nach der Ausflucht des Regierungscommissärs confiscirt seyn sollte. Der Graf sagt, er sey durch diese Erfahrung eigentlich abgeschreckt worden, Ref. setzt hinzu, und habe erkannt, dass es in seiner Stellung heilige Pflicht für ihn sey, sich der Unterdrückten anzunehmen und für diejenigen zu reden, die zu reden nicht verstehen, und für die zu handeln, die nicht wagen dürfen zu handeln. Wenn alle Glieder des höhern Ritterstandes dasselbe thäten, wie viel besser und lieber würde sich der Mittelstand an die edeln Herrn anschliessen, als dass er die gefährliche Hülfe der Radicalen und Proletarier anriefe, wie jetzt hie und da geschieht!! Der Graf schrieb darauf im Juni des Jahrgangs 1844 in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche eine zweite Schrift in dieser Sache. In diesem Aufsatz, welcher in diesem Augenblicke unter dem Titel: „Offnes Bedenken, die Kniebeugungsfrage insbesondere die neueste Entschliessung vom 28. März 1844 betreffend“ (Erlangen, bei Theodor Bläsing. 1844. 15 S. 8.) vor uns liegt, wird die auf dem Titel erwähnte Verordnung formell und materiell geprüft. Das Resultat dieser Prüfung gibt der Graf S. 14 und 15 kurz an.

Es stelle sich das Ergebniss seiner Ausführung dahin fest,

Digitized by Google

dass die Anordnung vom 28. März die Beschwerden der Protestanten gegen die Kriegsministerialordre vom 14. August 1838 noch keineswegs beseitige, sondern nur die Rücksicht übe, die Fälle der Anwendung derselben vermindere; es sey zugleich einleuchtend, dass die ganze Angelegenheit der Kniebeugung eine Principienfrage sey. Es komme nämlich darauf an, ob Protestanten genöthigt werden können, an einer katholischen Cultushandlung Theil zu nehmen oder nicht. Mit diesem Principe stehen oder fallen alle Consequenzen und Wirkungen desselben, so dass also ohne gänzliche Aufhebung der Ordre vom 14. August 1838 eine befriedigende Abhilfe der gerechten Beschwerde der Protestanten nicht zu erwarten ist. Dieser Standpunct der Angelegenheit ist auch bei der Verhandlung derselben in der Kammer der Abgeordneten von einem Organe der Staatsregierung vollkommen anerkannt worden, denn es erklärte der Herr Kriegsminister aus Veranlassung der vom Abgeordneten Bestelmaier eingebrachten und später zum Beschlusse erhobenen Modification, welche die Bitte um Erlassung von Massregeln zur Beruhigung der Protestanten enthielt, ganz unumwunden:

„Einen Mittelweg zwischen dem Bestehenlassen und Auf„heben befraglicher Ministerialordre gibt es nicht.“

Dieser Ausspruch hat sich durch die, seitdem ergangene Verordnung vom 28. März vollkommen bewahrheitet. Sie konnte der Beschwerde nicht abhelfen, weil sie die Ordre selbst und mit ihr das Princip bestehen liess. Dieses Resultat und diesen Ausspruch mögen die baierischen Protestanten im Auge behalten, und im festen Vertrauen auf ihr gutes Recht fortfahren, kein gesetzliches Mittel unversucht zu lassen, welches zur unbedingten Anerkennung ihres verfassungsmässigen Anspruchs auf Gewissensfreiheit und auf staatsrechtliche Gleichstellung mit der katholischen Kirche auch in diesem Puncte führen kann.

Um die Aufrechthaltung dieser beiden wichtigen Rechte, also um eine tief ins Leben eingreifende Angelegenheit, keineswegs aber von einer bloss theologischen Streitfrage handelt es sich, und da es keinen baierischen Protestanten geben kann, der nicht bei Schmälerung des Genusses dieser beiden grossen Güter wesentlich betheiligt ist, so werden sich auch alle durch die gegenwärtige, das Wesen der Sache nicht ändernde Verfügung nicht

Digitized by Google

befriedigt fühlen, und nach wie vor einer gerechten Abhülfe erwartungsvoll entgegensehen.

Die in Nr. II. hinten als Beilage II. abgedruckte, weder im Regierungsblatte noch in den Kreisintelligenzblättern abgedruckte, sondern bloss als Artikel der allgemeinen Zeitung bekannte königl. Verordnung vom 3. November 1844 liess im Grunde die Sache da, wo sie im April 1844 war, obgleich sie bestimmt schien, der Beschwerde abzuhelfen. Das sah jedermann; aber, so traurig steht es um Deutschland, niemand wagte es zu sagen, o gentem venalem, si emtorem invenerit! Der Graf musste ungern, unwillig die Feder ergreifen, wenn er nicht wollte, dass das Volk getäuscht werde, dass es aufhöre, mit eben dem Recht auf sein gutes Recht zu bestehen, wie die Jesuiten in Baiern, in der Schweiz, in Belgien, im Rheinland, in Frankreich, in Oesterreich auf ihr Unrecht! Wir überlassen den Lesern, in der kleinen Schrift des Grafen seine rechtliche Deduction nachzulesen, wir wollen nur die Stelle hersetzen, woraus man sehen kann, wie unvorsichtig ein Fürst handeln würde, der einem den Pfaffen dienenden Minister erlauben sollte, seine Unterthanen so zu bedrängen, dass endlich Männer wie Graf v. Giech Stimmführer der rechtmässigen, aber mit Gewalt unterdrückten Opposition werden müsste. Weder Gewalt noch Machiavellismus sichert den Staaten die Dauer, jede Sophistik dauert nur eine Zeit lang, und wahrlich unsere Zeit geht schrecklich rasch. Man mag anfangen was man will, man bringt das Mittelalter nicht zurück. Die Stelle, die wir als Beleg des Gesagten zum Schlusse dieser Anzeige anführen wollen, lautet S. 5 folgendermassen:

Der Verf. fügte sich der an ihn ergangenen neuen Bitte und Anforderung, die vor Allem für nothwendig anerkannte Arbeit der Vertheidigung seiner Glaubensgenossen selbst wieder zu übernehmen, bloss um eine Pflicht zu erfüllen und in der Ueberzeugung einer vorliegenden Nothwendigkeit, dass die Ansichten und Empfindungen, welche die Verfügung vom 3. November 1844 in den baierischen Protestanten hervorrief, auch öffentlich ausgesprochen würden. Er weiss sich dabei frei von der seichten Tendenz einer blossen Opposition, die seinem ganzen Wesen fremd ist. Wir leben in einer ernsten, vielbewegten Zeit, die unverkennbar grosse Ereignisse in ihrem Schoosse trägt. Wem kann es da, wenn ihm das Schicksal des deutschen Vaterlandes am Herzen liegt, entgehen, dass in einer tüchtigen Einigung zwischen den Regierungen und den Regirten die Bürgschaft für dessen Heil zu

Digitized by Google

finden sey, wem wird es auf diesem Standpunkte nicht daran liegen, auch im kleinsten Kreise nach seinen schwachen Kräften dahin zu wirken, dass die Massregeln der Regierung richtig verstanden und bereitwillig vollzogen werden, ja wer möchte nicht angelegentlich wünschen, mit den Ansichten und Verfügungen des Gouvernements jederzeit in Uebereinstimmung seyn zu können? Um so mehr ist es aber Pflicht, unrichtige Ansichten, welche diesem Einverständnisse entgegenstehen, aufzuhellen, Missverständnisse zu beseitigen und mit Ehrerbietung, aber auch mit Freimuth auszusprechen, was durch unterdrückte Verschweigung nur schlimmer wird.

Geschichte der letzten fünf und zwanzig Jahre, von Karl Heinrich Hermes. In zwei Bänden. Mit vier Stahlstichen nach Originalcompositionen von Alfred Rethel. Dritter unveränderter Stereotyp-Abdruck. Braunschweig, Verlag von Georg Westermann. 1845. 1. Band 484 Seiten. 2. Band 594 S. gr. 8.

Ref. freut sich, dass Verfasser und Verleger dieses Werks einig geworden sind, Rotteck's Namen vom Titelblatte ganz wegzulassen und eine Arbeit, welche auf Eigenthümlichkeit Anspruch macht, nicht mehr unter einem fremden Aushängeschilde zu Markte zu bringen. Ueber die Eigenthümlichkeit des Buchs erklärt sich der Verf. in der Vorrede zum 2. Theil. Er sagt dort unter andern: Es gäbe allerhand Cliquen (wir gebrauchen seinen Ausdruck, würden aber selbst ein deutsches Wort für die Sache gebraucht haben) in Deutschland; er habe aber nie zu einer Clique gehört, weder zu einer literarischen, noch einer politischen, noch einer kirchlichen, weder zu einer der Cliquen, die sich unter dem ziemlich durchlöcherten Mantel des Liberalismus verbergen, noch zu denen, die sich gern als eine nicht existirende conservative Parthei gebehrden möchten, und die in den letzten Zeiten vorgezogen haben, unter dem bescheidenen Jesuitenkäpplein einen religiösen Mummenschanz nach Art der mittelalterlichen Eselsfeste aufzuführen! Ich weiss wohl, dass das Cliquenwesen in unserm lieben deutschen Vaterlande zu dieser Stunde, wie der allen Unrath absondernde Schaum in einem vollen Kessel, der ans Feuer gesetzt ist, oben schwimmt; ich will aber lieber untergehen, wenn es seyn muss, als mit dem Abschaume der Nation oben schwimmen.

Digitized by Google

Ref. führt die Stelle wörtlich an, damit man den Verfasser selbst über seine Stellung und über die Richtung der Art historisch-politischer Darstellung der letzten fünf und zwanzig Jahre, die er geben will, sich aussprechen höre, obgleich er zu wenig mit der neuesten deutschen politischen und historischen Literatur bekannt ist, um die Stelle ganz zu verstehen. Er sieht indessen aus dem Schlusse der Vorrede, dass der Verf., mit dessen Lebensgeschichte Ref. völlig unbekannt ist, in deutschen politischen Zeitungen vielfältig angegriffen seyn muss, denn er sagt:

Diese Erklärung vor dem Richterstuhle der deutschen Nation öffentlich abzulegen, hielt ich um so mehr für meine Pflicht, als derselbe zugleich meine vollständige Rechtfertigung gegen alle die albernen Verunglimpfungen und Verleumdungen enthält, welche fast alle deutsche Tagblätter, von der Augsburger allgemeinen Zeitung bis zum Hamburger Correspondenten, seit Jahr und Tag gegen meine Person verbreitet haben. Jedem einzelnen Kläffer unter den Vielen Rede zu stehen, wäre eine ebenso vergebliche, als bei dem gesunden unbestechlichen Urtheile, welches ich der deutschen Nation zutraue, unnöthige Mühe gewesen.

Die folgende Stelle dieser Vorrede setzt Ref. hieher, weil er überrascht war, vom Verfasser dieses Buchs, der unstreitig mit der herrschenden Stimmung des grossen deutschen Publicum sehr viel genauer bekannt ist, als er, dasselbe zu vernehmen, was er in dem kleinen Kreise, den er zu beobachten Gelegenheit hat, täglich bemerkt. Er sieht nämlich, dass jeder Beamte oder Schriftsteller, sobald man von ihm ahndet, dass er sich verkaufe, oder aus welchem andern Grunde es auch seyn mag, zum blossen Werkzeuge oder Organ der Regierung gemacht habe, das Zutrauen des Publicums verliert, und von dem Augenblick an auch sogar dem Wahren und Guten, was er vorbringt, nur bei denen Eingang verschaffen kann, die schon vorher seiner Meinung waren. Die Stelle, worauf sich diess bezieht, lautet:

Thatsachen, die meinen politischen oder bürgerlichen Charakter auch nur zu verdächtigen geeignet waren, hat von den zahlreichen Feinden, die zu haben ich mich rühme, kein einziger vorzubringen vermocht; die Stelle derselben vertrat die hundertmal wiederholte Lüge, als ob ich meine Feder oder meine Gesinnungen irgend einer deutschen Regierung für ein Stück Geld verkauft hätte u. s. w.

Was das Buch selbst angeht, so hat der Verf. weniger auf

Digitized by Google

Vollständigkeit des Einzelnen, als auf Zusammenfassung einer grossen Anzahl einzelner Dinge unter einem gewissen Hauptbegriff und auf Unterhaltung des Lesers durch ein längeres Verweilen bei gewissen allgemein interessanten Geschichten, Acht gehabt. Was das Erste angeht, so hat er den ersten Theil in drei Abtheilungen (Bücher) gebracht, deren Ueberschriften den Gesichtspunkt bezeichnen, von dem aus er die Hauptstücke, worin er die Bücher getheilt hat, betrachtet wissen will. Das erste Buch ist überschrieben: „Die Restauration nach dem Sturze Napoleon's und die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel." Unter dieser Rubrik werden als drei Hauptstücke begriffen: 1) Der heilige Bund. 2) Die Karlsbader Beschlüsse. 3) Die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel. Das zweite Buch hat die Ueberschrift: „Der heilige Bund auf der Höhe seiner Macht und der Sieg über die Revolutionen im westlichen Europa." Unter diesem allgemeinen Begriff wird in vier Hauptstücken Folgendes zusammengefasst: 1) Die Congresse von Troppau und Laybach und die Unterdrückung der Revolutionen in Neapel und Piemont. 2) Die Aufstände in der Moldau und Wallachei und die griechische Revolution. 3) Die Parteikämpfe in Spanien und Frankreich, die Ermordung des Herzogs von Berri und der Sieg der Ultra. 4) Der Congress von Verona und die Unterdrückung der Constitutionen in Spanien und Portugal. Das dritte Buch deutet schon in der Ueberschrift an, dass die beiden Hauptstücke desselben nicht unter einander verbunden werden sollen; das erste beschäftigt sich nämlich mit der Grösse und Macht des brittischen Inselreichs und mit dem Kampfe der Parteien in England; das zweite mit dem Fortgange des griechischen Befreiungskampfes bis zu der Entscheidung der europäischen Mächte.

Der Inhalt des zweiten Theils ist wieder unter drei Rubriken in drei Bücher vertheilt. Im vierten Buch begreift nämlich der Verf. drei Hauptstücke unter der Ueberschrift: „Die Stockungen in der politischen Entwickelung des europäischen Festlandes und die Anfänge der Wiederbelebung." Die drei Hauptgegenstände, welche unter dieser Ueberschrift behandelt werden, sind: 1) Die Rückschritte der politischen Entwickelung in Deutschland. 2) Der Thronwechsel in Frankreich. 3) Der Tod des Kaisers Alexander und der russische Türkenkrieg. Das fünfte Buch hat die Ueberschrift: „Die französische Julirevolution"; die drei Unterabtheilungen sind: 1) Der parlamentarische Sieg des Liberalismus in

Digitized by Google

Frankreich. 2) Die drei Tage. 3) Das Bürgerkönigthum. Das sechste Buch zählt als nächste Folgen der Revolution in drei Hauptstücken auf: 1) Das Königreich der Niederlande und die Septemberrevolution in Brüssel. 2) Die innere Entwickelung in Deutschland vor der Julirevolution und die revolutionäre Bewegung nach der Julirevolution. 3) Der polnische Freiheitskampf.

Was die Behandlung der Geschichte angeht, so ist der Verf., wie wir aus der Dedication sehen (sie lautet: „Dem Andenken meines würdigen Lehrers, Ludwig Wachlers"), aus Wachler's Schule, und ist zugleich, was sehr selten bei Schülern der Fall seyn möchte, der Methode desselben ganz getreu geblieben. Wir würden sogar kein Bedenken tragen, Herrn Hermes Manier, die Methode anzuwenden, vor der Wachler'schen den Vorzug zu geben. Um seine Pflicht, das Buch des Herrn Hermes, welches nach einer Aeusserung des Verf. in vielen Exemplaren verbreitet ist, auch in diesen Jahrbüchern anzuzeigen (denn von Kritik kann von einem Buche, das schon ein Publicum hat, und nicht für eigentliche Gelehrte bestimmt ist, die Rede nicht seyn), will Ref. ein paar Stellen aus dem zweiten Theile ausheben. Die Bemerkung, dass den französischen Geschichten ein verhältnissmässig zu grosser Raum in diesem Theile eingeräumt sey, kann Ref. jedoch nicht unterdrücken. Zur Probe soll nun aus jedem der drei Abschnitte des zweiten Theils eine Stelle mitgetheilt werden. Ref. wählt aus dem ersten Abschnitte eine Stelle über Preussen, weil ihm diese für die Manier am bezeichnendsten scheint; da sich der Verf. bei andern Gelegenheiten, z. B. weiter unten, wo von den badenschen Kammern die Rede ist, oft auf gar zu unbedeutende Persönlichkeiten und auf zu kleinliche Zänkereien einlässt. Die Stelle über Preussen und über die innern, nur durch kühnes Errathen ans Licht zu bringenden Cabinetsangelegenheiten, auf welche der Verf. gleich seinem Lehrer Wachler dreist eingeht, lautet S. 3 folgendermassen:

Um eine entscheidende Stimme in Deutschland zu behaupten, ersann man in Preussen einen eigenthümlichen Rath. Es wurde vorgeschlagen, die Leitung der allgemeinen deutschen Angelegenheiten für das Erste ganz dem österreichischen Cabinette zu überlassen, sich selbst möglichst in den Hinterhalt zurückzuziehen und den Schein anzunehmen, als ob man nur der österreichischen Politik folge, wenn man die Massregeln unterstützte, die von Oesterreich empfohlen und in Antrag gestellt wurden. Bei dem Streben

Digitized by Google

nach Selbstständigkeit, welches allen, auch den kleinsten deutschen Staaten eigen ist, konnte es nicht fehlen, dass das Uebergewicht, welches Oesterreich geltend machte, eine allgemeine Eifersucht erweckte. Man rechnete darauf, dass die kleineren Staaten, für sich allein ausser Stande, dem übermächtigen Andrange zu widerstehen, sobald Preussen es an der Zeit hielt, sich von Oesterreich zu trennen, nichts Eiligeres zu thun haben würden, als das lästige Joch abzuschütteln und sich der rettenden zweiten deutschen Hauptmacht in die Arme zu werfen. Das, worauf man hauptsächlich bei dieser etwas gewundenen Politik zu achten hatte, war, zu verhindern, dass die Gesetzgebung des deutschen Bundes in Bezug auf innere Angelegenheiten keine allzu feste Gestalt annahm, weil dadurch die dem österreichischen Cabinette nur zeitweilig zugestandene Oberherrschaft leicht eine bleibende werden konnte. Daraus erklärt sich, wesshalb manche wichtige Verhandlungen, wie jene über das Verfahren bei Zwistigkeiten verschiedener Bundesstaaten unter einander, über die Anstellung von Austrägalinstanzen und über mehrere andere Gegenstände ungeachtet wiederholter Anregung nicht zum Ziele gelangten.

Ueber die zweite Abtheilung will Ref. eine Probe aus dem „Die drei Tage“ überschriebenen Hauptstück nehmen, weil auch dort dieselbe Manier deutlich hervortritt. Es ist nämlich von den Anstalten zu den Scenen die Rede, welche Carl's X. Sturz herbeiführten. Da heisst es S. 335:

Während auf diese Weise die arbeitenden Stände in eine Bewegung hineingezogen wurden, von der sie weder die Ursache begriffen, noch die Interessen theilten, fanden auf verschiedenen Puncten Versammlungen statt, die sämmtlich zum Zwecke hatten, über die Widerstandsmittel zu berathen, die man dem Gewaltstreiche der Regierung (den Ordonnanzen Polignac's) entgegen setzen könne. Um zwei Uhr Nachmittags fand sich die Mehrzahl der zu Paris anwesenden liberalen Abgeordneten in dem Hause Casimir Périer's ein, wo Labey de Pompières, als der älteste unter ihnen, den Vorsitz übernahm. Dupin, der unter den ersten das Wort nahm, drang darauf, dass man sich in keiner Weise von den Wegen der strengsten Gesetzlichkeit entferne. Die Auflösung der Kammer war seiner Behauptung nach ein Schritt, dessen Verfassungsmässigkeit sich nicht bezweifeln liess. Daraus folgerte er, dass die Anwesenden sich nicht mehr als Abgeordnete betrachten dürften, und dass man nichts Anderes thun

Digitized by Google

könne, als durch ehrerbietige Vorstellungen den König zur Zurücknahme der Ordonnanzen zu bewegen. Diese Ansicht unterstützte General Sebastiani, der verlangte, dass man in diesem Sinne eine Bittschrift an Karl X. entwerfen solle. Dagegen erhoben sich Maugnin, de la Borde, Audry de Peyraveau, Gérard, Persil mit leidenschaftlichem Ungestüm u. s. w.

Aus dem dritten Abschnitt wollen wir, weil das Buch in Braunschweig gedruckt und verlegt ist, und der Verf. sich dort aufhält, die Erzählung des Ausgangs der dort gegen Herzog Carl von der Aristokratie veranlassten Revolution machten, weil hier Ton und Manier anders ist. Herr Hermes berichtet S. 496:

Nachem sich Herzog Wilhelm nochmals an seinen zu Paris verweilenden Bruder gewendet, um denselben zur freiwilligen Verzichtleistung zu vermögen, und nachdem dieser jede Zumuthung solcher Art auf das Bestimmteste abgelehnt hatte, kam Herzog Wilhelm mit König Wilhelm IV., als dem Haupte der zweiten Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg überein, dass die völlige Regierungsunfähigkeit des Herzogs Karl als eine notorische Thatsache auszusprechen, die Regierung im Herzogthum Braunschweig als erledigt anzusehen und die Nachfolge der nach den Hausgesetzen zu derselben berufenen nächsten Agnaten zu eröffnen sey. Indem Herzog Wilhelm diese Entscheidung durch eine Bekanntmachung vom 20. April 1831 zur öffentlichen Kenntniss brachte, übernahm er zugleich die Regierung, die er bisher nur als Vertreter seines Bruders geführt hatte, aus eignem Rechte und liess sich als rechtmässiger Landesherr und Regent die Huldigung leisten. Inzwischen hatten sich von verschiedenen Seiten öffentliche Stimmen über Unzulänglichkeit der kaum wieder hergestellten Verfassung erhoben, das Bedürfniss einer zeitgemässen Umgestaltung derselben wurde allgemein anerkannt, von einer zu diesem Zweck niedergesetzten Commission wurde daher der Entwurf zu einer neuen, auf dem Grundsatze einer gleichmässigen Vertretung aller Stände beruhenden Verfassung ausgearbeitet, der, nachdem er von den zum 13. September einberufenen alten Ständen im Allgemeinen genehmigt, von einer ständischen Commission im Allgemeinen geprüft, mit den Veränderungen, die er durch diese erfahren hatte, der am 24. August eröffneten, bereits nach den Bestimmungen der neuen Verfassungsurkunde erwählten Ständeversammlung zur nochmaligen Berathung vorgelegt, und nachdem er von derselben angenommen war, am 12. Oktober 1832

Digitized by Google

unter dem Namen einer neuen Landschaftsordnung als Grundgesetz des Landes öffentlich verkündet wurde.

Schlosser.

Zur Geschichte des zweiten Pariser Friedens, nebst etlichen Gedanken über die Gegenwart.

1. *Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Actenstücken von Dr. Schaumann, ausserordentl. Prof. der Geschichte zu Göttingen. Göttingen, Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. 8. VI. Vorrede. 304 S. Text, erster Theil; 144 S. Actenstücke im zweiten Theil.*

2. *Der zweite Pariser Frieden. Von C. Freiherrn v. Gagern. Erster Theil. Der Hergang. 434 S. 8. Zweiter Theil. Die Beilagen. 284 S. 8. Leipzig. F. Brockhaus. 1845.*

Seit dem blinden Lärm, welchen während des Sommers und Herbstes 1840 die morgenländischen Verwicklungen auch in einem Theil Europa's hervorriefen, tauchte die lange schlummernde Streitfrage der sogeheissenen Rheingränze mit neuer Frische auf. Eroberungslüsterne Franzosen dachten bei vielen sonstigen Gährungsstoffen der Heimath und Fremde plötzlich an den Glanz des kaiserlichen Zeitalters, verkündeten in Schriften und Reden die Nothwendigkeit einer angemessenen Gebietausdehnung, nannten die Pariser Friedensschlüsse einen lebendigen und gleichsam historisch gewordenen Hohn auf Frankreichs Waffenruhm, welchen nur Verrath und Uebermacht augenblicklich gemindert hätten, und forderten ungestüm die Rückkehr der westlich dem Rhein gelegenen Städte und Landschaften. Die Teutschen aber antworteten entschieden: „Sie sollen ihn nicht haben", — und es blieb einstweilen bei dem Alten. Denn die beiderseitigen, bald in Prosa, bald in Poesie niedergelegten Herausforderungen entbehrten der nachhaltigen Kraft; bei Regierungen und Völkern wurzelte die behagliche Gewohnheit des Friedens und der sogenannten materiellen Interessen zu tief, denn dass man es wagte, den bescheidenen Besitzstand der Gegenwart für die Gefahren und Wechsel des künftigen Krieges einzutauschen. Ueber-

Digitized by Google

diess zogen geräuschvolle Innenverhältnisse, welche oft bei geringem Gepäck viel Staub aufwühlten, von ernsthaften Aussenverwicklungen ab. Pauperismus, Socialismus, Communismus und wie das Rothwälsch frischer, an der Seine aufgeschossener Wortpilze für alte Begriffe sonst heissen mochte, wurden von den Teutschen, immerdar nachahmungsgierigen, schlagfertigen Feder- und Tageshelden mit hungrigem Eifer weggefangen, zugestutzt und als eigenes, vaterländisches Gewächs verkauft. Diese leichte Waare, mit dem süssen, in neu-Teutscher Hexenküche verfertigten Fliegengifte des crassesten philosophisch-poetischen Atheismus und Sensualismus gewürzt, fand reissenden Abgang. Das angeblich gebildete Publicum, der für das Pikante, den hohen Geschmack (haut gout) hafb in Fäulniss umgeschlagener Speisen empfängliche Culturmichel, kaufte und las bis zur Abspannung; Censur und Polizei hatten dagegen nicht Arme genug, um hier zu streichen, dort die verbotene Frucht einzuziehen. Diesem wirren Wetteifer der producirenden und confiscirenden Kraft trat inzwischen eine neue Spannfeder bei, die literarisch-politische, besonders in Preussen. Wie nämlich im Teutschen Mittelalter das jeweilen erkorene Reichsoberhaupt für Rechtsprechen und Entgegennahme der Lehengelübde den sogenannten Umritt hielt, vollzog auch der neue König Friedrich Wilhelm IV. bald nach dem Antritt der Regierung seine bedeutsame Rundreise, wandte sich, kunstgebildet und beredt wie er war, öffentlich unter freiem Himmel an das zahlreich versammelte Volk und erweckte durch diesen in Teutschland fast beispiellosen Act des freien, lauten Worts solchen Eifer, dass die Eisdecke stummer Wünsche zusammenbrach und eine wahrhafte Fluth rhetorischer Manifestationen die bisher gezogenen Dämme umspülte und bisweilen zu zertrümmern drohete. Poesie wetteiferte mit der Prosa um den Ehrenpreis des Freimuths, oft auch der phantastischen Frechheit; die Einen, wie Herwegh, der weltbürgerliche Tyrtäus des Friedens, der doppelsichtige Freiligrath, der derbschmutzige Geburtshelfer Germaniens, Prutz, der Pariser Feinschmecker und Israels Hoffnung, Heine, der herumfahrende, biedere Scalde Hoffmann, die Nachbeter Beck, Grahl etc. etc. hofften, sich mittelst poetischer Kinderklappern als politische Dichter eine Preussische Reichsconstitution nebst den Kleinigkeiten der Pressfreiheit, der Jury, Oeffentlichkeit und Judenemancipation, ohne

Digitized by Google

parlamentarischen Kampf und mannhafte Energie zu ersingen, die Andern, versammelt um das Banner der Feuerbache und Bauer, wollten durch den allfälligen Umsturz des Glaubens an Gott und die Unsterblichkeit den widerspänstigen, alten dogmatischen Zeitgeist übertölpeln und zur Capitulation nöthigen. Da raffte sich plötzlich dieser schlummernde Dämon, von Oesterreichisch-Baierschen Jesuiten und Berlinisch-Hengstenbergischen Frömmlern bewacht, auf, und ballte dräuend die Faust. Sofort zerging die lärmende Fröhlichkeit der Sänger und grübelnden, umgestaltenden Weltweisen; der Ernst des wirklichen Lebens trat hervor; die Verbindung des historischen und philosophischen Princips erschien, da man weder für die Stabilität noch für die Revolution *) Kraft und Willen besass, als der einzig mögliche Weg, den verschlungenen Knoten zu lösen, und mit der Nothwendigkeit eines reformatorisch-politischen Entwicklungsganges, langen, parlamentarisshen Rechtskampfes wächst auch wohl das Gefühl für einen engern, stärkern Nationalverband aller Teutschen. Es genügt dabei aber nicht, mit vornehmer Sprache die kleinen stammverwandten Völker, wie die Holländer, Schweizer, Dänen, zu meistern, sondern man muss stärkere Gegner vor dem Auge behalten und die Möglichkeit einer Collision ob der Westgränze niemals aus dem Gesichtskreise verlieren. Die Dauer der Französischen Friedensverhältnisse nämlich hängt von manchen Zufälligkeiten ab, denen keine irdische Macht gebieten kann.

*) Dass Teutschland oder wenigstens ein Theil desselben am Vorabend der Revolution stehe, ist die Ansicht etlicher Stubengelehrten, welche mit den Worten spielen. Dergleichen apodictisch ausgesprochene Träumereien lähmen überdiess die Thatkraft und übergeben die practische Förderung der Gesammtinteressen einem blinden, fatalistischen Glauben, dessen Nichterfüllung dann wieder zum Erlahmen und Nachhinken führt. Eine ausdauernde, schrittlings gewonnene Erkämpfung verbesserter Institutionen liegt allein im Bereich der gegenwärtigen Teutschen; für die Revolution oder die gewaltthätige Durchführung der Reformideen sind sie noch zu ruhig und zu wohlhabend.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 23. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schaumann und v. Gagern: Der zweite Pariser Frieden.

(Fortsetzung.)

Die Bestrebungen und Tendenzen der Revolutions- und Kaiserperiode sind keineswegs für immer begraben und dem Bewusstseyn des entzündlichen, kraftvollen und militärischen Franzosenthums entrückt worden. Unabhängig von aller Politik, das heisst, Grundsätzen der Verfassung, bleibt die territoriale Abrundung zweier grossen, vorwärts strebenden Völkermassen, welche selbst durch das Bild der Geschichte mehr oder weniger dabei bewegt und gedrängt werden. Der Franzose gedenkt seines jüngsten Besitzes längs dem Rhein, der Mosel und Maas; ihm erscheint die erlittene geringe Schmälerung als Eingriff in das historische Recht seiner glanzvollsten und mächtigsten Dictatur; Denkmäler, Schau- und Todtengepränge, illustrirte, einseitige Geschichten, auf die jüngere Generation übergehende Traditionen der ältern, diese und ähnliche Mittel unterhalten einen stillen Cultus des kaiserlichen Militärreiches und geben dem Volkscharakter eine an sich ehrenwerthe, thatkräftige Geschlossenheit. Wenn nun der unabwendbare kritische Augenblick nahet, etwa bald nach dem Tode des gegenwärtigen Oberhauptes die gährenden Kräfte den Deckel sprengen und als Monarchie oder Republik ihr Banner entfalten, glaubt dann Teutschland in seinem gleichfalls schleichenden Unbehagen, seinen socialistisch-communistisch-literarischen Luftgebilden, illustrirten Uebersetzungen der Thiers'schen Napoleonshistorien und Sue'schen ewigen Judenromane ein Unterpfand des Friedens zu finden? Unmöglich. Teutschland muss daher jetzt, wo es Zeit hat, seine politisch-militärischen Einrichtungen verbessern, temporäre Ausnahmsgesetze bei dermalen veränderter Zeitlage ganz oder theilweise zurücknehmen, über staatsbürgerliche Vergehn den Deckmantel der Amnestie werfen, den Process Jordan's entweder rasch erledigen

Digitized by Google

oder niederschlagen, den confessionellen Hader durch ein gleichmässiges gerechtes Benehmen im Keime ersticken, der katholischen und protestantischen Propaganda durch den Widerruf des Bairischen Edicts gegen evangelische Hülfsvereine und durch das Verbot der antikatholischen Ronge'schen Umtriebe in Preussen ein festes Ziel setzen*), laufende Gebrechen und Beschwerden nicht auf dem Wege phantastisch-idealer Poesie und Speculation, sondern der nüchternen, thatsächlichen Prosa prüfen und erledigen, dem kleinfügigen Gränzkrieg

---

*) Eine Teutsch-katholische, von Rom getrennte Kirche ist bei den dermaligen politisch-religiösen Verhältnissen eine reine Unmöglichkeit; es bleibt da nichts übrig als Protestantismus in mannichfaltigen freien Formen, oder Römischer Katholicismus. Eine Verquickung des letztern durch Teutsch-katholische Stoffe führt zum weitern Unterhöhlen der reformatorischen Kräfte und dient zuletzt dem eigentlichen Papismus als Werkzeug und Hülle. Ronge und seine Genossen sind sicherlich treffliche und für ihre Ueberzeugung begeisterte Männer, aber sie stehen auf schwachem Boden und finden weder bei den Machthabern noch bei den Völkern Anklang. Es ist ihnen daher nichts vergönnt, als Annahme der evangelischen Confession oder Rückkehr zum alten Bekenntniss. In der Mittelstufe werden jene Männer nur als Werkzeuge einer unsichtbaren Staats- und Kirchengewalt so lange figuriren, bis man den Zweck erreicht hat. — Ueberdiess muss der gegenwärtig starke Hang zum literarisch-publicistischen Lärmmachen ohne nachhaltige That warnen. So gewann man statt einer Hannöverschen Opposition eine reiche, auf die sieben Göttinger Weisen bezügliche Broschürenliteratur, statt einer practischen Erledigung die anschwellende Jordan-Literatur, statt gründlicher Untersuchung und Anklage der Schuldigen eine Weidig-Literatur u. s. w. Eben so muss es gehen mit Ronge und Compagnie; die angebliche Reformationstendenz wird endigen mit einer Ronge-Literatur. Denn ein grosser Theil des Teutschen Publicums gleicht den Kindern, welche ruhig sind, sobald man ihnen etwas — vormacht; es fehlt der kräftige, nachhaltige Ernst, welcher ohne Begeisterung für eine Idee freilich nicht möglich ist. Das sündhafte, vielartige Treiben lähmt den Charakter und verflüchtigt die Gedanken; man erlernt gleichzeitig zu vielerlei und gewöhnt sich dadurch an Effectmachen und Oberflächlichkeit.

Digitized by Google

der Censur entsagen, dagegen den für die Gesundheit des Leibes, Geistes und Geldbeutels gleich schädlichen Eisenbahnenfanatismus um etliche Procente abkühlen, überall die verschollenen Turnplätze und Landwehren nach dem Vorgange Preussens herstellen, endlich ein klares gründliches Bewusstseyn gegenüber der so oft von den Nachbarn angeregten Territorialfrage zu gewinnen trachten und das Ergebniss auch in die Massen einfliessen lassen. So belehrt, werden diese einen wahrscheinlich unvermeidlichen Kampf, in welchem es sich nicht sowohl um Principien als um volksthümlichen Boden handelt, mit Nachdruck bestehen und den Ausgang dem Waffengericht übertragen. Ref., welcher recht gut weiss, dass eine leichtfertige Partei dergleichen Urtheile bornirt und der ausgeläuteten Zeit des Befreiungskrieges angehörig schilt, nimmt keinen Anstand, das Bild dieser grossen, an hochherzigen Thaten, aber auch an argen Fehlgriffen reichen Zeit durch einzelne Züge zu erneuern und zwei dahin gehörige vortreffliche Werke einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Diese auf dem Titel der Anzeige bemerkten Schriften betreffen den zweiten Pariser Frieden (1815) und behandeln denselben Gegenstand nach einer verschiedenen, gleich lehrreichen Weise. Schaumann nämlich, ein jüngerer Zeitgenosse, scharfsinnig, klar, zusammendrängend und voll patriotischer, besonnener Wärme, fasst sein Thema mehr von der publicistischen, räsonnirenden Seite auf, welche jedoch meistens eine feste, von den mitgetheilten Urkunden und Denkschriften getragene Grundlage besitzt, gibt im ersten Buche des ersten Theils in einer historischen Einleitung die Uebersicht der wichtigsten Ereignisse, schildert dann weitläufig im zweiten Buche den Gang der diplomatischen Verhandlungen, knüpft im dritten Buche unter der Ueberschrift „patriotische Phantasien" in mehren Abschnitten politisch-militärische Betrachtungen an, welche stellenweise die Gegenwart Teutschlands berühren, veröffentlicht endlich im zweiten Theil die gedruckten und ungedruckten Actenstücke, als das eigentliche Knochengerüpp des mit Fleisch, Blut und Muskeln bekleideten Werkes. Die Methode desselben ist also dem Wesen nach analytisch-räsonnirend; durchsichtig, gedrungen und, wenige Ausnahmen abgerechnet, trefflich abgefasst, kann das Buch als ein Muster der historisch-politischen Staatsschriften gelten und Machiavelli's Betrachtungen über Rom als glückliche Copie, wenn auch in einem andern,

Digitized by Google

eigenthümlichen Kreise, zur Seite stehen. Denn nirgends erblickt man das unbestimmte, im Allgemeinen verweilende, neumodische, geckenhafte Abur theilen oder vielmehr Kannegiessern, sondern einen sichern, vor-, rück- und seitwärts schauenden Blick, also auch festen nicht strauchelnden Schritt. Der Verfasser ist dabei unbekümmert um die etwanige Gunst oder Ungunst der theoretischen Grübler und Gaukler, welche, wie der selige Gans (Schaumann S. 125) Frankreich für eine geweihete Hostie halten und jede Minderung seines früher Teutschen Gebiets, z. B. des Elsasses, als sogeheissene Teutschthümlerei in Verruf erklären. Auch offenbart sich, wie es seyn soll, kein persönlicher Groll gegen das kräftige, vielfach um Wissenschaft und gesellschaftlichen Fortschritt verdienstvoll gewordene Nachbarsvolk, wohl aber gegen die selbstsüchtige und erobernde Politik desselben. Dieser will der Verfasser ein Halt! zugerufen wissen, und darum hängt er für künftige Fälle seinen singenden und grübelnden Landsleuten die nüchterne Warnungstafel der Pariser Friedensdebatten aus. — Mögen sie sich daran ersättigen!

Der zweite Darsteller des zweiten Pariser Friedens, Herr v. Gagern, hat ein längeres, reicheres Leben hinter sich, welches die Stürme der Revolution, des Kaiserthums in auf- und absteigender Linie, die Geburtswehen, Freuden und Leiden der Restauration durch Augenschein und theilweise Mitwirkung kennen lernte, kurz, auf dem Scheidewege zweier grossen Zeitenwenden stand. Die Zerbröckelung des Teutschen Reichs, der Ursprung und das Wachsthum des Rheinbundes, die schmählichen Tage der Knechtschaft, die heissen, ruhmvollen Kämpfe der Wiedergeburt und Befreiung, die offenen und geheimen Conflicte halber und ganzer Parteien nach dem Frieden, die zitternden, unbestimmten Bewegungen der Gegenwart, — alle diese und verwandte Lebensstoffe sah der jetzt achtzigjährige Mann in unendlicher Reihe aufgehen, wirken, verschwinden und häufig sich wiederum unter andern Formen erneuern. Dabei traten die vorragenden Persönlichkeiten oft in die unmittelbarste Nähe des Beobachters. Der Französische Kaiser, die Feldherrn und Diplomaten desselben, die Fürsten und Gehülfen des Rheinbundes, die drei Monarchen, die Oberbefehlshaber und Staatsmänner im Befreiungskriege, sind dem gewandten und vielseitig gebildeten Berichterstatter für kürzere oder längere Zeit so zu sagen Nachbarn gewesen. Als Staatsmann hat er bisweilen unmittelbar mit ein-

Digitized by Google

gegriffen in das Räderwerk der öffentlichen Verhältnisse, für die Rheinische Conföderation als Bevollmächtigter Nassau's seinen Beitrag gegeben, auf den Congressen in Wien und Paris als Abgeordneter des neuen Königreichs der Niederlande, wenn auch im untergeordneten Kreise, mit zu Rath gesessen, bei den vielartigen Verschlingungen der Politik doch nie die Pflicht und Natur des Teutschen vergessen, für die innere und äussere Wohlfahrt seines Vaterlandes im entscheidenden Augenblick mit Nachdruck, wenn auch häufig erfolglos und bisweilen vielleicht nach unrichtigen Gesichtspunkten, gesprochen, überhaupt die vielseitigste und in ihrer Art kräftigste Wirksamkeit entfaltet. Von vorn herein einheimisch in den höhern Regionen der Gesellschaft und Diplomatik, durch starke Leidenschaften der Massen und Parteien wenig oder gar nicht bewegt, besonnenen Geistes, historisch-politischer Gelehrsamkeit, auf Einsicht und langer Erfahrung ruhenden, reizbaren Selbstgefühls und in Folge dieser verschiedenen Eigenschaften mit einem wahrhaft conciliatorischen oder ausgleichenden Talent ausgerüstet — so geartet, konnte Herr v. Gagern vieles Erlebte richtig beurtheilen und unbefangen theils darstellen, theils für eine ächte, historische Auffassung die trefflichsten Materialien liefern und stellenweise verarbeiten. Seine Methode ist daher aphoristisch-synthetisch; sie gibt den geschichtlich-diplomatischen Stoff reichlich, fasst Einzelnheiten zu besondern Gruppen und Characterbildern zusammen, meidet geflissentlich das kritisch-räsonnirende Element, deutet etliche Ursachen und Erscheinungen des diplomatischen Processes nur an und übergeht andere mit Stillschweigen, sey es aus Schonung gegen noch lebende Staatsmänner, oder aus Pietät gegen die Verstorbenen, ist bei dem allem aber positiv genug, um für den historisch gebildeten Leser, welcher hinlängliches Zeug mitbringt, äusserst lehrreiche, viele Lücken ausfüllende Endergebnisse und Andeutungen zu liefern. Wem jedoch die Detailkenntnisse, Ideen und Gefühle der damaligen Zeit fehlen, der muss in den vorliegenden Denkschriften Dunkelheit, selbst Peinliches finden, und darüber klagen, dass kein scharf abgerundetes, fertiges, die einzelnen Bissen gleichsam für die Mundaufnahme appretirendes Werk dastehe. Diese weniger vorbereiteten Leser werden dagegen in dem Schaumann'schen Buche hinlängliche Befriedigung gewinnen, von demjenigen Gagern's aber sodann eine tüchtige Nachlese erhalten und sich daneben durch die reichen historischen Züge und Charakteristiken

Digitized by Google

vielfach entschädigt sehen. Denn was muss in dieser Beziehung nicht ein Mann bieten, welcher so viele Jahre lang den kräftigsten Persönlichkeiten nahe stand und gemäss seiner conciliatorischen Natur oft schneidende Gegensätze, z. B. die Talleyrand's und von Stein's, in gleicher Gemüthsruhe, wenn auch nach ungleichen Stufen der Freundschaft, betrachten und schildern konnte! Darin ist er nicht unähnlich dem Messire Philipp von Comines, welchem es gegeben war, seine Burgundischen und Französischen Verhältnisse mit gleicher Behaglichkeit zu entfalten und über dem neuen Herrn nie den alten zu vergessen. — Ja, sogar in der abgerissenen, dann wieder gruppenweise verbindenden Form und einfachen, klaren Sprache haben beide Staatsmänner und Memoirenschreiber eine gewisse Wahlverwandtschaft, indess die fertige, räsonnirende Art Schaumann's mehr, wie bereits bemerkt wurde, an die Discorsen des Florentiners erinnert. —

Nach dieser vorläufigen Orientirung mag es zweckmässig und leichter seyn, den Inhalt beider Werke genauer zu bezeichnen, und zwar so, dass zuerst der gelegentlich mitgetheilte, neue oder selten gebotene historiche Stoff, sodann nach bestimmten Abschnitten oder Kategorien der diplomatische Process selber in übersichtliche Erörterung kommt. Während Schaumann seinem Plane gemäss mit Ausnahme des einleitenden Kapitels keine geschichtliche Abschweifungen macht, bringt Herr v. Gagern nach der Anlage des Buchs viele, zum Theil unbekannte oder selten gegebene Einzelnheiten, welche den Character der handelnden Persönlichkeiten erläutern, bisweilen auch den Gang tief einschneidender Begebenheiten aufhellen. Für die Zeichnung des Brittischen Feldherrn und Diplomaten Wellington werden viele Züge beigebracht; sie erhärten sämmtlich das besonnene, scharf verständige, aber auch streng aristokratische, nur für Englands Stärke und Ruhm empfängliche Wesen eines Mannes, welcher den Continent nur als Beigabe des mächtigen Inselreiches betrachtet und dabei einen leisen Anflug von Scheelsucht gegen einzelne Bundesgenossen und Concurrenten, namentlich Preussen, durchschimmern lässt. „Keine Spur," heisst es I, 235, „hoffärtiger Grandezza des grossen Herrn und des grossen Feldherrn, keine Ungeduld, keine trotzige Rechthaberei, kein missachtendes Verwerfen vorgebrachter Gründe, sondern ein ruhiges Abwägen, eine ruhige Erwiederung." — Neu-Frankreich hasst der neue, übrigens nicht filzige und launen-

Digitized by Google

hafte Marlborough, weil es democratisch-revolutionär ist, die Bourbons schirmt er als die Wächter der alten monarchischen Principien, und der Oberbefehl über die Occupationsarmee der 150,000 Verbündeten geht eben deshalb leicht auf den Sieger von Waterloo über. Denn ihm ist alles recht, wenn nur die Revolution unterdrückt und Alt-Frankreich nach der Möglichkeit daheim wie auswärts durch unverkürzte Gränzen wiederhergestellt, dabei eine mässige Aussteuer für das Königreich der Niederlande, den halben Schutzbefohlnen Englands, gewonnen wird. „Der erste und gefährlichste Feind", äusserte der Herzog, „welchen wir überall zu bekämpfen haben, ist der revolutionäre Geist" (I, 233). — Den Preussen darf man noch andere Plane als die auf Luxemburg beilegen; sie wollen die Maass, Lüttich — und Hannover" (I, 234). Welche Eifersucht! — Wellington stand daher, sobald die ersten Besorgnisse vorüber waren, auch hoch in der Gunst der Französischen Diplomaten. Er galt z. B. als ein Idol bei dem Herrn de la Besnadière; „car il étoit plus françois qu'un françois" rühmte der Unterhändler, welcher dagegen weidlich auf die Preussen schimpfte (jurait et pestait contre les Prussiens), den alten Blücher einen Elephanten, und den General Gneisenau einen — Tiger nannte (I, 109). Merkwürdig und lehrreich sind die vertraulichen Nachrichten über die Schlacht bei Waterloo, welche ein guter Bekannter beschreiben will. Wellington (Paris, 17. August 1815) räth ihm davon als einer zu schwierigen Aufgabe ab; er möge die Schlacht lassen, wie sie ist, „to leave the battle of Waterloo as it is" (I, 71). „Die Geschichte eines Treffens", heisst es unter anderm, „ist nicht unähnlich der Geschichte eines Balles. Einige Personen mögen sich wohl der kleinen Vorkommenheiten entsinnen, wovon das Resultat Verlust oder Gewinn der Schlacht ist. Aber kein Einzelner kann sich die Ordnung, in welcher, oder genau den Moment, in welchem jedes sich vollständig zutrug, wieder vollständig vorstellen (recollect), welches den ganzen Unterschied in Absicht des Werthes und der Unwichtigkeit ausmacht. — Die Schlacht fing an, ich glaube, um eilf Uhr. — Es ist unmöglich, zu sagen, wenn jedes wichtige Ereigniss statt hatte, noch in welcher Reihe. Wir wurden zuerst blos mit Infanterie angegriffen, dann allein mit Reiterei, zuletzt und am nachdrücklichsten (principally) mit gemischter Cavallerie und Infanterie" (S. 69). In dieser nachlässigen, absprin-

Digitized by Google

genden und verschleiernden Manier fährt der edle Lord fort; ein geschlossenes Bild der Schlacht tritt nirgends hervor; Blücher's und der Preussen geschieht nirgends Erwähnung; es ist, wie wenn sie nicht vorhanden waren. Diese ärgerliche Laune schimmert auch in dem zweiten, an Bathurst gerichteten Bericht durch (S. 72. 73.), welcher jedoch am Ende (S. 79) die Verdienste der Bundesgenossen eingesteht und auch bekennt, dass diese hauptsächlich dem Rückzug des geschlagenen Feindes auf der Ferse folgten und die ermatteten Engländer dabei ablösten. Wellington's spätere Depeschen an Blücher zeugen übrigens äusserlich von aufrichtiger Freundschaft, wie sie denn aus Höflichkeit neben der Englischen Sprache sich bisweilen Teutsch ausdrücken, aber eine gewisse Empfindlichkeit bleibt doch zurück. Der Grund davon liegt wohl meistens in den Widersprüchen der Brittischen, von dem Herzog gehandhabten Diplomatik und den Preussischen, durch den Feldmarschall Blücher hin und wieder ziemlich rauh ausgesprochenen Ansichten. Ein Toast: „Dass die Diplomaten nicht verderben, was wir, die Krieger, gut machten!“ (I, 95), missfiel gar sehr. Kaiser Alexander, Herzog von Wellington und andere Grosse fanden dergleichen offene Urtheile bedenklich; es begann ein allgemeines Schütteln der Köpfe, und man bemerkte, dass Generale nicht in die fein gesponnenen Netze der Unterhandlungen hineingreifen dürften, sie möchten sonst leicht zerreissen. — Blücher fiel in eine Art von Ungnade (disgrace), welche ihn und die Gleichgesinnten jedoch in keine Schwermuth gestürzt hat. „Le Maréchal Blucher“, schreibt Gagern am 1. Augst, „court des risques. Cependant il est l'idole de bien des gens, et je n'aurais pas voulu, qu'on impute sa disgrace en tout ou en partie au Gouvernement des Pays-Bas“ (I, 140). Diesen kleinen Flecken, welchen die niederländische, auf möglichstes Wachsthum gerichtete Regierung dem alten, biedern Feldmarschall theilweise anhängen will, macht Herr von Gagern bald darauf (S. 143) durch eine lobende Standrede wieder gut. Blücher werde, meint sie, reichen Stoff liefern zu künftigen Sagen und Volksliedern, in welche die Namen Gneisenau, Grolmann, Bülow, Kleist nur zu verweben seien. Indess wäre es für Teutschland wohl erspriesslicher gewesen, den Impulsen und Rathschlägen jener Helden hinsichtlich des Territorialgewinnstes und anderer Vortheile noch bei Lebzeiten

Digitized by Google

Gehör verliehen zu haben und auf kein künftiges Volkslied im voraus Jagd zu machen. — Mit besonderer Vorliebe und patriarchalischer Einfachheit hat Herr von Gagern das Characterbild seines vieljährigen Freundes und diplomatischen Tischgenossen, Talleyrand's, ausgeführt (Th. II. Nr. 23), viele lehrreiche, schöne, hin und wieder unbekannte Züge mitgetheilt, den gewöhnlichen Vorwurf der gemeinsten Grundsatzlosigkeit und Servilität häufig widerlegt oder wenigstens gemildert, in der Devise des alten Perigordschen Adelshauses: „König ist nur Gott“ (Re que Dieu. II, 283) den streng aristokratischen, stolzen Sinn seines letzten, berühmtesten Stammhalters nachgewiesen, überhaupt manche entschuldigende und rechtfertigende Gründe für das so oft schwankende, räthselhafte Benehmen jenes durch und durch rein reflectirenden, gemüthlichen Fürsten von Benevent vorgebracht. Aber in zwei Punkten ist es schwerlich dem Biographen gelungen, ein günstiges Urtheil für seinen Helden zu erwecken und die laufende Ansicht zu widerlegen. Erstens nämlich besass Talleyrand keine grundsätzliche Politik, sondern eine von den Umständen abhängige, diesen freilich meisterhaft angepasste Staatsklugheit und stehet schon in dieser Beziehung hinter manchen Vorgängern und Zeitgenossen, z. B. Richelieu und Metternich, zurück; zweitens hat er — und das ist nicht gleichgültig — niemals eine Teutschland oder Habsburg-Oesterreich wohlwollende, begünstigende Wirksamkeit geäussert, wie Herr von Gagern nachzuweisen trachtet.“ Talleyrand, urtheilt Letzterer (II, 215), wollte als Staatsmann Frankreichs Ehre, Ruhm und relative Grösse, hernach den Frieden der Erde, Oestreichs Schonung, kurz Oestreichs starkes, wirksames politisches Daseyn. So war und blieb er Oestreich und der Oestreichischen Allianz sehr geneigt und bewährte es bei jedem Anlass“ (S. 219). Gegen solche Auffassung der Französischen, Jahre lang durch den Fürsten von Benevent geleiteten Diplomatik sprechen Begriffe und Thatsachen. Die Napoleonische, bis zum Tilsiter Frieden von Talleyrand eifrig bediente und geförderte Gründung eines kaiserlichen Oberlehenreichs (empire françois) betrachtete den zerstückelten, zwieträchtigen, oft durch bösen Willen der Fürsten und Räthe preisgegebenen Staatenverband Teutschlands als ein vorzügliches Werkzeug, stiftete den Rheinbund, benebelte die meisten Glieder desselben durch den Weihrauch der Souveränetät, der vor-

Digitized by Google

theilhaften Einziehung reichsständischer Corporationen und drückte kurz vorher, gestützt auf Teutsche Bundesgenossenschaft, durch den Pressburger Frieden (1805. 26. December) Oesterreich nach Kräften herab. Denn es verlor Venedig, Dalmatien, Tyrol, Vorarlberg, die Bisthümer Brixen, Trident, Augsburg, Lindau, Passau, das Breisgau, die Ortenau, Konstanz, überhaupt alles, was der damalige Arm des Feindes nur ablangen und gewinnen konnte. „Toutes les ideés de l'Empereur", schrieb Talleyrand am 23. December (Gagern II, 228), „sont grandes, nouvelles et généreuses!" — Wo zeigt sich aber dieser angebliche Edel- und Grossmuth gegenüber Oesterreich? — Aber vielleicht meint Herr von Gagern, Kaiser Napoleon konnte damals Oesterreich unheilbar verwunden (S. 229), oder mit andern Worten — auflösen (mediatisiren). Denn Herr von Talleyrand schrieb ja nach der Schlacht bei Austerlitz seinem Kaiser und Meister: „Ew. Majestät können jetzt die Oestreichische Monarchie zerbrechen (briser) oder auch heben. Das Daseyn derselben ist jedoch für die künftige Wohlfahrt der civilisirten Nationen unentbehrlich" (II, 220). Das von dem Minister empfohlene Arrangement wurde nun eben der Pressburger Frieden. Wer aber wollte in aller Welt aus dieser Talleyrandischen Schmeichelei und zur Dankbarkeit nöthigenden Fürbitte den Schluss ziehen, Oesterreich habe seine Kräfte bereits so erschöpft, dass es mit leidender Resignation ein etwaniges Todesurtheil hinnehmen durfte? So weit war es, trotz aller Fehler, welche namentlich das unschlüssige Betragen Preussens machte, noch nicht gekommen. Mittel einer letzten, verzweiflungsvollen Abwehr fehlten keineswegs; an den in Wienerisch-Neustadt um den 15. December angelangten Erzherzog Karl konnten sich die Teutschen und Ungarischen Streitkräfte anlehnen; Russland stand noch unter den Waffen und das übel berathene, durch Haugwitz schlecht vertretene Preussen hätte schwerlich eine unheilbare Verwundung Oestreichs ruhig geduldet. — (Vergl. v. Hormayr, Lebensbilder I, 41.) Aber, könnte man sagen, später hat doch Herr von Talleyrand seine den Teutschen, insonderheit den Oestreichern, wohlwollende Politik auf dem Wiener Congress (1814 u. 1815) in glänzender Weise geoffenbart. Mit nichten, gutmüthiger, leichtgläubiger Schwärmer für Frankreich. Denn gerade jener klumpfüssige, von Kopf fein organisirte Diplomat war es hauptsächlich, welcher die Zwie-

Digitized by Google

tracht unter den Verbündeten anfachte und ausbeutete; ihm gelang es, Oestreich, Frankreich und England provisorisch gegen Preussen und Russland zu verbinden. (S. meine Recension Ott's in den Heidelberger Jahrbüchern 1845. S. 43.) — Wenn demnach Herr von Talleyrand keineswegs ein Teutsches Denkmal oder belobendes Ehrengedicht von Seiten der feurigen patriotischen Sängerzunft verdient, so ist ihm allerdings das frühere Bonapartische Frankreich trotz vielfacher Wechsel und Zweideutigkeiten zur Erkenntlichkeit verpflichtet. Die Spanier, eingedenk des Berichts über den Bayonner Vertrag, und die Polen (S. von Gagern, II., 248) möchten dagegen den patriarchalisch-sittlichen Gehalt des gepriesenen, schlauen Staatskünstlers gleichfalls bezweifeln und den Gedanken, aus ihm einen zweiten tugendhaften William Temple oder Chatham zu schnitzeln, mindestens romantisch-poetisch nennen. — Mit Glück hat aber Herr von Gagern seinen alten diplomatischen Tischgenossen von manchen vermeintlichen Makeln des Privatlebens gereinigt und nachgewiesen, dass Talleyrands berüchtigte Geldliebe die Folge seines gastlichen, freigebigen Wesens war (S. 201) und überdiess zum guten Ton der damaligen Grosswürdenträger gehörte, dass sein häufiges Mausern oder Rollenwechseln auf Grundsätzen ruhete und niemals die Liebe zum Vaterlande ausschloss (S. 206), auch wie der Flug der Möven stets auf die Nähe der Stürme warnend hindeutete, dass die berühmte Schweigsamkeit oder der sybillenartige, abgebrochene Ausdruck mit dem angebornen Tiefsinn und der errungenen Menschenkunde enge zusammenhängen (S. 254), dass Gutmüthigkeit, Dienstbeflissenheit, Freundschaftseifer und Erhabenheit über kleinliche Privatrache und Eitelkeit in dem Character des Fürsten lagen.

Aus den reichen Beiträgen, welche Herr von Gagern für die Zeichnung noch anderer Persönlichkeiten gibt, wählt Ref. nur zwei Stellen, von welchen die erste einen heroischen Franzosen, die andere einen Teutschen Meister der Wissenschaft betrifft. — Marschall Ney, dessen leichte Rettung der spröde Sinn des in Frankreichs Angelegenheiten sonst tief verflochtenen Herzogs von Wellington verschmähete (I, 400), übernahm seine Selbstvertheidigung. Denn die Sachwalter hatten ihm, so scheint es, ihre Hülfe versagt. Auf die übliche Frage: „Wie heissen Sie?“ erfolgte die einfache, grossmüthige Ant-

Digitized by Google

wort: „Michel Ney, Fürst von der Moskwa, Marschall von Frankreich, Sohn des Hufschmieds Ney zu Sarrelouis.“ — Schon diese schlichten Worte spiegeln einen wahrhaft heldenmüthigen, des Gedächtnisses würdigen Mann ab, welcher durch Grossthaten den Adel und die Fürstenwürde erworben hat. — Die von Teutschland, namentlich Preussen, ruhig geduldete Trennung Belgiens von Holland greift Herr von Gagern heftig an. Nach seinem Dafürhalten musste man eher einen kurzen Krieg wählen, denn das Sinken jener politischen Barrière dulden. König Louis Philipp habe die Wichtigkeit des Verhältnisses wohl erkannt und daher dem verstorbenen Herzog von Orleans ausdrücklich eingebunden, die Hand des Königs Friedrich Wilhelm III. als des eminentesten Friedensstifters zu küssen (S. 426. Th. I.). Wichtiger als diese kleinfügige, dem neugierigen Publicum jedoch werthe Anecdote ist die Nachricht, dass wahrscheinlich Herr Alexander von Humboldt, welcher die positive, streitbare Politik seines Bruders Wilhelm nicht bekannt habe, als besonders thätiger Friedens- und Ausgleichungsmittler diente. „Ich habe“, sagt Herr von Gagern (I, 426), „jenen illustren und gelehrten Mann in argem Verdacht, dass er stets eifrig und auch zur Unzeit dahin gewirkt habe — nach allen Umständen, nach seiner doppelten Stellung in Preussen und in Frankreich, nach seinem Hin- und Herreisen, seiner angebornen Rührigkeit, seiner Liebhaberei auch an Politik — Alexander Humboldt.“ Ohne über den Gehalt dieses denkwürdigen Wortes urtheilen zu wollen, begnügen wir uns mit der Bemerkung, dass Wilhelm Humboldt bei politischen Dingen entschieden und offen auf der Bühne stand, der Bruder dagegen mehr als eine unsichtbare Macht hinter den Coulissen handeln konnte, wohl eben desshalb, weil er aus der Politik nicht wie Wilhelm einen Lebensberuf, sondern nur eine Liebhaberei machte. Letztere ist aber stets nachsichtig und friedfertig. —

Den diplomatischen Friedensprozess selber, wie ihn Schaumann und von Gagern jeder auf seine Weise vortrefflich erörtert haben, kann man der Uebersicht wegen in verschiedene Abschnitte zerfällen und diesen etliche damit zusammenhängende Betrachtungen anreihen. Die erste, von beiden Schriftstellern vielfach, jedoch nur gelegentlich behandelte Frage lautet: „War es den Teutschen staatsrechtlich vergönnt,

Digitized by Google

Frankreich zu mindern oder von ihm Territorialabtretung, namentlich das Elsass und Lothringen, zu fordern? — Heilig sind freilich völkerrechtliche Verträge, aber sie lauten, weil äussere und innere Verhältnisse wechseln, das Leben einer Nation jedoch bei wandelnden Formen möglichst ausdauern soll, nicht auf die Ewigkeit. Griechen und Römer, Teutsche, Italiäner, Engländer des Mittelalters, schlossen daher, von dem Fluss der Dinge überzeugt, bei grossen Fehden gewöhnlich nur Waffenstillstände (σπονδαί, induciae) für eine bestimmte Reihe von Jahren ab. Die neuere Diplomatik verliess diesen Weg; ihre Friedensverträge anerkennen trotz der Ungewissheit keinen festen Zeitraum. Für die Gebietsabrundung eines grossen, ursprünglichen Volks, wie dasselbe z. B. die 40 Millionen Teutscher darstellen, gibt es daher kein Recht der Verjährung, sobald die von einem Fremden in Anspruch genommene Markung durch die Gleichartigkeit der Sprache, Sitte und Cultur zu dem alten Körper zurückgedrängt wird. Dieser kann und muss das in böser Stunde losgetrennte Glied in einer guten wieder aufnehmen oder die Reunion des durch Uebergewicht der Stärke abgelösten Bestandtheils auf demselben Wege wieder gewinnen. Denn der Sieger im offenen Kriege darf das Verlorene zurückfordern und der Schwächere sodann nicht über Beeinträchtigung klagen; jener befiehlt nach der Möglichkeit und dieser räumt ein nach seinem Vermögen. Diesem naturrechtlichen, schon von den Athenäensern an die Melier verkündigten Gesetz (Thucydides V, 89) konnten auch die Teutschen 1815 folgen. Sie standen, seit langen Zeiten das erstemal, als bewaffnetes Gesammtvolk in Frankreich und Paris, wenn gleich nicht allein, doch die Hauptträger des laufenden Krieges. Ihnen blieb es daher rechtlich vergönnt, der feindlichen, so oft proclamirten und practisch angewandten natürlichen (?) Gränze die national-historische entgegenzusetzen oder dem Zuge der Ardennen und Vogesen als der abmarkenden Linie des Sprachen- und Volksstammes im Ganzen sich anzuschliessen. Elsass und der grösste Theil Lothringens bis an die Maas, wie hier etwa im 9. Jahrhundert der Vertrag von Mersen (870) anordnete, kehrten sodann zur alten Hand zurück. Dafür sprach auch die innere Politik, indem hier dem öffentlichen Urtheil Genüge geleistet, dort ein entscheidendes Mittel gefunden wurde, durch das

Digitized by Google

Umgehen der Sächsischen Spaltung die billigen und gerechten Ansprüche Preussens auf territoriale Entschädniss zu befriedigen. (Vergl. Schaumann S. 244ff.) Auch konnte Teutschland dadurch dem vielherrschaftlich-souveränen Princip, welches der Rieder Vertrag zwischen Oestreich und Baiern im unbewachten Augenblick angenommen hatte (8. Oktober 1813), einigermassen begegnen und Gelegenheit besserer, politischer Combinationen gewinnen. Denn es wurde sodann möglich, eine festere, compactere Macht im Süd- und Nordwesten nicht nur militärisch aufzustellen, sondern auch durch freiere Anordnung des innern Lebens dauerhaft zu befestigen. — Endlich durfte man hinsichtlich des erobernden Waffenrechts an die vielfachen, practischen Lehren Frankreichs erinnern, welches unter Ludwig XIV., der Revolution und dem Kaiser Napoleon nach dem Gebot der Stärke und Schlauheit gegenüber Teutschland gehandelt hatte. Wenn das Französische Militärreich noch unlängst (1810) die Hansestädte und andere Küstenstriche willkührlich einverleibt hatte, so musste es jetzt bei etwaniger Rückgabe der Teutschen Westlande lediglich die Wiedervergeltung des expansiven Grundsatzes erfahren und allfällig mit Hiob ausrufen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobt!“ (Hiob Cap. 1, 21.)

Die zweite Frage: „Hatte Teutschland Willen und Kraft, seinen Ansprüchen auf Gebietsvergrösserung im Westen Nachdruck zu geben?“ kann leicht und kurz beantwortet werden, wenn man sich den damaligen Umschwung der Dinge vergegenwärtigt. Mindestens eine halbe Million Teutscher stand unter den Waffen, erfüllt von dem Bilde einer vaterländisch-kriegerischen Begeisterung und vorwärts gedrängt durch das Selbstgefühl, welches Siege und Bewusstseyn der volksthümlichen Stärke und zeitlichen Einheit gewähren. Bei 40,000 Todte und Wunde hatte ihnen der kurze Feldzug vom Beginn der Feindseligkeiten bis zur Capitulation der Hauptstadt und zu dem zweiten Sturz Napoleons etwa gekostet. Die Persönlichkeit des letztern, in allen bisherigen Proclamationen der Verbündeten beinahe der einzige Drehpunkt, war entschieden in den Hintergrund getreten; selbst der milde und gutmüthige Franz betrachtete den flüchtigen Eidam als einen abgenutzten, lästigen, grossen Mann. Das wiederholte kühne Verbrechen und furchtsame Abprallen hatte den Nimbus des gewalti-

Digitized by Google

gen Kriegsfürsten zerstört und den tragisch-ernsten Lebenszug mit der Ironie des Schicksals gefärbt. Als daher die Kunde umlief, Napoleon befinde sich auf der Insel Rhé, äusserte der kaiserliche Schwiegervater: „Den müssen wir haben. Ich mag ihn aber nicht. Die Engländer sollen ihn festhalten." (Gagern I, 107.) — Noch war bei den Teutschen die sittlich-vaterländische Kraft, welche nach blutigen Wechseln das Joch der Fremden abgestreift hatte, in vollem Fluss und die Erinnerung an den einst geschlossenen, jetzt zerrissenen Stand der westlichen Gränzlande lebendig. Unzählige und zwar bedeutende Stimmen erhoben sich für die Wiedervereinigung und gedachten auch wohl der Unsicherheit, welche ohne die Bürgschaft territorialer Abtretungen von Seiten Frankreichs ein künftiger Friede gewähre. Hätte die Diplomatik den ernsten Willen der Volksstimme festgehalten, sie würde volle Mittel gefunden haben, etwanigen Widerstand zu beseitigen. Ueberdiess wäre es schwerlich den Engländern und Russen eingefallen, Teutschlands westliche Abrundung durch Waffengewalt zu hindern, gegenüber Frankreich aber besass man hinlängliche Stärke, um ein allerdings wahrscheinliches Widerstreben durch das Gottesgericht der Schlachten zu beantworten. Dabei trat noch der Vortheil hinzu, dass manche Stoffe gährenden Unmuths einen äussern Ableiter fanden und mit ihm auch für spätere wohlthätige Rückwirkung auf die Innenverhältnisse läuternden und kräftigenden Spielraum gewannen. Indem aber Teutschland gleichsam bei voller Wachsamkeit und Frische zu Bett ging, kamen jene hellen, oft beunruhigenden Träume und Gebilde, an denen es so lange sich zerarbeiten sollte. Denn welche irdische Macht ist im Stande, die durch das Verhängniss aufgezogenen Schleussen volksthümlicher Begeisterung und vorwärts dringenden Ungestümes sogleich zu sperren? Jahre vergiengen, bis der Strom wieder in die Ufergeleise des alltäglichen Lebens zurückkehrte; selbst noch heute dauern, wenn auch in anderer Gestalt und mit Bescheidenheit, die damals hervorgerufenen Zuckungen und starken Pulsschläge des Teutschen Volksthumes fort; sie verlangen über kurz oder lang nach innen und aussen einen angemessenen Zielpunkt, welchen die materiellen Interessen, Gelehrten- ued Glaubenszänkereien unmöglich gewähren können.

Die dritte, für den historisch-diplomatischen Entwicklungsgang natürlich wichtigste Frage: „Warum geschah

Digitized by Google

nichts zu Gunsten der Abrundung Teutschlands im Westen?“ findet bei beiden Verfassern eine gründliche, vielseitige, stets auf Actenstücken ruhende Erörterung. Aus ihr treten besonders folgende Hindernisse eines positiven, den Teutschen günstigen Resultats hervor. 1) Die Rechtsfictionen und künstlichen Besorgnisse der meisten verbündeten Diplomaten, welche zum Theil noch vor dem Beginn des Krieges den Gebrauch künftiger Siege erschwerten. Man verkündete nämlich (13. und 25. März), dass allein Napoleon als Friedensstörer den Gegenstand der neuen Europäischen Anstrengungen bilde, und dass Frankreich wie sein legitimer Beherrscher, König Ludwig XVIII, durchweg von dem geächteten Usurpator getrennt und aus dem Gesichtspunkt der Freund- und Bundesgenossenschaft betrachtet werden müssten. Diese wunderliche, von dem feinen Unterhändler Talleyrand natürlich ausgebeutete Ansicht, welche der Oesterreichische Hauptredactor, Herr von Gentz, zu verzuckern verstand (Schaumann S. 7), ist die Quelle aller künftigen Widersprüche, Halbheiten und Schwächen geworden. Die Schlachten bei Ligny und Belle-alliance trafen also nicht das eigentliche, gleichsam stillsitzende und befreundete Frankreich, sondern nur den kleinen Bonapartischen factiösen Anhang. „Ich mache den Franzosen bekannt“, verkündigte z. B. der Herzog v. Wellington am 21. Junius, „dass ich mit einer siegreichen Armee in ihr Land einrücke, nicht als Feind (ausgenommen gegen den aufgetretenen Usurpator, den Feind des menschlichen Geschlechts (sic), mit dem man weder Frieden noch Waffenstillstand haben kann), sondern um ihnen zu helfen, das eiserne, drückende Joch abzuschütteln.“ Die Englischen und verbündeten Krieger dagegen wurden in Kenntniss gesetzt, dass ihre respectiven Souveräne die Alliirten Sr. Majestät des Königs Ludwig XVIII. seyen. (S. von Damitz oder vielmehr Grolmann in der Geschichte des Feldzuges 1815. II. 402 und 403.) Denselben Grundsatz legten bei dem Beginn der eigentlichen Friedensdebatten die Abgeordneten Englands und Russlands vor; Lord Castlereagh und Graf von Capo-d'Istria waren vollkommen darin einverstanden, dass man für den ächten Stoff und Kern Frankreichs zu Gunsten der Bourbonischen Dynastie den Krieg wider den Eindringling Napoleon Bonaparte geführt habe, und entblödeten sich nicht, diesem allein alle Schuld und Verantwortlichkeit für die jüngsten Ereignisse aufzubürden. (S. die Actenstücke Nr. 1. und 5. bei Schaumann. *(Schluss folgt.)*

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schaumann und v. Gagern: Der zweite Pariser Frieden.

(Schluss.)

Da aber nicht Bonaparte die Revolution, sondern diese jenen gemacht hatte, so forderte schon die Consequenz des angelegten Restaurationsprincips einen weitern Kreis; man zog ihn aber absichtlich nicht in das Französische Volk und Gebiet hinein theils aus Eifersucht gegen Teutschlands Wachsthum, theils aus künstlicher Furcht vor einem nationalen Widerstand auf Tod und Leben (s. von Gagern I, 193); die augenblickliche, durch Nachgiebigkeit erkaufte Ruhe galt als das höchste Gesetz diplomatischer Weisheit. Den Engländern erschien es überdiess nützlicher, in dem neuen Königreich der Niederlande einen halben Schützling zu besitzen, als durch Ausdehnung der Teutschen Westgränze die Interessen des Britischen Handels und Gewerbfleisses zu gefährden. Die Russische Diplomatik stellte dagegen den Besitz Gesammtpolens als Entschädigung für Teutschlands Wachsthum im Westen auf, eine Bedingniss, welche namentlich Oestreich abschreckte, die Französischen Abtretungen kräftig zu unterstützen. (S. von Gagern I, 148. 300. 307.) Auf diese Weise gewann allmählig auch bei dem Vertreter Oestreichs, dem Fürsten von Metternich, die Grundansicht Raum, dass der Krieg des Jahres 1815, nur gerichtet auf den Sturz Napoleons, keine Eroberungen beabsichtige, und dass der gefährlichste Feind Europas, die bewaffnete Revolution (le jacobinisme armé), aus Zerwürfnissen der wider sie verbündeten Mächte den grössten Vortheil ziehen könne u. s. w. (S. Actenstück Nr. XI. bei Gagern II, 90.)

Die zweite, demnach wider Teutschland als Gesammtheit wirkende Ursache nicht gewonnener Territorialentschädigung tritt in der Eifersucht zwischen Preussen und Oestreich hervor. Daher blieb bei dem wachsenden Einfluss der Russisch-Englischen Integritätspolitik gegenüber Frank-

Digitized by Google

reich die meisterhafte, gründliche und patriotische Entwickelung Wilhelms von Humboldt fruchtlos. Umsonst zeigte dieser Preussisch-Teutsche Staatsmann, dass der Krieg entgegen den Verträgen vom 13. und 25. März einen andern Character, den einer Ligue wider Frankreich zu eigener Sicherheit, angenommen habe, dass die freiwillige Identificirung des Französischen Volks nicht mit dem Könige Ludwig XVIII., sondern mit Napoleon vor Augen liege und zu Eroberungen berechtige. Sogeheissene moralische Garantieen genügten nicht, man müsse die gewaffnete Angriffslinie, welche aus einer dreifachen Reihe von Festungen bestehe, schwächen und an der Abtretung der damit verbundenen Landschaften alle Gränzstaaten, die Niederlande, Teutschland und die Schweiz Theil nehmen lassen. (S. Schaumann S. 72ff. und Actenstück Nr. 3.)

Drittens, verlor die allgemeine Teutsche Sache dadurch, dass man mehren kleinen Staaten, namentlich Baiern, Wirtemberg, Hannover, den Zutritt zu den Verhandlungen missgönnte und dadurch Nachdruck und Stimmenübergewicht in den grossen Conferenzen einbüsste. Denn hätte man, wie Herr Schaumann bündig zeigt (S. 263ff.), den kleinern Teutschen Völkerschaften auch nur eine einzige Plenarstimme vergönnt, so wäre dadurch ein bedeutendes Gewicht in die diplomatische Wagschale geworfen und vielleicht das beste Mittel gewonnen worden, Preussen und Oestreich gegenüber der Gesammtwohlfahrt zu einigen. Dafür zeugen schon die Energie, Einsicht und Vaterlandsliebe, welche eine von Wirtemberg abgegebene Denkschrift entfaltet. (Actenstück Nr. 10. bei Schaumann.)

Viertens, bemeisterte sich die Französische, von Talleyrand geleitete Diplomatik mit Umsicht und Nachdruck der unter den Verbündeten sichtbar gewordenen Zerwürfnisse, Blössen und Fehlgriffe, beobachtete scheinbar unthätig, jedoch an- und aufschürend, den wechselnden Stoff der Widersprüche und Misshelligkeiten so lange, bis man am 21. September eine Art Ultimatum's zu Gunsten der Gebietsintegrität abgeben konnte. Allerdings, ist der Hauptinhalt, vergönne das Völkerrecht Eroberungen, wenn ein redlicher, eigentlicher Krieg als letztes Mittel, laufende Streitigkeiten mehrer Souveränitäten zu entscheiden, vorangegangen sey. Aber dieser Fall treffe jetzt nicht ein. Denn man habe nur die Waffen ergriffen, um den ächten Souverän, Ludwig XVIII., gegen einen Usurpator und die Rotte desselben zu

Digitized by Google

schirmen, würde also, wenn die Souveränität auf den meuterischen Theil der bekriegten, jetzt besiegten Französischen Unterthanen übergehen sollte, alle Grundsätze der Legitimität umstossen und die Sicherheit der Throne für ewige Zeiten gefährden. Ueberdiess sey der rechtmässige Herr auch gar nicht unthätig für seine wie der verbündeten und befreundeten Mächte Sache geblieben. Die zu Gunsten des Königs aufgestandenen Vendeer hätten, 60—70,000 Mann stark, die Kraft des Usurpators Bonaparte bedeutend gelähmt und den Sieg über denselben nicht wenig erleichtert. Dasselbe Verdienst gebühre nach der Schlacht bei Waterloo dem Anhange des Königs; er habe den Usurpator gehindert, neue Hülfsmittel an Geld und Leuten zu gewinnen, und den glücklichen Ausgang der Dinge allein möglich gemacht. Auch habe man bei der Besetzung Französischer Provinzen ja offen erklärt, es geschehe dieses und man komme nur in der Absicht, um die Autorität des Königs wieder herzustellen. Eroberung, also auch territoriale Abtretungen seyen demnach ausgeschlossen. Der Krieg dürfe keine Quelle des Gewinnstes für die Alliirten werden, welche für Frankreichs und den eigenen Nutzen gestritten hätten. Ihre Opfer seyen nur Geld und Menschen gewesen, aber nicht Landschaften; ähnlich müsse daher auch die Entschädigung ausfallen. Ueberdiess forderten die gegenwärtigen gefährlichen Zeitläufe vor allem Treue gegen Fürstenwort; dieses habe aber der Frieden vom 30. Mai 1814 gewährleistet und widerstrebe jeder Territorialabtretung. Letztere würde endlich bei den Franzosen den Geist der Unruhe und Wiedereroberung unterhalten, des Königs Ansehen herabsetzen und — das Gleichgewicht Europas stören. (S. Schaumann, S. 177ff. Actenstück Nr. 15., und von Gagern II, Nr. 18.)

Zwar rügte die Erklärung der Verbündeten vom 22. September (s. Actenstück bei Gagern II, Nr. 19, und Schaumann Nr. 17) den schulmeisterlichen, doctrinellen Ton der Französischen Denkschrift, konnte sich jedoch der practischen, thatsächlichen Consequenzen aus den bereits entwickelten Gründen nicht erwehren. Der zweite Pariser Friede (20. November) mit seinen bekannten, dem Französischen Territorialbestande im Ganzen günstigen Gedingen kam zu Stande und drückte Franzosen wie Teutschen den gleich starken Stachel des Unmuths ein. Dort wie hier erschollen laute Klagen über Verlust und Beeinträchtigung, wie gewöhnlich selbst gutgemeinte Halbheiten

Digitized by Google

und Mediationen keinem Theile genügen. — Die letzte, vierte Frage: „Wird es so bleiben?“ ruhet freilich in der Zukunft, Geschichte und Nachdenken jedoch führen zur Verneinung. Es wird, ohne dass man hier die eine und andere Seite anklagt, die Zeit der neuen, kritisch-practischen Beleuchtung kommen und noch einmal die jetzt schwebenden Dinge zu erledigen trachten.

Schliesslich verdient es Erwähnung, dass Teutsche Generale an politischer Voraussicht und kräftiger Vaterlandsliebe ihre landsmännischen Diplomaten häufig übertrafen und so gut wie Wellington die Verbindung des Feldherrn und Staatsmannes darstellten. Aber das Misstrauen, welches Schlendrian und Bequemlichkeit erzeugten, wusste nur den Degen, nicht die Feder zu gebrauchen; mit dem Siege verschwand auch die Bedeutsamkeit des Feldherrn; er sank in das Dunkel langer Friedensjahre zurück, während die stillen Männer des Kabinets mit einem Schlage an die Spitze der Bewegung traten und nun bei jedem Schritt erschracken. Daher der bittere Unmuth Gneisenau's, welcher am 22. Junius 1815 dem Staatskanzler von Hardenberg neben anderem schreiben konnte, was folgt: „Sie, mein verehrtester Freund, stehen unter allen Diplomaten in der Meinung der Welt hoch; was ich also zu sagen im Begriffe bin, kann ich mir erlauben, da es keinen Schatten auf Sie wirft. Aber die übrige diplomatische Sippschaft ist durch ihre Missgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit der Verachtung belastet, dass ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn treten wollte.“ (S. von Dorow's Erlebtes. Theil 4. S. 321.)

Mag auch immerhin dieser bittere Tadel übertrieben seyn, er ist die natürliche Frucht des Misstrauens, mit welchem man hochverdiente Feldherrn behandelte und von allen diplomatischen Geschäften fern hielt. Und dennoch zeigte z. B. der General von dem Knesebeck, dass er die Gegenwart und Zukunft Frankreichs richtiger würdigte, als der befangene Geist des eigentlichen Staatsmannes. Durch den Fürsten von Hardenberg zu einem Gutachten aufgefordert, begehrte der Feldherr am 4. August als Garantieen für die Beruhigung Frankreichs neben anderem: 1) Constitutionelle Monarchie. 2) Garantie Europas für dieselbe. 3) Erhaltung Ludwig's XVIII. auf dem Thron bis zum Tod. 4) Darnach Dynastiewechsel zu Gunsten des Hauses Orleans, welches man für zugänglicher den Ideen des

Digitized by Google

Zeitalters, für freier von Vorurtheilen, mit einem Wort, für regimentsfähiger als die übrigen Prinzen des Hauses Bourbon halte. — Gibt man Frankreich diese Garantieen, so mag es ruhig bleiben, wo nicht, so werden die Wirren mit dem Abzuge der verbündeten Heere von neuem ausbrechen" (S. v. Gagern II, Nr. 10. S. 87.) Dass der Preussische General richtig sahe, lehrt die Geschichte des Jahres 1830, welches den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, an die Stelle der gestürzten ältern Bourbonenlinie brachte. —

Heidelberg, im Februar 1845.

Kortüm.

Ein deutscher Advokat. Schilderungen aus dem Leben und der Zeit. Von Karl Buchner. Darmstadt, bei Leske. 1844. kl. 8. X. und 396 Seiten.

Diese Schrift ist, wenn auch nicht die einzige, doch eine von denen die der todtgebornen deutschen Advokatenversammlung zu Mainz gewidmet wurden. Sie erinnert dadurch an eine Begebenheit, die künftige Geschlechter mit Staunen in die deutsche Geschichte eingezeichnet finden werden, und die, was die Zeitgenossen angeht, den Ausländern zum Wenigsten ein mitleidiges, bisweilen ein verächtliches Lächeln über die öffentlichen Zustände deutscher Länder und über unsere deutsche Freiheit und Einheit abgenöthigt, unter uns Deutschen aber gar Manchen ob dieser Demüthigung mit einem bald bittern, bald wehmüthigen Gefühl erfüllt hat, die endlich dem Publizisten gewisse Beschlüsse und Berathschlagungen lebhaft ins Gedächtniss rief, denen ein Geist der Besorgniss vor dem gesammten Advokatenstand inwohnt, der nicht nur seine sehr ernste, sondern auch seine ungemein komische Seite hat. Und allerdings, dem Staatsmann, dem es gelungen ist sich zu einer Höhe des Gesichtspunktes zu erheben, die seinen Blick weit über den Gesichtskreis anderer Menschenkinder und ihres gemeinen Verstandes hinausreichen lässt, mag Manches bedenklich, ja staatsgefährlich dünken, was den Meisten ganz unschuldig und unbedenklich erscheint. So entsinnt sich Ref., einst den mehrstündigen, glänzenden Vortrag eines sehr feinen Staatsmanns und Juristen in einer ständischen Kammer gehört zu haben,

Digitized by Google

worin haarscharf bewiesen wurde, das Bestreben, den Code Napoléon, der in einem Theil des Landes schon galt, wenn auch mit Modifikationen in den andern Landestheilen einzuführen, sei, da der Code ein Kind der französischen Revolution mit andern Worten illegitimer Abkunft sei, gewissermassen ein revolutionäres Bestreben. Schade nur, dass die Beweisführung Niemanden Ueberzeugung gab, die allerdings dem Beweisführer selber sich kaum zutrauen liess.

Fragen wir uns nun einmal unbefangen, wie es wohl kommen mag, dass der Staat nicht leicht etwas Staatsgefährliches darin finden wird, wenn der Stand der Schuhmacher oder der Schneider, oder wenn man lieber will, der Naturforscher und Aerzte, oder der Apotheker, der Filologen, der Buchhändler etc. über Standesangelegenheiten in allgemeinen Zusammenkünften berathen und beschliessen will? Und warum Ebendiess plötzlich verdächtig und unzulässige Einmischung in Staatssachen werden soll, sobald der Stand der Advokaten dazu Lust bezeigt und damit kund gibt, dass auch er zu begreifen anfängt, so gut wie seine kaum genannten Vorgänger, dass die Zeit gekommen sei, wo man nicht mehr glauben kann, genug gethan zu haben, wenn man die Hände müssig in den Schoss legt und ruhig abwartet, bis uns in unsern eignen Angelegenheiten von der Regierung alles Erfoderliche, ein Löffel voll nach dem andern, beigebracht werden wird. Ebenso haben andrerseits im Ganzen auch unsere Regierungen diese ihre ehemalige Rolle hofmeisternder Vielregiererei schon ziemlich lange als unstatthaft und ihrer unwürdig erkannt. Da nun das Unterscheidende des Handelns einiger Regierungen gegenüber dem Advokatenstand in Vergleich zu den andern genannten Ständen unmöglich in Dem bestehen kann, was der eine Stand wie der andere auf ganz gleiche Weise gethan oder doch beabsichtigt hat, so darf man Jenes wohl nur in der Besonderheit des Berufs und der Interessen des Advokatenstandes suchen. Dieser Beruf besteht aber bekanntlich darin, das Recht zu vertheidigen allerorten und allezeit und ohne Ansehen der Person; das echte Interesse des Standes steht mithin in unauflöslichem Zusammenhang mit einer grundwichtigen Angelegenheit der ganzen Gesellschaft und — wenn nur das Wort Recht im richtigen Sinne gefasst wird — mit der alleinigen Aufgabe des Staats, nämlich: der Herstellung eines wahren, allseitigen Rechtszustandes. Sucht man hiernach den Schlüssel zu dem Räthsel, dass wenigstens ein paar

Digitized by Google

deutsche Staaten das Unternehmen einer allgemeinen deutschen Advokatenversammlung zu Mainz offenbar beargwohnten und geradezu verboten — ein Unternehmen, das ausser ihnen wohl von ganz Deutschland nur als ein freudiges, fortschrittverheissendes begrüsst wurde und werden konnte — so kann Derjenige, dem es nicht vergönnt ist den Schleier der arcana dominationis zu lüften, darüber freilich nur Vermuthungen haben. Diese aber, deren Wahrscheinlichkeit er wohl bis auf Weiteres für Wahrheit gelten lassen darf, knüpfen sich genau an das erwähnte, wohl bei keinem andern Stand so handgreifliche Zusammenfallen der Standes- und der Gesammtinteressen. Hierzu kömmt, dass das Bewusstsein dieses Umstands auf eine erfreuliche, stets lebendigere Weise die Genossen jenes Standes selbst durchdringt; dass diese ebendarum unserm Volk bei seinem beharrlichen Ringen nach völliger Durchsichtigkeit seiner Rechtspflege und nach thätiger Theilnahme an seinem Recht überhaupt in Hinsicht der Bildung wie der Verwaltung desselben, ihre besten Kräfte leihen; dass ferner gerade sie durch ihre Sachkenntniss und Geschäftsgewandtheit vor Andern zu Geburtshelfern der kreissenden Zeit in diesem Stück berufen scheinen; dass endlich die Bereitwilligkeit alle Anerkennung verdient und gefunden hat, mit der die deutschen Anwälte den neuen Menschen anziehen und ihren alten zünftigen Geist sammt allem Schlechten, was daran hängt und was ihrem Stande so oft zum Vorwurf gemacht worden ist, dem besseren Geist unsers Jahrhunderts, dem Geist des freien Vereins und dem Licht der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit zum Opfer bringen wollen.

Dieser bessere Geist waltet auch in dem Buch, dessen Zuschrift die vorstehende kleine Abschweifung veranlasste und vielleicht entschuldigt, und das Ref. nicht umhin kann mit ein paar Worten zu besprechen. Dasselbe enthält neun Aufsätze mit den Ueberschriften: Der deutsche Advokat — Eine Untersuchung — Der deutsche Advokat als Poët — Der Faschingsabend — Hausfrieden und religiöse Meinungsfreiheit — Lehnrechtliches — Geld zählen — Seltsame Leichenbegleitung — Tagebuchblätter. — In diesen Aufsätzen behandelt der Verf. mit der ihm eigenthümlichen heitern Laune eine Anzahl mehr oder minder verschiedener, oft nur durch den Gesichtspunkt und die Darstellungsart des Verf. verwandte Gegenstände, darunter auch solche, die, wo nicht alle, doch die gute Laune zu benehmen ganz geeignet sind, und die

Digitized by Google

dem Ref., wie noch gar manches Andere aus seiner ehemaligen Heimat, was sie ihm ins Gedächtniss riefen, zum Theil ein weniger heiteres Kolorit für ihre Schilderung sehr wünschenswerth, wenn nicht nothwendig erscheinen lassen.

Sehr Vieles in den Aufsätzen, in deren Einzeles Ref. dem Verf. nicht folgen darf, wird Jeden, Anderes wird wenigstens Den ansprechen, der die Leiden und Freuden des deutschen, zumal diesseitrheinischen Advokaten aus eigener Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit fand, und den der Verf. als Leser seines Buchs überall zunächst ins Auge gefasst hat

Der Aufsatz: „Hausfrieden und religiöse Freiheit" macht interessante Mittheilungen aus der zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregenden Geschichte des bekannten Sektirers Proli. Abgesehen von der rein juristischen Seite des nächtlichen Eindringens der Polizeisoldaten in dessen Haus, was in jenem Lande zu jener Zeit etwas ganz Gewöhnliches war, hat die Geschichte dieses Sektirers sehr viel innere Aehnlichkeit mit den Begebenheiten anderer Sektirer alter und neuer Zeit. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, der Verf. hätte den Helden derselben mit etwas weniger advokatisch-künstlerischer — soll man sagen — Parteilichkeit oder Freiheit geschildert und seine Leser etwas mehr durch den mystischen Nebel blicken lassen, der für ihn selbst, als er die Geschichterzählung niederschrieb, doch kaum in gleichem Mass mehr da gewesen sein kann. Der vorletzte Aufsatz (S. 344 ff.): „Seltsame Leichenbegleitung" enthält die anziehende Darstellung eines Kriminalfalls, wo ganz besondere Gründe nicht bloss der Humanität, sondern auch der Sicherstellung des Erfolgs der Untersuchung den wackern Untersuchungsrichter, den zu früh verstorbenen Landrichter Heinzerling zu Hirschhorn bewogen, dem geständigen Inquisiten zu erlauben, mit zur Leiche des durch ihn Erschlagenen zu gehen. Einige zerstreute Bemerkungen erlaubt sich Ref. nur noch an den ersten und ausführlichsten, die folgenden gleichsam einleitenden Aufsatz: „Der deutsche Advokat" anzuknüpfen, der viel Wahres und Beherzigenswerthes zur Sprache bringt. Völlig beistimmen muss man gewiss dem Satz des Verf. (S. 70 f.), dass der Advokat nicht bloss dann die Führung einer Sache übernehmen dürfe, wenn sie nach aller Strenge des positiven Rechts die bessere sei, auch wenn dieses noch so grell gegen das natürliche verstosse. Bei S. 50 und 55, wo vom Doktorwerden mancher Advokaten die Rede ist, fiel ihm ein,

Digitized by Google

wie einst vor nun fast 20 Jahren ein längst verstorbener Universitätsaktuar ihm erzählte, was übrigens ortskundig geworden war, dass zu G., unter dem Dekanat eines Obergerichtspräsidenten, die sämmtlichen Advokaten einer norddeutschen Seestadt, gegen 20 an der Zahl, um die nach mehrfachen Unterhandlungen festgestellte Aversionalsumme von mehren tausend Gulden, mit einem Schlage zu Doktoren beider Rechte gestempelt worden seien. S. 56f. spricht sich der Verf. nach Möser's Beispiel mit grösstem Recht gegen jedes Schliessen der Advokatenzahl aus, — was offenbar Ebendas gegen sich und Nichts mehr für sich hat, als die geschlossenen Zünfte überhaupt, die Universitätszünfte natürlich nicht ausgenommen. Nirgends taugt das ausschliessende Korporationswesen, nur die inklusive, d. h. alle geprüften und tüchtig befundenen Berufsgenossen in sich schliessende Standesgenossenschaft kann gute Früchte bringen. Mit Recht hält man daher von Alters her bei allen den Universitäten, die diesen Namen verdienen, die Pforte der Privatdozentur offen, als die conditio sine qua non eines freieren wissenschaftlichen Geistes und der Verhütung einer blossen Zustutzung zu Staats- und Hofbedienten. Es hat den Ref. gefreut, jene Ansicht einmal von einem Advokaten selbst zu hören, da er bisher auch von sehr ausgezeichneten Gliedern dieses Standes fast nur die entgegengesetzte vertheidigen hörte. S. 60ff. ist viel Gutes gesagt über die in den ersten Jahren nach Abschüttelung des französischen Jochs herrschende, nun freilich längst aus der Mode gekommene franzosenfressende Deutschthümelei, die uns ebensowenig Gutes gebracht hat, wie die Nachäfferei alles Fremden und zumal Französischen, und deren Auffrischung glücklicher Weise weder Becker'schen Rheinliedern, noch Dombauten, Hermannsdenkmalen und Walhallen gelingen will. Zu den verkehrten Ausgeburten jener Zeit rechnet der Verf. mit Recht auch die damals fast noch allgemein verbreiteten Vorurtheile gegen das öffentlich-mündliche Verfahren, und er erzählt uns (S. 79ff.) mit aller Offenheit die, noch heute der Beachtung gar mancher Juristen zu empfehlende, Geschichte des allmählichen Verschwindens dieser Befangenheit bei ihm in Folge lebendiger Anschauung und näherer Prüfung und Vergleichung mit dem diesseits des Rheines üblichen Verfahren. Von diesem und von der traurigen Rolle, die der Advokat dabei zu spielen gezwungen ist, erhalte wir denn bei dieser Gelegenheit eine naturgetreue Zeichnung (S. 83ff.). Das Verhältniss beider Verfah-

Digitized by Google

rensarten zu einander vergleicht der Verf. mit dem der lebensfrischen zu der zwischen Papier vertrockneten heilsamen Pflanze. Vortrefflich sagt der Verf. S. 88: „So sehr man auch den Gedan„ken an die Nothwendigkeit der Geschworengerichte zu verstopfen „sucht mit lieblichen Reden über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit*), „oft ohne recht zu wissen, was man damit will, und oft recht gut „wissend, dass man sie nicht so will, wie sie sein müssen, — — „so sehr wird er beim Volk und bei den Volksfreunden immer „wieder hervorbrechen." In der That, hätte nur die Hälfte der Herren, die so vornehm über die Geschworengerichte abzuurtheilen verstehen, deren Wirken sie obendrein meist nur durch die Brille und aus den Büchern deutscher Stubengelehrten kennen, hätte nur die Hälfte von ihnen einmal einer Assisensitzung beigewohnt, oder, in Ermangelung Dessen, auch nur einmal das klassische Gutachten der königlich preussischen Immediatjustizkommission über dasselbe mit Kopf und Herzen durchlesen; es würde, wenn sie nicht unheilbar blind sind, Licht vor ihren Augen geworden sein über die heillose Unnatur, die seit geraumer Zeit auf diesem Felde ebenso die Natur bei uns verdrängt hat, wie es in anderer Hinsicht der Fall war zur Zeit der Allongeperücken und Zöpfe, der steif gewickelten Kinder und steif geschnürten Mädchen und Frauen. Jenes Gutachten, entschieden bis heute die beste Schrift vom rein rechtlichen Standpunkt aus, die über das jury vorhanden ist, hat sich zugleich das Verdienst erworben, mit grosser Schärfe die zahlreichen Scheingründe ihres Scheins entkleidet zu haben, die namentlich Feuerbach gegen jene Einrichtung mit der ihm eigenen geistreichen und gewandten Dialektik vorgebracht hat, — Feuerbach, dessen mit Recht berühmter Name auch hier, wie bei seiner unglücklichen Abschreckungstheorie, einem Heer gedankenloser Nachtreter auf einem verderblichen Irrweg die Losung gab. Mit Denen aber ist natürlich jede Erörterung überflüssig, die nur der Wahrheit und dem Recht, so gut sie auch Beides einsehen, die Ehre nicht geben wollen und die an den Geschworengerichten, wie an der Pressfreiheit oder an den

*) Wie richtig Diess ist, fiel dem Ref. besonders auf an einer ihm vor etlichen Jahren zu Gesicht gekommenen oberflächlichen und unkritischen Kritik der wackern Schrift von Leue „Der öffentlich-mündliche Anklageprozess und der schriftliche Untersuchungsprozess in Deutschland." 1840.

Digitized by Google

Hochschulen und der Lehrfreiheit, nicht die schlimme, sondern gerade die gute Seite am Meisten fürchten. Ebendiese, denen begreiflich auch mit einem unabhängigen und geachteten Advokatenstand, sowie mit Allem was dazu führt einen solchen zu bilden, nichts gedient ist, haben denn — und mit ihnen andere ehrlichere Gegner des jury — bisweilen sogar in der Art der Abfassung der neueren Strafgesetzgebungen ein Mittel gesucht oder gefunden, die Entscheidung durch Geschworne, wo nicht unmöglich zu machen, doch zu erschweren, da sie um so schwieriger werden muss, je verwickelter die Bestimmungen dieser Gesetzbücher sind. Mehrfach spricht der Verf. von dem Missstand, der in Deutschland, da wo der echte schon von Möser ersehnte (S. 57) Korporationsgeist unter den Advokaten noch nicht erwacht sei, fast unzertrennlich von deren Stellung zu den Gerichten erscheine, wodurch diese sehr leicht zu einem entwürdigenden Gebrauch ihrer Disziplinargewalt über jene sich verleiten lassen, und darin durch ähnliche Missgriffe der höchsten Staatsbehörden wohl gar noch bestärkt werden. — Ref. kann nicht umhin ein Beispiel solcher Art hier anzuführen und daran die Bemerkung zu knüpfen, dass dadurch vielleicht der Eine oder Andere sich veranlasst sehen könnte, den Satz des Verf. (S. 91): der deutsche Advokat sei kein chinesischer — nur mit Einschränkungen, wenigstens für das Land in dem doch der Verf. lebt: das Grossherzogthum Hessen gelten zu lassen. Der Verf. wird sich gewiss entsinnen, dass dort vermöge eines in seiner Art einzigen Takts vor etwa 10 Jahren den Advokaten eine Verordnung aus den siebenziger Jahren wieder eingeschärft wurde, die von einem Landgrafen, der zugleich russischer Feldmarschall war, herstammte und worin denselben für den Fall ungeziemender Schreibart und dergleichen unter Anderm auch angemessene körperliche Züchtigung angedroht wird. Diess erinnert jedenfalls ziemlich stark an die chinesisch-russischen Prozeduren! — Dem deutschen Advokaten, der sich überzeugen möchte, wie ganz anders würdig da, wo Oeffentlichkeit und Mündlichkeit herrscht, die Stellung seines Standes ist, kann Ref. eine treffliche kleine Schrift nicht genug empfehlen, die 1844 in Mannheim bei Zeiler unter dem Titel erschien: Kampf und Sieg eines rheinpfälzischen Advokat-Anwalts (F. Willich) für seinen Stand und seine Standesrechte gegen die königlich baierische Staatsbehörde (in 6 offiziellen Aktenstücken).

Der zweite Aufsatz (S. 96–167) mit der Ueberschrift „Eine

Digitized by Google

Untersuchung", gibt aus der Lebensgeschichte des Verf. einen Beitrag zu einer künftigen Geschichte der politischen Untersuchungen der neuesten Zeit, wie wir ähnliche, nur weit traurigere in unsern Tagen schon erhalten, noch andere sicher von der nächsten Zukunft zu erwarten haben. Man erfährt aus dem Wenigen, was uns der Verf. hier mittheilt, schon zur Genüge, in welcher Weise in manchen Ländern verfahren wurde; wie fein die Untersuchungsrichter aus Nichts Etwas zu machen wussten, wenn es galt, etwa den Thatbestand des Hochverraths heraus zu konstruiren, wie trefflich unter Umständen ein stilles Lächeln, das an das silence séditieux der Restauration erinnert, zu beliebigen Deutungen den willkommenen Anhalt bot etc. Die hinzugefügten Glossen des Verf. über die Art des Zustandekommens der Untersuchungsprotokolle, die s. g. Ungehorsamstrafen, die zweideutige absolutio ab instantia etc. vervollständigen das uns von ihm vorgeführte Bild. Ref. bescheidet sich hier alles Weiteren und verweist auf das Buch selbst, da näher einzugehen der Raum dieser Blätter ihm nicht erlaubt, und er über Manches in diesen Dingen ohnehin lieber ganz schweigt, weil er fürchtet, sonst zu viel sagen zu müssen. Die ästhetische Seite des Buchs, und den besonders dahin einschlagenden dritten und vierten Aufsatz, zu beurtheilen kömmt ihm nicht zu; er lässt in dieser Hinsicht gern jeder Eigenthümlichkeit ihr Recht widerfahren, auch wenn sie mit der seinigen nicht immer übereinstimmt.

K. Röder.

H. R. Schinz: Monographien der Säugethiere, mit Abbildungen nach der Natur und den vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Werken gezeichnet von J. Kull, Lithographen. Zürich, bei Meyer und Zeller. 4. Heft I—II. 1843.

Vollständigere Bilderwerke über die Säugethiere besitzen wir von Schreber, von Fr. Cuvier und Geoffroy St. Hilaire, von Schinz und Brodtmann und von Reichenbach. Das erste sollte Original-Abbildungen von allen Arten geben, aber die ältern Bilder sind sehr mittelmässig, die Beschreibungen veraltet, die Anlage kostspielig und ungleich, durch die von mehreren neueren Zoologen gelieferten Ergänzungen, partiell Monographien-artigen

Digitized by Google

Bearbeitungen und nachträglichen Verbesserungen etwas unbequem; und da die Gelegenheit schwierig ist, von allen Arten gute Original-Abbildungen zu erhalten, so gelangt es nicht zu der Vollständigkeit, die es sich vorgesetzt hat. Das zweite der genannten Werke hat sich ebenfalls auf Original-Abbildungen beschränkt, die in der Regel nach dem Leben gefertigt worden sind, indem sich in Paris ungewöhnlich günstige Verhältnisse dazu boten; allein seine Anlage ist zu luxuriös, den schönen Bildern mangeln die wünschenswerthen Detailzeichnungen, und das Werk wird schon seit mehreren Jahren nicht mehr fortgesetzt, nachdem es nur einige hundert Arten geliefert hat. Das dritte der obigen Werke ist dadurch sehr nützlich geworden, dass es rasch eine ziemliche Anzahl guter, wenn auch kopirter Abbildungen von Säugethieren aus allen Ordnungen mit vollendetem Texte bot; doch waren die Bilder zum Theil etwas klein und Vollständigkeit nicht bezweckt gewesen. Das letzte Werk endlich hat zwar in kurzer Zeit die grösste Zahl von Arten geliefert, theils in Original- und theils in kopirten Abbildungen; allein wie schätzenswerth es auch ist, sogleich alle Arten nebeneinander zu sehen, so sind die Bilder leider zu klein und in Zeichnung wie in Kolorirung zu sehr Machinen-Arbeit, wobei zudem die spätern Lieferungen merklich hinter dem Probe-Heft zurückgeblieben sind.

Daher ist die gegenwärtige Unternehmung nach einem neuen Plane eine gewiss nützliche und für Viele um so erwünschtere, als einestheils der Verfasser des Textes ein eben so ausgezeichneter Zoologe, als der Lithograph ein tüchtiger Techniker ist, anderntheils aber viel Freunde der Zoologie sich lieber an einem neu beginnenden Werke im Verhältnisse seines Erscheinens betheiligen, als ein älteres, wenn auch vorerst noch vollständigeres, sich anschaffen. Der Plan desselben bietet nachfolgende Vortheile dar. Das Werk soll in rascher Folge erscheinen: jährlich 6—8 Lieferungen, jede mit 6 Tafeln und Text [um den Preiss von 2 fl. 12 kr.], daher das Ganze in 12—14 Jahren vollendet seyn könnte. Da es demungeachtet Manchem etwas zu lange währen dürfte, um das ganze Werk mit vielleicht über 1200 Arten vollendet zu sehen, so sollen die Genera Monographien-artig bearbeitet werden, so dass man überall alsbald etwas Fertiges und Vollendetes erhält. Der Text wie die Tafeln zu jedem Genus werden besonders paginirt und numerirt, so dass auch spätere Entdeckungen und Ergänzungen durch Anschluss neuer Paginas und Nummern nach-

Digitized by Google

zutragen möglich wird. Die Abbildungen sind zierlich und natürlich, und indem sie grossentheils nach andern guten Original-Bildern kopirt werden, hat der Herausgeber keine Zögerung und Aufenthalt zu gewärtigen. Sie sind nicht in zu kleinem Maasstabe und doch auch ohne luxuriösen Aufwand, und bieten öfters 2 Individuen oder selbst 2 Arten auf einer Tafel zusammen. Jedem Genus und manchen Arten werden osteologische Details beigegeben: die Abbildung des Skelettes, des Schädels oder wenigstens des Gebisses; aber auch Einzelnheiten der Füsse, der Zehen und was sonst zur Erläuterung des Genus gehört; öfters füllen diese Details eine besondere Tafel. Nicht selten müssen grössere solcher Monographien natürlich durch mehre Hefte hindurch gehen. Artenarme werden dann, um Abwechselung darzubieten, dazwischen gegeben.

Das erste Heft bietet Text und Abbildungen zum Genus Macroscelides mit 6 Arten auf 4 Tafeln, dann das Genus Ailurus mit 1 Art, und die merkwürdigen Beutelthier-Genera Thylacinus und Myrmecobius, jedes ebenfalls mit einer Art dar. Im II. Heft beginnt die Monographie von Rhinoceros, wovon die 6 Tafeln 1 Skelett und 5 Arten darbieten, während sich im Texte noch 3 weitere Arten beschrieben finden. Die Beschreibungen enthalten Definition, Synonyme, ausführlichere Charakteristik, Bemerkungen über Lebensweise, Instinkt und Quellen-Angaben. Dem Nashorne sollen die übrigen Pachydermen folgen, von welchen bereits Stoff zu wenigstens 40 Tafeln bereit liegt. Dass im Uebrigen der Text mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit bearbeitet sey, bedarf unserer Versicherung nicht. Nur den kleinen Wunsch möchten wir uns noch erlauben, dass die Zitate anderer Werke auf eine verständlichere Weise angegeben würden, als es mitunter der Fall ist; am besten, wenn von diesen Werken zuerst die vollständigen Titel auf einem besondern Blatte vorangestellt würden. Dann kommen einige Druck- und Schreib-Fehler vor, die in Zukunft leicht zu vermeiden seyn werden; so steht im Text und Tafel: „Rozeti's Springfüssler" statt „Rozet's" u. s. w.; im Text auch wiederholt „Frid. Cuvier" statt „Fred. Cuvier". Auch halten wir die etwas freie Uebertragung von Macroscelides durch Springfüssler, so wie alle ähnlichen nicht für glücklich. Wo im Deutschen nicht der lateinische oder griechische Name mit deutscher Endigung aufgenommen werden soll, da sey derselbe eine genaue wörtliche Uebersetzung des systematischen. Denn zum Worte Springfüssler kann es bald

Digitized by Google

einen genau entsprechenden systematischen Namen geben (oder gibt ihn schon), welchem dann wieder ein unpassender deutscher Name zur Seite gestellt werden muss. „Grossschenkler" wäre daher angemessener gewesen, wenn überhaupt ein deutscher Name *nöthig* war. Die Bemerkung (S. 9), dass beim zweihörnigen Nashorn die Haut-Falte von der Schulter „bis auf den Schenkel" *gehe*, soll doch wohl heissen „bis an den Vorderarm"?

Dieses Werk ist zugleich bestimmt, der unter der Presse befindlichen „Synopsis mammalium" von Schinz als Beleg zu dienen. Wir sehen der Fortsetzung des einen und dem Erscheinen des andern mit gleich grosser Erwartung entgegen, da sis beide eine so fühlbare Lücke in unserer Literatur ausfüllen.

H. G. Bronn.

Lettre à M. Schorn; Supplement au Catalogue des artistes de l'antiquité grecque et romaine par M. Raoul-Rochette. Paris de l'imprimerie de Crapelet. 1843. gr. 8. XI. 152 S.

Artificum liberae Graeciae tempora. Academ. Dissertation von Heinr. Brunn. Bonn, 1843. 8. 46 S.

Als Herr Dr. Sillig im Jahr 1827 seinen Catalogus Artificum herausgab, so wurde dieses Werk allgemein als eine mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit und besonnener, zum Theil durch neue Hülfsmittel unterstützter, Kritik aufgeführte Grundlage der Kunstgeschichte begrüsst. Dass sich bei einer solchen Arbeit zahlreiche Nachträge machen liessen, lag in der Natur der Sache, und namentlich waren es zahlreiche Künstler untergeordneten Ranges, welche von den Herren Welcker und Osann im Kunstblatt 1827. Nr. 81—84., 1830. Nr. 83. und 84, 1832. Nr. 74—77. und in reicherem Maasse von Herrn Raoul-Rochette in seinem Sendschreiben an Schorn nachgetragen wurden. Letztere Schrift erschien zuerst in Ferussac's „Bulletin universel des sciences" 1831. sect. VII. Juni — September, und wurde im Jahr 1832 als besondere Schrift abgezogen, welche auf 91 Seiten die von Herrn Sillig übersehenen Namen von 28 Vasenmalern, 68 Steinschneidern und 89 verschiedenen andern Künstlern beibrachte. Kann man nun annehmen, dass durch die Beiträge von drei durch umfassende Uebersicht über die Gesammtmasse der alten Denkmäler

Digitized by Google

so ausgezeichneten Männern das Material so weit, als man es im Jahr 1832 wissen konnte, so ziemlich erschöpft war, so gewährt es einen interessanten Maasstab für die schnelle und weite Ausdehnung des archäologischen Wissens, wenn das kleine Sendschreiben des Herrn Raoul-Rochette in einem Zwischenraume von dreizehn Jahren zu einem Buch von 452 Seiten auf Lexiconformat angewachsen ist, und nun 65 Vasenmaler, 83 Steinschneider und 388 andere Künstler als Ergänzung des Sillig'schen Catalogus aufführt, ausserdem aber eine in der Geschichte der alten Kunst bis jetzt ganz fehlende Liste von 33 Münzgraveuren liefert. Es versteht sich von selbst, dass auch damit an keinen Abschluss zu denken ist; vielmehr dürfen wir mit Zuversicht hoffen, dass die fortgesetzten Forschungen in Griechenland und Kleinasien, von wo neuerdings Herr Lebas eine ganze Sammlung der niedlichsten Epigramme zurückgebracht hat, die er als einen Anhang zu der griechischen Anthologie herauszugeben gedenkt, Etruriens unerschöpfliche Fundgruben von Vasen, und der vom französischen Cult-Ministerium unter seine Protection genommene Thesaurus lateinischer Inschriften, der mit dem Böckh'schen Thesaurus der griechischen Inschriften in die Schranken treten soll*), auch für das Künstler-Lexicon eine erkleckliche Ausbeute abwerfen werde. Wie gegründet diese Hoffnung ist, mag schon daraus erhellen, dass Herr R. R. in seiner Vorrede bereits zehn neue, demnächst von Herrn L. Ross zu veröffentlichende Künstler-Namen von der rhodischen Schule erwähnt, welche theils aus Soli, theils aus Creta gebürtig sind, und beweisen, wie weit ausgebreitet der Einfluss dieser Schule war; und unsere eigenen Sammlungen, obwohl sie durch Herrn R. R.'s Reichthum beinahe überflüssig geworden sind, werden dennoch aus Quellen, deren Benutzung dieser Gelehrte versäumt hat, nicht nur manche Berichtigungen, sondern auch den einen und andern Namen beibringen können, der neben den aufgeführten seine Stelle verdient.

*) Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die unlängst erschienenen „Projets et rapports relatifs à la publication d'un recueil général d'épigraphie latine." [s. oben p. 215 dieser Jahrbücher.]

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 25. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Raoul-Rochette und Brunn: Griechische Künstler.

(Fortsetzung.)

Herr R. R. beginnt mit den Fabrikanten und Zeichnern der Vasen, und schickt einige allgemeine Bemerkungen über diesen durch die Entdeckungen der letzten Jahre so interessant gewordenen Kunstzweig voraus, worin er mehrere seiner früher ausgesprochenen Ansichten berichtigt oder näher bestimmt. Zuerst äussert er sich über die alterthümliche Gattung von Vasen, die auf blassgelbem Grunde bräunliche Bilder, meistens symbolische Thierfiguren, haben, und erklärt sich gegen den von mehreren Archäologen eingeführten Gebrauch, diesen Stil ägyptisirend zu nennen. Wenn er aber unter diesen vorzüglich Herrn Gerhard namhaft macht, so ist uns zwar allerdings bekannt, dass dieser Alterthumsforscher in seinem „Rapporto Volcente" p. 15 und sonst diese Vasen als ägyptisirend bezeichnet hat, allein in seinen im Jahr 1843 erschienenen „etruscischen und campanischen Vasenbildern" p. 31 nennt er diesen Stil im Einverständnisse mit Bunsen (Annali d. Inst. VI. p. 69) und Kramer (Griech. Thongefässe p. 66) altdorisch, und somit durfte ein früher im Journal des Savants, juin 1841. erschienener Artikel im Jahr 1845 nicht mehr sagen: „que de savants antiquaires, tels que M. Ed. Gerhard, persistent encore, sans raison suffisante à qualifier de vases à manière égyptienne." Was aber die Sache selbst betrifft, so gestehen wir unverhohlen, dass wir von diesem alt-dorischen Stil, den man in diesen Zeichnungen finden will, keinen Begriff haben, ebensowenig als von einem Anknüpfungspunct an die ägyptischen Bildwerke darin finden, und uns daher mit der älteren, von Herrn R. R. vertheidigten Ansicht, welche diesen Stil auf asiatische, vorzüglich phönicische Einflüsse zurückführt, mehr befreunden. Nicht nur weisen die symbolischen Thiere, wie die Sphinx, der Greif, die Chimäre und die Menschengestalten bald mit vier Flügeln, bald mit Flügeln und Fisch-

Digitized by Google

schwanz auf syrophönicische Religionsideen hin, sondern auch die Fundorte dieser Gefässe, worauf Herr R. R. bei seiner Reise in Griechenland besonderes Augenmerk richtete, rechtfertigen diese Annahme. Bekannt und durch die Abbildung in O. Müller's Denkmälern der alten Kunst Tab. III. Nr. 18. jedermann zugänglich ist die von Dodwell in Corinth gefundene Vase, welche sich durch die Eberjagd des Thersandros und die damit verbundenen griechischen Inschriften als ein Product griechischer Industrie verräth. Man ersieht daraus, dass Corinth seit alter Zeit einer der Sitze dieser Fabrication war, Corinth, welches vermöge seiner commerciellen Beziehungen viele Anknüpfungspuncte an den Orient hatte. Auch in den Gräbern des Ceramicus und des Piräeus und von Aegina wurden solche Gefässe in der Form des Alabastrons, wie sie auch in Nola, Vulci und Agrigent vorkommen, gefunden, woraus man ersieht, dass diese Manier auch in Attica in Folge alter Verbindungen mit Phönicien üblich war. Auf der Insel Milo finden sie sich sehr häufig in der Form des Alabastron, auf Santorin in der Gestalt von Amphoren in übermässiger Grösse. Der Boden der alten Necropole von Santorin, bei dem Berg San-Stefano, ist mit Bruchstücken solcher Vasen bedeckt, was ein Beweis ist, dass diese Fabrication daselbst in allen Epochen von der phönicischen Occupation an bis zu den eigentlich hellenischen Zeiten ausgeübt wurde. Gerade diese beiden Inseln aber, Melos und Thera, waren von den Phöniciern besetzt, und es ist daher leicht begreiflich, dass ihr Aufenthalt, besonders in den Künsten des täglichen Lebens, vielfache Spuren zurückliess.

Die Vasen vom ältesten griechischen Styl, mit schwarzen Figuren auf gelbem Grund, hie und da mit weissen und violetten Gewandstücken, haben sich in der letzten Zeit, gewöhnlich in der Form der Hydria, Amphora und Oenochoë sehr häufig in Vulci und Canino gefunden. Allein minder bekannt ist, dass auch diese Gattung ursprünglich aus Attika und den bedeutendsten Inseln des ägeischen Meeres stammt. Die Vasen dieser Gattung mit bacchischen Darstellungen, manchmal mit zwei grossen Augen, die so oft auf den Schalen von Vulci vorkommen, sind besonders häufig auf der Insel Milo. Von Athen und von den benachbarten Inseln aus verbreitete sich diese Industrie nach Italien, ohne Zweifel im Gefolge der chalcidischen Colonien von Campanien. Die in Athen selbst gefundene panathenaische Amphora des Herrn Burgon hat schon früher den Beweis geliefert, dass diese ganze Classe von

Digitized by Google

Vasen, die in Nola und Vulci so zahlreich nachgeahmt wurden, der attischen Kunst angehöre; ebenso verhält es sich mit den kleinen Lekythos, die auf weissem Grund schwarze Figuren, hie und da mit weissen und violetten Parthien, haben. Man weiss zwar schon aus Aristophanes (Eccles. 1041), dass es in Athen eine ganze Classe von Künstlern gab, die sich mit der Verfertigung solcher Gefässe zum Gebrauche der Todten beschäftigten; in unsern Tagen aber fand man deren in den Gräbern des Ceramicus und des Piräeus eine solche Menge, dass die Sache ausser Zweifel gesetzt ist. Diese Gefässe nun haben mit denen, welche man ziemlich häufig in den Gräbern von Agrigent, theilweise auch in denen von Vulci findet, eine solche überraschende Aehnlichkeit, dass man sie verwechseln könnte, und dass sie nothwendig ursprünglich aus derselben Fabrik hervorgegangen seyn müssen.

Auch von den Vasen aus der schönen Epoche der Kunst, mit gelben Figuren auf schwarzem Grund, sind die in Beziehung auf Fabrication, Firniss, Zeichnung und Composition ausgezeichnetsten Exemplare aus atheniensischen Gräbern hervorgegangen. Diese trefflichen Producte der attischen Industrie wurden durch den Handel auf allen Puncten der alten Welt verbreitet. Schon zu den Zeiten des Paul Lucas *) wurde eine panathenaische Amphora in Cyrenaica gefunden; eine andere Amphora, ein Denkmal eines panathenaischen Sieges von der acamantischen Phyle wurde in Nola entdeckt, und in unseren Tagen wurden aus den Gräbern der milesischen Colonie, Panticapaeum, dem heutigen Kertsch, die schönsten attischen Vasen hervorgezogen. Dass in Adria, oben am adriatischen Meere, eine attische Colonie war, wissen wir durch die im Jahr 1835 im Piräeus entdeckte, neuerlich von Böckh in den „Urkunden über das Seewesen des attischen Staates" wiederholte Inschrift urkundlich, und es ist keine gewagte Vermuthung, wenn man annimmt, dass diese Colonisten eine Niederlage dieses vaterländischen Fabricationszweiges mit sich gebracht haben; nehmen wir dazu eine corinthische Colonie in Tarquinii und die chalcidischen Colonien in Campanien, so liegt es klar vor Augen, wie diese attische Industrie, welche in Grossgriechenland und in Etrurien nachgeahmt ward, nach Italien eingeführt wurde.

Die Vasen, welche in so grosser Anzahl in den Gräbern von Vulci und einigen benachbarten Städten gefunden wurden, sind

*) Voyage de Paul Lucas T. II. p. 84. Amsterd. 1714.

Digitized by Google

mit wenigen Ausnahmen Producte griechischer Kunst. Steht dieser Satz einmal fest, so ist es von geringem Interesse zu wissen, ob dieselben von griechischen Künstlern, welche sich im Lande niedergelassen, fabricirt, oder ob sie aus den griechischen Städten von Campanien und aus Athen eingeführt worden seyen. Ohne Zweifel fand beides in einem jetzt nicht mehr genau bestimmbaren Verhältniss statt; denn wenn man einerseits die Existenz von griechischen Künstler-Familien in Etrurien anerkennen muss, die so viele Vasen verfertigt haben, von denen sich sonst nirgends etwas Analoges findet, so ist es auf der andern Seite ausgemacht, dass sich unter diesen an Ort und Stelle fabricirten Vasen von Vulci viele finden, welche den Fabriken von Campanien, Apulien, Lucanien ja selbst Sicilien angehören; ja einige Künstlernamen, welche auf Volcenter Vasen vorkommen, finden sich auch auf den Vasen von Lucanien, Sicilien und sogar auf Scherben, die man auf dem Boden von Adria aufgelesen hat. Sonach hat in einem Theil des alten Etruriens, der zwischen Caere, einer pelasgischen Stadt, und Tarquinii, dem Sitz einer corinthischen Niederlassung, beschränkt gewesen zu seyn scheint, Einführung griechischer Werke und Local-Fabrication, welche ihre Meister aus den Fabriken von Athen und Corinth erhalten hatte, nebeneinander Statt gefunden. Dieser Geschmack für griechische Töpferwaaren scheint sich aber vorzüglich auf das bezeichnete Gebiet zwischen Caere und Tarquinii beschränkt zu haben; nördlich von Corneto werden die Vasen sehr selten, und im ganzen Po-Gebiete, welches ebenfalls zu Etrurien gehörte, hat man mit Ausnahme von Adria und Spina, welches zwei Handelsplätze an der Mündung dieses Flusses waren, noch gar keine gefunden.

Wenden wir uns nun zu den auf den Vasen vorkommenden Künstler-Namen, so führt Herr Sillig deren nicht weiter als 6 auf, Asteas, Alsimos, Calliphon, Chariton, Nicosthenes und Taleides, zu denen Herr Welcker im Jahr 1827 nur einen einzigen, Euonymianos, zu fügen wusste. Dagegen ist aus der Liste der sechs einer zu streichen, nemlich Calliphon, dessen Name sammt dem ihn begleitenden Gemälde von dem Zeichner Dubois durch einen archäologischen Betrug in das Vasenwerk von Millin eingeschwärzt worden ist, wie diess auch mit dem Steinschneider Onesimos und dem in die „Galerie Mythologique" CLXX, 622 aufgenommenen Bilde, Orestes vor der Statue der Minerva sitzend, der Fall ist. Herr R. R. nun führt uns

Digitized by Google

ein Verzeichniss von 63 Namen derartiger Künstler an, zu dem wir nur einiges beizufügen haben. Wir vermissen:

1) Den Namen Prylos, welcher sich auf einer Vase im Besitz des Herrn Joly de Bammeville findet, deren schönes Bild in röthlichen Figuren die Zerstörung Troja's in einer Weise darstellt, welche mannigfach an die berühmte Vivenzio'sche Vase erinnert; s. Bulletino des archäolog. Instituts 1843. p. 71. Gerhard's Archäol. Zeitung 1843. p. 141.

2) Zu den sechs Vasen aus der Fabrik des Panthaeos, welche Herr R. R. p. 54sqq. aufführt, sind zwei in Vulci gefundene Schalen des „Museum Gregorianum" (Bd. II, 66. 4. a. und 69, 4) zu fügen, mit der Inschrift *πάνθαιος ἐποίεσεν*. Betrachtet man nur, dass die von Herrn Gerhard in seinen „Auserlesenen Griech. Vasenbildern" Bd. II. Taf. CXV. bekannt gemachte Vase die Inschrift *ἐποίει* hat, so ersieht man schon aus diesem einzigen Beispiel, was von den neuerlich gemachten Consequenzen, welche von der Inschrift *ἐποίει* oder *ἐποίεσε* für die Chronologie der Künstler gezogen wurden, zu halten sey.

3) Warum Poseidon, Poseidon's Sohn, dessen Name sich auf einer Vase des Herzogs von Canino Nr. 1614 findet, in dieser zweiten Ausgabe ausgefallen ist, während er in der ersten Ausgabe pag. 10. aufgeführt wird, vermögen wir nur durch ein Versehen zu erklären.

4) Sokleo kommt auf einer Schale vor mit dem Jammerbild des von Hercules erwürgten nemeischen Löwens; Archäologische Zeitung 1844. Juli p. 316.

5) Silanion auf einer volcentischen Schüssel mit einer schreitenden Diana, welche mit dem Köcher versehen ist, in ihrer Hand aber eine Blume hält; Archäol. Zeitung 1844. Juli. p. 315.

Die zweite Classe von Künstlern bilden die Graveurs von Münzen und Edelsteinen. Man war schon längst darüber verwundert, dass man in den Schriften des Alterthums keine Medailleurs genannt findet, während doch viele von den griechischen Münzen zu den grössten Meisterwerken der alten Kunst gehören. Die einzige Erklärung, die man sich von diesem Stillschweigen des Alterthums geben konnte, war die, dass man annahm, die Stempelschneider seyen mit den Steinschneidern zusammengeworfen worden, und daher habe man unter der Zahl der letzteren auch die Meister der Münzkunst zu suchen. Von anderer Seite wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass die Bestimmung der Münzen

Digitized by Google

für die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs dem wahren Zweck des Kunstwerks zu widersprechen schien, und dass man wohl aus diesem Grunde die Münz-Graveurs nicht auf gleiche Linie mit den übrigen Künstlern gestellt habe. Jedoch legte die Beobachtung, dass selbst die Fabrikanten und Zeichner der Vasen ihre Werke hoch genug schätzten, um ihre Namen darauf zu setzen, die Frage nahe, ob denn die Stempelschneider diess nicht auch gethan haben, und ob sie nicht ihren Namen entweder ganz oder abgekürzt in kleinerer Schrift an einer nur dem aufmerksamen Betrachter bemerklichen Stelle angebracht haben. Eine erste Probe hievon bieten die schönen Münzen von Cydonia auf Creta mit der Inschrift ΝΕΤΑΝΤΟΣ ΕΠΟΙΕΙ, worauf schon Eckhel D. N. t. II. p. 309 aufmerksam gemacht hat. An diese Thatsache schloss sich in neuerer Zeit die Entdeckung einiger Münzen von Clazomenae, welche auf der Vorderseite neben dem Apollokopf die Inschrift ΘΕΟΔΟΤΟΣ ΕΠΟΙΕΙ führen. Gestützt auf diese beiden Thatsachen, welche uns von zwei verschiedenen Puncten der alten Welt her geliefert sind, erscheint die von Herrn R.-R. schon in einer früheren Schrift *) ausgesprochene Vermuthung nicht zu gewagt, dass die auf mehreren Münzen von Sicilien und Grossgriechenland vorkommenden Namen, die sich durch die Feinheit ihrer Schrift und durch die Stelle, wo sie angebracht sind, dem unbewaffneten Auge fast entziehen, den Stempelschneidern angehören. Man kann dieser Vermuthung um so sicherer beitreten, da sie von ihrem Urheber selbst dahin beschränkt wird, dass die in grosser Schrift, sey es ganz oder nur mit Initialen und Monogrammen geschriebenen Namen den Vorstehern der Münze verbleiben sollen. Nach diesem Grundsatz entwirft Herr R. R. eine Liste von drei und dreissig Münzgraveurs, welche eine bisher in der Kunstgeschichte bestandene Lücke ausfüllt, und nun, nachdem die Aufmerksamkeit einmal auf diesen Punct gerichtet ist, ohne Zweifel alljährlich erweitert werden wird. Bei dieser Gelegenheit verdient eine ebensowohl durch den Scharfsinn ihres Urhebers, als durch das glückliche Zusammentreffen der Umstände ausgezeichnete Entdeckung erwähnt zu werden. Herr R. R. hatte schon in seiner früheren Schrift darauf aufmerksam gemacht, dass die scalptores sacrae monetae denselben Namen führen, womit Pli-

*) Lettre à M. le Duc de Luynes sur les Graveurs de monnaies grecques. Paris, 1831.

Digitized by Google

nius XXXVII, 4. die Steinschneider bezeichnet; dass ferner die zwei Freigelassenen der Livia, Agathopus und Epitynchanus, welche als aurifices bezeichnet werden, zugleich durch schöne geschnittene Steine bekannt sind, auf welche sie ihre Namen gesetzt haben, und daraus den Schluss gezogen, dass wenigstens in der römischen Periode die Stempelschneider zugleich Steinschneider gewesen seyen. Allein er macht sich selbst den Einwurf, ob man von dieser Thatsache auch auf die Blüthezeit der griechischen Kunst zurückschliessen könne. Es wäre ihm zwar nahe gelegen, sich auf Boëthus zu berufen, dem er p. 237 nach der Emendation O. Müller's bei Pausanias V, 17, 4. Chalcedon statt Carthago zum Vaterlande gibt. Dieser berühmte Toreute (Plin. XXXIII, 12. 55.), der wohl in der schönsten Periode der griechischen Kunst zwischen Ol. 100—114 lebte, beschäftigte sich nach Art der gefeierten Goldschmiede des sechszehnten Jahrhunderts auch mit der Bildgiesserei, und zwar sind kleinere Arbeiten, wie das nackte sitzende Kind, aus Erz und vergoldet, im Tempel der Juno in Elis, welches Pausanias a. a. O. sah, und das eine Gans erwürgende Kind, welches Plinius XXXIV, 8. 19. erwähnt, als die natürlichsten und ersten Versuche des Ueberganges der Toreutik zu der Bildgiesserei zu betrachten. Demselben Meister dürfen wir wohl den trefflichen Intaglio mit dem verwundeten Philoctet, wie er seine Wunde mit einem Vogelflügel fächelt, zuschreiben; s. Millin Gal. mythol. CXV, 604. Impronte gemmarie des archäologischen Instituts Cent. III, 83. Herr R. R. macht selbst p. 127 darauf aufmerksam, dass der Ort in Klein-Asien, wo dieser Stein von Choiseul-Gouffier gefunden worden ist, es wahrscheinlich mache, dass der darauf geschriebene Boëthos der Erzgiesser aus Chalcedon, der sonst noch durch seine zwei Söhne Menodotos und Diodotos aus Nicomedien bekannt ist, seyn möchte. Hier hätten wir also ein Beispiel von der Verbindung der Steinschneidekunst mit der Toreutik, das für die Blüthezeit der Kunst ebensoviel bewiese, als die oben angeführten aurifices Agathopus und Epitynchanus, welche zugleich Steinschneider waren; Herr R. R. aber übersah dieses, indem er ein ungleich sichereres und schlagenderes in petto hatte. Einer der berühmtesten Steinschneider des Alterthums war Phrygillos, von dem man einen auf dem Boden sitzenden Amor in der Haltung der Knöchel spielenden Kinder kennt. Der Stil der Arbeit ebensowohl als die Schriftzüge weisen diesem Intaglio eine Stelle unter den Denkmälern der alt-

Digitized by Google

griechischen Kunst an. Eine auf diesem Stein angebrachte offene Muschel mit zwei Schalen war schon Winckelmann aufgefallen wegen ihrer Analogie mit einer syracusanischen Münze, auf welcher er dasselbe Beiwerk bemerkte. Herr R. R. erklärt diese Muschel einfach für das Symbol von dem Vaterlande des Künstlers, der aus Syracus war. Den Beweis dafür liefert eine merkwürdige Silber-Münze von alter und schöner Ausführung, welche auf der Hauptseite den Kopf der Nymphe Arethusa zwischen drei Delphinen hat. Das Alter der Münze erhellt schon aus der Inschrift ΣΥΡΑΚΟΣΙΟΝ; unter dem Kopf steht in kleiner Schrift, abgetheilt in zwei Linien, der Name ΦΡΥΓΙΛΛΟΣ, und damit ist der unwidersprechliche Beweis geliefert, dass Phrygillos neben der Steinschneidekunst auch die verwandte Kunst des Stempelschneidens ausübte. Die kostbare Münze, welche zu dieser Entdeckung führte, wurde von Herrn John Robert Steuart, Esq., dessen schöne numismatische Sammlungen bekannt sind, im Jahre 1838 in Neapel an Herrn R. R. abgetreten; ein zweites Exemplar entdeckte er später in der Münzsammlung des Herzogs von Luynes. Wie aber gewöhnlich eine Entdeckung auf dem Gebiete der Archäologie zu einer andern führt, so fand sich sofort der Name dieses Künstlers auf einer Bronze-Münze vierter Grösse in derselben Sammlung mit seinen drei Anfangsbuchstaben hinten an der Kopfbinde der Arethusa angebracht, wie der Name des Graveurs Euclides auf derselben Stelle mit den Anfangsbuchstaben EVKΛEI auf einer andern syracusischen Münze geschrieben ist. Der Umstand, dass sich der Name des Phrygillos auch auf einer Bronze-Münze findet, während sonst alle Namen der Graveurs auf Silbermünzen stehen, macht Herrn R. R.'s Vermuthung, dass dieser Stempel zur Ausführung in Gold bestimmt war, sehr wahrscheinlich; und wer weiss, ob nicht ein glücklicher Zufall einmal eine Goldmünze von diesem Stempel zu Tage fördern wird.

Eines der schwierigsten Fächer in der Denkmälerkunde ist die Steinschneidekunst; denn in keinem Gebiete der alten Kunst wurde der Betrug in so grossartigem Massstabe und mit so glücklichem Erfolg betrieben, wie auf diesem, und es war daher von Herrn Sillig klug gehandelt, wenn er in zweifelhaften Fällen, wo ihm die Anschauung des Originals oder früherer Abdrücke nicht zugänglich war, lieber zu misstrauisch als zu leichtgläubig war. Herr R. R, dem seine glückliche Stellung und wiederholtes Reisen auch auf diesem Felde eine reiche Anschauung möglich

Digitized by Google

machten, war daher ganz geeignet, auch für diese Künstler-Klasse eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen zu liefern, die sich auf drei und achtzig Nummern belaufen. Wir haben dieser Liste nur Einen Namen beizufügen, den des Eros, welcher sich auf einem noch nicht herausgegebenen Carneol im Besitze des Herrn Angelo Castellani in Cortona befindet. Herr Prof. Urlichs, der in den Jahrbüchern *) des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, 1842. Heft 3. p. 137. davon Kunde gibt, hat nicht versäumt, auf den Zusammenhang, der zwischen dem Namen des Künstlers und dem von ihm dargestellten Gegenstande, einen bewaffneten Amor, stattfindet, aufmerksam zu machen. Herr R. R. hat ebenfalls bei dem Vasenmaler Hypsis, welcher die Amazone Hypsipyle malte, auf eine solche Beziehung hingedeutet (pag. 94. Anm. 6); allein bei dem sicyonischen Erzgiesser Eutychides, welcher für die Antiochier ihre Stadtgöttin (Τύχη) verfertigte, hat er diess übersehen, obwohl schon Panofka in seiner interessanten Abhandlung von einer Anzahl antiker Weihgeschenke p. 40 diesen Punct berührt hat.

Besonders reich sind Herrn R. R.'s Beiträge und Berichtigungen für seine dritte Abtheilung, unter welcher er Künstler der verschiedensten Richtung zusammenfasst.

Da wir bei der umfassenden Prüfung, welcher das Werk des Herrn Sillig unterworfen wird, annehmen dürfen, dass Herr R. R. diejenigen Theile, über welche er nichts bemerkt, als richtig anerkenne, so bemerken wir zum voraus, dass ein Theil der nachfolgenden Ausstellungen ebensowohl gegen Herrn R. R. als gegen Herrn Sillig gerichtet sind.

1) Eine der interessantesten Erscheinungen in der Kunstgeschichte ist Ageladas von Argos, der Lehrer des Phidias, Polyclet und Myron, ein Mann, dem das in der alten wie in der neuen Kunstgeschichte beispiellose Glück zu Theil wurde, in einem langen Leben die Entwicklung der Kunst aus ihrem noch gebundenen Zustand bis zur höchsten Stufe der Vollendung nicht nur anzuschauen, sondern selbstthätigen und wesentlichen Einfluss auf die-

*) Wir glauben überhaupt bemerkt zu haben, dass diese reich ausgestattete Zeitschrift selbst in Deutschland, geschweige denn im Ausland noch nicht nach Verdienst bekannt ist, und werden daher dem Auftrage der Redaction, sie in diesen Jahrbüchern anzuzeigen, in kurzer Zeit nachkommen.

Digitized by Google

sen Entwicklungsgang auszuüben. Um so wichtiger ist es, die Schwierigkeiten, mit welchen die Chronologie dieses Künstlers verknüpft ist, einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und es ist daher dankenswerth, dass Herr R. R. und Herr Brunn, beide unabhängig von einander, dieses verzweifelte Geschäft von neuem vorgenommen haben. Die Schwierigkeit liegt vorzüglich darin, dass die ihm zugeschriebenen Werke in so auseinander liegende Zeiten gesetzt werden, dass er 110 Jahre alt geworden seyn musste, um sie alle auszuführen. Sein frühestes Werk ist die Statue des Anochus aus Tarent (Pausan. VI, 14, 5), der nach dem armenischen Text des Eusebius S. 137 in Ol. 65. siegte. Um also in dieser Zeit bereits die Bestellung einer Siegerstatue zu erhalten, musste er doch wenigstens 20 Jahre alt, also Ol. 60. geboren seyn. Das zweite Werk ist die Statue des Cleosthenes aus Epidaurus, sammt Gespann und Wagenlenker, der nach Paus. VI, 10, 3, Ol. 66. siegte. Ohngefähr in dieselbe Zeit dürfte die Statue des Timasitheus zu setzen seyn, welcher nachher an dem Unternehmen des Isagoras auf die Acropolis in Athen Theil nahm (Paus. VI, 8, 4), und deshalb Ol. 68, 2. mit dem Tode gestraft wurde. Man muss daher annehmen, dass seine Statue in Olympia vor dieser That, welche seinen Namen entehrte, errichtet worden sey. Um Ol. 81. 2. machte er für die Messenier in Naupactus die Statue des Jupiter (Paus. IV, 33, 3), was nicht wohl früher geschehen konnte, da die Messenier erst Ol. 81, 2. ihre Wohnsitze in Naupactus erhielten. Endlich Ol. 87, 3, während der Pest zu Athen, machte er die Bildsäule des Hercules Averruncus für den attischen Demos Melite. Nach dieser Rechnung müsste er von Ol. 60—87, 3, im Ganzen 110 Jahre gelebt haben, was zwar nicht unmöglich, aber doch nicht wahrscheinlich ist; und hätte er wirklich ein so hohes Alter erreicht, so würde die Künstler-Legende nicht unterlassen haben, dieses ausserordentliche, bis an sein Ende in Kunstwerken thätige Alter eines so berühmten Meisters rühmend zu erwähnen. Fr. Thiersch (Ep. der Kunst p. 160) glaubte sich daher berechtigt, diese Werke unter zwei Meister dieses Namens zu vertheilen, deren einer aus Argos, der andere aus Sicyon gebürtig war; und dieser Ansicht schloss sich Sillig an. Allein der Halt für diese Trennung, den die Uebersetzung des Rom. Amasaeus bei Pausan. V, 24, 1. darzubieten schien, hat sich bei näherer Untersuchung der Handschriften nicht bestätigt, der Ausweg, schwer zu vereinigende Data unter zwei Personen des glei-

Digitized by Google

chen Namens zu vertheilen, hat ohnehin etwas Bedenkliches, und so ist es nicht zu verwundern, wenn das von O. Müller wieder eingeschlagene Verfahren, die Einheit des Ageladas zu retten, von den meisten Forschern vorgezogen wird. Welcker (Kunstblatt 1827. Nr. 81), O. Müller (de Phidiae vita 1837. p. 16.) und Hirt (Gesch. der bild. Künste p. 112) haben nemlich den Ausweg ergriffen, dass sie die Statue der genannten drei Sieger um einige Jahre später setzen, und den Jupiter für die Messenier zum letzten seiner Werke machen, so dass seine Thätigkeit nach O. Müller in den Zeitraum Ol. 68 bis 82 beschränkt würde. An dieses Resultat schliesst sich Herr Brunn in der Art an, dass er den Anfang seiner Thätigkeit bis auf Ol. 70 herabrückt, indem er mehrere Beispiele beibringt, wornach Statuen erst einige Zeit nach dem Siege gesetzt worden sind und die an Timasitheus Ol. 68, 2 vollzogene Todesstrafe als die Ursache betrachtet, warum die Delphier, seine Landsleute, ihm nach seinem Tode eine Statue gesetzt haben. Herr R. R. dagegen stösst sich nicht daran, dass eine kräftige Natur bis in ihre achtziger Jahre thätig gewesen seyn solle, und erinnert an das rüstige Alter eines Michel-Angelo, Leonardo da Vinci, Titian; er bleibt daher bei der jedenfalls natürlicheren Berechnung, welche die Thätigkeit des Ageladas mit Ol. 60 beginnt, stehen, schliesst aber im Einverständniss mit Müller, ebenfalls mit Ol. 81, 2. ab, und die Angabe des Scholiasten zu Aristoph. Ran. 594, dass das Bild des Hercules Alexikakos von Ageladas gemacht und zur Zeit der Pest aufgestellt worden sey, wird als ein Missverständniss erklärt. Der Beiname des Hercules soll den Scholiasten irre geleitet haben, dass er glaubte, er habe ihn vor der Abwendung der Pest erhalten, während er ihn schon längst vorher hatte und wahrscheinlich von Delphi nach Athen gebracht wurde. Wir läugnen nicht, dass dieser Ausweg scharfsinnig sey; wenn aber Herr R. R. p. 173 den Glauben ausspricht, die Sache „zu einer befriedigenden Lösung zu bringen, ohne ein mehr oder weniger gewaltsames Mittel anzuwenden", so bedauern wir, damit nicht einstimmen zu können. Die Verwerfung eines ausdrücklichen Zeugnisses von einem Schriftsteller, dessen Nachrichten sonst auch in der Archäologie willkommen und durch Monumente bestätigt sind (m. s. weiter unten den Artikel Endöus), können wir nicht anders als eine Gewaltthätigkeit bezeichnen. Auf der andern Seite verkennen wir auch die mit dem andern Verfahren verbundenen Bedenklichkeiten nicht, und

Digitized by Google

sind daher nach wiederholter Durcharbeitung dieses verwickelten Gegenstandes zu keinem andern Resultate gelangt, als dass das Problem auch jetzt noch ein ungelöstes sey.

2) Zu den verschiedenen Apollonius, die sich theils bei Herrn Sillig schon finden, theils von Herrn R. R. nachgetragen werden, ist Ἀπολλώνιος Ἀμμωνίου Ἀλεξανδρεὺς ἀρχιτέκτων zu fügen, der auf einem dem Serapis geweihten Altar, welcher beim Mons Claudianus in Aegypten gefunden wurde, als Zeitgenosse Trajans vorkommt; Letronne, Recueil des Inscr. grecq. et romain. de l'Eg. T. I. p. 427.

3) Unter dem Artikel Arcesilaus sagt Herr Sillig Athen. X. p. 420. D. nenne einen Maler dieses Namens als Lehrer des Apelles, und dieselbe Notiz führt er u. d. A. Apelles p. 61. an. Wir haben aber bereits im Jahre 1839 in Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft gesagt: „es ist ein Missverständniss, wenn man den Arcesilaus als Lehrer des Apelles aufführt, denn in der Stelle Athen. X. p. 420, worauf man diese Angabe gründet, ist von keinen Malern, sondern von dem Schmause eines Arcesilaus und dessen Bekannten (γνώριμος) Apelles die Rede." Aus demselben Grunde haben wir in dem angeführten Werke

4) den von Herrn Sillig als Maler aufgeführten Aridicus aus dem Künstler-Verzeichniss verbannt. Wenn daher Herr Brunn p. 28 im Jahr 1843 diese Entdeckung als eine neue aufführt, so ist er dabei nicht ganz auf dem Laufenden.

5) Eine wunderliche Erscheinung in der Geschichte der alten Kunst ist Bularchus. Nach Plinius (XXXV. 8. 34.) wurde ihm sein Gemälde, das eine Schlacht der Magneten darstellte, von dem lydischen König Candaules mit Gold aufgewogen. Herr Sillig führt diese Nachricht ohne Arg an, und Herr R.-R. beruft sich noch im Jahr 1836 in seinen Peintures antiques inédites p. 93 auf dieses Werk als eines der ältesten Tafelgemälde. O. Müller hat bereits in der Kunstarchäologie §. 74 auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, dass Candaules Ol. 16, 1. starb, dagegen die vom Archilochos erwähnte Zerstörung Magnesia's durch die Trerer (die einzige bekannte) erst unter Ardys nach Ol. 26. falle, und verwirft daher die ganze Nachricht als ein Missverständniss des Plinius. In der „Geschichte der griechischen Literatur" I. p. 192. bestimmt er dieses Missverständniss näher dahin, dass ein lydischer Privatmann mit dem alten König ver-

Digitized by Google

wechselt worden sei. Allein rücken wir diesen reichen Particulier auch in die Ol. 26 herab, in welcher Magnesia zerstört wurde, so passt die Nachricht in die uns bekannten Rahmen der Kunstgeschichte um nichts besser. Wie soll um diese Zeit ein griechischer Maler nach Lydien kommen, und in einem Zweige der Kunst arbeiten, der eine schon ausgebildete Kunst der Composition voraussetzt? Wenn Herr R. R. p. 237. keinen Anstand nimmt, den Boëthus, den Pausanias einen Carthager nennt, nach Chalcedon zu versetzen, weil „le nom de Carthage, introduit dans cette existence d'un artiste grec, trouble toutes les notions que nous possédons sur l'histoire de l'art", so fürchten wir keinen Tadel von seiner Seite, wenn wir diese unsere ganze Kenntniss von der Geschichte der Kunst noch viel stärker störende Nachricht über Bularchus mit Herrn Welcker*) für eine Fiction erklären, die Plinius aus der lydischen Geschichte des Xanthus, die er auch sonst (XXV, 5) benutzte, oder vielmehr aus den von Dionysios Skytobrachion dem Xanthus unterschobenen Lydiaca, auf Treu und Glauben annahm. Schon Creuzer (historicorum Graec. antiq. fragm. p. 203) hat auf diese Quelle des Plinius hingedeutet. Wenn aber Herr Welcker für die Malerei eine solche Kunststufe, wie sie das fragliche Gemälde des Bularchus voraussetzt, um Ol. 16 bis 26 für unmöglich hält, so erlauben wir uns die Frage, ob er consequenterweise für den Erzguss eine so frühzeitige Ausbildung annehmen kann, dass er den

6) Gitiadas, welcher den Tempel und die Statue der Athene Poliuchos in Sparta machte, und die Wände dieses Tempels mit ehernen Reliefs bedeckte, welche die Kämpfe des Hercules, die Thaten des Castor und Pollux, den Hephästus, welcher seine Mutter von den Banden löst, die Nymphen, welche dem Perseus zu seinem Zuge gegen die Medusa Helm und Flügelschuhe überreichen, die Geburt der Athene u. a. darstellten — dass er, sagen wir, den Gitiadas um die Zeit des ersten messenischen Krieges Ol. 14. setzen zu dürfen glaubt. Dass man in jener Zeit Dreifüsse machen konnte, wollen wir gerne zugeben; aber wir zweifeln sehr, ob die Kunst schon so weit vorgerückt war, dass man

*) Ueber die unächten Lydiaka von Xanthos, in Seebode's Neuem Archiv für Philologie und Pädagogik 1830, und daraus mit Anmerkungen abgedruckt in Welcker's „Kleinen Schriften" 1. Theil p. 410. (Bonn, 1844.)

Digitized by Google

an diesen einfachen Geräthen des Cultus Sculpturwerke anbringen konnte, so dass (Paus. III, 18, 7) unter dem einen ein Bild der Aphrodite, unter dem zweiten ein Bild der Artemis stand; vollends aber ist es unglaublich, dass man um Ol. 14. schon so reiche Relief-Arbeiten, wie die oben genannten, von Paus. III, 17, 2. beschriebenen, habe ausführen können. Wäre dem wirklich so, so würde sich Pausanias selbst widersprechen, indem er III, 17, 6. eine von Kleorchus aus Rhegium, Schüler der um Ol. 50. blühenden Künstler Dipönus und Skyllis, verfertigte Statue des Zeus das allerälteste Werk in Erz nennt, und in seiner nur drei Paragraphen vorangehenden Beschreibung von dem Tempel der Athene Chalkiökos und in der c. 18, 8. folgenden Beschreibung der Dreifüsse mit angebrachten Statuen voraussetzen würde, Gitiadas habe alle diese Werke in Ol. 14. gemacht. Offenbar wurden die drei Dreifüsse, an deren zweien die Bilder der Aphrodite und Artemis von Gitiadas, am dritten das Bild der Kore von dem Aegineten Kallon angebracht war, auf gemeinschaftliche Bestellung und nach gemeinschaftlichem Plane ausgeführt, und somit fällt Gitiadas in das Zeitalter des Kallon um Ol. 60. Wenn aber bei Pausan. IV, 14, 2. diese Dreifüsse mit der messenischen Beute in Verbindung gesetzt werden, so ist diess offenbar von einem späteren Leser geschehen, welcher in seiner Flüchtigkeit die von dem Olympioniken Aenetos geweihten, von Gitiadas und Kallon verfertigten Dreifüsse mit den älteren, aus der messenischen Beute nach Amyklä gestifteten verwechselte, und in diesem Irrthum die betreffende Stelle aus Buch III, 18, 7. in Buch IV, 14, 2. einschob. Diese von Hirt in Wolf's Analecten Heft 1. aufgestellte Erklärung wurde mit einem fast allgemeinen Beifall von den Archäologen *) angenommen, und wir hätten gewünscht, dass Herr Brunn, der hier und da die von Welcker in seinen Vorlesungen vorgetragenen Ansichten berichtet, auch diesen alten Künstler in den Bereich seiner Forschungen gezogen und uns gesagt hätte, ob Herr Welcker noch jetzt seine in der Abhandlung über das Zeitalter des Gitiadas (hyperboräisch-römische Studien für Ar-

*) O. Müller, Aeginet. p. 101. Thiersch, Ep. d. bild. Kunst p. 150. Sillig, Catal. Artif. C. F. Hermann, im Marburger Progr. 1840. p. VIII. Nur ist uns nicht ganz klar, wie der letztgenannte Gelehrte mit dieser Annahme die Aechtheit der Stelle des Pausan. IV, 14. vereinigen kann.

Digitized by Google

chäologie Thl. I. p. 262.) aufgestellte Ansicht vertheidige. Vielleicht gefallt es dem von uns hochverehrten Manne selbst, sich gelegenheitlich über diesen Gegenstand zu äussern.

7) C. Julius Chimarus wird von Herrn Sillig als Bildhauer aus dem Zeitalter Tiber's aufgeführt. Herr Göttling (Thusnelda und Thamelicus p. 10) macht aber unseres Bedünkens mit vollkommenem Recht darauf aufmerksam, dass die Inschrift bei Donatus Supplem. ad Murator. nov. thes. T. II. p. 210.

GERMANICO TI. CAESARIS. F. DIVI. AVGVSTI. N
C. IVLIVS. CHIMARVS IDEM STATVAS. ET. AEDICVLAM
e]FFECIT. SEDES. MAPMOREAS. POSVIT.

nicht von einem Künstler spreche, sondern von einem Freigelassenen der Gens Julia, der dem Germanicus ein Denkmal und zugleich Statuen oder eine Kapelle und marmorne Sitze von Grund aus habe errichten lassen. Das Wort effecit wird gewiss von keinem Künstler gesagt, und sonach dürfte Chimarus seiner Stelle im Catalogus Artificum verlustig gehen.

8) Core wird von Herrn Sillig nach Athenagoras legat. pro Christ. 14. als Erfinderin der Plastik aufgeführt. Herr R. R. ist der Ansicht, der christliche Apologet habe die Worte des Plinius XXXV, 12, 43. vor Augen gehabt: fingere — Dibutades primus invenit Corinthi, filiae opera, quae capta amore etc., und wolle mit seinem Κόρη Κορινθία nichts anderes sagen, als ein Corinthisches Mädchen. Allein die Worte: ἀπὸ δὲ τῆς Κόρης ἡ κορηλαστικὴ εὑρέθη scheinen uns doch auf einen Eigennamen hinzuweisen; und wenn Herr R. R. sagt: „le mot Κόρη, ne s'employait comme nom propre que pour désigner Proserpine, la jeune fille par excellence; et je doute, qu'on ait jamais donné à une femme grecque ce nom consacré pour une déesse", so haben wir zwar kein Beispiel bei der Hand, dass der Name sterblichen Frauen gegeben worden wäre, allein es genügt uns an der Analogie ähnlicher Fälle. Λητὼ γυνή τις ἐγένετο Εὐαγόρου τοῦ Κυπρίων βασιλέως καὶ ὅμως οὐκ ἠγανάκτησεν ἡ Θεὸς, δυναμένη λίθον αὐτὴν ὥσπερ τὴν Νιόβην ἀπεργάσασθαι, sagt Lucian. pro imagin. c. 27. Eine Sclavin Plato's, die er durch sein Testament freiliess, hiess Artemis; Diog. Laërt. III, 42. (Vol. I. p. 221. ed. Huebn.). Bei Avellino Opuscoli T. III, p. 74. Nr. 18. wird eine Inschrift aus Larino angeführt:

Digitized by Google

D. M. S.
DIANA. EPAEBIA
VINATRIS
PIENTISSI
MAE. MA
TPI. PO. SVIT. (sic).

Diesem nach hat es etwas Befremdendes, dass Pericles der ἀσέβεια angeklagt worden sey, weil er seinen Sclavinnen die Namen der Musen gab, und es dürfte sich fragen, ob die Quelle dieser Notiz Rhetores Gr. VII, 165. lauter sey. Nach Pausanias IX, 29, 4. gab der alte Pieros aus Macedonien seinen neun Töchtern die Namen der Musen, und aus Corp. Inscr. Nr. 2731 führt Keil (Analecta epigraphica et onomatologica p. 95) den Namen Μοῦσα an, Nr. 2743, 1. Ἀφροδείτη Eine Kaiserin mit Namen Rhea kommt Nr. 2508, 6. vor. Eben so hiess die Mutter des Sertorius Plut. vit. c. 2. Ἥφεστος Φιλήμονος Ἐρχιεὺς und Φιλήμων Ἡφίστου kommt C. J. Nr. 628, 1. 5. vor. Einen Töpfer Poseidon, Poseidon's Sohn, haben wir bereits oben erwähnt. Einen Töpfer Priapos führt Herr R. R. p. 57 nach einer Volcenter Vase an. Der Name Apollon ist aus dem Brief Pauli I. Cor. 1, 12. 3, 4. bekannt, und andere Beispiele führt Keil a. a. O. an. Besonders liebten die Aegyptier diese Sitte, wie wir aus Lucian a. a. O. ersehen: ἐῶ γὰρ τοὺς Αἰγυπτίους, οἵπερ καὶ δεισιδαιμονέστατοί εἰσι πάντων, ὅμως τοῖς Θείοις ὀνόμασιν ἐς κόρον ἐπιχρωμένους· σχεδὸν γοῦν τὰ πλεῖστα αὐτοῖς ἐξ οὐρανοῦ ἐστιν. Entsprechend dieser Stelle sagt Letronne recherches p. serv. à l'hist. de l'Egypte p. 473: „rien de plus ordinaire, que de voir chez les Egyptiens les noms des divinités donnés à des individus", und führt eine Inschrift: σὺν Ἴσιτι (sic! statt Ἴσιδι) τῇ καὶ Εὐσεβείᾳ an. Auf einer Cölner Inschrift kommt ein Horus, Pabeci F. proreta Alexandrinus vor, Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. VI. Heft. p. 317., wo die Anmerkung von Lersch zu vergleichen ist. Silenus, Name mehrerer griechischen Schriftsteller, s. Ger. Jo. Voss, de Hist. Gr. III. p. 413. p. 498 ed. Westerm. — Hercules, Sohn Alexander's des Gr. und der Barsine, der Tochter des Artabazus und Wittwe Memnons, welcher Name ebenfalls hierher gehört, Plut. Alex. 21. — Gorgone, Name einer Hetäre bei Luc. Dial. meretr. I, 1. Nach so vielen Beispielen wird es erlaubt seyn, auch Κόρη für einen menschlichen Namen zu halten. *(Schluss folgt.)*

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Raoul-Rochette und Brunn: Griechische Künstler.

(Schluss.)

9) Endoeus ist einer der Künstler von der alt-attischen Schule, dessen historische Persönlichkeit Herr Welcker in Zweifel zieht. Pausanias VII, 5, 9. erzählt: ἔστι δὲ ἐν Ἐρυθραῖς καὶ Ἀθηνᾶς Πολιάδος ναὸς καὶ ἄγαλμα ξόλου μεγέθει μέγα· καθήμενόν τε ἐπὶ θρόνου καὶ ἠλακάτην ἐν ἑκατέρᾳ τῶν χειρῶν ἔχει καὶ ἐπὶ τῆς κεφαλῆς πῖλον· τοῦτο Ἐνδοίου τέχνην καὶ ἄλλοις ἐτεκμαιρόμεθα εἶναι, καὶ ἐς τὴν ἐργασίαν ὁρῶντες ἔνδον τοῦ ἀγάλματος, καὶ οὐχ ἥκιστα ἐπὶ ταῖς Χάρισί τε καὶ Ὥραις, αἳ πρὶν ἐσελθεῖν ἑστήκασιν ἐν ὑπαίθρῳ λίθου λευκοῦ. Nun glaubt Herr Welcker (Kunstbl. 1830. Nr. 49 u. 50 vergl. mit Ep. Cyclus der homerischen Dichter. 1835. p. 125.), Pausanias deute durch diese ἔνδον ἐργασία *) an, dass der Name Endōos von einem gewissen eigenthümlichen Bau des innern Theiles der Statuen herzuleiten sey, und wenn Pausanias I, 26, 5. berichte, Kallias habe eine vom Endōos gemachte Statue auf der Acropole geweiht, so erkläre sich diess daraus, dass man in der Folgezeit zu dem Namen eines erdichteten Künstlers auch den Namen eines erdichteten Donatars gefügt habe, und als Beispiel solcher Namendichtung führt er die vom Scholiast zu Aristoph. Vögeln 1128 erhaltene Inschrift an: Χαιρέδημος Εὐαγγέλου ἐκ Κοίλης ἀνέθηκε, worin er drei mit absichtlicher Bedeutung gesetzte Namen erblickt. Wir stimmen ganz mit Herrn R. R. überein, wenn er p. 289 dieses Verfahren bezeichnet als „cette habilité qu'on lui connaît à manier la langue grecque, cet instrument toujours si

*) Wir haben das Wort ἔνδον in unserer Ausgabe des Pausanias in Klammern gesetzt, glauben aber, dass die Sache durch Herrn R. R.'s Erklärung erledigt ist, dass nemlich das colossale Bild aus mehreren Stücken Holz erbaut war, und daher nach Art der chryselephantinen Bilder eine Art von Gerüste im Innern hatte.

Digitized by Google

commode et quelquefois si dangereux, pour qui veut faire ou détruire de l'histoire avec des mots, suivant les besoins d'un système." Doch muss man zur billigern Beurtheilung des Herrn Welcker bemerken, dass damals, als er dieses schrieb, die Base des von Chairedemos auf der Acropole geweihten δούριος ἵππος noch nicht bekannt war, indem dieses erst im Jahr 1840 geschah, so wenig als die im Jahr 1835 entdeckte Base einer anderen Statue, auf welcher wirklich der Name des Künstlers ΕΝΔΟΙΟΣ ΕΠΟΙΕΣΕΝ geschrieben ist. Wenn aber Jemand, der von diesen beiden Entdeckungen Kenntniss hat, noch im Jahr 1843 im Angesicht der Monumente an solche Namendichtung glaubt, und die Sache vollends so weit treibt, dass er auch den Namen des Strongylion, der auf dem Weihgeschenk des Chäredemos mit der gewöhnlichen Formel als Meister verzeichnet ist, für eine zu den drei übrigen passende Erdichtung hält, „ut sit ejus, qui opera facit rotunda", wie diess Herr Brunn p. 2 thut, der liefert ein unwiderlegliches Zeugniss dafür, dass ihm die Muse den kritischen und historischen Sinn bei der Geburt vorenthalten habe. Diese ganze Verfahrungsweise ist ein Beweis, wie eine an sich richtige Bemerkung durch ein tactloses Ziehen an den äussersten Consequenzen zur Absurdität werden kann. Es ist eine ganz wahre Bemerkung, dass in den ältesten Zeiten Dichter, Meister und Künstler keine bestimmten Eigennamen führten, sondern von den Zeitgenossen nach ihren Leistungen benannt wurden. Solche Namen sind Δαίδαλος (Schmuckbilder), Εὐπάλαμος (Wohlfaust), Εὔχειρ (Wohlhand), Εὔγραμμος (Wohlzeichner), Χερσίφρων (Klughand), Χειρίσοφος (Weishand) u. s. w. Allein diese ursprünglich zur Bezeichnung des Gewerbes gegebenen Namen hafteten auf diesen Männern und erbten in den Familien fort; sie wurden zu Geschlechtsnamen, und so finden wir in der historischen Zeit um Ol. 95. einen Bildhauer Dädalus aus Sicyon, Sohn des Patrocles, später einen Dädalus aus Bithynien, von dem eine Bildsäule des Ζεὺς Στράτιος in Nicomedien bewundert wurde (Arrian bei Eustath. Comment. ad Dionys. Perieg. 796), endlich einen Dädalus, der cnidischer Metöke und Besitzer einer Töpferwerkstatt in Athen war, dessen Fabrikzeichen im Kerameikos auf dem Henkel eines Gefässes gefunden wurde *). Die Sache verhält sich

*) S. Thiersch „über Henkel irdener Geschirre mit Inschriften und Fabrikzeichen" in den Abh. d. Münchner Acad. Bd. II. Abth. 3. p. 789.

Digitized by Google

gerade so wie bei uns. Betrachten wir die gangbarsten und am weitesten verbreiteten Namen, Schmied, Müller, Schneider, Schuster, Schuhmacher, Seger, Zimmermann, Beck, Bäcker, Metzger, Jäger, Förster, Gärtner, Schreiber, Maler, Töpfer, Näher, Seiler, Weber, Schlosser, Feiler, Böttiger, Gerber, Färber, Fiedler, Geiger, Pfeifer, Sänger, Bader, Heiler, Schnitzer, Künstler, Kunstmann, Kunstlieb, Gutekunst u. s. w., so ist klar, dass dieselben ursprünglich zur Bezeichnung des Gewerbes und der Beschäftigung der betreffenden Leute gedient haben; andere wurden von körperlichen Eigenschaften entlehnt, Klein, Gross, Kurz, Lang, Roth, Weiss, Braun, Grün, Schwarz und dergleichen. Nachdem aber die geselligen Verhältnisse mehr entwickelt waren und das Bedürfniss eintrat, dass jeder Mann seinen bestimmten Namen habe, so wurden diese von äussern Umständen entlehnten Namen stehend und erbten sich auf Kinder und Kindeskinder fort. In den meisten Fällen verliert sich nun die innere Beziehung des Charakters oder das Aeussere zu dem Namen, manchmal aber bringt es der Zufall mit sich, dass Beides zusammenpasst. — Wenn aber nun ein gewandter Meister in der metrischen Uebersetzung ausländischer Dichter Streckfuss, oder wenn ein Maler in Stuttgart Gutekunst heisst, oder wenn sich im Schwäbischen Mercur vom 4. December 1842 ein Heinrich Künstler aus Sachsen mit einem aus 150 dressirten Flöhen bestehenden Cabinette ankündigt, so wird doch Niemand darum, weil diese Namen das Treiben ihrer Träger ausdrücken, läugnen wollen, dass es wirkliche Eigennamen seyen. Auf gleiche Weise muss unseres Bedünkens auch im Alterthum die mythische von der historischen Zeit wohl unterschieden werden.

Um übrigens nach dieser Abschweifung auf unseren Endöos zurückzukommen, so dürfen wir unsern Lesern eine scharfsinnige Vermuthung Herrn R.-R.'s nicht vorenthalten: dass nemlich der Torso der sitzenden Minerva aus Marmor, vom ältesten attischen Stil, der vor einigen Jahren bei dem Tempel der Pallas Polias gefunden wurde, und in Schöll's Mittheilungen aus Griechenland Taf. 1. Fig. 1. abgebildet ist, zu der von Kallias geweihten, von Pausanias I, 26, 5. erwähnten, Statue gehöre, und dass ein unter den Marmorn der Acropole befindliches Fragment einer Inschrift, mit attischen Buchstaben von derselben Schrift, wie die oben erwähnte Inschrift des Endöos,

Digitized by Google

[Καλλία]Σ ΑΘΕΝΑΙΑΙ ΜΑΝΕΘ[ηκεν]

auf der Base dieser Statue gestanden haben möge.

10) Bei Diog. Laërt. III, 42. in dem Testament Plato's, wird ein Εὐκλείδης ὁ λιθοτόμος erwähnt, der dem Plato drei Minen schuldete. Es ist vielleicht derselbe Bildhauer*) aus Athen, den Pausanias VII, 25, 5. und 26, 3. erwähnt.

11) Zur Würdigung des Umfanges, in welchem der als Bildgiesser und Maler ausgezeichnete Euphranor seine Kunst betrieb, bringen wir eine bisher unbeachtete Stelle des Lactantius Divv. Institt. II, 4. bei: non videbat enim (sc. Persius) simulacra ipsa et effigies deorum Polycleti et Euphranoris et Phidiae manu ex auro atque ebore perfectas nihil aliud esse, quam grandes puppas. Wir gewinnen daraus die neue Notiz, dass Euphranor auch chryselephantine Werke gemacht habe.

12) Habinnas wird von Petron. Satir. c. 65. als lapidarius, qui videretur monumenta optime facere bezeichnet, und c. 71. mit der Erbauung von Trimalchio's Grabmal beauftragt. Da wir uns keine Bedeutung denken können, welche der Satiriker diesem Namen hätte beilegen mögen, so haben wir keinen Anstand genommen, denselben in die „Real-Encyclopädie der Alterthumswissenschaft" einzuführen, und, wenn Petronius nach den Untersuchungen von Studer im Rhein. Mus. 1842. p. 50. im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, als einen der Künstler zu bezeichnen, von denen so viele Grabmale auf uns gekommen sind. Wir können dabei nicht auf die Zustimmung von Herrn Sillig zählen, da dieser den von Achilles Tatius III, 6. erwähnten Maler Euanthes und den bei Juvenal XII, 44. vorkommenden Toreuten Parthenius für erdichtete Namen hält; um so mehr hoffen wir auf das Einverständniss des Herrn R. R., welcher die historische Existenz des Parthenius durch glückliche Beibringung einer Inschrift aus Gruter p. DCXXXIX. gerettet hat. Der hier erwähnte C. Octavius Parthenion argentarius ist offenbar dieselbe Person, welche Juvenal XII, 44. erwähnt, wo der Scholiast zu den Worten: lances Parthenio factas, bemerkt: caelatoris nomen. Aus der Zusammenstellung dieser zwei Benennungen erhellt zugleich, dass das Wort argentarius einen Künstler in Silber, Sculpteur sur argent, Ciseleur bezeichnet. Die Verschiedenheit der Endungen

*) Es fehlt das Beispiel, ob λιθοτόμος ebenso wie λιθουργός auch von Künstlern gebraucht worden sey.

Digitized by Google

Parthenio und Parthenius ist hier von keiner Erheblichkeit. Nach dieser Entdeckung haben wir auch nicht den mindesten Anstand, den Euanthes, dessen zwei in dem Hinterhaus des Tempels zu Pelusium befindliche Gemälde vom Achilles Tatius beschrieben werden, mit Herrn Welcker und R. R. für eine historische Person zu halten, so gewichtig uns sonst auch Urtheile von einem Böttiger, Jacobs, Göttling, Sillig sind, welche den Namen für erdichtet halten.

13) Bei Aufzählung der Arbeiten des Lysippus ist von Herrn Sillig eine Stelle bei Procop. de bell. Goth. IV, 21. übersehen, wo von einem Stier aus Bronze, der auf dem Forum Pacis stand, unentschieden gelassen wird, ob er von Phidias oder Lysipp gewesen sey, weil viele Statuen dieser beiden Meister auf diesem Platze standen. Zur Characteristik der Leben athmenden Bilder des Lysippus und Apelles dient eine für die Wissenschaft neu gewonnene Stelle des Nicephorus Chumnus περὶ λόγων κρίσεως καὶ ἐργασίας bei Boisson. Anecd. T. III. p. 357, wo dieser byzantinische Gelehrte von den alten Meistern der Beredtsamkeit sagt: ἔστι γὰρ πάντως καὶ πρὸς τὰ ἐκείνων βουλομένους ἡμᾶς ὁρᾶν σπουδάσματα καὶ τὸν ζῆλον πρὸς αὐτὰ καὶ πασαν τὴν σπουδὴν ἔχειν, τρόπον γε τὸν ἴσον, ὥσπερ οἱ τὰς εἰκόνας καὶ τὰ μορφὰς γράφοντες πρὸς πίνακας καὶ τύπους τοὺς πάλαι Λυσίππου τινὸς καὶ Ἀπελλοῦ, καὶ εἴ τις ἕτερος κατ' ἐκείνους ζώσας εἰκόνας καὶ πνοῆς μόνης καὶ κινήσεως ἀπολειπομένας ἦν μορφῶν καὶ γράφων. In Beziehung auf zwei Inschriften, welche Herr Sillig für verdächtig hält, gibt Herr R. R. befriedigende Erklärung. Die Inschrift auf einer ehemals in Rom befindlichen Marmor-Base: Σέλευκος βασιλεύς. Λύσιππος ἐποίει: zieht Herr Sillig darum in Zweifel, weil Seleucus erst 312 v. Ch. den Königstitel erhielt und somit das Leben des Lysippus, der schon im Jahr 372 anfing, zu weit ausgedehnt würde. Allein abgesehen davon, dass vierzig Jahre der Thätigkeit nach dem, was bei Ageladas verhandelt wurde, bei einem so ausserordentlich fruchtbaren Künstler, wie Lysippus, nichts Befremdendes wären, so könnte man gar wohl annehmen, dass die Statue des Seleucus in Bronze ausgeführt worden sey, ehe er König wurde, und dass dieser Titel erst auf einer der antiken Wiederholungen, wahrscheinlich aus römischer Zeit, darauf gesetzt worden wäre. Ebensowenig darf man bei dem Hercules im Pallaste Pitti zu Florenz an ein Original des Lysippus denken, welches aus Bronze war,

Digitized by Google

sondern an eine Wiederholung späterer Zeit, auf welche die Inschrift Λυσίππου ἔργον gesetzt wurde, um den Urheber des Originals zu bezeichnen. Wenn Flaminio Vacca in seinen Memorie Nr. 77. (p. 32 der Ausgabe von Nibby) keinen Fund dieser Statue berichtet: nella base vi erano le sequenti lettere OPVS LISIPPI, so trug er offenbar die Uebersetzung, die er sich von der Inschrift hatte machen lassen, in seine Tagebücher ein.

14) Mersis, ein Architect, der nach der Form seines Namens ein geborner Aegyptier gewesen zu seyn scheint, kommt auf einer in Aegypten an der Strasse von Cosseir gefundenen Inschrift vor. s. Letronne, Recueil des Inscr. Grecq. et Latines de l'Egypte. T. I. p. 428.

15) An den Schweif des grossen Meisters Myron hängen sich mehrere untergeordnete Künstler an: a) ein Bildhauer aus unbestimmter Zeit, den Herr Sillig erwähnt; dazu fügt Herr R. R. b) einen Freigelassenen des kaiserlichen Hauses, der Maler war, und c) einen T. Statilius Myron dissignator scaenar (sic), das heisst wohl einen Scenenmaler. Dazu fügen wir d) einen Töpfer auf einer römischen Lampe des Berliner Antiquarium's, welcher auch nach dem von Herrn R. R. p. 251 aufgestellten Grundsatz, römische Töpfer in die Kunstgeschichte nur dann zuzulassen, wenn sie durch Figuren oder Ornamente en relief einige Geschicklichkeit in der Plastik an den Tag legen, genannt zu werden verdient.

16) Philon dürfte wohl den Malern zugezählt werden zufolge einer in Chalcis entdeckten Inschrift, auf der L. Stephani, „Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands" p. 20 die Worte fand: ΓΡΑΦ ΦΙΛΩΝ, welche er ζω]γράφος supplirt.

17) Herr Sillig führt in der Appendix p. 480 einen Maler Philarcurus aus einer Inschrift bei Reines. Cl. XI. Nr. 67 auf. Keil, Analect. Epigraph., vermuthet, er habe Philargyrus geheissen, da V dem griechischen T entspricht, und diese sehr natürliche Vermuthung finden wir auf einem Pompejanischen Steine bei Avellino Opuscoli II. p. 265. bestätigt, wo ein Q. Vibiedius PHILÁRGVRVS minist. lar. aug. et aug. merc. genannt wird.

18) Zur Characterisirung des sich selbst nie genügenden, ängstlichen Fleisses des Protogenes dient die übersehene Nachricht bei Fronto Epist. Gr. p. 406, dass er an seinem als Meisterwerk anerkannten (Plin. XXXV, 10. 36) Jalysus eilf Jahre gemalt und in dieser ganzen Zeit nichts anderes gethan habe. Zu

Digitized by Google

dem Verzeichniss seiner Werke sind die Tafelgemälde (ζωγραφικοὶ πίνακες) zu fügen, womit er nach Constant. Porphyrogen. de Themat. 14. p. 26. das Dionysion in Rhodos bemalte.

19 und 20) Xenophilos und Straton sind zwei argivische Künstler bei Ross, Inscr. Gr. ined. Fasc. I. Inscr. Argivae Nr. 58.

21) Simus, Sohn des Themistocrates aus Salamis, der uns durch eine im Louvre im Saal der Caryatiden befindliche Inschrift bereits bekannt ist (Clarac Description du Musée royal Nr. 676), begegnet uns wieder auf einer rhodischen Inschrift auf einer Marmor-Basis

ΣΙΜΟΣ ΘΕΜΙΣΤΟΚΡΑΤΕΤΣ ΣΑΛΑΜΙ[ΝΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

bei Ross, Inscript. Graec. Ined. Fasc. III. Nr. 279, und zwar weisen ihm die Schriftzüge in Vergleichung mit andern rhodischen Steinen das dritte Jahrhundert v. Chr. an.

22) In dieselbe Zeit gehört der Bildhauer Thrasymedes, der auf einer in Calymna an der Hintermauer der Kirche der Παναγία entdeckt wurde (Ross a. a. O. Nr. 298) mit der Inschrift:

Νικίας με ἀνέθηκεν Ἀπόλλωνι υἱὸς Θρασυμήδεος
Ἔργων ὧν ὁ πατὴρ ἠργάσατο τὴν δεκάτην σοι.

Herr Ross vermuthet, es sey derselbe Künstler aus Paros, von dem Pausan. 2, 27, 2, ein chryselephantines Bild des Aesculap in Epidaurus sah, und den Quatremère de Quincy (Jup. Olymp. p. 352) zwischen Ol. 120 und 125 setzt.

Möge Herr R. R. diese Beiträge, welche durch seine ausgebreitete Belesenheit auf ein so geringes Maass reducirt worden sind, als einen Beweis des lebhaften Interesses ansehen, mit welchem wir sein vortreffliches Buch mehr als einmal durchgelesen haben.

Tübingen, im Februar 1845.

Chr. Walz.

Digitized by Google

طبرىٔ كبير ترجمهسي

Türkische Uebersetzung der Annalen des Abu Djafar Mohammed Ben Djerir Attabari, gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1260 der Hidjrah (1844 n. Chr.). 817 S. gr. Fol.

Vorliegendes Werk gehört unstreitig zu den schönsten und zweckmässigsten Erzeugnissen der türkischen Presse. Ref. beeilt sich daher um so mehr, die deutschen Orientalisten darauf aufmerksam zu machen, als er von Herrn Reinaud, welcher so gefällig war, ihm sein Exemplar auf einige Zeit zu überlassen, vernommen, dass es jetzt schon sehr schwer seyn dürfte, sich noch ein Exemplar desselben in Konstantinopel zu verschaffen, da die Auflage nicht stark war, die Zahl der Käufer aber sehr gross ist.

Tabari ist als einer der ältesten und ausführlichsten Universalhistoriker der Muselmänner auch in Europa längst bekannt und sein Leben in neuerer Zeit, besonders von Hamaker, aus arab. Quellen beschrieben worden*). Seine Werke kannten wir sehr lange nur durch das dürre Compendium des obendrein noch schlecht gedruckten und oft unrichtig übersetzten Almakin und durch einige Auszüge aus der Vorislamitischen Geschichte, welche Schultens aus einem Leidener Manuscripte in seiner Abhandlung über die Geschichte der Himiariten mitgetheilt. Erst im Jahre 1831 machte uns Herr Kosegarten mit dem Originalwerke näher vertraut, indem er aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin den Theil des Tabari mit einer lateinischen Uebersetzung herausgab, welcher die Begebenheiten des 11. Jahres der Hidjrah, von dem Tode Mohammed's bis zu Chalid's Einfall in Irak, umfasst. Im Jahr 1838 erschien die Fortsetzung dieser Annalen bis zur Schlacht von Kadesia im eigentlichen Sinne des Wortes, denn die beiden Heere lagern einander ganz schlagfertig gegenüber, aber zur Schlacht selbst, deren Darstellung, nebst historischen, geographischen und kritischen Noten über das Ganze, den dritten Band bilden soll, hat es, zum Bedauern der Orientalisten und Historiker, der gelehrte Herausgeber und Uebersetzer noch nicht kommen lassen. Inzwischen veröffentlichte Herr Dubeux, ein Schüler de Sacy's, auf Kosten der englischen asiatischen Gesellschaft, eine

*) Siehe Specimen catalog. codd. mss. orientat. bibl. acad. Lugd. Batav. p. 19sqq.

Digitized by Google

Persische Bearbeitung des Tabari aus der Mitte des vierten Jahrhunderts der Hidjrah, mit einer französischen Uebersetzung und sehr lehrreichen Anmerkungen. Aber auch dieses Unternehmen gerieth in Stocken, so gross auch die Anerkennung war, derer es sich bei den Gelehrten zu erfreuen hatte, und der erschienene Theil umfasst nur die Legenden von Adam bis Schueib oder Jethro. Um so willkommener ist daher die vollendet vor uns liegende Ausgabe des Tabari in einer türkischen Uebersetzung. Dubeux's Arbeit, wenigstens was die Herausgabe des Textes betrifft, wird nun überflüssig, da der Türkische Tabari eine treue, fast wörtliche Uebersetzung des Persischen ist und die meisten europäischen Gelehrten, welche das Persische verstehen, auch des Türkischen kundig sind. Die Fortsetzung der Herausgabe des Arabischen Textes bleibt aber gleich wünschenswerth, weil wir durch Vergleichung desselben mit den andern Bearbeitungen uns überzeugt haben, dass diese zwar für muselmännische Leser brauchbarer sind, aber dem europäischen Geschichtsforscher keineswegs jenen ersetzen können. Abu Ali Mohammed Al-Belami, ein Vizier des Samanidenfürsten Abu Salih Manssur, hat nicht nur bei seiner Persischen Uebersetzung alle Namen der Gewährsmänner (isnâd) der verschiedenen Ueberlieferungen weggelassen, sondern auch aus den einzelnen abgebrochenen Traditionen eine fortlaufende, zusammenhängende Geschichte gebildet und von den sich widersprechenden häufig die ihm wahrscheinlichere oder vielleicht zu seiner Zeit gangbarste gewählt. Eine solche Bearbeitung erfordert aber, wenn sie die Urschrift nur einigermassen ersetzen soll, viel mehr Unbefangenheit, kritischen Sinn und historisches Urtheil, als einem Muselmanne aus dem 4. Jahrhunderte der Hidjrah zugetraut werden darf und Belami, wie wir später zeigen werden, wirklich besass. Tabari selbst, wie die meisten arabischen Schriftsteller seiner Zeit, ist nämlich mehr Traditionssammler als Geschichtschreiber. Das ganze Gebiet des muselmännischen Wissens, nicht nur die geschichtlichen Traditionen, sondern auch die theologischen, juridischen und poetischen waren nicht lange vor Tabari's Zeit erst gesammelt und der Schrift überliefert worden. So wie unsere Historiker auf die schriftlichen Quellen verweisen, aus denen sie der fernen Vergangenheit angehörende Thatsachen schöpfen, oder glaubwürdige Augenzeugen anführen, wenn sie nicht selbst erlebte Begebenheiten der neuen Zeit oder der Gegenwart darstellen, so mussten die Muselmänner in jener Entstehungszeit der Literatur, die

Digitized by Google

Männer nennen, aus deren Munde sie das von ihnen Berichtete überkommen. Jene Lehrer hatten aber dasselbe thun müssen und auch ihre Autoritäten namhaft machen, und so ging das zurück bis auf die Zeitgenossen der handelnden Personen, oder wenigstens bis auf die ältesten, allgemein anerkannten Traditionsgelehrten, deren Aussage als unbezweifelte Thatsache galt. Dass aber trotz aller Sorgfalt doch eine, fast zwei Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund wandernde Erzählung, je nach ihrer Beschaffenheit, bald vereinfacht und zusammengezogen, bald ins Breite gedehnt und mit Zusätzen beladen ward, versteht sich von selbst. Manche Thatsachen oder Umstände, welche den Zeitgenossen oder spätern Sammlern unwesentlich schienen, mochten vergessen worden seyn. Nicht selten mussten auch in der Länge der Zeit Verwechslungen von Personen und Daten vorkommen. Ein Lehrer hatte mehrere Schüler, welche gleich berühmt wurden und ihren Nachkommen wieder als Autorität galten, von denen der eine die empfangene Ueberlieferung so, und der Andere wieder anders verstanden, aufgefasst oder im Gedächtnisse aufbewahrt und fortgepflanzt. Zuweilen wurde auch irgend eine Begebenheit von den Zeitgenossen selbst aus Unwissenheit oder Parteigeist verschieden wiedergegeben. Daher die Widersprüche und Meinungsverschiedenheiten selbst in den ältesten islamitischen Geschichtsquellen und die Schwierigkeit, aus dieser Masse von einzelnen Berichten, deren jedem die ganze Reihe der Gewährsmänner vorausgeschickt wird, das wahrhaft Geschichtliche herauszufinden und zu ordnen. Belami, welcher die Absicht hatte, Tabari populär zu machen, übernahm daher dieses schwierige und mühevolle Geschäft, und bald wurde seine Arbeit nicht nur ins Türkische übersetzt, sondern selbst Araber nahmen ihn zum Muster und verdrängten des Verfassers vollständige Traditionssammlung durch eine abgekürzte, zusammenhängende Erzählung. Die Uebersetzungen und Compendien wurden immer mehr gelesen und verbreitet, während das schätzbare Originalwerk immer seltener ward. So kam es denn auch, dass die Handschriften sämmtlicher europäischen Bibliotheken zusammengenommen nur ohngefähr den dritten Theil des arabischen Tabari bilden, während die Persischen und Türkischen Bearbeitungen mehrfach vollständig vorhanden sind. Für die islamitische Geschichtsforschung ist diese Seltenheit des Originals aber sehr schmerzlich, denn schon das Weglassen der Autoritäten allein setzt die Uebersetzungen weit unter das Original-

Digitized by Google

werk, indem wir sehr oft, je nach der Person, von der eine Erzählung herrührt, auch ihre Glaubwürdigkeit ermessen können und als unpartheiische Forscher einen ganz andern Massstab anlegen müssen, als jene Uebersetzer. Für uns ist z. B. Aischa ein ränkesüchtiges Weib und ihre Darstellung der Vorfälle nach Othmans Tod höchst verdächtig, während sie bei den Muselmännern als „Mutter der Gläubigen" verehrt wird und ihre Worte blinden Glauben finden. —

Von den nach Europa gewanderten Theilen des arabischen Tabari besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin die, welche die Geschichte des Islams von dem Tode Mohammed's bis zur Schlacht von Kadesia und von dem 71. Jahre der Hidjrah bis zum 159. (von Abd Almalik bis Mahdi) umfassen. Auf der Leidener Bibliothek befindet sich der Theil, welcher unmittelbar dem Leben Mohammed's vorangeht, und von dem Schultens einige Bruchstücke bekannt gemacht. Er enthält die noch mit vielen Sagen vermischte Geschichte der Sassaniden und der Könige von Jemen. Die Bodlejanische Bibliothek besitzt einen Theil von Tabari, in welchem die Begebenheiten des 35. Jahres der Hidjrah, das Todesjahr Othman's, dargestellt werden und einen andern, doch sehr beschädigten, welcher die Geschichte der Jahre 40—51 und 104 bis 126 enthält. Sollten daher auch — was allerdings sehr zu wünschen wäre — alle Fragmente des Urtextes, die man sich in Europa verschaffen konnte, veröffentlicht werden, so bleiben doch immer noch so viele Lücken übrig, dass wir uns immerhin freuen müssen, sie durch vorliegende Türkische Bearbeitung wenigstens einigermassen ergänzt zu sehen. Das ganze Werk ist in fünf Abtheilungen oder eigentlich Bände جلد eingetheilt und beginnt mit einem Inhaltsverzeichnisse oder Kapitelregister sämmtlicher fünf Bände. Diese Eintheilung ist aber ganz willkührlich und rührt schwerlich vom Verfasser selbst her. Der erste Band beginnt mit der Vorrede des Persischen Uebersetzers und handelt von den verschiedenen Ansichten über die Dauer und das Alter der Welt und von dem Zustande der Djinn und Satane. In dieser Vorrede hat sich jedoch der Türkische Uebersetzer, oder vielleicht der Herausgeber, Zusätze erlaubt, welche nicht an ihrem Platze sind. So ist z. B. von einem Schahnameh die Rede, worunter wahrscheinlich ein älteres Werk dieses Namens gemeint war (vergl. Journal des savans 1837. p. 290), während hier ausdrücklich das Schahnameh des Firdusi aus Tus genannt wird,

Digitized by Google

welcher nach Belami schrieb. Auf diese Vorrede, deren Verfasser sich nirgends nennt, so dass Türkische Leser nicht errathen können, von wem sie herrührt, folgt ein kurzes Vorwort des Türkischen Uebersetzers. Nach dem üblichen Lob Gottes und den Wünschen für den Propheten und seine Gefährten, sagt er: ein vorzüglicher Mann hat die berühmte Chronik des Tabari ins Persische übertragen, damit dieses vortreffliche Werk auch denen zugänglich werde, welche der arabischen Sprache nicht kundig sind. Er aber habe es jetzt ins Türkische übersetzt, damit es auch denjenigen zur Belehrung und Ermahnung diene, die weder arabisch noch persisch verstehen. Hierauf folgt nun des Verfassers Einleitung, welche von dem Zweck der Schöpfung und von dem Alter der Welt handelt, und acht und zwanzig Fragen aufzählt, welche die jüdischen Gelehrten an Mohammed gerichtet haben sollen, nebst deren Beantwortung. Dann beginnt die Geschichte Adam's, Habil's, Set's u. s. f. wie bei Dubeux. Der erste Band schliesst mit S. 167 und enthält, nach der von Dubeux noch herausgegebenen Legende des Propheten Schueib oder Jethro, die Geschichte des Persischen Königs Menutschher und die Sagen von Moses und Pharaon bis zu dem Tode des Letztern.

Der zweite Band enthält 147 Seiten. Die Geschichte des Moses wird fortgesetzt, dann folgt die des Josua, Ezekiel, Elias, Elisa, Samuel, Saul, David, Salomon, Rehabeam, Jesaias und Esdra. Dazwischen findet sich die Geschichte der Persischen Könige Tahmasp, Keikobad, Keichosru, Jbn Sijawusch, Lohrasp, Guschtasp, Bahman, Darab und der Königin Humai. Mit Seite 111 beginnt dann die fabelhafte Geschichte Alexanders des Grossen und seiner Kriege mit Darius und Andern, und geht fort bis zum Schlusse des Bandes. Nur die beiden letzten Seiten handeln von seinen Nachfolgern, oder dem Muluk Attawaïf. In diesem Theile befindet sich auch die Sage von Affan und Bulukia, welche in die tausend und eine Nacht übergegangen ist. Der dritte, 138 Seiten starke Band, beginnt nicht wie der arabische der Leidener Bibliothek mit der Legende von den Siebenschläfern, sondern mit den Sagen von Zakarias, Maria und Christus, worauf die Geschichte der griechischen und römischen Kaiser in wenigen Seiten abgethan wird, dann folgen erst die genannten Legenden und die Geschichte der Könige von Jemen, Abyssinien, sowie die der Sassaniden von Ardschir bis Jesdedjerd. Mit S. 105 beginnt das Leben Mohammed's und wird in diesem Bande noch bis zu seiner

Digitized by Google

Rückkehr von Taif, wo ihm die Djinn huldigen, fortgesetzt. Die zweite Hälfte der Biographie Mohammed's füllt die ersten drei und siebzig Seiten des 4. Bandes aus, fast nach derselben Ordnung, wie bei Jbn Hischam, und so viel Ref. davon gelesen, auch so ziemlich mit demselben übereinstimmend. Die übrigen 91 Seiten des vierten Theils enthalten die Geschichte des Islams unter den vier ersten Chalifen. Da wir hier ganz auf historischem Boden uns befinden und noch kein muselmännischer Autor veröffentlicht worden ist, der diese Epoche ausführlich behandelt, und dieser Theil auch eine Vergleichung mit dem Originalwerk gestattet, wollen wir das Verzeichniss der Kapitel vollständig anführen: Abu Bekr's Ernennung zum Chalifen. Feldzug des Usama Jbn Seid gegen die Griechen. Nachricht von dem Lügner Aswad. Krieg mit den Beduinen. Die übrigen Rebellen nach Tuleiha. Nachricht von Salma, Tochter Malik's. Jjas Jbn Abd Allah und Sadjadj die Taghlabitin. Krieg mit dem Lügner Museilama. Krieg des Ala Hadhremi. Die Rebellen von Oman und Mahrah. Die Fürsten von Tehama und Jemen. Abu Bekr's Tod und Genealogie. Omar's Nachfolge. Eroberung von Damask. Muthanna's Krieg mit den Persern. Kampf bei Namarik. Treffen bei Kaskar und an der Brücke. Schlacht bei Naweit (muss Buweib heissen) und (Veranlassung zur Schlacht von) Kadesia. Nachricht von Jesdedjerd. Schlacht von Aghwath und Aghmas. Eroberung von Kadhsia, Tod Rustums und Eroberung (des Gebiets) von Bassra. Eroberung von Madain (kommt erst später vor) und Himss. Eroberung von Kinessrin, Cäsarea und Edjnadein. Eroberung von Madain. Eroberung von Djalula, Hulwan und Tekrit. Eroberung von Masisan (?) und Schirwan (in der Nähe von Holwan). Zweites Treffen bei Hims und Eroberung von Djesira (Mesopotamien). Eroberung der Provinz Ahwas. Feldzug der Muselmänner von Bahrein nach Fars. Einnahme der übrigen Städte von Ahwas und Hormusans Bekehrung. Eroberung von Egypten. Sieg bei Nehawend. Eroberung von Ispahan, Hamadan, Rei, Gurgan, Adserbidjan und Derbend. Tod Jesdedjerds und Eroberung von Chorasan. Eroberung von Tudj oder Tus (in Südpersien). Eroberung von Kerman, Sedjestan und Mekran. Treffen bei Beirut (?) (in der Nähe von Bassra). Feldzug des Salma Jbn Keis. Omars Tod, Genealogie und Lebenswandel. Othman zum Chalifen erwählt. Sein Urtheil über Abd Allah Jbn Omar. Eroberung von Afrika und dem Lande der Berber. Eroberung von Cypern. Othman verliert

Digitized by Google

Mohammed's Siegelring. Nachricht von der Seeschlacht. Othman verbannt die Häupter von Kûfa. Nachricht von dem Ursprung der Sekte der an die Wiederkehr (Mohammed's) glaubenden. Othman's Tod und Genealogie.

Schon aus diesem Verzeichnisse ergibt sich, dass die Türkische Bearbeitung uns keineswegs das Originalwerk ersetzen kann, denn wir vermissen darin alle Vorfälle in Syrien und Palestina bis zur Schlacht von Jarmuk, welche Tabari, wie Theophanes (ed. Classen p. 518), der Einnahme von Damask vorausgehen lässt und ganz ausführlich beschreibt. Eben so werden Chalid's Feldzüge in Irak übergangen, welche nach der Ausgabe von Kosegarten über dreissig Seiten ausfüllen. Abu Bekr's Tod folgt gleich auf die Unterwerfung von Jemen, dann heisst es (S. 402), ohne dass vorher von einem Kriege in Syrien oder Irak die Rede war, „Omar's erster Regierungsact war, Abu Ubeida Ibn Djarrah zum Feldherrn über die syrische Armee zu ernennen und ihm die Herrschaft über das an das Griechische Reich gränzende Land zu verleihen. Jesid, der Sohn Abu Sofians, ward entsetzt und dem Abu Ubeida untergeordnet, eben so Chalid Ibn Walid. Abu Ubeida Ibn Djarrah machte sich dann auf und reiste nach Syrien.“ Hierauf folgt dann das Capitel, welches von der Eroberung von Damask handelt, und das wir auch anführen wollen, um zu zeigen, dass wir nicht mit Unrecht behauptet haben, dass der Persische Bearbeiter keineswegs der Aufgabe gewachsen war, die er sich gestellt.

„Zu jener Zeit waren die Griechen schon in die Flucht geschlagen. Sie fürchteten sich aber noch mehr, als sie vernahmen, dass Omar den Abu Ubeida zum Feldherrn ernannt. (Chalid war aber doch gewiss nicht weniger gefürchtet?) Abu Ubeida kam in eine Stadt, welche Nisan hiess (soll wahrscheinlich Bisan heissen) und sammelte daselbst ein grosses Heer. Als der Kaiser diess hörte, ward er sehr besorgt und begab sich von Antiochien nach Himss. Von hier aus schickte er Mahan mit einer Armee nach Damask, welche die Hauptstadt von Syrien war. In dieser Stadt wurden 60000 Mann zusammengezogen, er selbst blieb aber in Himss, um nöthigenfalls noch Hülfstruppen nachzusenden. Abu Ubeida ward verlegen und hielt es für rathsam, ein Heer nach Ramla zu schicken, um diese Festung zu belagern und selbst gegen Damask zu ziehen. Er liess Beschr Ibn Kaab mit tausend Mann in jenem Passe (bei Bisan), damit die Ungläubigen nicht von dieser Seite her Verstärkungen senden. Schurahbil aber sandte

Digitized by Google

er mit 10000 Mann nach Ramla und sagte ihm: nimmst du die Festung, so ist es gut, wo nicht, so hältst du doch die sich darin befindende Besatzung von uns fern. Er selbst rückte dann mit dem übrigen Heere gegen Damask vor, wo Mahan mit 60000 Mann lag. Als Abu Ubeida nach (in die Nähe von) Damask kam, zogen ihm von zwei Seiten Truppen entgegen und lieferten ihm eine Schlacht. Die Ungläubigen wurden aber geschlagen und zogen sich in die Stadt zurück, welche nunmehr Abu Ubeida sechs Monate lang belagerte. Schurahbil war inzwischen mit seinen Truppen gegen Ramla marschirt, aber die Ungläubigen hatten, sobald sie davon Nachricht erhalten, das ganze Gebiet um Ramla unter Wasser gesetzt, so dass Schurahbil genöthigt war, sein Lager in einiger Entfernung von der Stadt aufzuschlagen, denn wer sich innerhalb einer Pharasang der Stadt nähern wollte, sowohl Fussgänger als Reiter, blieb in dem überschwemmten sumpfigen Boden stecken. Nach Verlauf von sechs Monaten, während derer fast jeden Tag zwischen den Griechen und Abu Ubeida ein Gefecht vorfiel, kam ein Festtag, an welchem Mahan alle seine Truppen bewirthete, so dass sie in der folgenden Nacht berauscht umher lagen. Diess erfuhren die Muselmänner; sie machten daher viele Leitern und Stricke zurecht, bestiegen die Stadtmauer und öffneten unter dem Rufe Allah Akbar (Gott ist allmächtig) die Thore der Festung. Die Griechen waren ganz betäubt, doch kämpften sie bis zu Tagesanbruch. Als der Morgen anbrach schlossen sie Frieden unter der Bedingung, dass sie die Hälfte ihres Besitzes den Muselmännern überliessen und für jede Familie ein Goldstück bezahlt wurde. Als der Kaiser der Griechen hörte, dass Damask von den Muselmännern genommen worden, brach er von Himss nach Antiochien auf."

Das folgende Kapitel handelt dann von der Einnahme von Ramla, „der grössten der syrischen Festungen (?), wo 80000 Mann lagen", durch Schurahbil Jbn Hasana, dem Amru Jbn Aass noch 2000 Mann zuführte. Nach dem Falle dieser Festung capituliren Tabaria und Nisan (Bisan). Der Verfasser geht dann zu dem Kriege in Persien über, beginnt aber mit der Ankunft Muthanna's in Medina, während Abu Bekr's Krankheit, und berichtet gleich darauf die Ernennung Abu Ubeid's des Thakifiten zum Feldherrn der Persischen Armee. Das Treffen bei Adjnadein, das erste grössere, welches noch unter Abu Bekr zwischen den Muselmännern und den Griechen vorfiel, wird natürlich auch über-

Digitized by Google

gangen, hingegen wird S. 112 nach der Eroberung von Himss und Kinessrin, die von Cäsarea und Edjnadein angeführt und dazu bemerkt: „es waren zwei Städte in der Nähe des Griechischen Gebiets (also im nördlichen Syrien?)*), deren jede eine Besatzung von 5000 Mann hatte."

Uebrigens ist die Uebersetzung keineswegs durchgängig so verschieden vom Urtexte. In der ganzen Darstellung der Ereignisse in Arabien, von Mohammed's bis zu Abu Bekr's Tod, weicht sie nur selten von demselben ab, und meistens nur in unwesentlichen Einzelnheiten. Hie und da finden sich auch Zusätze, wahrscheinlich aus andern Quellen, welche dem Uebersetzer zu Gebote standen. So heisst es z. B. in dem arabischen Tabari S. 218 nach der gewonnenen Schlacht von Buweib: „Muthanna bereuete es, die Brücke besetzt zu haben, und warnte seine Leute, ihn in ähnlicher Lage nicht zum Muster zu nehmen, weil man nie einen Feind in die äusserste Verzweiflung bringen darf, wenn er noch stark genug ist, sich zu vertheidigen." Im Türkischen Tabari S. 108 heisst es ausdrücklich: „Die Perser ernannten (als sie sahen, dass ihnen der Rückzug über die Brücke abgeschnitten) einen neuen Feldherrn, griffen die Muselmänner an, tödteten 2000 Mann und trieben die Uebrigen in die Flucht. Doch Muthanna brachte sie wieder zum stehen und fiel von Neuem mit solchem Ungestüm über die Perser her, dass sie sich abermals zerstreuten u. s. w." In der Darstellung der Successionsstreitigkeiten in Persien, zwischen Sirves und Jesdedjerd, weicht der Türkische Tabari nicht nur von dem Arabischen ab, sondern er geräth auch mit sich selbst in Widerspruch. Nach Bd. III. S. 218 bestieg nämlich nach Scherjar's Ermordung Buran oder Turan den Thron und herrschte sechzehn Monate.

---

*) Edjnadein ist übrigens auch nach dem Kamuss der Name eines Städtchens in der Nähe von Damask, während nach dem Arabischen Tabari Edjnadein zwischen Ramla und Hebron, also im südlichen Palästina lag. Dsahabi (Cod. Paris. arab. Nr. 626 Fol. 118.) setzt diesen Ort zwischen Ramla und Djarasch, also nordöstlich von Ramla, gegen den Jordan hin.

(*Der Schluss folgt.*)

Digitized by Google

Nr. 27. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Annalen des Tabari.

(Schluss.)

Ihr folgte ihre jüngere Schwester Adsurmidocht, welche ihren Vizier Ferruchsad erdolchen liess, weil er sich erkühnt hatte, um ihre Hand sich zu bewerben. Rustum, der Sohn des Ermordeten, rächte aber den Tod seines Vaters, indem er mit den unter ihm stehenden Truppen den Palast der Königin erstürmte und sie seinen Soldaten preisgab, dann hinrichten liess. Seite 104 des 4. Bandes liest man aber, dass Turan auf dem Throne war, als Abu Ubeid nach Jrak zog, und dass Adsurmidocht vor ihr geherrscht hatte, von Rustum aber, der den Tod seines Vaters rächen wollte, umgebracht worden sey. Bekanntlich weichen die Nachrichten über die Namen der Persischen Regenten sowohl, als über die Dauer ihrer Herrschaft von einander ab. Tabari führt wahrscheinlich die verschiedenen Traditionen darüber an und der Bearbeiter folgte hier der Einen und dort der Andern. Mangel an kritischem Sinn tritt überall bei den Muselmännern hervor, aber nicht bloss bei den Uebersetzern, sondern auch bei den Geschichtschreibern selbst. So rühmt sich der Verf. des Mudjmil Attawarich, in dem von Herrn Mohl im Journal asiatique 1843 p. 388 ff. mitgetheilten Fragmente, die Geschichte der Sassaniden aus den ältesten Quellen geschöpft zu haben und mit der grössten Behutsamkeit dabei zu Werke gegangen zu seyn, und doch begegnen wir den gröbsten chronologischen Irrthümern. Mohammed soll im 41. Regierungsjahre des Nuschirwan geboren worden und unter Purandocht gestorben seyn, demnach müsste aber Mohammed ein Alter von 69—70 Jahren erreicht haben, was gegen sämmtliche Traditionen wäre, denn nach demselben Verf. herrschte Nuschirwan 47 Jahre und 7 Monate, Hormus 23 Jahre, Chosru Perwis 38 Jahre, Siroes 8 Monate, Ardschir 1 Jahr, Scheriras 1 Monat und 7 Tage, dann kam erst Purandocht auf den Thron. Einen andern Widerspruch findet man darin, dass er behauptet, Purandocht habe Persien be-

Digitized by Google

herrscht, als Omar das Chalifat übernahm und letzterer noch fünf Jahre in Arabien regiert, während Jesdedjerd König von Persien war. Omar's Chalifat dauerte aber bekanntlich 10 Jahre und 6 Monate, während nach dem Mudjmil Attawarich zwischen Siroes Tod und Jesdedjerds Thronbesteigung nur ein Zeitraum von 4 Jahren und 9 Monaten lag. Dass Abu Bekr unter Purandocht's Regierung Chalife geworden und im dritten Monate derselben gestorben, während doch sein Chalifat zwei Jahre und einige Monate gedauert, ist nur ein Versehen des Uebersetzers; im Texte heisst es: „Zur Zeit der Purandocht war der Prophet schon tod (nicht mourut بون كذشته) und Abu Bekr sass auf dem Throne des Chalifats und es war das Ende seiner Herrschaft u. s. w."

Wir kehren nun zu vorliegendem Werke zurück und theilen noch das Kapitelverzeichniss des letzten Theiles mit, welcher 201 Seiten enthält: Ali wird zum Chalifen erhoben. Opposition des Talha und Subeir. Letztere gehen mit Aischa nach Bassra. Vorfälle in Bassra zwischen Othman Jbn Hanifa und Talha und Subeir. Die Kameelschlacht. Nachricht von Egypten. Amru Jbn Aass und die Schlacht bei Siffin. Schiedsgericht zwischen Ali und Muawia. Ali's Krieg mit den Abtrünnigen. Schlacht von Nahrawan. Tod des Muhammed Jbn Abu Bekr. Krieg der Benu Nadjia. Muawia sendet Emire nach Jrak und Hedjas. Ali's Tod und Genealogie. Hasan's Ernennung zum Chalifen und sein Tod. Wie Sejad vor Muawia gebracht wird. Muawia lässt seinem Sohne Jesid huldigen, Muawia's Tod und Genealogie und Jesid's Herrschaft. Husein's Tod. Sejad's Statthalterschaft in Chorasan. Abd Allah Jbn Subeir geht von Medina nach Mekka. Treffen bei Hara. Jbn Numeirs Krieg mit Abd Allah Ibn Subeir. Jesid's Tod und Merwan's Chalifat. Die Schiiten rächen Husein's Blut. Suleiman Jbn Sard's Erscheinen. Treffen von Ein Ward. Merwan's Tod und Abd Almalik's Nachfolge. Hervortreten der Asarika Abtrünnigen. Vorfälle zwischen Muchtar und Abd Allah Jbn Subeir. Dieser lässt Muhammed Jbn Abu Hanifa einsperren. Nachricht von Ibrahim Jbn Malik und Jbn Sejad's Tod. Muchtar's Tod. Vorfälle zwischen Abd Almalik und seinem Oheim Amru. Abd Almalik's Zug nach Jrak und Mussib's Tod. Krieg zwischen Haddjadj und Abd Allah Jbn Subeir. Salih's Hervortreten in Darbad. Schabib's Krieg mit Haddjadj. Muhallib's Krieg mit Kutr Jbn Fudja. Ubeid Allah's Zug gegen Kabul. Hervortreten des Jbn Aschath und sein Krieg mit Haddjadj. Abd Almalik's Tod und Walid's

Digitized by Google

Nachfolge. Kuteiba's Feldzug gegen Peikend. Eroberung von Buchara, Kisch und Nachschab und Tod des Nis. Eroberung von Samarkand. Haddjadj bringt Jesid Jbn Muhalleb nach Sendan. Er tödtet Said Jbn Djabir und stirbt. Walid's Tod und Suleiman's Nachfolge. Kuteiba's Eroberung von Kaschghar und Zug nach China. Kuteiba's Aufruhr. Jesid Jbn Muhallib's Statthalterschaft in Irak. Suleiman sendet Maslama nach Konstantinopel. Eroberung von Gorgan und Tabaristan. Suleiman's Tod und Nachfolge des Omar Jbn Abd Alasis. Maslama's Zug nach Konstantinopel. Tod des Omar Jbn Abd Alasis. Jesid's Nachfolge. Tod des Jesid Jbn Muhalleb. Tod des Jesid Jbn Abd Almalik und Hischam's Nachfolge. Seid Jbn Ali. Hischam's Tod und Walid's Nachfolge. Jesid Jbn Jesid's, Ibrahim's und Merwan's Nachfolge. Nachricht von Nassr Jbn Sejjar. Abu Muslem Chorasani. Chalifat des Abbasiden Abd Allah Saffah. Sein Krieg mit Merwan und Merwan's Tod. Abu Muslem's Pilgerfahrt und Saffah's Tod. Abu Djafar Manssur's Chalifat und Abu Muslem's Tod. Mahdi's Chalifat. Vorfälle zwischen Mahdi und dem Vizier Jakub. Mahdi's Tod und Lebenswandel. Musa Alhadi's Chalifat. Erscheinen der Sanadika. Harun Arraschid's Chalifat. Vorfälle zwischen Harun Arraschid und den Barmekiden. Sein Feldzug gegen die Griechen. Tod des Imam Mohammed. Harun Arraschid's Tod. Abenteuer des Battal Ghasi. Muhammed Emin's Chalifat. Vorfälle zwischen ihm und seinem Bruder Mamun. Muhammed Emin's Tod und Mamun's Chalifat. Hurthuma's Tod. Ibrahim Jbn Mahdi's Chalifat. Hervortreten des Tahir Jbn Husein und sein Tod. Mamun nimmt Ibrahim Jbn Mahdi gefangen und begnadigt ihn. Mamun's Tod. Chalifat des Mutassim Billahi. Erbauung der Stadt Samira. Krieg mit Babek. Mutassim's Tod und Wathik's Nachfolge. Chalifat des Muktadir Billahi.

Auffallend ist, und wir wissen nicht, ob der Verfasser oder die Bearbeiter die Schuld davon tragen, dass gerade die spätere, Tabari ganz nahe liegende Epoche so kurz abgethan wird und sogar, wie schon aus dem Inhaltsverzeichnisse erhellt, mehrere Chalifen gar nicht erwähnt werden, während besonders die Vorislamitische mit der grössten Ausführlichkeit behandelt worden. Die alten Sagen und Legenden hatten vielleicht für den frommen Schriftsteller, weil häufig im Koran darauf angespielt wird, mehr Reiz und Wichtigkeit, als die spätere profane Geschichte, und Ref. bedauert, da jene in diesem Werke einen so grossen Platz

Digitized by Google

einnehmen, es bei der Bearbeitung der biblischen Legenden der Muselmänner*) noch nicht besessen zu haben. Tabari starb bekanntlich im Jahre 340 der Hidjrah (922 n. Chr.) und seine Chronik reicht nach Abulfeda bis zum Jahre 302. In vorliegendem Bande wird übrigens nur Muktadir's Thronbesteigung umständlich erzählt, welche im Jahre 295 der Hidjrah stattfand, dann nach der allgemeinen Huldigung mit den Worten geschlossen: „Als Muktadir Billahi auf dem Throne sass, übte er Recht und Gerechtigkeit, und war fortwährend beschäftigt, Gutes zu thun." Als Herausgeber des Werkes wird „Muhammed Said" genannt. Er verdient wegen der Correctheit desselben unsern Dank, nur die Eigennamen, namentlich die nichtmuselmännischer Personen, Länder und Städte hat er häufig verstümmelt und schon im Inhaltsverzeichnisse Proben seiner geographischen Unwissenheit geliefert.

Weil.

Essai sur les écoles philosophiques chez les arabes et notamment sur la doctrine d'Algazzali, par Auguste Schmölders, docteur en philosophie. Paris, chez Didot, 1842. 8. XVI. 254 und 64 Seiten arab. Text.

Zu den bereits bekannten und veröffentlichten Schriften Ghassali's fügt sich denn eine neue Abhandlung des arabischen Philosophen. Herr Schmölders hat nämlich seinem Versuche über die philosophischen Schulen der Araber ein kleines, aber interessantes Schriftchen Ghassali's im arabischen Texte und in französischer Uebersetzung vorangeschickt. Ghassali zeichnet hier in einer Art Selbstbiographie den Weg, welchen sein Denken durch die verschiedenen Schulen arabischer Philosophie hindurch genommen; er erzählt, wie er allenthalben Schwächen und Widersprüche wahrgenommen, und wie sein überall unbefriedigter Geist endlich im Glauben und beschaulichen Leben allein Ruhe gefunden. Die Charakteristik der Systeme und die Kritik derselben bei Ghassali

---

*) Biblische Legenden der Muselmänner. Aus arabischen Quellen zusammengetragen und mit jüdischen Sagen verglichen von Dr. G. Weil, u. s. w. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (J. Rütten). 1845. VI. und 298 S. in 8.

Digitized by Google

hat Herrn Sch. Veranlassung gegeben, in der darauf folgenden Abhandlung die Meinungen der Sophisten, Somaniten, Mathematiker, Fatalisten, Naturalisten, Materialisten, Hernaniten, der eigentlichen Philosophen, der Motakallim, Mutaseliten, Tâlimiten und Sufi's darzustellen. Der Herr Verf. endet mit einer Darlegung der Lehren Ghassali's, an denen er mit Recht den ethischen Charakter hervorhebt, den auch besonders das herausgegebene Schriftchen trägt. Denn das Streben nach Wahrheit und der Durst nach Befriedigung des Gemüthes, welcher sich darin ausspricht, sind oft wahrhaft rührend und haben dem Style selbst mehr Wärme und Farbe gegeben, als man gewöhnlich bei Arabern findet.

Die Geschichte der arabischen Philosophie hat, wie jede Wissenschaft, welche die Kenntniss zweier völlig getrennten Gebiete erfordert, bis jetzt nicht das glücklichste Loos gehabt. Man ist Orientalist und mit der Kenntniss der schwierigen arabischen Sprache ausgerüstet, ohne darum tiefer Denker zu seyn, zumal ohne jene seltene Gabe zu besitzen, in einer Reihe von ihren Hauptgrundsätzen nach ähnlichen Philosophemen das jedem Denker Eigenthümliche herauszufinden. In der That haben bis jetzt die Orientalisten sich begnügt, das Material zu liefern, welches von den Geschichtschreibern der Philosophie verarbeitet worden ist. Die Arbeit des Herrn Soh.'s ist bereits von Herrn Ritter in der ihm eigenen besonnenen und ruhigen Weise gewürdigt und benutzt worden *). Manches mit Unrecht nur nebenbei Behandelte hat seine gebührende Stelle erhalten, manches Lückenhafte ist von Herrn Ritter scharfsinnig ergänzt worden.

Es erwächst aber aus diesem Verhältnisse des Orientalisten zum Historiker die heilige Pflicht, dass jener diesem das Material wahr und treu liefere, dass er nichts verschweige oder gar verfälsche. Brucker hatte in dieser Hinsicht das Glück, einen Pococke vor sich zu haben, dessen fragmentarische Mittheilungen ohne Furcht zu irren, benutzt werden konnten. War Herr Ritter in Bezug auf Herrn Sch. in demselben Falle? Wir müssen dies aufrichtig verneinen, und es bedurfte der Vorsicht eines Ritter, um nicht in grosse Irrthümer zu verfallen.

*) Ueber unsere Kenntniss der Arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen Arabischen Dogmatiker. Von Heinrich Ritter. Göttingen, 1844.

Digitized by Google

Prüfen wir zuerst die Eintheilung der arabischen Philosophie, die Herr Sch. in Umlauf setzt.

Maimonides erzählt in seinem Moreh Nevochim (I, 71), dass die ersten Motakallim unter den Arabern die Mutaseliten gewesen seyen, und dass später sich ihnen gegenüber die Aschariten geltend gemacht haben. Er stellt alsdann den Mutaseliten und Aschariten die eigentlichen Philosophen gegenüber, und unterscheidet sie so, dass jene gleich den christlichen Apologetikern mehr darauf ausgegangen seyen, die im voraus als wahr anerkannten Grundsätze des Koran hintennach auch noch durch die Vernunft zu begründen, während die eigentlichen Philosophen unbefangen und unbekümmert um das Resultat nach der Wahrheit strebten. Hat Maimonides Recht, so ist die Eintheilung der arabischen Philosophen in Philosophen im eigentlichen Sinne, Mutaseliten, Mutakallim und Mystiker (Essai S. 100) falsch. Denn die Mutaseliten sind selbst die ersten Mutakallim, und was Herr Sch. unter Mutakallim versteht, sind die späteren Aschariten, die freilich Herr Sch. unbegreiflicher Weise als eine besondere Secte neben Mutaseliten und Mutakallim's betrachtet (S. 135. 196). Und allerdings hat Maimonides dies besser gewusst als Herr Sch., welcher ihn überall zu verdächtigen sucht (S. 106. 135. 136. 144)*).

Scharestani in seiner Sectengeschichte (ed. Cureton p. 18) sagt: einige Zeit nach Wazil Ben Ata, und nachdem Said, Sohn Ali's, sich zu den Grundsätzen der Mutaseliten bekannt hatte, fielen die Häupter dieser Secte auf die Bücher der Philosophen. Dies war zur Zeit, als diese unter Al-mamun übertragen wurden. Die Wege der Philosophen vermengten sich alsdann mit denen des Kelam, und sie trennten die letzteren als einen besondern Zweig der Wissenschaft unter dem Namen Kelam ab, sey es, weil die Frage über das Kelam (das Wort Gottes, ob es ewig sey oder geschaffen) eine der hervorragendsten Fragen war, worüber sie

*) Sein Hang, gegen Maimonides zu streiten, geht so weit, dass er diesem die Erfindung des hebräischen Namens Medabberim für Mutakallim aufbürdet, ein Name, den die Juden angenommen und fortgepflanzt hätten (S. 438). Jedoch Herr Sch. vergisst, dass Maimonides seinen Delaleh oder Moreh in arabischer Sprache schrieb, und also ebenso gut als jeder andere arabische Schriftsteller Mutakallim setzte. Herr Sch. muss sich also mit seinem Vorwurfe gegen Samuel Ben Jude Ben Tibon, den Uebersetzer, wenden.

Digitized by Google

sich besprachen und bestritten, oder um den Philosophen gegenüber, welche eine Wissenschaft unter dem Namen Mantek (Logik) besitzen, auch eine Wissenschaft zu haben, die Kelam heisst, weil Mantek und Kelam Synonyme sind." Aus dieser Stelle folgt erstens, dass die Araber selbst nicht mehr den Ursprung der Benennung Jlm-al-Kelam kannten, und dass somit Herr Sch. Unrecht hat, seine Erklärung durch Wissenschaft des Dogma's (S. 139) so unbedingt hinzustellen, zumal die Bedeutung Dogma für Kelam völlig unerwiesen ist. Aber zweitens beweist diese Stelle auch, dass die Mutaseliten nicht nur denjenigen, welche sich mit der Jlm-al-Kelam beschäftigen, d. h. den Mutakallim nicht entgegengesetzt sind, sondern dass sie selbst die ersten sind, welche für den theologischen Theil ihrer Studien den Namen Jlm al-Kelam erfanden. — Herr Ritter (a. a. O. S. 12), der dies wohl eingesehen, hat sich durch die Angaben des Herrn Sch. zu der Bemerkung verleiten lassen, dass wahrscheinlich später, als die Mutaseliten unterdrückt worden waren, der Name Mutakallim nur für die orthodoxen Grammatiker gebraucht worden sey. Dass aber diese Vermuthung irrig ist, können wir in dem Kitab Almewakef (oder der Dogmatik des El-idischi)*) lesen. Dieser Schriftsteller, der dem 8. Jahrhundert der Hidjrah angehört, gibt uns (S. 11 der Ausg. von Constantinopel 1824) eine Definition der Jlm al-Kelam, und fügt darin (S. 12) hinzu: denn unser Gegner, wenn wir ihn auch im Irrthume glauben, ist darum nicht aus der Zahl der sich mit der Jlm-al-Kelam Beschäftigenden ausgeschlossen. Djordjani, der seinen Commentar zu dieser Dogmatik im Anfange des 9. Jahrhunderts d. H. schreibt, erklärt die Worte unser Gegner durch: als z. B. die Mutaseliten. Also vor 400 Jahren und wohl noch heute heissen die Mutaseliten ebenso gut als die Aschariten Mutakallim.

Wenn übrigens auch nach Scharestani der Name Kelam erst der Zeit des Al-mamun angehört, so hat doch die Sache gewiss gegen das Ende des ersten Jahrhunderts der Hedschra begonnen, und Ritter (a. a. O. S. 17) hat Recht, wenn er die dogmatischen Streitigkeiten höher hinaufrückt als das Bekanntwerden der Aristotelischen Philosophie. Aber waren darum diese Streitigkeiten selbstständig und muhammedanischen Ursprungs? Es ist

*) Bei der Lectüre dieses Buchs erinnere ich mich, niemals die Mutaseliten anders, als unter den Mutakallim erwähnt gefunden zu haben.

Digitized by Google

möglich, dass in Scham wie in Jrak die gelehrten Moslemen nicht unbekannt waren mit dem, was bei den Christen vorging. Die Araber waren in der ersten Zeit intolerant nach aussen, aber tolerant nach innen. In den einmal eroberten Ländern übten Christen und Juden ihre Religion frei aus. Unter jenen waren die Streitigkeiten über die Freiheit des Willens und den Ursprung des Bösen an der Tagesordnung. Warum sollten die, welche noch Alles zu lernen hatten, nicht im Verkehre wenigstens bei den Gelehrten schöpfen, wenn ihnen auch noch der Zugang zu ihren Schriften verschlossen war? — Was übrigens für das Ende des ersten und den Anfang des zweiten Jahrhunderts blosse Muthmassung bleibt, ist historisch belegt für das Ende des dritten. Der berühmte Gaon, Saadia der Fajumite, welcher um diese Zeit in Jrak schrieb, zeigt in seinem Buche Emunoth (arab. Kitab Alemanath) eine hinlängliche Bekanntschaft mit den verschiedenen Ansichten der Christen über die Trinitätslehre. Er spricht z. B. von denen, welche sagten, nur ein Weises, Lebendes kann erschaffen, und dann die Weisheit und das Leben zu besondern Hypostasen bildeten (fol. 15. col. d. ed. Amsterdam). — Anderswo: Die Christen unterscheiden sich in 4 Classen, von denen drei älter, die vierte aber erst vor Kurzem entstand. Die Erste meint, ihr Messias sey dem Körper und dem Geiste nach aus Gott; die Zweite, sein Körper sey geschaffen, sein Geist aber aus Gott; die Dritte, beide seyen geschaffen, glaubt aber, dass der Messias noch einen andern Geist vom Schöpfer erhalten; endlich die Vierte hält ihn einem Propheten gleich und meint, der bei ihnen gebräuchliche Name, Sohn Gottes, bedeute nicht mehr, als der biblische Ausdruck Israel, mein Erstgeborner (fol. 16. col. c.).

Das angeführte Buch dieses Saadiah ist übrigens, nach Ausscheidung des jüdischen Elementes, eine ziemlich lautere Quelle des Systems der Mutafiliten zur Zeit des Abu 'l-Hassan Al-aschari oder kurz vor demselben. Maimonides (Moreh I, 71) sagt uns wenigstens, dass die Geonim und Karaiten bei den Mutaseliten geschöpft, während die spanischen Juden den eigentlichen Philosophen sich zugewendet hätten. Es versteht sich von selbst, dass am Ende des 3. Jahrhunderts schon von Mutaseliten die Rede ist, welche die Schriften der Griechen und besonders des Aristoteles kennen, sowie denn das Kitab Al-Emanath zahlreiche Spuren dieser Kenntniss trägt. Eine zweite nicht unwichtige Quelle muss der berühmte Koran-Commentar des Mutaseliten Samachschari

Digitized by Google

seyn, der im Anfange des 6. Jahrhunderts lebte. Es ist wahr, dass die Muselmänner behaupten, man habe aus dem Commentare später alles Mutaselitische ausgeschieden, um ihn für die Orthodoxen brauchbar zu machen (de Sacy, anth. gram. 270). Allein dem kann doch nicht so seyn. In der auf der königl. Bibliothek dahier befindlichen Handschrift des Kaschaf, so heisst dieser Commentar, existirt eine sehr lange, ganz im Geiste der mutaselitischen Schule abgefassten Stelle zur Erklärung von Sura 2, Vers 6, wo natürlich die Worte: Gott hat ihr Herz versiegelt u. s. w. den Vertheidigern der Willensfreiheit Schwierigkeiten machen mussten. — Bei der nach Sch. (S. 201) so grossen Seltenheit mutaselitischer Quellen hätten diese beiden Schriften benutzt werden sollen *).

Die Angaben des Herrn Sch. über die Sophisten (S. 110ff.) leiden ebenfalls an mehreren Unrichtigkeiten. Es ist wahr, dass die Araber unter den Sophisten, oder den Sofistanen, wie sie dieselben nennen, alle diejenigen verstehen, welche nicht dogmatisch in der Philosophie verfahren, und somit eben so sehr die ernsten, als die frivolen Zweifler, d. h. Sceptiker und eigentliche Sophisten darunter begreifen. Aber ist es wahr, dass sie diesen Unterschied nicht kannten? — Die Araber definiren die Sophistik, im Gegensatz zur Philosophie, als irrige Wissenschaft, und sie erfinden selbst für die Etymologie ein griechisches Wort Ista, welches Irrthum heissen soll, und mit Sofa verbunden ist (Kital al-Mewakef S. 43 Linie 9). Sie unterscheiden alsdann drei Arten von Sophisten, die La-adriten oder Nichtwisser, die Jndijiten und die Jnadijiten. Delitzsch hat schon nach Al-akbisari (Etz Chajem oder Anekdota S. 324) die Definitionen derselben gegeben; jedoch kann das dort Mitgetheilte noch einige Ergänzung aus dem Commentar des Djordjani zum Kitab al-Mewakef erhalten. Wenn wir nicht irren, ist Folgendes die Ansicht der Araber. Die La-adriten enthalten sich jedes Urtheils (التوقف), weil sie meinen, dass, so oft man sich entscheiden wolle, die Gründe der Gegner hemmend in den Weg treten. Sie antworten darum auf jede Frage mit den Worten: لا أدري (La adri) „ich weiss nicht". — Die

*) Eine klare und lehrreiche Uebersicht des Ganges der arabischen Philosophie hat Herr Munk im Artikel Philosophie des Arabes des Dictionnaire des sciences philosophiques. (Paris, Hachette 1844) gegeben.

* *

Digitized by Google

Indijiten behaupten, dass jedes Ding so ist, wie jeder es denkt; denkt der Eine ein Ding ewig, so ist es ewig; denkt der Andere es im Gegentheile endlich, so ist es endlich; was der Eine bitter nimmt, ist bitter; nimmt es der Andere süss, so ist es süss; denn „das Ding an sich ist nicht wirklich“ (ان ليس في نفس الامر شي بحقف Djordjani im Kit. Alm. ebds. Linie 5). — Endlich die Inadijiten oder Hartnäckigen *) behaupten: da jeder Meinung Einwendungen entgegenstehen, so folgt, dass nichts existirt, und dass alles Erscheinende ein Gebilde der Einbildungskraft sey, gleich dem Bilde auf der Oberfläche eines Wasserspiegels. — Wir glauben nun, dass die erste Klasse die reinen Sceptiker, die zweite die dogmatisirenden Sceptiker, endlich die dritte eine Art Sophisten einschliesst. Und weit entfernt, dass die Araber niemanden unter diesen drei Klassen aufzuweisen haben, wie Sch. (S. 111) behauptet, finden wir bei Jbn Khallican im Leben des Abu Hodail (S. 672 des arab. Textes, Ausgabe de Slane) einen gewissen Zalih Sohn des Abd-alkadus erwähnt, der im Anfange des dritten Jahrhunderts ein Buch der Zweifel (كتاب الشكوك) geschrieben, das der Verfasser selbst so characterisirt: ich habe das Buch verfasst, so dass, wer es liest, das, was ist, bezweifelt und meint, es sey nicht, und was nicht ist bezweifelt und sich einbildet, es sey. — Nur scheint es niemals unter den Arabern eine ganze Klasse von Leuten gegeben zu haben, die sich zur Sophistik und Scepsis bekannten, was sich übrigens von manchen Arabern selbst schon ausgesprochen findet (Djordjani a. a. O.).

Alle diese Sophisten und Sceptiker greifen die Wahrheit der Sinneseindrücke an, während die Somaniten oder Samniten (Essai 112 ff.) die Möglichkeit der Spekulation angriffen. Ueber ihren Ursprung lesen wir bei Djordjani (Kitab al-Mewakef 49) „Die sich nach Sumnat nennen, sie gehören zu den Götzendienern.“ Hier ist also der nicht-mohammedanische Ursprung der Somaniten offen ausgesprochen.

Andere Ungenauigkeiten lassen kaum glauben, dass Herr Sch. ein gründliches Studium der arabischen Philosophie gemacht

*) Es heisst im Kitab Almewakef (S. 42) وهم الذين يعاندون ويدعون „es sind die, welche hartnäckig vorgeben.“ Was also die erten bescheiden darlegten, behaupteten diese hartnäckig.

Digitized by Google

habe. So ist es z. B. erstaunlich, dass Herr Sch. überall Abu Roshd statt Jbn Roshd schreibt. Seite 35 Note liest man freilich Aben Roshd, was aber im Verzeichniss der Druckfehler auch noch in Abu corrigirt worden ist. — Seite 131 wird erzählt, dass unter den Abbasiden der grösste Theil der Schriften des Aristoteles von zwei Syriern ins Arabische übersetzt worden seyen. Sollte man glauben, dass als einer dieser zwei Syrier un certain Yah'ya le grammairien genannt ist? Herr Sch. weiss demnach nicht, dass die Araber unter dem Grammatiker Yahya keinen andern als Johannes Grammaticus oder Philoponus verstehen? Aber Philopon lebte vor Mohammed, und wurde wohl übersetzt aber übersetzte nicht. Hier hätte ihm Maimonides (Moreh I, 71) das Richtige zeigen können.

Jedoch lassen wir jetzt den Essai selbst und gehen wir an den Text des Ghassali. Herr Sch. ist unglücklich in seinem Texte, in seinen Conjecturen wie in seiner Uebersetzung. Die 64 arabischen Seiten leiden an mehr denn hundert Fehlern, die Uebersetzung enthält sehr oft theils hierdurch, theils durch Missverständniss des Textes grobe Irrthümer. Die Fehler des Textes wollen wir vollständig geben, so wie wir sie nach der vortrefflichen königlichen Handschrift (anc. Fonds 884) verbessert haben. Von den Fehlern der Uebersetzung werden wir nur einzelne Beispiele geben, da jeder Orientalist im Stande seyn wird, sie selbst aufzufinden.

S. 3. L. 1. hat die Handschrift رحمه الله statt رحمة الله علية. — L. 5. واغوارها statt واغرارها. — 7. أستجرات statt أستجرا. — 8. ich würde والتجريد vorziehen. — 11. أرتضيته statt أرضيته. — S. 4. L. 3. مستوقفا statt مستوقفا. — 5. والملك statt والملك. — 16. لا اميز statt لاميز. — 18. بطانته statt باطنيته. — ebds. ظهارته statt طاهريته. — S. 5. L. 2. صغوته statt صوفيته (die drei letzten Emendationen stehen am Rande, von dem bekannten صح begleitet). — 3. زنديقا statt زنديقيا. — 11. باطني statt بالصبي. — S. 6. L. 3. Nach اكثر die Worte من العشرة. — 7. علم statt علي. — 12. المتيقنات ist im Manuscript gestrichen, und mit Recht

المشكلات dafür gesetzt. — 13. لاتبين statt لا تبين. — S. 7. L. 4. من ist gestrichen mit Recht. — 10. باحكامه statt بالحكمة; vegl. S. 6. L. 13. — 15. Hr. Sch. schiebt ein لا ein, welches überflüssig ist; امن c. a. oder ان, welches in diesem Falle immer ein ان المصدرية ist, heisst sicher vor etwas seyn; allerdings im Deutschen: „wodurch willst du sicher seyn, dass nicht u. s. w.“, aber dies nicht wird im Arabischen nicht ausgedrückt. Dieselbe Unkenntniss des Sprachgebrauchs für das Zeitwort امن hat den Herrn Verf. zu einer andern eben so unglücklichen Conjectur verleitet unten S. 28. L. 2. Der Verf. schiebt daselbst جوابك ein, während zu lesen ist: فبم تامن ان يطالع مطالع الشبهة, „wie so bist du davor sicher, dass nicht ein Leser die Scheingründe lese.“ — S. 8. L. 5. وقالت statt وقلت; Subject ist النفس. — ebds. Zwischen تعتقد und لها fehlen die Worte: في المنام امورا وتتخيل احوالا وتعتقد. — 9. تطري statt تطهر. Am Rande ist تطري erklärt اي تعرض. — 17. نوم st. قزم. — S. 9. L. 4. vielleicht فيهما statt فهما. — 7. موثوقا statt موثوقة. — 16. ينبجس statt يبجس. Am Rande: ينبجس اي ينفجر. — 17. الاحايين statt الاحيايين. — 19. Nach انتهي fehlt حتي اتي. — S. 10. L. 5. كفاني statt كفأني. — daselbst موؤنة statt مرونة. — Seite 11. Linie 10. Nach الشيطان fehlt في. — das. فلهجوا statt فالمجوا. Am Rande: لهج بالشي اي اغري به فواظب عليه. — 13. steht in der Handschrift الماثورة. — S. 12. M. 2. القبول statt القول. — 16. عليل statt عليك. — S. 18. L. 19. صنوّ statt صبير: so steht nämlich am Rande mit

صح. — S. 14. L. 7. يلزمهم statt ملزمهم. — das. وصمة statt وسمة; am Rande الوصم العيب. — 10. كافتهم statt وكافتهم. — Nach كذلك fehlt بنغسه. — S. 15. L. 5. ان اعتدال statt لاعتدال. — 6. قوي nach قوام. — 7. انعدمت statt أنعدم. — 8. لمعدوم statt المعدوم. — 12. وبالرسل statt وبالرسول. — S. 16. L. 5. استغصي ..... رذايل; am Rande: خ استبقي من رزايل صح. — 4. Nach يقم fehlt بنقل. — nach dem zweiten وقسم fehlt لا. — S. 17. L. 7. über نزل steht فنزل خ. — 15. über المقلد steht التقليد خ. — S. 8. L. 1. Der Text hat اليها; daneben اليه خ; ich ziehe die erste Leseart vor. — S. 19. L. 15. Vielleicht تساهلوا statt تساهلون. — 17. فيستعجل statt فتعجل. — S. 22. L. 15. ومزوجا statt ومزجا. — S. 23 L. 10. للرغام statt الرغام. — 12. الغروي statt الغرور. — 13. الصيرفي statt الصير في. — 18. ist das ة in الضلالة zu streichen. — S. 24. L. 13. مستشهرا statt مد... — 16. وجدت statt وجدد. — 17. ist das hinzugefügte كذلك überflüssig. — S. 26. L. 1. يشتح statt يشتح. — S. نغر statt نغسه; so ist denn auch das vom Verfasser hinzugefügte اشمازت überflüssig. — S. 27. L. 3. نابغة statt نباغة. — S. 28. L. 2. شبهتهم statt مهه.... — 3. s. zu S. 5. L. 15. — 5. تشهر statt تشمر. — S. 29. L. 15. والراي statt ...و; das eingeschobene او zerstört den Sinn. — S. 30. L. 7. جازت statt جازءت (!). — daselbst الي statt التي. — 18. للانبيا statt وللائمة. — S. 31. L. 6. يُعرّف statt يعرفه. — S. 32. L. 13. فتقول يا statt فيعول. — Hier steht bei Sch. an vielen Orten dieser und der folgenden Seiten متخير

für متحير, welches letztere allenthalben zu lesen ist. Es ist hier von keinem Eklektiker die Rede, aber von Jemanden, der in seiner Ueberzeugung noch unstät und schwankend ist. — S. 33. L. 1. احيي statt أحي. — 8. Die Handschrift hat تعرف und darüber يدفعخ. — S. 35. L. 3. حارهناهم statt جاريناهم; darüber steht جربناهم خ. — 16. Die Handschrift hat وسيرنا und darüber وسبر..خ. — 17. العلوم und darüber الفوام. — 19. في انكار und darüber الي انكارهم. — 19. مفحم statt ...تغ. — S. 36. L. 11. وتحليته statt ...وتخ. — 13. الحرث statt الحارث. — S. 37. L. 3. شبعان statt ...وشب. — 17. Die Handschrift hat مجرن und darüber محرر. — S. 39. L. 1. الرغبة und darüber الداعية. — das. وينجزم statt ويجذم. — 16. الهم الملم statt ....الشر السر عن المسلم. — S. 41. L. 2. رحلت statt ....بخ. S. 42. L. 16. لابسته und darüber ناولته. — S. 43. L. 3. حُبّبت statt جيبت. — S. 44. L. 7. wahrscheinlich الموجودات statt ...الو. — 10. فاللمس statt ...و. — 11. كالمعدومة statt ...دوية. — S. 45. L. 14. fehlt قبل zwischen نفسه und من. — das. ist مغشيا richtig, als حال, und wäre das von Sch. dafür gesetzte مغشي falsch. — S. 46. L. 16. ist ذكرناها beizubehalten und auf قطرة zu beziehen. — S. 47. L. 15. ist ebenfalls die Conjectur falsch. — S. 51. L. 14. من statt عن. — S. 52. L. 7. ثانٍ statt فان. — 13. Die Handschr. hat متحكم und darüber ...محتز. — S. 55. L. 4. Nach ويقول ist ein Zeichen, das nach dem Rande hin verweist, wo man liest: Azza waala bismillahi Arrahmani arrahimi صح. — Seite 56. Linie 2.

Digitized by Google

يلتسب statt ...مك. das. وعملي statt وعلمي. — 6. أيمان statt ...با. — S. 57. L. 1. Nach بدليل fehlen die Worte وحود علم. — S. 59. L. 4. لم statt لما. — Seite 63. ist in تشفيعا das ي zu streichen, und ebenso in والثلث das و.

Wir haben jetzt nur noch einige Beispiele von Fehlern in der Uebersetzung zu geben. Aber hier wird es wirklich schwer, eine Wahl zu treffen, so zahlreich sind die Missverständnisse. Nehmen wir gleich im Anfange S. 16. L. 6. de t'envoyer etc., wo der Uebersetzer بث mit بعث verwechselt, und doch wird das erste Zeitwort oft genug mit الي construirt. s. Hai ben Jokdhan ed. Pococke p. 2. L. 10. que j'y joignisse etc., muss heissen: malgré la grande diversité de leurs méthodes etc. — L. 12. ist ebenfalls nicht verstanden und muss heissen: que j'indiquasse comment j'ai osé m'élever des profondeurs d'une foi aveugle aux hauteurs des spéculations et des abstractions. — S. 17. L. 19. ist الامة für une nation genommen, während ohne Zweifel an eine bestimmte, und zwar an die moslemische Nation zu denken ist. — S. 23. L. 4. übersetzt Sch.: Je réflechissais sur le système des Sophistes en l'appréciant d'après ma situation actuelle, non pas d'après des raisonnements et des argumentations. Das ist schwer zu verstehen, und die richtige Uebersetzung lautet freilich ganz anders: Pendant ces deux mois j'appartenais au système des Sophistes (Sceptiques) suivant mon état intérieur, sans que pour cela je m'eusse ouvertement prononcé. Die Worte حال und نطق ومقال bilden hier den Gegensatz, den sonst لسان الحال u. لسان البيان bilden. s. de Sacy Ch. ar. I, 461. Hariri S. 144. — P. 30. L. 20. ils enseignaient u. s. w. gibt durchaus keinen Sinn; man übersetze: ils ont épargné à tout autre la peine de le faire.

Wir schliessen und ziehen das Resultat. Der Text des Herrn Schmölders wimmelt von Fehlern, die Uebersetzung von Verstössen gegen den Sinn des Originals, und der Essai selbst ist in seinen Grundlagen verfehlt. Dies Urtheil ist streng, aber gewissenhaft. Die Weise, wie Herr Schmölders seit einigen Monaten die Kritik selbst gegen Männer wie Herrn Ritter übt, kann ihm wahrlich die Milde nicht verdienen, mit der wir vielleicht ohnediess seine Schwächen bis zu einem gewissen Grade

Digitized by Google

verdeckt hätten. Nur den Bescheidenen darf die Jugend zur Entschuldigung dienen. Herr Schmölders gehört nicht zu den Bescheidenen.

Paris.

Dr. Jos. Derenburg,
Mitglied der asiat. Gesellschaft.

PHYSIKALISCHE LITERATUR.

Lehrbuch der Physik für die oberen Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen von Wicher, Oberlehrer am Gymnasium zu Lauban und wirkl. Mitgliede der Oberl. Ges. der W. Mit 8 Figurentafeln. Breslau und Oppeln. 1844. XXVI. und 330 S. 8.

Dass die Physik, nach dem gegenwärtigen Standpuncte der wissenschaftlichen Bildung, zu den Gegenständen des Unterrichts auf Schulen und Gymnasien nothwendig gehöre, weil sie sich unmittelbar an die Mathematik als deren angewandter Theil anschliesst, und den wichtigsten Zweig der Philosophie, die der Natur, in sich begreift, anderweitiger wichtiger Gründe nicht zu gedenken, darf wohl als unbestreitbar gelten. Dieses vorausgesetzt werden alle Sachverständige es wo nicht absolut nothwendig, doch überwiegend vortheilhaft finden, dem Vortrage ein Compendium zum Grunde zu legen; denn die vorgetragenen Sätze sofort zu begreifen und im Gedächtniss zu behalten, ist für den Schüler, welcher bis dahin vorzugsweise mit dem Uebersetzen der Classiker beschäftigt war, wohl unmöglich, das Dictiren eines Heftes ist aber eine arge Versündigung gegen die bei der Fülle der Wissenschaft sehr nothwendige Zeitersparniss. Solche Compendien müssen aber, wie Ref. meint, und diesem gemäss auch seine: Erste Elemente u. s. w. eingerichtet hat, so kurz seyn, dass der Schüler sich ihren Inhalt völlig zu eigen machen, die examinirende Behörde aber gehörig controliren kann, ob dieses wirklich geschehen sey. Der Elementarunterricht auf Schulen und Gymnasien sollte sich ferner billig nicht bloss auf die Experimentalphysik beschränken, sondern auch die Anfangsgründe der mathematischen und physischen Geographie nebst der Meteorologie einschliessen, weil hierin sehr viele häufig wahrnehmbare, die Beob-

Digitized by Google

achtung reizende Erscheinungen zur Untersuchung kommen, und man es als zweckmässig erkennen muss, die Natur, deren Gesetze man im Einzelnen aufzusuchen bemüht ist, auch im Ganzen zu überblicken. Wollte man dem vorliegenden Werke diesen Massstab anlegen, und es als Schulcompendium betrachten, so müsste man es allzu ausführlich nennen, denn die für den Unterricht in der Physik auf Schulen in der Regel gestattete Zeit dürfte kaum hinreichen, um den ganzen Inhalt desselben vorzutragen, abgesehen von dem Nutzen, den es gewährt, wenn der Schüler bei der Wiederholung sich an dasjenige wieder zu erinnern sucht, was der Lehrer zur Erläuterung des kurzen Leitfadens hinzugesetzt hat.

Allein der Verf. nennt sein Werk Lehrbuch, und wenn man berücksichtigt, dass zwar nicht auf den Gymnasien, wohl aber in den Bürgerschulen, die sich den polytechnischen anschliessen, die Physik einen Hauptttheil des Unterrichts bildet, so dürfte es wohl die hiernach zu bestimmenden Gränzen nicht überschreiten. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, darf man dasselbe, vorzugsweise aber nur den mechanischen Theil, mit vollem Rechte den besseren bisher erschienenen anreihen. Die Sprache ist rein und bündig, die Lehrsätze sind scharf aufgefasst, klar dargestellt, nach ihrem inneren Zusammenhange aus einander abgeleitet und regelrecht mit einander verbunden. Rechnet man hierzu die Gleichmässigkeit in der Bearbeitung der einzelnen Abtheilungen, in sofern überall das Wichtigste hervorgehoben und nirgend durch längeres Verweilen bei minder wichtigen Gegenständen Raum verschwendet ist, so darf hiernach das ausgesprochene allgemeine Urtheil wohl als genügend begründet gelten. Ueberhaupt gewahrt man bald, dass der Verf. das Ganze, obwohl sich innerhalb der hier bedingten Grenzen nicht leicht etwas absolut Neues vorbringen liess, keineswegs abgeschrieben, sondern zuvor in sich aufgenommen, reiflich durchdacht und dann auf eigenthümliche Weise dargestellt habe.

In der ersten Abtheilung, welcher nach einer allgemeinen Einleitung die Bewegungsgesetze der wägbaren Körper enthält, findet Ref. die Statik und Mechanik der festen Körper vorzugsweise vortrefflich ausgearbeitet, und ist darin namentlich die Darstellung der Gesetze des Keiles wirklich neu und besser, als die bisher bekannten. Der Beweis des Hebelgesetzes kommt dem von Käster gegebenen nahe, und geht von dem Satze aus, dass die Producte aus den Kräften in die Abstände vom Umdrehungspuncte einander gleich sind, also entgegengesetzt Stillstand bewirken müssen, ein

Digitized by Google

Axiom, welches schon die alten Mathematiker als ein an sich bewiesenes betrachteten.

Bei diesen überwiegenden Vorzügen würde es ungeeignet seyn, über Kleinigkeiten zu mäkeln; doch wünscht Ref. zu zeigen, wie genau er gelesen und geprüft habe, und erlaubt sich dabei nach der Reihenfolge der Paragraphen einige kleine Verstösse anzugeben, die sich künftig leicht verbessern lassen. §. 97: „Das „Maass der Geschwindigkeit ist der Raum einer Secunde", ist auf allen Fall undeutlich. §. 179: „24 Sterntage oder 86164 Sek." beruhet auf einem Druck- oder Schreibfehler. §. 180 ist die Abplattung $= \frac{1}{334}$ und §. 264 der Ausdehnungscoefficient der Luft $= 0{,}00375$ angenommen, beides mit den neueren richtigeren Bestimmungen nicht übereinstimmend, auch steht §. 252 noch die ältere Behauptung, dass die Wellenbewegung sich nicht in merkliche Tiefen erstrecke, was aber durch die Versuche der Gebrüder Weber und durch sonstige Beobachtungen genügend widerlegt ist. §. 291 geschieht dem Homberg'schen Aräometer, welches in seiner ursprünglichen Einrichtung sehr genaue Messungen gestattet, gewiss Unrecht, auch hätte §. 225 wohl die aräometrische Skalenlinie erwähnt und berücksichtigt werden sollen. Die Behauptung §. 304, dass eine Glocke unter Wasser stärker schalle, als in der Luft, dürfte wohl an sich unhaltbar seyn, auch erinnert Ref. sich nicht, sie irgendwo aufgestellt gefunden zu haben.

Die Bearbeitung der Lehren von den unwägbaren Potenzen ist weniger gelungen zu nennen, sofern zwar Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung nicht mangeln, zugleich aber die Berücksichtigung der neueren Fortschritte in der Wissenschaft allzu sehr vermisst wird. Voran steht die Lehre vom Lichte, und heisst es dabei in Beziehung auf die beiden Theorieen §. 345, es lasse sich nur schwer bestimmen, welche die wahrscheinlichere sey; denn der Lichtäther in der Vibrationstheorie sey ein hypothetischer Stoff, für dessen Daseyn kein anderer Grund angeführt werden könne, als dass er für diese Theorie zur Erklärung der Lichtphänomene unentbehrlich sey. Dieses Argument hat indess gar kein Gewicht, denn ein ätherisches Lichtfluidum wird in beiden Theorieen hypothetisch angenommen, und obgleich dann noch nicht alle Phänomene nach der Undulationshypothese genügend erklärt sind, so hat sie doch auf allen Fall für sich, dass die Interferenzerscheinungen mit ihr nicht, wie mit der Emanationshypothese, im Widerspruch stehen. Der Verf. gesteht dieses zu, indem er §. 456

Digitized by Google

sagt, die erstere habe dadurch vor der letzteren einen entschiedenen Vorzug erhalten. Da aber noch ausserdem die Emanationshypothese den Uebergang der Brechung in Zurückstrahlung mit ihren Principien nicht zu vereinigen vermag, was schon Newton fühlte und Biot nicht zu beseitigen wusste, so dürfte es geeignet seyn, die aus diesen Gründen neuerdings bevorzugte Vibrationstheorie etwas mehr hervorzuheben, um beim Vortrage die Erscheinungen nicht bloss zu beschreiben, sondern auch eine Erklärung derselben mindestens anzudeuten. Den Argumenten §. 365, wodurch der Verf. die bekannte Annahme, dass wir die Sonne erst 8 Minuten später sehen, als ihr Rand sich über den Horizont erhebt, widerlegt zu haben glaubt, worauf er nach Vorrede S. V. besonderen Werth legt, kann Ref. nicht beistimmen, erlaubt sich vielmehr Folgendes dagegen zu bemerken, da die Aufgabe keineswegs unwichtig ist, sofern auch die Berechnung der Geschwindigkeit des Lichts aus der Aberration auf gleichen Principien beruhet. Der Irrthum entsteht dadurch, dass sich der Verf. unter dem Lichtstrahle etwas auf gleiche Weise bleibendes denkt, als die von ihm gezogene Linie; allein nach jeder Theorie ist jener etwas Bewegtes, und nicht am Anfange und Ende seiner Bahn gleichzeitig Vorhandenes. Um dieses zu versinnlichen, dürfte man in der zur Erläuterung dienenden Figur des Verf. nur an die vorläufig als ruhend angenommene Sonne und die Erde ein Lineal anlegen, dann von der ersteren aus mit der Bleistiftspitze eine Linie ziehen, gleichzeitig aber die letztere sich drehen lassen, und beide Geschwindigkeiten den in der Wirklichkeit vorhandenen proportional einrichten, und es würde sich dann zeigen, dass die Bleistiftspitze nicht an dem Puncte der Erde ankommen kann, an dem das Lineal angelegt war, sondern an einem hiervon etwas entfernten. Zur richtigen Uebertragung auf das eigentliche Phänomen müsste übrigens die Erde ruhend, die Sonne dagegen bewegt angenommen werden, wie sich von selbst versteht.

In dem Abschnitte, welcher den Wärmephänomenen gewidmet ist, vermisst man die Bekanntschaft mit einigen der neuesten Untersuchungen. So ist zwar §. 499 Rudberg's Ausdehnungscoefficient der Luft erwähnt, allein die späteren Versuche Regnault's und Magnus's sind nicht berücksichtigt, eben wie S. 502 die wichtigen Untersuchungen von Melloni und Forbes. Um noch einige zu verbessernde Kleinigkeiten anzugeben, möge bemerkt werden, dass das übrigens genau beschriebene Pyrometer

Digitized by Google

Wedgwood's nicht auf der Ausdehnung der Körper beruhet, wie man aus der Darstellung schliessen muss, sondern umgekehrt auf der Zusammensinterung der Thoncylinder. Der Gefrierpunct des Quecksilbers §. 493 ist nicht bei — 32° C., sondern etwa bei — 40°, und eine Verdampfung desselben beginnt nicht erst bei 288° C., sondern schon bei mittlerer Temperatur. Endlich ist Walls statt Wells vermuthlich bloss Druckfehler. Anhangsweise sind bei der Untersuchung der Dampfbildung auch die meteorologischen Phänomene des Nebels, der Wolken, des Thaues, Regens, Reifs, Schnees und des Hagels sehr zweckmässig kurz berührt. Die Entstehung des letzteren wird von der Luftelektricität abgeleitet, was schwerlich Beifall finden dürfte, eben so wenig, als dass Volta's Theorie ohne Erwähnung der bedeutenden dagegen erhobenen Zweifel aufgenommen ist.

In der Elektricitätslehre, welcher der siebente Abschnitt gewidmet ist, wird zuerst von der Reibungselektricität gehandelt, wobei es fraglich ist, ob man sich jetzt noch auf die blosse Angabe ihres phosphorartigen Geruches, ohne Erwähnung des neu entdeckten Ozon's, beschränken dürfe. Angehängt sind einige Betrachtungen über die Luftelektricität und das Gewitter, erstere nach Volta's Ansicht ohne Erwähnung der Versuche Armstrong's. Dass bei der Volta'schen Säule weder die Grove'sche noch die Bunsen'sche erwähnt, und der chemischen Theorie mit keinem Worte gedacht ist, dürften viele Physiker nicht leicht verzeihen. Ueberhaupt ist dieser Abschnitt sehr kurz, und der folgende achte, welcher den Magnetismus, Elektromagnetismus, die Magnetoelektricität und den Thermomagnetismus enthält, ist dieses gleichfalls in einem so hohen Grade, dass es an Mangelhaftigkeit grenzt. Die täglichen Variationen der Deklination, die isogonischen und isoklinischen Linien sind kaum erwähnt, die Lage der magnetischen Pole der Erde ist nicht genauer bestimmt, die thermoelektrischen Untersuchungen gehen nicht über dasjenige hinaus, was Seebeck hierin geleistet hat, und von den magnetoelektrischen Maschinen erfährt man gar nichts. Die Wirkungen der Multiplicatoren werden §. 647 durch verstärkten elektrischen Strom bezeichnet, allein der Strom ist in ihnen nicht stärker, sondern seine Wirkung wird nur vervielfacht, und unter Verstärkung des Stromes versteht man etwas ganz anderes.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Physikalische Literatur.

(Schluss.)

Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege. Von Christ. Fried. Schönbein, Prof. der Chemie zu Basel. Basel, 1844. X. und 159 S. 8.

Lange kannten die Physiker den Gebrauch, welchen die aus Spitzen ausströmende Reibungselektricität erzeugt, und suchten dessen Ursache meistens in einer chemischen Zersetzung der Feuchtigkeit der Schleimhaut, womit die Enden der Geruchsnerven bekleidet sind, obgleich manche die gewichtigen Argumente nicht übersahen, welche dieser Hypothese widerstreiten. Vor einigen Jahren aber entdeckte Schönbein, dass dieser nämliche Geruch auch bei dem Sauerstoffgas vorhanden sey, welches durch Elektrolyse des etwas gesäuerten Wassers mittelst kräftiger Grove'scher Säulen erhalten wird. Weil sich dieser Geruch in dem abgeschlossenen Gase monatelang erhielt, so leitete ihn der Entdecker von einem eigenthümlichen Stoffe her, dem er den Namen Ozon gab. Wie grosses Aufsehen die Auffindung eines neuen Elementarstoffes auch machen musste, so ist doch nicht bekannt geworden, dass irgend ein Chemiker sich einer Prüfung der aufgestellten Thatsachen unterzogen habe, und es war daher verdienstlich, dass der Erfinder fortfuhr, seine Entdeckung weiter zu verfolgen, auch gelang es ihm wirklich im verflossenen Sommer, das Ozon mittelst Phosphors auf chemischem Wege auf allen Fall in grösserer Menge darzustellen, als dieses durch Anwendung der Elektricität möglich ist, und dadurch das grösste Hinderniss einer näheren Untersuchung des räthselhaften Stoffes mindestens etwas zu beseitigen, nämlich die sehr geringe Quantität, worin derselbe stets erhalten wird. Bei dieser Sachlage wird sicher der Entschluss des Verf., die Resultate aller seiner bisherigen Bemühungen um diesen neu aufgefundenen Stoff und seine Ansichten über das Wesen desselben aus seinen verschiedenen zerstreuten Abhand-

Digitized by Google

lungen, namentlich der in den Münchener Denkschriften befindlichen, zusammenzustellen, und dem Publicum der Sachkenner zur unpartheiischen Prüfung zu übergeben, allgemeinen Beifall finden.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, sofern die Existenz des riechenden Princips keinem Zweifel unterliegt, das eigentliche Wesen desselben aber noch keineswegs ausgemacht ist, wird die vorliegende Schrift unfehlbar von allen für die Fortschritte der Wissenschaft sich interessirenden Chemikern gelesen und genau geprüft werden, und Ref. darf sich daher darauf beschränken, nur den Hauptinhalt derselben im Allgemeinen zu bezeichnen. Zuerst wird die Entstehung und das Verhalten des bei der Elektrolyse des Wassers in Sauerstoffgas auftretenden Ozon's genau beschrieben, und die Identität desselben mit dem, welches beim Ausströmen der positiven oder negativen Elektricität aus Spitzen jeder Art, die mit einem der Conductoren einer Elektrisirmaschine in Verbindung stehen, zum Vorschein kommt, überzeugend nachgewiesen. Aus dem Umstande, dass das Ozon aus Spitzen jeder Art von Körpern, der besser oder schlechter leitenden, ausströmt, wenn sie nur nicht mit Wasser benetzt sind, geht evident die Unhaltbarkeit der Hypothese eines berühmten Physikers hervor, wonach der riechbare Stoff durch fortgerissene Partikelchen der leitenden Spitzen erzeugt werden sollte. Die eigenthümliche Wirksamkeit des im Sauerstoffgas des elektrolysirten Wassers enthaltenen, und des aus stumpfen Spitzen ausströmenden Ozon's besteht zunächst darin, dass ein in jenes Gas eingetauchter, oder der ausströmenden Elektricität entgegengehaltener, Gold- oder Platin-Streif negativ polarisirt wird, also mit dem einen Ende eines empfindlichen Galvanometers verbunden, an dessen anderem Ende ein nicht polarisirter Streif des gleichen Metalls befestigt ist, beim Eintauchen in etwas gesäuertes Wasser eine starke Abweichung der Magnetnadel bewirkt. Den merkwürdigen Umstand, dass Streifen der genannten Metalle nicht polarisch werden, wenn sie selbst die Ausströmungsspitzen bilden, leitet der Verf. S. 20 aus den gleichen Elektricitäten des Metalls und des Ozon's ab, die sich daher abstossen müssen; allein es bleibt hierbei der Umstand unerörtert, dass die Polarisation bei jeder der beiden Elektricitäten gleichmässig eintritt, nach unserer Vorstellung aber aus jeder der beiden genäherten Spitzen gleichzeitig die eine Elektricität ein-, die andere aber ausströmt. Der bekannte und vielfach besprochene Geruch beim Einschlagen des Blitzes soll dem des

Digitized by Google

Ozon's gleichen, allein Ref. hält jenen, nach seinen Erfahrungen, für brenzlich und demjenigen ähnlich, welcher sich beim Durchschlagen des Flaschenfunkens durch schlecht leitende Körper entwickelt. Einem solchen Flaschenschlage, oder überhaupt einem eigentlichen elektrischen Funken, gleicht ohne Zweifel der Blitzschlag, der Geruch nach Ozon wird aber nicht sowohl durch diese, wenn sie auch noch so stark und zahlreich sind, als vielmehr durch das Ausströmen aus Spitzen erzeugt.

Die Aehnlichkeit des Geruches des Ozon's und des Phosphors brachte den Verf. zu dem Versuche, letzteren Körper zur Erzeugung des ersteren anzuwenden, und es ist wohl ein bedeutender Schritt weiter geschehen, indem es ihm auf diese Weise gelang, das Ozon auf chemischem Wege leichter und in grösserer Menge darzustellen. Fassen wir das Wesentliche des Verfahrens kurz zusammen, so besteht es in Folgendem. Man nehme eine grosse gläserne Flasche, schwenke sie mit reinem Wasser aus, lasse dann eine etwa 1 Zoll lange Stange hellen, frisch abgeschabten, Phosphors in dieselbe hinabgleiten, verstopfe sie lose mit einem Korkstöpsel, warte einige Secunden bis zu etlichen Minuten und bemerke, ob sich der anfängliche Phosphorgeruch in den von ihm kenntlich verschiedenen Ozongeruch verwandelt. Die zu dieser Veränderung erforderliche Zeit hängt von der Temperatur ab, und ist letztere zwischen 10° bis 15° C. am geeignetsten, weil bei einer niedrigern sich das Ozon nur sehr langsam oder gar nicht entwickelt, bei einer höheren aber leicht gefährliche Explosionen bewirkende Entzündungen des Phosphors erfolgen. Im Anfange verbreitete sich in der Flasche Phosphordampf, welcher den bekannten eigenthümlichen Geruch hat, und einen hineingehaltenen Golddraht positiv polarisch macht; allmählig aber in einer mit der höheren Temperatur kürzeren Zeit verschwindet der Geruch und zugleich das positive Polarisationsvermögen, es tritt an dessen Stelle der stets kenntlicher werdende Ozongeruch und das Vermögen, den hineingehaltenen Gold- oder Platin-Draht negativ zu polarisiren. Haben auch diese ihr Maximum erreicht, so erfolgt Abnahme, bis zum allmäligen gänzlichen Verschwinden derselben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass der anfängliche positiv polare Zustand von Phosphordampf, von der pho[illegible]tischen Säure, einem Gemisch aus phosphoricht[illegible]er und Phosph[illegible]e, vielleicht auch von Phosphorwasserstoffgas herrühre, denn letzteres macht, in geringer Menge der Luft beigemengt, dieselbe positiv polarisch,

Digitized by Google

eben wie ein mit Phosphor bestrichener Goldstreif diesen Zustand erhält. Dagegen ist genügender Grund vorhanden, das negative Polarisationsvermögen von dem gebildeten Ozon abzuleiten, und diesen Stoff für identisch mit demjenigen zu halten, welcher in dem bei der Elektrolyse des Wassers erhaltenen Sauerstoffgas und beim Ausströmen der Elektricität aus Spitzen zum Vorschein kommt, weil die durch alle drei Methoden erzeugten Producte einander in allen Stücken gleich sind.

Weil das Chlor einen Gold- oder Platindraht auf gleiche Weise negativ polarisch macht, so führte dieses zu der Vermuthung, dass das Ozon ein jenem ähnlicher einfacher Körper, ein Salzbilder sey. Diesemnach untersuchte der Verf. dessen Einfluss auf Pflanzenfarben, und fand, dass ein Streif Lackmuspapier in einer mit Ozon angefüllten Flasche während einer Viertelstunde völlig gebleicht wurde. Eine gleiche Wirkung zeigte sich auf Veilchensyrup und Indigolösung, auch blieb diese nicht aus, wenn das durch Wasserelektrolyse oder durch das Ausströmen der Elektricität aus Spitzen erzeugte Ozon angewandt wurde; als feinstes Reagens diente aber Stärkekleister mit etwas Jodkalium vermischt und auf Papier aufgetragen, weswegen auch dieses Probepapier bei allen Untersuchungen vorzugsweise zur Prüfung der Anwesenheit der geringsten Quantitäten Ozon's diente. Schwefelwasserstoffgas, Phosphorwasserstoffgas und schwefliche Säure zerstören das Ozon, und es verschwinden die Spuren des letzteren, sobald die ersteren vorhanden sind, weswegen denn auch der durch Maschinenelektricität erzeugte Geruch in sehr reiner Luft am stärksten hervorzutreten scheint. Auch der Phosphor zerstört das Ozon, welches also in diesem Puncte sich gerade so wie das Chlor verhält, denn ein Stück Phosphor neben der Ausströmungsspitze der Elektricität hebt die Wirksamkeit der letzteren auf, Ozon-haltiges Sauerstoffgas der positiven Elektrode verliert seine Polarisations- und Bleich-Kraft durch ein hineingehaltenes Stück Phosphor, und selbst das chemisch bereitete Ozon verschwindet wieder durch längere Einwirkung des Phosphors.

Zur Beantwortung der wichtigen Frage, was für ein Körper das Ozon sey, hält der Verf. an der Erfahrung fest, dass zur Erzeugung desselben das Vorhandenseyn des Stickstoffs unumgänglich nöthig ist, denn es kommt nie zum Vorschein, wenn dieser fehlt, obwohl Sauerstoffgas vorhanden ist. Hiernach nimmt er an, dass Ozon, mit Wasserstoff verbunden, Stickgas bilde, letzte-

Digitized by Google

res also Ozon-Wasserstoff sey, und in seinem Verhalten ganz dem Chlorwasserstoff gleiche. Die Aehnlichkeit dieser beiden Verbindungen vorausgesetzt, zeigt er dann, dass eine Trennung beider durch die nämlichen Mittel erfolge, und daher auf gleiche Weise bei der einen durch Zersetzung Chlor, bei der andern Ozon zum Vorschein kommen müsse. Bei der Elektrolyse des Wassers und bei dem Ausströmen der Elektricität aus Spitzen beruht demnach die Erzeugung des Ozons auf einer einfachen Zerlegung des Stickgases, schwieriger aber ist die Bildung desselben auf chemischem Wege zu erklären. Als Hauptmomente sind hierbei zu beachten, dass das Ozon keine Phosphorverbindung seyn kann, weil es auch auf zweifache Weise durch Elektricität erzeugt wird, dass ferner ein Leuchten des Phosphors in stickstoffhaltigem Sauerstoffgas, mithin eine Säuerung desselben schon bei niederer Temperatur, in reinem Sauerstoffgas aber erst bei 27° eintritt, und dass Ozon-haltige Luft durch ein Stück Phosphor ihren Geruch und ihr Bleichvermögen verliert, woraus eine Verbindung des Ozons mit Phosphor nothwendig folgt. Endlich hebt der Verf. die Bildung der phosphatischen Säure aus Phosphor in atmosphärischer Luft hervor, und findet es unbegreiflich, wie diese Mischung aus phosphorigter und Phosphorsäure durch blosse Einwirkung des Sauerstoffs auf Phosphor entstehen könne, weil nicht abzusehen sey, warum ein Theil Phosphor sich mit drei Mischungsgewichten Sauerstoff, ein anderer aber mit fünf gleichzeitig verbinden solle. Hiernach wird also angenommen, dass das Stickgas sein Ozon an den Phosphor abgebe, und damit Ozonphosphor bilde, während durch gleichzeitige Aufnahme des Sauerstoffs phosphatische Säure entstehe. Ob hierbei die vorausgehende Oxydation die Bildung des Ozonphosphors bedinge, oder das Verhalten ein umgekehrtes sey, getraut sich der Verf. nicht zu entscheiden; warum aber zuerst ein Theil Ozon frei und später wieder durch den Phosphor verschluckt wird, bleibt bei diesem Processe immer noch räthselhaft.

Ref. hat hiermit den Hauptinhalt einer Schrift angegeben, welche ausser den drei genannten Methoden der Erzeugung des Ozon's noch einige andere minder bedeutende enthält, wegen der Ausweisung des Stickstoffs aus der Classe der einfachen Körper, und der hieraus wesentlich folgenden bedeutenden Umgestaltung eines wichtigen Zweiges der Chemie aber alle Bearbeiter dieser Wissenschaft dringend zur Prüfung der neuen Hypothese auffordert, um zur endlichen Entscheidung über die eigentliche Be-

Digitized by Google

schaffenheit des neuen Körpers zu gelangen, dessen Vorhandenseyn evident erwiesen ist. Sofern das Ozon nach dem Verf. zu den Salzbildern gehört, ist zugleich durch ihn nachgewiesen, dass es das Chlor aus seinen Verbindungen zu scheiden nicht vermag, wohl aber das Brom und Iod, und gehört es also hinsichtlich seines Verwandtschaftgrades hinter jenes erste und vor die beiden letzteren.

Da die aus Spitzen strömende Elektricität Ozon erzeugt, so liegt es sehr nahe, anzunehmen, dass auch die Blitze eine ähnliche Wirkung äussern, und daher im Regenwasser sich Spuren dieses Stoffes finden. Offenbar geht man aber zu weit, wenn man, wie hier in den Schlussbetrachtungen von S. 129 an geschieht, die Entstehung der Luftelektricität und der Gewitter, oder wohl gar der Wolkenbrüche und des Hagels auf Wirkungen des Ozons und Wassererzeugung durch Zerlegung des Stickgases zurückzuführen versucht. Den Ursprung der Luftelektricität aus der Verdampfung und dem thermoelektrischen Einflusse der Sonnenstrahlen abzuleiten, ist auf allen Fall ungleich besser begründet, als die neue Hypothese, die Mengen, auch die grössten, des Regenwassers, sind jetzt nicht mehr räthselhaft, seitdem man sie aus der bekannten Dichtigkeit des Wasserdampfes durch Rechnung nachgewiesen hat, und auch die neueste Hypothese der Hagelbildung geht nicht im entferntesten von so willkührlichen Prämissen aus, als die hier aus der Zerlegung des Stickgases abgeleitete. Dass das Volumen der Gewitterwolke Seite 140 bei jedem Blitze um mindestens ein Fünftel vermindert werden sollte, steht im auffallendsten Widerspruche mit der bekannten Erfahrung, dass das Barometer in der Regel beim Beginne des Gewitters zu steigen pflegt, und müsste nothwendig unablässige, schnell wechselnde Oscillationen der Quecksilbersäule zur Folge haben, von denen sich keine Spur zeigt. Es scheint fast, als sey der berühmte Verf., der sich durch beharrliche Verfolgung seiner ersten Idee das Ozon als einen neuen eigenthümlichen Körper zu betrachten, ein grosses und bleibendes Verdienst erworben hat, zu den eben bezeichneten unhaltbaren Hypothesen durch das sichtbare Bestreben veranlasst, der chemischen Theorie in der Elektricität eine neue Stütze zu verschaffen. Wie sehr ihm hieran liegt, geht schon aus einer Stelle in der Vorrede S. X. hervor, worin behauptet wird, die Contacttheorie sey von jeher für neue Entdeckungen höchst unfruchtbar gewesen. Inzwischen wurden der Elektromagnetismus, Thermomagnetismus

Digitized by Google

und die Magnetoelektricität aufgefunden, ehe die chemische Theorie, die sich doch nur mit fühlbarem Zwange über die Erscheinungen der hydroelektrischen Säule hinaus ausdehnen lässt, leidenschaftliche Vertheidiger fand.

Experimentaluntersuchungen über die Gesetze des Widerstandes der Flüssigkeiten vom Colonel Duchemin. Deutsch herausgegeben von Dr. H. C. Schnuse. Mit 4 Kupfertafeln. Braunschweig. 1844. XII. and 236 S. 8.

Das vorliegende Werk enthält eine neue Bearbeitung eines sehr wichtigen Zweiges der mechanischen Physik, und verdient sowohl wegen des Gegenstandes selbst, als auch wegen der Art der Behandlung allgemein beachtet zu werden. Wenn der Uebersetzer in seinem Vorworte sagt, es seyen nicht bloss alle früher bekannt gewordenen Untersuchungen mit Umsicht und Kritik benutzt, sondern auch neue Versuche angestellt, so ist Ersteres keineswegs der Fall, und die Leser würden sehr getäuscht werden, wenn sie mit solchen Erwartungen das Buch zur Hand nähmen. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur einen Blick auf die geschichtliche Zusammenstellung der bisherigen Bemühungen um die Lösung der vorliegenden Probleme werfen, welche Ref. im neuen physikalischen Wörterbuche gegeben hat, und man wird bald finden, dass bei weitem nicht die Hälfte der früheren Arbeiten berücksichtigt ist. So fehlen, um nur einige der wichtigsten namhaft zu machen, die Versuche Mark Beaufoy's und der schwedischen Gelehrten, Woltmann's, Schober's, Benzenberg's, Prechtls u. s. w. Inzwischen ist auch die Masse des vorhandenen Materials so ausnehmend grose, dass eine Aufnahme und kritische Prüfung des Ganzen zu viel Raum erfordert haben würde, ohne die Brauchbarkeit des Werkes, namentlich die praktische, diesem Aufwande proportional zu erhöhen. Eine Uebersicht des Inhalts oder auch nur der gewonnenen Resultate mitzutheilen, ist hier der geeignete Ort nicht, auch kann dieses überhaupt ohne Beziehung auf die Figuren und Aufnahme der gefundenen Formeln nicht füglich geschehen, weswegen Ref. sich darauf beschränkt, den Gang der Untersuchungen im Allgemeinen zu bezeichnen, was dann aber genügen wird, den wissenschaftlichen Werth des Geleisteten in ein helles Licht zu stellen.

Digitized by Google

Der Verf. beschränkt sich auf den Widerstand, welchen im Wasser und Luft bewegte Körper erleiden, wenn sie gänzlich in diese Flüssigkeiten eingetaucht sind, und die Kraft, welche erfordert wird, um den letzteren, gegen sie bewegten zu widerstehen, wenn sie selbst sich in Ruhe befinden. In Beziehung auf die Luft ist demnach das ganze Problem erschöpft, rücksichtlich des Wassers aber der bedeutende Zweig ausgeschlossen, welcher die Bestimmung des Widerstandes gegen theilweise eingetauchte, schwimmende Körper, namentlich Schiffe, enthält, und womit sich vorzugsweise die Engländer, z. B. Beaufoy, Jos. Walker und die schwedischen Gelehrten unter Nordmark's Leitung beschäftigt haben. Sachverständige werden es sehr billigen, dass den Untersuchungen neue, mit Genauigkeit und zweckmässigen Apparaten angestellte, Versuche zum Grunde gelegt sind, denn wie gross auch die Zahl der bereits bekannten seyn mag, und wie sehr man auch gezwungen ist, ihrer Zweckmässigkeit gerechte Anerkennung zu zollen, so würde doch bei der Verschiedenheit der gewonnenen Resultate ihre Prüfung und Vergleichung zu einer kaum lösbaren Aufgabe geworden seyn, ohne dennoch am Ende zu einer völlig sicheren Grundlage zu gelangen. Statt dessen hat der mit den hydrodynamischen und pneumatischen Gesetzen hinlänglich vertraute Verf. die Resultate seiner Versuche durch einfache und bequeme Formeln ausgedrückt, mit diesen dann die früheren vorzüglichsten verglichen, und auf die Uebereinstimmung mit denselben den Beweis der Richtigkeit der aufgestellten Hauptsätze gegründet. Die Untersuchung der erhaltenen einfachen Formeln führte in vielen Fällen zur Auffindung der Ursachen, weswegen nicht alle von andern erhaltene Resultate unter sich übereinstimmen.

Die Versuche, welche den gegebenen Formeln zum Grunde liegen, wurden schon im Jahre 1829 angestellt. Sie unterscheiden sich von allen früheren dadurch, dass bei ihnen die Richtungen beachtet sind, in welchen die um den Widerstand leistenden Körper abgelenkten Flüssigkeitstheilchen sich bewegen. Diese Bewegungen finden stets in Fäden statt, und wenn einer derselben wegen des Stosses gegen einen Körper seine Richtung ändern muss, so nehmen seine Theilchen an dem Inflexionspuncte und parallel zu der vorderen Fläche des Körpers die Geschwindigkeit an, welche sie im Augenblicke ihrer Ablenkung hatten. Der Druck, welcher aus dieser Veränderung der Richtung entspringt, und auf

Digitized by Google

die Flächeneinheit ausgeübt wird, ist um den Inflexionspunct herum in allen Richtungen derselbe, so dass das Princip, welches die Flüssigkeiten im Zustande des Gleichgewichts charakterisirt, auch auf sie anwendbar ist, wenn sie sich im Zustande der gleichförmigen oder permanenten Bewegung befinden. Endlich will auch der Verf. gefunden haben, dass der Stoss des Wassers ähnliche Eigenthümlichkeiten darbiete, als der Stoss elastischer Körper, wohin z. B. die Fortpflanzung des Stosses eines Molecüls zu einem andern durch die zwischenliegenden Molecüle und die Erhaltung der lebendigen Kraft gehört. Diese Gesetze beziehen sich übrigens auf unbegrenzte Flüssigkeitsmassen, sofern die Durchschnittsfläche der Flüssigkeit mindestens viermal grösser seyn muss, als die des bewegten Körpers, beide als einander ähnlich und ihre Mittelpuncte zusammenfallend angenommen. Allerdings konnten die Versuche nur in kleinen Dimensionen angestellt werden, weil Privatmittel zu grösseren nicht ausreichen, allein dadurch, dass die Richtungen und Geschwindigkeiten der gestossenen und dadurch bewegten Wasserfäden gemessen und mit in Rechnung genommen wurden, führten sie zu Formeln, die sich denn auch auf die zuverlässigen Resultate anderer bewährter, in grossem Massstabe angestellter, Versuche anwenden und durch diese erweitern liessen. Es versteht sich von selbst, dass sich dieses alles zunächst nur auf Wasser bezieht, inzwischen ergab sich, dass die nämlichen Gesetze auch für Luft gültig sind, wenn man die geringere Dichtigkeit der letzteren und die Vermehrung dieser durch Zusammendrückung gehörig berücksichtigt.

Als allgemeine wichtige Gesetze verdienen noch hervorgehoben zu werden, dass für die nämlichen Flächen, wenn sie mit ungleichen Geschwindigkeiten in Flüssigkeiten bewegt werden, die Widerstände den Quadraten dieser Geschwindigkeiten und den Dichtigkeiten der Flüssigkeit proportional seyn sollen, wonach also das ursprünglich von Newton aufgestellte Gesetz in seiner ganzen Strenge bestätigt würde. Ferner sollen sich für ähnliche ebene und krumme Flächen die Widerstände, unter übrigens gleichen Umständen, wie die Grössen dieser Flächen verhalten. Nach den vom Verf. angeführten Beispielen des Widerstandes der Luft gegen Geschützkugeln von verschiedenen Dimensionen und sehr ungleichen Geschwindigkeiten zeigt sich allerdings eine überraschende Uebereinstimmung zwischen den aus der Rechnung nach den aufgestellten Formeln hervorgehenden und den durch Erfah-

Digitized by Google

rung gefundenen Werthen, allein man vermisst eine Berücksichtigung früherer Versuche über die Kraft des Windstosses gegen ungleich grosse gerade Flächen, wonach das zweite Gesetz nicht in ganzer Strenge gültig zu seyn scheint. Nach einem dritten Gesetze ist der absolute Widerstand gegen einen gegebenen Körper von dem vor dem grössten Durchschnitte desselben liegenden Theile der Flüssigkeit und von dem Verhältnisse dieses Durchschnittes zur Länge des Körpers abhängig, ohne dass die Form des hinter diesem Durchschnitte liegenden Theiles einen Einfluss ausübt. Auch dieses stimmt mit dem, was von anderen Gelehrten hierüber bisher angenommen wurde, nicht völlig überein; inzwischen kann Ref. nicht untersuchen, in wie weit dieser Widerspruch dadurch ausgeglichen wird, dass der Verf. den Einfluss der Flüssigkeitsfäden in seine Formeln mit aufgenommen hat. Auf allen Fall zeigt sich eine überraschende Uebereinstimmung, wenn die berechneten Werthe mit den durch fremde Erfahrungen gefundenen verglichen werden. Aus dem Verhalten dieser Wasserfäden leitet der Verf. §. 70. auch die Zusammenziehung der Wasserader beim Ausfluss aus kurzen cylindrischen Röhren ab, bezieht sich dabei aber bloss auf Michelotti's Versuche, bei denen der Einfluss der ungleichen Druckhöhe nicht berücksichtigt ist, der sich inzwischen aus sonstigen Versuchen unzweifelhaft herausgestellt hat. Von vorzüglicher Wichtigkeit ist das X. und XI. Capitel, worin von dem Widerstande gehandelt wird, welchen verschieden gestaltete Pendel im Wasser und in der Luft erleiden, wenn sie in kleinen Bögen schwingen, und von der sogenannten Reduction des in der Luft schwingenden Pendels auf den leeren Raum. Ref. kann hierüber zwar nicht ins Einzelne eingehen, inzwischen wird auch die blosse Bemerkung, dass die bekannten Untersuchungen Bessel's berücksichtigt und die Resultate der durch Baily angestellten Versuche mit der Theorie in Einklang gebracht sind, völlig genügen, um darzuthun, dass diese neue Bearbeitung eines so wichtigen Problems von den Gelehrten durchaus nicht unbeachtet bleiben darf, nicht zu gedenken, dass man hier auf allen Fall einfache und bequeme Formeln findet, die selbst unter Voraussetzung nicht absoluter Genauigkeit dennoch für die praktische Anwendung genügen, und bequemer zur Hand sind, als wenn man sie aus der grossen Masse der zerstreuten sonstigen Abhandlungen hervorsuchen müsste. Hiernach gebührt auch dem Ueber-

Digitized by Google

setzer für seine fliessend geschriebene, wohlgelungene und hübsch ausgestattete Arbeit der Dank des Publicums.

Die Systeme der magnetischen Curven, Isogonen und Isodynamen nebst anderweitigen empirischen Forschungen über die magnetisch polaren Kräfte, ausgeführt in 37 grossen graphischen Darstellungen auf 31 Tafeln und erläutert unter den Auspicien des Herrn Hofrath Dr. Schottin von J. Ernst Herger. Nebst einem Vorwort von Herrn Dr. G. Erman, Prof. an der Universität zu Berlin.

Ref. freut sich ausnehmend über die Veröffentlichung dieser Tafeln, die er zwar unlängst erwartet, aber bereits zu bezweifeln angefangen hatte, wie schmerzlich es auch war, die gehegte Hoffnung aufzugeben. Die wichtigsten Zeichnungen eines Prachtwerkes, wie solche in Teutschland so selten sind, wurden im Jahre 1836 der mathematisch-physikalischen Section der versammelten Naturforscher zu Jena vorgelegt, und der daselbst anwesende Prof. W. Weber übernahm die allerdings nicht leichte Mühe, einen Vortrag darüber zu halten, dessen Klarheit und Gründlichkeit gewiss noch vielen der dort anwesenden in angenehmer Erinnerung vorschweben wird. Hieraus ergab sich die ausserordentliche Genauigkeit der angestellten Messungen, deren Resultate mit seltener Schärfe aufgezeichnet, einen gleich belehrenden und angenehmen Anblick gewährten. Soweit es in der kurzen Zeit möglich war, in Einzelnheiten einzugehen, zeigte sich überall die genügendste Uebereinstimmung zwischen den bekannten Gesetzen der magnetischen Wirksamkeit und dem beobachteten Verhalten der Magnetnadel. Wenn man aber berücksichtigt, dass Weber seinen Bericht vor einer Versammlung Sachverständiger veröffentlichte, unter denen sich Männer vom bedeutendsten Rufe befanden, so darf man mit Recht sagen, dass wohl nur selten eine dieser gleiche gründliche Kritik über ein literärisches Product entschieden hat, als über das vorliegende, und Ref. darf sich daher um so mehr bloss auf eine etwas nähere Bezeichnung des Inhalts beschränken.

Veranlassung zur ganzen Untersuchung gab ein eiserner Mörser, welcher im kleinen Städtchen Saalburg vom Blitze getroffen und dadurch zum bleibenden Magnete gemacht war. Bei der Untersuchung, welche zuerst vom Hofrath Schottin, später aber weit gründlicher von unserm Verf. angestellt wurde, zeigte sich,

Digitized by Google

dass mehrere, nicht eigentlich symmetrisch liegende, Magnetpole im Mörser erzeugt waren. Um zu einer klareren Einsicht dieses räthselhaften Verhaltens zu gelangen, verschaffte sich der Verf. einige verschieden gestaltete Magnete, und wurde dadurch, man darf wohl sagen unwillkührlich, zu einer tief eingehenden Untersuchung der magnetischen Curven geführt. Bekanntlich ist diese Aufgabe zuerst gründlich durch Lambert und demnächst durch Hansteen bearbeitet, allein beide Gelehrte, so wie auch sonstige, die sich damit beschäftigten, konnten wohl nicht so viele Zeit darauf verwenden, als hier geschehen ist, auch scheueten sie die höchst mühsame Aufzeichnung der Richtung der Magnetnadel, die gleichzeitig der Einwirkung beider Pole des künstlichen Magnetes und des tellurischen Magnetismus unterworfen ist. Hierzu kommt noch der Umstand, dass der Einfluss des tellurischen Magnetismus, welcher zwar in der Nähe der künstlichen Pole als unbedeutend vernachlässigt werden kann, bei grösseren Entfernungen von diesen aber verhältnissmässig zunimmt, nicht überall genügend berücksichtigt ist. Durch die hier gegebene und gediegene Arbeit ist daher die Bahn eröffnet, zu einer genaueren Einsicht der Vertheilung des Magnetismus im inneren der Magnete, und vielleicht des Wesens des so höchst räthselhaften Magnetismus überhaupt zu gelangen. Sofern aber von keiner Theorie ausgegangen, wohl aber ein reicher Schatz der genauesten Messungen mitgetheilt ist, sind die gewonnenen Resultate von grösster Wichtigkeit, um jede künftige Theorie danach zu prüfen. Das Werk ist daher allen denen zu empfehlen, die sich mit der Untersuchung des behandelten Gegenstandes beschäftigen, und wird ausserdem wegen seiner ausnehmenden Eleganz einer jeden grösseren Bibliothek zur Zierde gereichen.

Muncke.

Der Bergwerksfreund, ein Zeitblatt für Berg- und Hüttenleute, für Gewerke, so wie für alle Freunde und Beförderer des Bergbaues und demselben verwandter Gewerbe. VII. Band. 1844. Mit zwei Tafeln Abbildungen. 578 S. 8. VIII. Band. 1845. Mit vier Tafeln Abbildungen. 582 S. Verlag von W. Hermes in Berlin.

Wir beziehen uns, indem von den beiden neuesten Bänden dieses, in jeder Hinsicht die beste Empfehlung verdienenden, Zeit-

Digitized by Google

blattes Näheres gesagt werden soll, auf die von den ersten sechs Bänden in den Jahrbüchern gegebene Anzeige (1844. Nr. 31.).

VII. Band. Untersuchung der Gase, welche sich in den Frischfeuern erzeugen. Vom Berg-Ingenieur Ebelmen. Aus den *Annales des Mines. 4. Sér. T. III.* entnommen. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, dass die hochburgundische Frisch-Methode mit gutem Grunde in Frankreich sehr ausgebreitet worden, indem der Werth des, durch sie gelieferten, starken Eisens fast dem Werthe des Eisens gleich kommt, welches durch alle übrigen Frisch-Methoden zusammen in jenem Reiche erzeugt wird. Der Preis der Kohlen hat das neue Verfahren zwar schon viel in seiner Anwendung beschränkt; indessen gelang es bis jetzt nicht, dasselbe, für Eisen bester Qualität, durch irgend eine andere Methode zu ersetzen; ein weiterer Grund zur Beibehaltung liegt in der gegenwärtig völlig practisch gewordenen Benutzung der verloren werdenden Wärme zu verschiedenartiger Weiter-Bearbeitung starken Eisens. Die Untersuchungen Ebelmen's, zu Audincourt (Doubs) angestellt, hatten den gedoppelten Zweck, mehrere Punkte in der Theorie der Eisen-Verfrischung durch Ergebnisse der Analyse von Gasen aus diesen und jenen Theilen des Feuers, während der verschiedenen Arbeits-Perioden, zu beleuchten; ferner zu entwickeln, ob die Zusammensetzung entweichender brennbarer Gase gestattet, deren Benutzung noch auf einen neuen und wichtigern Gebrauch auszudehnen. Der besprochenen Abhandlung reihet sich eine zweite, von demselben Verfasser, an: Versuche über die Erzeugung und Anwendung brennbarer Gase zu metallurgischen Zwecken. Die Anwendung der, durch Verbrennung der Hohofen-Gase erzeugten Hitze zur Eisendarstellung in Flammöfen, musste den Gedanken anregen: ob es nicht vortheilhaft sey, in vielen Fällen der Verbrennung von Holzkohlen, von Torf u. s. w., Gase als Brenn-Material zu substituiren? Die Lösung dieser Frage ist sehr wichtig. Man würde begreiflich dahin gelangen können, durch Brenn-Materialien von schlechter Beschaffenheit, die wenig Anwendung finden und keinen Werth haben, Gase zu erzeugen, welche beim Verbrennen eine sehr hohe Temperatur entwickeln; ferner würden die verschiedenen Arten, diese Verbrennung zu bewirken, vielleicht eine grössere Menge der erzeugten Wärme in den hüttenmännischen Apparaten benutzen lassen, folglich verhältnissmässige Ersparung an Brenn-Material zur Folge haben. Bei

Digitized by Google

den Versuchen, welche der Verf. in dieser ersten Arbeit beschreibt, hatte er vorzugsweise die Untersuchung und Anwendung jener Gase im Auge, welche durch Brenn-Material vegetabilischen Ursprungs, durch Holzkohlen, Holz oder Torf, gewonnen wurden. (Was die Operationen betrifft, welche man mit mineralischem Brenn-Material, mit Steinkohlen und Koaks ausführt, so folgen die Mittheilungen darüber im VIII. Bande.) Er war bemüht, die Bedingungen festzustellen, unter denen die erzeugten Gase am reichsten an noch verbrennlichen Körpern ausfallen und welchen Einfluss die verschiedenen Agentieen zur Verbrennung, als Luft und Wasserdampf, auf die Zusammensetzung der Gase ausüben; er schildert die Vorrichtungen, so wie das eingeschlagene Verfahren zur Erzeugung und Benutzung der Gase u. s. w. — Wir können nicht bei andern, aus fremdländischen Journalen und sonstigen Quellen, besonders aus den *Annales des Mines*, aus dem *Bulletin du Musée de l'Industrie* u. s. w., entlehnten, Abhandlungen verweilen, obwohl wir sehr entfernt sind, deren Bedeutung zu verkennen und das vaterländische bergmännische Publikum sich gewiss der Redaction für deren Verpflanzung auf deutschen Boden verpflichtet achten muss. Die Original-Aufsätze sind es, denen wir uns zuzuwenden haben. Ueber den Gebrauch hölzerner Bohrstangen vom Berg-Referendar W. Krause. Man bedient sich nämlich, statt der eisernen, jetzt Stangen aus weichem Holze, an den Enden mit Eisen beschlagen. Die Arbeit geht rascher von statten und die häufig so sehr hemmenden Brüche des Gestänges werden vermieden. Das so viel besprochene Bohrloch bei Cessingen unfern Luxenburg, wo man zuerst Eisen-Gestänge angewendet hatte, wurde, da immer häufige Brüche eintraten, mit hölzernen Stangen niedergetrieben; die Tiefe beträgt 1900 Fuss. Unser Verf. sucht darzuthun, dass die meisten hölzernen Gestänge bis jetzt zu stark gemacht wurden, als dass man mit ihnen, im Vergleich zu den eisernen, eine Kraft-Ersparniss hätte erlangen können; ferner dass die, von französischen Bergwerks-Verständigen empfohlenen, hohlen Gestänge von Eisen vollkommen unzweckmässig seyen. Betrachtungen der Erscheinungen beim Verfrischen des Roheisens im sogenanten Frischfeuer vom Schichtmeister C. von Mayrhofer. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit jener Art des Roheisens-Verfrischens, wo man dasselbe, unter unmittelbarer Berührung mit Kohle in einer Feuergrube einschmilzt und während des Schmel-

Digitized by Google

sens Berührung mit der Luft bewirkt, wodurch sowohl der Kohlenstoff im Roheisen, als auch sonstige fremdartige Beimengungen und Beimischungen, ganz oder theilweise, sammt etwas Eisen oxydirt werden, und der Sauerstoff des oxydirten Eisens wieder auf das Roheisen entkohlend einwirkt. Blicke auf den gegenwärtigen Zustand des oberungarischen Privat-Bergbaues, von W. Richter. Unter dem Schutze der Gesetze bildete sich, seit längerer Zeit, ein Verein von Berg- und Hüttenmännern, der nicht allein Grosses sich vorgenommen, sondern auch viel und Grosses bereits geleistet hat. Besteuerung der fremden Steinkohlen im Zoll-Vereine, von S. v. M..... Einzelnes über das Verhältniss zwischen den Berg-Arbeitern und ihren Dienstherren. Vom Bergmeister Hoffmann. Eine in vielseitiger Beziehung höchst beachtenswerthe Mittheilung. Beendigte Untersuchung der Hohofen-Gase aus den Kupferschiefer-Schmelzöfen im Mansfeldischen. Von C. J. Heine. Es reihet sich diese Abhandlung einer im VI. Bande enthaltenen an; der Verf. gibt nun Rechenschaft von den später vorgenommenen Versuchen, Schiefer mit flammendem rohen Brenn-Material zu schmelzen, so wie von den dabei erzeugten, aufgefangenen und analysirten Gasen.

VIII. Band. Ueber Anwendung von Drahtseilen zu Fahlun in Schweden (aus einer schwedischen Zeitschrift im Auszuge mitgetheilt von Böbert). Auf dem Harze kannte man längst die „Seile" aus geflochtenem Eisendraht und bediente sich derselben bei der Erz-Förderung; in Schweden wurden die ersten Versuche 1835 angestellt. Zu Fahlun, wie anderwärts, fand die neue Einrichtung anfangs kein Vertrauen beim Bergmann; es waren der Vorurtheile und Hindernisse viele zu bekämpfen, selbst böswillige Attentate von Seiten der Arbeiter dürften statt gehabt haben, was übrigens in Schweden weniger auffallen kann, wenn man bedenkt, dass hier die Bergleute in Tonnen ab- und aufwärts fahren, weshalb ihr Leben täglich von der Haltbarkeit der Seile abhängt; dünne Drahtseile konnten, ohne dass sie vielfach geprüft worden, nicht wohl Vertrauen erwecken. Indessen bestanden dieselben jede billige Probe und seitdem man gelernt, sie sorgsamer zu behandeln, auch mit deren Handhabung überhaupt genauer bekannt wurde, ereigneten sich bei weitem weniger Unglücksfälle. Ueber die Beschaffenheit der Luft in einigen Gruben bei Clausthal. Von Th. Bodemann. Jeder weiss, dass es kaum

Digitized by Google

ein Gewerbe gibt, welches mit so grossen und zum Theil ganz eigenthümlichen Gefahren verbunden wäre, als das des Bergmannes. Vor allem gehören hierher die „Wetter", so dass jede Erweiterung unserer Kenntnisse in Betreff der unterirdischen, der Grubenluft dankbar angenommen werden muss. Bodemann's Untersuchung wurde zunächst durch eine ärztliche Mittheilung veranlasst, welche Winke darüber enthielt, dass nicht selten Fälle vorgekommen seyen, dass Bergleute im mittlern Alter an einer Pseudomelanose der Lungen und Bronchial-Drüsen gelitten und die Section alsdann ganz schwarz gefärbte Lungen ergeben habe. Die Ergebnisse der, mit Luft aus mehren Clausthaler Gruben angestellten, Analysen scheinen nicht nur die Ansicht, es entstehe die Melanose durch mechanisch eingeathmete Kohlen-Theilchen, wenn gleichzeitig dem Blute Gelegenheit gefehlt habe, sich seines chemisch gebundenen Kohlenstoff-Gehaltes auf normale Art durch den Athmungs-Process zu entledigen, in directer Weise zu bestätigen, sondern möchten auch einen Beleg dazu liefern, dass Grubenluft in mehr eingeschlossenem und von sehr guter Wetter-Communication entferntem Raum schon in einem ganz deutlich nachweisbaren, folglich wohl bis zu einem für die Gesundheit schädlichen Grade verdorben seyn kann, ohne dass der Bergmann Athmungs-Beschwerden, oder Mangel an guter Luft für sein Geleuchte bemerkt, aus diesen Gründen nach Wetter-Maschinen u. s. w. verlangt. Seit längerer Zeit schon beobachtete man auf dem Harze die Vorsichts-Massregel, dass Arbeiter, welche, nach ärztlichen Zeugnissen, an einer Lungen-Affection leiden, sogleich Geschäfte in der gesunden Luft angewiesen erhalten. Am Schlusse wird P. Moyle's, durch eine Preis-Aufgabe veranlasste: „Zerlegung der Atmosphäre aus einigen Cornwaller Gruben" gedacht. Die Resultate ergaben klar die unreine Beschaffenheit der Luft, welche Bergleute gezwungen sind, während einem Drittheil ihres Lebens, im Allgemeinen acht Stunden in vierundzwanzig Stunden, einzuathmen. Es ist nicht zu bezweifeln, dass überall, wo man viel Pulver verwendet, oft gefährliche Gasarten entstehen. Nicht leicht ist es, sie zu entdecken, wenn die Luft durch Entleerung von mit Wasser gefüllten Flaschen aufgefangen wird. Eine Prüfung des Wassers, welches in den Gefässen zurückbleibt, ergab, dass sich schwefliche Säure bilden, wenn diese unmittelbar nach dem Abschusse eines Bohrloches mit Luft gefüllt wurden. Eine Untersuchung der über Quecksilber analysirten Luft gewährt ebenfalls Ueberzeugung.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 29. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bergwerksfreund.

(Schluss.)

Ueber Anwendung der isometrischen Projection auf Zeichnung von Grubenbauen und geognostischen Verhältnissen, von E. Kegel. Die Anwendung der Isometrie auf Grubenrisse, wie solche bereits seit acht Jahren in England gemacht wird, blieb in Deutschland beinahe unbekannt. Dennoch scheint die Methode die Beachtung deutscher Markscheider und Geognosten zu verdienen. Mit den Eigenthümlichkeiten der isometrischen Projection vertraut, was keineswegs viele Zeit fordert, wird es nicht schwer, sich in alle Verhältnisse hineinzudenken, und hat man sich durch die scheinbar unpraktische Aussenseite nicht zurückschrecken lassen, so gewährt ein specielles Studium die Ueberzeugung, dass jene Methode beim Bergbau von Nutzen seyn müsse. Ein Auszug ist kaum möglich, auch würde derselbe, ohne Abbildungen, unverständlich bleiben. **Entstehung der Rutschflächen auf Gängen und auf andern Structurflächen.** Von C. W. Schmidt. Nach dem Verf. — wir zweifeln nicht, dass es derselbe ist, von welchem früher, bei Gelegenheit der Anzeige des V. Bandes dieses Zeitblattes, gesagt worden, dass er strebe, den „Ruthenschlag" wieder zu Ehren zu bringen — beruht die Entstehung der Spiegel oder Rutschflächen, nicht, wie man bis jetzt und wohl ganz allgemein geglaubt, in Reibungen erhobener oder niedergesunkener Gebirgstheile, sondern „im einstigen Entweichen gespannter heisser Dämpfe und Gase, „die im Tief-Innern unserer Erde ohne Aufhören sich in Menge bilden, „und wo sie durch keine gangartigen Risse entweichen können, nach und „nach bis zu unendlich steigenden Kräften ansammeln, die, wie wir jetzt „wissen, die mächtigsten Gebirgsmassen zu heben vermögen." — — — **Das Einblasen erwärmter Luft in die Schmelz- (Schacht-) Oefen wirkt wohl durch Steigerung des Effectes der Schmelzkohlen (des zum Schmelzen dienenden Brenn-Materials), nicht aber durch die der Gebläseluft anhängende Wärme.** Von Hüttenschreiber Bäntsch. Die bisher angewendeten Oefen zur Erhitzung der Gebläseluft gestatten nicht, oder nicht mit gehöriger Sicherheit, die Ermittelung: ob der Verbrauch an Feuer-Material in Vortheil stehe gegen die bei nicht erhitzter oder gewöhnlicher Gebläseluft erforderliche Mehr-Quantität an Schmelz-Material? Und zwar aus dem Grunde nicht, weil der zur Erhitzung der Gebläseluft benutzte Brennstoff in seiner natürlichen Beschaffenheit fast

Digitized by Google

immer zu sehr abweicht vom Schmelzmaterial. Um einen Beitrag zur Beantwortung jener Frage zu liefern, wurde, auf des Verf. Vorschlag, zu Eisleben 1844 ein Gebläse-Erhitzungs-Ofen erbaut, der zunächst mit solchen kohligen Substanzen, wie mit den gerösteten Schiefern in den Schiefer-Schmelzöfen aufgegeben werden, heitzbar, jene Vergleichung auf einfacherem Wege zulassen sollte, um dadurch eine Grundlage zur Vergleichung der Wirkung anderen Brenn-Materials zu demselben Zwecke zu erlangen. Man darf demnächstige Mittheilung des Resultats hoffen.

Angewandte Geognosie oder das Auffinden und der Bau nutzbarer Mineralien von A. Burat, Lehrer der Bergbaukunde an der école centrale zu Paris u. s. w. Uebersetzt von H. Krause und J. P. Hochmuth. Mit 147 Holzschnitten und 22 Tafeln in Stahlstich. X. und 428 S. 8. Berlin, 1844. Verlag von Duncker und Humblot.

Die Hoffnungen und Wünsche, welche wir bei Gelegenheit der Anzeige des Original-Werkes auszusprechen uns erlaubten (s. diese Jahrb. 1844. Nr. 14.): dass dasselbe bald einen deutschen Bearbeiter finden, und dass die Uebersetzung in ebenbürtige Hände fallen möge, sind in Erfüllung gegangen, auch ist die vorliegende Ausgabe in gleichem Grade trefflich ausgestattet, wie die französische, und sämmtliche Abbildungen sind Pariser Originale. Der verhältnissmässig sehr billige Preis macht das in jeder Hinsicht höchst nützliche Buch Vielen zugänglich.

v. Leonhard.

KURZE ANZEIGEN.

Die Krankheiten und Missbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung. Von Dr. Karl Himly, weiland K. Grossbrit. Hofrathe. Nach den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben und mit Zusätzen versehen von Dr. C. A. W. Himly. Zweiter Theil mit fünf Steintafeln. Berlin, 1843. 521 S. 4.

Dieser zweite Band handelt von den Krankheiten und Missbildungen der einzelnen Theile des Augapfels, und bespricht zunächst die Affectionen der Bindehaut des Bulbus. Die Sugillationen, das Oedem, das Emphysem, die Entzündung, der Abscess zwischen Conjunctiva und Cornea, das Pterygion, der Pannus, das Sarcom, der Schwamm, das Chon-

Digitized by Google

droma conjunctivae, die Pinguecula, das Lipoma conj., die Excrescentia cornea conj., die Balggeschwulst der Conj., die Phlyctaena, Xerosis, Helminthiasis der Bindehaut werden beschrieben und in ihren aetiologischen und therapeutischen Verhältnissen erörtert. Die Pinguecula kommt nicht allein bei ältern Personen vor, Himly sah sie bei Kindern in den ersten Lebenswochen. Dass es eine Fettgeschwulst in der Bindehaut gebe, möchte Ref. sehr bezweifeln, und verweist in dieser Beziehung auf seine Schrift De lipomate et steatomate.

Der Ausspruch des Verf., dass oberflächliche Wunden der Cornea rasch und ohne Folgen heilen, ist nicht unbedingt richtig, wenigstens kann er nicht von Personen gelten, welche eine gichtische oder scrophulöse Dyscrasie, oder eine rheumatische Diathese in sich tragen, und welche zu Augenentzündungen besonders geneigt sind. In einem höheren Grade gilt dies noch von den penetrirenden Hornhautwunden, wenn die oben erwähnten Verhältnisse obwalten, die gewiss an sich schon hinreichen, um die Operation der Cataracta unter Verletzung der Cornea in einem solchen Falle zurückzuweisen.

In Bezug auf die Krankheiten der Hornhaut können wir es nicht loben, dass hier nur die reine Ceratitis abgehandelt wird, indess rücksichtlich der aus specifischen Ursachen bedingten auf ein anderes Capitel verwiesen wird. Wir würden es vielmehr instructiv finden, wenn der Verf. neben das Bild der reinen Hornhautentzündung die Bilder der rheumatischen, gichtischen, syphilitischen gestellt hätte.

Bei Hornhautabscessen soll man früh die Cornea wo möglich un-, aber nicht durchstechen, obwohl Himly auch keine übeln Folgen vom Eindringen des Sichelmessers in die vordere Augenkammer besorgt, vorausgesetzt, dass die Lamellen der Hornhaut in schiefer Richtung durchstochen werden, und dass kein Vorfall der Iris dadurch veranlasst wird.

Sehr beachtungswerth ist der Abschnitt über Hornhautgeschwüre, besonders was hier in therapeutischer Beziehung gesagt ist. Gewiss hat der Verf. Recht, wenn er hier von der exclusiven inneren Behandlung, auch bei Geschwüren, denen eine bestimmte Dyscrasie zum Grunde liegt, ohne gleichzeitige locale Behandlung wenig erwartet. Bei neu entstandenen Geschwüren empfiehlt er die verdünnte Mohnsafttinctur mit arabischem Gummi, bei alten kohlensaures Kali, Quecksilber- und Aerugosalben, bei fungösen Geschwüren den Mohnsaft und Höllenstein, bei varicösen den weissen Vitriol, bei Geschwüren, die zu penetriren drohen, eine Verbindung der Opiumtinctur mit Aqua Goulardi.

Der Sitz der Hornhautflecke ist nach Himly bald in der Conjunctiva corneae, bald in dem subconjunctiven Zellgewebe, bald auf der Oberfläche der Cornea, bald in den mittleren Schichten derselben, bald an der inneren Fläche derselben, bald in allen diesen Theilen zugleich.

Was den Verf. bestimmen kann, bei Hornhautverdunklungen günstige Wirkung von der Anwendung des Wurstgiftes, des Kreuzspinnenöls und ähnlicher Mittel zu erwarten, sieht Ref. nicht wohl ein. Das Kali hydrojodicum in Salbenform längere Zeit fortgebraucht, habe ich so wirksam gefunden, wie Chelius. Die Corectomie

Digitized by Google

nach Gulz wird auch erwähnt, und es ergibt sich hier, dass schon Larrey lange vor Gulz dieses Verfahren angab und befolgte. (Ist die Verdunklung Product einer dyscrasischen Augenentzündung, so wirkt sehr hilfreich das Zittmann'sche Decoct. Ref.)

Beim Hornhautstaphylom stellt der Verf. die constante Verdickung der Hornhaut in Abrede, indem er behauptet, dass sie in der Regel weder verdickt, noch aufgelockert, noch mit der Iris verwachsen sey, wogegen Ref. bemerkt, dass in den Fällen, wo er die abgetragenen Staphylome anatomisch untersuchte, die Hornhaut bedeutend verdickt und auch mit der Regenbogenhaut verwachsen war. Das Wesen des Staphyloms sucht Himly in einer Erweichung der Hornhaut, das der Hyperkeratosis in einer Erweichung dieser Membran, besonders in ihrer Mitte. Bei einer von gichtischen Affectionen häufig heimgesuchten Frau mit Staphyl. pellucidum corn. auf beiden Augen wurde der Zustand durch ein Haarseil im Nacken und durch das Decoctum Zittmanni wesentlich gebessert. — Die Atonia corneae wird nach Rosas abgehandelt. Das Staphyloma scleroticae scheint vorzugsweise durch arthritische Augenentzündungen bedingt zu werden, in zwei Fällen konnte Ref. diese Entstehungsweise bestimmt nachweisen. Die Verwachsungen, Wunden und Vorfälle der Iris hat der Verf. auf eine ausprechende Weise abgehandelt.

Unter den Erscheinungen der Iritis legt Himly besondern Werth auf die Lichtscheue, indess andere in die Augen fallende Erscheinungen an der Cornea, der Sclerotica und Bindehaut fehlen, die die Photophobie erklären, auf die Veränderung der Farbe, welche sich nicht immer auf der ganzen Fläche der Iris, sondern häufiger nur an einem Segmente, am äussern oder innern Ringe derselben ausspreche, was von der Blutüberfüllung in einzelnen Gefässen herrührt. Zu Eiterbildung fand Himly die syphilitische Iritis vorzugsweise geneigt, und der Eiter schwitzt hier entweder aus den Flächen der Iris aus, oder er entsteht durch Abscessbildung, in beiden Fällen wird der Grund zu einem Hypopyon verum gelegt.

In Bezug auf die künstliche Pupillenbildung steht der gewagte Ausspruch, dass dieselbe an gichtischen Augen häufig sehr wohl gelinge, was die Erfahrung nicht bestätigen möchte. Der Iridodyalyse durch die Sclerotica zeigt Himly sich besonders Freund.

Die Darstellung der Entzündung der descemetschen Haut, die Turbiditas humoris aquei, die Helminthiasis hum. aquei, der Hydrophthalmus anticus, die Inanitio camerarum oculi, die Ossificatio membranae humoris aquei verdient Anerkennung von Seiten der Leser.

Der sechste Abschnitt handelt von den Krankheiten der Crystallinse und ihrer Kapsel. Der Verf. nimmt zu unbedingt an, dass eine aus ihren Verbindungen gelöste Linse durch die wässerige Feuchtigkeit mit der Zeit aufgelöst werde. Ref. kennt ein Individuum, bei welchem in Folge eines Prolapsus lentis die in die vordere Augenkammer gerathene Linse in dreissig Jahren nicht aufgelöst worden ist. Belehrend ist die Periphakitis abgehandelt, sehr umfassend der graue Staar. Das sicherste Zeichen einer Complication der Cataracta mit Amaurose möchte wohl die amaurotische Erweiterung und Form der Pupille seyn. Die Indicationen

Digitized by Google

zur Operation der Cataracta sind mit grosser Umsicht abgewogen. Himly nennt einen Staar reif, sobald keine Einflüsse auf die fernere Entwickelung einwirken, welche nach der Operation durch Entzündung neue Verdunklung der Kapsel und des Glaskörpers, Bildung plastischer Exsudate und Verwachsungen hinter und in der Pupille bewirken, und so die Operation vereiteln können, mithin sobald die Entzündung nicht mehr im Auge fortdauert, von welcher der Staar herrührte. Gegen ein unnöthiges Aufschieben der Operation erklärt sich Himly unbedingt, da Adhärenzen zwischen der Cataracta und den benachbarten Theilen entstehen und die Retina in Folge des langen Lichtmangels amaurotisch werden kann. Himly wartete daher auch nie das Erblinden des andern Auges erst ab, um einen Menschen zu operiren, dessen erstes staarblind ist, um so mehr, als durch eine zeitige Operation des einen Staars die Entwickelung des zweiten verhütet werden könne in Folge des zwischen beiden Augen bestehenden Consensus. Den angebornen flüssigen Staar räth Himly recht zeitig, noch während das Kind die Mutterbrust nimmt, zu operiren, sonst aber die Operation bis zum 8—14. Jahre zu verschieben. Eben so ist er unbedingt gegen das gleichzeitige Operiren beider staarkranken Augen in einer Sitzung, und operirt immer das zweite Auge erst 8—14 Tage nach dem ersten, um nicht auf einmal einen zu heftigen Wundreiz hervorzurufen.

Der nach der Extraction so häufige Nachstaar ist nach Himly selten durch Trübung der zurückgebliebenen Kapselwand veranlasst, sondern gewöhnlich ein plastisches Erzeugniss der Iritis, welche auf die Extraction folgte.

Wenn die Vollendung des Hornhautschnittes dadurch erschwert wird, dass das Auge zu sehr in den innern Augenwinkel entweicht, so dass der Operateur den Ausstichpunkt gar nicht übersehen kann, so dürfte der Rath von Bonnet in Lyon wohl Berücksichtigung verdiene den Bulbus, wie bei der Schieloperation, vermittelst einer Hakenpincette oder eines einfachen Hakens, der durch die Conjunctiva geführt ist und durch einen Gehilfen gehalten wird, fixiren zu lassen.

Sein Verfahren bei der Reclinatio lateralis per Scleronyxin, die Staarnadel zwischen die Hyaloidea und die hintere Fläche des Staars zu führen und von hieraus über den oberen Rand der Cataracta auf deren vordere Fläche zu leiten, ist schwieriger als das gewöhnliche und bietet auch sonst manche Inconvenienzen, die leicht in die Augen fallen und auf die Himly S. 307 ad I. und ad II. zurückkommt.

Der Reclination durch Scleronyxin gibt der Verf. unbedingt den Vorzug vor der Extraction, sein Urtheil vorurtheilsfrei und umsichtig basirend. Die Keratonyxis hat er zwar auch geübt, in den spätern Jahren seines Wirkens aber ganz aufgegeben. Die Sublatio s. Allevatio cataractae wird nur angeführt, ein Urtheil über sie zurückgehalten.

Die Möglichkeit einer Linsenregeneration nimmt Himly an, ist aber überzeugt, dass dieselbe niemals die verlorene ersetzen könne.

Unter den Krankheiten und Missbildungen des Glaskörpers handelt der Verf. von den Verletzungen desselben (die mit einem scharfen In-

Digitized by Google

strumente beigebracht, wenig Bedeutung haben), von Prolapsus corporis vitrei, von der Entzündung der Glashaut.

In Bezug auf das Wesen des Glaucoms erklärt der Verf. sich dahin, dass dasselbe so zu sagen wohl niemals eine Krankheit des Glaskörpers, sondern der dahinter gelegenen Theile sey.

Ueber die Krankheiten des Strahlenblättchens referirt der Verf. nach Ammon und Weber. Ueber die Krankheiten der Choroidea, die in den Schriften über Augenheilkunde sehr stiefmütterlich abgefertigt zu werden pflegen, findet sich hier ein beachtungswerther Abschnitt, welcher namentlich von den Verletzungen der Choroidea, von der Plethora choroideae et processuum ciliar., von der Choroideitis, dem Hydrops choroideae, der Helminthiasis, Ossificatio und Atrophia chor., dem Staphyloma choroid. et corp. ciliaris, dem Pigmentmangel handelt. Nicht minder genügend ist die Entzündung des Ciliarrings beschrieben.

Der Verf. unterscheidet drei Arten von Amaurose, aus materiellen Ursachen, aus sensibler und aus irritabler Schwäche, und sucht die beiden letzteren, deren Unterscheidung oft schwierig ist, genau nachzuweisen. Dieses Capitel ist als eines der gelungensten zu betrachten.

Die Lichtscheu sieht Himly als die Folge grosser Empfindlichkeit derjenigen Trigeminusäste an, welche ins Auge treten, und derjenigen Theile des Auges, in welche sie sich verzweigen, nicht als eine Krankheit der Retina, wenn gleich auch die Fläche der Netzhaut durch ihre Trigeminusäste der hauptsächlich leidende Theil seyn kann. Am heftigsten sey sie bei typhösen Entzündungen, d. h. bei denen, wo der nervöse Antheil des productiven Systems der hauptsächlich erregte ist. Der die Lichtscheu begleitende Augenlidkrampf rühre her von sympathischer Aufregung der in den Orbiculares palp. gesunden Aeste der Rami lacrymales, supratrochlearis et infratrochlearis nervi nasociliaris.

Das Mückensehen hat, wie Himly gewiss richtig bemerkt, nicht immer dieselbe Quelle, indem sie bald von einer unmittelbaren, partiellen Lähmung der Retina, bald von Ausdehnung und Ueberfüllung der Gefässe der Choroidea, von Beschattung der Retina durch verdunkelte Zellen der Glashaut, auch von aufgetriebenen Lymphgefässen, von unregelmässigen Contractionen der Augenmuskeln herrühren. Die Prognose stellt der Verf., wie v. Walther, günstig.

Das Werk zeichnet sich durch grosse Vollständigkeit, eine reiche Erfahrung und eine gründliche Bekanntschaft der dahin gehörigen Literatur sehr vortheilhaft aus.

Quelques remarques sur les cataractes secondaires par F. L. Tavignot, D. M. Paris, 1843. 38 S. 4.

Als Nachstaar bezeichnet der Verf. krankhafte Veränderungen des Linsensystems, welche nach der Operation der Cataracta und durch dieselbe entstanden sind, und schliesst davon die Störung des Sehvermögens aus, welche durch das Wiederaufsteigen des herabgedrückten oder recti-

Digitized by Google

hirten Staars entstanden ist. Er unterscheidet Nachstaare, die in einer Verdunklung der vordern oder der hintern Fläche der Kapsel begründet sind, und Linsennachstaar. Ein Linsennachstaar entstehe in dem Fall, dass früher die vordere Kapsel allein verdunkelt und beseitigt wurde, worauf die Linse nachträglich trübe ward, was bei Cataracta traumatica wahrgenommen werde.

Die Extraction betrachtet der Verf. als die Operationsmethode, welche die Entstehung der Nachstaare am wenigsten begünstige, was die Erfahrung widerlegt.

Die Schrift verdient den Beifall nicht, den französische Aerzte ihr gezollt haben.

Heyfelder.

Recherches de Pathologie comparée par le Dr. Charles Frédéric Heusinger. Cassel, chez Henri Hotop. 1844. 4. Bruxelles, chez C. Muquardt. Paris, chez Brockhaus et Avenarius. Petersbourg, chez Eggers et Comp. Vienne, chez Kaulfuss Wittwe, Prandel et Comp. Cahier premier. Histoire comparée de la médecine vétérinaire. P. IV, 63. Pièces justificatives. Nr. 1. Comparaison des maladies décrites par les vétérinaires anciens et ceux du moyen âge. Nr. II. Aperçu historique de la doctrine des maladies des oiseaux. — P. CXXIV. Cahier deuxième. Nosographie comparée. Partie deuxième. Esquisse d'une Nosographie comparée de l'homme et des animaux domestiques. P. 64—155. Pièces justificatives. Nr. III. Chronologie diplomatique des epizooties. — P. CXXV—CCXXIV. Cahier troisième. Nosographie comparée. Pièces justificatives. Continuat. P. CCXXV—DXLIX.

Die vergleichende Anatomie und Physiologie haben sich schon längst zu einer selbstständigen Wissenschaft erhoben, während der vergleichenden Pathologie bei weitem weniger Rücksicht geschenkt worden ist. Zwar ist auch diese Lehre nicht ohne treffliche Vorarbeiten, allein diese sind bis jetzt noch sehr unvollständig gewesen, oder haben sich nur auf einzelne Lehren, einzelne Krankheiten oder einzelne Epizootien oder Epidemien bezogen. Die Schriften und Abhandlungen in dieser Beziehung von J. Ph. Ingrassias (1568), Langius (1689), G. E. Stahl (1695), L. Ch. Engel (1783), P. Camper (1787), J. P. Frank (1790), C. C. Müller (1792), E. L. W. Nebel (1798), F. Aygalang (1801), T. H. Bergmann (1804), Noyez (1806), G. de Hoog (1811), G. Gandolfi (1817), J. Mundigl (1818), Sydow (1819), A. F. Adamovicz (1824), J. W. Remer (1825), Strachof (1834), J. Levin (1839), P. Rayer (1842) u. A. verdienen alle Beachtung; aber sie haben die vergleichende Pathologie nicht zu einem ergänzenden Theil der Arzneiwissenschaft erheben können. — Der geistreiche und rühmlichst bekannte Herr Verf. geht von der Idee aus, dass

Digitized by Google

man zuerst eine klare Uebersicht von dem gewinnen muss, was bereits bekannt, und von dem, was noch zu erforschen sey, um sodann zu dem Ziele zu gelangen, welches die Wissenschaft überhaupt erreichen könne. Zu diesem Zwecke hat er das Material aus den verschiedensten Schriften zusammengetragen, gesichtet und geordnet, um einen klaren Ueberblick zu gewähren, in wieweit die Thierheilkunde der Menschenheilkunde genützt hat, und wiefern jene dieser noch nützen kann. Er hat den Pfad bezeichnet und geebnet, welchen man bei weiteren Forschungen zu betreten hat, um aus der vergleichenden Pathologie einen Vortheil für die Arzneiwissenschaft zu gewinnen.

Der Herr Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, zu vergleichen:

1) die Entwickelung der Thier- und Menschen-Heilkunde;

2) die Krankheiten, von welchen die Menschen, und jene, von welchen die Thiere befallen werden;

3) die Bedingungen und Zufälle, unter welchen sich die Krankheiten der Menschen und der Thiere entwickeln.

Er liefert demgemäss eine vergleichende Geschichte der Krankheiten der Menschen und der Thiere, eine vergleichende Nosologie und eine vergleichende Pathologie.

Das erste Heft bringt eine Uebersicht der Geschichte der Thierheilkunde im Vergleiche mit der Geschichte der Menschenheilkunde im Alterthum und im Mittelalter. Der Herr Verf. nimmt vier Zeiträume an:

1) die empirische Veterinärheilkunde — von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts;

2) von der Wiedergeburt der Wissenschaften bis zur Begründung der Anatomie des Pferdes, — von 1200 bis 1600; —

3) von da bis zur Errichtung der Veterinärschulen, — von 1600 bis 1763; —

4) von da an bis auf die neuesten Zeiten.

Dem ersten Hefte sind zwei besonders paginirte beweisführende Beilagen beigegeben. Die erste liefert eine Vergleichung der von den Veterinärärzten des Alterthums und des Mittelalters beschriebenen Säugethierkrankheiten. Den gegenwärtig gebräuchlichen Bezeichnungen der Thierkrankheiten sind die entsprechenden aus der älteren und mittleren Zeitperiode gegenübergestellt. Die zweite Beilage gibt einen Ueberblick der Krankheiten der Vögel.

Das zweite Heft enthält die vergleichende Nosographie, und es geht daraus hervor, dass die meisten Menschenkrankheiten entsprechende Krankheitsformen, entsprechende Krankheitsfamilien, Krankheits-Gattungen und Spezies bei den Thieren finden lassen; nur wenige Krankheits-Spezies wurden bisher bei Thieren noch nicht beobachtet. Nach dem gegenwärtigen Stande der Veterinärwissenschaft hält es der Herr Verf. für gewagt, Analoga für Typhus, orientalische Pest, gelbes Fieber, Lepra, Arthritis u. s w. anzunehmen, doch gesteht er den Thieren Geisteskrankheiten zu. Interessant ist das vergleichende Studium der Cachexien, Malacien, der Krankheiten der Gallensecretion, der Chylification, der Wurmbildung, des Lymph- und Venensystems, der Respirationsorgane u. s. w. bei den Thieren.

Digitized by Google

Dem zweiten Hefte ist die III. Beilage beigefügt und sie gibt eine chronologische Uebersicht der Epizootien im Vergleiche mit den Epidemien und in der Fortsetzung im dritten Hefte eine Uebersicht der contagiösen Krankheiten.

Das dritte Heft liefert die Fortsetzung und den Schluss der Beilage Nr. III. und erstreckt sich bis zu der jüngsten Zeit.

In den Beilagen hat der Herr Verf. die Schriftsteller selbstredend aufgeführt und somit zugleich einen Ueberblick über die einschlägige, reichhaltige Literatur geliefert.

Der Stoff in der Beschreibung der Epizootien ist durch seine Reichhaltigkeit und Ausdehnung dem Herrn Verf. unter der Feder der Art gewachsen, dass er das Werk mit dem dritten Hefte nicht beschliessen konnte, wie er anfänglich beabsichtigt hatte. In einem vierten Hefte wird wohl die vergleichende Pathologie den Schluss bilden.

Der verdienstvolle Herr Verf. hat durch dieses Werk einem fühlbaren Bedürfnisse in der Wissenschaft abgeholfen und diese in hohem Grade bereichert.

Die vergleichende Anatomie und Physiologie haben vielfachen und grossen Aufschluss der Anatomie und Physiologie des Menschen gegeben, eine gleiche Bereicherung der Medizin steht durch die vergleichende Pathologie zu erwarten.

Diese Schrift wird die wissenschaftlichen Aerzte anspornen, die Thierkrankheiten näher zu studiren, und die wissenschaftlichen Thierärzte aufmuntern, ihre Studien auch auf die menschliche Heilkunde auszudehnen. Beide Wissenschaften, die Arzneiwissenschaft und Thierheilkunde, müssen sich gegenseitig ergänzen.

Ref. empfiehlt allen wissenschaftlich gebildeten Aerzten das vorliegende Werk dringend. Die gegebenen Andeutungen seines Inhaltes werden zur Anerkennung seines grossen Werthes genügen. Ein Auszug aus demselben lässt sich wegen der Reichhaltigkeit der Materie nicht leicht machen.

Der Herr Verf. hatte diese Schrift zur Lösung einer von der Academie zu Brüssel gestellten Preisfrage ausgearbeitet, konnte sie indess im gesetzten Termine nicht vollenden. Er übergibt sie nun dem Drucke in der Sprache, in der er sie ursprünglich niedergeschrieben hat, woher es kommt, dass sie in französischer Sprache erscheint. — Text und Beilagen sind, wie schon angedeutet, besonders paginirt, und zwar der Text mit arabischen und die Beilagen mit römischen Ziffern. Auf dem Umschlage des zweiten und dritten Heftes findet man Verbesserungen und Zusätze.

Mainz.

Dr. F. L. Feist.

Digitized by Google

J. van der Hoeven. Oratio de aucta et emendata zoologia post Linnaei tempora. Lugduni Batavorum apud S. et J. Luchtmann. 1843. 52 S. 8.

Der Verf. schildert in dieser bei Niederlegung seines akademischen Prorektorates gehaltenen Rede die Verdienste hauptsächlich von Linné und von Cuvier um die Zoologie, in historischem Hinblick und im Gegensatz zu einander. Es scheint ihm die Zoologie in neuerer Zeit hauptsächlich verbessert und erweitert worden zu seyn; durch Bekanntmachung neuer Arten, durch naturgemässeres System, durch genaueres Studium der neueren anatomischen Struktur, durch Erforschung der mikroskopischen und der untergegangenen Thier-Welt. Dagegen findet er auch Manches zu bedauern und zu tadeln, insbesondere, dass die neuere Zeit die fleissigen Beobachter des Insekten-Lebens fast ganz entbehre und Reaumur, Bonnet, Dr. Geer so wenig Nachahmer finden, u. s. w. — Ein anderer Theil der Schrift ist dem Bericht über die Geschichte der Universität Leiden während des verflossenen Jahres gewidmet.

Zeitschrift für volksthümliches Recht und nationale Gesetzgebung, herausgegeben von Gustav Eberty. Erster Jahrgang. 1844. Halle, bei Lippert und Schmidt.

Zweiter Jahrgang 1845 unter dem Titel:

Die Reform, Monatsschrift für Recht und Gesetzgebung. Berlin, bei Wilhelm Hermes.

„Wie sich immer auch die Praxis gegen die Theorie sträuben und hartnäckig darauf beharren mag, dass sie ihre eigenen Gesetze innerhalb ihrer selbst habe und ihren selbstgebildeten Regeln folge, kann sie nicht die Theorie von sich abhalten, in welcher sie erst zum Bewusstsein über sich kömmt, ja es hat sich unzähligemal gefunden, dass die Praxis von Jahrhunderten falsch und verwerflich gewesen, dass sie von der erstarkten Theorie sich einen andern Weg müsste anweisen lassen, als den der Herkommens, an welchem die Praxis so gerne klebt, und die Fortschritte der Menschheit beruhen eben darauf, dass die Praxis von der Theorie oder Erkenntniss immer mehr durchdrungen und umgestaltet werde; wie man, um nur die einleuchtendsten Beispiele zu wählen, an der allmähligen Verwirklichung besserer Grundsätze des Rechts und der Staatswirthschaft erkennen kann.“

Diese Worte des geistreichen Böckh enthalten das Motiv nicht allein der vorgenannten Zeitschrift, sondern auch aller ähnlichen im Bereiche anderer Disciplinen jüngst ins Leben getretenen Zeitschriften. Versöhnung des theoretischen und praktischen Lebens, Hebung des Conflicts der Wissenschaft mit dem Leben ist das richtig gewählte Schiboleth dieser Organe, zu denen wir unter andern auch die Wiegand'sche Vierteljahresschrift, die Biedermann'sche Monatsschrift, die Tübinger Jahrbü-

Digitized by Google

cher der Gegenwart zählen. Alle erstreben in verschiedener Weise das gleiche Ziel der harmonischen Vermittelung und Durchdringung von Theorie und Praxis, und suchen auf dem stürmischen Meere der Gegenwart den Hafen der Ruhe, einer sichern, aber auch — so zu sagen — thätigen Ruhe zu finden. „Wohl ist es ein grosses Glück, wenn ein Volk alte angeerbte, tiefgewurzelte Sitten, Gebräuche und Einrichtungen hat, vermöge deren es fast bewusstlos in sicherem Gleise wandelt und das Rechte übt, aber die Menschheit verbleibt nicht immer in diesem Zustande paradiesischer Unschuld und der alten, wenn auch noch so guten und idyllischen Gewohnheitssitte sind häufig viele falsche Gewöhnungen, Mängel und störende Vorurtheile beigemischt. — Die Verwirklichung der menschlichen Tugend soll der Staat sein; von ihm und seinem Handeln ist also zunächst die höchste Sittlichkeit zu fordern, wenn die Privatsitten sich bessern sollen. Hierauf hat die ideelle Seite der Wissenschaft keinen plötzlichen, aber einen allmäligen und langsam wirkenden Einfluss."

Diese Wahrheit ist so alt, als die Staaten, aber sie ist nie so sehr mit Bewusstsein erfasst worden als jetzt, wo die socialen Zustände sich in einer so bedeutenden Krisis befinden. Dass durch diese das Krankhafte vertilgt und Besseres herbeigeführt werde, ist die Aufgabe der Männer der Wissenschaft, die sich als solche zwar nicht in das Getriebe des Lebens wagen, in den Strudel der Geschäftigkeit begeben kann, wenn sie nicht ihre besten Kräfte zersplittern soll, die aber wohl dazu berufen ist, der materiellen und geistigen Erhebung des Volkes den Weg zu bahnen. Und so fand die hier anzuzeigende Zeitschrift in diesem Gedanken und — nach des Herausgebers eigenen Worten — in der Erkenntniss ihre Entstehung, dass in unsern Zeiten kein Stand in seiner Abgeschlossenheit den Anforderungen des öffentlichen Lebens zu genügen vermag, befriedigende Zustände vielmehr nur dann herzustellen sind, wenn jeder Denkende die Angelegenheiten des Gemeinwohls, die Aufgaben der Gesetzgebung zu den seinigen macht. Sie strebt desshalb, eine solche Behandlung des Rechts zu fördern, durch welche die Rechtswissenschaft mit dem allgemeinen Bewusstseyn der Gegenwart vermittelt, allen Gebildeten nahe gebracht wird. Sie erkennt es als Pflicht und Recht des Volks an, sich bei der Findung und Pflege des Rechts zu betheiligen und tritt dem Dünkel jener Gelehrten entgegen, welche die Kunde des Rechts den Nichtjuristen absprechen, so wie dem Geiste der Vormundschaftlichkeit, mit dem der Beamtenstand die Regelung der Rechtsverhältnisse ausschliesslich für sich in Anspruch nimmt.

So suchte sie in dem ersten Hefte die Frage der nationalen Gesetzgebung zu einer Volkssache zu machen. Als später der Advokatenverein mit grossartigen Kräften sich dieser Frage bemächtigte, begleitete sie seine Bestrebungen. Sodann ward ein Versuch, das Völkerrecht von einem allgemein wissenschaftlichen Standpunkt aus zu begründen geliefert; es ward ferner die rechtliche und politische Seite des Geschworenengerichts, seine Einrichtung in Frankreich, England und America beleuchtet, in bekannten Prozessen das Inquisitionsverfahren aufgedeckt und ein Bild des demokratischen Rechtslebens in den Grundzügen des

Digitized by Google

attischen Prozesses gegeben. Hieran reihten sich Abhandlungen über provinzialständische und constitutionelle Verfassungen, über Schule und Geistlichkeit mit Bezug auf die den französischen Kammern vorliegenden Gesetzentwürfe, über Strafanstalten, Socialismus und Communismus. Neben einer theoretisch-praktischen Darstellung der Rechtsphilosophie der Gegenwart und des Verhältnisses der juristischen Disciplinen unter einander suchte dann auch die Zeitschrift die Angelpunkte des Privatrechts, Vertrag und Eigenthum volksthümlich zu behandeln. Es ward aus dem Begriff des Obligationenrechts die Nothwendigkeit nachgewiesen, die Beschränkungen der Wechselfähigkeit aufzuheben, aus dem Begriff des Eigenthums das Associationswesen der Jetztzeit mit besonderer historisch-philosophischer Entwickelung des Wesens der Aktiengesellschaften erklärt.

Dieser Tendenz, die der erste Jahrgang verfolgte, bleibt auch der nur dem Titel nach veränderte zweite Jahrgang, von dem uns vier, interessante Abhandlungen enthaltende, Hefte vorliegen, treu. Sie wird sich also nach wie vor mit dem Recht in seinem weitesten Umfange, dem inländischen und ausländischen, antiken und modernen, dem materiellen und formellen, dem privaten und öffentlichen, sowie mit der rechtlichen Seite der Verwaltung, der Staatswissenschaften, insbesondere auch der Volkswirthschaft, und zwar mit vorzüglicher Rücksicht auf die historische Entwickelung der Erscheinung auf diesen Gebieten und ihrer Bedeutung für die Gegenwart beschäftigen.

Die Zeitschrift, die sich bereits einer bedeutenden Unterstützung von theoretischen und praktischen Juristen erfreut, verdient um ihres Zweckes willen mögliche Verbreitung, um so mehr, da bei eleganter Ausstattung der Preis (2 Thlr. 10 Sgr. der Band) billig gestellt ist.

Heidelberg.

Dr. A. Friedländer.

Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts zum erstenmal herausgegeben von F. K. Grieshaber, Professor am Lyceum zu Rastatt. Erste Abtheilung. Stuttgart, auf Kosten des Herausgebers. 1844.

Die alte Heidelberger Liederhandschrift, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttgart, auf Kosten des literarischen Vereins. 1844.

Das erstere der beiden Bücher ist ein höchst schätzenswerther Beitrag zur deutschen Prosa des XIII. Jahrhunderts. Eine ziemlich bedeutende Probe davon, die der Herr Herausgeber schon früher in seinem Buch „Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens" veröffentlicht hatte, wurde mit solchem Beifall aufgenommen, dass derselbe im Interesse der Wissenschaft sich entschloss, das Ganze drucken zu lassen. Die erste Abtheilung haben wir vor uns liegen, die zweite soll bald nachfolgen. Sämmtliche Predigten sind nach des Herrn Herausgebers Meinung von einem Verfasser, den er für einen

Digitized by Google

Ordensmann, Augustiner oder Franziskaner, hält; es mochte, fügt er hinzu, ein herumwandernder Prediger wie Berthold gewesen sein. Als seine Heimath sieht er den Schwarzwald an. Mit Recht rühmt Herr Professor Grieshaber an diesen Predigten den humanen, christlichen Geist des Verfassers und seine practische Richtung, die bei all seinem Hang zu allegorischen Erklärungen der heiligen Schrift dennoch beweise, dass wir es mit keinem eigentlichen Mystiker zu thun haben. Neben dieser innern Bedeutsamkeit verkennt er nicht die sprachliche Wichtigkeit dieser Predigten, aus deren Fassung er mit Recht schliesst, dass sie wirklich gehalten wurden, und macht auf die Ausbeute aufmerksam, die sie sowohl dem Lexicographen als dem Grammatiker gewähren.

Diese beiden an denselben gerühmten Eigenschaften erregten auch bald in dem Besitzer den Gedanken, sie drucken zu lassen. Die Ausführung dieses Gedankens verpflichtet uns um so mehr zu Dank gegen Herrn Grieshaber, als der uneigennützige Mann auch noch die Druckkosten des Buches übernommen hat.

Ein ähnliches Verdienst hat der von Herrn **Franz Pfeiffer** besorgte Abdruck der alten Heidelberger Liederhandschrift. Die günstige Aufnahme der Weingartner Liederhandschrift, die er schon früher hatte abdrucken lassen, bestimmte ihn, „auch von der Heidelberger Handschrift 357, der ältesten unter den bekannten grösseren Liedersammlungen, eine ähnliche Ausgabe zu veranstalten.“ Wer nur einigermassen das Unvollständige und Unzuverlässige der bisherigen Gesammtausgaben altdeutscher Lieder kennt, weiss das Verdienstvolle solcher Bücher wie des hier angezeigten von Herrn Pfeiffer zu schätzen: sie geben dem forschenden und aufmerksam vergleichenden Leser erwünschte Aufschlüsse über manche verdächtige und beanstandete Stelle und sind ihm ein nothwendiger Ersatz für das Unsichere in jenen Gesammtausgaben. Solche Bücher erleichtern aber auch neue Versuche, die sämmtlichen Lieder jener Zeit herauszugeben, und lassen, wenn der Unternehmer die gehörige Geduld und Geschicklichkeit besitzt, auf einen bessern Erfolg schliessen. Herr Pfeiffer hat also für die deutsche Lyrik des Mittelalters das Verdienst, dass er zwei der bedeutendsten Liederhandschriften der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht hat, dass Jeder sein Exemplar von Bodmers oder von Hagens Gesammtausgabe bereichern oder berichtigen kann, und dass ein künftiger Herausgeber aller Lieder die bedeutendsten Quellen zu bequemem und sicherm Gebrauch bei der Hand hat. Zuletzt muss noch bemerkt werden, dass die Correctheit des Abdrucks allen billigen Erwartungen entspricht.

Heidelberg, 18. April 1845.

K. A. Hahn.

Digitized by Google

1. *Kurze Geschichte der Häuser Fürstenberg, Geroldseck und von der Leyen. Von Dr. C. P. A. Fickler, Gymnasiumsdirector in Donaueschingen. Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1844. 112 S. in 8. nebst mehreren Steintafeln.*

2. *Elisabeth von Fürstenberg, geborene Landgräfin von Sulz. Ein Beitrag zur Geschichte des Hauses Fürstenberg. Donaueschingen, gedruckt bei Alb. Wilibald, fürstlich. Hofbuchdrucker. 1844. 31 S. in 8.*

Unter so manchen schätzbaren Beiträgen, wie sie die letzte Zeit zur Erweiterung und Bereicherung unserer vaterländischen Geschichtskunde gebracht hat, werden auch die beiden hier genannten Schriften nicht zu übersehen seyn, von welchen Nr. 1. einen Ueberblick der Geschichte einiger der angesehensten Geschlechter Süddeutschlands, zunächst die Geschichte eines Fürstenhauses liefert, das in der That bedeutend genug ist, um auch eine eigene, umfassende Bearbeitung anzusprechen, wie sie uns hoffentlich der Verf. noch liefert, dessen gründliche Forschung und Quellenstudium, auch aus andern derartigen Beiträgen bereits rühmlichst bekannt, hier um so eher etwas Tüchtiges leisten kann, als ein an Urkunden früherer Zeit überaus reiches Archiv (zu Donaueschingen) eine bisher noch wenig benutzte Fundgrube bietet, welche für den Süden Deutschlands höchst fruchtbar werden kann. Denn die Hausgeschichte von Fürstenberg, die wir besitzen, ist einerseits noch nicht vollendet, andererseits aber ist sie in ihrer ganzen Fassung und Haltung von der Art, dass ein neues, auf urkundliche Quellen gestütztes Unternehmen nicht blos wünschenswerth, sondern sogar nothwendig erscheint. Dann aber möchten wir vor Allem bei der Benutzung solcher noch nicht bekannten Urkunden auch zur Veröffentlichung wenigstens eines Theils derselben, namentlich der wichtigeren, bedeutenderen, sey es als Beilage des Textes, oder in der Form eines eigenen Codex Diplomaticus, rathen, weil wir überzeugt sind, dass dadurch ein solches Unternehmen nicht blos einen grösseren, sondern auch einen bleibenderen Werth gewinnen und der gerechten Anerkennung sicher seyn kann. Zu diesem Wunsche wird man jetzt gerade um so mehr veranlasst, als ein anderes, jetzt begonnenes Unternehmen uns in einer Sammlung von Scriptores rerum Badensium eine Reihe von werthvollen, bisher unbekannten Quellen, Urkunden, Chroniken und dergleichen, welche für die Geschichte Badens von Belang sind, bringen, und damit der badischen Geschichtsforschung eine neue, breitere Unterlage verschaffen wird.

In der Kurzen Geschichte von Fürstenberg, welche der Verf. hier vorlegt, konnte von solchen urkundlichen Beilagen keineswegs die Rede seyn; das Ganze war zunächst bestimmt zu einem Artikel für das Universal-Lexicon von Baden, einer in den übrigen Theilen meist verunglückten Buchhändler-Speculation; aus diesem Werke, in das wir uns deshalb nicht weiter einlassen, erscheint dieser Artikel hier, zu unserer Freude, in einem besonderen, durch ein ansprechendes Aeussere sich empfehlenden Abdruck, wodurch er auch einem

Digitized by Google

grösseren Kreise zugänglich werden kann. So konnte der Verf. hier nur einen blossen Ueberblick geben, ohne weitere Belege, Nachweise und dergleichen beizufügen; allein man bemerkt doch bald, dass es hier um keine Compilation sich handelt, sondern dass wir die Arbeit eines Mannes vor uns haben, der die Resultate vieljähriger Detailforschung hier mittheilt, und in Folge dieser Studien im Einzelnen mit dankenswerther Sorgfalt Manches berichtigt, verbessert, ergänzt, wozu er den urkundlichen Beweis wohl hätte liefern können, wenn diese Anlage und Bestimmung des Ganzen erlaubt hätte. Der Verf. gibt zuerst eine kurze Regentengeschichte, welche bis zu den Grafen von Achalm und Urach zurückgeht, nach welchen mit Egino (1175 ff.) die ersten eigentlichen Grafen von Fürstenberg beginnen; dann folgt ein ähnlicher Abriss der Landesgeschichte, welche auch Sitten und Culturgeschichte mit einschliesst, und bis auf die gegenwärtige Zeit, wie jener Abschnitt geführt ist und mit einer genauen statistischen Angabe der jetzigen Fürstenbergischen Besitzungen in ihrem Gesammtumfang endet. Ein (alphabetisch geordnetes) Verzeichniss ausgezeichneter Fürstenberger (Seite 54—88) bildet eine dankenswerthe Zugabe, zumal als hier kaum irgendwie Vorarbeiten zur Benützung vorlagen. Die Namen eines Auffenberg, Duttlinger, Hirt, v. Lassberg mit so manchen Andern werden genügen, um die Aufmerksamkeit der Leser auf diesen Anhang zu richten.

Aus urkundlichen Quellen ist gleichfalls die verwickelte, hier zuerst zur Klarheit gebrachte Geschichte des Hauses Geroldseck hervorgegangen, und da nach dem Tode des letzten männlichen Sprossen dieses Hauses (Jakob † 1634), unter mehrfachem Streit die Besitzungen desselben zuerst den Grafen von Kronberg, und nach deren Aussterben den Grafen (nachher Fürsten) von der Leyen zufielen (1695—1697), in deren Besitz sie sich jetzt noch, unter badischer Hoheit, befinden, so ist auch eine kurze Geschichte dieses altrheinischen Geschlechts, das, gleich dem der Geroldseck, noch über das zwölfte Jahrhundert hinausreichen dürfte, beigefügt. Von grosser Bedeutung sind die in Baden (hinter Lahr) gelegenen Besitzungen nicht, sie zählen nur gegen fünftehalbtausend Einwohner, während die Fürstenbergischen (jetzt 93081) bald zu der Zahl von hunderttausend Seelen sich erheben dürften.

In Nr. 2. hat der Verf. eine schöne Probe seiner gründlichen Detailstudien Fürstenbergischer Geschichte vorgelegt, und diese Probe mit allen Belegen und Nachweisungen ausgestattet, wie es die gelehrte Forschung zu verlangen pflegt. Die Vermählung des jetzigen Erbprinzen von Fürstenberg Carl Egon mit der Prinzessin Elisabeth von Reuss-Gräitz gab Veranlassung, die Vermählung eines der Vorfahren, des Grafen Friedrich IV. (Sohn's von Joachim I, dem Erbauer von Heiligenberg) mit Elisabeth Gräfin von Sulz, zum Gegenstand einer Schilderung zu machen, die, als passende Festgabe überreicht, zugleich einen bleibenden geschichtlichen Werth erhält. Aus gleichzeitigen, überall nachgewiesenen Quellen wird zuerst das Verlöbniss mit allen Präliminarien, der Sitte der Zeit gemäss, darunter auch der Heirathscontract, dann die Vermählung selbst (9. September 1584) mit all den sie begleitenden Festlichkeiten in anziehender Weise geschildert, und damit eine kurze

Digitized by Google

Nachricht über die weitern Schicksale der beiden Vermählten verbunden, am Schlusse aber noch als Anhang (S. 30 ff.) eine Stammtafel der Grafen von Sulz beigefügt.

Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Zum Besten der Bonner Münsterkirche herausgegeben von Dr. Laurenz Lersch. II. Mit vier architektonischen Abbildungen. Bonn, Henry und Cohen. 1844. 344 S. in 8.

Wenn wir ein im Jahre 1844 erschienenes und für eben dieses Jahr bestimmtes Jahrbuch erst jetzt im Jahre 1845 anzuzeigen im Stande sind, so befürchten wir darum doch nicht, mit der Anzeige zu spät zu kommen, da der Inhalt dieses Jahrbuchs ein solcher ist, der ihm auch über die kurze Dauer eines Jahrs hinaus einen bleibenden Werth zu verleihen vermag. Dieser Inhalt aber ist, wie schon auf dem Titel bemerkt wird, ein zwiefacher, in die Gebiete der Geschichte wie der Kunst gleichmässig einschlagend und so die beiden Abtheilungen äusserlich von einander trennend, während sie, innerlich mit einander verbunden, durch vielfache Berührungen jeder Art diese Verbindung bald erkennen lassen. Denn für Beides bringt noch immer das Rheinland reichlichen Stoff, der hier in einzelnen Aufsätzen verarbeitet, bald die Geschichte einzelner bemerkenswerther Orte oder Personen vergangener Zeiten uns vorführt, bald die Cultur- und Bildungsverhältnisse in einzelnen denkwürdigen Momenten und Bezügen schildert, die, auch ausserhalb des nächsten Kreises, ein Interesse finden werden, das in der gerechten Theilnahme an Allem, was dem gemeinsamen deutschen Vaterland angehört, wohl begründet ist. Und in diesem Sinne, hoffend für diese schönen Mittheilungen auch ein weiteres Interesse zu erwecken, gedenken wir über einige der in diesem Jahrbuch enthaltenen Aufsätze, einen wenn auch kurzen Bericht zu erstatten, der die eben ausgesprochenen Wünsche rechtfertigen mag.

Gleich der erste Aufsatz, mit welchem das Jahrbuch eröffnet wird, ist gewiss geeignet, ein solches allgemeines Interesse zu erwecken. Denn unter der Aufschrift: Die Eifel, Ritterburgen, Ritterleben etc. bietet uns der greise Arndt nicht etwa eine Lokalgeschichte eines durch Natur wie durch Geschichte höchst merkwürdigen Landes, mit allen den Specialitäten, welche in dem genauesten Nachweis aller geographisch-statistischen wie historischen Verhältnisse bestehen, aber für den, der nicht selbst einem solchen Lande angehört, kein besonderes Interesse haben; solche Detailgeschichten, wie sie bei uns, durch ein ehrenwerthes Streben in den zahlreichen Alterthumsvereinen hervorgerufen, jetzt immer häufiger werden, ohne jedoch über die nächsten lokalen Beziehungen und Verhältnisse hinauszugehen, dürfen wir hier nicht erwarten, wohl aber finden wir hier ein lebendiges Bild mittelalterlichen Lebens und mittelalterlicher Zustände, entworfen von einer Meisterhand, welche durch anziehende Schilderungen des Lebens der Ritter in ihren Burgen, wie in den Städten, durch klare Erörterung der Rechtsverhältnisse der Bewohner der Städte wie des Landes, der Sitten wie der verschiedenen Bildungsstufen dieser mittelalterlichen Menschheit und durch Rückblicke auf die neuere Zeit, hie und dort eingestreut, das Ganze zu beleben weiss.

(*Der Schluss folgt.*)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(*Schluss.*)

Nur eine Stelle, unfern des Schlusses, mag es erlaubt seyn, hier wörtlich aufzunehmen:

„Was über den Glanz oder vielmehr über das Nichtallesgold und Nichtallessilber, was glänzt, des früheren Burglebens gesagt ist, gilt von den Burgen selbst oder richtiger von den Wohnungen der Menschen darin. Die alten Deutschen sind in der Hinsicht den Griechen und Römern in ihrem besten Zeitalter gleich, welche in engen, schlechten Häusern wohnten, während sie den Göttern die Tempel bauten, deren prächtige Trümmer wir noch heute anstaunen. Wer viele Burgen gesehen hat, fand meistens nur ein oder zwei grössere Gemächer oder Säle, alle andern Zimmer möglichst klein, wie Schlafkammern für zwei drei Menschen eingerichtet. Jene früheren Menschen, eine Art Himmelstreber und Himmelstürmer im guten und schlimmen Sinn, bauten die Thürme und Thore wie über das menschliche Maass hinaus, die Kirchen und Tempel aber Gotte dem Heilande und den Heiligen, als wollten sie damit sogleich in den Himmel hineinsteigen; so die Rathhäuser, Gerichtssäle und andere öffentliche Baue im Gleichmasse. Sie hatten ein grosses Gefühl der lebendigen Gemeine, des ganzen vollen Zusammenlebens und Zusammenhaltens. Wir haben ein grosses Gefühl eines sogenannten Volkes, das allenthalben und nirgends ist, Manche auch eine leere überfliegende Idee der Freiheit, welche wir häufig da suchen, wo sie am wenigsten zu finden ist, während uns der Boden unter den Füssen, wie dem Sancho Pansa der Gaul unter dem Sattel, wegminirt wird, ohne dass wir merken, dass wir in leerer, dünner Luft zappeln und frieren."

Nun folgt S. 57 Dormagen und seine nächste Umgebung, von Prisac, mit besonderer Rücksicht auf mittelalterliche Baudenkmale; dann S. 64 ff. ein Beitrag zu der Literärgeschichte des Mittelalters in der Darstellung vom Leben und der wissenschaftlichen Thätigkeit des Cäsarius, Prior's zu Heisterbach, der bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, von Kaufmann; dann S. 86—174 ein grösserer Aufsatz von Meuser, welcher unter der Aufschrift „Zur Geschichte der kurfürstl. Universität Bonn, mit besonderer Rücksicht auf den dort in kirchlicher Hinsicht herrschenden Geist" einen allerdings höchst merkwürdigen Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts bringt, indem

Digitized by Google

er von der gegen Ende der siebenziger Jahre durch den Kurfürsten Max Friedrich zu Bonn begründeten, aber durch seinen Nachfolger, den Kurfürsten Maximilian Franz (den Bruder des Kaiser Joseph) erst eigentlich (am Ende von 1786) ins Leben gerufenen Universität, welche der legalen Autorität insofern freilich entbehrte, als die für die theologische Facultät wenigstens nothwendige Bestätigung des Pabstes nie ertheilt ward, einen interessanten Abriss liefert, der uns die kirchlichen (katholischen) Verhältnisse jener Zeiten, die durch Febronius und die Emser Punctation in dem Katholicismus und zwar in den höhern Würdeträgern der Kirche selbst sich erhebende Opposition wider den Pabst und die päbstliche Autorität und die Folgen dieses Strebens, wie den Verfall kirchlicher Zucht, der freilich damals nicht bloss am Rhein anzutreffen war, in einem einzelnen Fall nachweist, der allerdings bedeutend genug war, um eine besondere Beachtung anzusprechen. Denn die neu gestiftete Universität Bonn sollte, zumal im Gegensatz zur Köllner Universität, eigentlich dazu hauptsächlich dienen, jene neuen Grundsätze vom Katheder aus zu verbreiten und ihnen so durch die jüngere Generation, die hier zum priesterlichen Beruf gebildet werden sollte, allgemeinere Geltung zu verschaffen. In diesem Sinn erfolgte dann auch die Berufung der Lehrer, welche als Mittel zu einer solchen Umgestaltung, zur präsumirten Gründung einer deutsch-katholischen (vom Pabst unabhängigen) Nationalkirche und dergleichen dienen sollten, während alles Das, was sonst über den Zustand der Universität, die Bildungsstufe der Lehrer wie der Schüler bemerkt wird, zumal in Dem, was philosophische und philologische Studien betrifft, diese Universität auf einer ziemlich niederen Stufe wissenschaftlicher Bildung uns erblicken lässt. Und nehmen wir dazu die Persönlichkeit der einzelnen Lehrer, wenigstens der Mehrzahl nach, so wird man es sich wohl erklären können, wie geringen Einfluss eine solche Anstalt im Ganzen auf Wissenschaft und Kirche ausüben, wie sie von selbst, auch ohne die decretirte Aufhebung, zusammenfallen musste, als die Franzosen im Jahre 1794 in Bonn eingezogen waren und von den am linken Rheinufer gelegenen Landen des Kurfürsten von Köln Besitz genommen hatten. Insbesondere sind es neben dem Kanonisten Hederich, zwei Männer, über welche, da sie beide eine, zum Theil traurige Berühmtheit gewonnen haben, hier das Nähere, was ihre Wirksamkeit an der Bonner Universität betrifft, berichtet wird. Der eine ist der berüchtigte Eulogius Schneider, der uns freilich auch in dem, was hier von ihm erzählt wird, in keinem besseren Lichte erscheint, als späterhin, wo er, vom Kurfürsten endlich entlassen (1791) und nach Strassburg ziehend, dort gänzlich die Larve abwarf und zu einem der ärgsten Terroristen jener Schreckenszeit ward, die ihn zuletzt freilich selbst auf das Schaffot brachte, zu Paris am 1. April 1794. Der andere, der hier eine grosse Rolle spielte, obwohl in seiner moralischen Persönlichkeit mit Schneider nicht zu vergleichen, ist Dereser, jung nach Bonn berufen, wo er die um diese Zeit von bessern Protestanten verworfene, von einem Bahrdt und Genossen aber empfohlene Bibelexegese einzuführen suchte! Auch er hatte, obwohl in ehrenvoller Weise vom Kurfürst entlassen, nach Strassburg sich begeben, das er jedoch, als sein

Digitized by Google

Leben in Gefahr kam, wieder verliess. Später im Jahr 1815 erhielt er, wie S. 162 hier richtig bemerkt wird, eine Professur und später auch eine Domherrnstelle zu Breslau, wo er 1827 starb. Aber gar Manches hatte sich inzwischen auch mit ihm zugetragen. Am Anfange dieses Jahrhunderts lehrte er an hiesiger Universität, ward dann in Carlsruhe als Kirchenrath und Pfarrer angestellt, aber wegen unpassender Aeusserungen bei einer in Gegenwart des Hofes auf den Grossherzog Carl Friedrich gehaltenen Leichenrede, als fanatischer Katholik, seiner Dienste entlassen, darauf in Luzern als Lehrer der Theologie aufgenommen, aber bald als Freigeist durch einen Volksauflauf weggejagt, so dass er mit Lebensgefahr flüchten und im Badischen bei einem Freund Zuflucht suchen musste!

Zwei nicht minder verdienstliche Arbeiten folgen: von Aschbach, über den h. Cunibert, Bischof von Cöln (S. 175 ff.), und von Lersch über den für Cöln und die Rheinlande durch seine weltliche wie kirchliche Wirksamkait bedeutend gewordenen Erzbischof Anno II., in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts.

In der andern Abtheilung: Kunst, begegnen wir zuvörderst dem Aufsatz eines Mannes, der in den Geist und die Symbolik der classischen Baukunst der Griechen und Römer wie der christlichen Baukunst seit den Zeiten der Karolinger eingedrungen, auch der Gegensätze, welche beide von einander trennen, sich bewusst geworden, und diese in klarer und bestimmter wie sinnreicher Weise darzulegen weiss. Dieser erste Aufsatz von Bock: Die Bildwerke in der Pfalz Ludwig des Frommen zu Ingelheim, versucht gewissermassen eine Restauration dieses Kunstwerkes karolingischer Zeit, einzig gestützt auf die Beschreibung, die ein Dichter jener Zeit, offenbar aus eigener Anschauung dieses Werkes, Ermoldus Nigellus, uns hinterlassen hat, da der Pallast selbst, den dieses Bildwerk zierte, fast spurlos jetzt von der Erde verschwunden ist. Es war diess eine Reihe von Bildern, aus der profanen wie aus der christlichen Geschichte entnommen, welche gewissermassen einen vollständigen Cyclus bildeten, in Holz geschnitzt (wie S. 271 ff. nachgewiesen wird) zur Zierde des grossen Saales oder der Halle, in welcher die grossen Feste begangen wurden. Gerne folgt man dem Verf. in seiner sinnreichen Zusammenstellung, welche die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee eben so wie die Art der Ausführung in einer anschaulichen Weise entwickelt. Es ist aber diese dem ganzen Bildercyclus zu Grunde liegende Idee aus Orosius entnommen, wie S. 261 unbezweifelbar nachgewiesen wird, was allerdings wohl als ein neuer weis für das Ansehen dieses christlichen Geschichtschreibers im Mittelalter gelten mag. Ausser dem nächsten Gegenstande der Beschreibung und Zusammenstellung jener von Ermoldus Nigellus beschriebenen Bildwerke nach einer leitenden, in sich abgeschlossenen und zusammenhängenden Idee, kommt aber in diesem Aufsatze noch gar manches Andere vor, was zu einer richtigern Ansicht und Würdigung karolingischer Kunst dienen kann und darum der Beachtung werth erscheint, je weniger noch im Ganzen diese Periode von Seiten der in ihr herrschenden Kunstübung näher berücksichtigt und im Einzelnen be-

Digitized by Google

handelt worden ist. — Noch folgen drei weitere Aufsätze: Die Frescogemälde des neuen Elberfelder Rathhaussaales von Dr. Beltz S. 301 ff., die Kirche zu Schwarzach (ein merkwürdiges Baudenkmal des eilften Jahrhunderts — 1074 erbaut) von Joseph Porcher S. 310 ff. und: die rheinische Kirchenbaukunst des dreizehnten Jahrhunderts, vorzüglich im Cölner Oberstift von Licent. G. Kinkel S. 313 ff. Ein Anhang S. 341 ff. bringt noch ein altes Lied vom Grafen zu Sayn, nach einer aachener Handschrift.

Reden von Esaias Tegner, dem Dichter der „Frithiofs-Sage.“ Aus dem Schwedischen übersetzt von T. Homberg. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner. 1844. XVI. und 213 S. in 8.

Bei dem grossen Beifall, den Tegner's Dichtungen unter uns gewonnen haben, mag man wohl erwarten dürfen, dass auch andere Schöpfungen seines Geistes, wie sie uns diese Sammlung bringt, einen gleichen Anklang finden, und darum begrüssen wir diese Sammlung, wenn sie auch nicht gerade lauter Neues, unter uns noch nicht Bekanntes, bringt, doch mit Freude, als ein neues Mittel, ein grösseres Publikum mit den Werken eines Mannes bekannt zu machen, dessen hoher Geist und edler Sinn das traurige Geschick doppelt schwer beklagen lässt, das ihn, den noch in aller Kraft der Jahre stehenden Dichter, betroffen hat. Einzelne Reden Tegner's waren schon früher durch Mohnike in den Jahren 1827 und 1829 ins Deutsche übersetzt worden; im Jahre 1833 folgten sechs Schulreden, deren in diesen Jahrbb. 1834 p. 733 gedacht wurde. Die vorliegende Sammlung bringt Reden verschiedener Art und damit auch verschiedenen Inhalts, ja nach dem verschiedenen Wirkungskreise des Mannes, aus dem Schwedischen unmittelbar, wie uns scheint, übertragen, jedenfalls mit aller Sorgfalt und in einer Sprache, die uns das dem deutschen Idiom freilich näher liegende fremde Element nur selten und in Einzelnheiten erkennen lässt, die auf gewissen Eigenthümlichkeiten des Lebens und der Sprache beruhen, welche ein treuer und gewissenhafter Uebersetzer kaum verwischen durfte. Zuerst kommen drei akademische Reden, durch Tegner's frühere Stellung als Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Lund, sowie als Glied der schwedischen Akademie hervorgerufen; die bei dem Eintritt in diese Akademie am 22. Juni 1819 gehaltene Rede, welche über den Grafen J. G. Oxenstjerna, dessen Dichtungen u. s. w. sich zunächst verbreitet, aber daran auch schöne allgemeinere Bemerkungen über Poesie und Beredsamkeit knüpft, bildet den Anfang der Sammlung (S. 3—61); die nun folgende, durch die Vermählung des Kronprinzen (jetzigen Königs) Oskar veranlasste Rede ist ein wahres Meisterstück politischer Beredsamkeit, durch den Inhalt, wie durch die schöne, erhebende Sprache gleich anziehend, und obwohl im Jahr 1823 gehalten (wie diess auch einzelne Beziehungen und Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse bald

Digitized by Google

errathen lassen), doch durch ihre politische, von starrem Festhalten am Alten, wie von zerstörender Neuerungssucht gleichmässig entfernte Färbung eben so gut auch jetzt noch auf unsere Zeitverhältnisse anwendbar. Die dritte Rede, bei dem Schlusse der Vorlesungen zu Lund im Jahre 1824, vor dem Abgang zu dem Bischofssitz in Wexiö, gehalten, verbreitet sich in einfacher aber treffender Weise über das Studium der griechischen Literatur, deren Verdienste, wie deren Bedeutung für die Gegenwart, um dadurch den Sinn für eine Bildung zu wecken und zu erwärmen, die wir uns weder durch Bureaukraten noch durch Radikale entreissen lassen wollen. Zwar sind diese Reden bereits durch Mohnike in den oben genannten Jahren 1827 und 1829 auf deutschen Boden verpflanzt worden: indessen hätte man, dünkt uns, Unrecht gehabt, sie aus diesem Grunde hier wegzulassen, während die wünschenswerthe grössere Verbreitung dieser Reden eben dadurch nur gefördert wird. Nun folgen (II.) sechs Schulreden, in den Jahren 1824 bis 1837 an dem Gymnasium zu Wexiö und der Schule zu Jönköping gehalten, über verschiedene in das Gebiet der Jugendbildung und Jugenderziehung einschlägige Gegenstände, unter andern auch (in der dritten Rede — eine Abiturientenrede —), über das zu frühe Einmischen der Jugend in die Politik des Tags, vor welcher ernstlich gewarnt wird. Auch diese Reden, zu denen Tegner, als Bischof von Wexiö (seit 1824) durch die ihm zukommende Aufsicht über die Schulen und Gymnasien seines Sprengels veranlasst ward, sprechen nicht minder an durch die Klarheit der Ansichten, die überall sich aussprechende Theilnahme an allen Dem, was der Jugend wahrhaft frommt, und die schöne Sprache, deren Meisterschaft schwerlich Jemand bestreiten wird. Nur die beiden ersten Reden finden sich in den vorher genannten sechs Schulreden Mohnike's; die übrigen erscheinen unsers Wissens hier zuerst in deutschem Gewande. Die dritte Abtheilung bringt drei kirchliche Reden, die eine gehalten am Gustav-Adolph's-Feste am 6. November 1832, die andere bei der Beerdigung des Probsts Heurlin, die dritte bei einer Predigerweihe. Auf diese Weise ist es uns möglich gemacht, die Beredsamkeit Tegner's in den verschiedenen Beziehungen und Richtungen seiner amtlichen Thätigkeit zu verfolgen und näher kennen zu lernen; in allen treten gleichmässig die Eigenschaften hervor, die wir im Einzelnen schon erwähnt haben, und die allerdings zur Lectüre dieser Reden so sehr einladen.

Russland und seine Völker von Wilhelm Müller, Verfasser der „Bettler's Gabe" u. s. w. Erster Theil. Grossrussische Lebensbilder aus Gegenwart und Vergangenheit. Berlin, 1844. Buchhandlung des Berliner Lesecabinets. 375 S. in 8.

Nicht Schilderungen à la Custine, sondern wahre Lebensbilder im wahren Sinne des Wortes bringt diese Schrift, eingekleidet in eine äusserst anziehende, lebensfrische Darstellung, in welcher der Verfasser Das uns vorführt, was in ihm und in der Rückerinnerung an ein Land lebt

Digitized by Google

in dem er länger verweilt, in dem er durch ein finsteres Missgeschick Alles verloren zu haben versichert, aus dem er in das Land seiner Väter Nichts zurückgebracht, als Erinnerungen. Und diese Erinnerungen, wie sie hier in diesen leben- und seelenvollen Bildern sich aussprechen, tragen keineswegs das Gepräge einer durch persönliche Verhältnisse getrübten Stimmung oder Parteiansicht; sie geben nur wirklich Erlebtes getreu wieder und knüpfen daran auch Schilderungen vergangener Zustände und eines früheren Volkslebens, dass jedenfalls in Russland sich noch in grösserer Frische erhalten haben mag, als an so manchen andern Gegenden unseres gebildeten Welttheils. [Auf einen gewissen äusseren Zusammenhang in diesen Bildern macht der Verf. keinen Anspruch, kein systematisch abgeschlossenes wissenschaftliches Ganze soll man in seinem Werke erwarten, sondern einzelne, Leben und Geschichte, Sitten und Denkweise des Volkes zeichnende Bilder, dem Leben selbst und der Wirklichkeit entnommen. Und nimmt man mit dieser Ueberzeugung das Büchlein zur Hand, so wird man es gewiss nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Auf eine klimatische, über die verschiedenen Zonen, unter welchen Russlands Ländercolosse liegt, sich verbreitende Einleitung folgt ein Abschnitt, welcher dem Vater der russischen Geschichte, dem bekannten Chronisten und Mönch Nestor, gewidmet ist, woran sich andere Abschnitte über die Urbewohner des Landes und ihre Lebensweise und so weiter anreihen. Dem heiligen Kiew, der ältesten Stadt Russlands, mit seinen Klöstern und Heiligthümern ist ein weiterer Abschnitt gewidmet, welcher zugleich mit der Geschichte der Stadt, ihrer frühern Bedeutung, der furchtbaren Zerstörung durch die Mongolen, und ihrer jetzigen Gestalt bekannt macht. Ein ähnliches Bild führt die andere älteste Stadt Russlands in ihrer hohen geschichtlichen Bedeutung vor, Nowgorod als Freistaat, als mächtige Handelsstadt. Nun folgt eine Schilderung des früheren Glaubens der Bewohner Russlands vor ihrer Bekehrung zum Christenthum, überschrieben: der Urglaube; eine interessante Schilderung, die uns in einzelnen Zügen von dem religiösen Glauben oder vielmehr Aberglauben dieser Slaven, ihren Vorstellungen von der Welt und dergleichen mehr eine bessere Vorstellung gibt, als die neuesten so ausführlichen, aber auch so unkritischen slavischen Mythologieen und Göttergeschichten. Unter der Aufschrift Wahnglaube und Jetztzeit folgen ähnliche Schilderungen, die auf die ersten Zeiten der Verbreitung des Christenthums (z. B. Olga, die erste Christin aus dem Herrscherstamm), sowie auf russische Volkssitten und Gebräuche sich beziehen und mit der Schilderung der Jahresfeste (Neujahrsnacht, Ostern etc.) schliessen.

Digitized by Google

Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. Von Otto von Mirbach, Russ. Kaiserl. Kammerherr, Staatsrath, Ritter etc. Mitau. Verlag von Friedrich Lucas. 1844. 8. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer und fünf Ansichten. XXII. und 331 S. Zweiter Theil. Mit einem Titelkupfer und drei Ansichten. XII. und 312 S.

Schon in den Jahren 1825 und 1841 erschienen von demselben Verfasser: Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik, in welchen der historische Stoff in der freieren Form der Mittheilung durch Briefe, wie diess früherhin bekanntlich sehr an der Mode war, einem gebildeten, und nicht gerade gelehrten Publikum in einer angenehmen und unterhaltenden Form nahe gebracht werden sollte. Etwas Aehnliches bezwecken auch diese Briefe, welche unter dieser Form der Mittheilung eine Periode der Geschichte Kurlands behandeln, und zwar vom Jahre 1672 an, wo dieses Land mit Holland, in dessen Sold es mehrere Regimenter hatte gehen lassen, und dadurch zugleich auch mit den Mächten des westlichen Europa's in eine nähere Berührung kam, die für diese Zeit und ihre Darstellung ein Interesse und damit auch eine Theilnahme selbst bei dem Auslande erwecken kann, das in neuester Zeit, durch manche Rücksichten veranlasst, wieder mehr Interesse als früher an Kurland überhaupt genommen hat. Aber eben die freiere Form des Briefes hat den Verf. nicht in bestimmten Gränzen und Schranken gehalten; er knüpft an den Gegenstand noch manches Andere an, Altes wie Neues, Schilderungen vom Hof- wie vom Volksleben jener Zeit; die Verhältnisse Englands und Frankreichs und Hollands kommen eben so gut zur Sprache, wie die durch den Zusammenhang der westphälischen Adelsfamilien mit den kurländischen, und durch die Persönlichkeit des kriegerischen Bischofs von Münster, Bernhard von Galen (eines geborenen Kurländers), besonders hervortretenden Verhältnisse Westphalens, und daran reihen sich wieder Schilderungen von Schlössern, von Städten und Burgen Kurlands, von nahmhaften Regenten oder bedeutenden Familien des dortigen Adels, Blicke in die frühere Geschichte des Landes, und selbst in seine Culturzustände, in seinen Handel und seine Industrie, wie seine politische und maritime Bedeutung. In Allem zeigt sich das rühmliche Streben des Verfassers, seine Landsleute mit der Geschichte ihres Landes auf diese Weise einigermassen bekannt zu machen und ihren Eifer, ihr Interesse für eine fortgesetzte Behandlung derselben anzuregen. Die auf dem Titel erwähnten lithographirten Beigaben liefern Ansichten von einigen Städten und Schlössern Kurlands, die beiden Titelkupfer stellen Jacob Kettler, Herzog von Kurland († 1681) und Louise Charlotte, Herzogin von Kurland, Prinzessin von Brandenburg († 1676) dar.

Digitized by Google

Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslands. Mit biographisch-litterarischen Einleitungen. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 33. Band: Hitopadesa, eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum erstenmal ins Deutsche übersetzt von Max Müller.

— — — 34. und 35. Band: Indische Gedichte, in deutschen Nachbildungen von Albert Höfer. 2 Theile.

Das grosse Verdienst, das sich Herr Brockhaus durch diese Unternehmung, die besten belletristischen Schriften des Auslands in guten Uebersetzungen Allen zugänglich zu machen, erworben hat, ist längst anerkannt, und wie gut er den Geschmack des Publikums für solche Lektüre befriedigt hat, beweisen die vergriffenen Auflagen der meisten der in diese Bibliothek aufgenommenen Werke. Das Ganze wird, wenn Herr Brockhaus seinen Plan durchführen kann, alle Classiker aller Nationen der Deutschen in guten Uebersetzungen bekannt zu machen, ein eines deutschen Verlegers würdiges Unternehmen seyn. Unter den Völkern romanischen Stammes ist schon jedes wenigstens mit Einem, die Italiener schon mit sechs Dichterwerken vertreten, während wir uns wunderten, unter den germanischen Völkern bisher nur den Schweden, aber besonders noch gar nicht einem englischen Werke in dieser Sammlung begegnet zu seyn. Dagegen liegen uns hier, nachdem Herrm. Brockhaus die Mährchensammlung des Somadeva Ohatta geliefert hatte, wieder zwei indische Werke von grossem Interesse vor. Seitdem Göthe sich mit grosser Vorliebe in die orientalische Litteratur versenkte, seitdem die Romantiker, denen unser Dichterheros in seinem Alter gerade hierin begegnet war, besonders Schlegel und Rückert, die Blüthen aus den Zaubergängen am Ganges so emsig herbeisuchten und auf unsern Boden verpflanzten, hat sich das Studium der indischen Literatur so ausgebreitet, dass wir den Engländern, die dazu eine besondere Aufforderung haben, bald werden zuvorgekommen seyn. Die Hitopadesa (heilsame Lehre) ist eine der ältesten Fabelsammlungen, die der frühesten Kindheit des Menschengeschlechts zur Lehre und Warnung geboten wurde. Es ist beim Lesen derselben überraschend, hier den eigentlichen Ursprung so vieler Fabeln zu erblicken, die seitdem durch fast alle Sprachen Asiens und Europa's gewandert sind. Wenn aber andere Völker in ihren Fabeln mehr die symbolische Erzählung vorwalten liessen und die Moral entweder versteckt anbrachten oder sie ganz dem Scharfsinn des Lesers zu suchen überliessen, so ist hier, im Gegensatz zu der grossen Fabelsammlung Pantschatantra, das sententiöse Element ganz vorherrschend und die Erzählung erscheint nur wie die silberne Schüssel, auf welcher die goldnen Früchte der Moral und Lebensweisheit dargeboten werden. Denn überall, wo sich nur die geringste Gelegenheit zeigt, bei der kleinsten Fortrückung der Erzählung, der unbedeutendsten Begebenheit strömen die Sprüche hervor, um eine Tugend, Thorheit oder irgend ein Verhältniss des menschlichen Lebens zu berühren. Neben manchen inhaltleeren Sätzen findet man im Allgemeinen sehr viele vortreffliche Gedanken un-

Digitized by Google

ter diesen Sprüchen, wovon wir hier nur einige anführen wollen: „Auch dem Feinde, der sich dem Hause genaht, ziemt es, Gastfreundschaft zu erweisen; der Baum gibt den Schatten an seiner Seite selbst Dem, der ihn fällt.“ — „Keiner ist von Natur eines andern Freund oder Feind; durch unsere Thaten werden wir Freunde sowie Feinde.“ — „Mit einem Schlechten soll man weder Umgang noch Freundschaft haben; ist eine Kohle heiss, so brennt sie, ist sie kalt, so schwärzt sie die Hand.“ — Der Geizige ist den Andern gleich, wenn er den Reichthum nicht geniesst; der Ausspruch: dies gehört mir! wird zu einer Fessel, welche Schmerz bereitet, wenn sie gelösst wird.“ — Dass Herr Müller seine Uebersetzung dieser Fabeln in Prosa gab, kann unserer Ansicht nach gerade dieser didaktischen Dichtart keinen Abbruch thun, indem darin doch das Poetische untergeordnet ist, und die deutsche Uebertragung der Weisheitssprüche liest sich so angenehm und natürlich, wie diess eine gezwungene metrische niemals hätte erreichen können.

Die zwei andern angezeigten Bände der Bibliothek, welche uns Uebersetzungen von verschiedenen ganzen Gedichten oder poetischen Bruchstücken der Inder geben, haben nach des Herrn Uebersetzers Wort den Zweck, indisches Leben und indisches Dichten und Trachten, überhaupt das indische Alterthum, das nun schon seit lange der Gegenstand eifrigster Studien geworden ist, grössern Kreisen durch lebende Bilder zur Anschauung zu bringen. Herr Höfer ist durch seine Uebertragung der Urvasi schon länger rühmlich bekannt, und zu grossem Dank wird sich ihm das deutsche Publikum für die durch vorliegende Gedichte erweiterte Kenntniss des Lebens, der Gefühls- und Sinnesweise eines der merkwürdigsten Völker der Erde verpflichtet fühlen. Er hatte bei seiner Arbeit nicht die Gelehrten im Auge, sondern ein gebildetes Publikum, das für poetische Genüsse Sinn hat, und danach hat er sich in der Auswahl der Stücke gerichtet und eine reiche Mannigfaltigkeit des Guten und Besten aus der indischen Poesie wie einen Blumengarten angelegt. Das erste Bändchen bringt zuerst Hymnen verschiedenen Inhalts in passender Auswahl aus dem Rigvêda, dann die Episode aus dem grossen Epos Mahâbhârata, welche die Sündfluth beschreibt, und worin die häufige Uebereinstimmung mit der mosaischen Tradition überrascht; 3) die Episode von Kandu aus dem Brachmapurâna, einem Theil der Purânas, welche Kosmogonie, Theogonie, Genealogien göttlicher Heroen und Weisen und das Leben der Sterblichen symbolisch darstellt; die hier mitgetheilte Episode enthält die gelungene Verführung des Kandu zu sinnlichem Genuss, da dieser Weise durch seine erstaunlichen Bussübungen und dadurch erlangte Heiligkeit den Göttern gefährlich geworden war. 4) Eine zarte und blühende Beschreibung der Jahreszeiten, deren die Inder nach der Veränderung der Witterung sechs angenommen haben. 5) Das von sinnlicher Leidenschaft glühende Abschiedsgedicht des jungen Brachmanen Tschaura an die geliebte Königstochter, die er heimlich umarmt hatte und daher zum Tode verurtheilt worden war. 6) Sittensprüche und kurze Gedanken indischer Weisen, worunter sich, wie in den vorher angezeigten Fabeln, manche Goldkörner befinden. Das zweite Bändchen gibt zuerst wieder einige Hymnen, dann schöne Episoden aus

Digitized by Google

grössern epischen Gesängen, kleinere Gedichte und Sprüche, worunter wieder sehr tiefsinnige Sentenzen vorkommen, und zuletzt einzelne Fabeln und Mährchen aus den grossen Sammlungen. Die Verse der Uebersetzung lesen sich so leicht und angenehm, dass wir mit Freuden die ausgesprochene Absicht des Herrn Höfer hinnehmen, später auch das Bedeutendste aus der dramatischen Literatur der Inder auf dieselbe Art zu übertragen, so dass wir mit Lust in dem vollständig besetzten Garten orientalischer Blüthen umherwandeln können.

— — *36. bis 38. Band: Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Aus dem Spanischen übersetzt von Adolph Martin.*

Diese Ergänzung zu andern Uebersetzungen Calderon'scher Schauspiele wird vielen Lesern, besonders den Verehrern der romantischen Schule, sehr willkommen seyn; aber auch im Allgemeinen ist jeder neue Zuwachs in dieser Hinsicht angenehm, und gibt uns immer mehr die Hoffnung, dass einmal eine Zeit kommen wird, wo wir den ganzen Dichter in deutschem Gewande in seinem geistigen Wirken überschauen und beurtheilen können, was für die Litteraturgeschichte von grossem Nutzen seyn wird. Calderon dichtetete ungefähr zu der Zeit, als die Italiener schon die Blüthe ihrer Poesie hinter sich hatten, und den Engländern eben erst Shakespeare das höchste in der dramatischen Kunst gezeigt hatte. Welche interessante Vergleichung liesse sich, wenn hier der Raum dazu wäre, gerade in Hinsicht auf das Drama unter diesen drei Völkern anstellen, und wie bequem liesse sich dabei die Verschiedenheit ihres Nationalcharakters, ihrer politischen, philosophischen und religiösen Entwicklung nachweisen, welche auf ihre poetische Kunst so grossen Einfluss ausgeübt hat. Die Italiener wollten, und sie bemühten sich wenigstens diess in der Form zu erreichen, das antike Drama auf ihren Boden verpflanzen und neu beleben. Der alte griechische Geist liess sich aber von den Bewunderern eines Petrarca nicht so leicht citiren, und das romantische Jahrhundert verfiel bei seinen Nachahmungen in pomphafte Rhetorik, Ueberschwenglichkeit der Empfindung, ins Grässliche und Erschütternde, und setzte dabei die Lyrik an die Stelle der Dramatik. Auch in Calderon findet sich Romantik, Sentimentalität, Lyrik und Rhetorik in demselben Grad wie bei den Italienern, und doch sind diese Eigenschaften durchaus von denen der letztern verschieden und weisen auch deutlich auf einen ganz verschiedenen Ursprung hin. Denn wenn wir in den alten italienischen Dramen die alten Griechen und Römer als Lehrer nicht verkennen können, so zeigt sich in allen Stücken des Calderon, in seiner eigenthümlichen glänzenden Phantasie, seiner leidenschaftlichen Rhetorik, seinem ritterlichen Sinn der überwiegende Einfluss der Araber, der ehemaligen Herrn in Spanien. Wenn dagegen, um hier der Kürze wegen nur Eine Verschiedenheit anzudeuten, Shakespeare ganz den ritterlichen Sinn mit seinem spanischen Zeitgenossen theilt, so legte zwischen beide die Verschiedenheit des Cultus und

Digitized by Google

der bürgerlichen Lebensverhältnisse eine ungeheure Kluft. Dem englischen Dichter gab sein protestantischer Glaube volle Freiheit, den Menschen in seiner reinen Natürlichkeit zu erfassen und mit allem Licht und Schatten durch alle Stufen der Leidenschaft treu zu schildern, während Calderon in zwiefachen Banden theils der Kirche, theils eines in Formen und Etiketten versunkenen Hofes gefesselt war. Während sich der englische Dichter immer freier auf den Höhen der Menschheit fühlte, versenkte sich der Spanier immer mehr in den Mysticismus und ward im 62. Jahre noch Priester, um diesem Hang ungestörter nachzugehen. So erklärt sich im Allgemeinen auch bei uns der periodische Enthusiasmus für Calderon. Er begann zuerst zu einer Zeit, wo viele unserer bedeutenderen Dichter, Aesthetiker und Kritiker eine vorwiegende Neigung zum Katholizismus fassten und zum Theil in denselben übertraten. Seitdem das deutsche Volk von dem damals künstlich hervorgebrachten und unterhaltenen Rausch genesen ist, bleibt doch Calderon mit seinen Schnörkeln und Verzierungen, seinem Halbdunkel, seinen glänzenden Bildern, womit er den Eindruck eines katholischen Domes hervorbringt, immer der Lieblingsdichter der Mystiker.

Knigge's Leben und Schriften. Von Karl Gödeke. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1844. 190 Seiten in 8.

„Knigge's Leben getreu aus den Quellen darzustellen ist der Zweck dieses Büchelchens, das gleichsam von selbst entstand, als ich mit den Verfassers zahlreichen Schriften und merkwürdigen Schicksalen mich bekannt machte, um bei der im vorigen Jahre veranstalteten neuen Ausgabe seines Buchs über den Umgang mit Menschen mich über das Verhältniss seiner Handlungen zu seinen Lehren zu vergewissern und aus der Totalität seiner geistigen Natur heraus die Einzelnheiten seines Werkes zu modificiren, oder, wo es seyn musste, mit grösserer Bestimmtheit hervorzuheben. Die Art der Entstehung dieser Biographie wird es erklären, warum sie sich streng in den Gränzen des Berichts hält und weder der Vergangenheit noch der Gegenwart das Wort zu reden versucht. Ich darf dabei nicht fürchten, dass man mir eine haltlose Aneinanderreihung unkritisch gesammelter Materialien vorwerfe, aus welcher Nichts zu lernen sey, selbst nicht, wie der Verfasser über seinen Gegenstand denke. Ich wünsche, dass man etwas von der Vortragsweise in meiner Arbeit finde, welche die Individualität des Autors so wenig verläugnet als aufdringt und nicht darauf ausgeht, überall Etwas, sondern gehörigen Orts das Passende und Natürliche zu sagen."

Mit diesen Worten leitet der Verf. seine Darstellung von dem Leben und den Schriften eines Mannes ein, der, zwar nicht den grossen Geistern und Heroen, wie sie in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgetreten sind, zuzuzählen ist, aber durch die eigenthümliche Art seiner literarischen Thätigkeit einen Einfluss auf die Zeitgenos-

Digitized by Google

sen ausgeübt hat, der, wenn gleich jetzt verklungen, doch für seine Zeit wichtig genug war, um eine solche Darstellung hervorzurufen, durch welche wir die ganze Erscheinung in ihrem wahren Lichte, in ihrer wahren Bedeutung und damit auch in ihrem Werthe und Einfluss zu erkennen und zu würdigen im Stande sind. Dieser Zweck konnte freilich eben so wenig durch eine Anhäufung eines trocknen Stoffs als durch blosses Räsonnement, das unsere Zeit so gern an die Stelle einer gründlichen Forschung und Behandlung des Gegenstandes zu setzen pflegt, erreicht werden; es war vielmehr ein treues, lebendiges Bild von dem Wirken und der literärischen Thätigkeit dieses Mannes zu entwerfen, dessen Schriften, in seine Zeit eingreifend, zugleich die dieses Zeitalter bewegenden Ansichten und Grundsätze, und so den Character der Literatur uns zu vergegenwärtigen vermögen. Und diese Aufgabe hat der Verf., wie wir glauben, in einer beifallswürdigen Weise gelöst, fern sich haltend von aller Parteiansicht, die seinen Standpunkt, welcher der rein historisch-positive ist, getrübt und ihn in Bahnen gezogen hätte, in welchen eine ruhige und besonnene Prüfung zurücktreten muss, ohne dass er darum auf der andern Seite, durch Vorliebe zu dem gewählten Gegenstande geblendet, einer bloss panegyristischen Richtung sich hingegeben hätte, in die der Biograph, der Literärhistoriker so leicht zu verfallen pflegt. So führt uns der Verf. zuerst zurück in das elterliche Haus des Herrn von Knigge, er schildert uns seine Erziehung, seine Jugendbildung, seine Studien, seine persönlichen Neigungen, seinen Charakter (s. besonders p. 72 f.), seine ersten Anstellungen am Cassler Hofe u. s. w.; seine Verbindung mit den Illuminaten, namentlich mit Weishaupt, bildet den Gegenstand einer näheren Erörterung, die auch in andern Beziehungen nicht ohne Wichtigkeit ist; mit der Trennung dieser Verbindung beginnt jedoch eigentlich erst die Periode der grossen literärischen Thätigkeit des Herrn von Knigge, und darum hat auch ihr der Biograph fortan besondere Aufmerksamkeit gewidmet, anknüpfend die Darstellung derselben an die äusseren, im Ganzen wenig bedeutenden Ereignisse seines Lebens; von welcher Art aber diese literärische Thätigkeit, durch welche Knigge sich bald den Ruf eines Vielschreibers erwarb, beschaffen war, spricht der Verf. S. 68 f. also aus:

„Seine immer fertige Feder warf leicht hin, was sein immer fertiger Kopf leicht erzeugt hatte; anstatt seine Kräfte um die gründliche Ausbeutung eines Gegenstandes und um die Darstellung desselben in schöner Form zu sammeln, umkreiste er dieselben Stoffe im leichten, flüchtigen Spiel wie ein Schmetterling, kam ihnen bald so, bald so, dann gründlicher, dann oberflächlicher bei, wie Laune, körperliche oder geistige Verfassung, Zeit und Bedürfniss es erlaubten. Daher die zahllosen Wiederholungen in seinen Schriften, das häufige Selbstausschreiben und die Masse von unnützen Zuthaten, die den Büchern mehr Umfang aber durchaus nicht mehr Inhalt gaben. Zu den merkwürdigen Leuten seiner Zeit muss Knigge gezählt werden, zu den bedeutenden gehört er nicht. Merkwürdig sind seine zahlreichen Schriften, weil sie ihre Zeit abspiegeln, sie wissen sich nur selten über dieselbe emporzuheben, sie folgen ihren Strömungen, sey es willig, sey es unwillig, sie gaben denselben

Digitized by Google

aber keine Wendung und Richtung.“ (S. 68 f.) Dabei wird uns nicht verhehlt, wie auch andere, minder lautere Motive hinzukommen, Knigge's Schriften an ihrem Werthe zu benehmen, namentlich die von ihm selbst hier und dort ausgesprochene Absicht, mit seinen Schriften Geld zu verdienen, also die literärische Thätigkeit zu einem Mittel des Erwerbs zu machen, wie dies leider heutigentags so allgemein ist und unserer Literatur, wie der Wissenschaft und dem gründlichen Studium so unendlich geschadet hat. Die Folgen solcher Motive blieben auch bei Knigge nicht aus, obgleich er nie, wie so Viele in unsern Tagen, sein Talent zu absolut verwerflichen Dingen gemissbraucht hat, was wir dem Verf. (S. 71) gerne glauben, der ihn ganz richtig aufgefasst hat, wenn er sagt: „Sein Talent war nie tief, es war leicht, beweglich, anmuthig, schalkhaft, oft sehr flach, sehr arm im Geben, und mit einem solchen Talente erregt man wohl eine zeitlang die Aufmerksamkeit, aber es genügt nicht, Werke für die Dauer von Menschenaltern zu schaffen. Knigge's ganze Schriftstellerei gehört jener Aufklärungsperiode an, die seicht und flach war und bald von der gewaltigen Fluth der Ereignisse weggeschwemmt wurde.“ Man sieht aus diesen Stellen, wie wenig der Verfasser für seinen Schriftsteller Partei nimmt, um anerkannte Schwächen desselben zu verdecken oder zu verkennen; aber er ist auch andererseits gerecht genug, eine immerhin merkwürdige, vielfach in die Zeit und ihre geistigen und literärischen Bezüge eingreifende Persönlichkeit, in ihrem Werthe anzuerkennen und in ihr das zu finden, was sie in der That ist, ein Spiegel der Zeit, ihrer Richtungen und Bestrebungen. In diesem Sinne hat nun auch der Verfasser die ganze literärische Thätigkeit nach ihren einzelnen Productionen, wie sie im Laufe der Zeit nach einander ans Licht traten, besprochen; er hat dabei auf die äusseren Umstände, so weit sie auf Inhalt und Fassung derselben einwirkten, eben so sehr Rücksicht genommen, wie auf die eigene Stimmung des des Mannes, den Wechsel seiner Ansichten und Launen, die öfteren Verstimmungen, die grosse Aengstlichkeit, die ihm oft schwere Verlegenheiten bereitete, und wieder andererseits die ungemeine Thätigkeit und Ausdauer in allen Arbeiten, die Lebhaftigkeit seines Temperaments und dergleichen mehr: was auch die grosse Masse der zum Theil so verschiedenartigen Schriften erklärt, die aus Knigge's Feder geflossen sind; schrieb er doch, neben so manchen Romanen, sogar Predigten (S. 101 ff.), die selbst eine zweite Auflage erlebten, und zwar hier in Heidelberg, wo er einige Jahre (1783—1787) mit schriftstellerischen Arbeiten sehr beschäftigt verlebte, und zugleich manche Ausflüge in andere Gegenden der rheinischen Pfalz unternahm. Was der Verf. über Knigge's berühmtestes Buch: Ueber den Umgang mit Menschen, abgefasst in der Zurückgezogenheit, nach dem Abgang von Heidelberg, im Jahr 1787, bemerkt (S. 107 ff.), wird man mit besonderem Interesse um so mehr lesen, als dieses Buch damals ein Aufsehen wie kein anderes machte, in keiner Familie fehlte, daher auch Auflage über Auflage erlebte*), auch, wie der

*) Die vom Verf. dieser Schrift selbst besorgte Ausgabe (Hannover 1844 bei Hahn) ist die zwölfte; s. diese Jahrb. 1844. p. 638 ff.

Digitized by Google

Verf. hinzufügt (S. 118), immer noch nicht allein nicht verdrängt, sondern noch nicht einmal erreicht worden ist. Mit nicht geringem Interesse wird man die Nachrichten über sein Verhältniss zu Bahrdt (S. 131 ff.), ebenso die Ansichten Knigge's über die französische Revolution (S. 159 ff.), die in seine Periode so gewaltig eingriff, lesen, und überhaupt sein ganzes literärisches Treiben bis zu seinem am 6. März 1796 erfolgten Tode, in einem Alter von nicht ganz vier und vierzig Jahren, hier näher verfolgen können. Gern würden wir die Schlussworte, in welchen der Verfasser die wahre Bedeutung und das Verhältniss des Mannes zu seiner Zeit wie zur Literatur überhaupt so gut gezeichnet hat, beifügen, wenn wir nicht befürchten müssten, den uns gestatteten Raum zu überschreiten. Was wir aus dem Büchlein mit des Verfassers eigenen Worten angeführt, mag zugleich zeigen, mit welcher Gewandtheit Derselbe seinen Gegenstand zu behandeln und darzustellen gewusst hat. Druck und Papier sind sehr befriedigend.

Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosaikern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literärisch-ästhetischen Commentar. Von Dr. Heinrich Kurz. Erste Abtheilung: Gottsched bis Kant. Zürich. Verlag von Meyer und Zeller. 1845. gr. 8. mit doppelten Columnen (852) und VIII S.

Dieses Handbuch der deutschen Prosa, dessen ersten Band wir hier anzeigen, schliesst sich seiner Bestimmung nach ganz an das ähnliche Handbuch der deutschen Poesie an, welches vor nicht sehr langer Zeit derselbe Verfasser dem Publikum übergeben hat*). Es ist daher auch in seiner ganzen Anlage wie in seiner Ausführung, selbst nach Druck und Format, demselben in so weit ähnlich, als diess nach der Natur der Sache selbst nur immer möglich gewesen ist. Wie jenes Handbuch der Poesie, so soll auch dieses prosaische Handbuch die Gebildeten unserer Nation, insbesondere die gereifte Jugend, welche der Verf. vorzüglich im Auge hatte, mit den bedeutenderen Erscheinungen auf dem Gebiete der prosaischen Literatur, und dadurch mit den Männern selbst näher bekannt machen, von welchen die Bildung der heutigen Zeit ausgegangen ist. Zu diesem Zwecke werden ausgewählte

*) Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf unsere Zeit. Vollständige Sammlung von Musterstücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe der früheren Lesearten, biographischen Notizen und literarisch-ästhetischem Commentar. Von Dr. Heinrich Kurz, Professor der deutschen Literatur in Aarau. 1839—1842. Drei Bände, von denen der erste von Haller bis Göthe, der zweite von Schiller bis auf die neueste Zeit geht, der dritte den Commentar enthält, das Ganze zu dem billigen Preis von acht Gulden; s. diese Jahrbücher 1839. p. 1210; 1841. p. 319 ff.; 1842. p. 318.

Digitized by Google

Stücke aus ihren Schriften vorgelegt, und zwar, hinsichtlich der Verfasser, nach der chronologischen Ordnung; indem wir dadurch am besten in den Stand gesetzt sind, die Entwicklung und den Fortgang der deutschen Prosa zu verfolgen und zu überschauen. Freilich mussten dann, neben der Rücksicht auf die einzelnen bedeutenden Schriftsteller, auch die verschiedenen Gattungen und Formen der prosaischen Literatur in gleichem Grade berücksichtigt werden, um ein möglichst vollständiges Bild der Literatur nach allen Seiten und Richtungen hin zu gewinnen. Dass ein solcher Zweck nun nicht durch blosse Auszüge, einzelne Bruchstücke von mehr oder minder geringem Umfang aus den Schriften mehr oder minder bedeutender Männer ausgewählt, erreicht werden kann, liegt am Tage; es mussten vielmehr ganze, in sich einigermassen abgeschlossene, ein Ganzes bildende Abschnitte ausgewählt werden, und bei dieser Wahl musste hinwiederum eben so auf das Publikum, dem das Ganze bestimmt ist, als auf die Meister deutscher Prosa selbst gesehen werden, um die in der That hervorragenden auch durch umfangreiche und bedeutende Abschnitte aus ihren Schriften in gleicher Weise hier hervorragen zu lassen, und so zugleich die Bedeutung derselben für die Gesammtliteratur und den Einfluss, den sie darauf geäussert, bemerklich zu machen.

Allen diesen Anforderungen, zu denen noch die oft schwer zu erfüllende Forderung eines urkundlich getreuen Abdrucks der ausgewählten Abschnitte selbst hinzukömmt, hat der Verf. möglichst zu entsprechen gesucht und dadurch ein, wie wir glauben, wahrhaft nützliches Werk unternommen, dem man zur Förderung einer tüchtigen Gesinnung und Jugendbildung nur eine recht weite Verbreitung wünschen kann, zumal da der äusserst billig gestellte Preis — in der Subscription für alle drei Bände nur fünf Gulden — auch dem minder Bemittelten die Anschaffung möglich macht, die typographische Ausstattung aber in Druck und Papier nichts zu wünschen übrig lässt. Wie diese erste Abtheilung die frühere Periode von Gottsched an bis auf Kant inclus. befasst, so soll die zweite, demnächst nachfolgende, die Entwicklung der Prosa in der neueren Zeit befassen, der dritte aber, in ähnlicher Weise wie bei dem poetischen Handbuch, einen Commentar zu beiden Abtheilungen enthalten und damit das Ganze abschliessen.

Die vorliegende erste Abtheilung beginnt demnach mit Gottsched; dass nicht alle Schriftsteller von da an bis auf Kant berücksichtigt worden, wird nicht befremden; denn wenn „die Hauptgestalten, so viel als möglich, in ihrer ganzen Bedeutsamkeit sich darstellen sollten, so war es nothwendig, von diesen oft mehr als ein Stück aufzunehmen und somit andere untergeordnete Schriftsteller auszuschliessen. Uebrigens sind verhältnissmässig doch nur wenige Schriftsteller unberücksichtigt geblieben und hoffentlich ist keiner darunter, dessen Ausschliessung dem Buche zum wirklichen Nachtheil gereichen müsste. Endlich werden auch mehrere von denen, welche nicht hier eingereiht werden konnten, im Commentar gebührende Berücksichtigung erhalten und es wird sich in demselben Manches nachholen lassen, was in der Sammlung bedeutungslos gewesen wäre, dort aber, an geeigneter Stelle gegeben, Werth erhal-

Digitized by Google

ten muss." So der Verf. S. VI. Und wer würde ihm darin nicht beistimmen? Auf dem von ihm eingeschlagenen Wege treten die Haupterscheinungen der Literatur desto mehr hervor, und es war gewiss besser, Unbedeutendes gänzlich zu übergehen, und dafür einzelne, einflussreiche und bedeutende Schriftsteller desto mehr zu berücksichtigen. Und dass diess auch geschehen, haben wir noch in der Kürze durch den Nachweis der einzelnen Abschnitte, aus welchen diese erste Abtheilung gebildet ist, anzugeben. Von Gottsched ist der Aufsatz: Von poetischen Wörtern aufgenommen; ihm folgt Bodmer: „Von der Poesie des sechzehnten Jahrhunderts nach ihrem schönsten Lichte", dann Breitinger: Von der Nachahmung der Natur; Liscov: Vitrea fracta oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden etc.; Mehreres von Rabener (Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niederen Schulen; Schreiben eines von Adel an einen Professor um einen Hofmeister, und Antwort darauf). Daran schliesst sich Gellert's Rede: Von den Fehlern der Studirenden bei Erlernung der Wissenschaften; zwei kürzere Abschnitte von Spalding (Der Werth der Andacht) und Klopstock (Für junge Dichter; Aus einer deutschen Grammatik u. A.) bilden den Uebergang zu Winckelmann, aus dessen Schriften über die Theorie und Geschichte der alten Kunst mehrere schöne Abschnitte (C. 113—134) entnommen sind. Passend reiht sich daran Lessing's Laokoon, der hier vollständig erscheint; desgleichen die Hamburgische Dramaturgie, Anti Götze, Ernst und Falk; so ist allerdings und mit Recht hier ein grösserer Raum in Anspruch genommen (C. 134—295). Unverkürzt, dem Plan des Ganzen gemäss, keine Bruchstücke oder unzusammenhängende, aus dem Ganzen herausgerissene Stücke aufzunehmen, folgt nun Mendelssohn's Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele (C. 295—366), dann Thomas Abbt: Von der Stärke der Seele (bis C. 396), Johann Georg Sulzer: Knoten (bis C. 405), Joh. Jak. Engel: Lobrede auf Friedrich den Grossen (bis C. 414), Christian Garve: Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, insbesondere der Dichter (bis C. 442). Auf einige Stücke aus Salomon Gessner und Friedrich Carl Freiherr von Moser, folgen bald umfangreichere Mittheilungen aus den Schriften von Justus Möser, recht zweckmässig und passend ausgewählt (C. 451—529), dann wieder Stücke von J. G. Hamann, Mathias Claudius, Helfrich Peter Sturz, an welche Wieland's Process um des Esels Schatten, vollständig abgedruckt (C. 567—628), sich anreiht; einzelne, meist kürzere Abschnitte aus Mor. Aug. von Thümmels Schriften (der Hypochondrist), von J. C. Lavater, Th. G. von Hippel, G. Chr. Lichtenberg führen zu Herder (C. 668 ff.) und Kant (C. 830 ff.), und damit an den Schluss dieser ersten Abtheilung. Dass von beiden längere Abschnitte aufgenommen sind, rechtfertigt sich durch Zweck und Bestimmung des Ganzen. Von Herder finden wir folgende Aufsätze: I. Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? II. Ueber den Ursprung der Sprache. III. Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker. IV. Von Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes (Schulrede). V. Ueber den Selbstruhm (Predigt). Von Kant sind vier Abhandlungen aufgenommen: Von der Lüge; Von der Kriecherei; Was ist Aufklärung? Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.

Aus dieser kurzen Uebersicht des Inhalts mag man die vom Verf. getroffene Auswahl bemessen; eine baldige Fortsetzung und Vollendung des Ganzen ist wünschenswerth. Auf möglichste Correctheit des Textes ward durchweg die grösste Sorgfalt verwendet.

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

ACHTUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HÄLFTE.

Juli bis December.

HEIDELBERG.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

This no. is paged incorrectly.

Nr. 31. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

Fortsetzung von S. 282, Doppelheft 2. d. J.

Wir können des Herrn Wiggers statistische Angaben über den gegenwärtigen äusseren und inneren Zustand des Christenthums in Grossbritannien, nach dem, was von uns bisher über die Dissenter in der Englischen Kirche bemerkt worden ist, nicht verlassen, ohne vorher auch über einige andere Gegenstände, noch einige Andeutungen hinzugefügt zu haben. Wenn diess wiederum meist in ernst rügender Weise geschehen muss: so trifft die Schuld nicht den Ref. sondern die Leichtfertigkeit des Herrn Wiggers, die sich auch hier überall an den Tag legt.

Die erste Frage, welche uns hier entgegentritt, ist die nach den Quellen. Welchen Quellen hat Herr Wiggers seine statistischen Angaben über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Grossbritannien und Irland entnommen? Auskunft auf diese Frage giebt uns die S. 290. aufgeführte Literatur. Aber, o Gott welche? Denn da sieht es wunderlich aus! Ohne Kritik ein seltsam Gemisch von allerlei Schriften, nur nicht die rechten. Der wird sich wahrlich schlecht berathen finden, welcher in den meisten der hier angeführten Quellen, deren Titel nicht einmal richtig angegeben sind, Auskunft suchen wollte. Herr Wiggers muss hier, es ist gar nicht anders möglich, aufs Geradewohl das Erste Beste ohne alle Richtung abgeschrieben haben. Wir wollen nicht mit Herrn Wiggers rechten, wenn derselbe obenan Stäudlin's allgemeine Kirchengeschichte von Grossbritannien gesetzt hat, wenn schon dieses Werk nur bis zum Jahre 1818 hinabreicht und an wesentlichen Mängeln leidet. Was sollen wir zu dem nächsten, hier gleich aufgeführten Werk sagen, Short history of the church of England to the Revolution 1688. 3. A. London 1840? Der genaue Titel ist: A sketch of the

Digitized by Google

history etc. Das Werk, welches nur die Geschichte der Kirche Englands bis zum Jahre 1688 behandelt, hat ja mit der Gegenwart ganz und gar nichts zu schaffen, ist also nur entfernterer Weise Quelle für den kirchlichen Statistiker von Grossbritannien. — Es folgt bei Herrn Wiggers Funk: die Organisirung der englischen Staatskirche etc. Von der ist erst §. 162 die Rede. Es gehört also das Buch gar nicht hierher. Nun aber kommt's! Jer. Collier, the eccl. hist. of Gr. Britain. Lond. (1708.) 1841. 9. Bd. 8. Nur in diesem neuen und so umfangreichen Werke, wird der Statistiker gewiss alle nur mögliche Auskunft finden. und so kann er sich schon trösten über ein paar falsche Titel. Leidiger Trost. Mit der Gegenwart hat dieses Werk noch weniger zu schaffen als Short's oben angeführtes Werk. Diess zeigt sofort der Titel: The ecclesiastical history of Great Britain, from the first planting of Christianity, to the Reign of Charles the second; with a brief account of the Affairs of Religion in Ireland. By Jerem. Collier. Dieses Buch war schon 1708 und 1714 in zwei Folio-Bänden erschienen. Da es anfing selten zu werden, so wurde in den Jahren 1840 und 1841 ein neuer Abdruck in 9 Octavbänden veranstaltet. Mit dem gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Grossbritannien hat sich jedoch dieser neue Abdruck, dem eine Lebensbeschreibung Colliers beigegeben ist, ganz und gar nicht befasst. Also wiederum eine ausgetrocknete Quelle. — Es folgt Benthem's englischer Kirch- und Schulenstaat, welches bekannte Buch zuerst Lüneburg 1694 erschien, und 1732 durch Saurmann neu herausgegeben zum zweiten Male in Leipzig gedruckt wurde. Benthem fasst aber nur die Staatskirche, neben welcher Cap. 26 nur der Presbyterianer gedacht wird, in das Auge. Es gehört das Werk folglich nicht hierher, sondern zu §. 162, der von der Staatskirche handelt. Nach Benthem nennt Herr Wiggers Wendeborn, Zustand des Staates und der Religion in Grossbritannien am Ende des 18. Jahrhunderts. Hamburg 1785—88. 3 Thle. 8. Bei diesem allerdings hierher gehörenden Werke ist aber zu bemerken, erstens: dass der Titel falsch angegeben ist. Dieser heisst: Gebh. Fr. Aug. Wendeborn: der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Grossbritannien gegen das Ende des u. s. w. Zweitens, dass dasselbe in Berlin, nicht in Hamburg erschienen ist. Drittens, dass

Digitized by Google

es aus vier, nicht aus drei Bänden besteht, von welchen eigentlich nur der dritte und vierte Theil kirchliche Gegenstände erörtern. Der Verfasser des nun bei Herrn Wiggers genannten Buches: Beiträge zur Kenntniss vorzüglich des Innern von England, heisst Küttner nicht Kütter. Es erschien 1791 — 1798 nicht 1793 — 1796. Die nächsten Werke von Sack, Schubert, v. Raumer stehen richtig. Das 1843 in Paris und Leipzig erschienene Werk L' Angleterre l' Irlande et l' Ecosse ist dem Ref. nicht zu Gesicht gekommen; eben so wenig das des Herrn v. d. Decken vom Jahre 1817. Beide dürften aber wohl kaum im vorliegenden Falle von Belang seyn. Dagegen kommen nun die eigentlichen Quellen für Herrn Wiggers, nämlich die evangelische Kirchenzeitung und das Rheinwald'sche Repertorium. Wer also die kirchlichen Zustände Grossbritanniens und Irlands kennen lernen will, der halte sich nun an diese. Das sind die lauteren Quellen für k. Statistik! In Vergleich mit diesen sind für die vorliegende Statistik alle anderen aufgeführten Schriften eigentlich ganz entbehrlich, wie sie auch nur zum Gelehrtenflitterstaate gehören. Aber warum hat Herr Wiggers, der neben der authentischen ev. Kirchenzeitung doch auch gelehrten Prunk nicht verschmähete, mehrere der von Stäudlin in der Statistik I. S. 134 f. erwähnten Schriften übersehen, Alberti und Burn? Die Schottland betreffende Literatur folgt vor §. 170, die Irland betreffende vor §. 178. Wenn bei letzterer verwiesen wird auf des Bischofes Mant von Down und Connor: History of the church of Ireland, London 1839, so ist übersehen, dass von diesem Buche 1840 ein zweiter Band erschienen ist. Der erste geht von der Reformation bis auf die Revolution, der zweite von da bis auf die Union.

Bei solcher Sachlage wird der Leser nun schon im Voraus sich denken können, welche allgemeine Characteristik der kirchlichen Zustände Grossbritanniens und Irlandes im §. 161, dem die so eben besprochenen Quellen voranstehen, er zu erwarten hat. Herr Wiggers hat die ev. Kirchenzeitung gelesen und excerpirt, hat Grossbritannien und Irland durch des ehrenwerthen Herrn Hengstenberg Brille betrachtet und geschichtliche Verdrehungen und Entstellungen, in hochtönende und doch hohle Phrasen gekleidet, statt geschichtliche Thatsachen gegeben, unbekümmert darum, dass er mit seinen so gepriesenen Anhänglichkeiten an

Digitized by Google

das lautere Lutherthum dabei in schnöden Widerspruch kömmt. Aber freilich, die Einfahrt in den evangelischen Hafen, dem Herrn Wiggers zusteuert, wurde zur Zeit der Abfassung seines Buches durch den Wind der englischen Staatskirche besonders begünstigt. Nur dass dieser Wind, wie aller Wind, keinen Bestand hat, und bereits Mine macht, sich für den Nothfall etwas nördlicher zu drehen. Das wahre religiöse und kirchliche Sein und Leben eines Volkes, kann nur nach dem, was unmittelbar dem Innern des Geistes und Herzens entquillt, bemessen werden. Legalität, wenn dieselbe auch noch so sehr in kirchliche Formen sich kleidet, kann wohl den Schein von Religiosität für sich haben, ist aber noch keine Frömmigkeit. Diese ist überhaupt von wahrer Denk- und Geistesfreiheit unzertrennlich. Von einer solchen zeigt aber die gesammte Entwickelung des kirchlichen Lebens in England kaum einmal, unter Eduard VI. (1547 — 1553) eine schwache, bald wieder sich verlierende Spur. England hat nie ein wahrhaft freies religiöses Element entwikelt und geltend gemacht, weder zur Zeit Augustin's, da die Angelsachsen der Römischen Kirche unterworfen wurden, noch damals, als das bedrängte Volk dem tief unter den Pabst gebeugten Heinrich I., zur Sicherung seines von der Kirche durch und durch gefährdeten Bestehens, die Magna charta abrang; weder damals, als Heinrich VIII., lediglich von despotischer Selbsucht geleitet, eine kirchliche Reform begann, noch zur Zeit der durch Elisabeth gegebenen Uniformitätsacte, der Toleranzacte Wilhelms III., und der neuesten Emancipationsacte von 1829. Wohl aber bezeugt uns die Geschichte, dass auf keinem der Länder des christlichen Abendlandes, selbst Irland, das so lange kirchliche Selbstständigkeit Rom gegenüber sich gewahrt hatte, nicht ausgenommen, der Druck der Kirche so lange und so schwer gelastet hat, als auf England. Alle seine politischen Institutionen, bis auf die Gegenwart herab, haben sich nur unter kirchlichem Einfluss entwickeln können, und so hat sich nothwendig in England in Folge langen Zwanges und langer Gewohnheit ein gewisser Zustand der Dinge gebildet, welcher zwar den Schein hoher Religiosität und den ungemessenen Beifall der Hierarchie für sich hat, in Wahrheit aber nur auf Gewöhnung und Legalität beruht, und darum fern von jener wahren Religiosität ist, die der freien Ueberzeugung und freien Thätigkeit des Geistes entspringt. Und wehe der Menschheit, wenn jedes Volk auf Erden, um allmälig in

Digitized by Google

einen Zustand, ähnlich dem der in neuerer Zeit so gepriesenen englischen Religiosität, zu gelangen, alle die schrecklichen Phasen durchmachen müsste, welche das englische Volk seit mehr als tausend Jahren in so furchtbarer Weise durchlaufen hat! Wahr ist endlich: England konnte nicht gross werden, nicht gewaltig nach aussen hervortreten, bevor sein kirchliches und bürgerliches Sein und Streben sich in ein gewisses Gleichgewicht gesetzt und innerlich beruhigt hatten. Darum sind es aber noch lange nicht seine kirchlichen Institutionen, durch welche es gross geworden ist; wie sehr diese Behauptung auch im Munde der verbündeten Hierarchie und Aristokratie wiederhallen, und von Tausenden bald im eignen wohlverstandenen Interesse, bald aus geschichtlicher Befangenheit und Unwissenheit nachgesprochen werden mag.

Dagegen lässt sich der Vertheidiger des Lutherthums Herr Wiggers auf den Grund seiner tiefen Studien in der evangelischen Kirchenzeitung und im Rheinwald'schen Repertorium über die kirchlichen Zustände Grossbritanniens und Irlands empfindsam und pathetisch also vernehmen:

An allen Freuden und Schmerzen des geschichtlichen Lebens von England war stets die Kirche wesentlich betheiligt (müste heissen zu allen den grossen Leiden, die über England gekommen sind, hat die Kirche von je das Feuer geschürt,) und noch jetzt ist, was das Volk bewegt, was die Parteien zum Kampf ruft, was der Zukunft ihre Gestalt giebt, nicht das politische Interesse allein, sondern in eben so hohem Grade und sichtbarer, als bei jedem anderem Volke, zugleich das kirchliche (muss heissen: das hierarchische). Eben dass die ganze Nation so tief und innig vom christlichen (muss heissen: hierarchischen) Geiste durchdrungen ist, hat ihr die Kraft, die Freiheit und das Leben gegeben (gerade das Gegentheil seit der Magna charta. England ist in demselben Maasse freier und grösser geworden, als es die ihm angelegten Fesseln der Hierarchie, bei Herrn Wiggers Christenthum genannt, mehr und mehr abgeschüttelt hat), durch welche sie so gross und stark im Innern und vor allen Völkern gewaltig nach aussen dasteht, reich an Vergangenheit wie an Zukunft, und vorzugsweise berufen, den Namen des Herrn über die weiten Meere und Länder zu tragen, wohin ihre Herrschaft und ihr Handel reicht (Aecht hierarchisch und chiliastisch zugleich. Eben das Ausbeuten der Religion zu politischen und merkantilischen Zwecken, ist

Digitized by Google

eine grosse Schattenseite der englischen Kirche). Auf dem segensreichen Boden nicht einer abstracten, sondern einer wirklichen und poetischen Freiheit (wo herrscht in der englischen Kirche wirkliche und practische Freiheit?) hat sich dieser Reichthum religiösen Lebens zu einer Fülle kirchlicher Gestaltungen herausgebildet, deren jede (sind damit die zahlreichen schwärmerischen Secten in England gemeint?) die ihr angemessene Sphäre der Entfaltung findet, und in ihrer Weise das Leben des Ganzen fördert, indem sie den Kreis ihrer Wirksamkeit erfüllt (muss heissen: deren jede durch den nothwendigen Gegensatz zu dem unnatürlichen Druck der Staatskirche in ihrer freien Entfaltung verhindert, nur in mehr oder weniger verkrüppelter Weise, oft nur geradezu als elendes Zerrbild ins Dasein zu treten und eben dieses Dasein kümmerlich zu fristen vermochte). Durch ihre innere Kraft und Bedeutung sind einer jeden die Grenzen angewiesen, über welche sie nicht hinausstreben darf, innerhalb deren aber sie ohne Hinderniss und Belästigung (etwa wie der Leibeigne innerhalb der Willkür seines Herrn) sich bewegt. Den vornehmsten Rang unter allen (Herr Wiggers, der bisher von dem geschichtlichen Leben von England sprach, substituirt auf einmal Grossbritannien und Irland, an die Stelle von England) behauptet die englische Staatskirche, welche durch ihren evangelischen Geist über die Römische Kirche, durch ihre leibliche Festigkeit (da haben wir's ja!) über die neben ihr bestehenden evangelischen Gemeinschaften sich erhebt, und in der Einheit der sichtbaren mit der unsichtbaren Seite die ruhig fortschreitende conservative Mitte zwischen der römischen Stabilität und der unruhigen Beweglichkeit der dem Staatsleben mehr oder weniger entfremdeten evangelischen Kirchen darstellt. Bald nachher spricht Herr Wiggers seine (auch geschichtlich begründbare?!) Meinung dahin aus: „unter der Regierung der grossen Königin Elisabeth errang der freigelassene (??) evangelische Geist einen vollständigen Sieg, ohne indessen mehr von den alten ehrwürdigen Formen der Kirche anzutasten, als was sich als Wohnung des Evangeliums unbrauchbar erwies." So der strenge Lutheraner und seine Quellen. Wir aber sagen mit den Worten des alten Propheten:

Digitized by Google

Mein Volk, Deine Führer sind Verführer!

Die nächsten vier Paragraphen 162 — 165 oder S. 286 — 318 sind der englischen Staatskirche zugewiesen. Fragen wir nun zunächst wieder nach den Quellen: so sieht es abermals gar traurig aus. Den §§. 162, 164, 165 ist zwar einige Literatur vorgesetzt, aber wieder: o, Gott, welche? Bei einer Statistik der englischen Staatskirche kommen zwei Classen von Quellen in Betracht. Erstlich jene kirchlichen Actenstücke, welche, gleichsam der geschichtliche Unterbau, die fortwährende Grundlage der englischen Kirche nach Lehre und Verfassung bilden; zweitens Schriften, welche über den gegenwärtigen Zustand der Kirche, ihre Ausdehnung, Verfassung und Hülfsmittel Auskunft geben. Als Schriften der ersten Art müssten oben anstehen: The 39 Articles and the Constitutions and Canons of the Church of England, öfter gedruckt z. B. London 1773. 8. ausführlicher noch von Wilson. Oxford. 1821. 8. herausgegeben; ferner der in der englischen Kirche allgemein eingeführte Church-Catechisme nach der Revision von Nowell, daher auch kurz Nowell's Catechisme, zuerst 1570 und dann unzählig oft wiedergedruckt (S. Short hist. p. 189.). Ferner die unter dem Titel: The book of common prayer bekannte stehende Liturgie in der englischen Kirche, welche ebenso in zahllosen Drucken verbreitet ist, und fortwährend von Jahr zu Jahr verbreitet wird. Hinsichtlich des Inhaltes und des Geschichtlichen dieser Schriften war aber auf die früher fälschlich vor §. 161 genannte Sketch of the history of the church of England by Short zu verweisen, ein Werk, welches gerade über diese Stücke ausführlichere und kritische Auskunft giebt; ferner auf

39. *The Ritual of the united church of England and Ireland. Illustrated; with occasional Reference to the Objections of Dissenters. By the Rev. Gerald Wensley Tyrrell A. M. etc. London 1840. VI. und 383. 8.*

eine Schrift, über deren Inhalt Ref. in der Kürze noch einiges Nähere beibringen zu müssen glaubt. Der Verfasser, ein eifriger Anhänger seiner Kirche, handelt im ersten die Stelle der Einleitung vertretenden, Capitel von dem Nutzen und den Vorzügen stehender Gebetsformulare. S. 16 liest man die wunderliche Behauptung: Der Gebrauch freier Ge-

Digitized by Google

bete, sei in Grossbritannien zuerst unter der Königin Elisabeth aufgekommen, und zwar durch Papisten, welche auf solche Weise den Samen der Zwietracht auszustreuen versucht hätten. Sonst enthält das Capitel viel Wahres und Beherzenswerthes, aber meist mit Uebertreibung gepaart. Das zweite Capitel S. 21—38 behandelt die Geschichte des Book of Common Prayer. Es hat seinen Namen von seiner Bestimmung for the common use of the Congregation. Von der in diesem Buche zusammengestellten Liturgie wird behauptet, das Ganze sei unter der Leitung der göttlichen Vorsehung allmälig, jedoch in solcher Weise erwachsen, dass im Wesentlichen Alles aus der Zeit vor dem verderblichen Einflusse der Römisch-katholischen Kirche herrühre, und die Liturgien von Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, Ephesus und Lyon die eigentliche Grundlage bildeten; Sätze, in deren Aufstellung und Behauptung die englische Kirche mit mehr zuversichtlicher Keckheit als geschichtlicher Wahrheit sich gefällt. Richtig dagegen ist, was S. 22 und 25 ff. über die Zusammenstellung des Buches seit Heinrich VIII. Zeiten und den Abschluss desselben in seiner gegenwärtigen Gestalt seit 1662, gesagt wird. Aus seinen geschichtlichen Vordersätzen glaubt Herr Tyrrell S. 30 den Schluss ziehen zu dürfen, das Book of Common Prayer habe unter allen liturgischen Büchern auf Erden seines gleichen nicht. If long experience and trial — if the most profound learning, the most eminent piety, the greatest wisdom — if the sifting of the most skilful disputants — if time, labour, ability, knowledge, experience, investigation, discussion, ecclesiastical sanction, and civil enactments can stamp authority on any book — it is stamped on the Book of Common Prayer. Er folgert daraus viererlei: 1. dem durch die Authorität der Kirche geschützten Buche, müsse in allem, was nicht im Widerspruche mit Gottes Wort stehe, Folge geleistet werden; 2. ihm gebühre wegen seiner inneren Trefflichkeit, Verehrung und Liebe von Seiten der Protestanten; 3. es sei die höchste Vermessenheit und Selbstüberschätzung, wenn ein Einzelner ein solches Buch durch ein besseres ersetzen zu können meine; 4. noch vermessener sei der Wahn, es liessen sich die in diesem Buche enthaltenen Gebete durch freie ersetzen. Das Buch sei offenbar unter göttlichem Einfluss entstanden und darum könne es keine bessere Liturgie geben, als die englische. Die vorgeschlagenen Abänderungen seien haupt-

Digitized by Google

sächlich nur von Leugnern der Trinität ausgegangen. Wo solche geschichtlich ganz und gar nicht gerechtfertigte und nicht zu rechtfertigende Vorstellungen, solche Vergötterung eines menschlichen Gebetbuches im Schwange sind, da kann man sich leicht denken, was erst von der Bibel, als dem offenbarten Worte Gottes, was von ihrer Auslegung gelehrt und geglaubt werden muss!

In den übrigen Capiteln 3—25 geht nun Herr Tyrrell das ganze Book of Common-Prayer, in Absicht auf seinen Inhalt, der Reihe nach durch. An der Spitze des Book of Common-Prayer steht eine Vorrede; auf sie folgt ein Verzeichniss biblischer Lesestücke und endlich ein Kalender. Diese drei Stücke behandelt Herr Tyrrell im dritten Capitel; so dass sich auch der fremde Leser zurechtgeholfen sieht. Capitel 4 vom täglichen Gebet. Capitel 5—8 vom Morgengebet; zuletzt auch noch vom Abendgebet. Capitel 9 vom Athanasianischen Glaubensbekenntniss. Capitel 10 und 11 von der Litanei, mit einer Erörterung über das Schisma; wobei jedoch hinsichtlich des ersten Einflusses, welchen die Römischen Bischöfe auf England erhalten haben sollen, mehrere geschichtliche Verstösse bemerklich sind. Capitel 12—15 von der Abendmalsfeier. Capitel 16 und 17 von der Taufe. Capitel 18. Der Katechismus. Capitel 19 von der Confirmation. Capitel 20 von der Einsegnung der Ehe. Capitel 21 vom Krankenbesuch. Capitel 22 von der Beerdigung. Capitel 23 von der Aussegnung der Wöchnerinnen. Von der Kirchenbusse. Capitel 24 und 25 von der Ordination, der Priester- und von der Bischofsweihe. Schon diese kurze Uebersicht des Inhaltes zeigt, wie bedeutsam die Schrift in statistischer Hinsicht ist. Dieselbe ja noch höhere Bedeutung hat sie für den Liturgen; und endlich ist sie auch sehr geeignet, ein richtigeres Urtheil, als bis jetzt bei so manchen blinden Lobrednern der englischen Liturgie sich findet, über das Wesen und den Geist eben dieser Liturgie zu vermitteln. In Absicht auf Kritik und geschichtliche Genauigkeit verdient dagegen das Werk Short's bei weitem den Vorzug. Neben diesen Schriften wäre nun der an unrechter Stelle oder zu früh genannte Benthem, ferner die vor §. 164 erwähnten Schriften Küper's und Gübler's, zu nennen gewesen. Auch Herb. Marsh's vergleichende Darstellung der protestantisch-englischen und römisch-katholischen Kirche in der Deutschen Bear-

Digitized by Google

beitung von Schreiter, Sulzbach 1821 hätte Erwähnung verdient und würde den Herrn Wiggers vor manchen Missgriffen seiner Quellen haben sichern können. In der zweiten Classe von Schriften hätten ausser den vor §. 161 genannten Schriften von Sack, von Raumer und Schubert, Roose (vor §. 162) und Huber (vor §. 165), vor allem die statistisch wichtige, zu London erscheinende ecclesiastical Gazette, und die eben daselbst jährlich aufgestellte Clergy List hervorgehoben werden müssen. Von letzterer liegt dem Ref. der Jahrgang 1841 vor, der Titel ist:

40. *The Clergy List for 1841. Containing alphabetical List of Clergy; Alphabetical List of Benefices, with Post Towns; List of the cathedral Establishments; Benefices arranged under their ecclesiastical Divisions; List of ecclesiastical Preferments in the Patronage of the Crown, the Bishops, Deans and Chapters etc. — To be published annualy. London by Cox. 1841. 8. ohne fortlaufende Seitenzahlen. Preis 8 Schill.*

Da auch dieses Buch wenig nach Deutschland gekommen zu sein scheint: so hofft sich Ref. durch eine kurze Anzeige des Inhalts und der Einrichtung vielleicht den Dank des Einen und Andern zu erwerben.

Im Wesentlichen gleicht das Buch unsern Staats- und Adresskalendern. Das kurze Vorwort sagt: das Buch sei hauptsächlich erwachsen aus von dem Klerus selbst aufgestellten Listen. Das alphabetische Verzeichniss der Namen der Kleriker sei so vollständig, als es sich nur habe erzielen lassen und umfasse sowohl angestellte als unangestellte Kleriker. Da aber die Zahl der Letztern so gross sei: so sei hinsichtlich dieser Vollständigkeit am wenigsten zu erreichen gewesen. Die Bearbeiter hoffen indess auch in dieser Beziehung Vollständigeres zu leisten, sobald die Wichtigkeit dieser Unternehmung allgemein anerkannt wird. Dieses alphabetische Verzeichniss der Namen geht bis S. 221 umfasst 220 Seiten und gibt neben den Namen Pfründe und Wohnort an. Da durchschnittlich jede Seite 64 Namen enthält: so ergibt sich ein Personalbestand von 14080 Klerikern, wornach die in England muthmasslich auf 18000 angeschlagene Gesammtheit des Klerus, angestellte sowohl als nichtangestellte, etwas zu hoch gegriffen erscheint. Auf S. 223 u. 224 folgt ein Verzeichniss derer, welche

Digitized by Google

im Dezember 1840 ordinirt worden sind, mit Angabe des Collegiums, dem sie angehören, der Universität und der Diöcese. Ihrer sind 308. Davon kommen 147 auf Oxford, 99 auf Cambridge; die übrigen auf Durham und Dublin und einige wenige auf Missionsanstalten. Es folgt dann weiter ein nicht paginirtes aber 218 Seiten starkes alphabetisch geordnetes Verzeichniss der kirchlichen Pfründen in England und Wales. Dasselbe ist in 8 Columnen abgetheilt: 1. Namen und Gegend der Pfründe. 2. Post-Station. 3. Diöcese. 4. Inhaber der Pfründe und seit wann? 5. Vertreter (Curate), natürlich nur da, wo der Pfründner nicht selbst anwesend und thätig ist. 6. Patron. 7. Reines (Netto:) Einkommen. 8. Seelenzahl. Nach der allgemeinen Vorbemerkung ist mehreres in der Anordnung dieses auf amtliche Documente gebauten Verzeichnisses neu. Dem Einkommen und der Seelenzahl liegt zum Grunde: The Rapport of the Ecclesiastical Commissioners. Da aber in England, wie bekannt, häufig mehrere Pfründen zugleich einer Person übertragen sind: so lässt sich das kirchliche Einkommen, besonders des höheren Klerus, hieraus noch nicht mit Sicherheit bestimmen.

Unter der Aufschrift: Bishops and Cathedral Etablishments, folgt dann, wiederum ohne Seitenzahl, eine Aufzählung der Bisthümer in der englischen Staatskirche. In derselben sind die einzelnen Bisthümer nebst ihren Inhabern, Amtsantritt und Einkünften der Letztern, so wie das Capitel-Personal, wiederum mit Angabe des Dienstantrittes, aufgeführt. Zuerst die beiden englischen Erzbischöffe von Canterbury und York, jener mit einem jährlichen Einkommen von 17000, dieser von 10000 L. Dann folgen die Bisthümer und Capitel von London, Durham, Winchester, Bangor, Bath und Wells, Carlisle, Chester, Chichester, Ely, Exeter, Gloucester und Bristol, Hereford, Lichfield, Lincoln, Llandaf, Norwich, Oxford, Peterborough, Ripon, Rochester, Salisbury, St. Asaph, St. David's, Worcester, Sodor und Man. Angereiht sind die Collegial-Capitel: Brecon, Manchester, Middleham. St. Katharine's, Southwell, Westminster, Windsor, Wolverhampton, Heytersbury. Einen kürzeren Anhang bilden die übrigen Bisthümer der englischen Staatskirche. 1. in Irland: zwei Erzbischöffe und vierzehn Bischöfe. Bei diesen sind die Capitel übergangen und nur die Decane noch namhaft gemacht. 2. Bischöfe in den Colonien: Ihrer waren 1841 zehn in Montreal, Nova Scotia, Jamaika, Barbados,

Digitized by Google

Calcutta, Australien, Madras, Bombay, Toronto, Newfoundland. Ausserdem war auch der englischen Gesandtschaft in Paris ein Bischof beigegeben. Der Englisch-Preussische Bischoff in Jerusalem figurirt natürlich in dieser Liste noch nicht. Endlich sind auch noch die Bischöfe der bischöflichen Kirche in Schottland aufgeführt. Ihrer sind sechs. Weiter folgt unter der Aufschrift: Benefices arranged under their ecclesiastical Divisions ein Verzeichniss der kirchlichen Pfründen, abgetheilt nach den zwei erzbischöflichen Provinzen Canterbury und York. Die einzelnen Diöcesen jeder Provinz sind nach dem Alphabet geordnet, und jede Diöcese wieder nach ihren Decanaten abgetheilt, unter welchen, wiederum nach dem Alphabet, die einzelnen Stellen folgen.

Ein letztes Verzeichniss stellt die kirchlichen Pfründen, mit jedesmaliger Angabe des Einkommens, nach ihren Patronen zusammen. Zuerst Stellen, welche von der Krone vergeben werden. Ihrer sind dreierlei. Erstens solche, welche der König als solche unmittelbar vergiebt; dahin gehören unter Andern alle Erzbisthümer, Bisthümer und Decanate mit Ausnahme von St. Asaph und Bangor; vier Professuren in Oxford und ebensoviele in Cambridge u. s. w. Zweitens eine noch grössere Zahl von Stellen, welche der Lord-Canzler zu vergeben hat; und endlich drittens Stellen, welche die Krone vergiebt, weil ihr the Duchy of Lancaster zusteht. Die zweite Hauptclasse bilden diejenigen Stellen, bei welchen kirchliche Behörden das Besetzungsrecht haben (Ecclesiastical preferments); diese machen die grosse Mehrzahl aus. Die Besetzung derselben geht entweder aus von den Erzbischöfen und Bischöfen, oder von den Decanen und Capiteln, oder von den Universitäten Oxford und Cambridge.

Die ganze Anordnung dieser statistisch höchst werthvollen Clergy-List, liefert übrigens, namentlich die vorherrschende Rücksicht auf die Grösse des Einkommens und Zeit der letzten Vergebung, den augenscheinlichsten Beweis, welch mächtigen Reiz auf die Gemüther der wegen ihrer hohen Frömmigkeit so gepriesenen Anhängern der Staatskirche das — Geld übt.

Vor § 177, welcher die Römisch-Katholische Kirche in England behandelt, hätte noch auf das neue Grundgesetz für die Katholiken in England hingewiesen werden sollen. Dasselbe, öfter gedruckt, liegt uns mit geschichtlichen und statistischen Angaben bereichert vor unter dem

Digitized by Google

Titel The new magna Charta, or historical record of the Debats and Proceedings in both Houses of Parliament on the Settlement of the catholic Claims in 1829. Second Edition.

Von allen den Schriften, welche wir bisher als bei einer Statistik der englischen Kirche besonders wesentlich hervorgehoben haben, findet sich bei Wiggers nichts, obschon viele derselben hinlänglich bekannt und verbreitet sind. Nicht einmal Alberti's bekannte Briefe und Niemeyer's Beobachtungen auf Reisen haben Erwähnung gefunden. Dagegen hat Wiggers die Literatur im bunten Mischmasch ausgefüllt mit einem grossen Theil jener oft kaum nennenswerthen Tages-Schriften, welche bei Errichtung des Bisthums zu St. Iakob in Ierusalem und dem was daran hängt, erschienen sind. Ausserdem ist noch auf Clausnitzer, Roose, Küper, Keeling, Gübler, Huber zum Theil mit Recht zum Theil mit Unrecht bald hier, bald dort, gewöhnlich aber am unrechten Orte hingewiesen. Für Wiggers waren aber auch diese Schriften meist ganz und gar überflüssig, da er aus viel einfacheren und viel bequemeren Quellen die lautersten und authentischsten Angaben schöpfen konnte, welche nur noch mit einigen Raumerschen Notizen durchspickt zu werden brauchten. Was Wiggers zu seiner kirchlichen Statistik brauchte, bot ja auch diesmal die erquickliche ev. Kirchenzeitung und das gediegene Rheinwaldsche Repertorium (die Berghausischen Annalen finden wir nirgends erwähnt, obschon sie ähnliche Tendenzen verfolgen) zur Genüge dar. Welch glänzende Aussichten aber müssten sich den Herren Hengstenberg, Rheinwald, und Wiggers eröffnen, gelänge es in Preussen die anglikanische Kirche einzuführen! Bisthümer, vielleicht sogar Erzbisthümer zum Heil des Lutherthums und was daran hängt, müssten ihnen doch nothwendig zu Theil werden! Und wie schön könnten dann diese drei Herren von hohen Warten herab, die protestantische Kirche Deutschlands, — das Ziel ihrer Wünsche, überwachen, schirmen, vertheidigen, nach innen und aussen sicher stellen! Was lässt sich also in Wiggers Statistik hierüber erwarten? — nun, was anders könnte es denn sein, — als zuerst in Hengstenbergischen Phrasen eine Apotheose der englischen Staatskirche, „die sich auf den alten festen Grundlagen der Geschichte erbauet hat, ein ehrwürdiger und majestätischer Tempel Gottes, der in ruhiger und unerschütterlicher Haltung den ihn umbrausenden Stürmen

Digitized by Google

religiöser und politischer Parteiung widersteht.“ Das klingt herrlich und ist vom Anfang bis zum Ende nur hohle, der geschichtlichen Wahrheit entbehrende, aus schnöder Begriffsverwirrung zusammengesetzte Phraseologie, welche bei näherer Betrachtung nichts weiter für sich hat als den äusseren gleissnerischen Schein; höchstens könnte die feste Haltung, welche von der englischen Kirche gerühmt wird, von den letzten hundert und fünfzig Jahren ihres Bestehens gelten. Diese enthalten aber um so weniger irgend eine sichere Bürgschaft für die Zukunft, als die glänzende Schaale, von welcher diese Kirche äusserlich umschlossen ist, in sich einen alles zerstörenden Wurm birgt, dem das Ganze über lang oder kurz, trotz aller dagegen angewendeten Mühe nothwendig verfallen muss. Eine Kirche ohne Geist, nur auf Aussenwerk gebaut, ist an und für sich eine todte. Freilich von der durch und durch geistigen Erstarrung der englischen Staatskirche, von dem schwachen Einfluss, welchen sie auf die Sittlichkeit ihrer Anhänger übt, von dem Druck, welcher auf den ärmeren Volksclassen lastet, während die Aristokratie allen Vortheil allein zieht, sagen Herr Wiggers und seine ehrenwerthen Quellen nichts. Und doch sind es gerade diese Stücke, nach welchen wir den Werth und die Tüchtigkeit einer Religion vor allem Anderen bemessen. Probet de vita et operibus, qui dicit se spiritum dei habere, verlangten die alten Christen. „Der Geist ist es, der lebendig macht, der Buchstabe ist zu nichts nütze,“ lehrt ein Paulus. Dagegen sagt der Lutheraner Herr Wiggers, seinen Quellen nachsprechend: „Keine von allen reformirten Kirchen hat auch in ihrer Lehre den Zusammenhang mit dem Alterthum so treu zu bewahren gewusst und so geflissentlich hervorgestellt.“ Nun die Beweise! Am vollständigsten finden sich diese in der oben genannten Schrift von Tyrrell. Herr Wiggers hebt zur Rechtfertigung seiner Behauptung Folgendes hervor: „Die 39 Artikel haben sofort an ihrer Spitze den Artikel von der heiligen Dreieinigkeit. Unter den im 6. Artikel hergezählten Schriften des alten Testamentes werden auch die sämmtlichen in der katholischen Kirche überlieferten Apokryphen namentlich aufgeführt, und mit des Hieronymus Worten als Exempel des Lebens und Sittenspiegel zum Lesen empfohlen, und der 8. Artikel dringt auf die gläubige Annahme der drei ältesten Symbole. — Dieselbe Anhänglichkeit an das Alte und Feste ist auch in

Digitized by Google

die Einrichtung des Cultus übergegangen. Die Liturgie ist eine sehr wenig veränderte Wiederholung der vor der Reformation in England gebräuchlichen, und birgt einen reichen Schatz in gediegenem und wahrhaft kirchlichen Geiste abgefasster Formulare. Sie bildet einen wesentlichen und sehr hervortretenden Bestandtheil des Gottesdienstes, und gibt zugleich für alle übrigen geistlichen Verrichtungen eine bindende Norm. Das Einförmige und Mechanische, dessen man sie beschuldigen möchte, wird durch die Verflechtung der Gemeinde und der bei den einzelnen geistlichen Functionen Betheiligten in die liturgische Handlung gehoben, und der kirchliche Character bleibt vor der Subjectivität des Geistlichen gesichert, welche nie im Gebet, sondern nur in der Predigt zu Worte kommt, für welche die Wahl des Textes frei gegeben ist." Wenn dann unmittelbar darauf fortgefahren wird: „In Verbindung mit dieser Eigenthümlichkeit scheint der Gebrauch zu stehen, dass von Vielen die Predigt abgelesen wird," so bitten wir doch diesen Satz in seinem logischen Zusammenhange mit dem Vorhergehenden irgend zu rechtfertigen. Die Sache steht so. Erster Satz. Die Subjectivität des Geistlichen beim Gottesdienst ist störend. Zweiter Satz. Thatsache ist es: die englischen Geistlichen sind durch die Bank (einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel) schlechte Prediger. Sie lesen die Predigt nur ab, und auch da häufig nur — so gross ist in der Kirche die Scheu des constitutionellen Engländers, vor allem Subjectiven, — die geistlosen Machwerke Anderer! Folglich kommt die störende Subjectivität des Geistlichen auch in der Predigt wenig oder gar nicht zum Vorschein. Dritter Satz. Die störende Subjectivität des Geistlichen kommt nur in der Predigt zum Worte. Schluss. Daraus scheint der Gebrauch zu erklären, dass von Vielen die Predigt abgelesen wird. In der Wirklichkeit hebt die letzte Thatsache das Erste auf, und das wahre Verhältniss in der so gepriesenen englischen Kirche ist dieses: die englische Liturgie lässt der freien Beweglichkeit des Geistlichen nur in der Predigt einigen Raum; da aber diese von den Predigern selbst vernachlässigt wird, was eine natürliche Folge des hohen auf das Formelwesen gelegten Gewichtes ist: so herrscht in der Wirklichkeit beim englischen Gottesdienste gar kein freies Element, sondern gleich wie die Frömmigkeit des Anglikaners nur eine legale oder formelle ist, so

Digitized by Google

ist auch sein Gottesdienst nur Form und zwar einförmiger Mechanismus. Das musste freilich mit einem Jesuitischen Mäntelchen verdeckt werden, daher die schlaue Wendung, von welcher Ref. nicht weiss, ob Herr Wiggers sie selbst erfunden oder nur seinen Quellen entnommen hat. Jedenfalls ist sie ganz im Sinne derselben. Ref. gehört zu denjenigen, welche die Beibehaltung gewisser feststehenden liturgischen Formeln beim Gottesdienst für ebenso wohlthätig und erhebend als nothwendig erkennen, aber er ist zugleich der Ueberzeugung, dass dabei grosse Behutsamkeit und Beschränkung erforderlich ist, damit der freieren Bewegung keine grösseren Hindernisse entgegengesetzt werden, als zur allgemeinen Einheit des Ganzen und zur wahren Erbauung nöthig sind; dass diese aber durch blosse oder überhäufte Formeln nicht wahrhaft gefördert werden kann, beweisst schon der einfache Umstand, dass unter den Deutschen herbeten und nachbeten allgemeine Ausdrücke für geistloses Herplappern überhaupt geworden sind. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn das blosse Wiederholen kirchlicher Formeln wirklich einen tieferen Eindruck auf die Gemüther der Menge zu machen vermocht hätte.

Wenn dann weiter der reiche Schatz von gediegenen, in wahrhaft kirchlichem Geiste abgefassten Formularen, in ähnlicher Weise, wie diess bei Tyrrell geschieht, gerühmt wird: so wollen wir nur zur kurzen Bezeichnung dieses wahrhaft kirchlichen Geistes, wie derselbe aus der englischen Kirche hervorspricht, auf das letzte Formular des Book of Common Prayer verweisen. Dieses enthält eine Drohung nebst gewissen Gebeten, die am ersten Tage in der Fasten und zu andern Zeiten, nach Gutbefinden des Bischofes, zu gebrauchen sind. Nach dem Morgengebete tritt der Geistliche vor und spricht:

„Meine Brüder! Es gehörte zu der in der ersten (??) Kirche herrschenden frommen Zucht, dass solche Personen, die eines groben Vergehens schuldig gefunden worden, im Anfange der Fasten öffentlich Kirchenbusse thun mussten, und in dieser Welt gestraft wurden, damit ihre Seelen bis zum Tag des Herrn erhalten werden und andere durch ihr Beispiel gewarnt, sich desto ernstlicher vor der Sünde hüten möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Fortsetzung.)

Statt dessen und bis dieser Theil der alten Kirchenzucht, wie es sehr zu wünschen wäre, wieder eingeführt sein wird, hat man für gut befunden, dass zu dieser Zeit die, aus dem 27. Capitel des 5. Buches Mose's und andern Stellen der Schrift gesammelten allgemeinen Aussprüche des göttlichen Fluch's gegen unbussfertige Sünder in eurer aller Gegenwart vorgelesen werden, und ihr einen jeglichen derselben mit Amen! beantworten sollt, damit ihr an den grossen Zorn Gottes erinnert, zu ernstlicher und aufrichtiger Busse bewogen und ermuntert werden möget, in diesen gefährlichen Zeiten vorsichtiger zu wandeln und die Laster zu fliehen, von welchen ihr mit eurem eignen Munde bekennet, dass sie den Fluch Gottes verdienen. Verflucht sei, wer einen Götzen oder gegossen Bild macht, solches anzubeten.

Und das Volk soll antworten und sprechen: Amen! Verflucht sei, wer seinen Vater und Mutter flucht. — Amen!

Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenzen enge macht. — Amen!

Verflucht sei u. s. w.

Verflucht sind die Unbarmherzigen, Hurer und Ehebrecher, Geizige, Abgöttische, Lästerer, Trunkenbolde und Räuber. Amen!

Da ihr nun sehet, dass, wie auch der Prophet David bezeugt, alle diejenigen verflucht sind, die in der Irre gehen u. s. w.

Mein Gott, das ist ja ganz unchristlich, ganz jüdisch, und ist zugleich eine furchtbar strenge Zucht! Da muss es ja den Anglikanern, die in allen diesen Stücken nicht eben Tugendmuster sind und dem englischen Staate, der Jahr aus Jahr ein seine Grenzen auf Kosten seiner Nachbarn erweitert, schlimmer noch als den Juden und ihrem Staate er-

Digitized by Google

gehen, die ja, wie Galat. 3, 10. zeigt, auch insgesammt unter dem Fluche des Gesetzes standen! Gehen muss es dem armen England, wie Sodom und Gomorrha! Doch still! Die von der englischen Hierarchie getroffene Auskunft ist viel leichter, als die der alten Hebräer, und als die eines Paulus, welcher als Bedingung der Erlösung vom Fluche den Glauben und ein demselben streng entsprechendes Leben stellte. Denn am Schlusse der schrecklichen Drohung und des schrecklichen Fluches spricht die Gemeinde im Book of Common Prayer: „Bekehre du uns, o gütiger Gott, so werden wir bekehret! Sei gnädig, o Herr, sei gnädig deinem Volk, das mit Weinen, Fasten und Beten sich zu dir wendet: denn du bist gnädig, barmherzig, geduldig und von grosser Güte. Du schonst, wenn wir Strafe verdienen, du denkest an deine Barmherzigkeit, wenn du zürnest. Verschone dein Volk, gütiger Gott, verschone es, und lass dein Erbtheil nicht zu Schanden werden. Erhöre uns, o Herr, denn deine Barmherzigkeit ist gross; siehe uns an, nach dem Reichthume deiner Gnade, um des Verdienstes und der Vermittelung deines geliebten Sohnes, Jesu Christi, unsers Herrn willen."

Und der Geistliche spricht seinen Segen und sein Amen, und die Gemeinde gehet fluchentlastet auseinander, um von Neuem das alte Treiben zu beginnen. Vom Nichtmehr thun, der besten Busse, ist nicht die Rede! Wir aber wenden uns mit innerer Wehmuth ab von solchen Formen, solcher Entstellung des reinen und apostolischen Christenthums durch hierarchisches Aussenwerk.

Führen wir endlich Dasjenige, was von Herrn Wiggers zum Preise der englischen Staatskirche gesagt wird, führen wir das, was von den alten festen Grundlagen der Geschichte, auf welche sie erbaut ist, was von dem Beibehalten der alten ehrwürdigen Formen, von dem der englischen Staatskirche zukommenden erstem Range unter allen evangelischen Kirchen, von dem Zusammenhang ihrer Lehre mit dem Alterthum, von ihrer Anhänglichkeit an das Alte und Feste u. s. w. gerühmt wird, führen wir diess Alles auf seine letzten Gründe zurück: so kommen wir auf einen Standpunkt, ganz verschieden von dem des Deutschen Protestantismus, zu welchem doch Herr Wiggers und seine Quellen ihrer eignen wiederholten Versicherung nach sich fortwährend bekennen. Der Deutsche Protestantismus geht von dem Satze aus, dass der Zustand der Kirche zur Zeit der Reformation ein durchaus verdorbner, ein der Ur-

Digitized by Google

kirche durchaus entfremdeter gewesen, und dass dem Uebel nur gesteuert, der Verdorbenheit der Kirche nur abgeholfen werden könne, durch ein Zurückgehen unmittelbar auf die Urkirche. Herr Wiggers dagegen und seine Quellen finden ein solches unmittelbares Zurückgehen auf die Urkirche unstatthaft und ungeschichtlich. Sie wollen nur ein mittelbares Zurückgehen auf die Urzeit einräumen, ein Zurückgehen, bei welchem auch der zwischen der Urzeit und der Reformation in der Mitte liegenden Zeit ihr geschichtliches Recht werde. Ohne diess meinen sie, in trauriger Begriffsverwirrung, habe die protestantische Lehre und Kirche keine geschichtliche Grundlage. Allein der Protestantismus wollte und will ja keine blosse lückenhafte Nachhilfe, sondern eine gänzliche und durchgreifende Reform sein, durch Entfernung alles Falschen und Unwahren, und da die geschichtliche Erfahrung längst schon zeigte, und für jeden, der nur hell sehen kann und will, bis auf den heutigen Tag noch zeigt, dass, bei dem innigen Zusammenhang von Lehre und Verfassung, von Geist und Form der Kirche, eine Trennung Beider, und ein Beibehalten des Einen während des Verwerfens des Andern nicht möglich ist: so blieb und bleibt, bis auf den heutigen Tag, für den lauteren, wahren Freund christlicher Wahrheit, nichts Anderes übrig, als ein unmittelbares Zurückgehen auf die christliche Urzeit. Dieses unmittelbare Zurückgehen ist daher ein wesentliches Princip des Deutschen Protestantismus. Wer es aufgiebt, der ist sofort dem Mittelalter und mit ihm der mittelalterlichen Hierarchie verfallen, die wohl mit der Römisch-katholischen Kirche, nicht aber mit dem Urchristenthum sich berührt. Und diess sollten die Verfechter des neuen auf Mittelbarkeit beruhenden Principes, wofern sie ehrlich, offen und wahr wären, auch gerade zu erklären und bekennen, statt durch allerlei Jesuitische Täuschungen die Menge zu bestechen, und unvermerkt die protestantische Kirche in den Katholicismus wieder zurückzuführen, mit welchem diese ganze Richtung und ihre Organe, eine evangelische Kirchenzeitung u. s. w. bei weitem mehr gemein hat, als mit dem wahren Protestantismus der Deutschen Reformatoren. Mag immerhin, wie Ref. wohl weiss, diese unprotestantische Richtung eine wesentliche Stütze finden in dem von Schleiermacher aufgestellten und so viel gepriesenen Begriff von Kirche. Gerade dieser Begriff führt in consequenter Entwickelung nothwendig vom Protestantismus ab und dem Katholicismus zu, und derselbe hat wesentlich dazu

Digitized by Google

beigetragen, dass unsere Kirche in ihrer Mitte soviele Jesuiten theils mit, theils ohne Bewusstsein birgt. Daraus erklärt sich denn auch, bei Vielen wenigstens, die in neuerer Zeit so schroff hervorgetretene Hinneigung zur englischen Staatskirche. Denn diese Kirche bildet recht eigentlich ein kirchliches Mittelding zwischen dem Katholicismus und dem Deutschen Protestantismus. Sie ist bei ihrer Reform auf halbem Wege stehen geblieben, hat das Mittelalterliche, so viel es nur gehen wollte, beibehalten, und sucht die befangene Menge für den Glauben zu gewinnen, ihre Reform allein sei die wahre, die die geschichtliche Grundlage festhaltende und die Kirche in ihrer urchristlichen Reinheit herstellende. Aber doch, wenn es gilt die Lehre eines Plato, eines Aristoteles, des Hebraismus u. s. w. rein aufzustellen: so thuen wir es nicht, indem wir auf unsere Darstellung auch die geschichtlich zwischen uns und ihnen in der Mitte liegenden Auffassungen einfliessen lassen, sondern wir gehen einzig auf die Quellen zurück, um zur allein ächten und geschichtlichen Auffassung zu gelangen. Welches irgend geschichtlich und vernünftig zu rechtfertigende Verfahren anderer Art giebt es denn für uns bei der Ermittelung und Darstellung des Christenthums nach seinem Urgehalt? Die Antwort ist: gar keines! Denn alle von uns geforderten dogmatischen Voraussetzungen weisen wir, eben weil sie nur beliebige Voraussetzungen, also ungeschichtlich sind, entschieden zurück.

Unter den vielen unwahren Phrasen und trügerischen Blendwerken der Partei, welcher Herr Wiggers folgt, verdient noch der hochtrabende Satz S. 310 f. ausgezeichnet zu werden: „Wie nun die herrschende Kirche im beständigen Verkehr und Kampf mit den sie umgebenden Sekten lebt, und ihnen gegenüber als einem bewegten Meere subjectiven Glaubens und Meinens die katholische Festigkeit und Dauerhaftigkeit der objectiven Gemeinschaft darstellt: so enthält auch die Kirche in ihrem eignen Schoosse einen Gegensatz des objectiven und subjectiven Christenthums, der sie auf der einen Seite vor Erstarrung in Formen und Formeln, auf der anderen vor Verirrung zu den Sekten schützt.“ Entkleiden wir diese hohlen Phrasen, ihrer gleissnerischen Hülle und gehen dann auf das Thatsächliche zurück: so ist der Verkehr und Kampf der Staatskirche mit den Sekten, der Kampf eines physisch Starken mit einem physisch Schwachen, in welchem aber der letzte, trotz aller Ungleichheit der äusseren Mittel dem Stärkeren nie ganz unterliegt, darum weil das

Digitized by Google

Schwache, das geistige Uebergewicht auf seiner Seite hat. Die katholische Festigkeit und Dauerhaftigkeit der objectiven Gemeinschaft ist weiter nichts, als das Recht des Stärkeren, die rohe äussere Gewalt, welche die Staatskirche für sich hat. Man nehme der englischen Staatskirche ihre äusseren Mittel und ihre Stellung; lasse sie den Kampf mit ihren Gegnern mit gleichen Waffen, wie es sich geziemt, durchführen, und ehe ein Menschenalter vorüber, wird die gepriesene feste, dauerhafte, ihre Objectivität in der Aristokratie, in Selbstsucht und in Eigennutz abspiegelnde Staatskirche, vor ihren Gegnern im Staube liegen, darum weil sie innerlich hohl, geistlos und todt ist. Herr Wiggers weiss das zwar anders und besser, wie S. 312 zu lesen ist, aber kein Besonnener und Unpartheiischer, keiner, der das Wesen der Religion in ihrer inneren, geistigen Macht, nicht in Aeusserlichkeiten sucht, wird sich durch solches Gerede bestechen lassen. Recht wunderlich aber ist es, wenn in der Staatskirche selbst ein Gegensatz des objectiven und subjectiven Christenthums, der sie vor Erstarrung und Sekten, die thatsächlich doch immerfort von ihr ausgehen, schützen soll, gesucht und in dem Gegensatz der Hochkirchlichen, Tories oder Conservativen, und der Reformers, Männer der Bewegung oder der Whigs, gesetzt werden, wobei denn, wie kaum anders zu erwarten, den Conservativen, wie sehr dieselben auch, allen Grundsätzen des Deutschen Protestantismus abgewendet, zum Katholicismus sich hinneigen, das Wort geredet und alles Lob gespendet wird. Und das thun dieselben Leute, die sich keck als die Schirmer des Deutschen Protestantismus, als die wahren Anhänger eines Luther gebehrden!

Wie sehr es aber auch nicht an gutem Willen fehlt, die englische Staatskirche nach besten Kräften herauszustreichen, so gross ist doch die Verlegenheit, etwas zu ihren Gunsten zu sagen, sobald es auf das eigentlich geistige Element, auf Wissenschaft und geistige Bildung ankömmt. Die Nachrichten über die englischen Universitäten, bei welchen Herr Wiggers sich selbst der Mühe überhoben zu haben scheint, Huber's Werk nur anzusehen (evangelische Kirchenzeitung, Rheinwald'sches Rep.; Blätter für literarische Unterhaltung und Raumer, gelten als Quellen), sind höchst dürftig. Durham und London sind gar nicht genannt. Dagegen nöthigen die Universitäten zu Oxford und Cambridge zu dem ärgerlichen Geständniss, dass auf ihnen, die doch die Hauptbildungsanstalten für den Anglikanischen Klerus sind, die theologi-

Digitized by Google

schen Studien wenig Förderung finden. Und das ist auch sehr erklärlich. Denn bekäme der Anglikanische Kleriker durch ächte theologische Studien eine richtige Einsicht in die Wissenschaft, so würden ihm bald die Augen aufgehen über die geträumte Objectivität seiner Kirche. Solche Leute kann aber die Staatskirche, wenn sie objectiv bleiben will, nicht brauchen. Sie braucht nur Leute, die sich selbst objectiviren, und dazu bedarf es keiner Wissenschaft. Dass es mit dem Schulunterricht in England traurig bestellt ist (wir fügen hinzu, namentlich und vorzugsweise bei den Angehörigen der Staatskirche), kann auch nicht verhehlt werden. Dagegen wird hervorgehoben, dass der Staat das Armenwesen unter seine Oberaufsicht genommen. O der Falschheit und Tücke! Als ob dabei die Staatskirche irgend etwas, was ihr ein Opfer gekostet, mitgewirkt hätte! Der Anglikanische Klerus hat sich dabei ebenso passiv benommen, wie der Französische Klerus bis zur Zeit der Revolution. Die Staatskirche hat die englischen Armenanstalten nicht in das Daseyn gerufen, sondern nur die Selbst-Objectivirung, hier die Besorgniss der Begüterten von der über Hand nehmenden hungernden Masse der Armen todtgeschlagen zu werden!

Dass der Puseyismus, bei einer Besprechung der gegenwärtigen Zustände der englischen Staatskirche, nicht mit Stillschweigen übergangen werden konnte, ist begreiflich. Erwarte jedoch niemand ein selbständiges auf Quellenstudium gebautes Urtheil des Herrn Wiggers in dieser Sache. Der in der Subjectivität nur willkürliches Spiel, in dem Halten an dem Ueberlieferten, und in den stehenden Formen dagegen ächte Objectivität erkennende Verf. unserer Statistik, weiss sich wohl vor aller Subjectivität zu hüten und betet nach; betet nach, was sein Gewährsmann, die evangelische Kirchenzeitung, neben welcher für diessmal noch Lechler's Schrift, Anglo-Katholicität, und Thiersch's Abhandlung in Harless Zeitschrift genannt werden, ihm vorgebetet haben. Da aber Pusey und die Herren Tholuck und Hengstenberg alte Freunde und Bekannte sind, der Puseyismus und die evangelische Kirchenzeitung im Wesentlichen nur dieselbe Richtung, wenn auch von verschiedenen Seiten her verfolgen, so kann das diesen Quellen Nachgebetete begreiflicher Weise nur auf eine Lobpreisung hinauskommen. Pusey und seine Schule, heisst es, haben die Geltung des Sichtbaren und Leiblichen in der Kirche dem falschen Spiritualismus gegenüber nachdrücklich hervorgehoben! Was

Digitized by Google

damit eigentlich gemeint sei, ist wohl wenigen Lesern verständlich. Weiter heist es dann: Der Hauptpunct sei die Tradition und daneben die ununterbrochene Succession der Bischöfe, beide als die Grundpfeiler der Einen und allgemeinen Kirche. Von der Römisch-katholischen Kirche unterscheiden sich die Puseyiten dadurch, dass sie die Unterwerfung unter die sichtbare Kirche, die ihrer Ansicht nach auf einer inneren Nothwendigkeit beruhe, in einem anderen Sinne nehmen. Die Puseyiten forschen nach der aechten apostolischen Tradition, welche (der bekannte Satz des Vincentius von Lirinum) durch die Uebereinstimmung aller Zeiten, aller Kirchen und aller Lehrer dieser Kirchen bestätigt werde. Die Verschiedenheit der Puseyiten von Rom soll nun weiter darin bestehen, dass Rom ganz äusserlichen und selbstsüchtigen Rücksichten folge. Dahin werden aber die Puseyiten, wenn es ihnen gelingt, ihr System geltend zu machen, ebenfalls bald kommen. Diese Verschiedenheit ist also nur eine zufällige, nicht eine im Princip begründete. Ferner: Rom berufe sich bei seinen Entscheidungen auf eigne Untrüglichkeit; die Puseyiten auf die Untrüglichkeit der Kirche. Das ist falsch. Nimmt Rom Untrüglichkeit für sich in Anspruch, so geschieht diess auf den Grund der Kirche, welche der Römische Bischof kraft göttlicher Anordnung zu repräsentiren behauptet. Ausserdem werden den Puseyiten gewisse Verirrungen zur Last gelegt, wie die Lehre vom Fegfeuer, vom Messopfer, und die Wiedereinführung älterer Gebräuche. So Herr Wiggers. Genauer die Sachen betrachtet, so ist, selbst nach diesen statistischen Angaben, die Scheidelinie zwischen dem Puseyismus und Römischen Katholicismus so fein, so zart ausgesponnen und unter dem Blicke, zuletzt so verschwindender Art, dass es eines sehr geübten Auges bedarf, um sie zu erkennen. Herr Wiggers dagegen schliesst mit dem pathetischen, wir wissen nicht ob bloss entlehnten, Satze: „Aber gross und erhaben „stehen sie (die Puseyiten) bei allem Irrthum da, als heilige Zeugen „von der Einen katholischen Kirche, die in sichtbarer Gestalt und Gliederung die kräftige Bewahrerin und Spenderin des ewigen Heiles ist, „und belebend und erfrischend wird ihr Wort der englischen Theologie „einen neuen Aufschwung und einen kirchlicheren Character geben, deren „sie sehr bedürftig ist (also wirklich; wo steckt denn da die gerühmte Objectivität der englischen Kirche, wenn sie nicht in der Theologie zu finden ist? wahrscheinlich also in der Politik und in der Aristokratie!),

Digitized by Google

„da sie seit längerer Zeit eine schwächliche latitudinarisch-supernatura-„listische Heerstrasse eingeschlagen hatte, und sich auf derselben langsam „und vorzugsweise mit exegetischen Arbeiten beschäftigt fortbewegte.“ Wir fragen Herrn Wiggers auf das Gewissen, ob diess Lutherisch gedacht und geurtheilt sei, und bitten ihn überdiess uns doch einige irgend nennenswerthe exegetische, die kirchliche Wissenschaft fördernde Arbeiten namhaft zu machen, wobei wir ihm gerne die Grenzen bis um volle 100 Jahre zurückstecken.

Ref. hat schon früher in diesen Blättern (Jahrg. 1843 S. 130 ff.) Veranlassung zu einigen Bemerkungen über Pusey und sein Streben gehabt. Dem deutschen Publicum sind seitdem durch Petris Uebersetzungen die vorzüglichsten der Puseyischen Schriften zugänglich geworden. Ref. selbst achtet und ehrt das gelehrte Wissen, den durchdringenden Scharfsinn, die strenge Consequenz Pusey's nicht minder, als er dem warmen Eifer desselben für seine Sache alle Anerkennung spendet. Der Mann spricht und handelt nach redlicher Ueberzeugung, und wenn schon diese Ueberzeugung auf irriger Voraussetzung beruht: so ist sie doch das natürliche Erzeugniss eines consequenten Denkens vom Standpuncte der englischen Staatskirche aus. Und dieser gehört ja Hrn. Pusey nach Geburt, Stellung und Ueberzeugung an. Darum kann bei ihm dasselbe rühmliche Anerkennung verdienen, was bei einem Andern, der seinen kirchlichen Standpunkt nicht theilt, scharfen Tadel und Rüge, ja selbst Verachtung verdient. Das Wesentliche der Sachlage ist in der Kürze Folgendes.

Das Christenthum, als positive Religion, beruht auf Mittheilung oder Tradition. Diese selbst aber kann verschiedener Art sein; doch ordnen sich die einzelnen Fälle unter drei Hauptformen. Die Mittheilung findet Statt entweder durch mündliche Ueberlieferung, oder durch schriftliche, oder durch Weihe. Die letztere ist wiederum zweierlei Art, entweder Mittheilung geheimer Lehre, oder Mittheilung geheimer Kraft. Schon die Christen des ersten und zweiten Jahrhunderts stritten unter einander über das in dieser Hinsicht einzuhaltende Verfahren, bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts von jener Partei, welche sich die katholisch-apostolische nannte, die schriftliche Ueberlieferung, wie solche in den Schriften der Apostel enthalten ist, an die Spitze gestellt, und die mündliche Ueberlieferung, wie die Ueberlieferung durch Weihe, wie man eine solche in der apostolischen Aufeinanderfolge annahm, ihnen in untergeordneter

Digitized by Google

Weise zur Seite gestellt wurden. Da jedoch die schriftliche Ueberlieferung eine für immer abgeschlossene, die Ueberlieferung auf mündlichem Wege und durch Weihe eine fortdauernde ist: so konnte es nicht fehlen, dass im Laufe der Zeit die beiden letzteren der, ursprünglich hoch über ihnen stehenden, ersten, mehr und immermehr und zuletzt allgewaltig über den Kopf wuchsen. Die höhere und normirende Geltung dieser drei Arten von Ueberlieferung wurde speculativ gerechtfertigt und darum zurückgeführt auf das fortwährende Walten des heiligen Geistes in der Gemeinde oder Kirche, und so konnte es nicht fehlen, dass dasjenige, was auf den Grund der mündlichen Ueberlieferung und der Wirkung der Weihe in der Kirche entstanden war, ebenso den Character des Unfehlbaren für sich in Anspruch nahm, als das auf die heilige Schrift, als Bewahrerin der schriftlichen Ueberlieferung, Gegründete. Endlose, schreiende Misbräuche in der Kirche, und die Wahrnehmung einer schrecklichen Kluft, durch welche die bestehende Kirche von der Kirche der apostolischen Zeit, bei näherer Betrachtung der heiligen Schrift, sich getrennt erwies, deckten endlich mit unwiderstehlicher Allgewalt das thatsächlich Haltlose und Verkehrte der bisherigen kirchlichen Theorie auf, und nöthigten zur Vornahme einer Reform. Es entstand nun die wichtige Frage, ob diese Reform bloss als eine bessernde Nachhilfe, bloss als Abstellung des Anstössigsten, oder als durchgreifende Läuterung vorzunehmen sei. Beides führte sofort auf die Frage nach dem kirchlichen Principe. Im ersteren Falle liess sich die Tradition nach ihrer dreifachen Beziehung beibehalten. In diesem Sinne waren die Bestrebungen der sogenannten reformatorischen Concile des funfzehnten Jahrhunderts gehalten. Sie führten jedoch zu keinem Ziele und konnten principiell zu keinem Ziele führen. Da stellte sich denn immermehr bei Einzelnen die Ueberzeugung heraus, dass das Abweichen von der in der heiligen Schrift niedergelegten Tradition oder Ueberlieferung die Quelle aller kirchlichen Entartung sei. Diese Ueberzeugung gewannen die Deutschen und Schweizer Reformatoren. Sie erkannten die Kirche als durchaus entartet und verdorben, und forderten Herstellung derselben in ihrer ursprünglichen Reinheit. Um diess aber zu können, musste man zurückgehen bis in die apostolische Zeit. Und diese meinte man rein im neuen Testamente zu haben.

Bei solcher durchaus nothwendigen Aufstellung eines neuen Princips, war es also, wollte man anders consequent verfahren, gar nicht anders

Digitized by Google

möglich, als dass Alles fern gehalten wurde, was sich in die Kirche, in Folge ihres dreifachen Traditionsprincipes, eingeschlichen hatte. Man musste folglich in die Zeit vor der Aufstellung dieses Principes, musste unmittelbar, nicht mittelbar, auf die apostolische Zeit zurückgehen, und dieses ganz und gar folgerechte Princip des unmittelbaren Anschlusses an die apostolische Zeit ist ein wesentlicher Characterzug des deutschen Protestantismus. Wer diesen Standpunkt verlässt, hört auf ein Protestant im Deutschen Sinne des Wortes zu sein.

Die englische Staatskirche dagegen, welche nur eine im dauernden Abschluss reformirt katholische, nicht eine protestantische Kirche sein will, hat das Princip der katholisch-apostolischen Kirche, Ueberlieferung durch Schrift, durch mündliche Mittheilung, durch Weihe, festgehalten. Sie hat die Schrift zwar an die Spitze gestellt, aber auch den andern beiden Stücken wesentliche Geltung eingeräumt, wovon die nothwendige Folge ein nur mittelbares Zurückgehen auf die apostolische Zeit war. Nun hat sich aber unläugbar auf eben dieser Grundlage hin, die Römisch-katholische Kirche mit ihren mancherlei Vorzügen, aber auch noch grösseren Mängeln und Gebrechen in strenger Consequenz entwickelt. Es ist folglich die höchste Inconsequenz von Seiten der englischen Kirche, sich mit dem auf der fortwährenden Thätigkeit des h. Geistes in der Gemeinde beruhenden Traditions-Principe der katholischen Kirche einverstanden zu erklären und gleichwohl die Consequenzen, die sich im geschichtlichen Verlaufe der Kirche daraus ergeben haben, zu verwerfen. Diess wäre nur möglich und statthaft, wenn sich nachweisen liesse, dass die Römisch-katholische Kirche ihre Gestaltung im Widerspruch mit ihrem Principe gewonnen habe. Wäre das Letztere der Fall: so würde daraus folgen, dass von dem Augenblicke an, wo die Römisch-katholische Kirche ihrem Principe untreu geworden ist, dieselbe überhaupt aufgehört hat, eine katholische Kirche zu sein. In diesem Falle hört aber auch sofort der Zusammenhang der englischen Kirche mit der Vergangenheit auf, ein unmittelbarer zu sein. Gleichwohl hat die gereinigte katholische Kirche, wie solches die englische Kirche sein will, im gewaltigen Sprunge rückwärts und unter gewaltigen geschichtlichen Trugschlüssen an die Zeit anzuknüpfen gesucht, da die Römisch-katholische oder, im vorliegenden Falle richtiger, die abendländisch-katholische Kirche ihrem Principe untreu geworden sein soll. Es gilt ihr in dieser Hinsicht das vierte Jahrhun-

Digitized by Google

dert als ein Normaljahrhundert. Da bleibt aber nicht bloss eine Lücke von beiläufig 1000 Jahren; es ist der englischen Kirche auch die geschichtliche Begründung jenes Normaljahrhunderts ebenso wenig gelungen, als der Nachweis, dass die Gestaltung der Römisch-katholischen Kirche im Widerspruch mit ihrem eignen Principe und im Abfalle von demselben vor sich gegangen sei. In beiden Beziehungen ist es bei der blossen Behauptung geblieben, für welche die Beweise nicht Stich halten. In dieser Hinsicht geht also die englische Staatskirche von einem geschichtlich-falschen Satz aus. Gesetzt aber auch, die geschichtliche Voraussetzung eben dieser Kirche wäre richtig: so lässt sich dann doch der geschichtliche Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit in keiner Weise herstellen. Denn immer bleibt eine geschichtliche Lücke von mehr als tausend Jahren, eine Lücke, die nur verdeckt und unscheinbarer geworden ist, durch die beliebige, eigenmächtige und unerweisbare Behauptung, dass in den vielen beibehaltenen Formen aus der Zwischenzeit sich noch das Christenthum in seiner apostolischen Reinheit abspiegele.

Findet dagegen, wie es sich denn wirklich verhält, der erstere Fall Statt, oder ist die Römisch-katholische Kirche aus consequenter Fortbildung ihres Principes hervorgegangen: so ist es durchaus unstatthaft und unzulässig, mit der englischen Staatskirche bei dem Principe des Katholicismus zu beharren, und dennoch willkürlich sich von den Folgen loszusagen: es bleibt nur die Möglichkeit im unmittelbaren Anschluss an die geschichtliche Vergangenheit und also an die Römische Kirche zu beharren. Denn soll das Princip und mit ihm der geschichtliche Zusammenhang gewahrt werden: so ist auch ein Abspringen von der abendländisch oder Römisch-katholischen zur morgenländisch oder griechisch-katholischen Kirche weder thunlich noch möglich, da diese theils in ihrer geistigen Entwickelung seit vollen tausend Jahren wesentlich zurückgeblieben ist, also hier abermals eine gewaltige geschichtliche Lücke, nicht ein unmittelbarer Zusammenhang Statt finden würde; theils jeder Fortschritt der Kirche, ist das Princip des Katholicismus überhaupt wahr und richtig, d. h. entwickelt sich die Kirche unter der Leitung des h. Geistes, bei einerlei Grundlagen, nur in der Weise der geistig vorgeschritteneren Kirche erfolgen kann. Das Abspringen von der abendländischen zur morgenländischen Kirche, von welcher die Abendländer nicht bloss geschichtlich, sondern

Digitized by Google

auch räumlich und nach Volksabstammung getrennt sind, würde folglich nicht nur höchst unnatürlich sein, sondern auch allein zur Folge haben können, dass die Abgesprungenen, bei weiterer Entwickelung der morgenländischen Kirche, nach Jahren zum zweiten Male an die Stelle kämen, welche sie so eben verlassen hätten. Geschähe diess aber nicht, so wäre damit auch das Princip der katholischen Kirche thatsächlich und in der Kirche selbst widerlegt. Soll folglich das Princip der katholischen Kirche aufrecht erhalten, soll im Sinne desselben der geschichtliche Zusammenhang der kirchlichen Gegenwart mit der kirchlichen Urzeit gewahrt werden: so giebt es für Alle die, welche aus der vaterländischen Kirche hervorgegangen sind, keine andere Wahl, kein anderes Mittelglied, als die Römisch-katholische Kirche selbst. Es führt uns folglich jener Vordersatz consequenter Weise nach seiner principiellen wie nach seiner geschichtlichen Bedeutung, also nach innen sowohl als nach aussen, in den Schoos der Römisch-katholischen Kirche zurück, und er thut diess wirklich auch in der Gegenwart, wie sehr man auch dasselbe von eben dieser Seite her zu verdecken und zu bemänteln versuchen mag.

Es kann daher nicht befremden, wenn bei dieser Halbheit und bei diesem Schwanken des Principes der englischen Staatskirche, bei diesem Mangel derselben an systematischer und geschichtlicher Begründung sowohl als Durchführung ihres Principes, ein systematischer Ausbau des Lehrbegriffes dieser Kirche, welche innerlich dem Römischen Katholicismus verfällt, äusserlich demselben sich abzuwenden strebt, nie recht eigentlich möglich geworden ist; wenn die, von dem Verlangen nach consequenter Durchführung des katholischen Principes erfüllten, Anhänger dieser Kirche zum Römischen Katholicismus sich hingetrieben und nur durch äussere Gewalt, irrig mit kräftiger Objectivität verwechselt, durch strenge Staatsgesetze, Ausschluss vom Throne, Verlust der einträglichen Pfründen, Verlust eines grossen Theiles der Staats- und Bürger-Rechte, von der offenen Erklärung für das, wozu sie das Princip ihrer Kirche hintreibt, von dem Uebertritt zur Römisch-katholischen Kirche abgeschreckt werden. Die wegen ihres objectiven Standpunktes so gepriesene conservative Partei, zu welcher alle Tories in der englischen Staatskirche gehören, und um deren Gunst jetzt so viele angebliche Deutsche Protestanten buhlen, hat es auch gar keinen Hehl, dass sie der Römisch-katholischen Kirche viel näher steht, als den Deutschen Protestanten, in welchen sie nur eine weit

Digitized by Google

von dem Christenthume abirrende Secte erkennt. Nothwendig muss daher diese Hinneigung der, nur durch äussere Zwangsmittel zurückgehaltenen Anglikaner zur Römischen Kirche, in gleichem Verhältnisse mit den vom Parlament ausgehenden, bis zur Emancipationsacte fortschreitenden Milderungen, immer offener hervortreten. Der Grund dieser Erscheinung liegt im Principe der englischen Kirche. Daher hier in neuerer Zeit der so gewaltige Abfall. Pusey und seine Richtung hat, wie bekannt, wesentlich dazu beigetragen, diesen Abfall zu vermehren. Zwar ist Pusey selbst bis jetzt von dem offenen Uebertritt zur Römischen Kirche noch frei geblieben, allein er ist demselben im consequenten Verfolg des Principes der Anglikanischen Kirche so unendlich nahe gekommen, dass die Scheidewand kaum noch erkannt und nur durch spitzfindige Distinctionen aufrecht erhalten werden kann. Das Wesentliche des Puseyismus ist, wie auch von Römischer Seite erkannt und bekannt wird, Römischer Katholicismus. Alle Beschönigung kann zu nichts helfen!

Da wir durch die Statistik des Hrn. W. auf Pusey und seine Geistesverwandten im protestantischen Deutschland, oder auf die Deutschen Puseyiten hingeführt worden sind: so wird es zur näheren Kenntniss der letzteren, als welche sich uns bereits Bunsen, Tholuck und Hengstenberg ergaben, nicht am unrechten Orte sein, wenn wir bei dieser Gelegenheit auf eine ältere Schrift Pusey's, die uns Deutsche besonders angeht, wieder aufmerksam machen, damit sie nicht in Vergessenheit gerathe. Wir meinen die Schrift:

41. *A historical Enquiry into the probable Causes of the Rationalist Character lately predominant in the Theology of Germany. To which is prefixed a letter from Professor Sack etc. By C. B. Pusey. London 1828. 8.*

Herr Pusey betrachtet in diesem Buche die Reform der protestantischen Kirche als eine unvollendete, die der englischen Kirche als eine vollendete, und findet den Grund dieses früheren Abschlusses von englischer Seite, während die Deutsche Kirche noch in fortwährender Gährung sich befindet, darin, dass jene bei ihrer Reform den leichteren und sicheren Weg eingeschlagen habe, ein bestehendes kirchliches System (das der kath. Kirche) mit Hilfe der heiligen Schrift zu prüfen und zu läutern; während die Deutschen auf den Ruinen des alten, um-

Digitized by Google

gestossenen Systemes aus sich selbst ein neues System aufzuführen unternommen hätten. Ein schwieriges Geschäft, mit welchen die Deutschen Protestanten nicht fertig geworden seien (s. besond. S. 12). Jetzt aber wendeten sich die Deutschen Protestanten, nach Jahrhunderte langen Verirrungen und nach schwerem rationalistischen Abfall, dem Bessern zu, und so sei alle Aussicht gegeben, dass sie endlich auch das rechte Ziel, das welches die englische Staatskirche schon längst gefunden habe, erreichen, oder zum Standpunct der englischen Kirche (damals von Pusey nur noch milder ausgesprochen, als in seinen späteren Schriften) sich erheben würden. Und die Männer in Deutschland, auf welche im Jahre 1828 Pusey vorzugsweise seine Hoffnungen baute? Sie sind: Schleiermacher und Twesten. Von Schleiermacher, bei welchem besonsonders die Lehre von der Kirche ansprechen musste, sagt Pusey S. 115: Die Gerechtigkeit fordere von diesem grossen Manne zu erklären, dass er, unbeschadet der Irrthümer in seinem Systeme, für die Herstellung des religiösen Glaubens in Deutschland, mit vielleicht sehr wenig Ausnahmen, mehr als irgend ein Anderer gethan habe. Von Twesten aber heisst es S. 33. „Twesten's Dogmatik, ein Werk dessen erster im Jahre 1826 erschienener Theil, eins der werthvollsten der neueren Deutschen Theologie ist, ein Werk, welches Tiefe der Speculation mit reinem Christenglauben verbindet, und welches, wenn es fortgesetzt wird, den Beginn einer neuen Aera in der doctrinellen Theologie Deutschlands verheisst.“ Seit dem Erscheinen dieses Werkes von Pusey sind nun siebenzehn Jahre verstrichen. Herrn Pusey's Freunde und Geistesverwandte in Deutschland sind inzwischen durch mancherlei innere und äussere Veranlassungen an das Ruder gelangt, und benutzen natürlich ihre Stellung, das Schiff der protestantischen Kirche Deutschlands, deren Vertheidiger und ächte Vertreter zu sein, sie sich die Miene geben, in den Hafen der englischen Kirche einlaufen zu lassen; also die Deutsch-protestantische Kirche unvermerkt zur englischen Staatskirche, die sich so nahe mit dem Römischen Katholicismus berührt, hinüber zu lenken. Ob zum Heile unserer Deutschen Kirche? Die traurigen Zustände der Gegenwart, welche nur von den Anhängern dieser trügerischen Richtung und von Verblendeten gepriesen werden, während der gesunde Sinn des Volkes häufig noch nicht recht weiss, oder richtiger noch nicht wissen darf, wie ihm geschieht, bezeugen laut genug die Wahrheit der prophetischen Worte:

Digitized by Google

Mein Volk, mein Volk, deine Führer sind Verführer!

Und nun noch einmal einen Blick zurück, auf den der rationalen Auffassung des Christenthums gemachten Vorwurf, dass sie vom Protestantismus ab zum Katholicismus führe. Ausgegangen ist diese Anklage erstens von Deutschen Puseyiten; zweitens vom Herrn Hofrath Thiersch in München in seinem 3ten Sendschreiben über Protestantismus und Kniebeugung etc.; also von Seiten baierischer Protestanten. Ueber den Vorwurf von erster Seite her, kein Wort mehr. Für Herrn Thiersch dagegen nur noch eine Thatsache, welcher Herr Thiersch, da Thatsachen mehr beweisen als Theorien, nicht ausweichen kann, gleichviel ob Derselbe seine Insinuation mit oder ohne Bewusstsein, denn beides ist unrühmlich, niedergeschrieben hat. Der Fall ist folgender. Eine unbemittelte Wittwe im Grossherzogthume Hessen, die Mutter einer dem Ref. schon länger theilweise bekannten Familie, zeigte sich für den Pietismus empfänglich. Alsbald knüpften die pietistischen Vereine des Nachbarlandes an diesen Fall an, um auch unter uns Fuss zu gewinnen. Es wurden der Wittwe Hauslehrer zur Erziehung ihrer Kinder zugesandt, und zwar evangelische Candidaten aus Baiern dazu ausersehen. Der erste und zweite machten den Behörden durch ihre pietistischen Umtriebe viel zu schaffen. Endlich kam ein dritter Candidat aus Baiern, trieb es nicht besser und wurde nach einiger Zeit — katholisch! Sehet, so stehet es mit eurem gerühmten Protestantismus? Ihr selbst endet thatsächlich mit dem, was ihr unwahr und verläumderisch uns vorwerfet!

Die kirchlichen Zustände Grossbritanniens nöthigen uns auch auf die schottische Nationalkirche einen Blick zu werfen. Von dieser Kirche handelt Herr Wiggers §. 170 — 174. Die Quellen, welchen die Statistik dieser Kirche entnommen werden muss, sind etwas besser und vollständiger als bei England angegeben, jedoch weit davon entfernt, den dort von uns an ein wissenschaftliches Werk gerichteten Anforderungen zu entsprechen. Im Allgemeinen liegt Gemberg's Schrift zum Grunde. Ausserdem ist zu den beliebten Quellen der ev. Kirchenzeitung noch die allgemeine oder Darmst. Kirchenzeitung, die Berl. allg. Kirchenzeitung und die Preussische Staatszeitung gekommen. Wenn vor §. 170 auf das wichtige Werk Tytler, hist. of Scotland. Vol. I — VII. Edinb. 1840 verwiesen wird, so ist zu bemerken, dass der V., VI. und VII. Band, dieses Werkes, welches der Anlage nach bis auf 1707 herabgeführt

Digitized by Google

werden soll, die Reformationsgeschichte ausschliesslich und zwar bis 1537 behandeln, und nicht 1840, sondern nach einander in den Jahren 1834, 1837 und 1840 erschienen sind, so dass folglich, als Herr Wiggers schrieb, für den Statistiker Sinclair's Schrift das Hauptwerk blieb. Wir sehen indess von diesen Mängeln in der Angabe der statistischen Quellen um so mehr ab, als das Jahr 1844 uns die Anfänge von zwei Deutschen Werken, über die Schottische Kirche gebracht hat, welche die gewünschte Abhülfe theils in vollständigerer Weise, als es dem Ref. vergönnt wäre, schon gebracht haben, theils noch zu bringen verheissen.

Etwas über die Hälfte der Bewohner Schottlands bekennt sich zu den Grundsätzen jener, der Genfer Kirche zu Calvins Zeit nachgebildeten, presbyterianischen Verfassung, welche für Schottland dasselbe, d. h. die herrschende Staatskirche, was die bischöfliche Kirche für England ist. Daher wie diese in England, so führt jene in Schottland den Namen the etablished church. Bei manchen einzelnen, durch ihre Sinnigkeit ansprechenden und erhebenden Formen, ist doch die geistige Erstarrung der Schottischen Nationalkirche, welche die treue Bewahrerin des ächten Calvinismus zu sein sich rühmt und desshalb die freieren Genfer Reformirten, bei mehreren Gelegenheiten und namentlich auch bei Gelegenheit des letzten Genfer Jubiläums, als Brüder nicht mehr anerkennen will, noch weit grösser als in der bischöflichen Kirche Englands; was denn, in Verbindung mit einer in der Schottischen Kirche überwiegenden Empfindlichkeit, fortwährende Ausscheidungen und Abfälle bald Einzelner bald ganzer Gemeinden zur Folge hat. In diesem Urtheile stimmt auch Herr Wiggers mit dem Ref., zu dessen nicht geringer Ueberraschung, zusammen. Noch überraschender war indess dem Ref. von Berlin her, im Jahre 1844, als es mit der Einführung der Anglikanischen Liturgie, welcher sogar Herr von Bunsen sich abgewendet haben soll — ob es wohl wahr und ernst damit ist? — nicht so recht fortwollte, die Nachricht, dass viele der Preussischen Geistlichen, darunter solche, welche für Anhänger der Anglikanischen Kirche gelten, sich für eine freiere kirchliche Verfassung, nämlich für die presbyterianische erklärt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Fortsetzung.)

Das klingt ja so herrlich, dass man ganz irre werden könnte! Schwerlich jedoch ist mit der gerühmten freieren presbyterianischen Kirchenverfassung etwas Anderes gemeint, als die presbyterianische Kirche der Schotten. Von dieser konnte man wohl sagen, sie unterscheide sich in Absicht auf ihre grössere Freiheit von der bischöflichen Kirche Englands in der Hauptsache nur dadurch, dass in dieser auf etwa 10,000 Geistliche nur 27 Bischöfe kommen, in der schottisch-presbyterianischen Kirche dagegen jeder Geistliche zugleich die Stelle eines Bischofes einnimmt. Denn in der schottischen Kirche herrscht das demokratisch hierarchische Element in ganz gleicher Weise, wie in der anglikanischen das aristokratisch-hierarchische. Da ist es denn erklärlich, dass der Freiheitssinn vieler Geistlichen lieber auf eine bischöfliche Gleichstellung gerichtet ist.

Bei solcher Lage der Dinge ist das schon erwähnte gleichzeitige Erscheinen von zwei Werken über die schottische Kirche von Wichtigkeit. Es sind diess:

42. *Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung von Dr. K. H. Sack, K. Consistorialrath und Prof. d. Th. in Bonn. Erster Theil. Heidelberg bei Winter 1844. X. u. 301 S. 8.*

43. *Beiträge zur Characteristik der kirchlichen Dinge in Grossbritannien von Ad. Sydow, Hof- und Garnisonprediger. Erstes Heft. Enthaltend die Schottische Kirchenfrage. Erste Abtheilung. XVI. u. 176 S. 8. Auf der Rückseite: Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung in Potsdam, ohne Jahrzahl.*

Von beiden Werken liegen nur noch die ersten Anfänge vor.

Digitized by Google

Herr Dr. Sack, welcher im Jahre 1843 selbst in Schottland war, verspricht uns, mit Benutzung der besten neueren Schottischen Geschichtswerke, einen Abriss der Kirchengeschichte dieses Landes, mit Hinzufügung einer kurzen Schilderung seiner eignen an Ort und Stelle gesammelten Beobachtungen, und weiter eine Uebersetzung der wichtigsten jener symbolischen und Verfassungsurkunden zu geben, welche in Schottland unter dem Namen der Standard-Bücher bekannt sind. Das Unternehmen, in rechter Weise ausgeführt, verdient alles Lob, doch möchte es wünschenswerth sein, dass Herr Sack, wenigstens von denjenigen Schriften, welche nicht in Niemeyer's collectio Confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum und dem Appendix dazu aufgenommen sind, neben der Uebersetzung auch den Originaltext mittheilte. Der vorliegende erste Theil dieses Werks, welchem der zweite noch in diesem Jahre, 1845, folgen soll, enthält die Geschichte der Schottischen Kirche von der Reformation bis zum Jahre 1843, und unter der Ueberschrift: „Züge aus dem gegenwärtigen Leben der schottischen Kirchenparteien; Parallen und Betrachtungen," die während des Aufenthaltes des Herrn Verf. in Schottland gemachten Beobachtungen.

Der erste allgemein gehaltene Abschnitt S. 1—24 ist überschrieben: „Volksthümlichkeit der Britten in Bezug auf Religion und Kirche," wobei wir gleich bemerken müssen, dass es uns auffällt, in dem Buche fast immer Britten, Brittanien u. s. w. geschrieben zu sehen, da doch die Schreibart Briten als die allein richtige hinlänglich fest steht. — Herr Sack stellt den Satz, welchen er als Gefühl und Grundsatz zugleich bezeichnet, an die Spitze seines Werkes, „dass der wahre Beobachter der Völker sich nie von dem Bewusstsein der Gleichheit aller Völker im Höchsten und Tiefsten trennen müsse." Ref. bekennt, dass es ihm auf seinem Standpunkt und nach seinem Begriff von Geschichte unmöglich ist, mit Herrn Sack zur Ausbeutung oder auch nur Begreifbarkeit solchen Gefühles in solche unendliche Tiefe des Schachtes der Beobachtung hinabzusteigen. Er fürchtet, es möchte ihm zuletzt das Licht ausgehen, oder wohl gar böse Wetter einen Streich spielen. Es ist diess bei ihm auch selbst dann noch der Fall, nachdem Herr Sack definirt hat: „Das höchste ist die Anlage aller Völker, wie sie alle aus einem Blute und von Einem Paare stammen, zur Aehnlichkeit Gottes, und das Tiefste, wovon ich hier rede, ist einerseits der Fall in

Digitized by Google

Sünde, an dem sie alle gleichen Antheil haben, und anderseits ihr gemeinsames Anrecht an die Erlösung, die durch Christus geschehen ist.“ Man wird solche Unfähigkeit des Ref. zum Verstehen als eine Folge seiner Oberflächlichkeit bezeichnen, wird diese Unfähigkeit um so unbegreiflicher finden, als Ref., wie Herr Sack die Kirchengeschichte, Beide freilich an zwei verschiedenen, vielfach divergirenden Universitäten, vorträgt. Das muss sich denn Ref. gefallen lassen, der nun einmal zum Arbeiten in den Tiefen der Gegenwart nicht taugt, vielmehr sich zur höchsten Aufgabe gesetzt hat, die Dinge, so wie sie sind, am Lichte des Tages zu betrachten, mag es auch immer ein unerquickliches Geschäft sein, wie Heine sagt: Beleuchten die dumme Erde.

Indess darf solches Geschäft nicht verdriessen, da der Irrthum sich unendlich wiederholt, so kann auch die Wahrheit nicht genug wiederholt, werden. Doch diess nur nebenbei. Als „entschiedener Karakterzug (?) der Britten“ wird dann S. 10 angeführt, dass dieselben „schon durch allgemeine Seelengewöhnung“ Gottesfurcht in sich tragen. Diess ist sehr richtig. Die Religiosität ist Gewöhnung, nicht geistiger Aufschwung, und es fragt sich nur, durch welche Mittel diese Gewöhnung herbeigeführt worden ist; ob durch innere oder durch äussere? Diese Frage kann nur geschichtlich beantwortet werden, und wie sie beantwortet werden muss, wie die Frömmigkeit des Briten nur als Legalität erscheint, ist oben von uns bemerkt worden, in dem von Hrn. Sack angeführten Falle, welcher übrigens, wie nicht anders zu erwarten steht, die Sache anders ansieht. Ohne nach den Mitteln, die doch durch den Zweck nie geheiligt werden können, ohne nach dem Woher? zu fragen, fragt Herr Sack nur nach der gegenwärtigen Stärke dieser Gewöhnung, nach dem Umfang und der Kraft des religiösen Gefühles und findet (S. 11): „Ernste Festhaltung des Gesetzes innerhalb des Evangeliums und Aneignung dieses letzten unter Heilighaltung des ersten ist die eigenthümliche Form des Brittischen Protestantismus, woraus hervorgeht, wie Beides naturalistischer und pantheistischer Antinomismus und Gleichstellung des kirchlichen mit dem göttlichen Gesetze, durchaus zuwieder seien dem brittischen Karacter (?). Schon aus diesem einzigen Grunde ist der Sieg des Katholicismus und jedes ihm wesentlich gleichen hierarchischen Systems n England undenkbar.“ Den letzteren Satz versteht Ref., wie es ihm ifter geht, nicht recht; denn die Römisch-katholische Hierarchie hat sich,

Digitized by Google

wie früher bemerkt wurde, aus demselben kirchlichen Principe entwickelt, welches die englische Staatskirche noch jetzt, nur inconsequent, festhält. Es findet also im Princip eine wesentliche Gleichheit Statt. Dass in England der Römische Katholicismus je den wirklichen Sieg davon tragen werde, ist wohl nur von Wenigen behauptet worden; davon handelt es sich also eigentlich gar nicht; sondern die Sache ist nur die: bei der jetzigen Sachlage ist ein ernster Conflict der englischen Staatskirche mit der Römischen Kirche unvermeidlich, und diesen Conflict kann die englische Kirche bloss von innen heraus nicht überwinden. Entweder wird sie genöthigt werden, ihr Princip zu ändern, oder sie wird sich wiederum durch Anwendung äusserer Gewaltmittel zu helfen suchen, im letzteren Falle also die schon so sparsam zugemessene religiöse Beweglichkeit neuer Beschränkung unterwerfen müssen. Wir übergehen das Uebrige, was vom Herrn Sack zum Lobe der englischen Ehe und Sabbathsgesetze u. s. w. gesagt wird, und wenden uns zu dem Abriss der schottischen Kirchengeschichte, welcher mit einer kurzen Uebersicht der zum Grund gelegten neueren Werke über die schottische Kirchengeschichte beginnt. Es sind diess im Ganzen zwölf Werke, unter welchen wir das treffliche Werk Tytler's vermissen. Die Geschichte der schottischen Kirche selbst wird in vier Perioden abgetheilt 1. vom Anfange der Reformation oder von 1528 bis 1592, Kampf der reformatorisch-presbyterianischen Grundsätze mit der Hierarchie und Aristokratie. 2. von 1592 bis 1638, Periode der Eingriffe des Königthumes in das presbyterianische Kirchenregiment und der vergeblichen Bestrebungen, die Nation an die anglikanische Kirchenreform zu gewöhnen. 3. von 1638 — 1689, Zeit grausamer Verfolgung und tieferer Läuterung der Kirche. 4. von 1689 bis 1843, Zeit des Gegensatzes zwischen dem Moderatismus und dem Evangelismus innerhalb der Kirche. Sechs Beilagen speciellen Inhaltes von S. 220 — 236 sind der Kirchengeschichte angehängt. Man wird in dieser Darstellung der schottischen Kirchengeschichte, in deren Einzelheiten Ref. jetzt nicht eingehen kann, manche wesentliche Berichtigung des bisher unter uns Giltigen dankbar erkennen, aber auch ebenso öfter Gelegenheit haben, mit dem Herrn Verf. über seine geschichtlichen Voraussetzungen und Schlüsse zu rechten. Am Ausführlichsten verbreitet sich mit Recht Herr Sack über die jüngsten Vorgänge in der schottischen Kirche; doch vermisst auch hier Ref. die nöthige Objectivität, und zuweilen sieht man

Digitized by Google

einzelnen Sätzen zu sehr an, dass sie Uebersetzung sind, was hier und da erschwerend selbst auf das Verständniss wirkt. Am wenigsten ist Ref. durch den letzten Theil, welcher die eignen Beobachtungen enthält, befriedigt worden. Der Mangel an objectiver Beobachtungsgabe tritt hier besonders störend entgegen. Die Mittheilungen des Herrn Verf. verrathen nur zu sehr, dass er bestimmte Lieblingszwecke verfolgt, wie er denn namentlich darauf hinstrebt, Mängel in der schottischen Kirche möglichst zu verdecken. So ist es denn gekommen, dass statt einer frischen, kräftigen Schilderung den bestehenden Zustände, eine gewisse Halbheit vorherrscht, welche ein entschiedenes sicheres Urtheil unmöglich macht, und dass gelegentlich Dinge eingestreut und berührt werden, welche der Sache fern liegen. So erfahren wir bei den Schilderungen der schottischen Universitäten, welchen der Bericht einer königlichen Commission vom Jahre 1831 zum Grunde liegt, nicht sowohl was sie für den Deutschen Beobachter sind, als was sie nach der nicht zur Wirklichkeit gewordenen Ansicht der Berichterstatter sein sollten; wodurch denn der traurige Eindruck des Bildes, welches in Bezug auf die Theologie die Wirklichkeit von diesen Universitäten vorhält, gar sehr gemildert wird. Gelegentlich wird S. 244 der bekannten Verfügung des Preuss. Ministers Eichhorn, welche ein mehr conversatorisches Verfahren in den akad. Vorlesungen empfiehlt, das Wort geredet, als etwas, „das sich auf unseren Universitäten recht gut denken lässt.“ S. 246 wird eingeräumt, „dass dem schottischen Theologen eine strengere philologisch-exegetische Bildung fast ganz, ja mehr als in England fehlt“ und dann „das Eigenthümliche der schottischen Theologie wohl nur in der Art einer allerdings auf der Grundlage allgemeiner klassischen Bildung beruhenden psychologischen Philosophie, die sie mit schärferem Geiste und glücklicherem Erfolge als die Engländer auch auf das theologische Gebiet anwenden,“ gesucht. S. 248 heisst es von der schottischen Rechtgläubigkeit: sie sei „weder dumpfer Pietismus, noch veraltete Formel; und wenn sie etwa nicht wissenschafliche Geistesfülle ist, so ist sie sicherlich eine achtungswerthe Energie der Grundgedanken, eine ganz schätzbare systematische Sicherheit und eine von seltener Durchsichtigkeit der Reflexion getragene starke Ueberzeugung.“ Wir fragen da bedenklich: was wird da wohl aus den schottischen Theologen werden, wenn einmal auch die wissenschaftliche Geistesfülle über sie kommt? werden sie da auch noch so

Digitized by Google

fest an den Aeusserlichkeiten ihrer Verfassung halten können, welche sie jetzt mit schätzbarer systematischer Sicherheit ergriffen haben? Werden sie dann auch noch gleich frisch hineintreten können in den Mittelpunct der Lehre von der Versöhnung? Oder wird dann der Geist anstreben wieder das Fleisch. S. 254 wird gesagt: „Am Unerfreulichsten tritt das einseitig Nationale, das schroff Buchstäbliche der schottischen Kirche auf in dem Mangel der hohen Feste.“ Ist denn das wirklich etwas schottisch Nationales, oder nicht vielmehr aus der Genfer Kirche durch Knox nach Schottland Verpflanztes? — Um über die Menge der in der schottischen Kirche eingerissenen Parteiungen oder Secten, Seceder's in Schottland genannt, die Deutschen Gemüther zu beschwichtigen, heisst es S. 264. „Nur in den Grundsätzen des Kirchenregiments weichen sie von einander ab. Diess nun verringert den Abstand, in welchem die verschiedenen Parteien von einander stehen um ein Beträchtliches, ja es setzt ihn im eigentlich religiösen Kerne des kirchlichen Lebens auf ein so Unbemerkbares herab, dass die Vorstellung von Sektenzersplitterung, mit welcher viele Deutsche sich sogleich beunruhigen, wenn sie von Secessionen und den verschiedenen daraus hervorgegangenen Parteien in Schottland lesen, unangemessen ist.“ Wir erlauben uns dagegen die Frage: wird dadurch irgend das Wesen der Erscheinung erklärt, und wird und kann es bei diesen engeren Schranken, durch welche in Schottland die Parteien von einander getrennt sind, sein Bewenden behalten, sobald nur die wissenschaftliche Theologie Eingang in Schottland findet? Ist die Beschränkung der Parteien in Schottland nicht nothwendige Folge des eingestandenen Mangels an Wissenschaft? Waren im Mittelalter, so lange bis die Menschen durch die Wissenschaft aufgeklärt wurden, die meisten der verketzerten Parteien nicht auch mit den Katholiken in der Lehre einig und nur über den Pabst und die Kirchenverfassung anderer Ansicht? Die Erscheinungen in der schottischen Kirche sind also hier und auch an vielen andern Stellen nicht unter den rechten Gesichtspunct gebracht. Gleich nachher lesen wir bei Herrn Sack den einseitig schroffen Satz: „Secten sind nur da, wo die Wesenlehre des christlichen Glaubens in einem Hauptpuncte angegriffen, verlassen, oder verderbt ist. Wo diess nicht ist, da sind Parteien von mehr oder minderem kirchlichen Gehalte und nationaler Bedeutung, immer aber fähig einander im Glauben anzuerkennen, in Liebe zu umfassen, hoffnungsvoll mit und auf einander zu

Digitized by Google

wirken.“ Ref. dagegen ist überzeugt, und meint es auch leicht biblisch begründen zu können: wer da Christi Namen noch so sehr im Munde führt, seinen Nächsten aber in Liebe nicht zu umfassen, hoffnungsvoll auf ihn nicht zu wirken weiss, der ist kein wahrer Christ; und eben so ist es derjenige nicht, welcher seinen Nächsten auf dem weiten Gebiete des Christenthumes im Glauben nicht anerkennt. Wenn endlich S. 268 von den reformirten Presbyterianern zu lesen steht: „Sie halten an dem Grundsatze fest, dass in allen christlichen Ländern auch die bürgerliche Obrigkeit sich nach dem Gesetze Christi richten müsse, eine Sache, die als Wunsch und Gebet freilich sehr ehrwürdig ist, aber als kirchlicher Verfassungsgrundsatz entweder keine oder eine unnatürlich grosse Bedeutung hat“: so will uns bedünken, es müsste hiernach die beliebte Idee eines christlichen Staates eine unnatürlich grosse und zugleich Vielen sehr bequeme Ausdehnung erhalten. Nach diesen Bemerkungen dürften wohl die für den zweiten Theil verheissenen Uebersetzungen die Hauptsache werden. Was die unter 43 aufgeführte Schrift betrifft, so liegt dieselbe, wie schon der noch mangelnde vollständige Titel zeigt, äusserlich in noch unvollendeterer Gestalt, nur als erste Abtheilung einer Abhandlung, als die Schrift des Herrn Sack vor. Doch setzt uns das Vorliegende bereits in den Stand anzudeuten, was Herr Sydow will, und anzuzeigen, was er bisher gegeben hat.

Die 16 Seiten lange Vorrede, in welcher Herr Sydow seinem kirchlichen Herzen Luft zu machen, seinen Standpunct, sein Streben und Hoffen auszusprechen versucht hat, hat anfangs auf den Ref., und wahrscheinlich wird es auch manchem anderen Leser so ergehen, einen etwas abschreckenden Eindruck gemacht. Die Vorrede ist in einem pathetischen, vielfach geschraubten, selbst an das Phantastische grenzenden Style gehalten. In den meist abgebrochenen Sätzen sind philosophische Theorien und Abstractionen mit historischen Thatsachen durchmischt, und die ersteren mit den letzteren so zusammengestellt, dass sie für den unerfahrenen Leser insgesammt als historische Sätze von apodictischer Gewissheit erscheinen, was sie doch nicht sind. Im Einzelnen dagegen viel Schönes, Wahres und selbst Treffliches; aber leider ist selten ein Gedanke klar hingestellt und ausgeführt, meist nur angedeutet, um alsbald einem anderen in gleicher Weise nur angedeuteten Platz zu machen. Es werden daher nur unbestimmte Gefühle und Vorstellungen angeregt, welche über des Ver-

Digitized by Google

fassers eigentliche Ansicht und Absicht vielfach in Ungewissheit lassen. Herr Sydow redet in der Sprache einer Pythia oft in Phrasen, welche, wenn man meint ihren Sinn erfasst zu haben, doch noch andere Deutungen zulassen. Auf den Leser macht also diese Vorrede den Eindruck eines Chaos von Gedanken über Christenthum und Kirche; aber die chaotische Masse birgt edle, bildungsfähige, herrliche Keime in sich, darum weil sie von Wärme durchdrungen und von ächter Liebe befruchtet ist. Und das ist es, was mächtig wieder für den Verfasser gewinnt und einnimmt, was den Wunsch hervorruft, es möchten diese edlern Keime zu klarer Ausbildung und Reife gezeitigt werden, und was dem Herrn Sydow auch von solchen, die einen von dem seinigen verschiedenen Standpunct einnehmen, die Hand brüderlicher Liebe und herzlicher Anerkennung reichen lässt. Man fühlt, man sieht es bei jedem Schritt, Herr Sydow, wenn schon nicht frei von theoretischer Einseitigkeit, will das Gute auch da, wo er es auf falschem Wege sucht, und weil es ihm vom Herzen kommt, ist Milde mit seinen Ueberzeugungen gepaart.

Nach dem Gesagten wird sich der Inhalt der Vorrede des Herrn Sydow eher in einem dickleibigen Commentar, als in einzelnen kritischen Bemerkungen, die uns hier doch allein vergönnt sind, besprechen lassen. Gleichwohl können wir nicht umhin, zu unserer eignen Rechtfertigung, einige Andeutungen hinzuzufügen. Im Allgemeinen würde Ref. zu bemerken haben: Herr Sydow spricht über Christenthum und Kirche, nicht nach ihrer geschichtlichen Wirklichkeit, sondern von einem der Wirklichkeit mit Unrecht gleichgesetzten theoretisch-speculativen Standpuncte aus. Obenan müsste hier der Versuch einer Verständigung über die Begriffe: Christenthum, Kirche, Protestantismus, stehen. Ueber den letzteren, den Protestantismus, finden wir viel Treffliches S. IX f. gesagt. So wenn es heisst: „Der Protestantismus ist nicht bloss eine Reinigung des Katholicismus von diesem oder jenem einzelnen eingeschlichenen Missbrauch oder irrigen Dogma.“ Was hierdurch negirt wird, ist der Standpunct der englischen Staatskirche, deren Unvereinbarkeit mit dem Deutschen Protestantismus in den Worten entschieden ausgesprochen ist.

Eben so wahr als schön wird S. X gesagt, wenn schon hier die hypothetische Wendung mit wenn am Schlusse, welche eine Störung und die Möglichkeit eines geschichtlich nicht Vorhandenen bringt, hätte vermieden werden können: „Der Protestantismus ist nicht zur einen

Digitized by Google

Hälfte eine Annahme des noch unverdorben gebliebenen und zur andern eine Rückkehr zum wieder hervorgesuchten Alten, so dass wir also mit dem Katholicismus doch diese und jene Grundlehren, z. B. die sogenannten katholischen Dogmen, gemein haben, und dass, wenn der Katholicismus nur etwas nachgiebt in der Fassung dieser und jener Lehre, und nur noch seine krassen Auswüchse, welche die Reformation zunächst veranlassten, im Schmelztiegel der Bildung abgeschliffen hat, auch die Hitze des Streites nun vorüber ist, dass wir von unserer Seite dann auch manches voreilig Aufgegebene, näher betrachtet, wieder annehmen, manches Anstössige, vergeistigt und phantasiereich gefasst, auch wieder unverfänglich finden könnten, und dass aus dem Allen bei gutem Willen auf beiden Seiten wohl eine Vereinigung hervorgehen könnte. So steht die Sache nicht. Und selbst wenn unsere Reformatoren sie so angesehen hätten, so hat sie doch anders in ihnen gelebt, und es hiesse den innern göttlichen Kern in ihrem Werke verkennen und uns in falscher Demuth zu falscher geistiger Unfähigkeit verurtheilen, wenn wir nicht das Recht der Kritik in Anspruch nehmen, welche ihr Werk von ihren Gedanken über dasselbe unterscheidet."

So weit die Negation. Es lässt sich kaum besser sagen, was der Protestantismus nicht ist, als es vom Hrn. Sydow gesagt ist. Wenn wir aber nun weiter Hrn. Sydow fragen: was ist demnach positiv der Protestantismus? so fehlt es auf einmal in wunderbarer Weise. Phraseologie tritt an die Stelle des klaren Begriffes. Hr. Sydow fährt nämlich fort: Der Protestantismus ist, wie gesagt, kein Flick- und Stückwerk. Es ist in jedem Sinne des Wortes nur auswendig und oberflächlich gewusst, was man gewöhnlich bei der Hand hat, um ihn zu charakterisiren, nämlich er habe zwei Principien, ein formales und ein materiales u. s. w. da diese beiden sogenannten Principien vielmehr nichts Anderes sind, als nur gleich Anfangs klar zum Bewusstsein gekommene Anwendungen des lebendigen Geistes des Protestantismus auf zwei einzelne Lehren, nämlich die von der Schrift und vom Glauben; der Protestantismus aber ist eine neue eigenthümliche Evolution des Christenthums, die zu umfassender, organischer Durchbildung und Einheit strebt, und deren specifischer Character sich nicht sporadisch bloss in diesem und jenem einzelnen Dogma, sondern in jedem Bestandtheile

Digitized by Google

des gesammten kirchlichen Wesens in allen seinen Relationen nach aussen zu Staat, Wissenschaft, Kunst u. s. w. ausdenken wird.“ Diess letztere ist Alles wahr. Es sind diess Alles nothwendige Folgen und Sätze aus dem Principe des Protestantismus, aber durchaus keine Definition, kein Begriff. Was ist also Protestantismus überhaupt? Die Beantwortung der Frage ist nicht so schwer, kann es namentlich für Hrn. Sydow nicht sein, der so wahr bemerkt, dass das Werk der Reformatoren von ihrem Gedanken über dasselbe unterschieden werden müsse. Was ist nun der höhere, göttliche Gedanke, von welchem das Wirken und Werk der Reformatoren ausgegangen ist? ihr suchet in euren Symbolen, in euren Dogmatiken darnach. Umsonst. Da stehet nichts. Wohl aber zeuget die Geschichte der Reformation überhaupt von ihm, wohl steht es mit flammenden Zügen über Luthers 95 Thesen zu lesen, mit welchen, und mit Recht, der Anfang des Reformationswerkes gesetzt wird.

Amor et studium elucidandae veritatis ist der leitende Gedanke, durch welchen das Werk der Reformation in das Dasein gerufen, von welchem es beherrscht wurde; ist der ewige Grundgedanke alles wahren Protestantismus, und sollte der Deutschen Protestanten unveränderlicher Wahlspruch sein und bleiben. Dann also beginnen diese Thesen: Amore et studio elucidandae veritatis haec subscripta themata disputabuntur. Die Wahrheit aber wurzelt in der geistigen Natur des Menschen. Also ist Protestantismus das Kämpfen für die Wahrheit und für die Rechte des Geistes. Dieser Kampf aber ist ein ewiger, nie rastender, gleichwie des Menschen Geist und die von ihm ausgehende Erkenntniss der Wahrheit die Fähigkeit unendlicher Entwickelung und unendlichen Fortschrittes in sich trägt. Dass ein solches Princip des Kämpfens für Wahrheit und Recht das menschliche Sein nach allen seinen Beziehungen durchdringen muss, versteht sich wohl als nothwendig von selbst.

Damit ist aber erst das Princip des Protestantismus in seiner weitesten Ausdehnung oder in seiner Allgemeinheit gegeben. Eine wesentliche Beschränkung erleidet dasselbe durch das Prädicat: christlich. Christlicher Protestantismus ist das Kämpfen für Wahrheit, für des Geistes Recht, vom christlichen Standpunct aus. Und auf diesen beschränkteren Standpunct sehen wir Alle uns gewiesen, die wir das Prädicat Christen für uns in Anspruch nehmen. Auf ihm allein standen auch die

Digitized by Google

Reformatoren, stand ein Luther, welcher, wie es in der Ueberschrift seiner Thesen weiter heisst, über seine von Amor et studium elucidandae veritatis eingegebenen Thesen (das nehme sich doch auch Hr. Harms zu Herzen) disputiren wollte: in nomine domini nostri Jesu Christi.

Nun aber entsteht sofort weiter die inhaltschwere Frage: was ist unter dem christlichen Standpunct zu verstehen, was ist überhaupt Christenthum? Da das Christenthum eine positive, eine äusserlich gegebene oder historische Religion ist: so kann die Antwort auf diese Frage nicht von der Ansicht einzelner kirchlicher Parteien oder Secten, auch nicht von irgend einer philosophischen Theorie aus, sondern einzig und allein auf geschichtlichem Wege gefunden werden. Nun hat aber der Stifter des Christenthumes selbst über seine Religion nichts Schriftliches hinterlassen, sondern Alles, was wir vom Christenthume und von seinem Stifter wissen, beruht auf Tradition. Dieselbe selbst zerfällt, wie wir bereits sahen, in Mittheilung durch Schrift, durch mündliche Belehrung, durch Weihe. Es fragt sich also, ob alle diese drei Arten von Tradition, oder nur die eine oder andere geschichtlich zulässig sind. Die Mittheilung durch Weihe, würde geschichtlich betrachtet, nur dann Werth haben, wenn sie sich auf Mittheilung einer geheimen oder esotorischen Lehre bezöge. Da aber die Geschichte zeigt, dass das Dasein einer Geheimlehre im Christenthume durchaus unzulässig ist, und die Mittheilung durch Weihe sich nur auf Mittheilung einer geheimen Kraft beziehen soll: so fällt die Tradition vermittelst der Weihe nothwendig aus dem Bereich der Geschichte. Eher liesse sich die Tradition auf mündlichem Wege rechtfertigen, wofern wir nur genügende Mittel besässen, das auf diesem Wege Erhaltene auch geschichtlich feststellen zu können, und wofern die katholische Kirche selbst der sogenannten mündlichen Tradition nicht einen rein speculativen Begriff, der also wiederum mit der Geschichte nichts gemein hat, untergelegt hätte. So bleibt dann nur die schriftliche Tradition als Quelle für die geschichtliche Erkenntniss übrig; und es entsteht nun die Frage, wie weit dieselbe auszudehnen sei? Die katholisch-apostolische Kirche hatte, mit richtigem Tacte, die Beschränkung auf die Apostel getroffen, und weiter entschieden, dass der Begriff eines Apostels nicht bloss auf die Wölf von Jesus bei seinem irdischen Sein eingesetzten Apostel, sondern auch auf Paulus sich beziehe; eine Bestimmung, durch welche die Paulinische Auffassung des Christenthumes (wenn sie schon nicht die erste und

Digitized by Google

ursprüngliche ist, sondern der Zeit nach eine andere ihr vorangeht) wesentlich in Vortheil gerathen, und, gewissermassen tonangebend, die weitere Entwickelung des Christenthumes bedingt worden ist. Sobald diess über die schriftliche Tradition feststand, entstand das Verlangen nach einer vollständigen Sammlung sämmtlicher apostolischer Schriften. Diesem Verlangen und Bedürfniss ist durch unser neues Testament, jedoch nur in unvollkommener Weise entsprochen worden.

Die katholisch-apostolische Kirche, über welche in diesen Tagen unter den Deutsch-Katholiken sich Nennenden, so durchaus vage, unklare und unhistorische Begriffe im Umlaufe sind, was freilich weniger verwundern kann, da der reine Begriff im Laufe der Zeit überall so sehr entstellt worden ist — die katholisch-apostolische Kirche, sage ich, hat zur Grundlage die Tradition nach ihrer dreifachen Beziehung genommen. Die Deutschen Reformatoren erkannten richtig, getrieben amore et studio elucidandae veritatis in nomine Christi, in der Abweichung von den apostolischen Schriften die Quelle der Entstellung des Christenthums, wie solches von der katholischen Kirche festgehalten wird, und gingen deshalb, mit Verwerfung der beiden anderen Arten von Tradition, einzig auf die in den apostolischen Schriften niedergelegte Tradition zurück, oder sie hoben die heilige Schrift, als die einzig wahre Erkenntnissquelle hervor. So weit also steht die geschichtliche Grundlage des Deutschen Protestantismus durchaus fest und richtig, und wir Alle, die den Namen Christen mit Recht in Anspruch nehmen wollen, könnten und sollten uns darüber vereinigen, dass über das, was das Christenthum sein wolle, und was es wirklich sei, nur auf den Grund jener Schriften hin, welche im neuen Testamente zusammengestellt sind, entschieden werden könne. Auf dieser Grundlage hin, wird sich in allen wesentlichen Stücken eine letzte Einheit, bei einer unendlichen den verschiedenen Bedürfnissen der Einzelnen entsprechenden Mannigfaltigkeit, die aber nie zum Wesentlichen gerechnet werden darf, herausstellen. Ist das zuletzt allen neutestamentlichen Schriftstellern gemeinsame und darum Wesentliche, auch weniger umfangreich, als Mancher im wohlgemeinten und doch verkehrten Wissensdrange wohl wünschen möchte: so ist es doch vollkommen hinreichend, uns als ein helleuchtender Stern, durch die Irrsale unseres irdischen Seins hindurch im Glauben, Lieben und Hoffen dem Himmel zu zu leiten. Und dieses Wesentlich allein ist es, was, ohne zu grosse und

Digitized by Google

hemmende Störung der Individualität und Rechte der Einzelnen, in einem christlichen Lande die Kirche selbst und alle ihre Beziehungen nach aussen zu Staat, Wissenschaft, Kunst u. s. w. zu durchdringen hat.

Was dann die Reformatoren Deutschlands, die Ref. so hoch stellt, weiter auf dieser geschichtlichen Grundlage im Kampfe für Wahrheit und Geistesfreiheit gegen die Lüge und den Zwang der katholischen Kirche, geglaubt und gelehrt, die Art und Weise insbesondere, wie sie von ihrem Protestantismus aus die Lehre von der Schrift und vom Glauben entwickelt haben, beruht nur auf Ansichten und Voraussetzungen, durch Zeit und Umstände ihres Auftretens bedingt, sind also nur individuelle Anwendungen des protestantischen Principes auf das Christenthum, nicht der christliche Protestantismus selbst in seiner Vollendung. Sie zeigen uns nur, was ein Luther, Calvin u. A. als Ergebniss des christlichen Protestantismus aufgefasst und aufgestellt haben, führen uns nur Lutherischen, Calvinischen Protestantismus vor, ohne dass diese Auffassungen, dem fortwährenden Streben nach vollkommnerer Anwendung des Protestantismus auf das Christenthum, dem fortwährenden Kämpfen für Wahrheit und Geistesfreiheit auf dem geschichtlichen Boden des Christenthumes, ein Ziel setzen könnten. Wo irgend ein solches gesetzt ist, da ist es mit dem Glauben an die Befähigung des menschlichen Geistes zum Fortschritt, der Grundlage alles Protestantismus, und also auch mit dem christlichen Protestantismus zu Ende. Denn der wahre christliche Protestantismus kann keine weitere Autorität anerkennen, als die des neuen Testamentes. Lutherthum und Calvinismus können daher keine bindenden Normen sein, sie sind, wenn schon höchst ehrwürdige, doch nur der Zeit angehörende, und dem Wechsel unterworfene Auffassungen des christlichen Protestantismus. Was dem sechzehnten Jahrhunderte auf dem Grunde des protestantischen Principes erreichbar war, das ist durch die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts erreicht worden. Wir aber gehören dem neunzehnten Jahrhunderte an; einem Jahrhunderte, das nach einem grossartigen geistigen Aufschwunge in seinem ersten Viertheil, seit seinem zweiten Viertheil zwischen Fortschritt und Rückschritt schwankt, wobei letzterer wahrlich nicht von den wahren Freunden und Verehrern des christlichen Protestantismus ausgeht, sondern einerseits von denjenigen verschuldet ward, welchen, in jesuitischer Befangenheit, jeder freie geistige Fortschritt gleich Schrecken einjagt, welche daher das Princip des Katho-

Digitized by Google

licismus an die Stelle des christlichen Protestantismus gesetzt haben, andrerseits von denjenigen, welche erst verdeckt, und das war unredlich und schlecht, später offen aber auch schrankenlos übertreibend Protestantismus überhaupt, an die Stelle des christlichen Protestantismus gesetzt verlangen. Es ergiebt sich daraus, dass unsere Zeit von drei sich durchkreuzenden und bekämpfenden Richtungen bewegt wird: einer katholischen oder anti-protestantischen, einer christlich protestantischen und einer unbeschränkt protestantischen.

Das Kämpfen für und gegen den Autoritätsglauben, das endlos Mannigfache im Setzen und Verneinen von Bestimmungen, durch welches alles geistige Leben im religiösen Sein des Menschen bedingt ist, wird häufig als der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben hingestellt. Vom kirchlichen Standpuncte aus lässt sich diese Beziehungsweise nur vom Kampfe des christlichen Protestantismus mit dem antichristlichen rechtfertigen. In der Wirklichkeit dagegen pflegt innerhalb der Kirche in unwahrer und unwürdig verketzernder Weise allen denjenigen der Vorwurf des Unglaubens gemacht zu werden, welche dem Autoritätsglauben irgend wie eine geringere Ausdehnung einräumen, als Andere. Dadurch verliert aber der Vorwurf des Unglaubens alle Geltung und Kraft. Er sinkt zum hierarchischen von Bosheit und Geistesarmuth eingegebenen Schreckenswort herab, durch welches nur der Unwissende und Geistesschwache bethört und eingeschüchtert werden kann. Der wahrhaft Fromme wird sich von solchem Vorwurfe eben so fern halten, als sich der geläuterte Fromme bewusst ist, ihn nicht zu verdienen. Der Vorwurf, von wem immer derselbe ausgehen mag, zeugt stets von Geistes-Armuth und Ohnmacht, und ist auch nur fähig auf den Pöbel zu wirken. Endlich ergiebt sich aus dem Gesagten, dass es ein unbegreifliches Missverstehen ist, wenn dem Protestantismus nur eine negative Seite, kein Princip, keine Positives zugestanden wird. Auch diess gilt nur vom Protestantismus in seiner grössten Allgemeinheit. Der christliche Protestantismus dagegen hat eben in diesem Christlichen sein Positives und sein Princip, nur will er dasselbe auf seinen wahren Gehalt und Werth zurückgeführt und festgehalten haben, frei wissen von aller mystischen und hierarchischen Entstellung. Wenn dieses gegenwärtig gegenüber der Entstellung nur auf dem Wege des Protestirens und Negirens möglich ist, wenn der christliche Protestantismus sich genöthigt sieht, Vieles als zum

Digitized by Google

Wesen des Christenthums gehörig zu negiren, was im langen Verlaufe der Zeit dazu gestempelt worden ist: so ist er doch weit entfernt, zuletzt auch sein eigen Princip und damit sich selbst zu negiren. Die Gegenwart ist, wie der geschichtliche Verlauf der Dinge zeigt, in Folge innerer sowohl als äusserer Einwirkungen dem Umsichgreifen des katholischen Principes förderlich gewesen. Doch ist es, trotz aller mächtigen Bestrebungen, nicht möglich gewesen, das lediglich auf seine innere, geistige Kraft beschränkte Princip des ächt christlichen Protestantismus, wie solches im rationalen Christenthum hervortritt, zu unterdrücken, oder auch nur vorübergehend ganz zu beseitigen. Wir finden darin, nächst einer Bestätigung der Wahrheit des Principes, eine wesentliche Bürgschaft, aber auch die Aufforderung zu fortwährender geistiger Wachsamkeit und zu thatkräftigem Handeln! Also wohlan und weiter auf der von Luther gebrochenen Bahn: amore et studio elucidandae veritatis in nomine Iesu Christi disputirt, wer im wahren Geiste der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts ein ächter Protestant sein will.

S. II. der Vorrede erklärt Hr. Sydow: im Königreiche Preussen, besonders in den alten Provinzen desselben, könne von einer Kirche „mit Rechten und Gemeinschaftsformen, wie sie im Wesen der vom Erlöser ausgehenden Stiftung gegründet sind, kaum die Rede sein“ und sucht dann diesen Mangel an zwei ihm tief zu Gemüth gegangenen Fällen zu veranschaulichen. Als das Bisthum zu Jerusalem entstand, fragte Alles in England nach der Verfassung der protestantischen Kirche in Preussen. Als ein Jahr später, 1843, die schottische Kirche sich trennte, fragten die, welche von dem bisherigen Verbande sich losgesagt hatten, nach der Adresse an die evangelische Kirche Preussens. In beiden Fällen sah sich der Hr. Verf. von der verlangten Auskunft verlassen — weil die Protestanten Preussens keine Kirche bilden. Ref. kann hier in keiner Beziehung dem Hrn. Verfasser Recht geben; er findet vielmehr in diesen Sätzen auffallende Begriffsverwechselungen. Der Begriff einer Kirche, wie solcher im Wesen der vom Erlöser ausgehenden Stiftung gegründet sein soll, ist etwas überaus Unbestimmtes und Willkührliches; etwas ein Dogma an die Stelle der reinen Geschichte Unterschiebendes. Das Wesen der von Christus ausgegangenen Stiftung sucht Hr. Sydow ohne Zweifel aus der Zusammenstellung der neutestamentlichen Angabe zu gewinnen. Allein das N. T. macht uns nicht sowohl mit der Art

Digitized by Google

und Weise, wie Jesus die Kirche aufgefasst hat, als vielmehr mit Auffassungen der apostolischen Zeit bekannt. Eingeräumt also den apostolischen Ursprung sämmtlicher neutestamentlichen Schriften: so ist der Schluss von der Einheit der apostolischen Auffassung, mit der im Stifter des Christenthums selbst vorhandenen Auffassung, doch nur ein dogmatisch, nicht aber geschichtlich gerechtfertigter. Und wie grosser Spielraum hierbei dem Einzelnen gelassen ist, zeigen zur Genüge die verschiedenen Begriffe von Kirche, wie solche seit alter Zeit von den verschiedenen Parteien aufgestellt worden sind. Auch Hr. Sydow hat nun seinen eigenen Begriff von Kirche — wir erfahren nicht welchen — und indem er nach diesem die in Preussen bestehenden kirchlichen Verhältnisse bemisst, findet er leicht, dass die preussischen Protestanten keine Kirche haben. Nun haben aber die gefeierten Reformatoren, auf welche die Protestanten Preussens zurückgehen, ihrerseits doch auch eine der vom Erlöser ausgehenden Stiftung entsprechende Kirche herzustellen gesucht und hergestellt zu haben gemeint. Wenn also Hr. Sydow behauptet, bei den Protestanten Preussens könne von einer Kirche kaum die Rede sein: so hat er diess letztere nicht bewiesen, sondern nur dass der Begriff von Kirche, wie sie im Wesen der vom Erlöser ausgehenden Stiftung gegründet sein soll, sich bei den Reformatoren anders, als bei Hr. Sydow gestaltet hat. Der behauptete Mangel einer Kirche ist also etwas durchaus Relatives und Subjectives zugleich. Es kömmt diess sofort auch zum Vorschein, bei dem Gedränge, in welches Hr. Sydow durch die Fragen der Engländer und Schotten geräth. Folgt aber wohl aus diesen Fragen irgend, dass die deutschen Protestanten keine Kirche bilden? Wäre diess der Fall, dann würde ja auch mit ganz gleichem Rechte aus der Frage eines constitutionellen Engländers oder Schotten: an welches Ober- oder Unterhaus er sich in Preussen zu wenden habe? gefolgert werden müssen, darum weil dieses Land keine allgemeine ständische Verfassung hat: der Preussische Staat sei kein Staat; während doch folgerecht nur das sich ergiebt, dass im ersten Fall der Begriff von der Kirche, im zweiten der Begriff vom Staate, vom Standpuncte des Engländers und des Preussen aus, factisch ein anderer ist.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 34. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchliche Zustände.

(Fortsetzung.)

Diess festgehalten, lag also die Antwort auf jene beiden Fragen sehr nahe. Sie konnte nur lauten: da die kirchlichen Einrichtungen in Preussen von den in England und Schottland wesentlich verschieden sind: so habt ihr, um euren Zweck zu erreichen, den und den Weg einzuschlagen. Welchen kirchlichen Einrichtungen nun der Vorzug gebühre, das ist eine schwierigere, für sich bestehende Frage. Die Reform der englischen Kirche ist wie bekannt in der Hauptsache von Bischöfen durchgeführt worden. Daher kömmt es, dass in dieser Kirche das hierarchisch-aristokratische Element stärker hervortritt, als in irgend einer anderen protestantischen Kirche. Die schottische entlehnte ihre presbyterianische Verfassung von Calvin und Genf. Calvin's Grundsätze und die seiner nächsten Anhänger neigten wie bekannt zum Republicanismus hin. Daher in der schottischen Kirche das demokratische Element, welches aber durch die den Geistlichen zugewiesene Stellung — ein Nachbild der Stellung, welche Calvin's fast souverainer Wille zur Republik Genf einnahm — so eigenthümlich zu Gunsten der Hierarchie gemässigt ist, dass man in vieler Beziehung sagen kann: jeder schottische Geistliche stehe zu seiner Gemeinde im Verhältnisse eines Bischofes. Die deutsche Reformation begann und gelang, wie bekannt, in Ländern monarchischer Verfassung und unter dem Schutze einzelner Monarchen. Daher tritt in der kirchlichen Verfassung der deutschen Protestanten, besonders der Lutheraner, das monarchische Princip hervor. Lässt sich nun irgend von einer dieser drei Verfassungen sagen, dass sie nicht kirchlicher Art, nicht ein Wesen der vom Erlöser ausgehenden Stiftungen sei, dass sie überhaupt keine Kirche darstelle? In neuester Zeit soll diess besonders von der Lutherischen gelten. Aber schwerlich mit Recht. Als Luther

Digitized by Google

zum grossen Reformator wurde, erkannte er einerseits mit richtigem Blicke die gewaltigen Eingriffe der katholischen Kirche in die Rechte der Fürsten, andrerseits mit Dank den Schutz, welchen die der Reform zugethanen Fürsten der Kirchenläuterung zu Theil werden liessen; die warme Begeisterung für das Bessere, von welcher sie erfüllt waren; die Opfer, welche sie der guten Sache brachten. Gründe genug für Luther und seine Mitarbeiter am Werke der Reform, dass sie nicht nur der weltlichen Macht oder dem Staate zurückgaben, was dem Staate gehörte, und was die Kirche ihm nur widerrechtlich entrissen hatte, sondern dass sie auch dankvoll und vertrauensvoll von den Fürsten, die vom Beginn der Reform an als Schirmherren der protestirenden Kirche dastanden, die weitere Fürsorge für das Wohl der neuen protestantischen Kirche erwarteten und einen Theil der, durch die Aufhebung der Bisthümer zur Erledigung gekommenen kirchlichen Rechte ihnen übertrugen. Wie der demüthige Luther die Reform der Kirche nicht als sein Werk, sondern als das Werk Gottes betrachtete: so baute sein Herz auch für die Zukunft auf die göttliche Leitung der protestantischen Kirche und auf die Anhänglichkeit der von Gott eingesetzten Fürsten an dieselbe; und zwar um so mehr, als da, wo protestantische Fürsten regierten, Fürst und Volk im Glauben einig waren. Man hat in neuerer Zeit dieses Verfahren der deutschen Reformatoren denselben zum vielfachen Vorwurf gemacht; und doch war es der damaligen Zeit, ihren Erwartungen und Hoffnungen, zumal wenn man dabei die Regungen des Dankes in Anschlag bringt, so nahe gelegt. So kam es, dass einerlei Idee, einerlei leitendes Princip, wir können es das monarchische nennen, alle diese von den Reformatoren in Deutschland selbst getroffenen Anordnungen durchdrang: die Kirche aber unter diesen Gesichtspunct gestellt, ist so gut eine wahre, eine wahrnehmbare, mit eigenen Organen ausgerüstete u. s. w., als die Kirche der Reformatoren der Schweiz und Englands diess ist. Dass aber die eine mehr als die andere im Wesen der von Christus ausgehenden Stiftung gegründet sei, müssen wir darum bezweifeln, weil sich rein geschichtlich darüber ganz und gar nichts ermitteln lässt, dieser Gegenstand also ganz ausserhalb jenes positiven Bereiches liegt, welcher die Grundlage des christlichen Protestantismus bildet.

Die Erwartung der für ihr Werk, als ein göttliches, so begeisterten Deutschen Reformatoren, dass Gott die Herzen der protestantischen

Digitized by Google

Fürsten wie Wasserbäche zum Heil der protestantischen Kirche leiten werde, ist geschichtlich nicht bestätigt worden. Wohl waren viele Deutsche Fürsten und Grosse im ersten Aufschwunge der Begeisterung für die neue Lehre bereit, dem treuen Halten an ihrer Kirche, zu deren Organen sie gehörten, Leben und Würde, Habe und Gut zum Opfer zu bringen, und Sachsens Johann Friedrich und Hessens Philipp brachten wirklich theilweise diess Opfer. Aber diese Begeisterung ist, wie alle Begeisterung, nicht vorhaltig geworden. Wie mancher protestantische Fürst Deutschlands hat aufgehört ein wahres Organ der protestantischen Kirche zu sein, wie Mancher hat seine Kirche weltlichen Interessen der mannigfaltigsten Art, nicht innerer Ueberzeugung, zum Opfer gebracht. Selbst die Fürsten Sachsens, einst die Wiege des Protestantismus, sind der protestantischen Kirche — untreu geworden. Ein Vorfahr des Ref. von mütterlicher Seite war der Beichtvater der Gemahlin August's des Starken, welche bei des letzteren Uebertritt zum Katholicismus lutherisch geblieben war. Es ist eine wohlbeglaubigte Tradition in des Ref. Familie, dass dieser von dem Kurfürsten, als er ihn von dem Uebertritte zum Katholicismus abzuhalten versuchte, zur Antwort erhielt: Lieber Doctor, es ist Alles wahr, was sie sagen; aber eine Krone, eine Krone! Das Princip, von welchem unsere Deutschen Reformatoren ausgingen, hat sich also nicht probehaltig erwiesen. Dazu kommt die später ganz veränderte Vertheilung der Bevölkerung unter bald protestantische, bald katholische Fürsten. Die protestantische Kirche Deutschlands bedarf folglich zu ihrem Bestehen, zu ihrer weiteren Entwickelung und Fortbildung, einige andere Garantien, als die, welche sie bisher gehabt hat. Darin ist Ref, mit Hrn. Sydow und so vielen anderen ehrenwerthen Männern, deren Stimme in dieser Sache laut geworden ist, durchaus einverstanden; nicht aber in der Art und Weise, wie diese Garantien von ihnen gesucht werden. Dass in der Herübernahme irgend einer bestehenden kirchlichen Verfassung, etwa der in Vorschlag gebrachten anglikanischen, diese Garantien für uns gewonnen werden könnten, muss Ref. auf das Entschiedenste in Abrede stellen. Er sieht dadurch die Deutsche protestantische Kirche, deren ganzem Wesen und Geiste eine solche Verfassung widerstrebt, nur noch mehr bedroht und gefährdet, als bisher, und ist dabei fest überzeugt, dass, hätten in neuester Zeit nicht Hengstenberg und seine zahlreichen, bald heimlichen, bald offenen Anhänger, den Protestantismus

Digitized by Google

in Deutschland bei allen Denkenderen und Hellsehendern in einen so üblen Ruf gebracht, Viele, wo nicht die Meisten von denen, welche, wie Ref, im Anfange dieses Artikels (November- und Decemberheft v. 1844) voraussagte, durch das Aushängen des Rockes an der katholischen Kirche irre wurden, sich ohne Weiteres den Protestanten angeschlossen haben würden, denn im obersten Principe sind sie mit uns einverstanden. Es zeigt uns ferner die Geschichte, dass die wegen ihrer Formen und ihrer Verfassung so gerühmte anglikanische Kirche aus sich selbst nur geistlose Secten ohne Zahl hervorgebracht hat, und dabei für sich allein eben so wenig im Stande gewesen ist, gegen den Römischen Katholicismus, als gegen den Socinianismus sich zu erwehren. Nur durch die strenge Einmischung des Staates, welcher die Katholiken aller bürgerlichen Rechte verlustig machte, und als diess noch nicht genügte, jeden Katholiken noch durch ein besonderes Gesetz vom Throne ausschloss, die Socinianer aber für der Todesstrafe verfallen erklärte, war es möglich, die Kirche von diesen beiden Seiten her zu sichern. Sind das aber Bestimmungen im Geiste der vom Erlöser ausgegangenen Stiftung? sind derartige Bestimmungen nach der Lage der Sachen in Deutschland denkbar? Als aber in England die Strenge der Gesetze gegen Katholiken und Unitarier in neuester Zeit gemildert wurde, was ist die Folge davon gewesen? Ist seitdem die anglikanische Kirche besser als anfangs im Stande gewesen, sich durch ihre Verfassung und Formen, dieser beiden Gegner zu erwehren? Herr Sydow selbst sagt S. VIII: „Der Katholiscismus gewinnt „täglich mehr Terrain. Selbst in Grossbritannien, wo nichts dem alther„kömmlichen Abscheu gleicht, den man vor „Popery“ (Pabstthum) em„pfindet, machen „Popery,“ Mönchthum und Jesuitismus sichere Fort„schritte, und das katholische Directory weiset jährlich die wachsende „Zahl der Geistlichen und der neuerbauten Capellen nach.“ Und eine Verfassung, bei der Solches in England geschieht, sollte die Protestanten in Deutschland zu kräftigen und gegen die Uebergriffe des Katholicismus zu sichern vermögen? Gerade das Gegentheil würde die unausbleibliche Folge sein!

Herr Sydow hat diess auch richtig erkannt, und eben darum ist er einer Einführung der englischen Kirchenverfassung im protestantischen Preussen nicht günstig. Er meint S. IX „die Zeit der Union mit der katholischen Kirche sei noch nicht da,“ glaubt aber doch an die Mög-

Digitized by Google

lichkeit einer solchen; was wir, da die beiderseitigen Principe so weit auseinander liegen, durchaus in Abrede stellen. Dagegen sind wir mit dem Herrn Verf. wieder ganz einverstanden, wenn er S. XII sagt: Die Römische Kirche steht gegen uns zu Felde, wie ein barbarisches Volk, das noch nicht die ersten Grundsätze des geistlichen Völkerrechtes anerkennt, die das Christenthum in die Welt gebracht hat, sondern uns zu unserer Seelen Seligkeit ohne allen Compromiss geistig vernichten will. Wir kämpfen also Beide mit sehr ungleichen Waffen, und es bleibt uns nur das Recht, aber auch die Pflicht kräftiger Defensive (wir fügen hinzu: Defensive sowohl als Offensive) jedoch mit Verschmähung jedes ungeistlichen Mittels." Wenn es aber sogleich weiter heisst: Dieser Kampf des Protestantismus gegen den Katholicismus könne von unserer Seite nur geführt werden, vermittelst Darstellung unserer Wahrheit durch die Kirche, woraus dann wieder die Nothwendigkeit einer neuen Kirchenverfassung gefolgert wird: so erscheint uns diese Wendung sofort wieder bedenklich und gefährlich. Ref. wurde dabei an das System des Mani erinnert, dessen zwei Principe und ihre Stellung zueinander eine Parallele zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche sehr nahe liegen. Mani lehrte: Nachdem zwei Reiche, ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsterniss lange in gänzlicher Abgeschiedenheit von einander bestanden hatten, führte ein Zufall die Mächte des Reiches der Finsterniss hin an die Grenzen des Lichtreiches. Alsbald wurden die finstern Mächte von unendlichem Verlangen nach dem Besitze des Lichtreiches erfüllt, dessen Bewohner sich dadurch zur Selbstvertheidigung und zum Kampfe gezwungen sahen. Der Kampf mit den finstern Mächten der Hyle schien jedoch den geistigen Mächten des Lichtreiches nur dadurch mit Aussicht auf Erfolg möglich, dass das an sich körperlose Reich der Lichtgeister den körperlich ausgerüsteten Mächten der Finsterniss ebenfalls in einer Art körperlicher Ausrüstung entgegentrete. Diese Art des Kampfes hatte aber bald eine Vermischung der Finsterniss mit dem Lichte zur Folge, und die Lichttheile aus den Banden der Finsterniss wieder zu befreien ist eine Erlösung nöthig geworden. — Hüten wir uns, dass unserer protestantischen Kirche, wenn sie zum Kampf mit dem Katholicismus durch kirchlichen Gegensatz getüchtigt werden soll, nicht auch eine Erlösung im manichäischen Sinne nöthig werde! Diese Parallele bietet ausserdem noch andere tiefgreifende Fra-

Digitized by Google

gen, die sich aus der übereilten Mischung des Katholicismus und Protestantismus, in Kirche, Staat, Wissenschaft ergeben. Unser Protestantismus kämpft auf dem Grunde des Christenthums nur allein mit den Waffen des Geistes. Der christliche Protestantismus stehet im Dienste des Geistes nicht des Buchstabens, dieser tödtet, während jener lebendig macht. Darum kann das Wesen des christlichen Protestantismus nicht in einer dem Buchstaben verfallenden Form und Verfassung gesucht werden. „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!“

S. XIV ff. der Vorrede geht Herr S. zu der Veranlassung und dem Inhalte des vorliegenden Heftes über. Derselbe war im Jahre 1843 selbst Zeuge der grossen Bewegung, welche durch die schottische Kirche hindurch gegangen ist, und noch hindurchgeht. Er findet, dass dieser Kirche, auch rein gesetzlich betrachtet, vom Staate ein grosses Unrecht geschehen ist, und glaubt, dass, „wenn seine historische Divination ihn nicht trügt, die schottische Kirche eine grosse Mission hat, an die Zukunft der protestantischen Welt,“ Von Edinburgh nach London zurückgekehrt, wurde Herr Sydow von des Prinzen Albert Kön. Hoh. um sein Urtheil über die Sache befragt. Daraus entstand der Auftrag zu einer ausführlicheren Darlegung; und der wörtliche Inhalt des auf solche Weise entstandenen und erstatteten Berichtes ist es, welchen Herr S. mit höchster Genehmigung in den beiden ersten Heften vorzulegen beabsichtigt.

Dem Ref. will es bedünken, als wenn Herr S. überwältigt von dem Eindrucke des Augenblickes die Bedeutung der Vorgänge in der schottischen Kirche zu hoch anschlüge. Der ganze Kampf, so weit Ref. denselben übersehen kann, bewegt sich ganz innerhalb eines Verfassungskampfes. Dem Briten ist aber seine Verfassung, die bürgerliche sowohl als die kirchliche, welche zusammen zur Staatsverfassung erwachsen, Alles. Darum muss sich der Fremde, zumal der Deutsche, sehr hüten, das wahrhaft religiöse Moment in solchen Vorgängen nur nach dem ersten Eindrucke und von seinem Standpunkte aus zu bemessen. Das Opfer, welches ein grosser Theil der schottischen Gemeinden consequenter Durchführung ihrer Verfassung zu Liebe, durch Verzichtleistung auf das Kirchengut um den Preis der Lossagung vom Patronate gebracht hat, ist zwar gross und sehr anerkennungswerth, aber bei Weitem nicht den Opfern zu vergleichen, welche die Französischen Reformirten in Folge der Aufhebung des Edictes von Nantes, die Salzburger Auswanderer u. A.

Digitized by Google

ihrem protestantischen Glauben gebracht haben. Dazu kommt, dass die schottischen Gemeinden durch eben dieses Opfer an äusserer kirchlicher Selbstständigkeit gar sehr gewonnen haben. Um solchen Gewinnes willen war aber selbst ein Gregor VII gewillt, auf alles vom Staate zugewendete Gut zu verzichten. Die Darstellung selbst trägt das Gepräge eines Referenten in Angelegenheiten der schottischen Kirche und zwar zu Gunsten des mit dem Staate in Opposition bestehenden Theiles. Sie ist mit der Frische und Lebendigkeit eines Augenzeugen und zugleich mit Gründlichkeit und Wärme geschrieben. Doch haben uns auch hier, wie in der Vorrede, häufig wiederkehrende Reflexionen und Abstractionen um so mehr gestört, als wir in ihnen hier und da die nöthige Klarheit vermissten. — Gleich der erste Abschnitt: Die Vetoacte in ihrer Veranlassung und geschichtlichen Stellung, überschrieben, führt in geschickter Weise den Leser auf die rechte Stelle zum Uebersehen des Kampfes. Doch verzichten wir für jetzt noch, bis zum Erscheinen des zweiten Heftes, auf ein Eingehen in das Einzelne. Es genügt uns für jetzt auf diese Beiträge des Hrn. S.,' deren Fortsetzung wir mit Verlangen entgegen sehen, hingewiesen zu haben.

(Schluss folgt.)

Statistik und Vergleichung der jetzt geltenden städtischen Verfassungen in den monarchischen Staaten Deutschlands. Ein Beitag zur Kenntniss des bisher Geschehenen und zur Auffassung künftiger Fortschritte, von Dr. Heinrich Gottlieb Reichard, Fürstlich Reussischem Geheimen Regierungsrath, Ritter des Königlich Baierischen Verdienstordens vom heiligen Michael. Altenburg, Verlag von H. A. Pierer 1844.

Das vorliegende Werk gehört gewiss zu den werthvollsten Büchern, die in neuester Zeit auf dem Gebiete der Statistik und Politik erschienen sind. Denn einmal behandelt es einen Gegenstand, welcher ohne Widerrede zu den wichtigsten Objekten der inneren Staatsverwaltung gerechnet werden muss: und zweitens wird er auf eine Weise behandelt, welche eben so sehr von den umfassenden Kenntnissen des Verfassers in diesem Fache, als auch von seiner Erfahrung und seinem reifen Urtheile das

Digitized by Google

treffendste Zeugniss ablegt. Die städtischen Verfassungen in Deutschland sind neuerdings allerdings schon mehrfach besprochen worden: aber meines Wissens hat es ausser dem Grafen Giech (in seinen Ansichten über Staats- und öffentliches Leben) noch Niemand versucht, die Deutschen Stadtverfassungen nach den verschiedenen Punkten, die hier in Betracht kommen können, neben einander zu stellen, und somit einen Ueberblick über das gegenwärtig Bestehende zu geben. Auch Graf Giechs Aufsatz ist, so verdienstlich er sein mag, doch nur ein Versuch zu nennen.

Um so freudiger müssen wir das Werk Reichard's begrüssen, welches wirklich in der statistischen und publicistischen Literatur eine bedeutende Lücke ausgefüllt hat. Ich halte es eben desshalb im Interesse des Publicums sowohl, wie des Buches für dienlich, den Inhalt desselben etwas ausführlicher anzugeben.

Der Verf. hat sein Werk in zehn Abschnitte getheilt. In dem ersten, welcher die Aufschrift führt: „die ältere Begründung und Fortbildung der deutschen Städteverfassung" setzt er kurz, aber klar und anschaulich die Geschichte der städtischen Verfassungen von ihrem Entstehen im Mittelalter bis in die gegenwärtige Zeit auseinander. Die frühere Geschichte der Städte ist schon hinlänglich aus anderen ausführlichen Werken bekannt: der Verf. hat daher nichts Neues darüber beibringen können. Desto schätzbarer sind uns die Stellen, wo er sich über das allmählige Versinken der städtischen Verfassungen ausspricht (S. 25—29): denn gerade diese Zeiten sind als unerfreulich in den historischen Untersuchungen gewöhnlich übergangen, und doch gehören sie ebenso zu der Geschichte des Städtelebens, wie seine Blüthe. Unser Verf. hat die Momente, welche dieses Sinken der Communen herbeigeführt, recht gut aufgefasst und dargestellt, sie sind ihm einmal das Verschwinden des freien Gegensatzes zwischen Rath und Gemeinde, und dann das Bestreben der Fürsten nach dem Vorgange von Frankreich, alle selbstständigen Elemente im Staate zu unterdrücken, überall die Vormundschaft einzuführen. Wir theilen hier ein Paar Stellen mit, die uns besonders beachtenswerth erscheinen. S. 27 sagt der Verf.: „Das Mittelalter sah die Städte als eng in Mauern und Wälle verschlossene Corporationen, die mit dem noch lückenhaft und unklar organisirten Staate in vager Verbindung standen. Als im 16. und 17. Jahrhundert die landesherrliche Gewalt sich verstärkt hatte, und die Hauptclassen der Landeseinwohner aus den isolirten Stel-

Digitized by Google

lungen zur Einheit des Staatsverbandes hingeleitet wurden, traten die Magistrate in nähere Beziehung zur Staatsgewalt und handelten sie in allen öffentlichen Verhältnissen unter dem Namen von Beauftragten und Vertretern der Stadtgemeinden, während diese selbst an dem diesfallsigen Wirken ihrer Obrigkeiten entweder sehr schwachen und entfernten oder gar keinen Theil nahmen. Die Gemeinden entwöhnten sich ihrem Berufe zur Selbstthätigkeit. — Noch mehr nahm dieser Stumpfsinn überhand, noch auffallender trat die Gleichgültigkeit hervor, nachdem beim Uebergange vom 17. zum 18. Jahrhundert die Irrthümer und Uebertreibungen Ludwigs XIV. in Frankreich bezüglich der Bestimmung, des Umfanges und der Ausübung der Staatsgewalt bei verschiedenen deutschen Höfen Glauben und Nachahmung gefunden hatten. Manche Regierung meinte, dass strenge Gleichförmigkeit der Verfassung und Verwaltung zum obersten Richtpunkte der inneren Politik zu nehmen sei, und dass dieses Princip alle Veränderungen rechtfertigen könne, mochten sie auch noch so störend und tief verletzend in die Eigenthümlichkeiten und Rechtsverhältnisse der Völkerstämme und Lokalitäten einschneiden; Centralisation der Geschäfte im Grossen und Allgemeinen, wie im Lokalen und Kleinen, sollte das rechte Mittel sein, das Wohl des Landes zu bewahren und zu fördern. Auf den gesunden Menschenverstand, den natürlichen Rechtssinn, die frische Selbstbeweglichkeit und die geistige Kraft und Unterscheidungsfähigkeit des Volkes zu rechnen, kam den kurzsichtigen Lenkern nicht in den Sinn. Nach solchen Begriffen zogen die obersten Verwaltungsbehörden in den Residenzen Vieles vor sich, was die Mittelinstanzen in den Provinzen oder Landestheilen mit genauer Kenntniss der Sachen und Personen und darum richtiger geleitet und ohne weitere Anfrage entschieden hatten. Es galt den Staatsmeistern jener Gattung für tief gehende Politik, wenn sie die Arme der Lokalbehörden möglichst unterbunden hatten, damit deren Bewegung den von oben ausgehenden Impulsen desto sicherer nachfolgen könnte. Solche Geister mussten denn auch Anstoss nehmen an der Selbstständigkeit, mit welcher von den Magistraten die Städteverwaltung bis dahin geführt worden war. Straff angezogene Gängelei der Localitäten konnten ihnen zugleich als bequemes Mittel dienen, für die Finanzen neue (wenn auch drückende) Hülfsquellen aufzusuchen und zu benutzen. Darum wurde den Magistraten detaillirte Aufsicht und unmittelbare Einmischung Regierungswegen aufgedrungen,

Digitized by Google

wo diese Municipalorgane sonst selbstständig zu verfahren, Fug und Macht hatten, wo sie, was zum Speciellen und Alltäglichen in dem Gange der Stadtverwaltung gehörte, für sich schnell besorgen, befriedigen und erledigen konnten. Zu dienenden Werkzeugen dieser Hemmungssysteme und Einschläferungsmaximen wurden theils die Mittelbehörden bestimmt, theils einzelne landesherrliche Beamte ernannt, die in den Städten desshalb feste Niederlassung nahmen. Nach derselben Ansicht und Gesinnung wurde die Wirksamkeit der landesherrlichen Polizei in den unteren, wie in den oberen Behörden ausgedehnt. Den Magistraten der in solcher Weise regierten Reichsterritorien wird die von Alters her verliehene, mit der Gerichtsbarkeit natürlich verbundene Polizeigewalt entzogen oder vielfach bestritten. So griff engherziges Misstrauen allenthalben in das Verwaltungsrecht der Gemeinden schmälernd ein. Die Magistrate und Communen durften in Oekonomie- und Kämmereiangelegenheiten selbst das Unwichtige und Kleine nicht für sich beschliessen und anführen, sondern sie mussten mit schädlichem Zeitverluste, die höhere Genehmigung dazu sich einholen. Ueberdies wurde das verfassungsmässige Recht der schriftsässigen Magistrate, die erledigten Stellen durch Selbstwahl zu besetzen, durch unmittelbares Einmischen der Oberbehörde zurückgeschoben; die Rathsstellen, wozu die Rechtskenntniss nicht nothwendig war, sanken zu Versorgungsplätzen für Begünstigte von mancherlei Art herab; nach höherem Befehl mussten häufig ganz ungeeignete Individuen in die Posten der Bürgermeister, Kämmerer und Rathmänner aufgenommen werden. — Die Kleinmeister, welche sich zu oft unter die Cabinetswortführer verirrten und Gehör fanden, vermochten nicht die wahre Bestimmung und die natürliche Gränze der landesherrlichen Aufsicht zu fassen und zu unterscheiden. Grosser Missverstand nahm, zur wahren Plage der regierenden Häupter, die Einzelnheiten der Municipalexistenz für Regierungssache; schleppende Weitläuftigkeit und willkührliche Verzögerung lähmte und entmuthigte die Stadtverwaltungen. Beschränktheit und Engbrüstigkeit träumten von Unmündigkeit der städtischen Gemeinden; mückenjägerisches Vielregieren rühmte solchem Vormundschaftsamte gewachsen zu sein. Es griffen aber diese falschen Tendenzen am leichtesten in den Reichslanden um sich, wo die Landstände unterdrückt oder fast zur Nullität herabgebracht worden waren. Dagegen fanden jene politischen

Digitized by Google

Irrthümer viel weniger in den Ländern Eingang, in welchen die ständischen Corporationen bei ihrem Rechte und Einflusse sich erhalten hatten."

Im zweiten Abschnitte giebt der Verf. einen „historischen Ueberblick der neueren Municipalgesetzgebung." Er zeigt, wie zuerst Oestreich unter Joseph II. das Bedürfniss einer Reform der Städteverfassung gefühlt, und demselben abzuhelfen gesucht hat: weist dann die traurigen Einflüsse der Napoleonischen Gesetzgebung auf die deutschen Municipalverhältnisse nach, geht hierauf zu Preussen über, welches mit lobenswerthem Beispiele vorangegangen, und entwickelt endlich, wie insbesondere nach dem Sturze Napoleons, sodann in den dreissiger Jahren die einzelnen deutschen Regierungen dem Beispiele Preussens gefolgt und allenthalben neue Stadtverfassungen eingeführt hätten.

Der dritte Abschnitt handelt von dem „gesellschaftlichen Bestande, dem Vermögen und dem Rechtsgebiet der Stadtgemeinden." Der Verf. verlangt hier zunächst vom Staate, dass er das Gesetz der Selbständigkeit in seinem ganzen Organismus walten lasse: und dieses Gesetz müsse auch bei den Gemeinden ihre Geltung finden. „Jede Ortsgemeinde, sagt er S. 60., soll ein gesundes, selbstkräftiges und lebendiges Glied im socialen Gesammtorganismus des Staates darstellen: sie soll ihrem mehr oder weniger beschränkten Selbstzwecke leben und genügen, aber auch der Einheit des Staates zugewendet die ihr darin zukommende Stellung behaupten, die ihr obliegende Pflicht und Bestimmung erfüllen können. In der Gemeinde waltet die bürgerliche Freiheit und bewegen sich die Wurzeln der politischen Freiheit." Sehr wahr sagt er in dieser Beziehung S. 61.: „durch die Einrichtung der Gemeinde muss der Ortsbürger dazu erzogen werden, dass er für die Angelegenheiten des ganzen Gemeindeverbandes lebendige Aufmerksamkeit fasse, dass er das Bedürfniss einer selbstthätigen Mitwirkung für das gemeinsame Beste warm empfinde und dass er seine Kräfte dafür zu verwenden bereit sei. Eben diese Thätigkeit im Besondern ist die natürliche Uebungsschule und practische Vorbereitung für die Wirksamkeit in erweiterten Gesichtskreisen; sie dient als Schlüssel zum Verständnisse grösserer Angelegenheiten und Interessen und sie führt allmählig zur vernünftigen und besonnenen Auffassung der allgemeinen Staatszwecke und zur freiwilligen Anerkennung und Beförderung der zu ihrer Erfüllung nothwendigen Mittel."

Digitized by Google

In dem vollständigen Organismus des städtischen Gemeinwesens sind nach deutscher Verfassung als Hauptfiguren: 1) die Gemeinde von Bürgern und Schutzverwandten, 2) der Magistrat, 3) die Bürgervertretung oder ein Gemeindeausschuss, nach ihrer verschiedenen Bedeutung zu betrachten. Indem nun der Verf. zu der Gemeinde übergeht, findet er von Wichtigkeit die verschiedenen Bestimmungen über das Bürgerrecht. In den Ländern, wo die Gewerbefreiheit noch nicht eingeführt ist, bemerkt der Verf. S. 63., wird privatrechtlich im weitesten Umfange unter dem Bürgerrechte begriffen: das Recht zum vollständigen Betriebe aller Gewerbe, die vermöge der städtischen Privilegien den Städten zugewiesen sind (Handel, zünftige Gewerbe, Bierbrauerei), das Recht, Grundstücke zu erwerben und die Gemeindegüter zu benutzen, die Theilnahme an den städtischen Privilegien und Stiftungen, der Gerichtsstand vor dem städtischen Gerichte. In politischer Beziehung giebt das volle Bürgerrecht den activen Zutritt zu den Wahlen der städtischen Beamten und der Communvertreter, die Wählbarkeit zu den Stadtämtern und Vertreterstellen, das active Wahlrecht und die passive Wahlfähigkeit hinsichtlich der städtischen Theilnahme an der Landstandschaft. Von der Ausübung der Bürgerrechte ist unzertrennlich die Pflicht des Gehorsams gegen die städtische Obrigkeit, die Theilnahme an den städtischen Abgaben, die verhältnissmässige Mitleidenheit in den Leistungen und Diensten für öffentliche Anstalten und Einrichtungen und für sonstige Bedürfnisse der Stadtgemeinde. — Im Gegensatze der Vollbürger sind unter den städtischen Einwohnern zu bemerken: 1) die von der städtischen Gerichtsbarkeit durch Amt, Würde, Stand, Beschäftigung, Privilegium u. s. w. eximirten Personen (Staatsbeamte, Adelige, Rittergutsbesitzer, Stadtrathsglieder, Geistliche, Schullehrer, Professoren und Studierende auf den Universitäten, Hofdienerschaft, Militärs, Bergleute); 2) die Beisassen (Hintersassen) oder Schutzverwandten, welche theils ausserhalb der Stadt und der Vorstädte, im Umfange der Weichbilder, mit Häusern angesessen sind, ohne das volle Bürgerrecht zu besitzen, theils ohne städtisches Grundeigenthum und ohne Gewerbebetrieb ihren bleibenden Wohnsitz in der Stadt genommen haben, theils mit Gewerben sich beschäftigen, die nicht zur bürgerlichen Nahrung gehören; 3) die Fremden, welche in selbständiger Lage oder in untergeordneten Verhältnissen nur für die Dauer ihres Aufenthalts den Schutz der Stadt in Anspruch neh-

Digitized by Google

men. Diese drei Classen haben nicht die politischen Ehrenrechte der Mitbürger, aber die zwei ersten sind in der Regel gehalten, verhältnissmässig zur Unterhaltung der nothwendigen städtischen Einrichtungen beizusteuern.

Anders, meint der Verf. S. 64., habe sich die Bedeutung des Bürgerrechts gestaltet in denjenigen Ländern, wo mehr oder weniger Gewerbefreiheit existirt, wo demnach die Befugniss zur Ausübung der Gewerbe aller Art von den Attributen des städtischen Bürgerrechts getrennt ist. Hier wird in der Regel das Bürgerrecht auf die Befugniss zur Theilnahme an den städtischen Ehrenrechten beschränkt. So namentlich in Preussen. Der Verf. geht sodann die Bestimmungen der einzelnen Gesetzgebungen hierüber näher durch: in Preussen, Baiern, Kurhessen, Sachsen, Baden, Braunschweig, Nassau, Würtemberg u. s. w. Er findet als charakteristisches Merkmal der neueren Gesetzgebungen das Bestreben, den Zutritt zu dem Bürgerrechte so viel wie möglich zu erleichtern und zu erweitern, und ist ganz damit einverstanden: namentlich wünscht er, dass mehr Personen von den höheren Ständen, in welchen sich doch eine grössere Intelligenz finde, sich gedrungen fühlen möchten, als Bürger in die Gemeinden einzutreten: dadurch kämen neue heilsame Elemente hinein, und es würden manche Lücken ausgefüllt, welche heut zu Tage nur zu sehr in den verschiedenen Städtewesen hervortreten.

S. 74. geht der Verf. zum Gemeindegut über: das er in Gemeindegut im weitesten Sinne, in werbende Stadtgüter, in Cammergut und Bürgergut eintheilt.

Nachdem nun der Verf. erschöpfend über die Gemeinde gesprochen, geht er S. 76. zum Magistrate über, den er als „feste, über die gesammte Gemeinde gesetzte Obrigkeit" definirt, die im Namen derselben und mit Ermächtigung und Schutz von der Staatsregierung selbständig die Stadtverwaltung leiten soll. Diese Wirksamkeit beziehe sich sowohl auf äussere Ordnung und Gerechtigkeit im Stadtbezirke, als sie das Vermögen und Einkommen der Gemeinde, die Unterhaltung der öffentlichen Anstalten und die Förderung des Gemeinwohls in allen andern Beziehungen zum Gegenstande habe. Endlich ist der Magistrat das vermittelnde Organ, wodurch die Staatsregierung mit der städtischen Gemeindeverwaltung sich verbindet.

Digitized by Google

Die Verwaltung des Magistrats wird controlirt durch die Vertreter der Bürgerschaft, welche unter verschiedenen Namen erscheinen: Stadtverordnete, Bürgerrepräsentanten, Bürgerausschüsse, Bürgervorsteher, Aeltermänner, Bezirksdeputirte u. s. w.

Endlich giebt der Verf. S. 78. folgende Punkte als die practisch vertretenden Kennzeichen deutscher Städtefreiheit, Magistratsgewalt und selbständiger Lokalverwaltung an: 1) die richterliche und administrative Gewalt in der Stadt ist einem selbständigen permanenten Magistrats-Collegium übertragen: bei diesem vereinigen sich die vollständige Civilgerichtsbarkeit in streitigen und nichtstreitigen Sachen, die Criminaljurisdiction (mit verschiedenem Umfange), das Vormundschaftswesen, die Führung der Bücher über den Grundbesitz und die Hypotheken, die Handhabung der Polizei, die Verwaltung des Gemeindevermögens, die Regulirung und Erhebung der Abgaben für das Gemeindewesen, die Curatel über alle sonstigen Communalangelegenheiten, die active und passive Repräsentation der Stadt in ihrer Totalität. 2) Die Gemeinde der Ortsbesitzer besitzt ein selbständiges Organ, eine von der Gemeinde frei gewählte Corporation, welche die Wirksamkeit des Magistrates controlirt. 3) Die Einheit des Wirkens zwischen dem Magistrate und der Gemeinderepräsentation wird vermittelt durch schriftlichen Verkehr, durch mündliche Besprechung, durch gemeinschaftliche Versammlungen und durch permanente Geschäftsdeputationen. Zwiespalt der Meinung wird durch Entscheidung der Regierung gelöst. 4) Für die Besetzung der erledigten Magistratsstellen besteht entweder freie Selbstwahl der Rathscollegien, oder die vereinigte freie Wahl der Rathsglieder und des Bürgerausschusses, oder die Ernennung von Canditaten auf der einen, und die Auswahl darunter von der andern Seite, oder eine ganz abgesonderte freie Wahl des Bürgerausschusses oder die Wahl der ganzen Ortsgemeinde. Die Rathsämter werden auf Lebensdauer, oder auf gewisse Zeiten (2, 3, 4, 6, 12 Jahre) übertragen. 5) Der Magistrat ist befugt, die städtischen Beamten und Officianten, und die niederen Raths- und Communaldiener zu ernennen, und die mit Widerrüflichkeit Angestellten zu entlassen. Zuweilen ist ihm gemeinschaftliche Wahl oder Rücksprache mit der Communrepräsentation zur Pflicht gemacht. 6) In Hinsicht auf die Entlassung vom Dienste stehen die Magistratsdiener und Communalbeamten in gleichem Rechtszustande mit den Staatsdienern. 7) Die Com-

Digitized by Google

munrepräsentation ist nach einigen Verfassungen von permanenten Gliedern zusammengesetzt, in den meisten Ländern ist sie periodischem Wechsel unterworfen. 8) Die Gesetzmässigkeit der Wahlen für die Rathsstellen wird jedesmal von der Regierung geprüft. Die Wahlen des Bürgerausschusses werden in der Regel vom Magistrate geleitet und geprüft. 9) Der Magistrat und die Vertreter der Gemeinde sind gegenseitig ermächtigt, zur Verbesserung des Gemeindewesens Anträge zu machen, lokale Einrichtungen zu verändern oder neue zu treffen, so ferne sie den Gesetzen des Staates nicht widersprechen. 10) Der Magistrat führt die Verwaltung des gesammten Gemeindevermögens, welche die Communrepräsentation controlirt. 11) Das Stadtvermögen ist Privateigenthum der ganzen Stadtgemeinde, welches unvermindert in der Substanz erhalten werden muss. Rath und Gemeinde können daher nicht frei darüber verfügen, sondern sie haben sich auf die pflegliche Verwaltung für das Bedürfniss des Gemeinwesens zu beschränken. Gleichen Schutz geniesst das Gemeindevermögen von Seiten des Staats. 12) Ebenso verhält es sich mit dem Bürgergut, dessen Benutzung nur die Besitzer gewisser Grundstücke oder besondere Genossenschaften innerhalb der Gemeinde unter sich theilen, während dieselben Interessenten auch allein den Aufwand bei der Verwaltung oder Benutzung zu übertragen haben. 13) Die frommen und sonstigen nützlichen Stiftungen werden genau nach ihrem bestimmten Zwecke verwaltet. 14) Als Subjekt von Rechten und Verbindlichkeiten in Privatrechtsverhältnissen gegen andere Personen wird die Stadtgemeinde vom Magistrate vertreten. 15) Der Magistrat und die Communrepräsentanten reguliren durch gemeinschaftliches Einverständniss den städtischen Haushalt. 16) Die Einholung der Regierungsgenehmigung ist nothwendig, wenn nützliche Veränderungen im Grundvermögen der Gemeinde durch Ankauf oder Verkauf vorgenommen, neue Schulden auf den Credit der Stadt contrahirt, wichtige Bauten vollführt und ansehnliche Erlasse an städtischen Forderungen bewilligt werden sollen. 17) Die Stadtgemeinde hat das Recht, zum Besten der Communkosten sich selbst Geldabgaben aufzulegen: aber nicht ohne die erklärte freie Zustimmung der Communvertreter. 18) Der Magistrat hat die weltliche Inspection über die städtischen Kirchen und Schulen. 19) Die Verwaltung der Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit ist dem Magistrate zugewiesen. 20) Der Magistrat verleiht das Bürgerrecht: bei

Digitized by Google

Aufnahme von Fremden gemeinschaftlich mit der Gemeinderepräsentation. 21) Die Regierung bedient sich des Magistrats, um die Landessteuern zu erheben. 22) Der Magistrat besorgt das Unterbringen der in die Stadt gewiesenen Garnison. 23) Von der Staatsregierung ist der Magistrat überhaupt als obrigkeitliches Organ anerkannt. 24) Die Städte haben Theil an den Rechten der Landstandschaft.

Diese Grundlinien der städtischen Rechte und Freiheiten, fügt der Verf. S. 84. hinzu, gelten gegenwärtig noch in der Hälfte der deutschen Länder, nämlich in Oesterreich, Neu-Vorpommern, Königreich Sachsen, Hannover, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Holstein, Sachsen-Lauenburg, Oldenburg, Sachsen-Weimar, Coburg-Gotha und Altenburg, Anhalt-Dessau, Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, Reuss-Greiz, Schleiz und Lobenstein-Ebersdorf mit Gera, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe und Waldeck. Eine Verminderung haben die Rechtsbestände der Städte durch gänzliche Einziehung oder grosse Beschränkung der Magistrats-Jurisdictionen erfahren in Preussen, Baiern, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Grossherzogthum Hessen, in Nassau und Sachsen-Meiningen. Städtische Gerichtsbarkeit ist schon seit längerer Zeit nicht mehr in Ausübung gewesen in den Herzogthümern Anhalt-Bernburg und Cöthen. Mit sehr beschränkter Selbständigkeit leben die Städte in der Preussischen Rheinprovinz, in der Baierischen Pfalz, im Grossherzogthum Hessen und im Herzogthum Nassau, da Büreaukratie statt gemeinschaftlicher Collegialverwaltung besteht und die Communrepräsentation ihrer berathenden Stimme sichere Geltung zu verschaffen nicht vermag.

In dem vierten Abschnitt bespricht der Verf. „das gegenwärtige Rechtsgebiet, die organische Zusammensetzung und die Wahl der Stadträthe.“ Er handelt hier zuerst von dem Standpunkte der Magistratscompetenz. Er theilt in dieser Beziehung die deutschen Städteverfassungen in vier verschiedene Classen ein. In der ersten Classe is das städtische Rechts-Collegium zugleich die unterste Behörde des Staats für Justiz wie für die Administration.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reichard's Statistik und Vergleichung der städtischen Verfassungen.

(Schluss.)

Die Magistrate besitzen mit Bewahrung ihrer corporativen Einheit die vollständige Civilgerichtsbarkeit in streitigen und nichtstreitigen Rechtssachen, theilweise den Auftrag zur Criminalrechtspflege, ferner die gesammte niedere Polizei mit der darin begriffenen Staatsgewalt, neben anderen zur Verwaltungsthätigkeit für den Staat gehörigen Functionen. (S. 98.) Zu dieser Classe gehören die landesfürstlichen Städte der kaiserlich österreichischen, zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen, die Städte in der Preussischen Provinz Neu Vorpommern und Rügen, die Immediatstädte im Königreich Hannover, in Mecklenburg, in Holstein, Sachsen-Lauenburg, Oldenburg, Sachsen-Weimar (für die kleineren Städte), Sachsen-Coburg-Gotha und Altenburg, einige Städte von Anhalt-Dessau, in Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, Reuss-Greiz, Schleiz und Gera, Schaumburg-Lippe und Waldeck.

In der zweiten Classe (S. 101.) ist die Rechtspflege von der Magistratscompetenz ausgeschieden und besonderen Stadtgerichten übergeben, die aber vom Magistrate besetzt werden. Dahin gehören die neuen Städteordnungen im Königr. Sachsen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Reuss-Lobenstein, Lippe-Detmold.

In der dritten Classe (S. 103.) ist die vorherige Gerichtsbarkeit der Stadträthe sehr eingeschränkt, oder die städtischen Gerichte sind ganz aufgehoben. Beengt ist die Jurisdiction der Stadträthe in Würtemberg, Baden und Hohenzollern-Sigmaringen. Völlig aufgehoben ist sie in Preussen, Baiern, Kurhessen, Braunschweig und Sachsen-Meiningen. Die Magistrate haben jedoch die niedere Polizei und die dazu gehörige Gerichtsbarkeit zu verwalten.

Digitized by Google

In der vierten Classe (S. 107.) existirt keine Selbständigkeit der Stadtgemeinden, keine freie Communalverwaltung durch selbständige permanente Rathscollegien: den Communvertretern ferner wird keine selbstthätige Theilnahme an der Leitung der Stadtangelegenheiten eingeräumt. Dahin gehören die preussischen und baierischen Rheinprovinzen, Grossh. Hessen und Luxemburg und Nassau.

Nachdem nun der Verf. die dahin einschlagenden Verhältnisse weitläufig erörtert und die Abweichungen hinsichtlich einzelner Punkte in den verschiedenen deutschen Staaten sorgfältig dargethan, so geht er S. 111. zu der Zusammensetzung der Magistratsbehörden über. In der ersten und zweiten Classe, zeigt er hier, sind die, meist rechtskundigen, Räthe besoldet und auf Lebenszeit angestellt: wie in Oestreich, in Neuvorpommern, in den Königreichen Sachsen und Hannover, in den kleineren Städten der Sachsen-Weimarischen und Altenburgischen Lande, in Sachsen-Coburg-Gotha, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Oldenburg, Holstein, Lauenburg, Braunschweig, Anhalt-Dessau, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, in den Reussischen Fürstenthümern Greiz, Schleiz, Lobenstein und Gera, in Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe und Waldeck. Andere Städteverfassungen (S. 113.) unterscheiden zwischen den rechtskundigen Stadträthen, die besoldet werden, und den bürgerlichen, bei denen diess nicht der Fall ist. In der dritten Classe der Stadtverfassungen (S. 114.) ist die Zusammensetzung der Rathscollegien wesentlich verändert. Es sind nur für die grösseren einer oder mehrere rechtskundige Räthe erforderlich, die übrigen werden aus den Bürgern genommen, und sind ebenso, wie jene, einem periodischen Wechsel unterworfen. Lebenslänglichkeit des Amtes tritt für die Bürgermeister in einigen Staaten nur dann ein, wenn die beim Ablauf der bestimmten Dienstjahre wiederholte Wahl zu ihren Gunsten sich entscheidet. Dahin gehören Preussen, Baiern, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Sachsen-Meiningen, Lippe-Detmold. Unter dem vierten Systeme wechseln in kurzen Perioden die Maires oder Bürgermeister und deren Beigeordnete in den baierischen und preussischen Rheinprovinzen, in Hessen und Luxemburg: in Nassau hat der Stadtschultheiss permanente Anstellung.

Was die Wahl der Magistratspersonen betrifft, zu welcher der Verf. S. 115. übergeht, so ist das Recht zur Wahl in dem ersten Systeme meist den Rathscollegien bewahrt. So in Neu-Vorpommern mit

Digitized by Google

Rügen, in Mecklenburg, in Holstein und Lauenburg, im Oldenburgischen, mit Ausnahme der Stadt Oldenburg, in Anhalt-Bernburg und Cöthen, in Schwarzburg, Reuss-Greiz, Reuss-Schleiz, Schaumburg-Lippe und Waldeck. In Oestreich haben die Magistrate nur das Recht des Vorschlags von drei Candidaten, aus denen dann die Regierung wählt. Andere Staaten, die dem ersten und zweiten Systeme angehören, haben eine Gemeinschaft der Wahlhandlung zwischen den Magistraten und den Bürgerausschüssen hergestellt: so in Hannover, Gera und Lobenstein, in Kurhessen, in den sächsischen Landen, in der Stadt Oldenburg, in Anhalt-Dessau und in Lippe-Detmold und Braunschweig. Die Staaten des dritten Systems weichen davon ab: Preussen, Baiern, Würtemberg, Baden legen das entscheidende Gewicht bei den Magistratswahlen ohne Unterschied auf die Seite der Bürgergemeinden. In Würtemberg und Baden wählen die Gemeindeversammlungen ohne Mitwirkung von Seiten des Magistrats, in Preussen und Baiern die Communrepräsentanten die Mitglieder ihrer Obrigkeit: ebenso in Kurhessen, mit Ausnahme des Bürgermeisters, in Sachsen-Gotha, Altenburg und Meiningen. Ueber die Aufsicht bei den Wahlhandlungen und die Prüfung und Bestätigung derselben von Seiten der Regierung spricht der Verf. S. 119. Sie besteht fast in sämmtlichen Stadtverfassungen: singulär ist nur die Vorschrift der badischen Gemeindeordnung, nach welcher, wenn die in der Gemeinde erfolgte Wahl des Bürgermeisters zweimal von der Regierung verworfen ist, dem bei der dritten Wahl Gewählten die Bestätigung nicht versagt werden soll, sobald derselbe die gesetzlichen Eigenschaften besitzt. Im vierten Systeme wird der verwaltende und vollziehende Einzelbeamte durchgängig von der Regierung bestellt: so in Rheinpreussen, Rheinbaiern, Luxemburg, Nassau. Im Grossh. Hessen wählen sämmtliche Ortsbürger drei Candidaten, aus denen die Regierung den Bürgermeister ernennt.

Der Verf. geht nach diesem allgemeinen Ueberblicke S. 121. näher ein in die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Verfassungen, und stellt hier in grosser Ausführlichkeit die einschlagenden statistischen Notizen zusammen. Wir können hier nicht näher darauf eingehen, indem diess zu viel Raum wegnehmen würde. Wichtig schien uns unter Anderem die Darstellung der neueren französischen Municipalverfassung, die von S. 139, an erörtert wird. Der Verf. ist natürlich gegen dieselbe, da sie dem Principe der Selbständigkeit der Städte durchaus widerspricht.

Digitized by Google

Im fünften Abschnitte handelt der Verf. von den „Erfahrungen bei dem verschiedenen Organismus der Magistrate und den natürlichen Mitteln zur Befestigung ihrer Construction.“ Hier bespricht er zunächst die stätische Gerichtsbarkeit, dann die Polizei, hierauf die Construction der Magistrate im Verhältnisse zum Wesen und Umfange ihrer Wirksamkeit. Er ist unbedingt für die Bestimmung der ersten Classe, in welcher der städtische Magistrat zugleich die Gerichtsbarkeit verwaltet: in welcher aber ebendesshalb die Mitglieder derselben aus rechtskundigen Männern beständen: ein geprüfter Jurist finde sich auch leichter in die Verwaltungssachen. Wir sind durchaus mit dem Verf. einverstanden, wenn er für die Stadtmagistrate auch die Jurisdiction in Anspruch nimmt: die Gründe, welche er dafür beibringt, sind schlagend, namentlich ist hier die Unbequemlichkeit herauszuheben, welche für die Einwohner solcher Städte entspringt, in welchen gar keine richterliche Behörde existirt. Wenn er jedoch gegen die Trennung der Administration von der Justiz in den unteren Graden sich ausspricht (S. 153 flg.), so können wir ihm hier nicht beistimmen: am wenigsten kann uns die Aeusserung der ersten baierischen Cammer, die er S. 154. für seine Ansicht beibringt, überzeugen: denn diese hat nur die Gründe g e g e n die Trennung berücksichtigt, aber von den Gründen für dieselbe keine Notiz genommen. Dasselbe Verfahren lässt sich auch der Verf. zu Schulden kommen. Was seine Ansicht über die Besetzung der Polizei angeht, so sind wir hier wieder mit ihm einverstanden: er verlangt nämlich, dass hiefür lebenslänglich studirte Beamte angestellt würden: denn gerade dieser Zweig der Verwaltung erfordere vollkommene Unabhängigkeit, welche aber bei periodischem Wechsel nicht erzielt werden könne: ausserdem eine gewisse Routine und Gewandtheit, die sich der Bürger nicht immer zu erwerben Gelegenheit finde. Ueberhaupt ist der Verf. mehr für das stabile Element in der Magistratszusammensetzung: es zeigt sich diess nicht bloss darin, dass er die Beamten für Justiz und Polizei lebenslänglich angestellt wissen will, während nur die übrigen Magistratsglieder aus Bürgern bestehen sollten, nie einem Wechsel innerhalb vier bis sechs Jahren unterworfen wären, sondern auch in seiner Ansicht über die Art der Wahl. Er will nämlich die Wahl des Magistrats nicht der Bürgerschaft allein überlassen, sondern eine überwiegende Mitwirkung dem Magistratscollegium dabei zugestehen: indem er voraussetzt, dass dieses

Digitized by Google

über die dazu passenden Individuen ein besseres Urtheil habe, als die gesammte Gemeinde. Es lässt sich für diese Ansicht allerdings Manches beibringen, jedoch sprechen auch viele Gründe dagegen. Der Unsicherheit in Verwaltung und Rechtspflege, welche durch häufigen Wechsel der Rathsglieder entstehe, kann man die Lauigkeit und Indolenz entgegenhalten, welche in dem Magistratscollegium einreisse, wenn die Mitglieder für immer ihren Posten behalten. Auch ist da, wo das Rathscollegium sich selber ergänzt, nicht wohl zu vermeiden, dass eine gewisse Vetterschaft einreisst, eine gewisse Vornehmheit der Gemeinde gegenüber und in Folge davon ein gewisser Hochmuth, büreaukratische Selbstgefälligkeit. Ich habe nichts dagegen, wenn man z. B. die Polizeibeamten lebenslänglich anstellt: auch den Justizbeamten, nämlich da, wo die Jurisdiction den Städten ganz gelassen ist, würde ich die Lebenslänglichkeit bewahren: aber für die rein administrativen Beamten, Bürgermeister nebst Rathscollegium, ist der periodische Wechsel gewiss mehr anzuempfehlen. Wird sich ein tüchtiger Bürgermeister als solcher erweisen während der Zeit der ersten Wahl, so wird er gewiss darauf rechnen können, wieder gewählt zu werden: und ich selbst könnte aus eigener Erfahrung eine Menge Beispiele dafür anführen. Ist aber der Bürgermeister nicht tüchtig, so ist es gut, wenn er den für die Stadt doch so wichtigen Posten nicht wieder erhält: denn durch eine schlechte oberste Verwaltung kann eine Stadt schon innerhalb weniger Jahre, geschweige denn während eines Menschenalters in einen bedauerlichen Zustand gerathen. Ueberhaupt muss man sich daran gewöhnen, den Bürgern mehr Selbstthätigkeit zu lassen. Je weniger diese in Anspruch genommen wird, desto fremder bleiben sie den städtischen Verhältnissen. Sind sie aber einmal daran gewöhnt, bei den städtischen Angelegenheiten mitzuwirken, so wird sich von selbst eine gewisse Routine und ein gewisser Takt ergeben, welcher für die Entwicklung des politischen Lebens überhaupt von der grössten Bedeutung ist.

Im sechsten Abschnitte wird „das Rechtsgebiet, die Zusammensetzung und die Wahl der Gemeinderepräsentation, und die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen" besprochen. Der Verf. erörtert zuerst (S. 191.) das Rechtsgebiet und nimmt für die Gemeinderepräsentation folgende Gerechtsame in Anspruch: 1) Die Wahlen zu den im Magistrate erledigten Stellen. 2) die jährliche Festhaltung des Planes zur städtischen Haus-

Digitized by Google

haltung und die Vornahme von Aenderungen in demselben. 3) Die beständige Controlirung des Magistrats bei der Verwaltung des Staatsvermögens. 4) Die Einrichtung der aus Magistratsgliedern und Communrepräsentanten zusammenzusetzenden Deputationen für einzelne Zweige der Communverwaltung. 5) Die Veränderungen im Stadtvermögen in Bezug auf Erwerb oder Veräusserung von Grundstücken und Gerechtsamen, auf Verwendung von werbenden Capitalien, auf Gemeinheitstheilungen u. s. w. 6) Die Unterhaltung der Commungebäude und der öffentlichen Einrichtungen für die gemeine Bequemlichkeit und Sicherheit, die Unternehmung neuer Bauten. 7) Die Contrahirung neuer Schulden auf den Credit der Stadt und die Annahme von Schuldentilgungsplänen. 8) Der Erlass von Raths- oder Commungefällen. 9) Die Anordnung und Regulirung der Abgaben und sonstigen Leistungen. 10) Die Anstellung von Processen u. s. w. 11) Die Zulassung von auswärtigen Inländern oder von Fremden in das Bürgerrecht. 12) Die Verwaltung der Communcasse, die Abhörung der jährlich darüber abzulegenden Hauptrechnung und der damit in Verbindung stehenden Nebenrechnungen über einzelne Zweige der Einnahmen und Ausgaben. 13) Die Abänderung bestehender und die Einführung neuer Einrichtungen, welche das Vermögen der Stadt und die Gerechtsame der Bürger berühren, die selbständige Vorschlagsbefugniss zu Verbesserungen im Gemeinwesen. 14) Die Abfassung von Localstatuten. 15) Die öffentliche Armenversorgung. 16) Die Umlegung der für die Staats- und Provincialcassen der Stadtgemeinde im Ganzen zugetheilten Grund- und Personalsteuern, die Vertheilung der Einquartierung und Naturallieferungen zu Magazinen in Kriegszeiten. 17) Das Recht, Beschwerden von Commungenossen anzunehmen, zu erörtern und nach Befinden deren Abhülfe beim Magistrate zu bevorworten. 18) Die Freiheit, Anträge und Beschwerden unmittelbar an die Oberbehörde zu bringen, soweit die Gegenstände die Gemeinde selbst oder den Magistrat, oder das zwischen demselben und der Communrepräsentation bestehende Verhältniss betreffen. Dazu kommen nach einigen Städteverordnungen 19) die Theilnahme an der Ausübung des Patronats über die geistlichen Stellen an den städtischen Kirchen, und über die Lehrämter an den städtischen Schulen, 20) die Theilnahme an der Ernennung der Unterbeamten und niedern Officianten, 21) die Theilnahme an der städtischen Polizeiverwaltung.

Digitized by Google

Die Wirksamkeit der Communvertretung findet jedoch der Verf. nicht in allen diesen Punkten auf gleiche Weise hervortretend, indem dieselbe zwar in den Punkten 1—14 ein entscheidendes Stimmrecht hat, in den andern aber nur in Gemeinschaft mit dem Magistrate wirken muss. Die näheren Verhältnisse werden von S. 194. erörtert: und hier die nöthigen statistischen Notizen gegeben. Zwei Ausschüsse, ein engerer und ein grösserer, existiren in Baden, Königr. Sachsen, Kurhessen. S. 200, wird die Einrichtung der Badenschen näher besprochen, S. 202. die der sächsischen, S. 204. die der kurhessischen.

Hierauf geht der Verf. zu der Zusammensetzung und Wahl der Gemeinderepräsentation über (S. 212.), bespricht zuerst die Zahl der Repräsentanten (S. 214.): in Preussen 9—140, in Baiern 18—36, in Hannover 4—16, in Würtemberg 7—21, in Baden bis 19; in Kurhessen 12—48, in Kurhessen 9—30, in Mecklenburg 5—25, in Braunschweig 6—24 u. s. w.; sodann (S. 217.) die Theilnahme an den Wahlen. Diese haben nach den neuen Gesetzen alle Bürger, die das volljährige Alter (21 oder 25 Jahre) erreicht haben, in selbständigen Verhältnissen leben, tadellosen Ruf besitzen und im Orte ihren Wohnsitz haben. Nur in mehreren Städten des K. Hannover ist das Wahlrecht beschränkt. In Weimar ist der Besitz eines Hauses dazu nöthig. Was die Wählbarkeit betrifft (S. 218.), so ist daran kein höherer Census geknüpft in Oestreich, K. Sachsen, Würtemberg, Kurhessen, G. Hessen, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Oldenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Reuss-Lobenstein, Lippe-Detmold. Eine höhere Qualification des Vermögens ist aber erforderlich in Baiern, K. Sachsen, Baden und Kurhessen (partiell), Mecklenburg, Braunschweig (partiell), Sachsen-Gotha, Altenburg, Anhalt-Dessau, Reuss-Gera. In Preussen ist der Census von 200 bis 1200 Thalern Einkommen: in Baiern können in den Städten erster Classe nur die im höchst besteuerten Drittheile sich befindlichen, in den Städten zweiter nur die der höchst besteuerten Hälfte, in den Städten dritter Classe die der höchst besteuerten zwei Drittheile zu Gemeindebevollmächtigten gewählt werden (S. 21.). In Baden muss $\frac{1}{3}$ aus dem höchst besteuerten Drittheil, $\frac{1}{3}$ aus den Mittelbesteuerten, $\frac{1}{3}$ aus den Niedrigbesteuerten gewählt werden. In Kurhessen die Hälfte aus den Höchstbesteuerten. Im G. Hessen $\frac{1}{3}$ aus der höchst besteuerten Hälfte. Nähere

Digitized by Google

Auseinandersetzung der Verhältnisse in den übrigen Landen finden sich von S. 221. an.

Die Wahlproceduren angehend, so ist zwischen directen und indirecten Wahlen (durch Wahlmänner) zu unterscheiden. Directe Wahl findet statt in Preussen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, Oldenburg, Anhalt-Dessau, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Reuss, Lippe-Detmold (S. 226.). Indirecte Wahl findet statt in Baiern, K. Sachsen, Braunschweig, Sachsen-Altenburg und Gera. Die Leitung der Wahlhandlungen (S. 227.) haben landesherrliche Commissarien oder Bezirks-Beamte in Baiern, Sachsen, Weimar, Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, die Ortsvorstände in Würtemberg, Kurhessen, Hohenzollern-Sigmaringen, der Magistrat in Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, der Stadtrichter in Lippe-Detmold, besondere Wahldeputationen in Preussen, K. Sachsen, Baden, Altenburg, Sachsen-Gotha, Anhalt-Dessau, Oldenburg, Gera und Saalburg, Reuss-Lobenstein und Ebersdorf. Die verschiedenen Bestimmungen über die nothwendige Zahl von Wählern für die Gültigkeit der Wahl werden näher besprochen von S. 228. an. Hierauf (S. 232.) geht der Verf. zu der Oeffentlichkeit der Gemeindeausschüsse über. Sie ist vorhanden in Baden, zum Theil auch im K. Sachsen. Kampf darüber besteht in Preussen. Der Verf. ist ganz für die Oeffentlichkeit, und setzt die Gründe dafür von S. 235. an recht schön aus einander.

Der siebente Abschnitt handelt von den „Lehren der Praxis über die bisherigen Wahlsysteme und Vorschläge zur Entfernung der vorgetretenen Mängel.“ Hier spricht sich denn der Verf. zunächst für die indirecten Wahlen aus (S. 243.), und zwar mit den triftigsten Gründen. Er ist jedoch nicht dafür, dass von den mindest besteuerten zu viel Individuen gewählt werden: vielmehr glaubt er, dass die höher Besteuerten, in denen sich doch in der Regel mehr Intelligenz und auch mehr Interesse am Gemeindewesen zeige, das Uebergewicht bilden sollten. Er spricht sich im Ganzen für die Wahlordnung in Baden aus, wo die drei Drittheile der Besteuerten gleichmässig vertreten seien: nur wünscht er, um die Wahlordnung noch mehr zu vereinfachen, dass jedes Drittheil die nothwendige Zahl nur aus sich selber wähle, und sich nicht mit der

Digitized by Google

Wahl aller Communrepräsentanten zu befassen habe. Er macht überhaupt von S. 256. an wohl zu berücksichtigende Vorschläge.

Der achte Abschnitt enthält „die Geschäftsbehandlung zwischen dem Magistrate und den Gemeindevertretern; Nutzen der periodischen öffentlichen Rechenschaft vom Wirken bei der Behörde.“ Zuerst werden hier die Gegenstände behandelt, wo die Autorität des Magistrates überwiegt (S. 273.), dann diejenigen, wo die Communrepräsentation vorherrschendes Gewicht hat (S. 274.), sodann statistische Notizen, namentlich in Bezug auf das Rechnungswesen. Der Verf. ist für diejenigen Municipalgesetzgebungen, welche die Einmischung der Oberbehörden in das städtische Rechnungswesen am meisten beschränkt haben, wie in Preussen, K. Sachsen, Kurhessen, Anhalt-Dessau: auch dafür (S. 295.), dass jährlich vor der Oeffentlichkeit eine Art Rechenschaftsbericht über die Verwaltung abgelegt wird, wie im K. Sachsen, Preussen, Gotha, Baden, Gera, Lippe-Detmold.

Im neunten Abschnitt kommt der Verf. auf „die Gränzen der städtischen Selbständigkeit und die Modalitäten der Aufsicht von Seiten der Staatsregierung“ zu sprechen. Aufsicht von Seiten der Regierung findet statt bei der Zusammensetzung und Wahl der Magistrate, der Gemeinderepräsentation, der Stadtverwaltung, den Streitigkeiten zwischen Magistrat und Gemeinde, bei Justiz und Polizei, dem städtischen Schulwesen, den kirchlichen Verhältnissen, wohlthätigen Stiftungen. Der Verf. verlangt überall die grösstmögliche Selbständigkeit der Gemeinde, und so wenig wie möglich Einmischung von Seiten der Staatsbehörde. Er ist desshalb nicht dafür, dass der ganze Magistrat der Bestätigung der Regierung bedürfe, sondern will dieselbe nur auf das Bürgermeisteramt beschränkt wissen: er verlangt das Aufgeben der commissarischen Beaufsichtigung der Magistratswahlen, die Aufhebung der Präsentation von Canditaten für die Magistratsstellen, den Verzicht auf die specielle Revision, Abnahme und Justification der Commun- und Stiftungsrechnungen u. s. w.: er verlangt, dass die Magistrate ein Glied in dem allgemeinen Staatsorganismus bilden, und nicht noch einer Unterbehörde unterworfen sind, wie in Preussen und Baiern (S. 320.).

Der zehnte Abschnitt endlich enthält eine Recapitulation des bisher Dargestellten und der Ergebnisse für die künftige Gesetzgebung, in die wir um so weniger näher einzugehen brauchen, da wir in dem Bis-

Digitized by Google

herigen schon ausführlich genug gewesen sind. Wir hoffen indess, durch die mitgetheilten Auszüge dem Leser einen Ueberblick über das reiche Material gegeben zu haben, welches sich in dem Buche unsers Verf. beisammen findet, und wiederholen noch einmal, dass sich derselbe durch seine fleissige Arbeit ein grosses Verdienst erworben, indem er in der Literatur über die Städteverfassung eine bedeutende Lücke ausgefüllt hat.

Dr. Carl Hagen.

Travels through the Alps of Savoy and other parts of the Pennine chain with observations on the phenomena of Glaciers. By James Forbes, Professor of natural philosophy in the university of Edinburgh. — Edinburgh, Adam and Charles Black MCCCXLIII. pg. X. 424.

„Das schöne Buch von Forbes ist unstreitig eines der gediegensten Werke, die seit längerer Zeit über die Alpen erschienen sind, und die Gletscherfrage, die das Hauptthema bildet, wird durch dasselbe, wenn auch nicht abgeschlossen, doch um ein Wesentliches gefördert und auf eine streng physikalische Grundfrage gebaut. Zugleich ist die Darstellung so geschmackvoll, die theoretischen und abstracten Untersuchungen sind so geschickt verflochten mit historischen und beschreibenden Stücken, dass man das Buch mit immer steigendem Interesse zu Ende liest.“ Mit diesen Worten hat einer der ersten Geologen unserer Zeit, Studer in Bern, sein Urtheil über den Werth der vorliegenden Schrift ausgesprochen; und Studer's Urtheil ist um so bedeutender und gewichtiger, da derselbe sich um die Alpen-Physik — wie bekannt — bereits hochverdient gemacht hat, und namentlich selbst mit den Wundern und Merkwürdigkeiten, welche jene räthselhafte Gletscher-Welt seines Heimathlandes bietet, gar wohl vertraut ist. Das Werk von Forbes ist nicht das leichtfertige Machwerk einer „Reisebeschreibung“ wie sie jetzt nur zu oft den flüchtigen Federn der Touristen entfliessen; seit einer Reihe von Jahren trug Forbes den ernsten Vorsatz mit sich herum, eine solche Schrift zu verfassen; ein edles Bild schwebte ihm dabei vor, das ihn auf seinen einsamen Wanderungen begleitete, und zu würdiger Nacheiferung anspornte — Saussure. Keine Kosten, keine Mühen hat unser Verfasser gescheut, um sich durch Selbstanschauung, und zwar durch

Digitized by Google

wiederholte Selbstanschauung. mit Allem vertraut zu machen, was ihm zur Lösung seiner schwierigen Aufgabe nöthig war; dass es ihm in hohem Grade gelungen, wird Jeder anerkennen müssen, sei er auch — was die Gletscherfrage betrifft, wess Glaubens er wolle. Sieben und zwanzigmal hat Forbes die Hauptkette der Alpen durchkreuzt, meist zu Fuss, durch drei und zwanzig verschiedene Pässe, in den verschiedensten Richtungen hat er die Seitenketten durchstreift; ausserdem grössere Wanderungen in andere Gegenden des Festlandes unternommen; er spricht daher vollkommen die Wahrheit, wenn er bemerkt, seine Schrift sei nicht das Werk eines Augenblicks und dass er nicht mit einigen, flüchtig in wenigen Monaten gesammelten Notizen vor dem Publicum erscheine. Seine Nacheiferung Saussures hat Forbes sogar auf sein Buch übertragen; es ist auf ähnliche Weise verfasst, wie das des grossen Alpenforschers, welches in einzelne Capitel eingetheilt ist, wo in buntem Wechsel Naturgeschichte, persönliche Abentheuer und Topographie vor des Lesers Augen vorüberziehen. Man kann die Gletscher-Theorie wohl als Haupt-Basis des Forbes'schen Werkes ansehen; aber ausserdem findet man über Geologie und Topographie viele interessante und neue Beobachtungen. Wir wollen eine Inhalts-Uebersicht der einzelnen Capitel geben, und bei besonders wichtigen Thatsachen verweilen.

I. The Alps and Alpine travellers. Nach einer launigen Einleitung über unser jetziges Reise- und Eisenbahnwesen geht unser Verfasser gleich auf die Leistungen der wichtigeren seiner Vorgänger über. Unter den älteren werden Saussure und Bourrit vorzüglich genannt; unter den neueren Studer, Escher, Charpentier, Agassiz, Hugi, Necker, Venetz, Lardy und Zumstein. Forbes beweisst uns, dass er die Pflicht eines Schriftstellers, sich von den Werken seiner Vorgänger zu unterrichten, wohl erfüllt hat.

II. Some account of glaciers generally. Noch vor kurzem fanden wir in diesen Blättern (S. 235 — 240) Gelegenheit, von den allgemeinen Phänomenen, welche Gletscher wahrnehmen lassen, zu reden. Auch die beiden wichtigsten unter den vielen Theorieen, welche man zur Erklärung der Bewegung jener Eismassen versucht — Saussures Rutsch- und Charpentiers Ausdehnungs-Theorie wurden an genanntem Orte zur Sprache gebracht. Wir bemerken hier nur, dass beide Ansichten nach den Untersuchungen unseres Verf. wenig haltbar erscheinen.

Digitized by Google

III. On the geological agency of glaciers. Forbes ist für die Behauptung, dass die primitiven Blöcke der Schweiz durch Gletscher fortgetragen wurden; er theilt die Meinungen von Playfair, Charpentier, Venetz und Agassiz hierüber mit. Ferner stattet Forbes Bericht von den Aenderungen, welche anstehende Felsen durch das Reiben von Gletschern erlitten, wie sie gefurcht, geglättet, gestreift worden sind. Leider haben diese sogenannten Gletscher-Schliffe, wie sie die Schweitz an so vielen Orten aufzuweisen hat, in neuerer Zeit gar manche Irrthümer veranlasst, indem oft allzulebhafte Phantasieen an den verschiedensten Stellen in den verschiedensten Ländern und Gebirgen solche „Gletscherschliffe" zu entdecken glaubten, wo wohl niemals ein Gletscher war.

IV und V. Description of the mer de Glace of Chamouni. — Eismeer pflegt man gewöhnlich jenen Gletscher zu nennen, der ein östlich vom Mont Blanc gelegenes Thal erfüllt; da, wo er sich zwischen der Aiguille du Dru und dem Vorgebirge des Montanvert hinabstürzt ins Thal wird er auch Glacier des Bois genannt. Das Eismeer beginnt unfern zweier Flüsse, die von verschiedenen Quellen kommen. Von dem weiten Becken, östlich vom Mont Blanc, stammt der westliche Zweig, Glacier du Géant oder du Tacul genannt. Von einem der höchsten Berge der ganzen Kette, welcher das Chamouni-Thal von jenem von Ferret trennt, vom Grande Jorasse, gleitet der andere Gletscher, der von Léchaud, herab. Besonders schön ist der Blick auf den unteren Theil des Eismeeres, vom Wege von Chamouni nach Argentière hin. Dort ist das Chamouni-Thal breit und auf einem kleinen Raum liegen drei Dörfer, des Bois, les Tines und Les Praz; das erstere wurde im Jahre 1820 hart von Gletscher bedroht. — Wir wollen indess nicht bei den Einzelnheiten verweilen, welche unser Verf. in diesen beiden Capiteln anführt; sie lassen sich auszugsweise nicht gut mittheilen, auch betrifft es gerade Gegenden die mit zu den besuchtesten der Schweiz gehören, und die wir aus vielfältigen Reisebeschreibungen kennen, wie Trélaporte, den Montanvert, Jardin u. a.

VI, VII und VIII. Account of a survey of the mer de glace and its environs; experiments on the motion of the ice of the mer de glace of Chamouni; on the structure of the ice of glaciers. — Diese drei Capitel bilden den eigentlichen strengwissenschaftlichen Theil des ganzen

Digitized by Google

Werkes; das erste derselben dient gleichsam nur als Einleitung zu den andern, indem es die Messungen enthält, welche der Verf. machen musste, um über die Bewegung des Eises zu sicheren Resultaten zu gelangen. Diese Resultate sind auch im höchsten Grade interessant und überraschend, da wir aus ihnen manche, früheren Behauptungen gänzlich widersprechende Schlüsse ziehen sehen. Die Beobachtungen welche Forbes am Eismeer machte, die Gesetze, welche er aus denselben schöpfte, lassen sich natürlich mehr oder weniger auf die anderen Gletscher übertragen. Ueber die Bewegung des Eismeeres stellt Forbes folgende Sätze auf: 1) Im allgemeinen ist die Bewegung der höheren Theile des Eismeeres langsamer, als die der unteren; am langsamsten schreitet der mittlere Theil vor. 2) Der Gletscher du Géant bewegt sich rascher als jener von Léchaud, ungefähr im Verhältniss von 7:6. 3) Der Mittelpunkt des Gletschers rückt schneller vor, als die Seiten oder Ränder desselben. [Diese Entdeckung ist um so wichtiger, da früher von vielen Schriftstellern — siehe z. B. Agassiz, études, S. 167 — das Gegentheil behauptet wurde.] 4) Die Verschiedenheit der Bewegung der Mitte und Seiten des Gletschers ändert sich a) mit des Jahreszeit und b) an einzelnen Theilen der Länge des Gletschers. Endlich 5) die Bewegung des Gletschers wechselt je nach der Jahreszeit und dem Stande des Thermometers. — Das achte Capitel handelt von der Structur des Eises und namentlich von der Endeckung jener eigenthümlichen Structur, worüber sich später zwischen Forbes und Agassiz Streitigkeiten erhoben; da wir in diesen Blättern (S. 239) bereits darauf hinzudeuten Gelegenheit fanden, so glauben wir um so eher sie hier übergehen zu dürfen. Die folgenden Capitel berichten uns von mannigfachen interessanten Wanderungen in den verschiedensten Theilen der Savoyer Alpen.

IX. The tour of Mont Blanc. — Chamouni to Courmayeur. — Die „tour of Mont Blanc“ ist keine besonders anstrengende Wanderung; sie beginnt in Chamouni, wo sie auch endigt. — Zuerst werden uns die wichtigsten Phänomene des Bossons-Gletschers geschildert. In neuerer Zeit erreichte derselbe im Jahre 1820 seine bedeutendste Ausdehnung, und drohte dem Dörfchen des Bois mit Verderben. — Sieben Stunden von Chamouni liegt Nantbourant, und ungefähr zwei Stunden weiter ist der Col du Bonhomme. Der Uebergang über diesen Pass gehört zu den beschwerlicheren in den Alpen, und schreckt, bei ungünstiger Wit-

Digitized by Google

terung selbst Führer zurück. An dem grossen Ausgange der Mont Blanc-Kette herrscht nämlich ein von Wanderern sehr gefürchteter Wind, französisch tourments, deutsch Guxen genannt, der den Schnee in schrecklichem Wirbel Haus hoch emportreibt, und fast erblindend auf den Reisenden wirkt. Noch kurz vor dem Besuche unseres Verf. verloren zwei Engländer in einem solchen Sturme ihr Leben. Nach einer starken elfstündigen Wanderung gelangte Forbes von Nantbourant nach Courmayeur. Dieser Piemontesische Badeort, wegen seinen schönen Umgebungen bekannt, liegt an der Doire, unmittelbar hinter der grossen Kette des Mont Blanc.

X. The Glaciers of Miage and La Brenva. — Dieses Capitel schildert uns die merkwürdigen Structur-Verhältnisse der Gletscher von Miage und La Brenva.

XI. Environs of Courmayeur. Geology. — Nach den Beobachtungen von Forbes liegt Courmayeur 4211 englische Fuss über dem Meere. Es ist wohl das beträchtlichste Dorf in dem grossen Aosta-Thal. Jeden Sommer wird es in Menge von Piemontesern besucht, sowohl wegen des herrlichen Klimas als wegen der Mineral-Quellen in seiner Nähe. Durch seine Lage ist Courmayeur auch besonders zu einem lebhaften Verkehr geeignet. Sechs Strassen führen von da nach den verschiedensten Gegenden: nach Aosta; zum kleinen St. Bernhard; in die Allée Blanche; zum Col du Géant, Col Ferret und zu dem Col de Serène der zum grossen St. Bernhard führt. Forbes hat alle diese Wege gemacht, und manchen mehr als einmal. Im Jahre 1842 hielt er sich vierzehn Tage in Courmayeur auf, um dessen interessante Umgebungen näher kennen zu lernen. Die Mineral-Quellen sind auch, namentlich der Art und Weise ihres Auftretens wegen, für den Geologen von Bedeutung. Sie erscheinen, wie so viele Quellen, in der Nähe des Durchbruchs plutonischer Gebilde durch neptunische. Dies ist z. B. sehr bemerkbar in den Pyrenäen, wegen ihres Reichthumes an warmen Quellen berühmt, wo allenthalben dieselben unmittelbar oder ganz in der Nähe der Berührung von Granit und geschichteten Gebilden hervorkommen. Auch bei Courmayeur ist es Granit, unfern dessen die warmen Quellen erscheinen. — Die Wasser von La Victoire und La Marguerite entspringen aus dem Alluvium; sie sind salzig und purgativ. Die Wasser von La Saxe kommen in einem Hohlwege zu Tage, wo die Doire vom Fusse des Mont

Digitized by Google

Blanc herabeilt, genau an der Stelle, wo sich Kalkstein und Granit berühren; sie sind schwefelhaltig. Alle diese Quellen sind indess kalt. Bei St. Didier, vier Meilen von Courmayeur entfernt ist aber eine heisse Quelle, deren Temperatur 28° Reaumur beträgt. — Die Gegend von Courmayeur gibt dem Geologen und Freunde schöner, romantischer Natur Gelegenheit, zu mannichfachen Ausflügen; einer der interessantesten ist die Ersteigung des Cramont. Er liegt, nach den Beobachtungen von Forbes, 4932 englische Fuss über Courmayeur und 9081 Fuss (2768 Meter) über dem Meere. Dieser Berg ist, mit Ausnahme des südlichen Abhanges, ungemein steil. Man geht das Doire-Thal bis nach St. Didier *hinab* und ersteigt den Cramont auf seinem südlichen, westlich von Courmayeur gelegenen Abhang. Auf dem Gipfel des Cramont stellte unser Verf. einige Untersuchungen über die Stärke der Sonnenstrahlen an, wozu er sich eines Actinometers bediente. Es ist eine allen Bergsteigern — besonders auch Alpenwanderern hinlänglich bekannte Thatsache, dass die Sonnenstrahlen auf grossen Höhen eine viel bedeutendere Intensität besitzen, als in Ebenen; diess Phänomen ist keineswegs durch die Reflexion der Sonnenstrahlen von der Schneedecke zu erklären.

XII. The passage of the Col du Géant. Die Ersteigung des Col du Géant gehört zu den interessantesten Capiteln dieses trefflichen Werkes; wir wollen daher etwas länger dabei verweilen und uns nicht allein darauf beschränken, wie bei den vorhergehenden Capiteln nur eine Uebersicht zu geben. Der Col du Géant bietet den kürzesten, aber auch schwierigsten Weg von Courmayeur nach Chamouni. Der Uebergang über diesen Pass scheint bis in das Jahr 1781 nicht bewerkstelligt worden zu sein — so berichtet uns wenigstens Bourrit, einer der älteren Alpenforscher, der um jene Zeit an einem Werke über die Schweiz schrieb. Später im Jahre 1788, wurde der Col du Géant von dem grossen Saussure bestiegen, was er auch im vierten Bande seiner Reisen erzählt. Forbes wurde durch zwei Gründe zu dem Uebergang über diesen Pass bestimmt; er wollte das für ihn ermüdende Umgehen der Kette durch ihm bekannte Gegenden vermeiden und besonders zog es ihn an, einen Ort zu besuchen, der durch Saussures Aufenthalt eine Art von Berühmtheit erlangt hatte. — Der zwanzigste Juli (1842) war von Forbes zum Uebergang über den Col bestimmt worden; die Führer waren bestellt, die Vorräthe bereit; aber das herrliche Wetter, das

Digitized by Google

bisher über einen Monat gedauert hatte, schien sich ändern zu wollen; der Südwind begann zu wehen, undurchdringliche Schleier umhüllten die Häupter der gigantischen Berge. Drei Tage der Ungeduld, des Harrens gingen langsam vorüber; das Wetter schien gleichsam der Kühnheit zu spotten, die Geister jener Höhen schienen dem Fremdling den Zutritt versagen zu wollen. In der Nacht vom zwei- auf den drei und zwanzigsten Juli ward Forbes von seinen Führern gerufen — wie freudig überrascht war er, als er in eine stille, freundliche Nacht hinaustrat, über welche der Mond sein magisches Licht ergoss. Bald waren die Vorbereitungen getroffen; schon die erste Stunde nach Mitternacht fand unseren Verf. mit zwei Führern auf dem Wege. Nach einem Marsche von wenigen Stunden gelangte man an den Fuss des letzten Ansteigens; dort wurde an einer Quelle Halt gemacht, um in kurzer Frist neue Kräfte zu sammeln. Nach mühsamem, beschwerlichen Emporklimmen ward endlich — zwanzig Minuten nach sieben Uhr — der Gipfel erreicht. Wie schwanden Ermattung, Hunger und Durst vor dem herrlichen Gemälde, das sich nun vor den trunkenen Blicken unserer Wanderer entfaltete! Nur selten gelangt man zu so früher Morgenstunde zu solcher Höhe — 11,140 Fuss über dem Meere. Die Atmosphäre war vollkommen rein, kein Wölkchen, kein Dunst war sichtbar; kein Lüftchen regte sich. Die Fernsicht war eine der ausgezeichnetesten, die unserem vielgereisten Verf. zu Theil wurden. Zu seinen Füssen lag die weite Reihe jener Bergcolosse, aus deren wildem Chaos bald da, bald dort eine bekannte Gestalt auftauchte. Die ausserordentliche Reinheit der Luft liess in eine Ferne sehen, welche fast unglaublich scheint. So erblickte Forbes die kühne, schroffe Form des Mont Pelvoux in der Dauphinée, des höchsten Berges zwischen dem Mont Blanc und dem mittelländischen Meere. Nicht minder entzückend, als die Fernsicht war auch der Blick auf die nächsten Gegenden. — Aber endlich forderte die Natur ihr Recht, und unter einem Felsen ward ein frugales Frühstück eingenommen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Forbes, travels through the Alps.

(Schluss.)

Es war derselbe Fels, der vor beinahe einem halben Jahrhundert als Stütze von Saussures Hütte gedient hatte. Unstreitig gehört der Aufenthalt dieses grossen Alpenforschers auf dem Col du Géant — er blieb sechszehn Tage und Nächte — zu den seltenen Beispielen, wie der wahre Hang zur Wissenschaft alle Bequemlichkeiten des Lebens verachten lässt. Saussures Wohnung [im vierten Bande seiner Reisen findet sich eine Abbildung derselben] bestand aus einem kleinen, steinernen Häuschen und zwei Zelten. Saussure bestieg, von seinem Sohne und einer grossen Anzahl von Führern begleitet, am dritten Juli 1788 den Col du Géant, wo er bis zum neunzehnten blieb. Leicht lässt sich der Unwille, der Verdruss und die Langeweile denken, welche die Führer während jenes Aufenthaltes empfanden; Saussure hegte sogar den Verdacht, dass sie zuletzt von dem mitgebrachten Mundvorrath etwas bei Seite geschafft, um der Unternehmung ein früheres Ende zu machen. Die Hütte Saussures konnte im Piemontesischen recht gut gesehen werden; Unwissenheit und Aberglauben vereinigten sich, die ungeheuere Trockenheit des Juli-Monates dem Aufenthalte Saussures zuzuschreiben, Verwünschungen und Flüche stiegen zu ihm empor, man nannte ihn einen Zauberer, der oben alle Zugänge des Regens verstopft hätte, und einmal war es nahe daran, dass eine Deputation hinaufging, um ihn mit Gewalt zu vertreiben. — Unschätzbar war der Nutzen der aus Saussures Beobachtungen im Gebiete der Meteorologie, des Magnetismus und der Geologie für die Natur-Wissenschaften gezogen wurde. Besonders die meteorologischen Untersuchungen haben bleibenden Werth; dahin gehören namentlich die thermometrischen, und das aus denselben geschöpfte Gesetz über die Abnahme der Temperatur mit steigender Höhe, 1° Reaumur für 100

Digitized by Google

Toisen Höhe. — Es war bereits acht Uhr vorbei, als Forbes und seine Begleiter sich zum Aufbruche erhoben, um den nördlichen Abhang gegen Chamouni hinabzusteigen; der gefahrvollste Theil der ganzen Unternehmung lag nun vor ihnen — der Hinabweg. Sie hatten die Vorsicht gebraucht, sich mit starken Seilen zusammenzubinden; der in den letzten Tagen gefallene Schnee hatte das Begehen des Gletschers doppelt schwierig gemacht, unter seiner trügerischen Hülle drohten klaffende Spalten mit Verderben. Harte Prüfungen waren den Wanderern noch vorbehalten; unter mannigfachen Mühseligkeiten und Gefahren gelangten sie endlich gegen vier Uhr auf den Montanvert.

XIII. From Courmayeur to Chamouni, by the Col Ferret and Col de Balme. — Dieses Capitel giebt den Schluss zu der früher begonnenen Rundreise um den Mont Blanc; es schildert den Weg über den Col Ferret, über die grosse Alpenkette, und jenen von Martigny nach Chamouni über den Col de Balme.

XIV. Journey from Chamouni to Valpelline, by the Val de Bagnes and Col Fenêtres. — Schon früher hatten Studer und Forbes den Plan entworfen, die fast unerforschten Thäler in der Nähe des Monte Rosa einer genaueren gemeinschaftlichen Untersuchung zu unterwerfen; der August des Jahres 1842 wurde hiezu, und der zwölfte dieses Monates zum Zusammentreffen auf dem grossen St. Bernhard bestimmt. Studer und Forbes traten ihre Wanderung über Orsières nach dem Bagnes-Thal an. In Orsières verliessen sie an einem schönen Morgen die gewöhnliche Landstrasse und schritten auf wenig betretenen Pfaden dem Bagnes-Thal zu. Zuerst gelangte man nach Chable, einem freundlichen Dorfe in einer Erweiterung des Thales gelegen; unfern des Pierre à Voie, eines Berges von nicht unbedeutender Höhe. Hier erhielten die beiden Naturforscher erst nach längerem Aufenthalt einen des Weges in die höher gelegenen Thäler kundigen Führer. Der nächste Gegenstand von Bedeutung, auf welchen unsere Wanderer stiessen, war der Gletscher von Gétroz, durch seine unheilvollen Zerstörungen wohl bekannt. Der eigentliche Gletscher von Gétroz liegt in grosser Höhe, in einem Hohlwege des Mont Pleurer; ein Zufluss-Gletscher desselben ist die wahre Quelle des Unglückes. Im Jahre 1818 ereignete sich die ungeheuere Ueberschwemmung, bei deren Schilderung wir indess nicht verweilen wollen. Gegen Abend langten Studer, Forbes und ihre

Digitized by Google

Begleiter bei ihrem ärmlichen Nachtquartier, den Hütten von Torembec an, die 5300 Fuss über dem Meere liegen. — Die Bequemlichkeiten, welche der Wanderer in den höher gelegenen Hütten in jenen Gegenden findet, sind äusserst gering. Gewöhnlich sind zwei Hütten unmittelbar beisammen; die eine ist für den Aufenthalt bei Tag, die andere für den bei Nacht bestimmt. Das „Wohnzimmer" trägt freilich mehr den Character einer Käse- und Butter-Fabrik; überall Gefässe zur Aufbewahrung der Milch und des Rahms. Stühle trifft man — mit Ausnahme von einfüssigen Melkstühlen — keine in solchen Hütten; den Tisch muss ein Fass ersetzen. Ein brennender Spahn von Fichtenholz vertritt Abends die Stelle des Lichtes; in Ermangelung eines Kamins macht man das Feuer nahe an der Thüre; eigentliche Fenster giebt es gar nicht. Die Bewohner jener einsamen Hütten leben nur von aus Milch bereiteten Speisen; die Thiere, denen sie ihre Nahrung verdanken, sind ihre einzigen Gefährten. — Von der Wanderung erschöpft, streckten sich unser Verf. und seine Gefährten nach einer sehr frugalen Mahlzeit in's duftende Heu nieder, aus welchem sie sich früh um fünf Uhr wieder, neu gestärkt, erhoben. Nach einem Wege über Gletscher langte man an den oberen Hütten von Chermontane an, die am Fusse des Gletschers gleichen Namens liegen, der beinahe den ganzen höheren Theil des Bagnes-Thales füllt. Die Verhältnisse dieses Gletschers sind fast gar nicht ermittelt. So findet sich in Saussures Schriften überhaupt wenig über diese Gegend, und Bourrits Angaben sind unsicher und oft übertrieben. Ueber den Col de Fenêtres trifft man nirgends Bemerkungen, die sich einigermassen auf eigene Beobachtungen gründeten. Dieser Pass hat auch historisches Interesse; Calvin entzog sich auf ihm im Jahre 1541 den Verfolgungen in Aosta. Das Ersteigen dieses Col ist wohl langwierig und einförmig, aber keineswegs beschwerlich. Wundervoll ist der Blick, den man von der Höhe nach Italien geniesst. Vom Gipfel des Col sieht sich der Wanderer, der nach Valpelline seinen Weg nimmt, nach einem Marsche von wenigen Stunden aus jenen ernsten, stillen Regionen ewigen Schnees und starren Eises in die üppigen Reize eines italienischen Klimas versetzt.

XV. From Valpelline to Evolena by the Col de Collon. — Freundlicher Empfang wurde den Wanderern in Valpelline zu Theil. Bald fand sich auch ein tüchtiger Führer, der sie nach Evolena geleiten sollte. —

Digitized by Google

Vom Dorfe Valpelline wurde erst später als gewöhlich aufgebrochen, da keine starke Tagreise zu machen war. Das nächste Dorf ist Biona — das letzte von einiger Bedeutung in diesem Thale. Nach dem Dorfe nennt sich auch dieser Theil des Thales. Biona liegt, nach den Beobachtungen Studers, 5315 Fuss über dem Meere. In den, noch weiter oben im Thale gelegenen Hütten von Prarayon — den Jesuiten von Aosta angehörig, — sollte übernachtet werden. Auch boten dieselben ein ganz erträgliches Nachtquartier. Am folgenden Morgen wurde der Weg nach dem Col de Collon angetreten. Alle Karten enthalten in Betreff dieser Gegenden viele Unrichtigkeiten; aus den, dem Werke beigegebenen topographischen Skizzen, so wie aus der kleinen Karte kann sich der Leser indess sehr leicht zurecht finden. Nach dreistündiger Wanderung wurde die Spitze des Col erreicht. Sie liegt 10,333 Fuss über dem Meere und gewährt eine herrliche Aussicht. Beim Herabsteigen vom Col erblickten Forbes und seine Gefährten, gerade unter den Abstürtzen des Mont Collon den Leichnam eines Mannes, der hier wahrscheinlich vom Sturme überrascht, einen unerwarteten schnellen Tod gefunden hatte. Das Zusammentreffen unserer Reisenden mit diesem Todten übte eine eigenthümliche Wirkung aus; sie schienen die Oede und Stille der sie umgebenden Natur doppelt zu fühlen. Gleich ihnen hatte der Unglückliche in voller Kraft jenen Ort betreten; aber nimmer sollte er zum heimischen Heerde zurückkehren, ein frühes eisiges Grab ward sein Loos. Schweigend setzten die Wanderer ihren Weg fort, jeder hing seinen Gedanken nach. — Den höchsten Theil des östlichen Zweiges vom Erin-Thal nimmt der Gletscher von Arolla ein. Er zeichnet sich durch grosse Länge aus. Weiter unten im Thal liegen die Hütten von Arolla. Von dort gelangten die Reisenden bald nach Evolena.

XVI. From Evolena in the valley of Erin to Zermatt in the valley of St. Nicolas, by the glaciers of Ferpecle and Zmutt. — Forbes war schon durch Studer darauf vorbereitet worden, dass ihnen nicht die beste Unterkunft zu Theil werden würde; aber die rauhe Wirklichkeit übertraf alle Erwartungen. Nach einer schlecht zugebrachten Nacht sagte Studer am andern Morgen Forbes Lebewohl, um durch das Val d'Anniviers nach Zermatt zu gehen, wo sie wieder zusammentreffen wollten. — Die Thäler um Evolena sind nur wenig bekannt. Saussure erwähnt ihrer gar nicht, und Bourrit nur so obenhin, dass es fast

Digitized by Google

scheint, er sei gar nicht in Evolena gewesen. Nur in zwei neueren Werken von Fröbel und Engelhardt, die beide im Jahre 1840 erschienen, ist von jenen Gegenden die Rede; darin kommen aber alle Nachrichten überein, dass in Evolena eine äusserst schlechte, so zu sagen gar keine Unterkunft zu finden sei. — Die Thäler, von welchen die Rede war, liegen zwischen der grossen Alpenkette und dem Rhône-Thal; das von Erin ist das bedeutendste unter ihnen. Mancher Reisende kommt wohl an diesen Thälern vorbei, ohne ihr Vorhandensein zu ahnen, da ihre Oeffnungen so klein und unscheinbar sind. Die Thäler beginnen gleichsam im Angesicht von drei vielbesuchten Orten — Sierre, Sion und Tourtemagne, und zwar in folgender Ordnung ihrer Grösse und Bedeutung nach: das Thal von Erin oder Herens (Eringer-Thal); das Thal von Anniviers (Einfisch-Thal) und jenes von Tourtemagne (Turtman-Thal). Das Thal von Erin theilt sich in zwei Arme, das von Erin und Hérémence, die beide mit grossen Gletschern endigen, nämlich die Gletscher von Ferpêcle, Arolla und Lenaret. Das Thal von Anniviers theilt sich in die von Torrent und Zinal, mit den Gletschern gleichen Namens. Das Thal von Tourtemagne ist nur im Sommer bewohnt; es endigt mit einem Gletscher, der am Fusse des Weisshornes liegt. — Der Mangel an Raum gestattet uns nicht, Forbes auch auf seiner beschwerlichen Wanderung zu begleiten; wir wollen lieber wieder mit ihm in Zermatt zusammentreffen, dessen Umgebungen nicht ohne Interesse sind.

XVII. The environs of Zermatt. — Zermatt liegt acht Stunden von Visp im Rhône-Thal, und anderthalb Stunden von Stalden, wo die Thäler von Saas und St. Nicolas sich trennen. Drei, Gletscher einschliessende Thäler vereinigen sich unfern Zermatt — piemontesisch Praborgne genannt. An der Spitze des Hauptthales findet sich der grosse Gletscher des Monte Rosa, auch Gorner-Gletscher, oder der von Zermatt genannt; das östlich gelegene Thal enthält den Gletscher von Findelen, der vom Saasgrat herabkommt, im westlichen, rechts, ist der Gletscher von Zmutt. — Der Verf. theilt uns hier eine Skizze der Geologie jenes Theiles der Alpen mit, auf welche wir etwas näher eingehen wollen. Der Granit geht nur hie und da zu Tage, verschiedene Gesteine mit welchen er in Berührung tritt, verändernd; er bildet eher eine Reihe mannigfacher Mittelpunkte, als lange Erhebungs-Linien. Auch findet bisweilen ein secundäres oder paralleles Hervorbrechen von Granit statt, so dass die Kette

Digitized by Google

zwei, ja sogar drei Axen zu haben scheint. Dies ist z. B. an den Aiguilles rouges, unfern Chamouni, der Fall. Dent Blanche wird von Studer als ein granitischer Mittelpunkt angeführt. Das Stockhorn ist wahrscheinlich aus Schiefer zusammengesetzt. Wenn auch die Schiefer-Gebilde Feldspath enthalten und oft mit dem Granit in Berührung treten können sie doch keineswegs als die Repräsentanten der Gneiss-Formation anderer Länder betrachtet werden. Nach mineralogischen Merkmalen ist wohl eine Scheidung dieser Gesteine möglich. Es sind quargige, kalkige, Glimmer-führende Gebilde; mitunter enthalten sie Serpentin. Die Farben bieten oft den Haupt-Leitfaden zum Unterschiede. Die mineralogischen Schilderungen, welche wir Saussure (voyages, §. 2242) über diesen Theil der Alpen verdanken, sind sehr klar und genau, nur sein unglücklicher Versuch, die Felsarten nach ihren Altersverhältnissen zu ordnen, muss dabei übersehen werden. — Der höchste Theil des Monte Rosa besteht, nach Handstücken die Zumstein vom letzten, ihm zugänglichen Punkte mitbrachte, aus Glimmerschiefer; das ganze System des Monte Rosa fällt gegen Osten ein. Die ersten krystallinischen Gebilde findet man am Pizzo Bianco oberhalb Macugnaga. Das relative Alter dieser Gesteine ist sehr problematisch. Schwierig ist die Trennung zwischen primitiven Gebilden (Gneiss, Glimmerschiefer) und Gesteinen von ähnlichem mineralogischen Character, die man allmählig zu Schichten verfolgen kann, die der Liasformation angehörige Versteinerungen enthalten. Das Alter der Feldspath- und Glimmerschiefer-Gebilde ausser Auge gesetzt, fasst Studer die grünlichen und schwarzen Schiefer unter dem allgemeinen Namen „Flysch“ zusammen, eine in der Schweiz weit ausgedehnte Formation, deren Lagerungs-Verhältnisse und wenige Versteinerungen kein bestimmtes Urtheil gestatten. — Ausserdem ist die Gegend von Zermatt reich an einfachen Mineralien. Unter diesen verdient besonders der Pennin, der in schönen Krystallen in Talkschiefer vorkommt, genannt zu werden; ferner finden sich am Gletscher von Findelen Krystalle von Disthen, Magneteisen und Grannat.

XVIII. From Zermatt to Gressonay by the Col of Mont Cervin. — Der Col des Mont Cervin besteht aus Gneiss. Man trifft auf demselben noch Spuren roher Festungswerke, die wohl vor dreihundert Jahren, oder noch früher von den Einwohnern von Aosta gegen die Einfälle der Walliser errichtet wurden. Es macht einen eigenthümlichen und

Digitized by Google

keineswegs angenehmen Eindruck, in solcher Höhe — 10,938 englische Fuss über dem Meere — noch Befestigungen zu treffen. Schon der grosse Alpenforscher Saussure sagt darüber: „Ce sont vraisemblement les ouvrages de fortification les plus élevés de notre planète. Mais pourquoi faut il que les hommes n'aient érigé dans ces hautes regions un ouvrage aussi durable que pour y laisser un monument de leur haine et de leur passions destructives.“ — Von der Spitze des Col wanderten Forbes und Studer — der sich von Visp wieder eingefunden hatte — langsam über Breuil hinab nach dem Dörfchen des Val Tournanche. Das weiter unten gelegene Dörfchen bot mit seinen freundlichen Umgebungen unseren Reisenden einen rechten grellen Gegensatz mit jener wilden Natur, die sie bisher umgeben hatte. Fichten krönen die Höhen und anmuthig schauen die Hütten und der Kirchthurm von ächt italienischem Geschmack zwischen Nussbäumen hervor. In Gressonay trennten sich Studer und Forbes wieder; jener ging über den Col de Val Dobbia, dieser blieb noch zurück, um den Lys-Gletscher einer näheren Untersuchung zu unterwerfen.

XIX. Gressonay. — Monte Rosa. — Das Thal von Gressonay auch Lys-Thal genannt, dessen Hauptort Gressonay heisst — ist enge und bergig. Aber dieser Umstand ist für die Thäler die vom Monte Rosa auslaufen, characteristisch; sie bilden mehr Spalten, als sich verzweigende Arme von einiger Ausdehnung. Der nicht weit gelegene Lys-Gletscher zieht sich seit dem Jahre 1820 fortwärend zurück; er hat einen leeren Raum hinter sich gelassen von einer Quadrat-Meile Umfang, durch die Moräne scharf abgemarkt. Der Gletscher selbst ist aus zwei Strömen zusammengesetzt, die von zwei Seiten des Gebirges herabgleiten. Die Bänder-Structur zeigte sich ausgezeichnet entwickelt. — Die Moränen des Lys-Gletschers bestehen nur aus Gneiss und Syneit; von dem, weiter unten so häufigen, grünen Schiefer und Serpentin findet man keine Spur. — Die schwierige Frage über die eigentliche Höhe des Monte Rosa wurde erst durch das Werk von Welden's entschieden. Saussure hatte früher 2430 Toisen, oder 15,540 englische Fuss gefunden. Er hatte aber nicht den Gipfel erstiegen, sondern den dritthöchsten Punkt, Zumstein-Spitze genannt. Nach späteren und genaueren Beobachtungen ist selbst der höchste Punkt viel niedriger; er misst nur 15,158 englische Fuss. Der Monte Rosa ist mehr eine Vereinigung einiger Bergketten als ein ein-

Digitized by Google

zelner Gipfel. Wenn man ihn auf der Karte betrachtet, so hat er ganz die Gestalt eines vierstrahligen Sternes. Im nördlichen und südlichen Strahl sind die höchsten Punkte; der Vereinigungs-Punkt ist ein sehr wichtiger, aber nicht der höchste. Von der italienischen Seite gesehen ist er der deutlichste, nach von Welden die „Signalkuppe“ genannt: in der Höhe ist es der vierte Punkt; die drei höheren liegen alle unmittelbar nördlich von demselben. Der erste unter ihnen ist der höchste, welcher bis jetzt erstiegen worden; er führt den Namen „Zumsteinspitze“ und wurde irriger Weise von Saussure für die höchste Spitze gehalten. Dann folgt der eigentliche Gipfel, ein scharfer Felsobelisk, den man vom Monte Moro oder Col d'Erin recht deutlich sieht; er heisst „die höchste Spitze,“ und wurde noch nie erstiegen. Der zweithöchste wird das „Nordend“ genannt. — Die wichtigsten Aufschlüsse über die Topographie des Monte Rosa verdanken wir Vincent und Zumstein; ersterer ist der frühere, der andere, der beharrlichere und glücklichere Erforscher. Die Ersteigung eines der niedrigsten Gipfel, nach ihm auch benannt, fand im August des Jahres 1819 durch Vincent statt. Einen Anderen Versuch unternahm Zumstein im Jahre 1820; er hatte einen Ingenieur von dsr Turiner Academie bei sich, aber der Mann, an dergleichen Anstrengungen nicht gewöhnt oder erfreut, liess Zumstein im Anfang im Stiche und er vermochte die Messungen nicht allein auszuführen. Der Tag hatte sich bereits sehr geneigt als Zumstein mit seinen Begleitern, worunter auch der ängstliche Ingenieur, erst am Fusse der höheren Gipfel anlangte. Mit bewunderungswürdigem Muthe entschloss sich Zumstein in einer Eisspalte, in einer Höhe von 13,992 englischen Fussen über dem Meere, die Nacht zuzubringen — wohl die bedeutendste Höhe in welcher ein Mensch in Europa eine Nacht verlebt. Am andern Morgen wurde die „Zumstein-Spitze“ ohne alle Schwierigkeit erreicht. Aber die Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, wurde versäumt; bis der stets zögernde Ingenieur anlangte, hatte sich der Himmel mit Wolken umzogen; man musste unverrichteter Sache wieder abziehen — das stete Loos, wenn man die Gunst des Augenblicks nicht zu ergreifen weiss. Zumstein wiederholte später seinen Versuch, der aber keine glücklichere Resultate hatte.

XX. Tour of Monte Rosa concludet. — From Gressonay to Visp, by Macugnaga and Mont Moro. — Nach herzlichem Lebewohl von dem

Digitized by Google

würdigen Zumstein, der unseres Verfassers Führer auf seinem Ausfluge nach dem Lys-Gletscher gewesen war, verliess derselbe am folgenden Morgen Staffel, um über den Col d'Ollen nach Alagna ins Sesia-Thal zu gehen. Auf den Col kann man entweder von La Trinité oder von Staffel, oder auch vom Lys-Gletscher gelangen. Der Col ist sehr wild, aus zackigen, schneebedeckten Felsen zusammengesetzt; Forbes erstieg ihn in zwei Stunden und fand ihn 9758 Fuss über dem Meere gelegen. Vom Col herabgehend nach Alagna geniesst man eine herrliche Aussicht nach Osten, auf den Lago Maggiore und die jenseitigen Berge. Alagna hat eine reizende Lage, ist aber ein sehr armer Ort; es hat kein Gasthaus, wesshalb unser Verf. nach Riva gehen muste, wo er zwar Mittags anlangte, aber durch ein furchtbares Gewitter bis zum folgenden Morgen zurückgehalten wurde. Indess hatte es gute Folgen; der Wind änderte sich, und das Wetter wurde sehr günstig. Eigenthümlich ist die Thatsache, dass in jenem Thale der Nordwest- und Nordnordwest-Wind gute Witterung bringt, und der Ostwind, der in der Schweiz (so z. B. bei Courmayeur) trocken, hier feucht ist. Dasselbe soll auch in Turin stattfinden. — Mit Tagesanbruch verliess Forbes Riva, um nach dem Turlo-Pass zu gehen. Er kam nach kurzer Wanderung in der Nähe der Goldgruben vorbei, welche Eigenthum der sardinischen Regierung sind; die Gruben von Pestarena im Anzaska-Thal sind wohl die bedeutendsten. Ueberhaupt ist das Anzaska-Thal (ein Seitenthal des von Ossola) durch geologische Phänomene nicht unwichtig. [Wir besitzen durch Ebel Nachrichten über das Vorkommen des Goldes. Dasselbe findet sich eingesprengt in Quarz und Eisenkies, welche bald Granit, bald Gneiss gangförmig durchsetzen. Es gab eine Zeit, wo in der Gegend von Pestarena allein über 1000 Menschen in den dortigen Goldminen arbeiteten. Die Bewohner jenes Thales sollen oft durch ganz eigenthümliche Erscheinungen im Aufsuchen neuer Erzgänge geleitet worden sein. Bei dunkeln Gewitternächten gaben sie Acht, ob sie irgendwo kleine Flämmchen oder Funken aufsprühen sahen, merkten sich dann den Ort, und untersuchten am folgenden Tag die Stelle; fanden sie zersetzte Eisenkiese, so waren ihre Hoffnungen erfüllt. Die Geschichte dieser Goldbergwerke geht weit zurück. Plinius erzählt uns, dass der Senat durch einen Beschluss befohlen, dass nicht mehr als 5000 Sclaven in diesen Bergwerken arbeiten sollten, damit die Zöllner nicht zu reich

Digitized by Google

würden, und der Preis des Goldes zu sehr fallen möchte.] Der Col Turlo wird von allen Alpenreisenden als einer der ermüdendsten, obgleich ungefährlichsten, Pässe bezeichnet. Eine äusserst wilde, romantische Natur ist auf diesem Col; schroffe, phantastische Felsgestalten steigen kühn empor. Forbes fand granitartigen Gneiss, sowie Glimmerschiefer mit schönen Turmalin-Krystallen auf seiner Wanderung über den Col. — Nachmittags gelangte er nach Macugnaga, einem freundlichen Ort, wo er auch gute Aufnahme fand. Die Herrlichkeit des folgenden Morgens bestimmte Forbes einen Ausflug nach dem Macugnaga-Gletscher zu unternehmen. Die Structur dieses Gletschers zeigt sich vollkommen normal. Das Gletscher-Eis ist mit Schnee-Lagen bedeckt; es ist offenbar, dass der Schnee von Lawinen abstammt, die von den steilen Abhängen des Monte Rosa herabdonnern. Saussure bemerkt auch, dass Lawinen eine der häufigsten Nahrungsquellen von Gletschern seyen — was aber von Vielen verworfen wurde. Der Gletscher von Macugnaga — der auch östlicher Gletscher oder Monte Rosa oder Anza-Gletscher genannt wird, scheint noch denselben Umfang zu besitzen, wie früher und zieht sich nicht zurück wie der von Lys. — Der Pass vom Monte Moro ist einer der bequemsten in der grossen Kette der Alpen zwischen dem Simplon und St. Bernhard, wenn auch keine Maulthiere auf demselben mitgeführt werden können, was aber im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte der Fall gewesen sein soll. Der Gipfel des Monte Moro liegt 9,641 Fuss über dem Meere; der Weg von demselben nach Saas hinab ist nicht im geringsten schwierig. Forbes erwähnt hier der vielen Irrthümer, welche die Karten jener Gegenden enthalten. Wir wollen nur einige Beispiele anführen; auf der — sonst in vieler Beziehung trefflichen — Karte von Welden's ist von dem grossen Gorner-Gletscher in der doch leicht zugänglichen Gegend von Zermatt nur der Name vorhanden; der Riffel und Gletscher von Zmutt fehlen gänzlich. Auf einer schönen Karte des Simplon ist an der Stelle des mächtigen Gletschers von Macugnaga ein grosser See. Auch in die neue sardinische Karte haben sich mannigfache Fehler eingeschlichen; hier hat man an die Stelle eines Gletschers ein Dorf hin gepflanzt, dort einen See erdichtet, u. s. w. Die beste Karte über diese Gegenden ist noch die, zu dem im Jahre 1840 erschienenen Werke „Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizer-Alpen, besonders in Süd-

Digitized by Google

Wallis und Graubündten," von Engelhardt. Ref. erlaubt sich hinsichtlich dieser Schrift auf die im Jahrgange 1840 dieser Blätter enthaltene Anzeige zu verweisen. — Auf dem Herabwege vom Monte Moro nach Saas kam Forbes an mehreren Gletschern vorbei, unter welchen der von Allalein der wichtigste ist. Er zieht sich mit seiner Moräne durch das ganze, hier sehr enge Thal; durch Aufdämmen der Moräne gegen den Strom entsteht der Matmark-See. Die Moränen des Allalein-Gletschers sind noch durch den Umstand interessant, dass sie Blöcke von Gabbro enthalten. Diese Felsart wird an mehreren Orten in der Schweiz lose gefunden, aber sämmtliche Bruchstücke stammen von dieser Stelle. Sie werden durch den Gletscher von jenen unersteigbaren Wänden des Saasgrates mit herunter gebracht, das sich hier zu einer Höhe von 15,000 Fuss erhebt. Anstehend wird wohl der Geolog das Gestein nie treffen. — Hier endigen die Wanderungen unseres Verfassers; auf dieser letzten hatte er, seit er vor drei Wochen Orsières verlassen, keinen Weg betreten, auf dem ein Wagen hätte fahren können.

XXI. An attempt to explain the leading phenomena of glaciers. — Die Resultate, zu welchen Forbes durch seine Untersuchungen auf dem Eismeere von Chamouni gelangte und die in den Cap. VI, VII und VIII mitgetheilt sind, werden hier nochmals zusammengefasst, die wichtigsten Einwürfe gegen die „Ausdehnung" und „Rutsch-Theorie" angeführt, und des Verfassers eigene Theorie aufgestellt. Sie heisst: der Gletscher ist eine unvollkommene, zähe Flüssigkeit, die sich auf Abhängen von gewisser Neigung durch den gegenseitigen Druck ihrer Theile herabbewegt. Die treffenden und ausführlichen Gründe, welche Forbes zu Gunsten seiner Theorie sprechen lässt, tragen den Stempel grosser Wahrheit in sich. Wenn auch, wie Studer bemerkt — die Gletscher-Frage nicht abgeschlossen wurde, so ist doch wieder ein grosser Schritt in unserer Kenntniss über das geheimnissvolle Wirken jener räthselhaften Gletscherwelt gemacht worden. Auch die rastlosen und uneigennützigen Bemühungen von Forbes haben bereits ihren schönsten Lohn erhalten; sein Werk ist vergriffen und wird im Laufe dieses Sommers aufs Neue (obgleich ganz unverändert, wie wir durch den würdigen Verfasser wissen) erscheinen. Wenn auch das Streben, in die Mysterien jener Eismassen tiefer einzudringen, Vielen ein frucht- und freudeloses dünken dürfte, so wird doch dem geistreichen

Digitized by Google

Edinburgher Physiker sein eigenes Bewusstsein sagen, dass wenigstens ein Theil seine Leistungen anerkennt; er selbst wird sich am besten Antwort auf die Frage geben können, die unser grösster Dichter, Göthe, in einem seiner unsterblichen Werke stellt: „Sage mir was du an diesen kalten und starren Liebhabereien gefunden hast?“ — —

Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr glänzende und geschmackvolle. Ausser vielen schönen, in den Text eingedruckten Holzschnitten enthält dasselbe noch: eine kleine (Reise-) Karte der Penninen-Kette der Alpen, und eine grosse Karte vom Eismeer bei Chamouni. Ferner neun Lithographieen: 1) Gletscher-Tisch auf dem Eismeer; 2) Ansicht von Chamouni von Charmoz aus; 3) Berührung von Eis und Gestein am Angle unfern des Eismeeres; 4) Gletscher von La Brenva, in der Allée Blanche, von Entréves aus gesehen; 5) Structur des Gletschers von La Brenva; 6) Mont Collon, Gletscher von Arolla und Erin-Thal; 7) Mont Cervin vom Riffelberg unfern des Monte Rosa gesehen; 8) Monte Rosa von Alagna gesehen und 9) Gletscher zweiter Ordnung bei Macugnaga. Noch begleiten das Werk vier Tafeln mit topographischen Skizzen, welche dem Verständniss in vielen Fällen sehr zu Hülfe kommen: 1) Gletscher von Miage und von La Brenva; 2) Umgebungen von Courmayeur und Gletscher von Argentière; 3) Col de Fenêtres, Col de Collon und Col d'Erin und 4) Gletscher von Macugnaga und Allalein. — Die Ausführung der meisten Tafeln, so wie Druck und Papier sind vortrefflich.

G. Leonhard.

Zur Zigeunerliteratur.

„*The Zincali; or, on account of the Gypsies of Spain, with an original collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. By George Borrow. In two volumes. Third edition. London: John Murray. 1843. 8.*“ *d. h. „Die Zincali, oder Nachrichten über die Zigeuner Spanien's nebst einer Originalsammlung ihrer Lieder und Dichtungen und einem inhaltsreichen Wörterbuch ihrer Sprache. V. G. Borrow.“ 2 Bände; dritte Ausgabe. London. Murray. 1843. 8.*

Seit dem historischen Versuche Grellmanns über die Zigeuner (Göttingen 1783 und 1787) ist keine bemerkenswerthe Forschung ge-

Digitized by Google

schehen, um den Ursprung, die Sitten und Eigenthümlichkeiten jener wandernden, jetzt mehr und mehr aussterbenden Volkstrümmer aufzuklären. Sie weisen unverkennbar nach dem Orient, namentlich Indien, hin, hüllen jedoch ihre ursprünglichen Heimaths- und Culturverhältnisse in undurchdringliches Dunkel ein, welches Aberglauben, Gewohnheit und Vorurtheil unterhalten. Es bleibt daher ein bedeutendes Verdienst, wenn der oben erwähnte Engländer theils aus Wissbegier, theils aus Eifer für die freilich meistens fruchtlose Verbreitung der Bibel jenen räthselhaften Volksstamm in Russland, Britannien, Asien, Ungarn, vor allem aber Spanien, aufsucht, die Sprache erlernt, die Sitten und Neigungen im Guten und Argen beobachtet, die spärlich vorhandenen Sagen, Lieder, Glaubens- und Wunderüberlieferungen aufzeichnet und diese Erdergebnisse vieljährigen, mühe- und gefahrvollen Verkehr's der Oeffentlichkeit übergibt. Herr Borrow weiss, wie auch sein Buch: „Die Bibel in Spanien" (the Bible in Spain. 3 Bände) auf jeder Seite lehrt, zu sehen und zu hören; seine Gewandtheil hält gleichen Schritt mit dem Talent des Darsteller's; sein feuriger Sinn für die Verbreitung der heiligen Schriften entartet selten oder nie in den süsslichen, empfindsamen Ton vieler evangelischer Missionäre und in den wilden, fanatischen Eifer der ultrakatholischen Glaubensboten und Propagandisten. Man darf desshalb den Urtheilen und Wahrnehmungen eines so gebildeten, warmen, kaltblütig-besonnenen und weltkundigen Reisenden auch in literarisch-historischen Dingen wohl vertrauen und den Lesern dieser Blätter eine kurze Uebersicht des reichen, vielfach anziehenden Stoffes eröffnen. Manche Abschnitte desselben, namentlich die in der Zigeunermundart niedergelegten Erzählungen, Schwänke und Gesänge, welche der Verfasser möglichst treu übersetzt hat, würden sich im Teutschen Gewande nicht übel ausnehmen und den Kreis der von Herder zuerst beachteten Völkerstimmen auf zweckmässige Weise erweitern. — Hinsichtlich des Namen's bemerkt die Einleitung, (1—49) dass er in Russland Zigáni, in der Türkey und Persien Zingarri, in Teutschland Zigeuner, in Frankreich nach dem ersten, längern Wohnsitz Böhmen, Bohémiens, in England Aegypter, Egyptians, Gypsies, in Spanien Gitános (Aegypter, Zincali (die Schwarzen)) lautet. Denn es ging früh der Volksglaube um, jene Fremdlinge hätten als Strafe für die ungastliche Auf-

Digitized by Google

nahme Joseph's und des geflüchteten Christuskindes den Fluch unsteten Umherirrens empfangen, dem ewigen Juden gleich. Dafür zeugen bestimmt der Baierische Geschichtschreiber Aventinus (Annales Boiorum. l. VII. p. 509. ed. Francof. „Septem annorum exilio expiare se maiorum delicta impudentissime confingunt") und der Basler Chronist Wurstisen, welcher denselben Zigeunermythus zum Jahr 1422 einberichtet. (S. 240.) Sämmtliche Ableitungen sind jedoch nicht ursprünglich; denn das Volk selber führte in seiner Sprache den Namen: „Rommany" d. h. die Ehegenossen, Hausleute (the husbands, los maridos), dessen Wurzel Rom, pl. Roma dem Sanscrit angehört (Borrow, II, 103. I, 3.) und wahrscheinlich auf die enge Verbrüderung der gegen alles Fremde verschlossenen Kaste hinweist. Eben dahin deutet die von den Spanischen Zigeunern bisweilen gebrauchte Bezeichnung: Zincali d. h. die Schwarzen des Zend oder Indus: denn die Wurzel caló, caloro, hombre negro, gehört wiederum dem Sanscrit an (Borrow, II, 27, im Wörterbuch der Zigeuner). Viele weitere Sprachtrümmer, jedoch mit Persischen, Slavischen und andern Wortstämmen versetzt, manche auf den Buddhadienst bezügliche Bräuche, Vorstellungen und Sittenzüge, z. B. die unbedingte eheliche Treue, symbolisch-enthusiastische Hochzeitsfeier (Borrow, I, Capitel 7), Zeichen- und Wahrsagerkünste, u. s. w. deuten Indien als ursprüngliche Heimath an. Die ausgewanderte Kaste selber mochte ganz unten stehen, den sogeheissenen Unreinen — Burren Sunker — angehören, vom Schacher, Weissagen, Blechnergewerb, Tanzen, Singen und Triegen leben, ohne pristerlich-militärisch-agrarischen Charakter. Aehnliche Secten von Gauklern, Dieben, Taschenspielern und Wahrsagern hausen noch jetzt unter dem Namen der Sidi Hamed an Muza, Beni Aros und Daru Bushi-Fal auf hohen, einsamen Gebirgen der Afrikanischen Barbarei, wahrscheinlich Nachkömmlinge der aus Spanien in das Maurenland eingewanderten Rommanys oder Zigeuner. (Borrow I, Capitel 6.) Letztere sind nun nach der gewöhnlichen Ansicht vor den wildon, erobernden Waffen Timur's des Mongolen aus der Heimath Indien entwichen (um 1398), und haben sich als eine wandernde, der alten Lebensart folgsame, zahlreiche Völkerschaft über Süd-Russland, Ungarn, Teutschland, Spanien, Italien, Frankreich, Eng-

Digitized by Google

land u. s. w. allmählig ausgebreitet. So unzweifelhaft aber die Indische Abstammung erscheint, weckt dennoch die Zeit des Ereignisses manche Bedenklichkeiten. Der Arabische Geschichtschreiber Arabschah nämlich (st. 1450) meldelt: Timur habe lange vor dem Indischen Feldzuge durch eine grausame List die Häuptlinge der zu Samercand, dem Mongolischen Hoflager, angesiedelten Zingarri beseitigt und sich dadurch Sicherheit vor den häufigen Umtrieben und Empörungen jener gefährlichen Fremdlinge verschafft. (Borrow I, 44) Den herkömmlich angenommene Zusammenhang zwischen dem Oberchan und den Zigeunern zerstört die erwähnte Erzählung keineswegs; sie deutet nur hin auf frühere Wanderzüge jener Hindus, deren gefährliche Ränke und Empörungen Timur schon in den Mongolischen Steppen bekämpft und bei dem spätern Angriffe Indien's mit wachsendem Hass verfolgt. Was diesem nicht unterlag, mochte sich durch Flucht gen Westen retten und trotz theilweiser Verschmelzung mit anderweitigen, unstäten Stoffen im Ganzen die Reinheit des Stammes oder der morgenländischen Kaste bewahren. Um 1417 werden die Fremdlinge in Europa zuerst bekannt als ein unheimliches Raub- und Diebsgesindel, welches, wie der Bischof von Forli 1422 meldet, fast thierische Gelüste und Neigungen nährt, (gentes non multum morigeratae, sed quasi bruta animalia et furentes. Bei Murator. vol. XXII. p. 890) und eine wahrhafte Landplage für die christlichen Völker wird. Denn diese büssenden Söhne Aegypten's, welchen die unstäte, siebenjährige Wanderung als Strafe für die einst am Christuskinde geübte Ungastlichkeit folgt, machen sich theils furchtbar durch Kniffe, Raub, Mord und Diebstahl, theils wecken sie als Wahrsager und Zauberer den schlummernden Aber- und Hexenglauben des gemeinen Mannes, ja, finden Eingang zu den Palästen der Grossen und Reichen. Ueberall strömt, wie am 17. April 1427 zu Paris, das Volk herbei, um die schmutzigen, wahrsagenden Weiber und die schlanken, schwarzhaarigen Männer mit silbernen Ohringen zu sehen; Hunderte kehren als Betrogene zurück, und strenge, meistens fruchtlose Polizeigesetze suchen, besonders in Spanien, dem neuen Lieblingslande der Rommany, der steigenden Freibeuterei zu begegnen. — Wie diese abentheuerlichen, bei aller Noth und Verfolgung kastenmässig verbundenen Fremdlinge namentlich in Spanien leben und handthieren, wie sie in Sitten, Gewohnheiten,

Digitized by Google

Sprache und Ueberlieferungen den orientalischen Ursprung kundgeben und Jahrhunderte lang aller christlich-Europäischen Wirksamkeit trotzend den heidnischen, im unstäten Müssiggang niedergelegten Charakter beibehalten, das alles hat der Verfasser in einer Reihe von Capiteln auf anschauliche und lehrreiche Weise beschrieben. Dabei verdienen besonders solche Züge Beachtung, welche den moralisch-intellectuellen Kreis betreffen und den Blick bisweilen in die weite Ferne der Zeiten und ihres Culturganges öffnen. Während der Mann die gleichsam gröberen Beschäftigungen treibt, als Ross- und Maulthierhändler, Schmid und Kesselflicker, Dieb und Strassenräuber lebt; gehet die Frau in der Regel einem feineren Gewerbe nach; sie ist Prophetin und Zeichendeuterin; ihr Einkommen wird an die Ausbeutung eines uralten, die höchsten und untersten Gesellschaftsklassen durchziehenden Aberglaubens geknüpft. Was bei gebildeten Völkern des morgen- und abendländischen Alterthums geordnete Priester und Seher verrichteten, das übernimmt bei den strenggläubigen Spaniern und andern Völkern der Christenheit die Zigeunerin. Sie gehet auf Ueberlieferungen und Vorurtheile heidnischer Tage zurück und verknüpft dieselben geschickt mit der Gegenwart; Stoff und Form der Divinationskünste müssen sich zwei äussersten Endpunkten fügen, der Ehrfurcht des Alterthum's, der Neugier des Tagegeschlecht's. Aus diesen beiden Quellen entsprang von jeher das fein und weit gegliederte Wesen der Zeichen- und Zukunftslehre, deren gröbere Ausprägung unter verschiedenen Namen und Gestalten selbst die heutige, ihrer Fortschritte in den Wissenschaften stets prahlhaft bewusst gewordene Welt kennt. Und in ihr nehmen die Zigeuner der Pyrenäen-Halbinsel und anderswo neben der wiederum erwachenden hierarchischen Gauklerei edlerer Geburt keineswegs den untersten Platz ein. Es ist der Mühe werth, etliche Züge der frommen und trügerischen Kunst hervorzuheben; denn von jeher haben Auguren und Taschenspieler innere Wahlverwandtschaft anerkennt, obschon das gläubige Publikum auch nicht von Ferne dergleichen Bezüge für möglich hielt.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Zigeunerliteratur.

(Schluss.)

Zuerst kommt die Handwahrsagerei — Chiromantie — oder die Wissenschaft, aus gewissen Linien der Hand die leiblichen und geistigen Eigenschaften des Inhabers zu bestimmen. Den Ausgangspunkt (das Hauptprincip) geben die in einem Dreieck zusammenlaufenden Linien, welche mit dem Herzen, Gehirn, Kopf, der Leber und den Genitalien in Verbindung stehen. Man muss daher die Farbe, Richtung und Beschaffenheit der einzelnen Linie und des ihr entsprechenden Gliedes beobachten und aus der frischen Färbung wie ununterbrochenen Fortsetzung des sichtbaren Zeichen's (der Linie) auf den gesunden, kräftigen Stand des Bezeichneten (des Körpertheils) schliessen. Ist z. B. die Herzenslinie verhältnissmässig lang und tief, ohne dass sie Nebenlinien durchschneiden, so zeugt das unfehlbar für die Gesundheit und Fülle des Herzens, also auch für Verstand, Thatkraft und Grossmuth im Handeln. Ist die Herzenslinie tief, dick und schlecht gefärbt, so deutet sie geringe Einsicht an; Bleifarbe weiset auf Melancholie, Blässe auf Jähzorn hin. Die Grundlinie oder Basis des Dreieck's bezeichnet durch Breite, Frische und gute Färbung die Gesundheit des Magen's und der Leber, in moralischer Rücksicht Frohsinn und Kühnheit u. s. w. Diesen Begriff der ächten, katholischen Chiromantie haben nach Torreblanca (de magia p. 71) die Zigeuner verlassen, indem sie vergangene und künftige Ereignisse, Kinder, Erbschaften, Gefahren, Ehren und andere Glücksfälle von den Linien ableiten und in einen wahrhaften Aberglauben ausschweifen, welchen weder Theologen, noch Rechtsgelehrte und Aerzte billigen können. Die listige Verfahrungsweise, welche Hausgeheimnisse und Lieblingswünsche erspähet, Demuth, Stolz, Tanz und sibyllenartige Zweideutigkeit in Gebärden, Sprüchen, Versen vereinigt, —

Digitized by Google

diese und ähnliche Künste der Spanischen Diebs- und Prophetenweiber, der Gitánas, Calli (Rommanisch), beschreibt Herr Borrow genau und anschaulich im siebenten Capitel. Zwei Arten der Zauberei machen das Zigeunerweib in den Augen des Volk's, oft ohne Unterschied der Stände und Gesellschaftsklassen, gefürchtet, der böse Blick (Querelar nasula in der Rommanysprache) und der Meisterkniff (Hokkano Baro). Jener ist gleichsam übernatürlich, dieser bewegt sich ganz innerhalb der regelmässigen Kräfte des raffinirenden Verstandes. Nach der bei Juden, Türken, Arabern, Mauren und Spanischen Christen, besonders in Andalusien, verbreiteten abergläubigen Ansicht vermag das böse Auge, der schlimme Blick unheimlicher Personen, namentlich gewisser Zigeunerinnen, plötzlich den Angeschauten in Krankheiten zu stürzen. Binnen etlichen Tagen ist er todt, wenn kein Gegenmittel angewendet wurde. Dieses bieten noch jetzt in Andalusien kleine, in Silber gefasste, mittelst eines Rosshaares an den Nacken befestigte Hirschhörner; sie fangen, insonderheit bei Kindern, die dem bösen Auge entströmende Zauberkraft auf und schlagen sie nieder. (Borrow. Cap. 8) Spuren des unter verschiedenen Gestalten im Morgen- und Abendlande gültigen Aberglauben's erscheinen selbst in dem Griechischen Alterthume. Das neidische Auge der Götter trifft und straft den prunkvollen Uebermuth, welcher sich seiner Macht überhebt und die Schranken menschlicher Ehren durchbricht. „Möge mich nicht, sagt z. B. Agamemnon, des Auges Neid (ὄμματος φθόνος) von ferne treffen!“ (Aeschylos Agamemn. V. 920) Liegt nun zwar solchen Urtheilen die sittliche Idee des Masses und der Besonnenheit als Ausgangspunkt unter, so schimmert dennoch die sinnbildliche Vorstellung des bösen, auszehrenden Blick's durch. Er zieht, wie das stiere Auge der Klapperschlange, mittelst magischer Kraft den Anschauenden in das Verderben. Umgekehrt bringt der gute Blick Fröhlichkeit und Segen; denn die Beobachtung fand frühzeitig und ziemlich allgemein im Auge den lebendigsten Ausdruck der innern Kräfte, den Spiegel des Geistes und Gemüthes. — Was der böse Blick gegenüber den Menschen ausrichtete, das bewerkstelligte der drao (d. h. Gift) bei Thieren. Sie fielen todt oder krank darnieder, sobald der aus allerlei Kräutern bereitete Stoff heimlich in die Krippe geworfen und verzehrt war; sie erhoben sich auch häufig gesund, wenn

Digitized by Google

ihnen die rasch zur Hülfe gerufene Zigeunerin in bunten Bohnen (bobis) ein Gegengift verabreicht hatte. (Borrow II, ch. 6) Dadurch wurde die Bande besonders der Schrecken des Landmannes, welcher in seiner abergläubischen Vorstellung das plötzliche Erkranken und Gesunden der Hausthiere lediglich geheimen oder zauberischen Kräften zuschrieb und zu spät den wahrhaften Zusammenhang errieth. Jetzt findet der drao keine Anwendung mehr; Einsicht und Polizei haben ihn beseitigt. — Den Magnetstein (guten Stein, Bar, (d. h. Stein) lachi (gut)) betrachtet der Zigeuner mit dem ältesten Orient als schirmende Bürgschaft (Talisman) gegen Stahl und Blei, Feuer und Wasser, selbst den Tod. Der Schleichhändler, welcher den guten Stein am Busen birgt, wähnt, im Augenblick der Gefahr durch aufwirbelnde Staubwolken den Augen der Gränzwächter entzogen zu werden, der Pferdedieb hält sich unter dem Schutz dieses Talisman's für geborgen gegen Entdeckung; die Zigeunerin gebraucht ihn zur Bereitung untrüglicher, reich bezahlter Liebestränke. Eben so theuer verkauft das Zigeunerweib an christliche Frauen, welche Nachkommenschaft wünschen, die aus allerlei Kräutern bereitete und als Trank gegebene Wurzel des guten Freiherrn (d. h. des Teufels; la raiz del buen Baron) — Eine nie versiegende Fundgrube des Gewinnstes gewährt das Glücksagen (Bahi (Glück), la buena ventura), welches den Zigeunerinnen die Paläste der Grossen und die Wohnungen des Bürger's unfehlbar öffnet. Ueberall weiss die schlaue, menschenkundige Wahrsagerin Zeit und Gelegenheit zu benutzen; ihre kecke Zuversicht trifft den wunden Fleck, erspähet die Blössen und Gelüste, insonderheit des neugierigen, leichtgläubigen Geschlecht's, verheisst der Jungfrau einen schönen, getreuen, bisweilen reichen Liebhaber, dem jungen Weibe Kinder, vielleicht auch einen andern Gemahl, der Alten Schätze, welche bald unter der Erde ruhen, bald aus Amerika kommen. So verkehrte die in Madrit berüchtigte Pipita mehreremale mit der Königin Christina, sagte ihr unter anderm, die chabori (kleine Königin) werde sterben, sie, die Christina, die Krone Spanien's tragen, innerhalb drei Jahren den Sohn des Königs von Frankreich heirathen und als Königin von Spanien und Frankreich sterben, von den Einen geliebt, von den Andern gehasst. Das alles fiel nicht auf dürren Boden; reich beschenkt und durch die gewährte Begnadigung ihres im Kerker schmachtenden Sohnes da-

Digitized by Google

neben geehrt, verliess die schlaue Pipita den Palast Christinen's. (Borrow II, ch. 6. p. 310.) — Das Glücksagen, der bahi, bildet jedoch für die ausgelernten Zigeunerinnen nur das Vorspiel zu dem eigentlichen Meisterkniff — Hokkano Baro — (baro = gross). Dieser bestehet darin, dass man den Leichtgläubigen unter dem Vorwande des Geheimnisses buchstäblich auszieht oder um namhafte Summen, welche an einem heimlichen Ort niedergelegt und dann entwendet werden, betrügt. Ueberraschung, Scham, Flucht, hindern die Strafe. Herr Borrow erzählt davon schlagende Beispiele, welche namentlich den höheren Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft entnommen sind. — (II, ch. 6.) Für die untern und mittlern Klassen, als Kaufleute, Wechsler, Handwerker, ist das Stehlen mit der Hand (Ustilar (stehlen) pastésas) bestimmt. Die Zigeunerin vollzieht dergleichen Diebereien mit einer künstlerischen Gewandtheit und Anmuth, wie sie der geübteste Taschenspieler nicht besitzt. Diesem lügnerischen, trügerischen und bisweilen grausamen Wesen stehet auf der andern Seite als schneidender Widerspruch eine musterhafte weibliche Keuschheit und Sittenstrenge gegenüber. Die Frau oder Jungfrau, welche ihre Unschuld (lacha) hingibt, gilt für ausgestossen und geächtet. Dagegen sind unzüchtige Reden und Tänze, um den Fremden (Busne) für etliche Augenblicke zu gefallen, erlaubt. (Borrow part. II, ch. 7) Dreitägige, prunk- und geräuschvolle Hochzeitsfeste, welchen eine strenge Sittenprüfung der Braut vorangeht, bezeichnen den kurzen Stillstand des gewöhnlichen, kargen und mühevollen Lebensganges; wilde Tänze und Gesänge, üppige Mahlzeiten, verschwenderische Gastlichkeit, viele seltsame Bräuche und Ceremonien erinnern, wie bei den Juden, an den Orient als Vaterland. (Borrow, p. II, ch. 7.) Darum scheitern auch alle Versuche, Bibel und Christenthum einzuführen. Der Zigeuner bleibt entweder völlig gleichgültig oder nimmt nur die ersten schwachen Eindrücke der bald wieder vergessenen, allfällig mechanisch beobachteten Aeusserlichkeiten auf; seinem starren, stolzen Gemüth, dem eine selbstsüchtige Verstandeskraft zur Seite stehet, ist das Bedürfniss der Religion fremd; man betrachtet es als Gewohnheit und Handelsartikel.

In dem zweiten Bande seines gehaltvollen Werks gibt der Verfasser bisher meistens unbekannte Nachrichten über die Sprache und

Digitized by Google

Literatur der Spanischen Zigeuner. Die erstere ist, wie das Wörterbuch und einzelne andere Proben beweisen, nach der Ansicht des Herrn Borrow allerdings aus der Sanscritwurzel entsprossen, hat aber daneben viele Schösslinge aus dem Persischen und Slavischen aufgenommen, Sprachtrümmer des Romanischen, Maurischen u. s. w. nicht zu erwähnen.

Das lange, unstäte Umherschweifen, die ziemlich frühzeitige Verschmelzung des ächten Stammes mit ähnlichen, losgerissenen Stücken wandernder Völkerschaften, vor allem aber die kastenmässige Einsamkeit der Lebensweise, — diese Umstände bereiteten die Armuth des sonst bildsamen, einer edlen Mutter angehörigen Zigeuner-Dialekts. Nirgends gepflegt und von frischen Lebensstoffen getränkt, verkümmerte er bis zur Dürftigkeit und Blösse; die erste Nothdurft genügte ihm, und der Trieb nach Bildung, wie er etwa in den guten intellectuellen Anlagen niedergelegt war, kam unter dem Gang der drückenden Aussenverhältnisse, Beschwerden und Gefahren niemals zum Selbstbewusstseyn. Die sogeheissene Räubersprache (Robber language), das Rothwälsch, in Spanien das Teutsche (the Germania. Borrow. II. p. 142.) ist, wie der Verf. in einem eigenen Abschnitt (II. p. 129 sqq.) zeigt, mit der Zigeunermundart gar nicht verwandt, sondern ein wirkliches, zusammengenähetes Gaunergemenge, dessen Hauptwurzel im Italiänischen liegt. Denn von diesem weiland gelobten Lande der Banditen und Gauner kam im Laufe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts der Hauptanstoss für die allmählige Ausbildung des Rothwälsch, welches in Teutschland, Frankreich, Spanien, England und anderswo seine weitverzweigte und eigenthümlich gegliederte Schule der Landstreicher, Diebe und Strassenräuber empfing. Für das zunftmässig weiter überlieferte Erbstück der Gaunersprache gaben die Zigeuner nur schwache, zufällige Beiträge. Dagegen fiel die Theilnahme der Spanier schon desshalb reichlicher aus, weil die gewaltige Macht ihrer Monarchen im sechszehnten und selbst siebenzehnten Jahrhundert die Soldaten wie nach andern Ländern, so nach Italien führte (Borrow II, 144). Heimgekehrte Krieger brachten dann fremde Worte in das Gemenge der bösen, von ihnen vermehrten Gesellschaft und entlaufene oder losgekaufte Galeerensclaven aus Algier, Tunis, Tetuan gaben Türkische, Arabische Worte als Beitrag zu dem Bildungsprocess des

Digitized by Google

Rothwälsch. Ein wesentliches Merkmal desselben liegt in dem allegorischen oder bildlichen Charakter der Worte. So heisst z. B. im Rothwälsch das Auge balco, weil es wie ein Altan, Balcon über dem Angesicht hervorragt; presto, eigentlich geschwind, gibt den Ausdruck für: Feuer, elmo, Helm, für: Haupt etc. (Borrow II, 142). — Das an hundertzwanzig Seiten füllende Wörterbuch der Zigeunersprache (Romani) zeigt laut den beigedruckten Vergleichungen eine beträchtliche Anzahl ächter Sanscrit- und Persischer Wurzeln; der Kenner findet darin reichen Stoff zur vergleichenden Grammatik, der Historiker Anlass zu kritischen Forschungen, welche freilich nicht immer festen Boden bereiten. So stehet z. B. der Hindustanische Ausdruck Rom (Gemahl, marido, Zigeuner, Bruder; Plural: Roma, Romi s. f. die Gemahlin) im sprachlichen Zuhammenhang mit der alten und neuen Weltstadt. Wie erklärt sich das? Vielleicht durch den Indo-orientalischen Ursprung der Tusker, welche bekanntlich die weibliche, säugende Brust ruma, rumis hiessen (Festus I, p. 135). Dieses Tuskische, auf die anschwellende Hügelreihe Rom's übergehende Wort mochte aber auch von vorne herein den sinnbildlichen Begriff der engen Genossenschaft, der häuslich-bürgerlichen Verbrüderung bezeichnen. — Tarpe ist in der Sanscrit- und Romanisprache so viel als Himmel. Das Wort mag, durch das Tuskische vermittelt, dem Felsen des Capitolinischen Hügels, welcher auch die Burg trägt, nicht fremd geblieben seyn. Selbst das Tuskische Tarquino findet sich in der Romanimundart, freilich mit der Bedeutung: Gleichnissrede, Parabel u. s. w. — Anziehender und lehrreicher jedoch für das grössere, gebildete Publikum sind die poetisch-literarischen Mittheilungen, welche hier das erstemal veröffentlicht werden. Bei dem Schwung der heutigen, selbst den Staat treffenden Dichtkunst, bei dem Interesse, welches gebildete und feinsinnige Leser dem Pikanten und Seltsamen schenken, kann auch die Zigeunerpoesie auf Theilnahme rechnen. Referent, in der Hoffnung, dass Cotta's Morgenblatt und allgemeine Augsburger Zeitung dem Winke folgen und weitere Nachrichten wie Bruchstücke liefern werden, begnügt sich nur mit etlichen Andeutungen des von Herrn Borrow entdeckten und gebotenen Fundes. Dieser gibt, wie jede wahrhafte, aus dem Boden der Zeit und des Volkes entsprossene Poe-

Digitized by Google

sie den treuesten Spiegel der Lage und Beschaffenheit des Spanischen Zigeuners. Denn nur den genannten einzelnen Zweig hat der gelehrte Reisende vor Augen; dem an Liedern reichern Leben des Russischen Landsmannes konnte er aus Mangel an näherer Bekanntschaft nichts entnehmen. Die Spanische Zigeunerpoesie trägt durchweg den Charakter des Stegereifs und der Wirklichkeit; nur selten enthält sie feinere und edlere Züge ausserhalb der Gränzen des rohen, kümmerlichen äussern Daseyn's. Viehdiebstähle, Gefängniss, Schmuggel- und Raubabentheuer, Mord, Rache bilden den gewöhnlichen Stoff der Improvisation. Sie geschieht im Ring der Gesellen und neugierigen Fremden (busné), erblühet und verwelkt mit dem Augenblick und hinterlässt nur etliche Stanzen oder Bruchstücke, welche bald im Gedächtniss der Hörer verbleiben, bald, wie hier, die Feder eines wissbegierigen Anwesenden für weitere Aufbewahrung finden. Die gewöhnliche Form ist das Quartett mit zwei, namentlich in den Selbstlautern durchschimmernden Reimen; bisweilen kommen auch sechszeilige Sätze vor. Trotz dieses flüchtigen, stets von der Guitarre, bisweilen auch dem Tanze begleiteten Ursprung's greifen manche Stellen der Lieder in das graue Alterthum zurück und bringen längst abgestorbene oder verwitterte Stücke der Urzeit an das Tageslicht. Diess gilt besonders gegenüber religiösen Ueberlieferungen, welche sich mit Buddha und dem grossen Foutsa in Wahlverwandtschaft setzen und den Blick aus dem wüsten, ärmlichen Leben der Fremde plötzlich auf die Gebirge, den Ganges und Indus der Heimath richten, aus dem russigen Abendlande in die Helle des Orient's wie durch Zauberschlag führen, kurz, eine untergegangene Urwelt abspiegeln, deren mächtiger Flügelschlag über dem Jammer und armseligen Elend der Zigeunergegenwart rauscht. — Die meisten Lieder, welche neben der Ursprache die wörtliche Englische Uebersetzung enthalten, hat der Sammler in Neu-Kastilien, Estramadura, Valencia und Andalusien dem Volke abgelauscht und ohne alle Schminke mitgetheilt. In den ersten hundert Reimen (rhymes) werden die gewöhnlichen Abentheuer der Rommani geschildert; auch die Liebe fehlt nicht; sie gibt manchen zarten Zug. „Reiche mir", heisst es z. B. Nr. 59, „deine kleine Hand, worin ich seh' dich weinen; denn alle deine balsamischen Thränen möchte ich sammeln und aufbewahren." Das zweite, bedeutende Bruchstück hat Herr Borrow in Sevilla durch den eif-

Digitized by Google

rigsten Freund der Zigeuner und ihrer Literatur, den langen, magern knöchernen Sonderling Manuel, gewonnen. Dieser verdankte den Fund einer handschriftlichen, um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von Luis Lobo veranstalteten Sammlung gereimter und prosaischer Zigeunererzeugnisse. Das erste Stück der etwas umgearbeiteten Gedichte führt den Titel: „Die Sündfluth“ (Brijindope), und zerfällt in zwei Abschnitte, von welchen der erste den Untergang der alten Welt, der andere die Rettung und Geburt der neuen schildert. Das schöne Mohrenland, Gallien und andere Erdtheile werden von den durch Noah's Arche erhaltenen und gebesserten Menschen bevölkert. Das Gedicht, christlich-biblisch gedacht und ausgedrückt, enthält viele schöne und lebendige Stellen. Das zweite, von den Spanischen Liebhabern (los del' Aficion) bearbeitete Gedicht ist überschrieben: „Die Pest“ (la retreque); es schildert äusserst anschaulich die im Jahr 1800 zu Sevilla, dem Sitz einer bleibenden Zigeunercolonie, wüthende Krankheit (S. 85—87). Neben dieser freilich dürftigen lyrischen und historisch-epischen Poesie besitzt der Zigeuner auch die philosophisch-theologische Dichtkunst, von welcher wenigstens ein merkwürdiges Denkmal vorhanden ist, das Buddhalied. Es entwickelt die durch den Tartarischen Gross-Foutsa und den Indischen Brahma verkündigte Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung. Letztere dauert in den verschiedensten Gestalten Jahrtausende hindurch, so lange, bis nach unendlichen Qualen und Büssungen die Geister den Ort erreichen, an welchem kein Leiden, keine Geburt, kein Tod Raum haben, den Stand der Seligkeit. Die Zigeuner in Russland, Spanien, England und anderswo kennen zwar den Namen: Buddha nicht, aber sie behaupten fest, nimmer zu sterben, und dass es eben desshalb fruchtlos und eitel wäre, sie zu tödten, ein Volksglaube, welcher offenbar auf den Orient und das hier verkündete Dogma von der Seelenwanderung hinweiset. Pythagoras bildete die Lehre auf seine Weise weiter aus; ihr drückten der Platonismus, die Scalden, endlich das Christenthum den letzten reineren Stempel auf. — Das Buddhalied, in verschiedenen Zungen von den Chinesen und Zigeunern, den Mongolen und Mandschu-Tartaren, gegenwärtigen Herren China's, gesungen, ist eine wahrhafte Welthymne voll speculativen Ernstes und dichterischer

Digitized by Google

Schönheit; sie verdiente vor allem eine Teutsche Uebersetzung, welche sich unschwer der Englischen, von Herrn Borrow aus dem Mandschu gezogenen anschliessen könnte. Der Schlussabschnitt, betitelt: Miscellen, gibt mehre prosaische Aufsätze in der Rommanisprache nebst Englischer Uebertragung. Das Vaterunser, der Glaube, Sprichwörter, der Eifersüchtige, die Leiden der wilden Ehe (des Concubinats), die Räuber, Bruchstücke des neuen Testaments in der Spanischen Zigeunermundart, lauten die einzelnen Ueberschriften. Als Proben der didactischen Poesie, welche jedoch nicht die Tiefe und Helle der Griechischen hat, mögen folgende Sprüche dienen: „Der wandernde Hund findet immer einen Knochen. — Wahrheit passt zur Lüge wie die seidene Hose zum wollenen Strumpf. — Ein Zwerg kann höchstens stark ausspucken. — Man ist besser der Kopf einer Maus als der Schwanz eines Löwen. — Sehende Augen brechen kein Herz. — Ein Vogel in der Hand ist mehr werth als hundert Vögel in der Flucht. — Wer unter einem gläsernen Dach wohnt, werfe keine Steine auf den Nachbar! — Sehen und glauben, wie der heilige Thomas sagt. — Obschon du mich im wollenen Kleide siehest, bin ich doch kein Schaaf. — Zu Gott beten und mit dem Dreschflegel arbeiten. — Einen Menschen, welcher trunken einherwandelt, nennen die Buben Unschlitt.“ —

Wie die Zigeuner Aegypten verliessen, meldet folgende, mit biblischen Ueberlieferungen versetzte Sage:

„In Aegypten lebte ein grosser König, der hiess Pharaoh. Er hatte zahlreiche Heere, mit welchen er alle Lande bekriegte und unterjochte. Und als nun der ganze Erdkreis bezwungen war, wurde Pharaoh traurig und betrübt; denn weil ihn allein der Krieg ergötzte, wurde er unlustig und wusste nicht, was ferner zu thun sei. Und da beschloss er endlich, unsern Herrgott zu bekriegen. Also erging an Gott eine Herausforderung, dass er mit seinen Engeln vom Himmel herabsteigen und mit Pharaoh und den Heeren desselben streiten möchte. Gott aber sprach: „ich will meine Stärke nicht messen mit der eines Menschen.“ Und Gott zürnete dem Pharaoh und beschloss, ihn zu strafen. Also öffnete er eine Höhle an der Seite eines gewaltigen Berges und weckte einen tosenden Wind, trieb vor demselben den Pharaoh und seine Heerschaaren in die Höhle. Da empfing sie der Abgrund und der Berg schloss

Digitized by Google

sich über ihnen. Wer aber in der St. Johannisnacht über das Gebirge wandert, der kann den Pharaoh und die Heerschaaren desselben darinnen singen und heulen hören. Und es geschah, dass, als Pharaoh und seine Heere verschwanden, alle Könige und Völker, so Aegypten dienten, Aufruhr erhoben wider Aegypten. Dieses konnte ohne König und Heere nicht widerstehen. So bezwangen sie denn Aegypten und zerstreuten die Völker desselben über den ganzen Erdkreis" (Borrow I, 228).

Offenbar hängt diese Zigeunersage mit der im Mittelalter weit verbreiteten Fabel zusammen, die von Alexander dem Grossen in hohen Gebirgen eingesperrten zehn Stämme Israel's hätten als Tartaren mittelst des Zaubers ihren Kerker zersprengt und erobernd die Welt durchzogen. (Vergl. z. B. das handschriftliche Itineraire des Bruders Reculd in der Bongarsischen Manuscriptensammlung zu Bern, Cap. XI. S. Sinner, catal. II, p. 460.)

Denselben Gegenstand behandelt ein mit Herwegh oder Hoffmann wetteiferndes Volkslied, betitelt: „Die Rosse der Aegyptier am Guadianastrom." Es lautet:

Chal's*) Landschaft war einst unsre Heimath im Morgen,
Wo in Freude und Fülle wir lebten ohn' Sorgen,
Bis das Schicksal uns warf an der Erde Rand,
Guadiana, jetzt tränkst du die Rosse am Sand.

Zu knie'n vor der Hausthür' einst zogen von fern
Die Könige, Fürsten einst huldigten gern
Dem Niedersten; jetzt höhnt der unterste Stand:
Guadiana, jetzt tränkst du die Rosse am Sand.

Denn von seinem Thron in den Wolken herab
Sah Undebél**) die Thorheit, den Stolz, unser Grab;
Und zu fliehen gebot er seiner Augen Brand;
Guadiana, jetzt tränkst du die Rosse am Sand.

Aus einem Fluss sollten die Rosse nur trinken,
Der funkelt in Chal unter sonnigem Blinken;
Viele Ströme sie kosten, den einen doch nie,
Apilyela gras Chái la panee Lucalee.

[S. Borrow I, 230.]

*) d. h. Aegypten's. Der Zigeuner Estramadura's gibt diesen Namen; er selber heisst Chai oder Chabos, d. h. Kind, Sohn.

**) d. h. Gott. Die erste Sylbe scheint das Om der Buddhisten zu bezeichnen. S. Borrow II, 117.

Digitized by Google

Am Schluss seines Buches gibt Herr Borrow eine kurze Nachricht über den Englischen Zigeunerdialect, welcher trotz vieler Mischworte die Wurzeln der Spanischen Mundart beibehalten hat und von neuem beweist, dass die Rommani ähnlich den Juden in allen Himmelsstrichen ihre unverwüstliche Volksthümlichkeit gerettet haben. Eben desshalb verdienen sie wie letztere sorgfältige Beachtung. Ref. endigt mit dem wiederholten Wunsch, es möchte die angezeigte Schrift bald in Teutschland ihren Uebersetzer und mit ihm grössere Verbreitung finden.

Kortüm.

Εὐριπίδης. *Euripidis fabulae. Recognovit, latine vertit, in duodecim fabulas annotationem criticam scripsit, omnium ordinem chronologicum indagavit Theobaldus Fix. Inest varietas codicum Parisinorum 2817 et 2887 accurate excerpta. Parisiis, editore A. F. Didot. MDCCCXLIV. gr. 8. LXXIV. 616 S.*

Wenn die Ausgaben der bei Didot erscheinenden Sammlung der griechischen Classiker den Ansprüchen der deutschen Philologen in der Regel wenig entsprechen, so hat diess seinen Grund in der Behandlung des Textes, der zwar, weit entfernt blosse Wiederholung einer früheren Ausgabe zu seyn, nach den Pariser und andern Handschriften revidirt und theilweise durch scharfsinnige Conjecturen verbessert wird, aber — sei es zur Ersparniss des Raumes oder aus Rücksicht auf die Dilettanten, deren ästhetische Augen durch critische Noten verletzt werden, oder aus beiden Rücksichten zusammen — derjenigen Nachweise entbehrt, welche allein ein Urtheil über die Fortschritte in der Kritik des Textes möglich machen und sofort das Auftreten einer neuen Ausgabe rechtfertigen kann. Je mehr diese Ausgaben in Folge dieser Einrichtung von den deutschen Gelehrten unbeachtet bleiben, um so mehr halten wir es für Pflicht, auf eine für die Kritik des Euripides wichtige Ausgabe aufmerksam zu machen. Herr Fix hat zwar in den sieben ersten Tragödien, welche sowohl von Seiten der Handschriften als der neuen Bearbeitungen im Vortheile sind, das gewöhnliche Verfahren dieser in ihrem Aeusseren so schön ausgestatteten Sammlung ebenfalls beobachtet: er hat die alte lateinische Uebersetzung, welche schon von Barnes und Mus-

Digitized by Google

grave verbessert worden ist, mit grosser Gewissenhaftigkeit und Ausdauer so umgearbeitet, dass sie über die Hälfte neu ist und an schwierigen Stellen häufig durch ein oder zwei in Parenthese eingeschobene Worte die Stelle eines Commentars vertritt; sodann hat er die ältesten Pariser Handschriften 2712 und 2713 bei verdorbenen Stellen zu Rathe gezogen, und daraus manche gute Verbesserung stillschweigend in den Text eingetragen; ja er liess sich die Mühe nicht verdriessen, aus Hermann's Ausgaben der Phönissen und des Orestes, die ihm erst nach Stereotypirung seines Textes zugekommen sind, einige Verbesserungen durch Umgiessung der Formen nachzutragen; allein das Undankbare einer solchen Arbeit, deren Verdienste unter hundert Lesern kaum einer, der sich die Mühe einer wörtlichen Collation des neuen Textes mit den früheren nehmen mag, zu würdigen weiss, konnte ihm nicht entgehen, und so lenkte er noch zur rechten Zeit zu einer anderen Einrichtung um. Den passendsten Abschnitt bildeten die zwölf nach der zufälligen Eintheilung der alten Ausgaben letzten Stücke, welche bloss in ziemlich schlechten Handschriften später Zeit erhalten sind. Die Florentiner Handschriften wurden von dell' Furia für Matthiä verglichen, allein dabei wurde der Missgriff gemacht, dass die Vergleichung nicht nach der Aldina oder einer andern alten Ausgabe angestellt wurde, sondern nach der Musgrav'schen, welche dadurch, dass sie bereits viele Verbesserungen der Gelehrten aufgenommen hat, von den Handschriften häufiger und stärker abweicht, und eben darum bei einer Vergleichung grössere Gefahr des Irrthums darbietet: Matthiä aber verliess sich auf die bis ins Einzelne gehende Treue der Vergleichung so fest, dass er überall, wo keine ausdrückliche Abweichung derselben bemerkt war, Uebereinstimmung mit dem Musgrav'schen Texte annahm, und diess betrieb er so mechanisch, dass er im Ion v. 1423 bemerkt, Flor. 1. habe eine Lücke von v. 1422 bis 1583, und dennoch zu v. 1445. 1453. 1454 Lesarten dieser Handschrift citirt. Wenn demnach die Vergleichung dieser Handschriften in Rücksicht auf Genauigkeit nicht befriedigend ist, so ist diess noch schlimmer mit den Pariser Handschriften 2817 und 2887, welche von Markland zu den drei von ihm herausgegebenen Stücken und von Musgrav sehr oberflächlich verglichen worden sind. Unter diesen Umständen ist es sehr dankenswerth, dass sich Herr Fix der Mühe einer neuen Vergleichung unterzog, welche ihm durch die glückliche Verbesserung man-

Digitized by Google

cher Stelle belohnt wurde. Aus Rücksicht auf Länge gab er aber nur zum Cyclops die volle Varietas lectionis, bei den übrigen Stücken erwähnt er sie nur da, wo sie von den früheren Herausgebern übersehen worden ist.

Beachtenswerth ist ferner die von Herrn Fix ausgesprochene Bestätigung des Verdammungsurtheils über die zwei italienischen Handschriften, welche Henr. Stephanus in seinen Annotationes in Sophoclem et posteriores Euripidis tragoedias 1568. 8. als exemplaria vetera oder vetustissima citirt. Schon Barnes, Brunck (ad Bacch. 235), Elmsley (ad Med. 5), Hermann (ad Ion. 615. 652) haben diese Handschriften für Erdichtungen des Stephanus erklärt; allein der Umstand, dass Stephanus in den Troaden v. 145. 193 u. a. die Lücken der Aldina aus seinen Handschriften ausfüllt, und zwar mit denselben Worten, welche nachher in anderen Handschriften gefunden worden sind, stimmte namentlich Herrn W. Dindorf (ed. Oxon. Ed. 3. p. XXX.) für die Annahme der Realität dieser Handschriften. Dabei ist aber wohl zu beachten, dass sich die Troaden, ausser den bereits genannten Handschriften, auch noch in einer Vaticanischen und einer Copenhagener Handschrift finden, und dass daher Stephanus für dieses Stück die Vergleichung der Vaticanischen Handschrift, welche Fulv. Ursinus dem Petrus Victorius (1. Var. Lect. 36, 22) mittheilte, gebraucht haben konnte: sonst aber sind die aus dieser Handschrift angeführten Lesarten von der Art, wie sie jeder im Griechischen mässig bewanderte Mensch erfinden kann, häufig aber auch so beschaffen, dass man sie nicht einmal von Handschriften erwarten kann, z. B. Herc. Fur. 1151 wird der lückenhafte Vers

ἦ σάρκα τὴν ἐμὴν * ἐμπρήσας πυρὶ

durch ein neues, dazu für den Numerus unpassendes Wort κατεμπρήσας ausgefüllt. Es wäre wunderbar, wenn diese zwei von Niemand gesehenen Handschriften vermöge ihrer Lesarten einer besonderen Familie angehörten, während alle bis jetzt bekannten das Gepräge Einer und derselben Familie an sich tragen. Ebenso verhält es sich mit der Aldinischen Ausgabe. Die Abweichungen derselben von den bekannten Handschriften sind nichts anderes, als Verbesserungen, welche der Corrector in den Text brachte — ein Verfahren der dem Aldus Hülfe leistenden

Digitized by Google

Gelehrten, von dem wir uns bei Pausanias und Aristoteles vielfach überzeugt haben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns zu einigen einzelnen Stellen, um unsern Lesern einen Begriff von dem Geleisteten zu geben.

Ion. 206 ist eine corrupte Stelle:

σκέψαι κλόνον ἐν τείχεσι
λαΐνοισι Γιγάντων.

Herr F. wagt es nicht, für das verdorbene τείχεσι eine Conjectur in den Text zu setzen, billigt aber in der Anmerkung das von Hermann selbstgemachte Wort: τύκαισι (wofür er nur τυκαῖσι geschrieben wissen will) und führt eine andere Form von diesem den Abschreibern ungeläufigen Stamme in Herc. Fur. 1096 ein, wo Hercules, der an eine in der Mitte zerbrochene Säule gefesselt ist, sagt:

πρὸς ἡμιθραύστῳ λαΐνῳ τειχίσματι
ἧμαι νεκροῖσι γείτονας θάκους ἔχων.

Eine Säule kann nun doch nicht wohl τείχισμα genannt werden: desswegen verbesserte Jacobs γ' ἐρείσματι, Herr F. dagegen schreibt τυκίσματι, eine Emendation, die wir um so lieber als eine gelungene begrüssen, da dasselbe Wort Troad. 814 κανόνων δὲ τυκίσματα Φοίβε, und bei Lycophr. Alex. 349 ἐν παρθενῶνος λαΐνοις τυκίσμασιν vorkommt, während τείχισμα, wie Herr F. nach seiner gründlichen Kenntniss der Tragiker behauptet, von diesen gar nie gebraucht wird. Durchaus unzulässig aber finden wir es, wenn er v. 945, wo es heisst

Κυκλώπων βάθρα
φοίνικι, κανόνι καὶ τύχαις ἡρμοσμένα,

die von Brodäus gemachte und allgemein aufgenommene Conjectur τύκοις verlassen und zur Bestätigung der oben genannten Conjectur Hermann's τύκαις schreiben will. Wenn er für nothwendig erachtete, sich so genau als möglich an die handschriftlich beglaubigte Form τύχαις zu halten, so müsste er nicht τύκαις, sondern τύχοις schreiben, da bei Hesych die Glosse τύχοι, λιθοξοϊκὰ ἐργαλεῖα vorkommt und Eustath p. 967. 21 dieselbe Form anführt: und diese Form ist nach den Spuren der Handschriften an dieser Stelle unstreitig zu restituiren. Das neugemachte Wort τύκη oder τυκὴ aber will uns weder hier noch in der angeführten Stelle des Ion gefallen. Hier sollte es ein Werkzeug des

Digitized by Google

Steinhauers bezeichnen, im Ion „imago in lapide sculpta.“ Es liegt aber auch gar kein Grund zu einem so kühnen Wortbilde vor, da wir in der Stelle des Ion die Wahl zwischen zwei andern sehr glücklichen Conjecturen haben. W. Dindorf in seinen in Deutschland zu wenig beachteten, wie es scheint auch Herrn Fix unbekannt gebliebenen Metra Aeschyli Sophoclis Euripidis et Aristophanis descripta a G. Dindorfio: Oxonii MDCCCXLII. p. 216 schreibt ἐν τύποισιν λαΐνοισι, was für Sculptur-Arbeiten, besonders für Reliefs, sehr passend ist. So sagt z. B. Polyb. IX, 10, 12 ἐνδοξοτέραν ποιεῖν τὴν σφετέραν πατρίδα μὴ γραφαῖς καὶ τύποις, ἀλλὰ σεμνότητι καὶ μεγαλοψυχίᾳ κοσμοῦντας αὐτήν. Wäre die Aufgabe, dass Jeder eine Conjectur machen müsse, so würden wir γλυφαῖσι vorschlagen, aber wir gehen der alten Conjectur von Musgrav, welche auch Boeckh (Graec. Trag. Princ. p. 84) adoptirt hat, den Vorzug, πτυχαῖσι: nur ist darum nicht nothwendig, auch λαΐναισι zu schreiben. Wenn Hermann dagegen einwendet: πτυχαὶ et περιπτυχαὶ dicuntur, ubi quid circumdatum esse significatur,“ so passt diess zwar auf περιπτυχή, nicht aber auf πτυχή, wodurch die Vertiefung, der Winkel der Metopen, worin der κλόνος Γιγάντων dargestellt war, sehr passend bezeichnet wird.

Dass hier nicht von einer grösseren Kampfscene, wie sie etwa in einem Giebelfeld Raum gehabt hätte, die Rede sei, erhellt aus den unmittelbar darauf erwähnten Einzelnkämpfen der Pallas mit Enkelados v. 213, mit Mimas v. 220, des Dionysos, der mit dem Thyrsus (ἀπολέμοισι κισσίνοισι βάκτροις) einen Giganten erlegt 221. Solche Einzelnkämpfe, welche uns von dem Peplos der Dresdner Pallas her und durch zahlreiche Vasengemälde bekannt sind, eignen sich ganz für die Metopen (die πτυχαὶ λαΐνοι); die Giebelfelder sind früher (v. 193) durch διδύμων προσώπων καλλιβλέφαρον φῶς bezeichnet, welches auch Herr Fix mit Musgrav „de duplici facie aedis Apollinis“ versteht, eine Erklärung, welche durch den Gegensatz zu den εὐκίονες αὐλαὶ θεῶν in Athen nothwendig gefordert wird.

Ion 24 haben die Handschriften:

ὅθεν Ἐρεχθείδαις ἐκεῖ
νόμος τίς ἐστιν ὄφεσιν ἐν χρυσηλάτοις
τρέφειν τέκν᾽.

Um das matte ἐκεῖ zu entfernen, schrieb Elmsley ἀεί, Bothe Ἐρεχθείδαισι καὶ νόμος τίς ἐστι; Herr F. Ἐρεχθείδαισι δή: eine gute Emen-

Digitized by Google

dation, wenn eine solche unerlässlich ist: er lässt sich aber auch die hergebrachte Lesart gefallen, wenn nur ἐκεῖ nicht mit Ἐρεχθείδαις verbunden werde, sondern mit den folgenden Worten: unde ibi loci mos est quidam Atheniensibus. Es liesse sich aber die Frage aufwerfen, ob das Verfahren consequent sei, wenn er in der vorhin behandelten Stelle das durch den Sinn und das Metrum als corrupt erwiesene τείχεα im Text stehen liess und die Verbesserung in der Anmerkung beibrachte: hier aber, wo die Corruptel noch zweifelhaft ist, seine Conjectur ohne Weiteres in den Text setzt.

Da wir gerade an Ion sind, dürfen wir eine glückliche Emendation nicht unerwähnt lassen, welche an einem Orte steht, wo sie von Philologen der strengen Observanz nicht gesucht wird. V. 394. heisst es:

ἂν γὰρ βίᾳ σπεύδωμεν ἀκόντων θεῶν,
ἄχοντα κεκτήμεσθα τἀγαθ', ὦ γύναι,
ἃ δᾶν διδῶσ' ἑκόντες, ὠφελήμεθα.

Dass ἄχοντα keinen Sinn habe, hat man längst eingesehen: offenbar entstand es durch das vorhergehende ἀκόντων, das irgend einem Schreiber noch in der Feder oder im Kopfe steckte: die Conjectur Wakefield's, auf welche auch Matthiä verfallen ist, οὐκ ὄντα, ist von Hermann und Fix aufgenommen worden, allein es wäre zu untersuchen, ob der Artikel in dem Satze: τὰ ἀγαθὰ κεκτήμεθα ἐκ ὄντα, an seiner rechten Stelle sei: passender ist daher die Emendation Döderlein's in seinen vortrefflichen, zu wenig beachteten Reden und Aufsätzen Erlangen 1843. p. 396. κάκ' ὄντα.

Suppl. 180. fleht Adrast die Hülfe des Theseus für sich und die unglücklichen, ihrer Söhne beraubten Mütter an, und sagt, dass es weise sei, wenn der Reiche auf die Armuth blicke, der Arme seinen Blick zum Reichen erhebe, und der Glückliche das Unglück ansehe; dann fährt er fort:

τόν θ ὑμνοποιὸν αὐτὸς ἂν' τίκτῃ μέλη
χαίροντα τίκτειν· ἢν δὲ μὴ πάσχῃ τόδε,
οὔτοι δύναιτ' ἂν οἴκοθέν γ' ἀτώμενος
τέρπειν ἂν ἄλλους· οὐδὲ γὰρ δίκην ἔχει.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Euripidis fabulae. Ed. Fix.

(Schluss.)

Dass diese Verse hier etwas Besonderes haben, ist nicht zu leugnen: es fragt sich aber doch, ob sie mit Tyrwhitt zu deliren, oder mit Reiske für Eindringlinge aus einem andern Stücke zu halten seien. Markland macht sehr treffend auf die von Plutarch περὶ τῦ ἑαυτὸν ἐπαινεῖν c. 1. bemerkte φορτικωτάτη μεγαλαυχία des Euripides aufmerksam, vermöge der er in seinen Stücken an ganz unpassender Stelle auf sich selbst zu reden komme, und so stimmen wir mit Herrn Fix überein, wenn er sagt: „aliquando suspicio mihi est subnata, Euripidem seductum occasione inseruisse hic alieno argumento aliquam suarum rerum significationem, sive quod populum in docenda fabula sua aliqua parum attentum auditorem sibique iusto minus faventem expertus esset, sive alia de caussa simili afflictum. Ita et ambignae dictionis simul et ipsius allati argumenti excusationem habuerimus satis probabilem.“

Suppl. 248. schliesst Theseus seine Rede an den um Schutz flehenden Adrastus mit den Worten:

χαίρων ἴθ'· οὐ γὰρ μὴ βεβήλευσαι καλῶς
αὐτὸς, πιέζειν τὴν τύχην ἡμᾶς λίαν.

Matthiä schreibt: εἰ μὴ γὰρ βεβήλευσαι, worin ihn Herr F. folgt (in seinem Text steht durch Versehen εἰ γὰρ μὴ): dann aber bleibt noch die Schwierigkeit, den folgenden Vers zu erklären. Matthiä erklärt πιέζειν σὴν τύχην: fortunam tuam adversam occultare auxilio tibi ferendo quo illa obscuretur, i. e. fortunae tuae mederi. Allein, selbst wenn wir diese ungewöhnliche Bedeutung von πιέζειν annehmen, so wissen wir nicht, was dann mit λίαν zu machen ist: in diesem Falle würden wir δέον schreiben, was vermöge der Aehnlichkeit von Δ und Λ leicht verwechselt werden könnte. Wollte man aber πιέζειν in der entgegenge-

Digitized by Google

setzten Bedeutung, consectari, nehmen, so gäbe δέον ebenfalls einen passenden Sinn, wenn man ein Fragzeichen setzte; allein wir geben der Conjectur von Herrn F. den entschiedenen Vorzug, wenn er vorschlägt zu lesen:

εἰ μὴ γὰρ βεβάλευσαι καλῶς,
αἰδὼς πιέζειν τὴν τύχην ἡμῖν λίαν.

Diesen Sinn drückt er in seiner lateinischen Uebersetzung folgendermassen aus: verecundia est nobis vehementer tuam malam fortunam comprimere (coërcere), wozu er in der Anmerkung fügt: „obscuram locutionem πιέζειν τὴν τύχην (urgere fortunam) nunc accipio ita, fortunae vim inferre, s. fortunae decreto reluctari. Rhes. 584. ἡμῖν δ' ἐβιαστέον τύχην." Damit sind wir nun nicht einverstanden. Wir bleiben bei der Bedeutung von πιέζειν, wie sie Stephanus im Thesaurus mit Anführung unserer Stelle angiebt, und Wyttenbach ad Plut. p. 272 wörtlich wiederholt: urgere, consectari, insistere, und nehmen τύχη als abstractum pro concreto, οἱ ἀτυχοῦντες; wir scheuen uns, dem Unglück, oder den Unglücklichen zu sehr zuzusetzen, ihnen zu nahe zu treten.

Suppl. 305 heisst es: κἀρτ' ἂν εἶχον ἡσύχως: dazu fügt Herr F. die Anmerkung: „Scrib. εἶχον ἥσυχος. Cfr. Hippol. 1313. Iph. A. 1133. et Elmsl. ad Heraclid. v. 7. Saepe adverbia occupant adiectivorum sedem. Hecub. v. 987. Pors. κρύφιος ἐζήτει μολεῖν. Reg. 2712. κρυφίως. Ibid. 1099. οὐ γὰρ ἥσυχος .... λέλακε, duae regiae membranae ἡσύχως." Allein, abgesehen davon, dass Beispiele, wie κρύφιος ἐζήτει μολεῖν u. dergl. etwas verschiedener Art sind von ἔχε ἥσυχος, so steht jedenfalls fest, dass εἶχον ἡσύχως ganz sprachrichtig ist, und an Aristoph. Av. 1200. ἔχ' ἀτρέμας, was Hesych. durch ἡσύχως, ἡσυχῆ, erklärt, seine keiner Abänderung ausgesetzte Analogie hat: wir sehen daher keinen Grund ein, worin das von allen Handschriften gebotene ἡσύχως in ἥσυχος verändert werden solle. —

Im folgenden v. 306.

νυνὶ δὲ σοί τε τῶτο τὴν τιμὴν φέρει

ist νυνὶ anstössig, da die Tragiker diese Demonstrativformen nicht gebrauchen; desswegen schlägt Herr F. vor: νῦν δ' ὅσθι, σοί τε. Die Sylbe σθι, welche nach Ton und Schreibart dem folgenden σοι sehr ähnlich ist, ging unter und so entstand denn von selbst die Lesart νυνὶ

Digitized by Google

δέ. Auch an dem folgenden Artikel vor τιμὴν nimmt er Anstand, und vermuthet τᾶτο δὴ τιμὴν; doch führt er zu Gunsten des Artikels selbst die Stelle aus Hel. 1151 an: ἄφρονες ὅσοι ἀρετὰς πολέμῳ κτᾶσθε. Wir möchten den Artikel nicht anfechten; er drückt das Bekannte aus: honorem, quem te habere notum est.

Phön. 93. wird gelesen:

ἐπίσχες, ὡς ἂν προὐξερευνήσω στίβον,
μή τις πολιτῶν ἐν τρίβῳ φαντάζεται.

Brunck schrieb ἕς τ' ἄν, was Porson tadelt und sagt: „ὡς ἄν est ut. Qui iubet alium manere, ut ipse aliquid faciat, simul iubet manere, donec id fecerit." Nun fällt freilich alles, was wir thun, am Ende unter den Begriff der Zeit: darum drückt sich aber doch niemand so aus: „warte, dass ich diess thue," wenn er sagen will: „warte, bis ich diess thue." Eben so unnatürlich ist die Erklärung von Hermann de Particula ἄν p. 112: tali quodam modo, quo. Wir haben bei Erklärung des Stückes immer ἕως ἄν gelesen, wie auch Apiz vorschlägt. Derselbe Fall ist es bei Soph. Philoct. 1330.

καὶ παῦλαν ἴσθι τῆσδε μή ποτ' ἐντυχεῖν
νόσου βαρείας, ὡς ἂν οὗτος ἥλιος
ταύτῃ μὲν αἴρῃ, τῇδε δ' αὖ δύνῃ πάλιν.

Auch hier hielt Hermann in der ersten Ausgabe die Bedeutung von ὡς ἄν, utcumque, fest: „utcumque sol hac parte oriatur, illa occidat, nunquam finis erit huic malo": diess soll ebensoviel sein als: „das Uebel werde dauern, so lange die Sonne auf und unter gehe." Nachdem er aber in der zweiten Ausgabe vom J. 1839 erklärt hat: „pro ὡς scripsi ἕως, quod una syllaba pronunciatum Wunderus ad Ajac. 1090 recte videtur vindicasse tragicis," so hätten wir erwartet, dass dieselbe Verbesserung auch in die Ausgabe der Phönissen vom J. 1840 aufgenommen worden wäre.

Von den glücklichen Emendationen Hermann's sind einige durch Umgiessung der Stereotypen in dieses Stück nachträglich eingeführt worden, z. B. v. 847. ὡς παῖς ἔτ' ἀκτὴν statt des ganz sinnlosen ὡς πᾶσ' ἀπήνη. Der rühmliche Eifer des Herausgebers, seinem Texte die möglich grösste Vollendung und Reinheit zu geben, der sich in diesem Verfahren ausspricht, verdient alle Anerkennung; aber der Grundsatz, Conjecturen, und wären sie auch die evidentesten, ohne irgend eine Bemer-

Digitized by Google

kung in den Text einzuführen, erscheint uns so bedenklich, dass wir es für unsere Pflicht erachten, uns darüber des Näheren auszusprechen. Wie die Athenienser von jedem Magistrate Rechenschaft über seine Amtsführung verlangten, so haben auch diejenigen Männer, denen die Obhut über die Schätze des Alterthums anvertraut ist, von jeher streng darauf gehalten, dass über Ausgabe und Einnahme strenge Rechnung geführt werde. Man sage uns nicht, die Ausgaben dieser Sammlung seien nicht für gelehrte Philologen bestimmt, sondern für die grosse Classe der Gebildeten, welche den Geist der antiken Bildung aus den Quellen kennen lernen wollen, und sich eben darum um die Minutien der Critik nichts bekümmern. Das wäre ganz schön, wenn die Critik nur in einem entfernten, nach Willkür auflöslichen Verband mit den alten Schriftstellern stände. Allein sie ist für den, welcher nur den realen Inhalt und den Geist der Classiker kennen lernen will, eben so unentbehrlich. Noch sind uns die Kämpfe, welche G. Hermann mit scharfem Schwerdte gegen die Willkührlichkeiten der Real-Philologen geführt hat, in frischem Andenken. Um dasselbe Princip, welches Hermann damals zum Frommen der Wissenschaft verfochten hat, handelt es sich auch in vorliegendem Falle. Herr Didot hat den schönen und grossartigen Plan entworfen, die gesammte griechische Literatur in einer gleichförmigen Ausgabe mit neu revidirtem Texte und berichtigter lateinischer Uebersetzung zu umfassen. Jeder einzelne Schriftsteller wird einem ausgezeichneten Gelehrten zur Bearbeitung übergeben, in dessen Willkür es gestellt ist, den Text nach bestem Wissen und Gewissen zu reformiren. Das ist Alles ganz gut, aber — Rechenschaft über diese Reformen ist unerlässlich. Betrachten wir einmal die Consequenzen, welche die Unterlassung dieser Rechenschaft haben wird. Es kann nicht fehlen, dass diese Ausgaben, welche sich durch die Namen ihrer Herausgeber, die Bequemlichkeit der beigegebenen lateinischen Uebersetzung und die Eleganz der Ausstattung empfehlen, von Literaten aller Art, welche ihre Forschungen auf irgend eine Weise an das Alterthum anknüpfen, gebraucht werden, und diess ist ja auch der einzige und natürliche Zweck des Herausgebers. Nun stehen in diesen revidirten Texten viele Verbesserungen, welche dem Redacteur unwidersprechlich sicher erschienen und darum mit dem besten Rechte und mit der besten Absicht aufgenommen worden sind; aber kein Wort macht bemerklich, dass diese Stelle des Textes nicht auf Urkun-

Digitized by Google

den, sondern auf Conjectur beruhe. Diess wird um so bedenklicher, wenn wir annehmen, dass nicht alle Herausgeber dieselbe Besonnenheit und Mässigung beobachten werden, wodurch sich das kritische Verfahren des Herrn Fix auszeichnet. Mancher, der von der Infallibilität seiner Emendationen eine höhere Meinung hat, als seine Mitmenschen, wird dieselben in reichlicherem Maasse in den Text aufnehmen, und sich in diesem pruritus emendandi durch die mangelnde Controle leicht bestärkt fühlen. Nun werden Künstler, Belletristen, Philosophen, Aerzte, Naturforscher, Historiker, Juristen, Archäologen u. s. w. diese Ausgaben gebrauchen, meistens Leute, welche weder die Gewohnheit, noch die Gelegenheit, noch die Zeit, noch die Befähigung haben, bei jedem Datum, das sie aus den alten Schriftstellern aufnehmen, vor Allem die Richtigkeit des Textes zu untersuchen; sie gründen auf eine solche restaurirte Stelle irgend eine Behauptung, einen Satz, auf dem sie weiter bauen, über den sie Memoirs oder ganze Bücher schreiben, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, dass der ihnen vorliegende Text seine Gestalt durch blosse Conjectur erhalten habe, durch Conjectur eines Philologen, der vielleicht in der Naturgeschichte, der Staatsverfassung, der Philosophie, der Kunst und Mythologie und dergleichen nicht so bewandert war, um die Richtigkeit seiner Verbesserungen nach allen diesen Gesichtspunkten erwägen zu können. Die auf so unsicherem Grunde aufgeführten Theorieen gehen in andere Bücher über, und im Verlauf einiger Jahre verbreiten sich in den verschiedenen Gebieten der Alterthumswissenschaft Irrthümer, mit deren Aufdeckung und Widerlegung die besonnenen Forscher ihre edle Zeit und Kraft verderben müssen, und so wäre es am Ende besser, wenn die Vulgata unverändert abgedruckt würde; soll aber ein Fortschritt in der Wissenschaft geschehen, und der Text bald nach Handschriften, bald nach Conjecturen verbessert werden, so müssen die Aenderungen bemerklich gemacht werden.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, erkennen wir in dem Verfahren, das Herr Fix in den zwölf letzten Stücken eingeschlagen hat, einen entschiedenen Vorzug, den diese Ausgabe vor vielen andern dieser Sammlung hat; und wenn wir uns erlauben, gegen Herrn Didot den Wunsch auszusprechen, dasselbe Verfahren auch in den folgenden Ausgaben einzuführen, so geschieht diess ebensowohl in seinem mercantilen Interesse, als in dem der Wissenschaft, als deren hochsinnigen und un-

Digitized by Google

eigennützigen Förderer er sich in ganz Europa bekannt gemacht hat. Wie wenig der ursprüngliche Plan dadurch geändert wird, und wie unbedeutend die dadurch herbeigeführte Erhöhung des Preises wäre, erhellt aus dem vorliegenden Bande, der auf 74 klein gedruckten Seiten die Vorrede, die Chronologie der Stücke und einen Commentar enthält, der nicht nur über die Veränderungen des Textes Rechenschaft gibt, sondern auch kurze und treffende Winke für die Erklärung, passende Parallelstellen und eine grosse Anzahl scharfsinniger Conjecturen über den Euripides und andere Schriftsteller mittheilt; und neben Dem allem fand sich noch Raum zu einigen beachtenswerthen Excursen, z. B. zu Electr. 13. über die Gewohnheit der Tragiker, den ictus des Trimeter bei zweisylbigen oder dreisylbigen Wörtern auf keine andere, als die erste Sylbe des Worts fallen zu lassen, mit Ausnahme des ersten Fusses, wobei sie sich überhaupt grössere Freiheit nahmen; zu Bacch. 1. über den Gebrauch der Substantive und Adjective bei Völkernamen; zu Bacch. 643. über die Wiederholung desselben Wortes innerhalb eines kleinen Zwischenraumes.

In der Chronologia fabularum (S. V—XII.) finden wir die Arbeiten von H. Zirndorfer, einem tüchtigen Schüler von C. Fr. Hermann, de Chronologia fabularum Euripidearum, Marb. 1839. und die Chronologia scenica von W. Dindorf im Anhang zu den oben angeführten Metra Aeschyli etc. Oxon. 1842. nicht benützt; zu einem auf das Innere der Untersuchung eingehenden Urtheil halten wir uns nicht befugt, da wir keine speciellen Studien über diesen Gegenstand gemacht haben; ein Urtheil über die Ausgabe glauben wir durch das Gesagte unsern Lesern möglich gemacht zu haben. Wir schliessen daher unsern Bericht mit dem Wunsche, dass diese wichtige Ausgabe, von der wir in Deutschland bis jetzt allein von Rauchenstein in einer Recension von Witzschel's Ausgabe der Iphigenie in Aul. im Märzhefte der Pädagogischen Revue Kenntniss genommen finden, ihre verdiente Anerkennung im weiteren Kreise finden möge.

Tübingen, im April 1845.

Chr. Walz.

Digitized by Google

Fabius Planciades Fulgentius de abstrusis sermonibus. Nach zwei Brüsseler Handschriften herausgegeben und litterarhistorisch gewürdigt von Dr. Laurenz Lersch. Bonn, König. 1844. XXV. 100 S. 8.

Vorliegende Schrift beginnt die Untersuchung über das meist hinten in den Ausgaben des Grammatikers Nonius aufgenommene Schriftchen mit dem Abdrucke des Textes oder vielmehr zweier Texte desselben. Es werden nämlich die beiden Brüsseler Handschriften Nr. 10083 und Nr. 9172 in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit mit allen ihren individuellen Fehlern wiedergegeben. Gegen die Treue dieser Abdrücke wollen wir kein Bedenken erheben, wiewohl sich manche Uebereinstimmungen zwischen beiden Texten finden, die bei der Verschiedenheit des Familiencharacters und dem Widerspruche aller andern Handschriften auffallend seyn müssen. Auch hat Herr L. richtig zwei Repräsentanten der beiden in der Basler Ausgabe S. XXXIII. unterschiedenen und kurz characterisirten Handschriftenfamilien gegenübergestellt. Allein wenn er nun so weit geht, in der Lesart jeder derselben den Text ihrer Familie finden zu wollen, so ist dieses einen Schritt zu weit gegangen. Jeder Handschrift kleben Mängel der mannigfaltigsten Art an; und wozu der diplomatisch treue Abdruck eines Exemplars, das zahlreiche ältere und bessere Familiengenossen hat? Wäre es nicht zweckmässiger gewesen, Herr L. hätte mit Benutzung aller seiner Hülfsmittel (er besitzt mehrere Collationen S. 88 ff., die er aber nicht mittheilt) und der Basler Ausgabe die zwei Texte constituirt, d. h. das in den gleichartigen Exemplaren Feststehende aufgenommen, das Individuelle getilgt? Auf diese Art hätten wir die beiden sogenannten Recensionen in einer möglichst ursprünglichen Gestalt vor uns gehabt.

Mit dem eben berührten Irrthum, die beiden Handschriftenabdrücke für die beiden Textesfamilien selbst zu halten, hängt es auch zusammen, dass Herr L. beiden die gleiche Autorität und Ursprünglichkeit einräumt, und also folgerichtig auf den Satz abstellt, Fulgentius habe sein Schriftchen selbst zweimal, und zwar in eben den beiden noch vorhandenen Recensionen herausgegeben. Und da nun unglücklicher Weise in dem einen Brüsseler Codex in die Widmung statt des Namens Chalcidius, wie alle andern Handschriften haben, der Name Catus gerathen ist (nämlich

Digitized by Google

die drei Bücher Mythologiae desselben Fulgentius sind an Catus gerichtet), so muss gar Seite 90 Fulgentius sein Werkchen in etwas veränderter Gestalt zwei Freunden übersandt, zwei gute Freunde auf eine schmähliche Weise hintergangen haben. Mit nicht viel weniger Glück würde Herr L. die Namen Graticius und Claudius aus einzelnen verwahrlosten Abschriften aufgegriffen und für sie denselben Beweis geführt haben.

Was ist nun aber von den beiden Recensionen zu halten? Die Basler Ausgabe sagt S. XXX.: illud genus aetate praestat, hoc bonitate. Die eine ist die echte, die andere eine corrupte und lückenhafte. Während die eine ohne erkennbare Lücken ist, so finden sich in der andern wesentliche Auslassungen, die den Grundcharacter des Schriftchens zerstören. Da nämlich alle Glossen, die Fulgentius erklärt, mit wenigstens einem Citate belegt sind, so dass diese Citate zur wesentlichen Anlage des Schriftchens gehören, so hat die eine Handschriftenclasse in einer Reihe von Glossen, namentlich gegen das Ende, wo der Schreiber die Geduld verlor, die Belege weggelassen. Schon dieser eine Umstand beweist die kritische Verwerflichkeit dieser Handschriftenclasse.

Aber auch im Einzelnen verleitet die Hypothese von den beiden aus Fulgentius Hand hervorgegangenen Ausgaben nicht selten Herrn L. zu handgreiflichen Verirrungen. So hätte ihm s. v. ientaculum nicht entgehen sollen, dass die Lesart sicca. Lysimachus ein blosser Lesefehler für sic Callimachus ist, und dass also nicht daran gedacht werden durfte, für diesen Lysimachus eine plautinische Personnage als Quelle aufzusuchen. Im Lemma Culleum hat Herr L. fälschlich das Wort piscibus aus der schlechtern Familie aufgenommen (nur damit er sagen kann, annonam passe nicht zu piscibus) und dafür das in beiden Recensionen stehende si vis oder vis si (iussi) weggelassen. Die diplomatische Kritik verlangt auch Umsicht und Urtheil, und kaum kann man zweifeln, dass bei genauerer Vergleichung beider Familien der Verf. seine Muthmassung von der doppelten Ausgabe aufgeben wird.

Im Folgenden, P. 1—19, geht nun Herr L. zu Fulgentius Person, Lebenszeit, Vaterland, Werken, schriftstellerischem Character im Allgemeinen über. Dieser Theil enthält viel Gutes und legt namentlich von vollständiger Lectüre der Fulg. Schriften Zeugniss ab. Doch kommt der Verf. über die Lebensumstände auch nicht weiter als seine Vorgänger,

Digitized by Google

und fügt nur zu der gewöhnlichen Ansicht, Fulgentius sey ein Afrikaner gewesen, die neue Vermuthung, vielleicht auch ein Spanier. S. 19—24 geben eine Zusammenstellung der Ansichten verschiedener Gelehrten über den schriftstellerischen Werth des Fulgentius. Alle sind darin einig, dass derselbe dem falschen Zeitgeschmack huldige, durch mystische Interpretationen und Wortschwulst seinen philosophischen Ansichten Eingang zu verschaffen. Ferner wird allgemein zugegeben, dass er kein übermässiges positives Wissen besessen habe, endlich dass er in seinen Angaben, namentlich in seinen Berufungen auf ältere Schriftsteller, zufolge seiner eigenen Erklärung, dem Gedächtniss, und zwar viel zu unbedingt und leichtsinnig vertraue *), daher überhaupt zahlreiche Verkehrtheiten und entschiedene Irrthümer sich zu Schulden kommen lasse und in allen seinen Angaben mit Vorsicht zu benutzen sey. Hiemit hat nun aber Herr L. nicht genug, sondern setzt sich zum Zwecke seiner Schrift den Beweis, dass Fulgentius ein Betrüger, ein schnöder Betrüger gewesen sey, der seine Glossen nicht selten mit selbsterfundenen Erklärungen verdeutlicht und mit selbstgeschmiedeten Zeugnissen theils wirklicher, theils erdichteter Schriftstellernamen ausgestattet habe. Wahrlich eine harte Beschuldigung, die nicht ohne genügende Beweise ausgesprochen werden sollte! und wie steht es um Herrn L.'s Beweise? Seiner Meinung nach vortrefflich. Er ist seiner Sache so gewiss, dass er S. 19 sich nicht scheut zu behaupten, auf seiner Seite ständen fast alle diejenigen, die sich ernstlich mit diesem Werkchen beschäftigt hätten. Unseres Bedünkens steht es aber um die Beweisführung sehr misslich. Statt dass Herr L. etwa damit angefangen hätte, zu untersuchen, wie Fulgentius die noch vorhandenen Schriftsteller benutze: Virgilius, Lucanus, Plautus, Petronius, Apuleius, Marcianus Capella, dann zu denjenigen übergegangen wäre, welche zwar nicht mehr vorhanden, aber hinsichtlich ihrer Existenz durch

*) Ein schlagendes Beispiel, wie Fulgentius seine Citate aus dem Gedächtnisse leichtfertig hinschrieb, gibt die Stelle s. v. choragium: Apuleius in Metamorphoseon ait: choragio itaque perfecto omnes domuitionem parant. Allein bei Apuleius lautet die Stelle: perfectis igitur — sollemnibus — domuitionem parant. Nun vergleiche man aber die Erzählung des Fulgentius von der Psyche in der Mythologie, die ausdrücklich nach Apuleius ausgearbeitet ist: und darin hat Fulgentius auch gerade die Phrase perfecto iamque choragio gebraucht. So zuversichtlich traute er seinem Gedächtnisse!

Digitized by Google

anderweitige Zeugnisse hinreichend sicher gestellt sind, um endlich mit einigermassen sicheren Tritten das Gebiet der bei Fulgentius allein genannten Namen zu betreten — ein Weg, der ohne Zweifel zu einem anderen Resultat geführt haben würde — so nimmt der Verfasser eine Glosse nach der andern durch, und da ihm nichts das Gewisse ist als der Zweifel, so werden von allen Seiten her gegen die Richtigkeit der Aussagen des Fulgentius Bedenken erhoben, oft nur durch einige Fragen Misstrauen erweckt, zuweilen schnell das Blatt gewendet und den weniger günstigen Beurtheilern die Beweispflicht ins Gewissen geschoben, dass die Angaben des Schriftstellers möglich, ja selbst dass sie wirklich seyen. Wir werden zwar bald nachher auf eine nicht unbedeutende Zahl von ἀπορίαι des Herrn L. aus andern Autoren die passenden λύσεις beibringen (das Maass der Belesenheit in den Alten ist für jedermann die Schranke des Zweifels, daher die Scaliger, die Vossius, die Fabricius und andere grosse Kenner der ganzen alten Literatur zum Verwerfen nicht so schnell bereit waren, wie unsere Zeitgenossen); oft aber wird uns nichts übrig bleiben, als seine Zweifelsfragen in ihrer luftigen Schwebe vorzuführen. Weiter unten, wo die Fulg. Glossen sich an Plautus, Apuleius und Petronius anschliessen, z. B. so, dass zuerst die plautinische Stelle, dann noch eine andere angeführt wird, oft auch so, dass die zu Grunde liegende plautinische nicht, sondern bloss eine andere citirt wird, so dass jedem Unbefangenen, auch Herrn L. an einigen Orten, z. B. S. 83, einleuchtet, dass Fulgentius nach einem plautinischen Glossar oder Scholiasten arbeitete, worin jene Citate grösstentheils gesammelt seyn mochten, in diesem Theile des Fulgent. Werkchens schlägt Herr L. die Taktik ein, den Fulgentius zu beschuldigen, er habe sein zweites Citat entweder aus der vorliegenden, meist von ihm selbst angeführten Stelle des Plautus oder aus eben derselben und mehreren andern dazu als kunstreicher Mosaikarbeiter zusammengesetzt. Da nun im plautinischen Glossar die anderweitigen Citate eben wegen ihrer Aehnlichkeit mit der plautinischen Stelle beigebracht waren und die Phraseologie des Komikers, wie die Oekonomie seiner Stücke, der Natur der Sache nach sich nicht selten wiederholt, so ist erklärlich, dass dieses Verfahren, wenn man dabei nicht zu blöde ist und unbedenklich sämmtliche Stücke beizieht, sich ziemlich plausibel ausnehmen kann. Am Schlusse seiner Untersuchung, Seite 81 ff., hat dann Herr L. das Ver-

Digitized by Google

gnügen, diese aus Plautus stammenden Citate der Reihe nach aufzuführen, und zwar so, dass man denken muss, er habe ihren ursprünglichen Stammsitz aufgefunden und beschäme nun den Betrüger Fulgentius durch die einfache Gegenüberstellung der plautinischen Stelle und des andern erdichteten Citats aus Ennius, Nävius u. s. w. Sieht man aber bei Fulgentius nach, so hat er meistens die plautinische Stelle selbst mit ehrlichen Worten Plautus in Casina sic ait und dergleichen angeführt, zuweilen allerdings fehlerhaft im Titel und Concept, oder wenn er es nicht thut, so ergibt sich aus der Reihenfolge der Glossen selbst, nicht nur dass er noch immer an Plautus ist, sondern auch nicht selten, welche Stelle desselben ihm vorschwebt. Was in dieser Gegenüberstellung mehr seyn will, zerfällt in sich selbst, z. B.:

Fulgentius:	
Apuleius de Republica: qui celocem regere nequit, onerariam petit.	Plaut. Pseud. 5, 2, 12: unde onustam celocem agere te praedicem?

Ganz dasselbe, was über die plautinische Glossenreihe gesagt ist, gilt, jedoch weniger erkennbar, von der apuleianischen und petronianischen.

Bei der Beschränkung des dieser Anzeige gewidmeten Raumes ist es unmöglich, Herrn L. von einer Glosse zur andern zu folgen und überall alle Unrichtigkeiten oder ungegründeten Ausstellungen zur Sprache zu bringen. Wir begnügen uns, sein Verfahren mittelst einiger Beispiele näher zu characterisiren und dann einige Berichtigungen oder Autoritäten nachzutragen.

Von seiner Zweifelsucht gibt gleich der erste Artikel Zeugniss. In der Glosse sandapila heisst es: sicut Stesimbrotus Thasius de morte Polycratis regis Samiorum descripsit dicens: posteaquam de cruce depositus, sandapila etiam deportatus est. Dass es einen Geschichtschreiber Stesimbrotus aus Thasos gab, dass derselbe über Samos schrieb, dass Polykrates gekreuzigt wurde, weiss Herr L. sehr wohl. Aber noch im sechsten Jahrhundert citirt? Kirchenväter und Scholiasten citiren ihn auch. Aber lateinisch? Es gab doch viele lateinische Uebersetzungen griechischer Werke, die Herr L. selbst anführt, und für historische erinnere ich bloss an die noch vorhandenen Dictys Cretensis, Dares Phry-

Digitized by Google

gius, Aesopus de rebus gestis Alexandri Magni. Aber, fährt Herr L. fort, die Hauptsache ist die Stelle Sueton. Domit. 17. cadaver eius populari sandapila per vespillones exportatum. Diese Stelle hat Fulgentius offenbar nachgeahmt. Ist das nicht äusserster Verdacht, dass der Name Stesimbrotus Thasius erdichtet ist? — Den Labeo als Erklärer des etruskischen Tages hatte ich im Basler Nonius auch bei Laurentius Lydus nachgewiesen. Allein, bemerkt Herr L., das ist nicht genug: man muss auch beweisen, dass die Lehren des Bacis oder Bacches (s. Creuzer Symb. I. S. 194. III. S. 140) in jenem Werke behandelt waren, dass es aus fünfzehn Büchern bestand, dass die angeführte Stelle darin stand. — Im Artikel pollinctores heisst es: Apuleius in Hermagora ait: Pollincto eius funere domuitionem paramus. Hier bemerkt der Verf., ein solches Werk des Apuleius kennen wir allerdings auch sonsther. Allein da die Phrase domuitionem parare und das Wort pollincto sich auch in den erhaltenen Schriften desselben vorfinden, so ist noch durchaus nicht bewiesen, dass F. sich keiner Täuschung oder Vergesslichkeit schuldig gemacht habe.

Weiter unten zweifelt Hr. L. an dem Vorhandensein eines Werkes Apuleius de Republica, während Hildebrand meint, Apul. habe wie den Phädon so auch die Republik des Plato übersetzen können. Hr. L. will lieber annehmen, das Fragment könnte in dem auch nur einmal angeführten Werke des Apul. de Proverbiis gestanden haben. — F. citirt s. v. titivilitium eine an Flaccus gerichtete Satire des Cornutus. Zwar Philosophisches, Rhetorisches, Historisches, Scholien, selbst Tragödien hat Cornutus geschrieben (s. jetzt die Ausgabe des Cornutus von Valckenaer und Osann, besonders S. LXIV ff.), ja man kann in der an Cornutus gerichteten fünften Satire des Persius v. 16. eine Andeutung finden, dass derselbe auch auf die Ausbildung des satirischen Talentes seines Zöglings Einfluss gehabt habe. Aber, fährt Hr. L. fort, wer beweist, dass nicht gerade aus den obigen Daten F. einen (Fehl-) Schluss gezogen, also nicht gelogen hat? — Dass im Artikel nefrendi sues unser Schriftsteller von Hecatomphonien spricht, die bei der Insel Blennos dem Mars dargebracht wurden, das sei, meint Hr. L., unerhört. Man vergleiche Stephanus Byzantinus s. v. Βίεννος. Da heisst es: Βίεννος πόλις Κρήτης... καὶ μέχρι καὶ νῦν τὰ καλούμενα ἑκατομφόνια θύεται τῷ Ἄρει. Also haben wir hier genau dasselbe, was F. sagt: in Biennos (F. Blennos; auch tab. Peut. hat Blenna) findet jenes Opfer beständig Statt, und zwar

Digitized by Google

dem Mars zu Ehren. — Wenn Hr. L. nicht glauben kann, dass F. den Varro mit Ehren citiren dürfe, da er ihn gewiss nicht gelesen habe, so bemerke ich, dass genau dasselbe, was F. angeblich aus Varro anführt (allerdings mit Ausnahme des Marsopfers) schon bei Valerius Maximus 3, 2, 24, auch aus Varro mitgetheilt ist. — Uebrigens sprechen nicht bloss Gellius und Plinius, sondern auch Festus, Solinus, Florus u., A. besonders ausführlich aber Dionysius Halicarnass. lib. X. von dem heldenmässigen Siccius. Wenn man nun sieht, dass dieser Siccius mit Decius Mus, der dem Mars eine Hecatombe darbrachte, von Plinius und Festus aus dem Grund zusammengestellt wird, weil beide die corona obsidionalis erwarben, so ist es gar nicht denkbar, dass irgend ein Historiker (über Decius Mus steht Plinius auch in directem Widerspruch mit Livius) auch vom Siccius die Darbringung einer Hecatombe berichtet habe. — Dass die suggrundaria (Kindergräber) nach F. in der Stadt gelegen haben müssten, was gegen alle gesetzlichen Bestimmungen streite, ist ein übereilter Schluss. Denn wenn wir in einer Inschrift bei Orelli 4545 ein protectum ante ollaria und 4517 ein protectum ante porticum angebracht finden, so wird man wohl auch eine suggrunda anderswo als an Stadtwohnungen haben anbringen können. Dass kleine Kinder jedenfalls nicht verbrannt, sondern beerdigt wurden, wissen wir auch aus Plinius und Juvenalis. — An dem Citat Rutilius Geminus in Astyanactis tragoedia nimmt Hr. L. mit Recht Anstoss: denn weiter unten wird derselbe Schriftsteller in libris Pontificalibus mit einer archäologischen Erörterung angeführt, und ich bin geneigt, ihn für denselben zu halten, den Macrobius Saturn. 1. 16. zuerst unter dem Namen Geminus über das Alter, dann als Rutilius über den Zweck der Nundinen erwähnt. An dieser Stelle könnte die Erklärung des Wortes suggrundaria aus ihm entnommen, dagegen das Citat, aus der Tragoedie etwa bei ihm als fremdes Citat z. B. von Accius, vorgefunden und durch den leichtsinnigen F. ihm selbst zugeschrieben worden sein, gerade so, wie F. weiter unten citirt: Varro in Corollaria statt Novius in Corollaria apud Varronem, oder wie Marcianus Capella erzählt, Cornelius Nepos sei nach Indien gefahren, statt nach des Cornel. Nepos Aussage sei Eudoxus nach Indien gefahren. — Die Masculinarform silicernius ist nicht einzig von F. gebraucht: sie ist auch bei Marcianus Capella 8,271 nachgewiesen. — Die dem Verf. unverständliche Stelle des Donatus: ut quidem Xenophonta interpretantes, emendire ich:

Digitized by Google

ut quidam γέροντα γῆν ὁρῶντα interpretantes. — Die bezweifelte Zwölfzahl der arvalischen Brüder so wie die ganze Erzählung des F. wird bestätigt durch Massurius Sabinus bei Gell. 6, 7, 8. —

Hr. L. will nicht glauben, dass der Minerva iniuges boves geopfert wurden. Auch dafür Beleg und Motiv: Minervae virgini virgo caeditur vitula nullis unquam stimulis, nullius operis exercitata conatu ... nam quia virgo Tritonia est, idcirco ei convenit virgines hostias immolari. So Arnobius advers. gentes 7, 22. — Ueber den Schriftsteller Manilius Chrestus hat Hr. L. nichts beigebracht. Der Name Chrestus ist nicht selten: vergl. Philostr. vit. soph. 2, 11. Hieronym. chron. ad ann. 362. Namentlich erwähnt Lydus einen lateinischen Schriftsteller Chrestus, der die Gegend von Gades bereist hatte. — Bei luscitius hat Hr. L. übersehen, dass mit F. in der Erklärung des Wortes Festus oder eigentlich Paulus übereinstimmt. Derselbe Grammatiker sollte auch zu nuscitiosus angeführt sein. — Der Artikel tutulus ist einer der verzweifelsten im ganzen Büchlein, und ich bin durchaus nicht gesonnen, die Sätze des F., tutulos sacerdotes dici, tutulum pallium dici, nebst brevium deorum (wiewohl ich an die Fortuna Brevis erinnere) und den beiden Gewährsmännern Varro und Numa zu vertreten; ich kann mich selbst nicht entschliessen, die vorgeschlagenen kritischen Nachbessungen tutulatos statt tutulos, pileum statt pallium, trium deorum statt brevium deorum gut zu heissen. Hier sind offenbar Fehler, und doch bin ich überzeugt, dass F. für die meisten oder alle seine Behauptungen seinen Vorgänger hatte. Wer den Verfall der Kenntniss des Heidenthums, der mit dem Verfall des Heidenthums selbst aufs genauste zusammenhängt, bei den spätern, namentlich christlichen Schriftstellern verfolgt und daneben die Versuche griechischer und lateinischer Eklektiker und Synkretisten hält, jene verschollenen Notizen durch mystische Deutung und neue Combination wieder zu beleben, der wird Vieles für möglich halten, was dem blossen Kenner der Classiker unbegreiflich vorkommen muss. So hält es z. B. Hr. L. S. 55 für unmöglich, dass F. die Wahrheit sage mit der Angabe, dass ein gewisser Apollophanes sollte Saturnus aus sacer und νοῦς abgeleitet haben: s. Creuzer ad Cic. de deor. natur. 2, 25. Note 67. Allein schon viel früher bekämpft der heilige Augustinus eine gewiss ebenso glückliche Etymologie desselben Gottes aus satur und νοῦς als eine novella interpretatio, von der Varro und Cicero nichts gewusst hätten: Augustin. de

Digitized by Google

cons. evang. 1. §. 35. Was überhaupt damals die Götternamen über sich ergehen lassen mussten, kann man z. B. aus Macrobius Saturn. 1, 17. 18. ersehen, der doch ein geborner Grieche war. — Für das Citat aus Numa musste sich Hr. L. nicht auf diejenigen Schriften des alten Königs berufen, die im J. 572 auf dem Janiculum aufgefunden und auf Befehl des Senats durch den Prätor sofort verbrannt wurden, sondern auf solche, die im spätern Publicum wirklich cursirten. — Hr. L. will nicht zugeben, dass Plautus in Cacisto identisch sein könne, wie ich angenommen hatte, mit Plautus in Vidularia. Ja es ist ihm überraschend gewesen, dass in den Mailänder Fragmenten des Plautus der früher unbekannte Cacistus als eine handelnde Person der Vidularia zum Vorschein kam. Ebenso scheint es ihm weiter unten unstatthaft, dass einige Worte aus den Bacchides, die Chrysalus spricht, citirt werden: Plautus in Chrysalo. Aber sollen wir etwa dem Servius auch einen Process anhängen, dass er sich erlaubte, zweimal statt Plautus in Milite glorioso zu schreiben: Plautus in Pyrgopolinice? — Ueber die Stelle Demosthenes pro Philippo, aufgefasst in dem Sinne von coram Philippo, sollte sich Hr. L. nicht so lustig machen. Demosthenes apud Philippum regem verba faciens kommt auch bei Gell. 8, 9. vor, wo vielleicht die während des olynthischen Krieges an Philippus abgegangene Gesandtschaft gemeint ist. — Was das Citat aus Tertullian. de Fato betrifft, so hat meine Combination, dass die von Hieron. de vir. ill. 58 angeführte Schrift de fato gemeint sein könne, des Verfassers Beifall nicht gefunden, wiewohl er nicht leugnen will, dass F. den Text kenne. Allein er scheint nicht bedacht zu haben, dass eine ganze Reihe von Schriften dieses Kirchenvaters nicht auf uns gekommen ist und dass wir manche derselben nur aus einmaliger Anführung kennen: s. Gothofred. ad Tert. ad Nat. p. II. Bähr, die christlich-römische Theologie, Karlsruhe 1837. § 14.

Mit dem Artikel blaterare gibt Hr. L. die erste Probe derjenigen Erklärungsweise Fulgent. Betrügereien, wonach dieser saubere Schriftsteller aus vielen andern Stellen, Namen, Titeln als ein nicht allzu geschickter Künstler sein kleines Sätzchen soll zusammengeflickt haben.

Die Stelle des F. lautet:	Dazu die Quellen:
Pacuvius in Seudone comoedia inducit Sceparnum servum ancillae	Pseudolus, Titel eines Stücks bei Plautus. Sceparnio Sclavenname im

Digitized by Google

dicentem: ni ego te blaterantem aspicerem, his nuncium indicassem. Blaterare enim quasi verba trepidantia metu balbutire dixerunt.

Rudens desselben. Zwanzig lange Zeilen der Hildenbrandischen Ausgabe von Apul. Metam. 10, worin folgende Worte: inductos servuli—ego perspiciens — blaterantem — non — verberonem — trepidatio — pallor — balbutiens.

Die s. v. friguttire citirte Stelle: Ennius in Celestide (Telestide) comoedia sic ait: haec anus admodum friguttit, nimirum sauciavit se flore Liberi soll aus zwei Stellen der Casina: nam quid friguttis? und: nisi haec meraclo se uspiam percussit flore Liberi zusammengestellt sein. Einige Wörter hat der schnöde Betrüger beibehalten, aus percussit aber sauciavit, aus nisi ein nimirum, aus uspiam ein admodum gemacht. Aber im Ernst, was ist denn eigentlich an des Ennius Worten so Verdächtiges? das flos Liberi doch nicht, das ausser Plautus auch Livius Andronicus, Pacuvius, Cäcilius, Lucretius gebraucht haben? Aber den Titel der Comödie Telestis hat F. ohne Zweifel aus der im Epidicus vorkommenden Telestis entlehnt, und so auch weiter unten Melene aus der Melänis der Cistellaria, Phronesis aus der Phronesium des Truculentus u. s. w. geschöpft. Aber bildet sich denn Hr. L. ein, Plautus habe seine Personennamen selbst gemacht, und wer einen gleichen anwendet, ihm denselben abgeborgt? Was würden Menander und Philemon und Diphilus zu einer solchen Meinung sagen? — Das Fragment aus Nävius ist ebenfalls erdichtet, der Titel Philemporos aus dem Mercator, wo es heisst: Emporos Philemonis, die 8 Worte des Fragments aus 11 Worten der Casina und 7 der Bacchides zusammengeflickt. Warum Alles das? Weil es unglaublich ist, dass Nävius auch wie Plautus sollte sculponeis alicui os batuere gesagt haben. — Ob bei der Stelle eines Propertius: catillata geris u. s. w. an einen Komiker dieses Namens zu denken, ob der Name verschrieben oder ein anderer Irrthum mit untergelaufen sei, das sind für Hrn. L. keine Möglichkeiten. Er weist bloss nach, dass in drei Stücken des Plautus die meisten der fünf Worte des Fragments sich auftreiben lassen, und daraus sind sie denn auch zusammengeschweisst.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 39. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fulgentius von Lersch.

(Schluss.)

Mich wundert, dass er seiner Gewohnheit nach nicht auch für den Namen Propertius noch ein propitius oder properantius im Plautus finden konnte. Mir fiel zufällig ein Citat aus Dracont. hexaem. 2. extr. in die Augen: non catulastra gerit puerilia, und man könnte daraus die Genesis des Citats vielleicht ebenso glücklich herleiten. — Das Fragment des Crispinus soll aus einer Stelle des Apuleius und einer des Quadrigarius gebildet seyn. Allein das genügt nicht! Wer sieht nicht, dass das Participium antistans aus Catull. 9, 2. und die Zusammenstellung antistans Alcides aus dem Herculis antistare bei Lucret. 5, 22. nachgebildet ist? — Die Citate des Pammachius (ein Name, der bei Augustinus und Hieron. nicht selten vorkommt) und Pacuvius werden aus vier bis fünf plautinischen Stücken glücklich zusammengerafft. Ich kann noch einen Beitrag geben mit einer Stelle der Nervolaria: scobina ego illam actutum adraserim.

Den Tragiker Memos kann Herr L. nirgendsher deduciren. Vielmehr ist uns ein Tragiker Memor (vergl. Ligus und Ligur, arbos und arbor) auch sonstwoher bekannt, s. Delrio Syntagma p. 29, und doch muss Herr L. seinem Tick ein kleines Opfer bringen: suppetiae, sagt er, ist ein echt plautinisches Wort. Kann seyn. Beim auctor de bello Afric. ist es noch viel beliebter. Stammt es vielleicht aus diesem? — Nicht glücklich verfährt Herr L. mit der Herleitung des Gavius Bassus in satiris, welcher Name und Titel aus der vita Persii und Pers. 6, 1. entlehnt seyn sollen, indem sich Fulgentius wieder die Voraussetzung erlaubt habe, der Freund des Satirikers habe ebenfalls Satiren hinterlassen, und doch wüssten wir, dass Bassus ein lyrischer Dichter war. Das klingt nicht übel, und Herr Jahn ad Pers. p. 213 sq. stimmt ganz bei. Nur das Eine will nicht zutreffen, dass jener Lyriker und Freund des Persius, Caesius Bassus heisst und der Satiriker hier Gavius Bassus. Herr L. meint nun freilich, die Identität dieser Namen schon in der Sprachphilosophie bewiesen zu haben. Aber eines hat er dabei übersehen: Gavius Bassus war ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus; wenigstens finden wir ihn im Jahre 43 vor Chr. Geb. schon in Argos (Gell. 3, 9. besonders §. 8.), und Caesius Bassus fand bei dem Ausbruche des Vesuv a. 79 nach Chr. seinen Tod. Somit fällt wenigstens dieses weg, dass Fulgentius aus dem Lyriker soll einen Satiriker gemacht haben. Er spricht von Gavius, von dessen Satiren und Poesien überhaupt wir einfach gar nichts wissen. Eine Ahnung des Richtigen hatte Osann ad Cornut. p. 390.

Digitized by Google

Seite 49 sollte nicht unterlassen seyn, die unrichtige Herleitung des Wortes catillare von catulus statt von catillus zu rügen. — Das Wort cellarita (cellaritas hätte ich s. v. promus in den Text aufnehmen sollen) ist kein ἅπαξ λεγόμενον, sondern wird bestätigt durch Cassiod. variar. 10, 28. — Seite 54 will Herr L. die Form Heraclea für ein Gedicht auf Hercules nicht dulden, sondern bloss Heracleis. Allein es verhält sich gerade umgekehrt; s. Düntzer, Fragmente der epischen Poesie S. 9. 59 f. 58 ff.

In den zuletzt berührten Glossen wird Plautus seltener ausdrücklich citirt, aber Herr L. macht die verdienstliche Bemerkung, dass dieselben noch immer wie die früheren aus ihm entnommen seyen. Aber nun wird die gute Bemerkung gleich wieder durch die Beschuldigung entwerthet, dass Fulgentius mit den andern Citaten von der wahren Quelle habe abführen wollen, als ob er den Plautus nicht unmittelbar vorher oft genannt hätte. Während so eine bedeutende Zahl von Glossen sich an Plautus anschloss, so lassen sich die zunächst folgenden meist als Glossen aus Apuleius begreifen, und auch diese Nachweisung gehört zu den Verdiensten des Herrn L. Aber leider stellt sich sein früheres Verfahren auch hier wieder ein. Statt dass er sich einen Commentar zu Apuleius oder eine mit allerlei Autoritäten versehene Phraseologie aus demselben von Fulgentius benutzt denkt (nur ein Mal geschieht diess S. 73. vergl. auch S. 85), so macht er ihn zum einzigen Gewährsmann alles Dessen, was er sagt, und zweifelt an Allem, wofür kein Beweis vorliegt. — Bei iustitium dicitur luctus publicus fragt er: wer hat dieses Wort je so erklärt? Ich antworte: der Scholiast zu Lucan. 2, 18., und in der angegebenen Bedeutung hat das Wort gebraucht Sidon. epist. 2, 8. Dann soll Fronto keine Rede pro Nucernis gehalten haben. Warum nicht, da er doch Reden die Menge hielt und schrieb, und ein competenter Kenner des Fronto, A. Mai, keinen Grund zu zweifeln findet? Darum, weil auch beim Apuleius die Phrase sich findet iustitium ... edicitur. Einfacher griffe man gleich auf Cicero, der sogar iustitium indicere hat. — Zur Entschuldigung der falschen Erklärung von choragium sollte der Anklang an χόρη hervorgehoben seyn. Denn alle Handschriften haben coragium. — Die Definition coelibatus dicitur virginitatis abstinentia scheint Herrn L. sprachwidrig statt matrimonii abstinentia. So wird man denn nun auch nicht mehr abstinentia Aristidis, aegroti, senectutis sagen dürfen, sondern nur noch abstinentia pecuniae, cibi, voluptatis. — Für das aus Plautus Miles glorios. angeführte, aber nicht zu findende Citat sammelt Herr L. ähnliche Wendungen aus vier Stücken des Plautus. Vielleicht können wir beim Miles stehen bleiben, wenn wir nicht vergessen, dass Mai fünf neue Verse desselben im Mailänder Palimpsest entdecken konnte. Ja einer derselben lässt sich nicht übel beiziehen: quid tumultuas cum nostra familia? occisi sumus. — Das Citat obtorto valgiter labello findet sich in unserm Petronius nicht, was nicht zu verwundern, da wir vielleicht den zehnten Theil des Ganzen besitzen. Da aber commovebat obiter labra einmal darin steht, so zweifelt Herr L. nicht, dass aus dieser Stelle Fulgentius sein neues Wort valgiter gewonnen habe. Ein anderer Grammatiker, der die Worte des Petronius wie Fulgentius anführt, könne als Zeuge nicht gelten, da er gewiss aus Fulgentius geschöpft habe. — Noch unlängst hatte Ritschl die Anführung Sutrius in comoedia piscatoria ait: summates viri simpolones facti sunt ganei geprüft und

Digitized by Google

den genannten Komiker als einen etwa mit dem Verfasser des Querolus gleichzeitigen anerkannt. Nun wird die Stelle von Herrn L. auf eine erbarmungslose Weise zerzaust: Sutrius ist aus Plautus, wo er die Stadt Sutrium erwähnt, Com. pisc. aus der copia piscaria in der Casina, summates viri hat Plautus zweimal gesagt (Synmachus in seinen Briefen noch viel öfter), ganeum oft z. B. in den Menächmen und facere kurz vorher. Nur simpolones spottet dieser neuen Art von Biotomie. Aber es muss gesagt seyn S. 87: diess Wort hat Fulgentius selbst gemacht und andere Glossensammler, die es haben, sind seine blinden Nachbeter. — Dem Artikel fabre mit dem Citate Antidamas in moralibus kann Herr L. auf keine Weise beikommen: kein Anklang an Plautus, Apuleius u. s. w. Vielmehr hat diess Fragment wie wenige einen entschieden originellen Character, so dass Caspar Barth meinte, es müsste von Varro seyn. Dessen ungeachtet weiss Herr L., dass Antidamas das genannte Werk nicht geschrieben hat, ja dass vielleicht dessen Name nur im Antidamates des Poenulus wurzelt. S. 80. — Gegen den Dichter Tiberianus verfährt Herr L. über alle Erwartung gnädig, wiewohl es ihm nicht hätte schwer fallen müssen, etwa aus Virgil die Bestandtheile seines Tetrameters zusammenzufinden. — Einen Satiriker Rabirius, der s. v. abstemius genannt wird, kennt man nicht, sondern nur einen Epiker, der zu Augustus Zeit lebte. Nun ist ein metrischer Fehler im Citat (abstemius) und dasselbe hat Aehnlichkeit mit Ovid. Metam. 15, 323, woraus die Worte nach Herrn L.'s Vermuthung, z. B. Methenia aus Amithaone, verdreht sind. Eine andere Vermuthung über diese Stelle ist kürzlich von einem Gelehrten aufgebracht worden, dass nämlich der Betrüger Fulgentius in dem Hexameter die bekannte Anekdote besinge von der Frau, die unter der Regierung des Romulus, weil sie Wein getrunken hatte, von ihrem Manne umgebracht wurde. Da nun der Mann nach Tertull. und Serv. Mecenius oder Mecennius, nach Plinius Egnatius Mecenius hiess, was sey natürlicher, als dass Fulgentius gedacht haben werde (was muss der Arme nicht noch auf sich nehmen!), also werde die Frau wohl Mecennia geheissen haben nach ihrem Manne. —

Auf S. 77 hat der Verfasser die Musterung der einzelnen Glossen beendigt, fasst dann das seiner Ansicht zufolge gewonnene Hauptresultat von der völligen Unzuverlässigkeit und dem betrügerischen Verfahren des Fulgentius nochmals zusammen, gibt S. 88 Rechenschaft über die ihm bekannt gewordenen, aber für den Text nicht benutzten Handschriften und theilt zum Schlusse S. 91 von dem in der Vorrede zum Basler Nonius S. XXX. zuerst mit Fulgentius in Beziehung gesetzten Polyptychum des Atto den hieher gehörigen Abschnitt nebst den Scholien mit: es ist diess ein dunkles, unverständliches Machwerk, das nach Herrn L.'s Vermuthung in rohe Verszeilen abzutheilen ist und dessen Verfasser sich bemüht hat, möglichst viele seltene Worte, namentlich fast sämmtliche Glossen des Fulgentius in seinen Text hineinzupfropfen.

Sollen wir zum Schlusse unser Gesammturtheil über Herrn L.'s Werk aussprechen, so erkennen wir dessen Verdienst um Einzelnes, z. B. die Handschriftenkunde, die Nachweisung der plautinischen u. s. w. Glossenreihen, die Aufhellung mancher Schwierigkeit freudig und dankbar an; aber der Hauptzweck der Schrift, die Beweisführung, dass Fulgentius ein schnöder Betrüger sey, scheint uns (wir müssen selbst auf die Gefahr hin, dass man uns beschul-

Digitized by Google

dige, mit dem Schriftchen des Fulgentius uns nicht ernstlich beschäftigt zu haben, unsere Ueberzeugung aussprechen) gänzlich misslungen zu seyn. Herr Lersch ist einmal nicht mit vorurtheilsfreiem, unbefangenem Blicke an seine Aufgabe gegangen; er hat sich ferner in den Schriftstellern der letzten Römerzeit nicht hinreichend heimisch gemacht, und endlich bei der Beweisführung selbst Bedeutung und Gewicht des Begriffes nicht gewissenhaft genug erwogen. So wird es uns nicht verargt werden, wenn wir auch ferner den Fulgentius als einen jener leichtfertigen, aber doch brauchbaren Schriftsteller mit Behutsamkeit benutzen.

Basel.

K. L. Roth.

KURZE ANZEIGEN.

Fragmens Arabes et Persans inédits relatifs à l'Inde, entièrement au XI. siècle de l'ère chrétienne recueillis par M. Reinaud, membre de l'institut etc. Paris. Imprimerie royale. 1845. XXXV. und 227 S. 8.

Unter diesem Titel hat der gelehrte Herr Verfasser verschiedene, die Geschichte und Geographie Indiens betreffende, im „Journal Asiatique" erschienene Aufsätze zusammengestellt und mit vielen neuen, sehr belehrenden Erläuterungen bereichert, so dass dieses Werkchen selbst den Besitzern des Asiatischen Journals eine willkommene Gabe seyn muss. Herr Reinaud, der berühmte Nachfolger de Sacy's auf dem arabischen Lehrstuhle, der auch in Deutschland, besonders durch seine von Wilken vielfach benützten Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, längst die ihm gebührende Anerkennung und Verehrung gefunden, beschäftigt sich bekanntlich seit vielen Jahren ganz besonders mit dem geographischen Werke Abulfeda's. Nicht zufrieden mit der Herausgabe, Uebersetzung und Erläuterrng dieses Autors, wollte er auch als Einleitung die ganze Geschichte der geographischen Kenntnisse der Araber mittheilen, und diess nöthigte ihn, den Quellen, aus denen die Araber geschöpft haben mochten, nachzuforschen. Er gelangte bald zur Ueberzeugung, dass die Araber im achten und neunten Jahrhundert, als sie von den ersten Strahlen der Wissenschaft erwärmt wurden, viele geographische Theorien von den Indiern entlehnt, welche auf ihr ganzes System, bis zum Verfalle der Wissenschaft unter den Muselmännern, grossen Einfluss geübt. Diese Forschungen führten ihn natürlich auch auf die Geschichte Indiens zurück, welche aus persischen und arabischen Autoren noch manche Berichtigung und Ergänzung zu erwarten hat.

Die in vorliegendem Werke in der Ursprache und in einer Uebersetzung mitgetheilten Fragmente sind:

1. Ein Abschnitt aus dem persischen Werke „Mudjmil Ettawarich" über die Geschichte und chronologische Reihenfolge der Könige von Indien. Dieser Abschnitt ist nach einem arabischen Werke aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts der Hidjra verfasst worden, welches selbst eine Uebersetzung aus dem

Digitized by Google

Sanscrit war. Das Original, welches ein neues Licht über den Kampf und endlicher Sieg der Brahmanen über das kriegerische Geschlecht der Kschatria wirft, ist nach der Meinung des Verfassers ohngefähr ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt verfasst worden.

2. Ein Kapitel aus Firdusi's Schahnameh, welches die Ueberschrift hat: „Geschichte Djemhurs, Raja von Indien, seines Sohnes Gu und seines Neffen Talhend, nebst der Erzählung von der Entstehung des Schachspiels." Dieser Erzählung zufolge sollte zuerst auf einer hölzernen Tafel die Schlacht zwischen Gu und Talhend dargestellt werden: „Deux hommes habiles construisirent une table carrée, sur laquelle ils figurèrent le fossé, le champ de bataille et les deux armées. Ils menagèrent sur la table les cent cases, au milieu desquelles on pouvait faire défiler les guerriers et les deux monarques. Les guerriers furent représentés en bois de tek et en ivoire; les deux rois portaient la couronne sur leur tête et présentaient un aspect imposant. Les fantassins et les cavaliers étaient placés sur deux rangs, occupés à se combattre. Un brave se détachait du milieu des chevaux, des élephants et des deux ministres royaux, pour lancer son cheval sur l'armée ennemie etc." Von diesem Kapitel hat der Herr Verf. keinen Text mitgetheilt, weil er sich im 4. Bande der Ausgabe von Macan (Calcutta, 1829) befindet.

3. und 4. Zwei Capitel aus einem Werke, welches den Titel „Tarich Hind" (Geschichte Indiens) führt, von dem Zustande der Wissenschaft und Literatur in Indien im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung handelt und in Indien wahrscheinlich in den Jahren 1030—1032 verfasst worden. Der Verfasser dieses Werks hiess Abul Rihan Mohammed und führte den Beinamen Albiruni, weil er in der Stadt Birun im Industhale geboren. Das erste hier mitgetheilte Capitel, das 18. des Werks, ist geographischen Inhalts und befindet sich auch am Schlusse einer der beiden Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris, welche Edrisi's Geographie enthalten. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Herr Reinaud, dass Herr Jaubert mit Unrecht in der Einleitung zu seiner Uebersetzung Edrisi's erzählt, er habe diese Handschrift ganz zufällig gefunden und sie zuerst als die Geographie Edrisi's erkannt, während er sie, was er jetzt selbst eingesteht, als solche von Herrn Reinaud erhielt. Das andere Capitel handelt von der Chronologie der Indier und bietet über die wichtigsten Momente der Geschichte und Literatur Indiens ganz neue Aufschlüsse. Diese Auszüge lassen uns um so lebhafter wünschen, dass Herr Munk recht bald sein Versprechen halte und das ganze Werk Albiruni's, des gelehrten Freundes Avicenna's, mit einer französischen Uebersetzung und Anmerkungen herausgebe.

5. Ein Auszug aus Beladori's „Buch der Ländereroberungen" (kitab futuh Albaldan), das sich handschriftlich auf der Bibliothek zu Leyden befindet. Das Werk handelt, wie aus dem Titel schon ersichtlich, von den Eroberungen der Muselmänner in allen drei Welttheilen und das hier mitgetheilte Fragment besonders von den Einfällen der Araber in Indien. Der Verfasser dieses Werks lebte gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung am Hofe des Chalifen Mutawakkal und starb im Jahr 279, war folglich einer der ersten Historiker oder eigentlich Sammler historischer Ueberlieferungen unter den Arabern. Diesem Autor zufolge hätten die Araber schon im 16. Jahre der Hidjra (637 n. Chr.) von Oman aus eine Expedition nach Indien unternommen. Diese

Digitized by Google

Nachricht verdient indessen nur wenig Glauben, denn abgesehen von der Liebhaberei der Araber, spätere Thatsachen, besonders wenn sie ruhmvoll waren, frühern Personen zuzuschreiben und von der Tollkühnheit eines solchen Unternehmens zu einer Zeit, wo die Araber noch keine Flotte hatten und Ostpersien noch nicht erobert war, ist auch Tabari's Zeugniss entschieden dagegen, welcher an mehreren Stellen, besonders auch bei Gelegenheit der Seefahrt der Araber unter Ala Alhadhrami von Bahrein nach Fars (Th. IV. S. 119 der Ausgabe von Konstantinopel) ausdrücklich sagt: „Omar habe nie seine Einwilligung zu einer Seeexpedition gegeben, weil er es für zu gefahrvoll hielt, und weil weder Mohammed noch Abu Bekr sich dazu verstanden." Der Verf. gibt zwar zu, dass der erste Zug ohne Omar's Wissen stattgefunden, wie konnte er aber die beiden andern Fahrten gegen den Willen des Chalifen unternehmen? Auch die folgende Erzählung scheint mir verdächtig, denn fast dieselben Worte, mit welchen Othman über Indien berichtet wird, finden sich bei Tab. S. 142 sogar im arabischen Urtexte angeführt, aber nicht zur Schilderung Indiens, sondern der persischen Provinz Mekran, auf die sie allerdings auch eher passen. Beladori weicht auch bei spätern Zügen der Muselmänner nach Indien von andern Quellen ab; die Mittheilung dieses Abschnitts, wäre es auch nur zur Vergleichung mit Tabari, seinem Zeitgenossen, ist daher jedenfalls für arabische Geschichtsforschung von hoher Wichtigkeit.

Am Schlusse des Werks findet sich ein Brief des Herrn von Longperier an Herrn Reinaud über die Münzen der Könige von Kabul. Dieser gelehrte Numismatiker bestätigt vollkommen die Ansicht des Herrn Reinaud, der, in Folge der Nachrichten Biruni's über den Sturz der türkischen Dynastie in Kabul durch den Brahmanen Kallara, behauptet, die Münzen, welche Herr Wilson (ariana antiqua p. 428) für rajaputischen Ursprungs hält, dieser neuen Dynastie angehören.

Ausser der Einleitung zu Abulfeda verheisst der Herr Verf. noch eine andere zu dem Werke, welches Renaudot im Jahre 1718 unter dem Titel „Anciens relations des Indes et de la Chine" herausgegeben und zu dem Langlès im Jahre 1811 den arabischen Text drucken liess, aber nicht veröffentlichte. Diese Einleitung wird sich besonders mit dem Verkehr zur See zwischen Arabien und China befassen. Zugleich wird, wie es sich von selbst versteht, sowohl der Text als die Uebersetzung dieses merkwürdigen Buches verbessert, dessen erste Hälfte in der Mitte des neunten Jahrhunderts nach mündlichen Berichten eines Kaufmanns verfasst wurde, der mehrere Reisen nach Indien und China gemacht, die zweite Hälfte etwa 70 Jahre später von Abu Zeyd, einem Freunde Masudi's. Endlich verspricht der unermüdliche Herr Vert. noch eine Denkschrift über die Vorfälle in Indien während der ersten Jahrhunderte der Hidjra, die er hier in der Vorrede nur summarisch erwähnt, und zu denen der Auszug aus Baladori die Grundlage bildet.

Histoire des Samanides par Mirkhond texte persan traduit et accompagnée de notes critiques, historiques et géographiques par M. Defrémery, Membre du

Digitized by Google

conseil de la société Asiatique. Paris, imprim. royale. 1845. IX. und 296 S. 8.

Bekanntlich ist dieser wichtige Theil von Mirchond's Universalgeschichte im Jahre 1808 in Göttingen von Wilken mit einer lateinischen Uebersetzung herausgegeben worden. Demungeachtet ist die Arbeit des Herrn Defrémery, welcher durch seine gediegenen Studien, trotz seiner Jugend, sich schon einen bedeutenden Ruf unter den Orientalisten gegründet hat, nichts weniger als überflüssig. Herr Wilken gehörte selbst zu jener Zeit nicht zu den Orientalisten ersten Ranges, und welche Fortschritte hat man nicht seit 1808 in der Kenntniss der persischen Geschichte und Literatur gemacht! Dazu kömmt noch, dass Wilken nur die einzige, ziemlich fehlerhafte, zuweilen sogar unvollständige Göttinger Handschrift vor sich hatte, während dem neuen Bearbeiter drei gute Pariser Codices zu Gebote standen und dazu noch die persische Uebersetzung von Otbi's Geschichte, welche Mirchond häufig ganz wörtlich abgeschrieben. Ein einziges Beispiel wird genügen, um den Leser von der Zweckmässigkeit einer neuen Ausgabe zu überzeugen. Der Emir Ismail wird von seinen Rathgebern bestürmt, die durch Vertrag genommene Stadt Herat zu brandschatzen; er aber, um sein Wort nicht zu brechen, verlässt in aller Eile die Stadt. Auf der ersten Station kamen indessen die raubsüchtigen Staatsmänner wieder zu dem Emir und sagten ihm, nach Defrémery's richtiger Uebersetzung: „Il paraît contraire au bien du royaume de sortir ainsi, sans faire de préparatifs, d'une province où il n'est pas certain que notre puissance s'affermisse par la suite.“ Unter den „préparatifs“, wörtliche Uebersetzung von isti'dád, muss man sich hier hinzudenken „an Lebensmitteln, Geld und Waffen, zu weitern Zügen, au Kosten der Provinz, die man verlässt.“ Bei Wilken hingegen, welcher S. 16 Z. 7 báni statt jáni, und Z. 8 musta'bad statt mustabad liest (letztern Fehler hat Herr Defrémery übersehen), sagen die Minister: „Quomodo e re esse existimare posset princeps provinciam nondum satis constitutam et sua administratione constituendam hoc quidem tempore, quo nullis rebus non egeant relinquere?“ Herr Defrémery hat aber nicht nur den Text sowohl als die Uebersetzung Wilken's verbessert und ergänzt, sondern auch sehr belehrende Anmerkungen hinzugefügt, in welchen zur Erläuterung Mirchond's viele Auszüge aus andern persischen und arabischen Handschriften der königlichen Bibliothek mitgetheilt werden, und Ref. gedenkt diesem Buche noch einen besondern Aufsatz zu widmen, wenn er in der Bearbeitung der Chalifengeschichte sich mit der Dynastie der Samaniden näher beschäftigen wird, die sowohl wegen ihrer politischen und commerciellen Bedeutung, als wegen des Schutzes und der Aufmunterung, welche die Wissenschaft unter ihr gefunden, eine besondere Berücksichtigung verdient.

Zusammengesetzte Heilmittel der Araber. Nach dem fünften Buche des Canons von Ebn Sina aus dem Arabischen übersetzt von Dr. Sontheimer, Königl. Würtemberg. General-Stabs-Arzt. Freiburg. Herder 1845. 288 S. 8.

Nachdem der doppelt gelehrte und doppelt thatige Verf. schon vor mehrern Jahren durch seine Uebersetzung des Ibn Beitar eine grosse Lücke in der Ge-

Digitized by Google

schichte der Arzneiwissenschaft ausgefüllt, fühlte er sich nunmehr auch berufen, das Bedürfniss nach näherer Kenntniss eines guten arabischen Werkes über zusammengesetzte Heilmittel zu stillen. Derartige Arbeiten sind um so verdienstlicher, als sie von gewöhnlichen Orientalisten, mögen sie auch noch so ausgezeichnet seyn, nicht unternommen werden können; denn hier kömmt es eben so sehr auf Sach- als auf Sprachkenntniss an. Die Aufgabe war diessmal um so schwieriger, als der Herr Verfasser auf den in Rom im Jahr 1593 gedruckten arabischen Text beschränkt war, welcher bekanntlich von Druckfehlern wimmelt. Von der Unzuverlässigkeit der lateinischen Uebersetzung Gerhard's von Cremona, trotz der spätern Verbesserungen und Erläuterungen von A. Alpagus, J. Costeus und J. P. Mongius, hat sich Ref. schon vor mehrern Jahren überzeugt, als er von Herrn Geheimenrath Tiedemann ersucht ward, ihm eine Stelle aus dem arabischen Texte zu übersetzen, und sich ergab, dass der Sinn ein ganz anderer war, als nach jener Uebertragung, welche schon wegen ihrer Verkehrtheit den Verdacht des berühmten Anatomen hervorrief. Es half aber freilich dem gelehrten Herrn Sontheimer zur glücklichen Lösung seiner Aufgabe, eine grosse Belesenheit in der arabisch-medizinischen Literatur im Allgemeinen, und besonders die Benützung der arabischen Commentare über zusammengesetzte Arzneimittel von Ibn Nafis und Sudid Kazeruni. Dieses Buch ist natürlich zunächst für Mediziner bestimmt, welchen es, wie der Herr Uebersetzer glaubt — Ref. hat darüber kein Urtheil — auch abgesehen von dem historischen Werthe, einigen wissenschaftlichen Genuss gewähren wird. Aber auch den Orientalisten sind solche Arbeiten eine willkommene Erscheinung, weil sie hier über manche, auch in andern Werken vorkommende Benennungen, besonders aus dem Gebiete der Botanik, eine sichere Bedeutung und den entsprechenden deutschen oder lateinischen Namen erhalten, den man häufig in Wörterbüchern vergebens sucht. Eine werthvolle Zugabe für Sprachforscher, Aerzte und Botaniker bildet die am Ende des Werkes beigefügte Terminologie der heut zu Tage in Egypten in der Arzneikunde gebräuchlichsten Arzneipflanzen, welche er dem Herrn Dr. Pruner, Vorsteher des grossen Civilspitals in Cahira, verdankt. Herr Husson ist zwar der Verfasser dieser Terminologie, aber ohne Zweifel hat sie den Beifall des Herrn Dr. Pruner, der nun bereits fünfzehn Jahre, theils als Professor an der medizinischen Schule, theils als praktischer Arzt in Egypten lebt und der arabischen Sprache, besonders der egyptischen Volkssprache, worauf es ja hier allein ankömmt, vollkommen Meister ist. Dieser Terminologie geht auch ein Verzeichniss der Maasse und Gewichte der Araber voran; wie solche in ihren verschiedenen Dispensatorien vorkommen.

Ref. erlaubt sich nur noch zum Schlusse, den Herrn Verf. zu fragen, ob nicht etwa der erste Satz der Einleitung folgenderweise übersetzt werden könnte? „Wir finden nicht in allen Krankheiten, vorzüglich in zusammengesetzten, einfache, ihnen entgegenwirkende Heilmittel, und fänden wir sie auch (d. h. gäbe es auch solche), so würden wir sie nicht immer wählen (entweder nicht erkennen, oder weil sie in anderer Beziehung schädlich wären), zuweilen finden wir nicht einmal ihnen entgegenwirkende zusammengesetzte [Heilmittel], oder finden wir sie, so brauchen wir doch noch etwas, das die Kraft eines der beiden einfachen Mittel (aus denen es zusammengesetzt ist) verstärkt, wir müssen

Digitized by Google

daher noch ein einfaches Mittel damit verbinden u. s. w.“ So könnte man das Wort lama vor atharnâhum lassen, welches nach Herrn von Ṣontheim's Uebertragung zu streichen wäre.

Weil.

Das Studium der allgemeinen Geschichte nach dem gegenwärtigen Stand der historischen Wissenschaft und Literatur. Von Karl Johann Vietz, Doctor der Philosophie, k. k. ordentl. öffent. Professor der Geschichte an der Universität zu Prag. Prag, 1841.

Ein recht gutes Buch: mit Talent, Kenntniss und Fleiss geschrieben. Es ist für den Anfänger eine passende Einleitung in das Studium der Geschichte; aber auch der Gelehrte kann Manches daraus lernen. Der Verf. hat das Buch in drei Abtheilungen getheilt. Der erste Abschnitt enthält allgemeine Erklärungen (geschichtlichen Stoff, über die verschiedenen Begriffe von Geschichte, Arten der Geschichte, Erklärung der Weltgeschichte, nächster Zweck jeglicher Geschichte, Anwendung auf Weltgeschichte, über den allgemeinen Nutzen der Geschichte, über den besondern Nutzen, über den Nutzen der Weltgeschichte). Der zweite Abschnitt handelt von der Geschichtsforschung. Hier werden zuerst die historischen Quellen und ihre Doctrinen besprochen: Sagen, Denkmäler ohne Schrift, geschriebene Zeugnisse. Dann geht der Verf. über zu den selbständigen Wissenschaften, welche das Studium der Geschichte unterstützen; recht gründlich wird hier die Chronologie (insbesondere der christliche Kalender) besprochen, ferner die Geographie, Menschen- und Völkerkunde, Linguistik, Philologie, Sprachen, die Staatswissenschaften, vornemlich die Statistik, wobei die bestehenden Religionen aufgezählt werden, endlich die Philosophie. Der dritte Abschnitt enthält die Geschichtschreibung, und ist wiederum in folgende Unterabtheilungen getheilt: 1) Von den zum Geschichtschreiber erforderlichen Eigenschaften. 2) Von der Abfassung historischer Werke. 3) Von der historischen Schreibart. 4) Von geschichtlichen Abtheilungen und Uebersichten. 5) Abtheilung und Gliederung der Weltgeschichte. 6) Von welthistorischen Uebersichten. Wir sind mit dem, was er über die Anforderungen an den Geschichtschreiber sagt, vollkommen einverstanden, und heben daher, um die Leser selber ein Urtheil fällen zu lassen, einige Stellen aus. S. 146 sagt der Verf.: „Die Befähigung zum Geschichtschreiben in der höheren Bedeutung — das Wissen begreiflich vorausgesetzt — hingt ab von der Ausbildung des Talents; von Selbsterfahrung, von Welt- und Menschenkenntniss, und vor Allem von einer geläuterten, edeln Gesinnung. — Die Bildung, welche Schule und Bücher zu geben vermögen, reicht hier keineswegs hin. Anschaulichkeit, eine Haupteigenschaft historischer Darstellungen, kommt nicht von ihnen; diese muss anderweitig, kann nur aus dem Leben selbst eingeholt werden. — Wissen, Talent und Gelehrsamkeit für sich allein haben noch nie einen grossen Historiker hervorgebracht. Selbsterfahrung, die Frucht reifer Jahre, und Welt- und Menschenkenntniss, von diesen je mehr, desto besser, müssen mit jenen zusammentreffen, soll ein vollendeter Geschichtschreiber zum Vorschein kommen. Junge Leute und blosse Stubengelehrte sind nicht berufen, Geschichte zu schreiben,

Digitized by Google

am wenigsten Weltgeschichte; ja die blossen Gelehrten, in deren Besitz das Amt der Geschichtschreibung meistentheils gewesen ist, haben durch einseitiges und verkehrtes Auffassen, durch Theoriensucht insbesondere, der geschichtlichen Darstellung häufig und empfindlich geschadet, ein Urtheil, das sich mit der Anerkennung ihrer sonstigen Verdienste recht wohl verträgt. — Ob die Geschichte mehr durch Pedanterie der Gelehrten, oder durch die Unredlichkeit und Parteilichkeit gelitten, wäre eine schwer auszumachende Frage. So viel aber leuchtet ein, dass bei den grossen Gefahren des Missbrauchs, denen die Geschichte wie keine andere Wissenschaft blossgestellt ist, der Geschichtschreiber eine geläuterte, edle Gesinnung haben soll; damit kommt die so laut geforderte Wahrhaftigkeit von selbst. Ungeschmälert wird ein aufgeklärter und redlicher Verfasser den Schatz der Erfahrung überliefern, wie ein ehrlicher Mann das anvertraute Gut." —

Am Schlusse gibt der Verf. Andeutungen zu einer Geschichte der Welthistorie und ihrer Literatur, in welchen die Hauptmomente recht gut aufgefasst und dargestellt sind. Er beginnt von den ersten Zeiten, und schliesst mit der Gegenwart. Die Deutschen kommen natürlich am besten dabei weg, als diejenigen, welche das Feld der Weltgeschichte am Fleissigsten und Gründlichsten angebaut haben.

Bei aller Anerkennung der Verdienste des Verf. können wir nicht verhehlen, dass er hie und da einige Aeusserungen thut, welche im Grunde mit seiner verständigen und klaren Anschauung contrastiren, und die wir nur dadurch erklärlich finden, dass er Professor der österreichischen Monarchie ist. So werden denn z. B., wo es thunlich ist, Ausfälle auf die französische Revolution gemacht; auch der Philhellenismus wird S. 20 bitter berührt. (Man weiss, dass gerade Oestreich am heftigsten und längsten gegen den Aufstand des unglücklichen Volkes der Griechen war). Seite 24 spricht der Verf. sogar die Ansicht aus, dass der Nationalgeist, der Patriotismus, sich weit weniger auf gemeinsame Sprache und Abstammung gründet, als auf historische Momente, politische Einigung und Bedeutsamkeit. (Denn die östreichische Censur würde eine gegentheilige Ansicht, die jedoch von aller Geschichte gepredigt wird, zumal von der allerneuesten östreichischen, auf keine Weise haben durchgehen lassen). Wenn der Verf. übrigens als Beispiel für seine Behauptung die Römer anführt, so passt diess gar nicht. Denn man weiss ja, wie die römischen Provinzen behandelt worden sind, und dass diese wahrlich kein Interesse am römischen Reiche, resp. an der Einheit des römischen Reiches hatten, sonst hätten sie in der Völkerwanderung nicht so leicht ihre Herren gewechselt. Wahres Staatsleben, rechter öffentlicher Geist, wahre Kraft und wahrer Patriotismus ist nur da, wo Volk und Staat eins sind; nicht aber da, wo der letztere aus einem Conglomerate der verschiedenartigsten Völkerschaften zusammengewürfelt ist. — Ebenso kann der Verf. nicht verhehlen, dass er römischer Katholik ist: desshalb hie und da, jedoch bescheidene, Ausfälle auf die Reformation, und S. 207 Hervorhebung Heinrich Leo's, dessen streng kirchliche, ja man kann wohl sagen katholische Richtung bekannt ist. —

Trotz dieser Ausstellungen indessen, die ohnediess nur an einzelnen Stellen hervortreten, können wir das Buch empfehlen als tüchtig und belehrend.

Digitized by Google

Correspondenz des Kaiser Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. Karl Lang. Erster Band. 1513—1532. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1844.

Es ist schon öfter die Bemerkung gemacht worden, dass sich gegenwärtig das Zeitalter der Reformation fast unter allen Epochen der umfassendsten und vielseitigsten Bearbeitung zu erfreuen hat. Es ist sehr natürlich, dass auch die diplomatische Behandlung derselben nicht zurückbleibt; von allen Seiten her werden neue Urkunden aus jener denkwürdigen Zeit hervorgezogen und an das Tageslicht gebracht. Unter solchen Urkundenbüchern nimmt nun das vorliegende Werk offenbar eine der ersten Stellen ein. Es enthält nämlich Briefe von und an Kaiser Karl V. geschrieben, welche der Verfasser in den Brüssler Archiven gefunden. Briefe aber haben wir allezeit für die wichtigsten historischen Documente gehalten. Denn öffentliche Urkunden wollen wenig sagen, ja, es ist bekannt, dass dergleichen oft geradezu der eigentlichen Geschichte widersprechen; zum Mindesten wird man in ihnen nicht leicht den wahren Geist der Begebenheiten, die leitenden Motive der handelnden Personen erkennen können. Aber mit Briefen ist es ganz anders. In ihnen enthüllt sich der Mensch vollkommen, kommt die eigentliche Absicht seiner Handlungen zu Tage, und darum wird sich, vorausgesetzt, dass sie nicht mit der Intention zu täuschen geschrieben sind, aus ihnen am Leichtesten eine pragmatische Geschichte verabfassen lassen.

Der vorliegende erste Band dieses Werkes beginnt vom Jahr 1513 und geht bis 1532. Er umfasst also die Zeit der ersten französischen Kriege, die Zeit der Entstehung des Protestantismus, der Grundlegung des Schmalkaldischen Bundes. Fast über alle denkwürdigen Begebenheiten jener Zeit hat der Verf. uns Briefe mitgetheilt. Doch sind dieselben in den ersten Jahren, bis 1524, ziemlich spärlich; desto reichhaltiger fliessen sie vom Jahr 1525 an; am meisten sind aus den Jahren 1529, 1530, 1531, 1532 mitgetheilt. Wir können uns diessmal in eine nähere Würdigung der Wichtigkeit der einzelnen Briefe nicht einlassen, und begnügen uns daher damit, eine kurze Uebersicht der in denselben besprochenen Gegenstände zu geben.

Aus dem Jahr 1513 wird nur ein einziges Schreiben vom König Ludwig von Frankreich an Karl mitgetheilt. Aus dem Jahre 1514 ist nichts vorhanden. Von 1815 wird eine Reihe von Berichten der Gesandtschaft Karl's am französischen Hofe gegeben. Aus dem Jahr 1516 und 1517 ist wiederum nichts vorhanden, von 1518 nur zwei, von 1519 und 1520 immer nur ein Brief; aus dem Jahr 1521 wieder keiner. Die 13 Briefe von 1522, von Papst Adrian VI., der Stadthalterin Margaretha, dem Vicekönig Lannoi von Neapel, dem Kaiser u. s. w. besprechen die italienischen und französischen Angelegenheiten, ebenso die drei aus dem Jahr 1523, vom Kaiser an den Vicekönig Lannoi, die Statthalterin Margaretha und den Papst Clemens VII.; doch werden im letzten Briefe vom Kaiser auch die deutschen Verhältnisse berührt. Die Briefe aus dem Jahre 1524, vom Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, Margaretha, Lannoi, Gannart u. a. verbreiten sich über die Zustände in Italien, Frankreich, aber auch über die deutschen, namentlich über den Reichstag in Nürnberg, und hier sind besonders Nr. 52 und 55 wichtig. Die 20 Briefe aus dem Jahr 1525 sind den italienischen Verhältnissen, den französischen, der Schlacht bei Pavia gewidmet; zu-

Digitized by Google

gleich werden aber auch die deutschen, wie Bauernaufruhr, die englischen und portugiesischen besprochen. Aus dem Jahre 1526 sind 18 Briefe vorhanden, vom Kaiser, Margaretha, Lannoi, Clemens VII, u. s. w., welche sich wiederum über die italienischen, französischen, niederländischen Verhältnisse verbreiten, aber auch über die Türkei und über den König von Dänemark, Christian II. Die Briefe von 1527 enthalten fast nur Nachrichten über den Kriegsschauplatz in Oberitalien. Vom Jahre 1528 an werden die Nachrichten immer umfassender; die Briefe verbreiten sich über die Zustände in Italien, Niederlanden, über das Verhältniss des Kaisers zum Könige Franz von Frankreich, zum König Heinrich VIII. von England, zum Könige Christian II. von Dänemark, zum Perserschach Ismael Sophi und zu den Türken; endlich über die deutschen Verhältnisse und über die schweizerischen. Der Briefwechsel von 1530, 1531, 1532 ist besonders den deutschen Zuständen gewidmet, und ist höchst interessant, da er uns ganz klar das Gewebe der kaiserlichen Politik, gegenüber den Protestanten, und wiederum gegenüber Frankreich und dem Papste durchschauen lässt. Unter vielen anderen Einzelnheiten ist besonders der Nr. 223 ausgesprochene Plan merkwürdig, den Melanchthon zu gewinnen für den Pabst und den Kaiser und durch ihn auch die übrigen Protestanten wieder herbeizuziehen; ferner die Verhandlungen über die katholischen Schweizercantone nach ihrem Siege über die Evangelischen, welche Ferdinand, der Bruder des Kaisers, unterstützt wünscht, während der Kaiser zögert; die Verhandlungen mit Baiern u. s. w.

Der Herausgeber hat sich durch die Veröffentlichung dieser Correspondenz ein grosses Verdienst um die Aufhellung jener Periode erworben. Mit Spannung sehen wir dem zweiten Theile entgegen.

Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung, von Alexander Flegler. Erster Band. Winterthur, Verlag der Steiner'schen Buchhandlung. 1845.

Ein eigenthümliches, nicht ohne Geist geschriebenes Buch. Der Verf. ist zu dem hier behandelten Gegenstande, nämlich den deutschen und spanischen Nationalcharakter in ihren historischen Hauptmomenten miteinander zu vergleichen, durch seine individuelle Geistesentwickelung gekommen; und daraus muss man auch die Anlage des Buches erklären, welches weniger einen systematischen, streng logischen Gang verfolgt, als vielmehr aus dem Nachgeben von zufälligen, momentanen Eindrücken entstanden zu seyn scheint. Nichts destoweniger ist es eine interessante und wohl auch belehrende Schrift. Der Verf. hat den vorliegenden ersten Band in zwei Abtheilungen getheilt: 1) Die universalhistorischen Momente der spanischen Geschichte. 2) Vergleichung des spanischen Nationalcharakters mit dem deutschen. In der ersten Abtheilung weist er nach, wie der spanische Volkscharakter sich in der Geschichte mehr durch äussere Begebenheiten hat bestimmen lassen, als dass er selbständig in die Weltgeschichte eingegriffen hätte, dass aber die Spanier, wenn man sie in ihrem eigenen Lande angetastet, auf das Eifrigste und Tapferste ihre Unabhängigkeit vertheidigt hätten. Im spanischen Charakter findet er grosse Lebendig-

Digitized by Google

keit, Erregtheit, Schwärmerei und zugleich freie Persönlichkeit, wesshalb die Einwohner so bald das Christenthum, und zwar in einer besondern, nämlich exaltirten Richtung angenommen hätten. Die orientalische Färbung im Nationalcharakter erkläre auch, warum die Araber im 8. Jahrhundert so leicht Fuss fassen und so lange sich behaupten konnten; es bestand zwischen Arabern und Spaniern von vornherein eine gewisse Gleichartigkeit. Der Einfluss der Kirche in Spanien, und namentlich der römischen, des Pabstthums wird nun näher aus dem Charakter der Nation motivirt, woher auch zu begreifen, warum von Spanien Dominikaner und Jesuiten, die wichtigsten Stützen des Katholicismus resp. der Hierarchie, ausgegangen, und warum die Reformation, die doch überall so grosse Wirkungen hervorgebracht, in Spanien so wenig Anklang gefunden. Die politischen Verhältnisse werden weniger klar auseinandergesetzt; namentlich ist der Uebergang aus der ständischen Verfassung des Mittelalters zu dem Absolutismus unter den Philippen nicht gehörig motivirt. Und ebenso die politische Erhebung des Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Desto schätzenswerther ist der Abschnitt über die spanische Literatur.

Von Seite 137 an beginnt die zweite Abtheilung: Vergleichung des spanischen Nationalcharakters mit dem deutschen. Es ist diess nicht eine historische Entwickelung, sondern der Verf. greift den einen oder den andern Punkt heraus, an welchem sich eine Vergleichung zwischen beiden Völkern anstellen lässt, und sucht die Ansicht, die er dabei aufstellt, durch historische Data zu motiviren. Dieser Aufsatz ist mit Geist und lebendig geschrieben, und hat uns im Allgemeinen weit mehr angesprochen, als der erste, obwohl wir mit dem Verf. keineswegs ganz übereinstimmen können. Denn das Resultat dieser Vergleichung schlägt offenbar zum Nachtheil der Deutschen aus, und bewirkt, indem der Verf. die herrschenden öffentlichen Zustände und die schlechten Seiten derselben aus unserm Nationalcharakter zu erklären sucht, eine gewisse Entmuthigung, also gewiss das Gegentheil von dem, was der Verf. wünscht oder beabsichtigt hat. Er scheint mir zu denjenigen zu gehören, die in der Jugend für die Realisirung einer grossen politischen Idee etwas gewagt und geopfert haben, die aber durch den unglücklichen Ausgang dieses Strebens, herbeigeführt durch die Theilnahmlosigkeit der Zeitgenossen, in ihren Hoffnungen auf das Grausamste enttäuscht worden sind. Für den schlechten Erfolg ihrer Bemühungen suchen sie sich nun dadurch zu entschädigen, dass sie sich einreden, das ganze Volk passe nicht für etwas Aehnliches und werde es überhaupt nie dahin bringen. Daraus lassen sich denn Aeusserungen von Männern erklären, die anerkannt zu der Partei des Fortschritts gehören, die aber so wenig an irgend eine kräftige politische Haltung des Volkes glauben, dass ihnen Alles auf Politik Bezügliche indifferent scheint. Gewiss wird man zugeben müssen, dass diess die schlechteste Politik ist, die man anwenden kann. Napoleon sagte einmal, so lange er noch nicht todt sey, habe er noch nicht verloren. So lange man lebt, muss man auf seinem Posten stehen bleiben und unermüdlich auf demselben wirken; Geduld und Ausdauer siegen zuletzt doch. Nicht diejenigen daher scheinen mir die rechte Politik zu haben, welche dem deutschen Volke geradezu ins Gesicht sagen: ihr bringt es doch zu nichts! Also gebt Euch keine Mühe! Denn dadurch würde der politische Indifferentismus, der ohnediess bei uns nicht zu gering ist, nur noch mehr Nahrung erhalten, sondern im Gegen-

Digitized by Google

theile, aus allen Kräften und von allen Seiten sollte man der Nation vorhalten, was sie politisch werden könnte und was sie einmal auch werden müsste, wenn sie die ihr von der Natur verliehenen Eigenschaften und Kräfte ordentlich und gewissenhaft verwenden will. Unser Verf. bleibt aber nicht einmal bei der Wahrheit stehen, sondern er geht — gewiss, ohne dass er es selber weiss, vielmehr in gutem Glauben — über dieselbe hinaus. Dass unsere politische Taktlosigkeit ziemlich gross ist, wissen wir; ebenso, dass unsere vorwiegende Individualität es nicht leicht zu einem gemeinsamen, Alles erwägenden, ausdauernden, einmüthigen Handeln kommen lässt. Aber so ganz erbärmlich, wie uns der Verf. schildert, sind wir denn doch noch nicht; am allerwenigsten würde die Gegenwart dazu ein Bild hergeben können. Aber der Verf. ist seit länger aus dem deutschen Lande entfernt, und mag desshalb den Geist nicht kennen, der heutzutage sich allenthalben zeigt. Die Schilderung unseres Volkes in politischer Hinsicht hat aber derselbe dem 18. und 19. Jahrhundert entlehnt; weiter ist er nicht zurückgegangen, wenigstens würde seine Schilderung nicht auf die früheren Zeiten passen, und da, wo er etwas davon berührt, wie z. B. den Bauernkrieg, ist er offenbar ungerecht. Sodann wirft er uns auch noch Selbstüberschätzung vor, Misskennung anderer Nationen — uns, die wir von jeher das bescheidenste unter allen Völkern gewesen und es eben darum zu nichts haben bringen können. Die Schilderung von diesem unsern angeblichen Fehler passt darum auch nicht auf das ganze Volk, sondern höchstens auf eine Partei, die aber keineswegs als die Nation figuriren darf. Der Verf. begeht daher denselben Fehler, den die Nation im Ganzen und Grossen begangen: aus zu grosser Unpartheilichkeit setzen wir uns vorerst selber recht tief herunter, zweitens — was die nothwendige Folge davon ist — die andern Nationen recht hoch hinauf, und dann — diess folgt wiederum sehr leicht aus den zwei ersten Punkten — ist es doch sehr natürlich, dass die Andern Alles sind, Alles bedeuten, Alles haben müssen, wir aber gar Nichts. Ich sehe gar nicht ein, warum der Verf. den Spaniern, den Franzosen, den Italienern und fast sämmtlichen Nationen Europa's das Wort redet und ihnen ihre Ruhmredigkeit am Ende als Lob anrechnet, während wir, wenn wir nur in der einen oder andern Beziehung, wie z. B. nur in der Wissenschaftlichkeit, etwas bedeuten wollen, sogleich von ihm auf den Kopf geschlagen werden. Man sage und rüge die Fehler eines Volkes: das ist recht und gut! Zugleich gebe man aber auch die Arznei, und zwar eine innerliche; denn gerade wir brauchen eine solche am allernothwendigsten, weil wir mehr als billig immer nach dem Auslande greifen. Die einzige Arznei aber, die zunächst für Alles helfen kann, ist Selbstbewusstseyn.

P. F. Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Grossbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. Mit einer Vorrede von Franz Baltisch. Leipzig, Brockhaus 1844.

Ein Buch, aus dem man, trotz des empfehlenden Vorworts von Baltisch, wenig oder gar nichts lernt. Der Verf. Aiken ist nämlich ein englischer Tory,

Digitized by Google

und betrachtet die englische Constitution sowohl wie die nordamerikanische von streng aristokratischem Gesichtspunkte aus. Seine Vergleichung beider Verfassungen ist daher weniger eine objective, mit den einzelnen Thatsachen sich begnügende, sondern sie ist eine Parteischrift. Er nimmt zu seinen Quellen natürlich meist nur solche Bücher über Nordamerika, welche in seinem Sinne sprechen, und wenn er auch von den andern hie und da eine Stelle citirt, so haben diese den nämlichen Charakter, wenigstens in der Weise, wie sie der Verf., aus dem Zusammenhange gerissen, uns mittheilt. An den amerikanischen Zuständen findet nun der Verf. kaum etwas Gutes, höchstens findet nur das Lob, was mit der englischen Constitution übereinstimmt, und die kleinste Abweichung von derselben wird streng getadelt. Dagegen wird die englische Constitution, oder vielmehr das streng aristokratische Element in derselben bis zum Himmel erhoben; sie ist die beste unter allen, die jemals dagewesen, ja die jemals seyn werden; in nichts findet er die Nothwendigkeit einer Verbesserung, und da, wo neuerdings zum Nachtheile des Torismus etwas geändert worden, wie z. B. in der Reformbill, findet er sogar zu tadeln. Man kann nicht sagen, dass der Verf. seine politische Ansicht mit viel Scharfsinn und mit wirklichen Gründen zu vertheidigen gewusst hat: er spricht vielmehr sehr oberflächlich über die meisten Gegenstände, die er berührt, und die Hauptargumente, welche von ihm vorgebracht wurden, sind aus der Bibel entlehnt, nur Schade, dass auch diese nicht immer passen. Er hat das Buch in sechs Capitel getheilt. Das erste enthält die Einleitung, meist geschichtlich, dann einen kurzen Ueberblick von der Verschiedenheit beider Constitutionen. Im zweiten Capitel geht er zu den Provinzialeinrichtungen über, die er in beiden Staaten vortrefflich findet — die Amerikaner hatten nämlich die ihrigen England nachgebildet — und zu den allgemeinen Grundzügen der amerikanischen Verfassung. Im dritten Capitel wird das Wahlrecht besprochen und die legislativen Versammlungen. Hier erklärt sich der Verf. gegen den amerikanischen Brauch, die Repräsentanten jährlich oder alle zwei Jahre frisch zu wählen; dadurch werde ein beständiger Zustand der Gereiztheit bewirkt; ferner gegen die Ballotage, während er die öffentliche Abstimmung bei den Wahlen in England natürlich hervorhebt. Aber die Gründe, welche von den Radikalen in England selbst gegen die öffentliche Abstimmung vorgebracht werden, vermag er keineswegs zu widerlegen; er geht nie auf des „Pudels wahren Kern", sondern immer nur auf Nebendinge, die gar nicht in Betracht kommen. Dann tadelt er die grosse Abhängigkeit, in welcher die Repräsentanten von ihren Committenten stünden, die geringe Achtung, welche die Beamten und Staatsmänner genössen: daraus sey zu erklären, dass sich so wenig Tüchtigkeit und Talent bei den Verwaltern des Staates finde. Noch mehr fast wird das allgemeine Stimmenrecht bei den Wahlen getadelt, die Sache der Besitzenden ergriffen, und das längst abgedroschene Argument wieder beigebracht, dass die geringeren Klassen von den höheren ja hinlänglich vertreten würden. Die stürmischen Versammlungen der Repräsentantenhäuser in Amerika werden hierauf bitter getadelt, während die ruhige, gesetzliche Haltung des englischen Parlaments, vorzugsweise des Hauses der Lords sehr gepriesen wird. Das vierte Capitel handelt von der ausübenden Gewalt. Diese findet er in Nordamerika viel zu schwach, obwohl der Präsident das Obercommando über eine Armee von 10,000 Mann, über 62 Li-

Digitized by Google

nienschiffe, das Recht, Traktaten zu schliessen und endlich das, freilich suspensive, Veto hat. Die gerichtlichen Institutionen Amerika's, welche im fünften Kapitel besprochen werden, werden im Allgemeinen gelobt, weil sie von England stammen; aber einzelne Abweichungen, wie z. B., dass die amerikanischen Richter absetzbar, temporär gewählt sind, getadelt. Endlich wird gar den Amerikanern religiöser Sinn abgesprochen, was wenigstens einem Deutschen niemals einfallen würde zu behaupten. Freilich, ein so eingefleischter Tory, wie der Verf., der an allen alten Einrichtungen so starr festhält, und daher auch an den kirchlichen, wird die Gewissensfreiheit und den gänzlichen Mangel einer kirchlichen Autorität in Nordamerika niemals gut heissen können. Aber jeder Reisende in Nordamerika, der auch nur eine kurze Zeit daselbst sich aufgehalten, wird sofort die Wahrnehmung machen müssen, dass religiöser Sinn dort mehr vorhanden ist, als vielleicht in irgend einem andern Lande. Im sechsten Capitel, wo der gesellschaftliche Einfluss der politischen Einrichtungen besprochen wird, tadelt der Verf. unter Anderem das Verhältniss zwischen Herren und Dienstboten in Amerika, und weiss auch dagegen Bibelsprüche beizubringen. Aiken geht in diesem Buche von der durchaus falschen Ansicht aus, dass die aristokratisch-monarchische die absolut beste Regierungsform sey, und dass die demokratische dieser in allen Dingen nachstehe. Die Verfassungen sind aber mehr oder minder das Resultat von dem Volkscharakter und der geschichtlichen Entwickelung der Nationen. Daher wird für das eine Volk die Aristokratie, für das andere die Demokratie, für das dritte die absolute Monarchie passen. Jede Verfassungsform hat aber ihre eigenthümlichen Wirkungen, gute wie schlechte, und die eine wird vielleicht ohne die andere nicht existiren können. Nur eine ruhige, vorurtheilslose, unparteiische Abwägung der verschiedenen Wirkungen der einzelnen Verfassungsformen kann zum wahren Ziele führen. Schliesslich wollen wir noch bemerken, dass der Bearbeiter Clement in beigefügten Noten die falschen, unwahren oder ungereimten Behauptungen des Verf. recht gut berichtigt hat.

Boehmen. Geschichte des Landes und seines Volkes von der frühesten bis auf die neueste Zeit von Dr. J. P. Jordan. Erster Band. Mit Stahlstichen. Leipzig. Verlag von C. W. Naumburg. 431 S. in 12.

Dieses Werk scheint für ein grösseres, gebildetes, vielleicht auch zunächst böhmisches Puubikum bestimmt, welchem in einer anziehenden und lebendigen Darstellung die Geschicke des Czechen-Landes und seiner Bewohner von den ältesten Zeiten an vorgeführt werden sollen. Insbesondere verweilt der Verf. bei der älteren, zum Theil mythischen Geschichte des Landes, selbst poetische Stücke, Sagen und dergleichen mit einflechtend; er schildert in ähnlicher Weise auch die Bewohner, ihre Sitten, ihre politischen Verhältnisse und dergleichen, um so ein nicht ohne sichtbare Vorliebe ausgeführtes Bild czechischen Lebens in der Urzeit seinen Lesern zu geben, die, wenn sie keine andere Forderungen an eine solche Darstellung machen, sich auch befriedigt finden werden. Der erste Theil reicht bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, wo Böhmen als erbliches Königthum unter den Premysliden neben Deutschland auftritt. Zur schönen äussern Ausstattung kommen noch mehrere Stahlstiche hinzu.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Die attische Tragödie, eine Festfeier des Dionysos. Eine Einleitung zur Lectüre der griechischen Tragiker von August Witzschel. Leipzig. Verlag von Geuther. 1844. 55 S. in 8.

In diesem, zunächst zur dritten Säcularfeier des Eisenacher Gymnasiums bestimmten Büchlein wird der Ursprung, die ganze Entwickelung und der Gang der hellenischen Tragödie, ihr Charakter wie ihre Tendenz, ihre äusseren wie inneren Verhältnisse in einer so befriedigenden, klaren und anschaulichen Weise auseinandergesetzt, dass man mit allem Recht diese Schrift als „Eine Einleitung zur Lectüre der griechischen Tragiker" nicht bloss empfehlen, sondern auch ihre Verbreitung unter den Kreisen, für welche der Verf. schrieb, sehnlichst wünschen muss. Denn in der That, es ist uns keine ähnliche Schrift bekannt, welche die Grundzüge der hellenischen Tragödie, namentlich auch ihren Ursprung, wie ihre daraus allein zu erklärende Fortbildung in einer so wohl begründeten und anschaulichen Weise uns vorführt, wie diese, während sie von allen den zahlreichen Irrthümern sich frei zeigt, die wir in so vielen Schriften darüber mehr oder minder antreffen. Der Verf. hält durchaus auf der religiösen Grundlage fest, die ihn in der Tragödie zunächst und ursprünglich nur einen weiteren Zusatz zur Verherrlichung der dionysischen Festfeier erblicken lässt; er untersucht dann weiter, welchen Einfluss diess auf die eigenthümliche Entwicklung und Ausbildung der Tragödie gehabt habe, und gibt damit eigentlich einen Umriss des Ganges und der Entwicklung, welche die Tragödie von ihren ersten Anfängen an bis zu ihrer völligen Ausbildung unter Sophocles und Euripides genommen hat; er weist nach, wie die Tragödie, selbst in ihrer höchsten Ausbildung, doch immer noch an dem ursprünglichen Grunde, der religiösen Bestimmung, festhält, und hier in dem einmal Ueberlieferten eine Beharrlichkeit zeigt, die uns allerdings auf den ersten Blick befremden mag, aber in den Anschauungen der Hellenen, in der innigen Verbindung der Kunst, ja des ganzen öffentlichen und häuslichen Lebens mit der Religion und dem Cultus ihren Grund hat, eben darum auch nicht als Hemmung und Störung des frei schaffenden Geistes, der sich auf dieser Grundlage nach allen Seiten hin bewegen konnte, betrachtet werden kann. Als die Punkte nun, in welchen sich dieses Festhalten an der alten und ursprünglichen Grundlage zunächst kund gibt, bezeichnet der Verf. erstens die Behandlung der alten Mythen, insofern

Digitized by Google

der Inhalt der Tragödie meist aus dem troischen und thebanischen Sagenkreise entnommen ward, aus der Heroenwelt und nicht aus der Mitwelt, aus der Zeit- oder Menschengeschichte, daher von historischen Dramen oder Charakterstücken hier, vielleicht einzelne wenige Ausnahmen abgerechnet, über die wir nicht einmal näher unterrichtet sind, nirgends die Rede ist. Hier erscheint eben ganz deutlich die Tragödie nur als ein Theil eines Götterfestes, zur Verherrlichung dionysischer Festfeier bestimmt, wesshalb sie auch von dieser ihrer Grundbestimmung sich nicht zu entfernen wagen konnte. In wiefern damit sogar die trilogische Form, deren sich Aeschylus zunächst bediente, während Sophocles sie wieder verliess, im Zusammenhang steht und welche Bedeutung sie überhaupt hat, wird von dem Verf. gut (S. 29) nachgewiesen.

An zweiter Stelle nennt der Verf. die Beibehaltung des Chors, der bei allen Veränderungen, welche die Tragödie erlitten, doch nie aus derselben verschwindet; auch davon ist der Grund nur in dem religiösen Zweck zu suchen, welcher den Chor und dessen Beibehaltung zu einer Art von Nothwendigkeit machte. Wenn der Verf. bei dieser Gelegenheit auf das durchaus Unpassende der Einführung des Chors in die neuere Tragödie aufmerksam macht (S. 35 ff.), so werden ihm alle besonnenen Kunstrichter darin nur beipflichten können. Der dritte Punkt, in welchem sich dieses Festhalten an der ursprünglichen und überlieferten Form kundgibt, ist die ganze scenische Einrichtung und Darstellung, die einen eben so grossen Unterschied der alten und neuen Tragödie begründet, aber ebenfalls nur aus der ursprünglich relgiösen Bestimmung der alten Tragödie erklärt werden kann. Auch dieser Punkt wird in einer eben so befriedigenden Weise besprochen, und so gibt das Ganze eine eben sowohl begründete, als anschauliche und klare Darstellung dessen, was, weil es zum allgemeinen Charakter der hellenischen Tragödie gehört, auch die beste Einleitung zur Lectüre und zu einem richtigen Verständniss der einzelnen Dramen selbst bilden kann.

Euripidis fabulae selectae. Recognovit et in usum scholarum edidit Augustus Witzschel. Vol. I. Hippolytum continens. Vol. II. Iphigeniam in Tauris continens. Jenae. Prostat apud Frider. Mauke. MDCCCXLIV. X. und 134. X. und 151 S. in 8. (Jedes der beiden Stücke auch mit besonderem Titel.)

Nicht Lehrer und Lernende zugleich sind es, für welche diese Ausgabe bestimmt ist; bloss die letzteren hatte der Herausgeber im Auge; für ihre Bedürfnisse bei der Lectüre des Euripides zu sorgen, war sein nächster Zweck, den er durch einen correcten Text, wie durch die demselben beigegebenen Noten möglichst zu erreichen suchte. Hinsichtlich der letzteren, d. h. der hier zu treffenden Auswahl und des dabei zu beobachtenden Maasses galt der Grundsatz, den wir mit seinen eigenen Worten hier anführen wollen: „In adnotationibus — fere ubique dedi, quae juvenibus, quos bene praeparatos ad scholas accedere aut privato studio tragoediam perlegere jubemus, necessaria ac frugifera essent. Quae adtuli, scripsi quam potui brevissime, omissis iis, quae quam-

Digitized by Google

quam per se haud inutilia tamen superflua et ad rem praesentem minus pertinere arbitrabar.“ Und dass er diesen Standpunkt auch durchaus festgehalten, dass es insbesondere die so nachtheilige Wortfülle oder die Sucht, Alles und Jedes, was in den Bereich der Grammatik oder der Lexicographie gehört, zu erklären, was den Schüler nur träge und bequem macht, ohne ihn anzuregen, sorgsam vermieden, dass er desshalb auch die sogenannte ästhetische Interpretation unberücksichtigt gelassen, wird man nur billigen können. So ist denn der griechische Text keineswegs unter den Noten erdrückt, während doch da, wo dem Lernenden eine Nachhülfe nöthig schien, eine solche nicht vermisst wird; dasselbe mag auch von den einzelnen, auf Kritik bezüglichen Bemerkungen gelten, die, insofern sie Lesarten betreffen, welche auf den Sinn der Stelle Einfluss haben, oder eine grammatische oder sprachliche Differenz betreffen, zumal in der mehr fragenden Weise, in welcher dieselben gehalten sind, keine Missbilligung erregen können, sondern vielmehr als eine nützliche Anregung der eigenen Denkkraft des Lernenden zur genaueren Unterscheidung der hier in Betracht kommenden Verhältnisse anzusehen sind. Der Herausgeber hat, als ein erfahrener Schulmann, das richtige Maass einzuhalten gewusst und dadurch der auch durch correcten Druck und ein angenehmes Aeussere sich empfehlenden Ausgabe die Eigenschaften verliehen, welche ihre Einführung und Verbreitung auf Schulen wünschenswerth machen. Die beiden bisher erschienenen Stücke haben ohnehin von Seiten des Inhalts etwas Anziehendes; die Iphigenia auf Tauris mag schon durch die Rücksicht auf Göthe's Iphigenia sich zu einem Gegenstand der Lectüre insbesondere empfehlen. Erspriesslich aber wäre eine in diesem Sinn und Geist fortgeführte Bearbeitung noch anderer Dramen des Euripides, die sich zur Lectüre auf unsern Schulen eignen. Der Herausgeber, mit Euripides und allen den darauf bezüglichen Forschungen der neueren Zeit so wohl vertraut, wie diess die beiden hier vorliegenden Bändchen zeigen, würde damit den Freunden euripideischer Muse einen wahren Dienst erweisen.

Babrii fabellae Jambicae CXXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonadii passim reficta cum brevi adnotatione critica ediderunt J. C. Orellius et J. G. Baiterus. Turici, Impensis Meyeri et Zelleri 1845. VIII. und 107 S. in klein 8.

Es war der nächste Zweck der Herausgeber, von den durch einen glücklichen Fund neuerdings zu Tage geförderten Fabeln des Babrius einen ebenso correcten als in seinem Preise billig gestellten Abdruck zu liefern, um so auch minder Bemittelten die Anschaffung und damit die eigene Einsicht in diesen merkwürdigen Fund, jedenfalls einen der bedeutendsten der neueren Zeit, zu erleichtern. Und dieser löbliche Zweck ist auch in der That durch diese Ausgabe, die sich eben so sehr durch die grosse Correctheit, als durch ein äusserst ansprechendes, den bekannten Abdrücken des Plato und der attischen Redner gleichgestelltes Aeussere empfiehlt (wie wir Beides freilich bei derartigen Erzeugnissen der Züricher Presse schon gewohnt sind), gewiss erreicht, damit aber für die grössere Verbreitung dieser Fabeln bestens gesorgt worden.

Digitized by Google

Nach der ersten Pariser, von Boissonade bekanntlich besorgten Ausgabe ist der griechische Text hier abgedruckt, jedoch mit Beseitigung einiger störenden Druckfehler und mit Berichtigung einzelner verdorbenen und fehlerhaften Stellen; weggelassen ward (und mit Recht) Boissonade's lateinische, dem griechischen Text in der Pariser Ausgabe gegenüberstehende Uebersetzung; ebenso sind auch die Noten weggefallen; an ihre Stelle tritt S. 76—100 eine dem Abdruck des Textes folgende Adnotatio critica, welche das Wesentlichste aus den Noten von Boissonade, zumal das auf die Kritik Bezügliche, in gedrängter Fassung mittheilt, aber damit auch eine Reihe von weiteren kurzen Bemerkungen oder Vorschlägen zur Bessergestaltung des Textes verbindet, welche meist von Herrn Baiter, theilweise auch von Herrn Sauppe, ausgegangen sind und gewiss eine höchst dankenswerthe Zugabe bilden; und damit in Bezug auf Kritik Nichts fehle, ist aus der zweiten, kleineren Ausgabe, welche Boissonade bald nach dem Erscheinen der grösseren folgen liess, in einem Epilogus p. 106 und 107 eine Zusammenstellung der Abweichungen gegeben, welche diese zweite Ausgabe, die auch auf dem Titel als „novis curis expolita" bezeichnet wird, in Folge der von Boissonade angenommenen Textesänderungen bietet. So ist es dem Leser wie dem Kritiker durchaus möglich gemacht, über die Fassung des Textes zu einer klaren Einsicht zu gelangen; mehrfache Versuche sind bekanntlich seit dem ersten Erscheinen dieser Fabeln theils in Frankreich, theils und besonders in Deutschland, hier von einigen namhaften Gelehrten gemacht worden, um die Mängel und Gebrechen des Textes dieser Fabeln, wie er in dem von Menas genommenen Apographum uns überliefert ist, möglichst zu beseitigen, was auch eine sorgfältigere Beachtung der Sprache und des Metrums veranlasst hat, wie sie eben so sehr zur Feststellung des Textes, als zur näheren und sicheren Bestimmung des Zeitalters, in welches diese Producte fallen dürften, nothwendig ist; ja bereits ist eine zweite Ausgabe dieser Fabeln in Deutschland erschienen, welche neben der Berichtigung des Textes auch die Frage nach dem Zeitalter des Dichters, dessen Namen diese Fabeln tragen, zu lösen versucht hat, ohne damit die hier anzuzeigende Züricher Ausgabe überflüssig zu machen oder die Streitfrage über die Zeit des Babrius entschieden zur Lösung gebracht zu haben, was allerdings bei dem Ungenügenden der bisher bekannt gewordenen äusseren Zeugnisse auch nichts Leichtes ist. Denn die Vermuthung des ersten französischen Herausgebers, welche ein Product aus dem Zeitalter des römischen Kaiser Alexander Severus hier vermuthen möchte, und auf diesen Imperator den König Alexander bezieht, dessen Sohn Branchus der Fabeldichter mehremale anredet (s. Fab. 108 vergl. Prooem. und Fab. 74, 15; 18, 15; 72, 23), entbehrt doch gar sehr jeder weiteren Begründung und selbst Wahrscheinlichkeit: so wenig wir übrigens aus sprachlichen wie aus metrischen Gründen in diesen Fabeln nach der hier bekannt gewordenen Fassung ein Erzeugniss der römischen Kaiserzeit aus den ersten christlichen Jahrhunderten verkennen möchten, eben darum uns auch nicht wohl entschliessen können, mit den Züricher Herausgebern, auf eine frühere vorchristliche Periode, zunächst die alexandrinische (S. VII) zurückzugehen, sondern in sofern allerdings uns mehr der Ansicht des Berliner Kritiker nähern möchten, welcher den Babrius in das Zeitalter des römischen Dichters Martialis verlegt, so ungewiss uns auch die von diesem Gelehrten versuchte Beziehung

Digitized by Google

des Königs Alexander auf den von Vespasianus zu einem Könige von Issias in Cilicien bestellten Alexander, aus dem jüdischen Geschlechte der Herodes, zu seyn scheint, und, wie auch früher schon bemerkt worden, der Name Branchus uns vielleicht eher nach Milet und in dessen Nähe führen kann. Doch hoffen wir, dass fortgesetzte Forschungen die Lösung auch dieses Räthsels noch bringen, und danken wir den Herausgebern, welche, indem sie diese Fabeln in einer so schönen Ausgabe einem grösseren und weiteren Kreise zugänglich gemacht, damit auch alle solche Forschungen wesentlich gefördert haben.

Poetae scenici Graecorum. Recensuit et annotatione siglisque metricis in margine scriptis instruxit Fridericus Henricus Bothe. Editio secunda emendatior. Volumen quintum: Aristophanis Comoediae. Vol. I.

Und mit dem zweiten Titel:

Aristophanis Comoediae. Recensuit et annotatione instruxit Fridericus Henricus Bothe. Editio secunda emendatior. Volumen primum. Acharnenses. Equites. Nubes. Lipsiae. Sumtibus librariae Hahnianae. MDCCCXLV. XVI. und 391 S. in gr. 8.

Wohl mag diese neue Bearbeitung als ein erfreuliches Zeichen der günstigen Aufnahme gelten, deren sich die erste Ausgabe seit ihrem Erscheinen im Jahr 1830 zu erfreuen hatte. Sie soll dieselben Zwecke fördern; sie ist daher auch in ihrer ganzen Anlage sich im Wesentlichen gleich geblieben, wohl aber hat sie im Einzelnen im Text wie besonders in den Anmerkungen solche Veränderungen, Verbesserungen und Berichtigungen erfahren, welche durch des Herausgebers eigene Studien, wie durch die zum Theil ausgebreiteten Forschungen und Untersuchungen anderer Gelehrten über Aristophanes nöthig geworden waren. Dabei hat der Herausgeber in den Noten, an Zweck und Bestimmung der Ausgabe festhaltend, den ursprünglichen Charakter einer die nöthigsten Punkte des Verständnisses leitenden Erklärung zu bewahren gesucht, indem er sich nicht in ausführliche Erörterungen einliess, wohl aber in bündiger Kürze dasjenige beibringt, was zum unmittelbaren Verständniss nothwendig ist: und so hoffen und wünschen wir diesem erneuerten und verbesserten Abdruck eine gleiche günstige Aufnahme und eine immer weitere Verbreitung, wie sie der Lectüre des Dichters nur ersprieslich seyn kann. Die Verlagshandlung hat durch schöne Lettern und gutes Papier ebenfalls das Ihrige dazu beigetragen. Es sollen die einzelnen Stücke des Aristophanes nach der Zeitfolge erscheinen, daher ist in diesem ersten Bande mit den drei auf dem Titel genannten Stücken der Anfang gemacht.

Gleichsam als Ergänzung zu den von demselben Herausgeber erschienenen Fragmentensammlungen des Aeschylus und Euripides (s. diese Jahrbb. p. 142 ff.) erhalten wir nun auch von demselben eine gleichförmige Sammlung der Aristophanischen Fragmente unter folgendem Titel:

Aristophanis Dramatum Fragmenta. Recensuit et annotatione instruxit Fridericus Henricus Bothe. Lipsiae sumtibus librariae Hahnianae.

Digitized by Google

MDCCCXLIV. 210 S. in 8. (Poetarum scenicorum Graecorum, quorum integra opera supersunt, Fragmenta).

Die äussere Einrichtung ist völlig gleich der in den eben erwähnten Sammlungen; die alphabetische Ordnung der Stücke, von denen noch Fragmente auf uns gekommen sind, ist auch hier befolgt; Tendenz, Inhalt und Gang eines jeden Stücks wird auch hier, so weit es möglich ist, angegeben; die Fragmente selbst finden sich mehrfach beigefügt und erklärt; am Schlusse, auf die Fragmente von 33 Stücken — der Herausgeber nimmt ebenfalls 43 Stücke des Aristophanes als gesichert an — folgen noch die zahlreichen „Fragmenta incertarum Aristophanis fabularum", so dass zur Vollständigkeit des Ganzen, wobei die neuesten Versuche Anderer auf diesem Felde stets berücksichtigt wurden, Nichts vermisst wird. Die äussere Ausstattung ist eben so befriedigend, wie bei der eben angeführten neuen Ausgabe des Aristophanes ausgefallen.

Aristotelis Organon graece. Novis codicum auxiliis adiutus recognovit, Scholiis ineditis et commentario instruxit Theodorus Waitz, phil. Dr. Pars prior. Categoriae, Hermeneutica, Analytica priora. Lipsiae, sumtibus Hahnii MDCCCXLIV. XXXII. und 540 S. in gr. 8.

Diese neue Bearbeitung einiger Schriften des Aristoteles, und zwar gerade solcher, die zu den schwierigeren, darum auch weniger gelesenen, obwohl nicht minder wichtigen gehören, ist gewiss ein recht erfreuliches Zeichen des regen Eifers, mit welchem man jetzt den so lange Zeit vernachlässigten Schriften des Aristoteles sich zugewendet hat, nachdem man allerdings eingesehen, dass eine richtige Kenntniss und eine gerechte Würdigung der ächten und wahren Philosophie des Aristoteles nur möglich ist, wenn die Schriften des grossen Meisters hellenischer Philosophie in ihrer ursprünglichen Gestalt möglichst wieder hergestellt, uns vorgelegt werden und von kenntnissreicher, mit der Rede- wie mit der Denkweise des Meisters vertrauter Hand auch in derjenigen Weise erklärt werden, die den richtigen Weg zum Verständniss des Ganzen anbahnen und in den innersten Kern der aristotelischen Lehre einzuführen vermag. Dann wird auch die in manchen Fällen noch so bestrittene Frage nach der Aechtheit einzelner Schriften oder deren Theile ihre Erledigung weit eher finden können, dann mit weit grösserer Sicherheit eine getreue Darstellung der gesammten Philosophie des Aristoteles möglich werden, die nicht auf dem Grund und Boden irgend einer Zeit- und Modephilosophie sich bewegt, sollte es auch die sonst um Aristoteles und dessen Studien gewiss sehr verdiente Hegel'sche seyn, sondern in dem wieder hergestellten und richtig verstandenen Texte der anerkannt ächten Schriften des Altmeisters die wahre und allein sichere Grundlage gefunden hat. Und dazu hat der Herausgeber in dieser Ausgabe der logischen Schriften des Aristoteles einen Beitrag geliefert, der, da er die Textesgestaltung ebensowohl wie die Erklärung in gleicher Weise berücksichtigt und wahrhaft gefördert hat, einen wesentlichen Schritt weiter zur Erreichung dieses Zieles uns geführt hat. Denn dass mit Bekker's Ausgabe

Digitized by Google

des Aristoteles die Texteskritik, wenn gleich eine neue Epoche beginnend, darum noch keineswegs abgeschlossen ist, sondern vielmehr erst eine bessere Grundlage erhalten, auf welcher weiter fortzuschreiten Andern überlassen ist, wird Jedem bekannt seyn, der mit dem Gegenstand überhaupt sich nur einigermassen beschäftigt hat: so wenig wie bei Plato konnte es hier, zumal was die Benützung der Handschriften betrifft, an einer reichhaltigen Nachlese fehlen, der ein neuer Herausgeber des Aristoteles sich nicht entschlagen darf. Dieser Pflicht hat der Herausgeber des Organon vollkommen Genüge geleistet; er hatte mit Umgehung der von Brandis bereits verhandelten Frage nach der Aechtheit der des Aristoteles Namen tragenden Schriften, sich zunächst hier die Aufgabe gestellt: „ut, quae ad nostram aetatem pervenerint considerata diversitate, quam vel libri mss., in quibus insint, vel alia subsidia quaecunque, quibus uti liceat, praebeant, talia et exhibeamus et interpretemur, qualia ab auctore et scripta et intellecta esse quam maxime sit veri simile.“ Er hat daher vor Allem diejenigen Handschriften, welche als die ältesten und wichtigsten Quellen des Textes Bekker's Recension hauptsächlich zu Grunde liegen — eine Urbinatische zu Rom und eine Venetianer, zu denen noch eine Pariser, obwohl von nicht gleichem Werthe, hinzukommt — von neuem aufs sorgfältigste verglichen; die so gewonnene Ausbeute war nicht unbedeutend und bewies damit überhaupt die Nothwendigkeit einer solchen Nachlese, da sie Manches an den Tag brachte, was Bekker gänzlich übersehen hatte; dass aus diesen und den andern vom Herausgeber benutzten und verglichenen handschriftlichen Quellen die varietas lectionis vollständig mitgetheilt wird, wird man, zumal der Herausgeber selbst Alles an Ort und Stelle verglichen, nur billigen, indem dadurch die urkundliche Gestaltung des Textes begründet und ein sicherer Boden für die Kritik gewonnen ist. Ueber die Benutzung der alten Erklärer des Aristoteles für die Texteskritik, in sofern diese nemlich in ihren Erörterungen die Stellen oder Worte des Aristoteles, auf welche sich diese beziehen, mitgetheilt und uns damit Texte geliefert, die den in unseren Handschriften vorfindlichen, doch der Zeit nach ungleich vorausgehen, mithin da, wo sie von diesen abweichen, massgebend werden, hat sich der Herausgeber S. XXff. näher verbreitet und hier allerdings gezeigt, wie derartige Citate nicht immer genau, oftmals selbst entstellt und verdorben sich darstellen, wie sie selbst von Abschreibern öfters hinzugefügt oder vielmehr eingeschoben wurden, und darum keinen besonderen Grad von Verlässigkeit besitzen, wie diess allerdings da der Fall ist, wo wir mit Sicherheit die Lesart der alten Erklärer zu ermitteln im Stande sind, wiewohl die Zahl der so gewonnenen Lesarten im Ganzen gering ist. Der Herausgeber spricht sich darüber S. XXIII. also aus: „Praeferenda semper erit lectio, quam interpretes in codicibus suis repererunt, lectioni quae nostra aetate in libris mss. occurrit, nisi res ipsa aperte doceat potiorem habendam esse alteram. Quare iis lectionibus, quas veterum interpretum auctoritate confirmatas habemus, id pretium statuimus, ut quo vetustiores sint, eo certiores a nobis habeantur; ubi vero interpretes ipsi inter se discreparent, antiquissimam semper lectionem, si admitti posset, recipiendam putavimus.“ Und damit verbinden wir noch eine andere Stelle p. XXV., welche zur Vervollständigung der Angabe des kritischen Standpunktes des Herausgebers dienen mag: „Quae quum ita sint, de codicum bonitate non judicandum erit e lectione quam interpretes Graeci habue-

Digitized by Google

runt: unde etiam intelligitur, ne hoc quidem concessum esse nostrae aetati, ut Aristotelem restituamus qualem veteres interpretes habuerint. Namque quum codices optimi, qui nobis servati sint, non easdem lectiones praebere soleant quas illos in libris suis reperisse compertum habeamus, in recensendo Aristotele nihil nobis relictum est, nisi ut iis locis (quamquam paucissimi sunt) quibus quid illi habuerint, certo sciamus, recipiamus, quod illorum auctoritate commendetur, reliquis vero omnibus recensionem talem constituamus, qualem tum fides, quae singulis libris habenda sit, tum sensus ratio et loquendi usus, qui apud Aristotelem obtineat, postulent."

Diess sind die Grundsätze, nach welchen der Herausgeber in der Gestaltung des Textes verfuhr, der auf diese Weise allerdings mehrfach von der Bekker'schen Recension abweicht, eben sowohl in Folge mancher besseren, von Bekker theilweise übersehenen Lesarten, welche die Handschriften boten, als auch in Folge der gründlichen Kenntniss aristotelischer Redeweise, so wie des ganzen aristotelischen Ideenkreises, mit welchem der Herausgeber sich durch gründliche Studien durchaus vertraut gemacht hat, wie der Commentar, mit dem er das Organon ausgestattet hat, zur Genüge zeigen kann. Um aber dem Kritiker und Gelehrten eine nähere Prüfung seines Verfahrens möglich zu machen, hat er über die verschiedenen von ihm eingesehenen, auch der Zahl nach nicht unbeträchtlichen Handschriften einen Bericht (S. 1—29) vorausgeschickt, der in der genauen Beschreibung jeder einzelnen Handschrift auch den Werth und die Bedeutung derselben gehörig würdigen lässt und zugleich auch zu einigen weiteren Mittheilungen benutzt ist, die wir, da sie auf Aristoteles und dessen hier herausgegebene Schriften im Allgemeinen sich beziehen und zu deren Verständniss beitragen, dankbar vom Verf. annehmen, der hier eine erfreuliche und dankenswerthe Ergänzung zu dem in solchen Mittheilungen bekanntlich so wortkargen Bekker gegeben hat. So ist p. 7 ff. aus einer Florentiner Handschrift der darin auf die acht Bücher der Topik folgende Anhang eines neunten gegeben (Τοπικῶν θ' περὶ τῶν τοῦ συμβεβηκότος τόπων), worin Buhle ein Bruchstück eines Commentars, unser Herausgeber aber den Auszug irgend eines Peripatetikers zu erkennen glaubt; aus einer andern Florentiner Handschrift ist ein Abschnitt über die hypothetischen Syllogismen mitgetheilt, dessen Verfasser als ein immerhin begabter Philosoph derselben Schule erscheint; ebenso wird p. 13 aus einer Venetianer Handschrift Einiges aus den Scholien, oder, wie die Schrift hier genannt wird, ἀπορίαι καὶ λύσεις des Johannes Italus, der im eilften Jahrhundert zu Constantinopel lebte, mitgetheilt, ebenso p. 17 ff. aus einer Florentinischen Handschrift, und p. 19 ff. eine Erörterung über die Kategorie ποτέ; p. 23 ff. Einiges, das auf Logik sich bezieht, aus einer Schrift des Gemistus. Ueberhaupt sind in diesem Berichte über die griechischen Handschriften des Organon so manche andere Notizen und Bemerkungen enthalten, dass Jeder, der mit Aristoteles sich beschäftigt, darauf näher einzugehen genöthigt seyn wird.

Auf diesen Bericht folgen S. 30—77 die griechischen Scholien zu den verschiedenen in diesem Bande enthaltenen Schriften abgedruckt; bei ihrer Zusammenstellung folgte der Herausgeber, wie er ausdrücklich (S. VIII.) bemerkt, dem Beispiel von Brandis, der insbesondere die einzelne Stellen betreffenden Erörterungen wie die auf die Kritik des Textes oder die Geschichte der Philo-

Digitized by Google

sophie bezüglichen Angaben dabei berücksichtigt hatte; „eadem igitur ratione ducti qua ille, sagt der Herausgeber, scholia ita excerpsimus, ut collatis iis, quae a Brandisio edita sunt, nihil dederimus, quod in his vel iisdem verbis expressum vel eodem modo, licet aliis verbis, expositum legeretur: namque hoc semper nobis propositum fuit, ut quae dederit ille, a nobis, si fieri posset, supplerentur. Er hat demnach in diese Scholien Nichts von dem aufgenommen, was schon bei Brandis sich findet; dagegen wendete er sich an die noch ungedruckten und noch nicht eingesehenen Scholien, um aus ihnen in einer nach denselben Grundsätzen unternommenen Auswahl Dasjenige zu geben, was in der That das Verständniss zu fördern geeignet ist, mit Uebergehung des gewaltigen Wustes, der hier zwar vorlag, aber weislich vom Verf. bei Seite gelassen worden ist. „In scholiis exscribendis", sagt er, „vix erit opinor, qui nimiam diligentiam nobis exprobret, brevitati certe operam dedimus quam maximam", und ebenso schreibt er weiter: „Quibus quidem scholiis ut nimium pretium statuamus, nos certe longissime absumus: etenim colligendi laborem non tam propterea subeundum putavimus, quod magnum fructum Aristotelem nostrum inde capturum esse sperabamus, sed quia verebamur, ne et laboris impatientia et officium desertum nobis exprobraretur, quod quum sponte nobis imposuissemus, conservare debebamus." (S. X.).

Auf die griechischen Scholien folgt der griechische Text der einzelnen in diesem Bande vereinigten Schriften mit der untergesetzten Varia Lectio in der oben schon besprochenen Weise; die Ordnung, in der die einzelnen Schriften folgen, ist die gewöhnliche, wie diess auch schon aus dem Titel ersichtlich ist; der Herausgeber wollte hier absichtlich keine Aenderung vornehmen; aus demselben Grunde hat er auch den nicht von Aristoteles, sondern von dessen Jüngern gesetzten allgemeinen Titel Ὄργανον beibehalten (S. VI.). Auf den mit schönen grössern Lettern gedruckten griechischen Text (bis S. 262 inclus.) folgt der Commentar, und zwar, was wir nur billigen können, in lateinischer Sprache, die der Verf. mit Recht dem deutschen Ausdruck hier vorzog, von S. 265—540, also gegen dreihundert Seiten umfassend, und darin manchen werthvollen Beitrag zum besseren Verständniss aristotelischer Schriften und Philosophie enthaltend, auch abgesehen von dem nächsten Zweck des Herausgebers, der natürlich auf die vollständige Erklärung der drei in diesem Bande enthaltenen Schriften: der Kategorien, der Hermeneutica und der Analytica priora, gerichtet war. Es ist dieser Commentar allerdings zum Theil kritisch, in sofern er die Rechtfertigung und Begründung der aufgenommenen Lesarten enthält; dann aber ist eine Hauptaufgabe dahin gerichtet, die Sprache und die stylistischen Eigenthümlichkeiten des Aristoteles, den Gang der Gedanken im Einzelnen wie im Allgemeinen, Sinn und Bedeutung der vorgetragenen Lehren zu erörtern und damit auch zu weiterer Forschung anzuregen. Streng hält sich der Verf. hier an Aristoteles selbst, dessen Lehre, dessen logische Begriffe und Bestimmungen aus ihm selbst und seinen Schriften erörtert werden, so weit als nur möglich ohne Herzuziehung fremder Quellen, durch welche der Blick so leicht getrübt und die richtige Auffassung erschwert wird. Wenn in dieser Beziehung das Urtheil des Verfassers über eine unlängst erschienene Darstellung der aristotelischen Philosophie, in welcher diese ganz im Lichte der Hegel'schen Philosophie und in der bekannten, in der That wenig anziehenden

Digitized by Google

Terminologie dieser Schule entwickelt, eben darum auch mehrfach entstellt ist, nur ungünstig ausfallen konnte, so wird man ihm darin kein Unrecht geben können, zumal da sein umfassender Commentar jedenfalls der einzelnen Belege genug darbietet, welche jedem Unbefangenen zur Genüge zeigen können, auf welche Irrwege das Herbeiziehen einer modernen Zeitphilosophie ein sonst anerkennenswerthes Unternehmen geführt hat. Einen weit besseren und sicheren Grund zu einem solchen Unternehmen hat der Verf. in diesem Commentar gelegt, über dessen Verdienst nur eine Stimme seyn kann, die ebenso auch eine baldige Fortsetzung dieser Leistungen wünschen lässt.

Antimachi Colophonii reliquias praemissa de ejus vita et scriptis disputatione collectas explanavit Henr. Guil. Stoll, paedagogii Dillenburgensis Collaborator. Dillenburgi apud Ed. Pagenstecher MDCCCXLV. 124 Seiten in gr. 8.

Der Verfasser, der schon früher einen Beweis seiner gründlichen Studien und seiner näheren Bekanntschaft mit dem Dichter, um dessen Reste es sich hier handelt, in einer durch ein trauriges Ereigniss hervorgerufenen Schrift *) gegeben hatte, legt uns hier nun eine vollständige und umfassende Bearbeitung der Fragmente des Antimachus vor, ausgestattet mit allen den Untersuchungen und Erörterungen, wie sie von einem Herausgeber solcher Bruchstücke erwartet zu werden pflegen. Bedenkt man, dass seit Schellenberg's Ausgabe der Fragmente dieses Dichters im Jahre 1786 gar Manches näher und im Einzelnen besprochen worden oder selbst aus neu gefundenen Quellen hinzugekommen, so konnte schon dieser Umstand eine neue, dem wissenschaftlichen Standpunkt unserer Zeit entsprechende Bearbeitung wünschenswerth machen, wie sie weder durch den der Pariser Ausgabe des Hesiodus (bei Didot 1840) beigefügten Abdruck der Mehrzahl der Bruchstücke, noch durch das, was in Düntzer's Fragmente der epischen Poesie der Griechen (Köln 1840), oder in Bergk's Poett. Lyricc. Graecc. (Lips. 1843) aufgenommen ist, befriedigt ward; man wird daher diesem Unternehmen nur seinen vollen Beifall, dem Verfasser aber die gerechte Anerkennung seiner verdienstlichen Leistungen wohl ertheilen dürfen, indem allerdings nun die Sache, wenn auch nicht zum völligen Abschluss (wer möchte diess behaupten von einem derartigen Unternehmen einer Fragmentensammlung?), doch jedenfalls auf einen Punkt gebracht ist, wo nur wesentliche und bedeutende Funde, neu entdeckte Quellen von Belang eine weitere Förderung bringen können: und so sehr diess auch zu wünschen wäre, so wenig begründet ist doch dazu irgend eine Aussicht. Antimachus war kein Volksdichter, dessen Poesien darum einer weiten Verbreitung sich erfreuten; er beginnt vielmehr den Reigen der gelehrten Dichter, die sich von der Einfalt und

*) Piis Manibus C. O. Muelleri anno 1840 mortui has inferias vovebat sodalium seminarii regii philolog. Gotting. pietas. Insunt Animadversiones in Antimachi Colophonii Fragmenta, quas scripsit H. Guil. Stoll. Gotting. sp. Dieterich.

Digitized by Google

Natürlichkeit des Homerischen Epos schon allzu sehr entfernt hatten, um bei dem Volke Eingang zu finden und Volksdichter im wahren und vollen Sinne des Wortes werden zu können; er scheint nicht einmal in den nächstfolgenden Zeiten die Bedeutung gewonnen zu haben, die ihm die spätere Zeit zuerkannte. Hadrian's verschrobener Geschmack, der einen Antimachus einem Homer eben so gut vorziehen konnte, wie einen Cato dem Cicero, scheint ihn wieder gehoben und selbst die Studien der Grammatiker hervorgerufen zu haben, denen wir noch manche Nachricht, manches Bruchstück aus seinen Poesien verdanken. Und doch verdient in anderer Beziehung Antimachus wieder um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als er in eine noch frühe Zeit fällt und selbst als jüngerer Zeitgenosse des Plato erscheint, mögen wir nun mit dem Herausgeber und seinem Vorgänger Schellenberg seine Geburt um Olymp. LXXXIII. setzen oder mit Tzschirner (De Panyas. p. 31 ff.) bis zu Olymp. LXXIX. heraufrücken; eine andere feste und genauere Zeitbestimmung wird kaum zu gewinnen seyn. So mag Antimachus allerdings einen Uebergang zu der gelehrten Poesie des alexandrinischen Zeitalters bilden oder vielmehr diese selbst vermitteln; und eben dieser Umstand gibt seinen Poesien in der Geschichte der griechischen Literatur und dem Bildungsgange derselben allerdings eine Bedeutung, welche die wenigen und unzusammenhängenden Bruchstücke derselben kaum gehörig erkennen lassen. Sind doch die Nachrichten über seine Lebensverhältnisse wie über seine Poesien im Allgemeinen nicht minder dürftig, unvollkommen und ungenügend. Was sich darüber ausmitteln lässt, ist der sorgfältigen Forschung des Verfassers nicht entgangen, der mit vieler Umsicht und guter Kritik diese Gegenstände am Eingange seiner Schrift (S. 1—7) behandelt, hier auch noch die verschiedenen andern Dichter desselben Namens anführt (S. 7), und dann (S. 8 ff.) auf die Dichtungen selbst übergeht, durch welche Antimachus aus Colophon sich einen Namen gemacht hatte.

An erster Stelle erscheint natürlich die Thebais; über ihren Umfang, der nach der Angabe eines Scholiasten bis zu vier und zwanzig Büchern angewachsen war; über Gang und Inhalt des jedenfalls ausgedehnten, vielleicht selbst weitschweifigen und allzu breit angelegten Gedichtes — denn Weitschweifigkeit, Breite, gelehrte Künstelei tadelte schon das Alterthum an den Productionen des Antimachus — beschränkt sich der Verf. auf einige Andeutungen, indem die wenigen, meist nur aus einzelnen Versen oder Worten bestehenden, kein grösseres oder zusammenhängendes Ganze bietenden Bruchstücke kaum mehr erlauben, als eine Vermuthung über den Inhalt der vier ersten Bücher, wie sie S. 10 vom Verf. mitgetheilt ist; oder sollte sich nicht aus der römischen Nachbildung des Statius, der doch offenbar den Antimachus als eine Hauptquelle, die auch unser Verf. (S. 52) anerkannt hat, vor sich hatte, noch Einiges wenigstens indirect über den Gang und Inhalt des griechischen Originals ermitteln lassen?

An zweiter Stelle folgt die Lyde, ein ebenfalls grösseres, selbst noch in später Zeit durch ein Epigramm des Asclepiades (in der Anthol. Palat. IX, 63) gefeiertes Gedicht aus der elegischen Gattung, wahrscheinlich nach einer Geliebten oder einer Frau des Dichters gleichen Namens benannt. Auch hier herrscht über Inhalt, Anlage, Anordnung des Ganzen eine ähnliche Ungewissheit, die nur durch einzelne Vermuthungen gehoben werden kann, wie sie

Digitized by Google

der Verf. S. 11. 12. gewagt hat. Im Allgemeinen werden wir uns mit der, durch die wenigen noch erhaltenen Bruchstücke auch nicht widerlegten, Angabe des Plutarch (Consol. ad Apoll. p. 106 B) zu begnügen haben, wornach der Dichter sich in dieser Elegie über den Verlust seines innig geliebten Weibes, der Lyde, zu trösten gesucht, in der Weise, dass er ähnliche Unglücksfälle aus der heroischen Zeit aufgezählt, um so durch die Darstellung der ähnlichen Leiden, welche Andere betroffen, sein eigenes Leid zu mildern. Wohl mochten derartige Erzählungen den Hauptinhalt eines Gedichtes bilden, das, seiner elegischen Form ungeachtet, dadurch allerdings einen mehr epischen Charakter gewann und in der Behandlung der älteren Mythen die ganze gelehrte Richtung und Bildung des Dichters, und den Vorgänger der gelehrten Poesie Alexandria's, treffend genug bezeichnen mag. Scheint doch selbst die Argonautenfahrt, etwa aus Veranlassung des Liebe des Jason und der Medea, darin besungen worden zu seyn in einer Weise, die, wenn wir einer keineswegs unwahrscheinlichen Vermuthung des Verf. folgen (S. 78), sogar dem Apollonius von Rhodus theilweise vorschwebte und von ihm nachgebildet ward.

Von den übrigen Dichtungen des Antimachus haben wir kaum noch einige Spuren. Es gehören hierher die von Athenäus (VII. p. 300 D) erwähnten Δέλτοι, wie der Verf. vermuthet, ein Gedicht von durchaus gemischtem Inhalt, etwa in der Art, wie unsere poetischen Taschenbücher (?); ferner ein in einer offenbar corrupten Stelle des Etymologic. Magn. p. 4, 6. erwähntes Gedicht, welches der Verf., einer Verbesserung von Bergk folgend, mit dem Titel Καταζήνη bezeichnet und für ein Schmähgedicht, voll des Spotts wider andere Dichter, Nebenbuhler und Neider, ansieht — also auch gewissermassen ein Vorläufer des Callimachus und Dessen Ibis. Ein Lobgedicht auf den Lysander, welches Plutarch Vit. Lysand. 18. nennt, wird vom Verf. bezweifelt, der auch das in der griechischen Anthologie befindliche, in der Pfälzer (Heidelberger) Handschrift mit dem Namen des Antimachus bezeichnete Epigramm Diesem abspricht und dem Callimachus zuweist (s. p. 111 das Nähere), eben so auch ein Gedicht, betitelt Artemis, welches durch Aenderung der Leseart bei Stephanus von Byzanz s. v. Κοτύλαιον, dem Archemachus zugewiesen wird (S. 15). Dagegen berichtet der Verf. näher über die, früher bezweifelten, jetzt aber unbestrittenen Leistungen des Antimachus für die Kritik und Erklärung der homerischen Gedichte, so dass Antimachus auch in dieser Beziehung als ein Vorläufer der gelehrten Alexandriner erscheint. Ohnehin hatte Antimachus in seinen eigenen Poesien sich Homer zum Muster genommen und nach ihm sich gebildet; die Zeitverhältnisse, die veränderte Richtung nnd der Geschmack seiner Zeitgenossen führte ihn freilich von der Simplicität und Naivität des homerischen Epos zu einer zwar in homerischem Kleide immer noch sich bewegenden, aber der Gelehrsamkeit und Kunst, die mit dem entlegensten Mythenkram zu glänzen suchte, schon allzu sehr hingegebenen Poesie, wie sie nachher unter den Alexandrinern ihren Höhepunkt erreicht hat. Der Verf. hat diesen Punkt keineswegs übersehen; seine Charakteristik der Poesie des Antimachus, so weit eine solche jetzt noch überhaupt möglich ist, geht selbst auf die Sprache ein und zeigt aus einzelnen Belegen, wie Antimachus, der auf diese Weise allerdings als der Schöpfer einer neuen Art des Epos geworden ist, selbst neue Wortbildungen und Zusammensetzungen nicht ver-

Digitized by Google

schmähete, oder die Bedeutung der Worte willkührlich änderte, auch aus andern Dialekten und Gattungen der Poesie Formen und Worte in seine epische Poesie herübernahm, die er durch die Anwendung ungewöhnlicher oder veralteter Formen und Ausdrücke zu heben suchte, während sie die natürliche Färbung und die edle Einfachheit der früheren Poesie vorlor. So ist dem Verf. denn auch der Abstand nicht entgangen, der in der That einen Antimachus von einem Homer trennt; die schon von den Alten dem Antimachus vorgeworfene Breite und Weitschweifigkeit, theilweise bis zum Schwulst ausartend, seine gelehrte Künstelei und ähnliche Anschuldigungen finden hier ihre Erledigung; aber auch die zahlreichen Bewunderer des Dichters, dessen Ansehen nicht gering war, die Nachbildner seiner Poesien, die verschiedenen gelehrten Erklärer derselben, besonders seit die Römer durch Hadrian, wie es scheint, wieder auf ihn vorzüglich hingewiesen waren, werden angeführt, so dass zur Vollständigkeit des Bildes Nichts vermisst wird.

Auf die Sammlung der Fragmente selbst, ihre Zusammenstellung und Ordnung, wie ihre Berichtigung und Erklärung im Einzelnen ist grosse Sorgfalt und ein Fleiss verwendet worden, der Nichts unbeachtet gelassen und auch den neuesten Quellen (wie z. B. Cramer's Anecdota und Aehnliches) nachgegangen ist, um so den relativen Abschluss zu erzielen, der hier allein möglich ist.

Es folgen die Bruchstücke in der Folge, in der wir oben die einzelnen Gedichte genannt haben; was nicht mit völliger Gewissheit einem oder dem andern Gedicht zuzuweisen war, ist in die „Fragmenta incertae sedis" S. 87 ff. verwiesen, an welche noch S. 102 ff. „Fragmenta dubia" sich anreihen; wie denn auch hier mit aller der Umsicht verfahren ist, die einem Sammler von Fragmenten, wegen des Gebrauchs, den Andere von seiner Sammlung machen, so sehr zu empfehlen ist. — Genaue Indices fehlen dem im Aeussern wohl ausgestatteten Werke nicht.

Méthode pour étudier l'accentuation Grecque par A. E. Egger, professeur suppléant de litterature grecque à la faculté des lettres de Paris, maitre de conférences à l'école normale et Ch. Galusky Licencié es-lettres. (Mit dem Motto aus Menander: εἰ μὴ φυλάττεις μικρά, ἀπολεῖς τὰ μείζονα). Ouvrage autorisé par le conseil royal de l'instruction publique. Paris. Desobry, E. Magdeleine et Ce Lib. — Editeurs, rue des Maçons-Sorbonne, 1. 1844. X. und 144 S. in 8.

In diesem auch durch bequeme Form und Einrichtung ansprechenden Büchlein geben die beiden Gelehrten, welche auf dem Titel genannt sind, einen Abriss der Lehre vom griechischen Accent, welchem die deutschen Schriften von Merleker und Göttling, wie die Herausgeber selbst bemerken, zur Grundlage allerdings gedient haben, der jedoch darum keineswegs für einen blossen Auszug daraus oder nur für eine freiere Umarbeitung anzusehen ist. Denn auch die Forschungen anderer Hellenisten Deutschlands und Frankreichs, sowie die Reste dessen, was uns von der gelehrten Thätigkeit der Alexandriner

Digitized by Google

über diesen Gegenstand noch vorliegt, wurden sorgfältig beachtet, auch eigene Forschungen damit verbunden, während, in Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, Burnouf in dem hierher gehörigen Abschnitt seiner „Méthode pour étudier la langue grecque" als Muster vorschwebte.

Es wird genügen, nur einen Blick in die Schrift zu werfen, um sich von der gründlichen Forschung, der guten Anordnung und Behandlung des Stoffs zu überzeugen; mit der Angabe der einzelnen Regeln verbindet sich in den untergesetzten Noten stets die Nachweisung derselben aus den Schriften der gelehrten Grammatiker des Alterthums wie der neueren Gelehrten, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben; überdem sind auch einzelne Bemerkungen über Ausnahmen, bestrittene Fälle und dergleichen hierher verlegt, um den Text selbst nicht zu unterbrechen, und doch andererseits Nichts von Belang zu übergehen. Nach einem mehr einleitenden Abschnitt über den Accent im Allgemeinen und den griechischen insbesondere, über dessen Einführung und dergleichen folgen zuerst die allgemeinen Regeln der Anwendung desselben, und dann die speciellen, hier zuerst mit dem Accent bei den Verben beginnend, dann zu den Substantiven übergehend, wo die drei, oder mit Einschluss der attischen, die vier Declinationen, und dann die Eigennamen behandelt werden, dann folgen die Regeln des Accents bei Adjectiven, Pronominen, Adverbien, Partikeln, Interjectionen, Präpositionen und zuletzt das, was auf die Veränderung des Accents, die Enklisis, Anastrophe und Crasis sich bezieht. Den Beschluss macht ein sehr ausführliches alphabetisches Verzeichniss aller der in dem Büchlein behandelten oder nur vorkommenden griechischen Worte, in welches aber auch noch überall am gehörigen Orte diejenigen Worte eingerangirt sind, deren Bedeutung mit dem Accent wechselt: gewiss eine dankbare Zugabe, durch welche die Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses auch diesseits des Rheins zu empfehlenden Abrisses nur gewinnen konnte.

Vollständiges Taschenwörterbuch der deutschen Schrift- und Umgangssprache. Nebst den wichtigsten Fremdwörtern, mit Andeutung der Grundbedeutung der Stammwörter und einer Tabelle der Sprachwurzeln. Von Dr. J. H. Kaltschmidt. Stereotypausgabe. Leipzig, 1845. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Zwei Theile. 954 S. in 12.

In diesem zum Handgebrauch bestimmten Wörterbuche finden sich sämmtliche Ausdrücke, welche auf die Schriftsprache wie auf die Umgangssprache sich beziehen, desgleichen die in unsere Sprache aus fremden Sprachen aufgenommenen Ausdrücke verzeichnet und mit kurzen Erklärungen begleitet, die ihre wahre Bedeutung angeben und sie dadurch, mit Rücksicht auf ihre Abstammung und Ableitung, von andern sinnverwandten Ausdrücken unterscheiden. Ein sehr netter Druck, wenn auch mit kleinen Lettern, überhaupt eine hübsche äussere Ausstattung empfiehlt die beiden Bändchen, und lässt auch von dieser Seite eine günstige Aufnahme erwarten.

Digitized by Google

Deutsche Schulgrammatik von Dr. Georg Lange. Nach dessen Tod herausgegeben von J. B. Geipp, Grossherzoglich Hessischem Gymnasiallehrer. Mainz, Verlag von C. G. Kunze. 1844. XVI. und 316 S. in gr. 8.

Zu den in unserer Zeit bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebeite der deutschen Sprachliteratur gehört unstreitig die vorliegende Schrift des für die Wissenschaften und die Seinigen zu frühe dahin geschiedenen Verfassers.

Das Verdienst, manche Lücken in derselben ausgefüllt, manches Vereinzelte in ein einheitliches Ganze gebracht und so dieselbe in ihrer Vollendung dem Publikum vorgelegt zu haben, gebührt dem Herrn Herausgeber. Wenn aber auch Jemand Beruf dazu hatte, diess zu thun, so war es Herr Geipp. Er hatte (Vorrede S. I) eine Reihe von Jahren an derselben Anstalt, an dem Gymnasium zu Worms, mit seinem verstorbenen Freunde deutschen Unterricht ertheilt und so manche Ansichten über Stoff und Behandlung dieses wichtigen Lehrgegenstandes mit ihm ausgetauscht und so manchen belehrenden Wink dem seinem Berufe ganz Ergebenen zu verdanken.

Der Verf. selbst hatte (wie einer seiner Freunde in einem kurzen Abrisse von dem Leben und Wirken des Verstorbenen. Darmstadt, bei G. G. Lange. 1813. sagt), die deutsche Sprache nicht nur zur schönsten Anwendung in voller Bereitschaft, sondern war auch namentlich durch Studien der Grimm'schen Grammatik und anderer Werke, durch eigene Lectüre der altdeutschen Literatur, mit der ein genaues Verfolgen der Arbeiten von Gervinus verbunden war, zu einer höchst gründlichen ued gelehrten Kenntniss der historischen Entwickelung und grammatischen Eigenthümlichkeit unserer Muttersprache gelangt. —

Mit der Ausarbeitung dieser Grammatik beschäftigte er sich mehrere Jahre hindurch bis zu seinem am 1. Januar 1843 erfolgten Tode. Er wollte durch diese Arbeit der Schule die Resultate der neuesten historischen Forschungen, namentlich der Grimm'schen, soweit dieselben dahin gehören, zugänglicher machen. Dabei hatte er vorzugsweise solche Schüler im Auge, welche auch fremde Sprachen erlernen, und hielt es desshalb zugleich für nöthig, im Allgemeinen den Gang einzuhalten, welcher bei dem grammatischen Unterricht in diesen fast allgemein beobachtet wird, so aber, dass der Unterricht in der Muttersprache dem in einer fremden den Weg bahnen, dieser auf ihn sich stützen könne.

Um dem Leser es möglich zu machen, die Schrift selbst etwas näher kennen zu lernen, geben wir im Allgemeinen die Art und Weise an, wie der Lehrstoff in derselben eingetheilt und behandelt ist.

Nach einer allgemeinen Einleitung (S. XI—XVI.) geschieht diess in drei Abtheilungen. Der erste Haupttheil handelt von der Elementarlehre (Seite 1—41), in zwei Unterabtheilungen über die Lautlehre und die Schriftzeichenlehre; der zweite Haupttheil von der Wortlehre (Seite 41—180) in drei Unterabtheilungen, über die Wortartenlehre, über die Wortbildungslehre und über die Wortbiegungslehre. Der dritte Haupttheil von der Satzlehre (Seite 181—310), ebenfalls in drei Unterabtheilungen, über niedere Satzlehre,

Digitized by Google

über höhere Satzlehre und über die syntaktische Wortformlehre. Und zum Schlusse wird in einem Anhange (Seite 311—316) von dem Gebrauche der Satzzeichen gehandelt.

Die Regeln selbst sind bestimmt, kurz und klar ausgesprochen, mit einem Worte, das Buch ist das, was der seelige Verfasser wollte: es sollte nämlich in Ausdruck und Gedankengang schulverständlich, d. h. der Bildungsstufe der Lernenden entsprechend, einfach und leicht überschaulich seyn. Zudem verdient noch die zweckmässige Wahl der Beispiele, welche grössten Theils aus unsern mustergiltigen Schriftstellern genommen sind, besondere Erwähnung.

Der gründliche und um unsere Muttersprache hochverdiente Forscher, Herr J. Grimm in Berlin, urtheilt in einem Schreiben an den Herrn Verleger, welcher in dem Hingeschiedenen einen Schwager betrauert, über diese Schrift in folgender Weise:

„Ich habe die mir übersandte deutsche Grammatik Ihres verstorbenen „Schwagers empfangen und durchgesehen: sie verdient ihrer klaren „verständigen Fassung wegen in Schulen gebraucht zu werden. „— Ich werde sie empfehlen."

Nach dem Urtheile eines solchen Mannes halten wir es für überflüssig, Weiteres beizufügen, und schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass diese Grammatik, welche auf schönes weisses Papier gedruckt, sich, wie durch innern Gehalt, so auch durch gefälligen und correcten Druck, was bei einem Schulbuch nicht zu übersehen ist, auszeichnet, die ihr gebührende Anerkennung finden und sich in den Schulen Eingang verschaffen möge.

Vollständiges Wörterbuch zu den Verwandlungen des Ovidius Naso. Von Dr. Julius Billerbeck. neu bearbeitet von G. Ch. Crusius, Rector in Hannover. Zweite, verbesserte und vielfach umgearbeitete Ausgabe. Hannover 1845. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 392 S. in gr. 8. bei doppelten Columnen.

Dieses Wörterbuch ist zunächst für Schüler bestimmt, welchen es zur Vorbereitung bei der Lectüre der Metamorphosen dienen, und somit ein Hülfsmittel bieten soll, das vor andern, insbesondere vor den ausführlichen, deutschen Noten, leicht den Vorzug verdienen dürfte. Der Herausgeber, bereits vortheilhaft durch eine Reihe ähnlicher Wörterbücher zu andern auf Schulen gelesenen Autoren bekannt, hat den Werth der neuen Ausgabe durch zweckmässige Verbesserungen, namentlich durch bessere Anordnung der einzelnen Bedeutungen, durch einzelne Nachträge und dergleichen, auch durch beigefügte Erklärungen mancher schwierigen oder bestrittenen Stellen zu erhöhen gewusst, und damit ein recht brauchbares Hülfsbuch zur Lectüre des Ovidius geliefert.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lorrentzen und R. v. Raumer.

Dem Verfasser der folgenden beiden kurzen Anzeigen wurden vor ein paar Wochen zwei Schriften zugesendet, deren er anfangs am Schlusse eines Verzeichnisses der Schriften, welche neulich Herr Pipitz theils in Constanz, theils in Zürich herausgegeben hat, erwähnen wollte; er musste aber die ausführliche Anzeige der Schriften des Herrn Pipitz auf das nächste Heft der Jahrbücher verschieben, und erbat sich desshalb in diesem Hefte einen kleinen Raum, um der erwähnten beiden Schriften hier kurz zu gedenken. Er glaubt den Lesern der Jahrbücher dadurch einen Dienst zu thun, weil die beiden anzuzeigenden Schriften ein besonderes Interesse haben, eine Kritik derselben aber ohne Nutzen seyn würde, da aus der blossen Anzeige hervorgehen wird, dass der Inhalt beider jeden deutschen Patrioten zum Lesen derselben antreiben muss.

Die Adressen der Ständeversammlungen von Itzehoe und Roeskilde und der Lauenburgischen Ritter und Landschaft, in Beziehung auf die staatsrechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg. Mit einem Vorwort und einer Stammtafel von Dr. Karl Lorentzen. Kiel. Christian Bimsow. 1845. 40 Seiten in 8.

Die in diesem Schriftchen enthaltene Adresse der Dänen, die trotz ihrer Kleinheit unverschämt genug sind, Deutsche zu Dänen machen zu wollen, und der Deutschen, die gegen eine solche unerhörte Dreistigkeit protestiren, mögen die Leser in dem Schriftchen selbst nachlesen, Ref. will nur Einiges aus des Herrn Lorentzen's Vorworte mittheilen. Um den unbestreitbaren Satz, dass Dänemark und die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg selbstständige, jedes für sich souveräne Staaten sind, die nur zufällig einerlei Oberhaupt haben, wie früher Eng-

Digitized by Google

land und Hannover, und dass Schleswig und Holstein unzertrennlich verbunden sind, einleuchtend zu machen, theilt Herr Lorentzen zuerst ganz kurz das Geschichtliche über die oldenburgische Regentenlinie bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts mit, dann fährt er fort:

„Seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist man in vielfacher Beziehung bemüht gewesen, das staatenrechtliche Verhältniss der Union zwischen dem Königreiche und den Herzogthümern zu verwischen und an seine Stelle eine wirkliche Staatseinheit zu setzen; und in jener Zeit allgemeinen Mangels an politischem Leben ist es gelungen, in den Finanzen, im Heerwesen, und in vielen andern Beziehungen eine Vermischung beider Staaten einzuführen, die eben so sehr den Wünschen als den Rechten der Herzogthümer widerspricht, welche eben dadurch zu einem Opfer fremdartiger Strebungen gemacht werden. Aber das staatsrechtliche Verhältniss selbst ist dadurch nicht aufgehoben, konnte selbst durch den einseitigen Willen des Landesherrn nicht aufgehoben werden; wie es denn auch von Allen bis auf den regierenden Herzog herab anerkannt ist; aber es würde gelten, wenn es auch von ihnen nicht anerkannt wäre. Es wird die Sache der Herzogthümer seyn, sich einen factischen Zustand zu erkämpfen, welcher ihrem rechtlichen Verhältniss eben so sehr wie ihren Wünschen entspricht.“

Diesem folgt die nähere Erörterung der Rechte der Herzogthümer und die Angabe der bestehenden Verhältnisse. S. 8 fährt Herr Lorentzen fort:

„Seit einer Reihe von Jahren hatte man von Dänemark aus in den Ständeversammlungen, in der Presse und in den Volksversammlungen die frevelhaftesten Angriffe auf die staatsrechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer gemacht. Um in die geschlossene Opposition, welche sich ihnen entgegenstellte, ein Loch zu brechen, suchte man von dänischer Seite die ländliche Bevölkerung des nördlichen Schleswig, welche, wie das in allen Grenzgebieten der Fall ist, aus deutschen und dänischen Bestandtheilen gemischt ist, durch alle möglichen Mittel, rechtliche und unrechtliche, zu dem Glauben zu verleiten, dass sie von ihren deutschen Beamten geknechtet würden. Aber auch diess wollte nicht recht gelingen.“ — — Weiter unten folgt dann, wie seit 1842 der Streit in der schleswigschen Ständeversammlung von beiden Seiten mit Heftigkeit geführt ward, wie sich die jütländische Ständeversammlung in Viborg eine

Digitized by Google

unbefugte Einmischung in die innern Angelegenheiten des souveränen Herzogthums Schleswig erlaubte und wie die schleswigsche Ständeversammlung dagegen auf den Antrag des Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein feierlich protestirte. Jetzt kam die Reihe an die Stockdänen der Inseln, die dann auf der Ständeversammlung in Roeskilde einen saubern Vorschlag zur Gewalt, nicht, wie es Ständen gebührt, zu Recht und Milde thaten, worauf der Staatsminister Oerstedt eine beifällige Antwort gab. Der Justizrath Ussing, der wahrscheinlich im Studium der lex regia erwachsen seyn mag, that nämlich am 22. Oktober einen Antrag, der in drei Theile getheilt ist, in der Hauptsache aber darauf hinauskommt, dass man dem Könige einen Staatsstreich empfehlen solle, wodurch die staatsrechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer dem Königreiche gegenüber vernichtet werde. Der königliche Commissarius, Staatsminister Oerstedt, gab eine diplomatisch schwankende, aber doch im Ganzen zustimmende Antwort, welche damit schloss, dass er nichts dagegen einwende, dass die Versammlung auf Ussing's Vorschlag eingehe und dem Könige ihre Wünsche und Ansichten in dieser Beziehung vorlege, welche auch der König unzweifelhaft gern entgegennehmen werde. Nun lassen wir Herrn Dr. Lorentzen selbst reden. Er sagt S. 10:

„Als diese Nachrichten in den Herzogthümern bekannt wurden, war natürlich der zunächst liegende Gedanke, dass der König unverzüglich einen Minister, der mit solcher Rücksichtslosigkeit bestehende staatsrechtliche Verhältnisse mit Füssen treten konnte, aus der Ständeversammlung abberufen und desavouiren werde. Als diess in den nächsten Tagen nicht geschah, hatte man Ursache zu ernsthafter Besorgniss. Das ganze Land, bedroht in seinen heiligsten nationalen und politischen Gütern, gerieth in eine fieberhafte Aufregung, die sich zunächst in Adressen und Petitionen an die holsteinische Ständeversammlung äusserte." — — — Der erste Erfolg, den die Dänen erreicht hatten, war, dass sich die Einwohner des Herzogthums Schleswig an die holsteinischen Abgeordneten wie an ihre eigenen Vertreter wandten. Im Ganzen sind 81 Petitionen und Adressen wegen dieses Gegenstandes bei der Itzehoer Versammlung eingegangen, davon 41 aus dem Herzogthum Holstein, die übrigen 40 aus dem Herzogthum Schleswig.

In Widerspruch mit dieser einmüthigen Stimmung des ganzen Lan-

Digitized by Google

des aller Stände, fährt Herr Lorentzen S. 11 fort, in Uebereinstimmung dagegen mit den revolutionären Wünschen der Dänen ist nur eine einzige Stimme in den Herzogthümern laut geworden. Von der Stadt Flensburg aus ist eine, wie es heisst, mit 266 Unterschriften versehene Adresse an den König unmittelbar erlassen, welche es verdient, zur ewigen Schmach ihrer Urheber, die sich dadurch der öffentlichen Verachtung würdig gemacht haben, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Sie lautet:

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster u. s. w. Die grosse Anzahl von Adressen, welche von verschiedenen Seiten an die holsteinische Ständeversammlung eingesendet werden, veranlasst uns Bürger und Einwohner Flensburgs, Ew. Königl. Majestät unsere Wünsche ehrfurchtsvoll vorzutragen. Wir fühlen uns gedrungen, Ew. Königl. Majestät zu bekennen, dass unserer freimüthigen Ansicht nach jede Zerstückelung des Staats als ein Unglück für jeden Theil desselben betrachtet werden muss, und dass es zur Beruhigung und zum Wohle unseres geliebten Vaterlandes gereichen würde, wenn Ew. Königl. Majestät geruhen möchten, feierlich und öffentlich eine Erklärung zu geben, wodurch der gesammte Staat gegen jede Zerstückelung für die Zukunft gesichert werde. Wir hegen dabei die feste, unerschütterliche Ueberzeugung, dass wir in der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe unseres erhabenen Monarchen die sicherste Bürgschaft dafür besitzen, dass der bisherigen Selbstständigkeit der Herzogthümer durch eine solche Erklärung auch nicht die mindeste Gefahr drohe.

Der Herr Agent Jensen, Ritter vom Dannebrog, welcher diese Adresse dem Könige überreicht hat, machte später in der Flensburger Zeitung bekannt, dass Sr. Majestät diese Adresse mit dem höchsten Wohlgefallen entgegengenommen und ihm erlaubt habe, die Theilnehmer davon in Kenntniss zu setzen. In dieser Nachricht, welche lange nicht genug beachtet zu seyn scheint, liegt Stoff zu sehr ernsthaften Betrachtungen. Herr Lorentzen setzt hinzu:

Die allgemeine Bewegung in den Herzogthümern hatte zunächst den Erfolg, dass die Roeskilder Ständeversammlung den Muth verlor, ihren revolutionären Antrag in seiner ganzen Consequenz durchzuführen. Sie liess ein Stück nach dem andern von demselben fallen, nur die Gemeinsamkeit der Erbfolge wollte sie am Ende noch erklärt haben; aber nachdem sie die Staatseinheit nicht mehr behaupten wollte, war sie nach

Digitized by Google

ihrer eigenen Ansicht incompetent geworden, über die Erbfolge in den Herzogthümern Anträge zu stellen. Endlich hatte sie nicht einmal den Muth der Schlechtigkeit, wenn auch die Neigung; sie wagte es nicht, geradezu auf ein Verbot der Discussion und ähnliche tyrannische Maassregeln anzutragen, sondern deutete nur in der Motivirung ihres Antrags darauf hin. Sie ist dadurch bei den Dänen selbst zum Gegenstand des Gespöttes geworden. Die Schlusspetition, welche von der Versammlung mit 59 gegen 2 beschlossen wurde, ist im Folgenden mitgetheilt. Obgleich die Roeskilder Versammlung somit viel von ihrem ersten Antrage nachgelassen hatte, so war doch für die holsteinische Versammlung nicht weniger Grund vorhanden, mit Entschiedenheit aufzutreten. Denn, wenn der Ständeversammlung eines fremden Landes erst das Recht zugestanden wird, Anträge über unsere Staatserbfolge zu stellen, so hat offenbar unsere staatliche Selbstständigkeit ein Ende.

Der Dr. Lorentzen berichtet dann weiter, wie die holsteinische Ständeversammlung auf den Vorschlag des Klosterprobsts, Grafen Reventlow von Preetz, sich auf die vom Staatsminister Oerstedt in der Roeskilder Versammlung abgegebene Erklärung beziehend, einen Antrag an den König beschloss, worin unter Darlegung der Rechte des Landes, sowie der Stimmung des Volks eine Verwahrung gegen jeden Eingriff in die staatsrechtliche Stellung des Landes niedergelegt werden sollte. Die Erklärung, welche darauf von der Ständeversammlung beschlossen, vom ganzen Lande mit einstimmigem Jubel aufgenommen ward, legt die Rechte des Landes und seine staatsrechtliche Stellung mit unwiderleglicher Klarheit dar und characterisirt die Wünsche und Maassregeln, welche jenseit beantragt sind, in ihrer ganzen Nichtigkeit und Gefährlichkeit. Endlich ist die Ritter- und Landschaft des Herzogthums Lauenburg, welches man lange in politischem Schlafe versunken glaubte, auch durch jene Vorgänge in Roeskilde aufgerüttelt worden; sie hat in einer Adresse an den König, die ebenfalls im Nachfolgenden mitgetheilt ist, die Rechte des Landes kräftig gegen jede Verletzung gewahrt.

Der Schluss dieses, den Actenstücken vorausgeschickten Berichts ist mit einer Kühnheit abgefasst, deren wir sonst in unserm ängstlichen, behutsamen, um Titel, Orden, Gehalt und Gunst der Grossen ringenden Deutschland, und bei einem nur Zeitungslob und Erwerb suchenden Geschlecht nicht gewohnt sind. Herr Lorentzen sagt:

Digitized by Google

Das Volk der Herzogthümer hat freimüthig zu seinem Landesherrn gesprochen. In seiner Hand liegt jetzt die Entscheidung grosser und wichtiger Geschicke. Noch blickt sein deutsches Volk mit Vertrauen auf ihn. Er wird wissen, dass die Regenten- und Unterthanenpflicht eine gegenseitige ist, er wird wissen, dass die Pflicht des Gehorchens da aufhört, wo die Grenze, welche dem Recht des Befehlens gesetzt ist, überschritten wird; wenigstens in seinen deutschen Landen; denn in Dänemark gibt es keine solche Grenze des Befehlens. Die holsteinischen Stände haben es vor dem Könige offen ausgesprochen, dass, wenn jenem Roeskilder Antrage Folge gegeben würde, wir dann nicht mehr in ihm unsern souveränen Fürsten verehren könnten; das Volk wird, wenn der Fall eintritt, das Wort seiner Stände nicht Lügen strafen.

Es folgt von S. 18—23 die Adresse der holsteinischen Ständeversammlung an den König vom 23. Oktober 1844. Seite 23—24 die nichtssagende Antwort des Königs, Kopenhagen den 31. Oktober. Dann III, Seite 24—27 Petition der Roeskilder Ständeversammlung in Betreff der staatsrechtlichen Selbstständigkeit der Herzogthümer, Itzehoe, den 31. December 1844. Endlich V. die Adresse der lauenburgischen Ritter- und Landschaft S. 37—40.

Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche, von Rudolf von Raumer, Ph. Dr. Privatdocent an der Universität Erlangen. Stuttgart. Verlag von Samuel Gottlieb Liesching. 1845. 430 S. 8.

Das angezeigte Buch gehört so wenig wie die Schrift des Dr. Lorentzen in das Fach des Referenten; doch ist es nicht so entfernt davon, als man vermuthen könnte, wenn man sich durch die ersten Worte des Titelblatts verleiten liesse, zu glauben, dass es bloss ein Beitrag zur Grammatik der deutschen Sprache sey. Diesem Irrthum ist der Verf. in der Vorrede begegnet, und Ref. will dessen Worte anführen, weil er selbst anfangs glaubte, es sey nur auf das Sprachliche abgesehen, und erst aus den anzuführenden Worten gelernt hat, dass es Beiträge zum allerwichtigsten Theil der deutschen Bildungsgeschichte enthalte. Ref. will diese Worte um so lieber hier anführen, da der für diese Anzeige bestimmte Raum ihm nicht erlaubt, in eine genauere Analyse des gründlichen und

Digitized by Google

gelehrten Buchs einzugehen, dessen Erscheinung ihm, besonders in unsern Tagen, woder Streit zwischen der lateinischen (römischen) und der deutschkatholischen Kirche wieder erwacht ist, sehr wichtig scheint. Es hat jetzt ein unmittelbares Interesse für Jedermann, zu erfahren, wie für das deutsche Gemüth religiös gesorgt ward, ehe es der römischen Kirche gelang, die deutsche durch ihren Cultus, ihr Kirchenrecht, ihre Flüche und Hierarchie und ihren Monachismus (vorbedeutend in alter Zeit oft nicht Mönchthum, sondern Müncherei genannt) ganz zu unterdrücken. Der Verf. sagt in Beziehung auf den Hauptzweck seines Buchs gleich vorn in der Vorrede:

Ich habe versucht, am Inhalt der deutschen Sprache die grosse Umwandlung darzustellen, die das Wollen und Denken unseres Volkes durch die Einführung des Christenthums erfahren hat. Da diess ein Gegenstand ist, an dem jeder tiefer Denkende Antheil nimmt, so habe ich meine Darstellung so zu halten gesucht, dass sie einem möglichst grossen Kreise von Lesern zugänglich bleibt, und ich hoffe, für diess Bestreben bei den Wenigen, die meiner Fingerzeige und Nachhilfen nicht bedürfen, Verzeihung zu finden. Der Gegenstand, den ich behandle, betrifft die tiefste Frage, die unser Volk bewegt, seine Stellung zum Christenthum. Zwar soll diese Frage hier nicht gelöset, wohl aber ihre künftige Lösung dadurch angebahnt werden, dass die tiefe und eingreifende Einwirkung des Christenthums auf die Denkweise des Volks nachgewiesen wird. Diess treu und anschaulich zu thun, ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, mit seiner eignen Ansicht soll er sich nicht vordrängen. Die Thatsachen mögen für sich selbst sprechen. Nur so viel zu sagen glaube ich verpflichtet zu seyn: Ich halte den Eintritt des Christenthums in die Welt für das grösste und folgenreichste Ereigniss der ganzen Geschichte, und bin der festen Ueberzeugung, dass Alles, was den unvergänglichen Werth der Bibel und des Christenthums verkennt, sich selbst das Urtheil gesprochen hat. Gleichwohl aber kann ich die Meinung mancher von mir geliebten und verehrten Männer nicht theilen, dass über die Art, wie die Wissenschaft das Christenthum aufzufassen habe, Alles im Reinen sey.

Seinem Plane gemäss handelt er hernach im ersten Buche von den althochdeutschen Sprachdenkmälern überhaupt und von ihrer welthistorischen Bedeutung; im zweiten Buche sucht er zu zeigen, wie sich das

Digitized by Google

Christenthum der althochdeutschen Sprache bemächtigt habe. Es scheint uns fast, als wenn der Verf. das ganze erste Capitel des zweiten Buchs hätte weglassen können; da ja nur von deutscher Sprache und vom Einfluss das Christenthums auf germanische Stämme die Rede ist. Wir bescheiden uns jedoch gern, dass der Verf., der die Sache lange überlegt haben wird, sehr gute Gründe haben kann, etwas weit auszuholen. Das erste Capitel des zweiten Buchs beginnt mit der Ausführung des Satzes, dass das Christenthum völkerverbindend, die frühern Religionen völkerscheidend gewesen seyen. Die einzige Seite, die dieser Behauptung gewidmet ist, wird schwerlich für eine Ausführung gelten können, es bleibt also immer nur eine Thesis. Er handelt hernach vom sprachlichen Zustand der alten Welt beim Eintritt des Christenthums; wir hätten uns mit der Abhandlung über die sprachlichen Zustände der germanischen Welt zur Zeit, als den Deutschen zuerst das Christenthum verkündet ward, begnügt. Da der Verf. einmal so weit zurückgegangen war, wie in Nr. 2. geschieht, so musste er Nr. 3. allerdings von der Sprache des israelitischen Volks zur Zeit Christi und der Apostel, Nr. 4. von der Sprache des N. T. reden, was hier nothwendigerweise nur sehr dürftig geschehen kann und den Verf. auf ein durchaus fremdes Feld führt, wie man auch aus den Citaten sieht. Dasselbe gilt von der zunächst folgenden Nr. 5. die Uebersetzung des Christenthums in die lateinische Sprache, von Nr. 6. die Einwirkung des Christenthums auf die lateinische Sprache, und Nr. 7. das kirchliche Latein des Mittelalters. Die letzte Abtheilung (Nr. 8.) gehörte dagegen nothwendig in das Buch und hätte dem zweiten Buche um so leichter vorausgeschickt werden können, als sie sehr kurz ist. Nr. 8. handelt nämlich vom lateinischen Christenthum und von der deutschen Gemeinde. Das zweite Capitel, Geschichte des Christenthums unter den hochdeutschen Stämmen bis auf den Tod Karls des Grossen liegt ganz im Bereich des Verf., und ist daher auch genügender als das erste. Es ist hier zuerst natürlich von den drei Hauptstämmen, den Schwaben, Baiern, Franken die Rede, dann von Bonifacius und Karl dem Grossen, wo der Verf. klar und kurz das Bekannte zusammengedrängt hat. Erst im folgenden dritten Capitel kommt der Verf. auf das Specielle, da er im zweiten Capitel sich mehr im Allgemeinen halten musste. Er schickt einige Worte über Klerus und Laien im Allgemeinen

Digitized by Google

voraus, geht dann zu den Schulen des Klerus im Mittelalter über und sagt bei der Gelegenheit S. 197:

Die berühmtesten Bildungsanstalten des frühern Mittelalters lagen in der Kirchenprovinz von Mainz. An ihrer Spitze standen Fulda und St. Gallen. Daneben aber müssen wir noch nennen: Lauresham unweit Worms, Reichenau am Bodensee, Hirsau, St. Peter und St. Blasien im Schwarzwald, Einsiedeln in der Schweiz, Weingarten und Weissenau (Augia alba Sueviae) in der Nachbarschaft des Bodensees, Ellwangen im Osten und das elsässische Weissenburg im Westen der Mainzer Kirchenprovinz, und endlich noch Fritzlar und Hersfeld unter den Hessen. Die Kirchenprovinz von Salzburg hatte zwar keine Schule, die dem Ruhme Fulda's und St. Gallen's gleichgekommen wäre; doch zeugen noch heute die Schätze der Münchner und der Wiener Bibliothek nicht nur von der gelehrten Bildung, sondern auch von der Lehrthätigkeit der bayer. und österreich. Klöster. Eine ähnliche Stellung, wie Fulda und St. Gallen unter den Klöstern der Mainzer Provinz, scheinen unter denen der Provinz Salzburg Tegernsee am Fusse der bayer. Alpen und St. Emmeran in Regensburg eingenommen zu haben. Ausserdem aber dürfen wir nicht übergehen: Monsee, St. Paul und St. Florian im jetzigen Kaiserthum Oesterreich und Prüfling, Obernaltach, Weihenstephan, Benedictbeuern und Wessobrunn im jetzigen Königreich Bayern.

Der folgende 3. Paragraph über die allgemeine Bildung des Klerus beschäftigt sich nach einigen wenigen vorausgeschickten Bemerkungen besonders mit dem Verhältniss des Deutschen zum Lateinischen in den Klöstern und mit der Stellung, welche die klassischen Studien in der Bildung des früheren Mittelalters einnehmen. Der Verf. schliesst diesen dritten Paragraphen mit dem ebenso billigen als gemässigten Ausspruche, dass allerdings die klösterlichen Anstalten die grössten Verdienste um die Bildung der Deutschen gehabt haben, dass aber gleichwohl:

Die wesentlichen Verdienste des mittelalterlichen Klerus nicht auf dem Gebiete des Geschmacks und der Philologie, sondern auf dem der Religion und des praktischen Christenthums liegen. Uebertreibungen auf jener Seite, Rechtfertigungen gegen Vorwürfe, die nicht zu beseitigen sind, können uns nur misstrauisch machen gegen den Ruhm, den sich der deutsche Klerus durch seine unermüdete religiöse Thätigkeit wirklich erworben hat. Der Geist des klassischen Alterthums, sagen wir es gerade heraus, stand mit der Denkweise des mittelalterlichen Klerus in schroffem

Digitized by Google

Gegensatz. Und mögen wir auch an den starken Ausfällen des Gregorius und Alcuin drehen und deuten so viel wir wollen, wir werden doch nicht läugnen können, dass der ernste Notker Balbulus († 912) die Gesinnung seiner tüchtigsten Standesgenossen ausspricht, wenn er an seinen Schüler Salomon schreibt: Wenn du aber auch Verse suchst, so hast du die Fabeln der Alten nicht nöthig, sondern du hast in der Christenheit den praestantissimum Prudentium. Im vierten Paragraphen wird S. 209—224 von der theologischen Bildung des Klerus, und im fünften von der theologischen Gelehrsamkeit gehandelt. Das vierte Kapitel, die Wirksamkeit des deutschen Klerus im Mittelalter, konnte der Verfasser, in Baiern, zwischen den Römlingen in München und den Pietisten in Franken im Gedränge, unmöglich so behandeln, wie ein ganz unabhängiger Protestant würde thun müssen. Man muss ihm daher doppelt Dank wissen, dass er wenigstens nicht gefaselt, nicht gelogen und nicht rhetorisirt hat; obgleich auch er, wie man gewöhnlich zu thun pflegt, überall das, was ein Einzelner schrieb, was verordnet oder befohlen ward, mit dem verwechselt, was wirklich geschah. Das ist die alte Leier offizieller und gelehrter Geschichte; darum besteht man so sehr darauf, dass man, wie die Verfasser unserer dickleibigen Reichsgeschichten zu thun pflegten, die Deductionen der Juristen, die Diplome der Cabinette, die Verordnungen und Briefe der Kanzleien, und das Geschmier der Diplomaten registrire und ein solches Register allein eine gründliche und gelehrte Geschichte nennen dürfe. Eine solche Geschichte, sagen dann die, welche jeden Ungelehrten verachten, dürfe man nur in die Hand nehmen, um alle Pessimisten zu beschämen. Wir übergehen daher auch, weil wir keinem Optimisten, der irgend eine Pfründe, Pension oder Stelle hat oder sucht, seine beste Welt streitig machen wollen, das fünfte Kapitel, von der Fortpflanzung des Christenthums unter den Laien.

Das dritte Buch — Die christlichen Bestandtheile der althochdeutschen Sprache — hat mit Meinung, Ansicht und Vorurtheil, mit Papismus und Pietismus gar nichts zu schaffen; der Verf. steht dabei ganz frei, und ohne dass er links und rechts zu schauen, zu mildern und zu modificiren, halb einzugestehen und halb zu leugnen braucht, auf dem Standpunkte des Forschers.

Die Einleitung des Buchs, worin der Verf. den Gesichtspunkt feststellt, von dem er ausgeht, und die Methode, die er befolgt hat, schliesst

Digitized by Google

S. 281 mit einem Paragraphen, dessen Anfangs- und Schlussworte Ref. hier mittheilen will:

Im Folgenden, sagt Herr von Raumer, werde ich nun einen Ueberblick über die christlichen Bestandtheile der althochdeutschen Sprache geben. Ueberall führe ich den deutschen Ausdruck auf seine lateinische Quelle zurück, aus der er zunächst übertragen ist. Bei den wichtigern werde ich bis auf die Grundsprachen der christlichen Religion, das Griechische und das Hebräische zurückgehen, um ihren eigenthümlich christlichen Stammbaum recht deutlich vor Augen zu stellen. Bei der Erklärung des deutschen Worts gebe ich zuerst die Etymologie, wo diese historisch sicher ist, dann die allgemeine und zuletzt die spezifisch christliche Bedeutung. Wir werden auf diese Art an einer Masse von Beispielen sehen, wie sich in den christlichen Ausdrücken der deutschen Sprache der christlich-fremde Sinn mit dem einheimisch-deutschen Worte vermählt hat.

Weiter unten S. 283 fügt dann der Verf. hinzu: Ich werde nur den eigentlichen Kern der christlich-althochdeutschen Ausdrücke vorlegen. Aus ihm wird sich die grosse Umwandlung, die dieser Theil der Sprache durch das Christenthum erlitten hat, zur Genüge ergeben. Wir werden daher den ganzen Vorrath der althochdeutschen Quellen zu Rathe ziehen. Wenn wir aber fragen, welche Vorstellungen im Volke am tiefsten eingedrungen sind, so ergibt sich eine gewisse Rangordnung unter den althochdeutschen Sprachquellen. Die erste Stelle nehmen in dieser Hinsicht die kleinen katechetischen Denkmäler ein, die Glaubensbekenntnisse, Gebete und Beichten. Ihnen zunächst stehen die Uebersetzungen und Bearbeitungen des N. T., der Wiener Matthäus, die Evangeliumharmonie des Ammonius und Otfried's Evangelienbuch. — — Erst an dritter Stelle folgen die übrigen geistlichen Schriften, Isidor, die Hymnen, Kero und Notker. Ich ordne die christlichen Bestandtheile der althochdeutschen Sprache in zwei grosse Massen; zuerst stelle ich zusammen, was sich auf die Kirche, dann was sich auf die Lehre des Christenthums bezieht. Jede Eintheilung der Art hat ihr Missliches, weil man immer bei einzelnen Ausdrücken in Zweifel seyn wird, unter welche Ueberschrift man sie stellen soll.

Aus dem Folgenden will Ref. nur noch einiges Wenige anführen, um zu zeigen, auf welche Weise der Verf. seine Sprachforschung mit

Digitized by Google

der Geschichte der kirchlichen Richtung des Mittelalters verbunden hat. Die erste Abtheilung ist überschrieben: Die Kirche; das erste Capitel dieser Abtheilung: Heiden, Christen, Kirche. Ueber das Wort Heiden gibt der Verf. erst eine Notiz über die Wörter gentes und pagani des Kirchenlateins, dann fügt er hinzu, dass sie im Althochdeutschen diota und heidane genannt werden, hernach werden diese beiden Wörter näher erklärt, und auf dieselbe Weise die Wörter Christan, Christanheit und Kiricha. Dann folgen in eignen Capiteln alle die althochdeutschen Ausdrücke, welche sich auf verstorbene Glieder der Kirche, auf die kirchlichen Aemter, auf kirchliche Gebäude und Geräthe, auf Feste und heilige Zeiten, auf den Gottesdienst und seine hauptsächlichsten Bestandtheile, auf die Sacramente, auf die Schrift und ihre Eintheilung beziehen. In der zweiten Abtheilung werden alle Ausdrücke, welche die Lehre angehen, auf dieselbe Weise behandelt. In der Einleitung ist von Religion und Offenbarung die Rede, dann folgen in zehn Capiteln Gottes Namen und Eigenschaften. Die Dreieinigkeit. Gott der Vater und der Sohn. In Beziehung auf den Letztern wird besonders gehandelt von den Namen des Sohnes Gottes, von Christi Leben auf Erden, von Erlösung und Versöhnung. Das fünfte Kapitel geht den heiligen Geist an, das sechste handelt von Welt, Engel und Teufel; das siebente von Sünde und Schuld. Im achten Capitel wird Alles angeführt, was Glauben, Bekehrung, Reue, Busse und Beichte angeht, hinterdrein hinkt, wie billig, wenn von Mönchsreligion und Tödtung des Menschlichen in uns die Rede ist, die thätige Tugend, von den Männern der Gnade und sogar von Luther selbst verächtlich, Werke genannt; und hinter diesen endlich die Mutter aller Gnade und aller Erleuchtung, die Liebe. Im zehnten Capitel gilt es dann dem jüngsten Gericht, dem sogenannten ewigen Leben, dem Himmel und dem unentbehrlichen Requisit der Pfaffenreligion, der Hölle.

Diese kurze Aufzählung des Inhalts wird den Lesern der Jahrbücher zeigen, dass das angezeigte Buch mit Geist, Einsicht, Mässigung und Gelehrsamkeit geschrieben ist, und dass, selbst wenn man hie und da über die Demonstrationen des Verfassers den Kopf schütteln und zugleich eine ausführliche Anführung ganzer Stellen, nicht bloss einzelner Worte vermissen sollte, viele Belehrung daraus geschöpft werden kann. Das Buch ist um so mehr zu empfehlen, da es gut, einfach, ohne alle Sophistik

Digitized by Google

oder gar Mystik und krause Metaphysik geschrieben und so eingerichtet ist, dass man leicht über jeden einzelnen Punkt nachschlagen und nachlesen kann.

Schlosser.

Didymi Chalcenteri Opuscula. Auctori suo restituta ad codices antiquos recognita annotatione illustrata edidit Franciscus Ritter, Westfalus. Insunt quaestiones editoris et vetera testimonia de vita scriptisque Aeschyli Sophoclis Euripidis Thucydidis. Coloniae. Apud M. Dumont-Schauberg. MDCCCXXXXV. VI. und 176 S. in gr. 8.

Unter diesem Namen führt der Verfasser die Schriften eines Autors ein, dessen Bedeutung wohl Niemand, der in der Literärgeschichte des Alterthums sich einigermassen umgesehen, verkannt, dessen Werke aber, kaum durch eine dürftige Notiz des Suidas bekannt, bisher für verloren erachtet wurden. Die Untersuchung, durch welche diese Restitution eines äusserst fruchtbaren, bisher gänzlich verloren erachteten Schriftstellers wenigstens in einigen seiner Productionen erwirkt werden soll, enthält aber Manches, was für die griechische Literärgeschichte im Allgemeinen, zunächst aber für Thucydides und die drei, auch auf dem Titel genannten Tragiker von Wichtigkeit ist, so dass schon desshalb ein näheres Eingehen in den Inhalt der ganzen Erörterung, so weit es die Gränzen dieser Anzeige erlauben, unerlässlich erscheinen mag.

Die erste Untersuchung (Quaestio prima de vita Thucydidis) betrifft einen Gegenstand, welchen der Verfasser unlängst in deutscher Sprache an einem andern Orte (Rhein. Museum N. F. III., 3. p. 321 ff.) behandelt hatte, nämlich die Frage nach der ursprünglichen Fassung und nach den eigentlichen Bestandtheilen der den Namen eines (jedenfalls nicht näher bekannten) Marcellinus tragenden, aus dem Alterthum auf uns gekommenen Biographie des Thucydides, welche immerhin aus einigen verschiedenartigen Stücken gebildet ist, wie auch von andern Seiten her bereits anerkannt ward. Folgen wir nun der Ansicht des Verfassers, wie er sie in diser Abhandlung näher zu begründen und wider jede Einsprache zu erheben versucht, so ist der grössere Theil dieser Biographie ein Werk des Didymus Chalkenteros, der, wie wir wis-

Digitized by Google

sen, unter Augustus lebte und als ein gelehrter, dabei äusserst fleissiger Grammatiker in grossem Ansehn stand. Den Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung bildet die Aufschrift, unter welcher diese Biographie in der hiesigen, Heidelberger, Handschrift, bekanntermassen einer der ältesten und werthvollsten des Thucydides, unmittelbar vor dem Texte des ersten Buchs erscheint: Μαρκελλίνου ἐκ τῶν εἰς Θουκυδίδην σχολίων περὶ τοῦ βίου αὐτοῦ Θουκυδίδου καὶ τῆς τοῦ λόγου ἰδέας, eine Aufschrift, die gewiss richtiger ist, als die gewöhnliche, aus der Aldiner Ausgabe stammende, jedoch von Poppo in seiner neuesten kleineren Ausgabe des Thucydides (der zu Gotha erscheinenden) mit Recht verlassene Aufschrift: Μαρκελλίνου περὶ τοῦ Θ. β. καὶ τῆς ἰδέας αὐτοῦ ἀπὸ τῆς ὅλης ξυγγραφῆς παρεκβολή. Dieser Marcellinus, in dem der Verf. einen noch ziemliche Zeit vor Suidas fallenden byzantinischen Mönch erkennen will, ist aber nach ihm nicht sowohl der Verfasser des folgenden Aufsatzes über das Leben und den schriftstellerischen Charakter des Thucydides, sondern er hat denselben aus irgend einem Proömium eines Commentars zu Thucydides, worin von dessen Leben, Schriften und historischem Werthe geredet war, entnommen. Bei den verschiedenartigen Bestandtheilen, aus welchen offenbar dieser ganze Aufsatz, wie er uns jetzt vorliegt, besteht, wird, und mit allem Recht, als der Haupttheil des Ganzen der erste Abschnitt §. 1—45 betrachtet; und dieser ist es nun, welcher, wenn wir unserm Verfasser glauben, dem Didymus angehört, aus einer seiner Schriften — er soll ja nach Angabe des Suidas über 3500 Bücher verfasst haben — von Marcellinus entnommen. Allerdings rechtfertigt das grosse Ansehen dieses Grammatikers aus Aristarch's Schule, welcher sogar wider Cicero's Bücher vom Staat eine Gegenschrift abfasste, die Vermuthung im Allgemeinen: obwohl wir es allerdings zu beklagen haben, dass zu einer näheren und specielleren Begründung derselben kaum irgend eine Nachricht aus dem Alterthum vorliegt, und wir nicht einmal die Schrift kennen, aus welcher dann dieser Aufsatz über Thucydides, der sich an einen andern ähnlichen über Demosthenes anschloss, entnommen gewesen wäre; denn dass es die Συμποσιακά (wahrscheinlich ein grosses Sammelwerk, worin, wie in den noch vorhandenen Werken des Gellius, Macrobius oder auch des Athenäus verschiedenartige Gegenstände besprochen waren) gewesen, beruht auf blosser Vermuthung; es scheint uns allerdings höchst schwierig, darüber etwas

Digitized by Google

Sicheres zu ermitteln, da der auf eine Arbeit über Demosthenes zurückweisende Anfang dieses Aufsatzes eher auf eine grössere literärhistorische oder kritisch-ästhetische Schrift, oder nach Rotscher (Klio S. 83) auf ein biographisch-rhetorisches Werk schliessen lässt, aus welchem das Nachfolgende ausgezogen worden. Dass nun Didymus eine derartige Schrift verfasst haben kann, ist gerade nicht unglaublich; es fragt sich nur, ob das, was hier folgt, wirklich aus einer derartigen Schrift desselben genommen, oder ob es einer andern Quelle angehört, welche selbst wieder den Didymus benutzt und aus diesem geschöpft hat, so dass aus Didymus wohl Einzelnes, auch Mehreres, ja das Meiste, wenn man will, entnommen, dann aber auch Anderes hinzugefügt worden aus anderen Quellen, es sey durch Marcellinus oder irgend einen Andern, welchen Jener hinwiederum excerpirt hat; im ersteren Falle würde man freilich jenen Marcellinus nicht wohl in eine ganz spätere Periode des christlichen Byzanz herabdrücken können: man hätte ihm eher im dritten oder höchstens im vierten Jahrhundert eine Stelle anzuweisen, und darauf scheint uns in der That der schwülstige, rhetorische Styl der Abhandlung, wie wir sie jetzt vor uns haben, eher zu führen, als auf das Zeitalter des Augustus, in welches wir das Ganze dann nach der vorhandenen Fassung zu verlegen haben, wenn es wirklich ein ächtes Product des Didymus seyn soll, wie diess des Herrn Ritter Annahme ist. Mit dieser Annahme steht nun freilich in directem Widerspruch die §. 3 vorkommende Stelle, wo der Verfasser des Aufsatzes selber, also nach Herrn Ritter Didymus, sich auf Didymus beruft, und durch dessen Zeugniss seine Behauptung zu stützen versucht: καὶ τούτοις Δίδυμος μαρτυρεῖ, Φερεκύδην ἐν τῇ πρώτῃ τῶν ἱστοριῶν φάσκων οὕτως λέγειν. Wir glauben nicht, dass diese Worte in dem Sinne aufgefasst werden können: Atque his (a se scriptis) testimonium Didymus edit, sondern dass sie nur besagen können: Atque his (a me d. i. dem Concipienten des Aufsatzes, scriptis) testimonium Didymus edit, ganz so wie wenige Zeilen nachher es heisst: μαρτυρεῖ τούτοις καὶ Ἑλλάνικος; hier wird Hellanicus, wie dort Didymus als Gewährsmann citirt; was von der einen Stelle gilt, wird auch von der andern Stelle gelten, da beide in ganz gleichem Verhältniss stehen. Oder sollen beide Stellen als Randglossen einer späteren Hand gelten, demnach erst später in den vorhandenen Text eingefügt seyn? Zu einer solchen Annahme fehlen dem

Digitized by Google

Ref. hinreichende, specielle Gründe; gern aber mag er in dieser Verweisung auf Didymus eine Andeutung eben der Hauptquelle des ganzen Aufsatzes erkennen, ohne darum die jetzt vorliegende Fassung dieses Stückes für die von diesem selbst ausgegangene zu halten. Und nicht anders kann er auch über die andere Verweisung §. 16 ὡς καὶ Διδύμῳ δοκεῖ denken, eben so wie §. 32 die Beziehung auf den Didymus und seine Nachrichten, im Gegensatz zu den abweichenden Angaben anderer Schriftsteller. Aber eben darum wagen wir auch nicht, das Ganze von §. 1—44 für ein unmittelbares Product des Didymus zu erklären, wie der Verf. S. 5 in den Worten ausgesprochen hat: „Itaque totum scriptum Didymi est, hominis laboriosi et doctissimi sua aetate litteratoris", obwohl wir bereit sind, anzuerkennen, dass der Compilator Vieles, ja selbst das Meiste aus Didymus entnommen, mithin dem Wesen nach, wenn auch nicht in der ursprünglichen Fassung und in denselben Worten, des Didymus Arbeit allerdings vorliegen mag. Der Verf. findet zwar in dem vorhandenen Stück Sprache, Darstellung und Charakter, Vorzüge wie Mängel und Gebrechen dieses Grammatikers und er hat zu diesem Zweck gewiss alles Mögliche aufgeboten, ohne jedoch damit uns der Frage zu entheben, ob nicht alles Das, was er hier an Didymus Löbliches wie Tadelhaftes findet, in Sprache und Darstellung, wie im Inhalt und in der ganzen Fassung, eben so gut (und vielleicht in manchen Fällen noch weit mehr) auf einen andern späteren Grammatiker oder Sophisten sich beziehen lässt, zumal da wir gar Nichts von Didymus und seinen Schriften kennen, um darnach zu bemessen, ob die Sprache und Fassung dieses Stücks wirklich als von Didymus herrührend und seiner Redeweise entsprechend zu halten ist. Diess sind die Bedenken, die uns verhindern, das Resultat, das der Verf. durch eine äusserst sorgfältige Untersuchung, die Nichts unbeachtet gelassen hat, gewonnen zu haben glaubt, unbedingt anzunehmen. Wir trauen in der That dem berühmten Didymus etwas Besseres zu, als eine solche, wenn auch aus manchen andern Ursachen keineswegs für uns werthlose Compilation, auch wenn wir mit unserm Verfasser einige Stellen daraus, als spätere Einschiebsel, ausscheiden wollten, um die Widersprüche zu beseitigen, die einer solchen Annahme entgegenstehen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Didymi Opuscula. Ed. Fr. Ritter.

(Schluss.)

Noch bemerken wir, dass die übrigen Bestandtheile dieser alten Biographie des Thucydides nach des Verf. Vermuthung theils einem andern Didymus Claudius, der hiernach wohl unter dem Kaiser Claudius lebte, zufallen (§. 46. 47. 49—53, als Theil einer grössern Abhandlung), theils aus des Antyllus Commentaren zu Thucydides (§. 54. 55. 56.) entnommen seyn sollen, während der Schluss (§. 57) von dem Scholiasten Asclepiades Myrleanus beigefügt seyn soll.

Die drei folgenden Untersuchungen, welche sich in ähnlicher Weise über die auf uns gekommenen Biographien der drei grossen Tragiker erstrecken, sollen ein ähnliches Resultat erzielen, das auf eine eben so sorgfältige, in das Detail in jeder Weise eingehende und keinen Umstand hier ausser Acht lassende Untersuchung begründet wird. Und doch kann Ref. es nicht wagen, eben dieses Resultat in der Weise wenigstens, wie der Verf. thut, anzunehmen, mit dem er allerdings gern einen Theil des Weges zu schreiten bereit ist. Was zuvörderst das Leben des Sophocles, oder den unsern Scholien zu Sophocles vorausgehenden Aufsatz Σοφοκλέους γένος καὶ βίος betrifft, so mag auch ihm eine Schrift des Didymus zu Grunde liegen, aus welcher der Compilator den Stoff seines Aufsatzes, wenigstens dem grössern Theile nach, entnahm; zumal da unter den darin citirten Schriftstellern nicht wohl Einer sich findet, der nicht vor Didymus gelebt hätte. Wenn aber der Verf. weiter einen Hauptbeweis für seine Ansicht, dass dieser Aufsatz nicht etwa bloss in seiner Grundlage auf Didymus beruhe, sondern dass er in seiner jetzt vorliegenden Fassung für ein wirkliches Product dieses Grammatikers anzusehen und mit dessen Namen also auch zu bezeichnen sey, in der grossen Aehnlichkeit des Styls und der Darstellung (S. 42 ff. vergl. 40)

Digitized by Google

mit dem eben besprochenen, von ihm gleichfalls dem Didymus zugetheilten Leben des Thucydides findet, wenn er die hier wie dort hervortretende gelehrte Bildung in der Benutzung einer Reihe von Schriftstellern hervorhebt u. s. w., so konnten wir uns doch davon nicht in dem Grade überzeugen, um seiner Ansicht unbedingt uns anzuschliessen. Denn es will uns gerade dieser Aufsatz in seiner nüchternen und trockenen Weise der ganzen Fassung und Darstellung wesentlich verschieden bedünken von dem andern über Thucydides, der einen im Geschmack eines Philostratus schreibenden Rhetor oder Sophisten verräth, während dieser über Sophocles als ein dürres, aus aneinandergereihten einzelnen Angaben und Notizen bestehendes und aus verschiedenen Schriftstellern zusammengetragenes Excerpt sich darstellt, zu dem allerdings der rechte Didymus Viel, oder auch selbst das Meiste beigesteuert haben mag, vielleicht auch aus ihm und aus keiner älteren Quelle, die verschiedenen hier vorkommenden Citate älterer Schriftsteller geschöpft sind. Eine ähnliche Fassung lässt das Leben des Aeschylus (βίος Αἰσχύλου) erkennen; aber eben darum tragen wir grosses Bedenken, es mit dem Leben des Thucydides zusammenzustellen, und einen gemeinsamen Verfasser für beide oder vielmehr für diese drei biographisch-literär-historischen Aufsätze in der Person des Didymus anzuerkennen, wie diess unser Verf. (S. 67. vergl. 64 ff.) zu thun geneigt ist, obwohl er sich, was diesen letzten Aufsatz betrifft, mit mehr Vorsicht ausgesprochen hat, so dass man hier schon weit eher die Worte unterschreiben kann, mit welchen er seine Untersuchung eröffnet hat: „Qui Aeschyli vitam Graecam conscripserit, quamvis neque certo me scire neque liquido commonstrare posse profitear, tamen, si conjecturae locus concedatur et quod verisimile est, admittatur, etiam hanc ex commentariis Didymi excerptam sed aliquotiens in brevius coactam esse docere posse mihi videor“ (S. 64). Und so mag man auch in Bezug auf Euripides für den aus einer Ambrosianischen und Pariser Handschrift durch Elmsley und Rossignol bekannt gewordenen Aufsatz: γένος Εὐριπίδου καὶ βίος Didymus als eine Hauptquelle ansehen, aus dessen Schriften auch die noch vorhandenen Scholien des Euripides, zum Theil wenigstens, mögen geflossen seyn; die Fassung des Aufsatzes selbst scheint uns aber eben so wenig, wie die der vorhergenannten, von Didymus herzurühren, sondern vielmehr das Werk eines ungleich später lebenden Grammatikers oder Scholiasten zu seyn. Uebri-

Digitized by Google

gens hat sich auch hier der Verf. mit einer ähnlichen Vorsicht wie bei der Aeschyleischen Vita ausgedrückt; vergl. S. 90 ff. Wenn wir uns beschränken, dieses Resultat hier anzugeben, so dürfen wir, weil wir auch darin einen besonderen Werth dieser Schrift erkennen, keineswegs unerwähnt lassen die ausführlichen Untersuchungen, welche der Verf. über die Zusammensetzung und Bildung dieser für uns doch, in Ermangelung besserer Quellen, so werthvollen biographischen Reste geführt hat, zumal als bei diesen Untersuchungen so Manches zur Sprache kommt, was auch den Inhalt der in diesen Resten mitgetheilten Nachrichten, also die Angaben über die drei grossen Tragiker selbst, ihre Lebensverhältnisse und Lebensereignisse, wie ihre Dichtungen betrifft, und insofern doppelte Aufmerksamkeit und Beachtung verdient, wie z. B., um nur ein einziges Beispiel der Art anzuführen, die ausführlichere Erklärung in der Note S. 60. 61. über die Zeit der Aufführung der Antigone des Sophocles.

Der griechische Text der in diesen vier Abhandlungen besprochenen Biographien erscheint S. 124—168. und zwar, unter des Didymus Aufschrift und mithin als ein Werk desselben; unter dem Text sind die abweichenden Lesarten aufgeführt und die Ansprüche der Kritik durchaus befriedigt; überdem ist ein Commentar beigefügt, der in sprachlich-grammatischer wie sachlicher Hinsicht Alles behandelt, was einer näheren Besprechung würdig oder bedürftig erschien, dadurch aber manche in dem Leben der drei grossen Tragiker bestrittene Punkte in den Kreis gezogen und selbst ausführlicher besprochen hat, so dass wir auch von dieser Seite auf diese Bearbeitung insbesondere aufmerksam machen möchten. Für ein gutes Register hat der Verf. gleichfalls gesorgt.

Βιογράφοι. *Vitarum Scriptores Graeci minores. Edidit Antonius Westermann, litt. Gr. et Rom. in Univ. Lips. P. P. O. Brunsvigae. Sumptum fecit Georgius Westermann. MDCCCXLV. XXII. 488 S. in gr. 8.*

Es war gewiss ein glücklicher Gedanke, Alles was aus dem Alterthum in einzelnen Aufsätzen oder in kurzen Notizen der Grammatiker, Scholiasten und Lexicographen (man denke besonders an Suidas) über Leben und Schriften der in der Literatur hervorragenden oder doch ei-

Digitized by Google

nigermassen bekannt gewordenen Männer Griechenlands auf uns gekommen ist, in eine wohlgeordnete Sammlung zu vereinigen, welche eine bequeme Uebersicht des ganzen noch vorhandenen Materials bieten und zugleich der literarhistorischen Forschung eine sichere Grundlage zu schaffen vermag, deren sie bisher entbehrte. Und wenn man die durch zahlreiche Verderbnisse entstellte Fassung so vieler derartigen Nachrichten erwägt, wird man ein Bemühen, diese in einem möglichst correcten und auch lesbaren Texte vorzulegen, doppelt anerkennen müssen. Auf die Herstellung dss Textes war daher auch ein Hauptaugenmerk des Herausgebers gerichtet, dessen Bestreben, zu diesem Zweck einen möglichst umfassenden kritischen Apparat zusammenzubringen, in der That nicht ohne Erfolg geblieben ist, so dass es ihm gelang, aus neu benutzten Quellen an nicht wenig Orten dem verdorbenen und entstellten Texte eine bessere Gestalt zu verleihen. Freilich blieb aber auch so noch gar Manches zu thun übrig, und wenn der Verf. hier nicht selten zu Verbesserungen schreiten musste, so hat er von dem ihm hier zustehenden Rechte doch einen äusserst vorsichtigen und erspriesslichen Gebrauch gemacht. Dass seine Verbesserungen manchmal auch mit den Verbesserungen anderer Gelehrten zusammenfallen, wird nur für die Richtigkeit und Zweckmässigkeit derselben sprechen.

In acht Bücher ist der ganze Stoff vertheilt: im ersten Buch sind die epischen Dichter zusammengestellt; zuerst kommen die (gewissermassen als Probe oder Vorläufer vom Herausgeber schon früher in den Jahn'schen Jahrbüchern 9. Suppl. Bd. gelieferten) verschiedenen Biographien Homer's, sowohl die, welche den Namen des Herodotus, als die, welche des Plutarchus Namen trägt, nebst der ähnlichen des Proclus und den kürzeren Nachrichten einiger anderen unbekannten Verfasser. Für die Herodoteische Vita wurden zwei Pariser Handschriften des XV. und XIII., eine Münchner des XV. Jahrhunderts und eine Leipziger Handschrift benutzt; desgleichen die Editio Princeps des Homer (die Florentiner von 1488) genau verglichen und mit Hülfe dieser neuen Quellen, sowie unter Benutzung der schon bisher bekannten, dem Text dieser offenbar aus älteren Schriften alexandrinischer Grammatiker entnommenen Schrift eine weit bessere und dadurch lesbare Gestalt verliehen, wobei zugleich die abweichenden Lesarten sorgfältig unter dem Text bemerkt sind. Ueber den muthmasslichen Verfasser der Schrift, oder, was ei-

Digitized by Google

gentlich noch wichtiger ist, über das Zeitalter, in das ihre Abfassung fällt, und die daraus weiter über die Beschaffenheit des Ganzen und seinen Werth abzuleitenden Bestimmungen hat sich der Verf. nicht ausgesprochen; aus demselben Grundsatz wohl, der ihn überhaupt abhielt, Anmerkungen oder Erklärungen irgend welcher Art beizufügen, und so seine Thätigkeit auf die Textesgestaltung — allerdings das Nächste und Dringendste — beschränkte. Steht diese einmal fest genug, dann wird auch ein sicheres Urtheil über die Fassung des Ganzen und das Zeitalter seiner Entstehung, über die einzelnen Bestandtheile und dergleichen mehr weit eher erfolgen können, wie wir denn einem solchen gern entgegensehen, da wir uns von Welcker's Ansicht (Episch. Cyclus S. 181), welche dieses durch manche Notizen allerdings für uns nicht unwichtige Machwerk sogar bis in die frühere, gute Periode alexandrinischer Gelehrsamkeit zurückführen will, nicht recht überzeugen können, sondern vielmehr darin ein Product einer weit späteren, etwa der römischen Kaiserzeit zu erkennen glauben, wenn gleich aus älteren Quellen entnommen. Eine gleiche Sorgfalt ist auch den Plutarch's Namen tragenden Resten unter Benutzung einer Wolfenbüttler Handschrift aus dem XV. Jahrhundert zu Theil geworden; dass sie ein ächtes Werk des berühmten Chäroneer's sind, wird der, welcher mit dessen Darstellungsweise näher bekannt ist, kaum glaublich finden können; denn die Spuren einer schon mehr gesunkenen Grücität aus einer schon weit späteren Periode treten zu sehr hervor, um auch hier die Compilation eines byzantinischen Grammatikers zu verkennen. Nun folgt der Abschnitt des Proclus περὶ Ὁμήρου, an welchen sich noch einige kleinere Stücke der Art anreihen, theils bekannte (wie die beiden schon von Wessenbergh gegebenen, hier freilich unter Benutzung einiger neuen Hilfsmittel mehrfach berichtigt mitgetheilt), theils minder bekannten, wie das Stück aus einer Madrider Handschrift bei Iriarte Catal. Mss. Gr. bibl. Matrit. p. 233; auch der Artikel aus Suidas, so wie der in der neuesten Ausgabe des Hesiodus von Göttling gleichfalls aufgenommene Aufsatz über den Wettstreit zwischen Homer und Hesiod fehlen nicht, so dass also zum vollständigen Ueberblick aller aus dem griechischen Alterthum erhaltenen Nachrichten über Homer Nichts vermisst wird. Zu Hesiodus erhalten wir das von Proclus abgefasste Leben, nebst dem betreffenden Abschnitt aus Suidas, der ebenso auch den folgenden Mittheilungen über Apollonius, Ara-

Digitized by Google

tus, Nicander und Oppianus, wie sie, meist aus deren Scholien entnommen, darauf unmittelbar folgen, jedesmal beigefügt ist. Was bei Oppianus von Schneider in ein Ganzes zusammengeworfen war, erscheint hier wieder — und schon der kritische Standpunkt rechtfertigt die Trennung — in seine beiden ursprünglichen Bestandtheile geschieden: das in Verse gefasste γένος Ὀππιανοῦ des Constantin Manasse, von Weiding zuerst bekannt gemacht, reiht sich nebst dem Artikel aus Suidas an. Dann folgt Dionysius, der Perieget: der Anfang der Scholien wird mitgetheilt, und dann werden aus Suidas die meist kurzen Artikel dieses Lexicographen über die andern, grossentheils ja selbst nur durch diese Artikel uns noch bekannten Epiker Griechenlands, in alphabetischer Folge geordnet, mitgetheilt, nebst den die beiden Fabeldichter Aesopus und Babrius betreffenden Artikeln zum Schluss, unter Nr. 68. und 69.

Das zweite Buch bringt die Lyriker, mit Pindar beginnend: die drei bis jetzt bekannt gewordenen Stücke, das durch Tafel aus dem Proömium der Commentare des Eustathius zuerst und dann auch von Schneidewin edirte längere Stück, dann das, was Schneider bekannt gemacht hat aus einer Rehdigerschen Handschrift, und Πινδάρου γένος von Thomas Magister, schon durch Aldus edirt, nebst dem betreffenden Abschnitt aus Suidas. Aus diesem ist gleichfalls Alles, was weiter in diesem Buche folgt (zwei und vierzig Nummern der einzelnen Dichter, mit Einschluss des Pindar) entnommen und wie bei dem ersten Buch in alphabetischer Folge aneinander gereiht. Da wir bei so vielen Dichtern ihr Zeitalter theils gar nicht, theils nicht genau kennen, blieb kaum eine andere Anordnung, als eben die alphabetische übrig. Mit dem dritten Buche erscheinen die βίοι τραγικῶν, auch hier zuerst Aeschylus, Sophocles, Euripides und Lycophron, über die wir einige besondere biographische Nachrichten besitzen, der Rest ebenfalls wieder aus Suidas, das Ganze unter zwei und vierzig Nummern. Die grösste Schwierigkeit bot hier die allerdings in keiner guten Gestalt auf uns gekommene, vielfach interpolirte und aus heterogenen Bestandtheilen, die hier zu einem Ganzen vereinigt erscheinen, zusammengewürfelte Biographie des Aeschylus; um so grössere Sorgfalt ward daher hier vom Herausgeber auf den Text, namentlich auch in Ausscheidung der zahlreichen Interpolationen verwendet und dazu eine Leipziger und zwei Münchner

Digitized by Google

Handschriften benutzt; bei Sophocles ward besonders auf die Pariser Handschrift 9712 (S.), angeblich des dreizehnten Jahrhunderts, als der ältesten Quelle, aus der Sinner unlängst (1839) das Leben des Sophocles edirt hatte, Rücksicht genommen. Von Ritter's Ausgabe dieser biographischen Stücke, die Diesem für Werke des Didymus gelten, konnte Herr Westermann noch keine Notiz nehmen. Beide Gelehrten arbeiteten unabhängig von einander und haben so die Texteskritik dieser Stükce nicht wenig gefördert.

Das vierte Buch, das den komischen Dichtern bestimmt ist, bringt von grössern Mittheilungen nur das, was über Aristophanes auf uns gekommen ist, also zuvörderst die in der Aldiner Ausgabe befindliche Biographie, welche hier hauptsächlich nach dem Dübner'schen Abdruck in der Pariser Ausgabe der Scholien des Aristophanes geliefert ist, jedoch zur bequemeren Uebersicht in der Weise, dass das, was dort als zweite Mittheilung unter der Aufschrift ἄλλως folgt, hier, da es doch nichts Anderes, als ein abgekürzter Auszug des andern Stückes ist, unter dem Text mit kleinerer Schrift beigefügt ist; dann der Aufsatz des Thomas Magister, ebenfalls nach dem von Dübner berichtigten Abdruck, zugleich mit Benützung einer freilich jüngern, aber bisher nicht verglichenen Münchner Handschrift; endlich ist zur Vervollständigung des Ganzen auch das Stück eines Unbekannten περὶ Κωμῳδίας, zuletzt noch von Meineke edirt, und in die meisten grösseren Ausgaben des Aristophanes aufgenommen, beigefügt. Was Suidas über Aristophanes bringt, fehlt ebenfalls nicht; aus demselben Lexicographen folgen nun die betreffenden Abschnitte der übrigen komischen Dichter, und zwar zuerst der älteren, dann der mittleren und neueren Komödie, dann der dorisch-sicilischen Komiker, und zuletzt noch Theocritus und Moschus.

Mit dem fünften Buch beginnen die Prosaiker, und zwar zunächst die Geschichtschreiber. Leider besitzen wir hier nur über Thucydides einige nähere Mittheilungen, in der sogenannten Vita des Marcellinus, die darum auch hier, mit besonderer Rücksicht auf die Heidelberger Handschrift (und gewiss mit allem Recht) abgedruckt erscheint: von Ritter's Ausgabe dieses, von ihm dem grössern Theile nach dem Didymus zugetheilten Stücks konnte auch hier der Herausgeber noch keinen Gebrauch machen. Alles Andere, was weiter in diesem Buche folgt, ist aus Suidas, bei Theopomp auch noch aus Photius geschöpft. Im

Digitized by Google

sechsten Buch, welches βίοι ῥητόρων, σοφιστῶν, γραμματικῶν enthält, lagen in der bekannten Plutarcheischen Schrift (Βίοι τῶν δέκα ῥητόρων) allerdings einige umfangreichere Mittheilungen vor, welche der Herausgeber, der ja selbst diese Schrift schon früher besonders herausgegeben hatte (s. diese Jahrbücher 1834. p. 568), natürlich hier aufgenommen und mit den übrigen, über diese zehn Redner noch erhaltenen Mittheilungen, namentlich auch denen des Dionysius von Halicarnass (über Lysias, Isocrates, Isäus, Dinarchus) verknüpft hat. Seine frühere Ansicht, wornach er in dem Inhalt dieser Schrift Hefte und Papiere des Plutarchus, zum Behufe einer künftigen Bearbeitung zusammengetragen finden wollte, scheint er jedoch jetzt, wenn wir nach den Aeusserungen in der Vorrede p. XVI. schliessen dürfen, nicht mehr für richtig zu halten. Auch Ref. glaubt, dass nach dem, was unlängst Arn. Schäfer (Commentat. de libro vitt. X. oratt. Dresdae 1844. 8.) nachgewiesen hat, kaum noch von einer Autorschaft Plutarch's die Rede seyn kann, wenn es auch gleich noch immer problematisch erscheinen mag, ob die Schrift wirklich als eine Einleitung für die Lectüre der zehn Redner, also zum Unterricht, anzusehen und zu diesem Zweck abgefasst worden ist. — Als eilfter Redner folgt Aristides, und dann kommen lauter Redner aus Suidas, mit Nr. 130 schliessend, darauf unter 70 Nummern βίοι γραμματικῶν, sämmtlich aus Suidas. Das siebente Buch (βίοι φιλοσόφων), mit Plato beginnend, bringt Olympiodor's Leben desselben und das eines Ungenannten, das Heeren zuerst bekannt machte, nebst dem Artikel des Suidas; dann folgt über Aristoteles der Abschnitt aus des Dionysius von Halicarnass Brief an Ammäus, dann das bald dem Ammonius, bald dem Johann Philoponus beigelegte Stück nebst dem von Menage zu Diogen. Laert. V. 35. zuerst edirten, zum Theil auch bei Suidas befindlichen Abschnitt. Das Uebrige (bis zu 136 Nummern, worunter auch einzelne Philosophen, die zugleich als Grammatiker erscheinen) bilden die betreffenden Abschnitte aus Suidas. Im achten Buche folgen unter 19 Nummern βίοι ἰατρῶν, sämmtlich aus demselben Lexicographen: bei Hippokrates ist noch das dessen Ausgaben meist beigefügte, angeblich von Soranus abgefasste, wahrscheinlich aber von einem spätern Grammatiker compilirte Stück Ἱπποκράτους γένος καὶ βίος hinzugekommen.

So liegt uns also ein Corpus vor, das Jedem, der mit literärhistorischen Forschungen sich beschäftigt, unentbehrlich seyn wird; indem es

Digitized by Google

zugleich eine Reihe von minder zugänglichen Werken ersetzt und insbesondere die Benutzung eines für Gegenstände der Art so wichtigen und reichhaltigen Schriftstellers, des Suidas, ungemein erleichtert. Aber nicht bloss diese wohlgeordnete und übersichtliche Zusammenstellung ist es, in welcher man einen besondern Werth dieser Arbeit erkennen mag; vor Allem ist, wie schon Eingangs erwähnt worden, die kritische Gestaltung des oft verdorbenen, in vielen Fällen erst lesbar gewordenen Textes hervorzuheben, zumal da der Herausgeber die abweichenden Lesarten der Handschriften so gut wie der einzelnen Herausgeber mit eben so viel Klarheit als gedrängter Kürze durchweg unter dem Texte angeführt und so Jeden, der das Buch gebraucht, selbst in den Stand gesetzt hat, die Kritik und das Verfahren des Herausgebers zu prüfen und zu würdigen. Bei so Vielem, was, wie wir gesehen, aus Suidas aufgenommen ist, lag in der neuesten Ausgabe des Suidas allerdings ein wesentliches Förderniss dem Herausgeber vor, welches in unzähligen Stellen dem Texte eine bessere Fassung gebracht hat. Dreifache Indices bilden den Schluss dieses auch äusserlich sehr gut ausgestatteten Buches.

Ottoni Friderico Theodoro Heinsio, ph. doctori, gymnasii Berolinensis Leucophaei professori etc. etc. — munus scholasticum in gymnasio Friderico-Werderano — ante hos quinquaginta annos susceptum ad hunc usque diem summa cum laude administratum congratulantur gymnasii Friderico-Werderiani Rector et collegae, interprete Ernesto Köpke. Berolini die III. Februarii MDCCCXLV. 16 S. in gr. 4.

In diesem, durch eine fünfzigjährige Jubelfeier veranlassten Festprogramm erhalten die Freunde griechischer Literärgeschichte einen schätzbaren Beitrag zur Aufhellung und Aufklärung eines Feldes, an dem es noch mancher solcher Arbeiten bedarf, wenn ein einigermassen befriedigendes Ganze einer Geschichte der griechischen Literatur zu Stande kommen soll. Die Aufgabe, welche der Verf. sich gestellt hatte, besteht in einer kurzen Erörterung der Frage: Quid et qua ratione jam Graeci ad literarum historiam condendam elaboraverint (S. 4); also die Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der Literär-

Digitized by Google

geschichte sind es, welchen zunächst diese Blätter bestimmt sind. Wenn der Verf. nun hier gleich den Griechen eine Behandlung der Literärgeschichte im eigentlich kritischen und philosophischen Sinne durchaus abspricht (veram literarum historiam, quae artem criticam promptam subtilemque et cognoscendi ac tractandi rationem postulat vere philosophicam, non invenerunt homines Graeci neque unquam excogitarunt), so möchten wir diess doch nicht so unbedingt unterschreiben, in sofern uns Beweise im Einzelnen genug vorliegen, welche zeigen können, wie die Griechen auch in derartigen Schriften, obwohl einerseits den positiven Boden der Wirklichkeit und der historischen Ueberlieferung nicht verlassend, doch anderseits die Behandlung von Fragen der sogenannten höheren Kritik, die philosophisch ästhetische Würdigung des in Frage stehenden Gegenstandes und dergleichen mehr keineswegs abgelehnt oder ausgeschlossen haben: und der Verf. selbst unterscheidet alsbald von der Klasse derjenigen, welche im alten Griechenland die Literärgeschichte mehr und ausschliesslich historisch oder auch in Verbindung mit Charakterschilderungen behandelt, eine zweite Klasse solcher, welche einen philosophischen oder ästhetischen Standpunkt genommen (philosophice ex arte percensebant et aestimabant); nur ein organisches Bild der Literatur zu geben, den innern Zusammenhang des Ganzen wie aller einzelnen, daraus erwachsenen Theile darzustellen, und so den Werth zu bestimmen, der einer jeden einzelnen Erscheinung zukömmt: diess und Aehnliches der Art, was unsere Zeit insbesondere von dem Literarhistoriker verlangt, scheint im Ganzen dem Verf. eine dem Alterthume unbekannte oder doch ferner liegende Forderung gewesen zu seyn, wiewohl bei den grossen Verlusten, die wir hier erlitten haben, es schwer seyn möchte, darüber ein völlig begründetes und unumstössliches Urtheil zu gewinnen. Werden uns doch diese grossen Verluste erst recht anschaulich, wenn wir in diese Schrift einen Blick werfen und dem Verf. folgen in der sorgfältigen Zusammenstellung aller der Nachrichten, welche von Werken der Art aus dem griechischen Alterthum auf uns gekommen sind. Leider erfahren wir freilich meistens Wenig mehr, als Titel und Namen: aber auch diese können wenigstens Zeugniss abgeben von dem Reichthum einer Literatur, die jetzt fast gänzlich verschwunden ist. Mit Recht aber will der Verf. von der eigentlich literärhistorischen oder biographischen Literatur, bei welcher zunächst der historische Standpunkt der Darstellung

Digitized by Google

der vorherrschende war, unterschieden wissen eine andere Seite oder Richtung, welche Lebensbilder, wie wir diess etwa nennen würden, im Allgemeinen, Schilderungen von Lebensweisen, Charakteren und dergleichen lieferte und damit selbst ethische oder auch politische Zwecke zu verbinden suchte; es sind diess diejenigen, welche περὶ βίων, nicht βίους geschrieben, wie der Verf. S. 5. sorgfältig unterscheidet, obwohl die Nachlässigkeit späterer Schriftsteller im Citiren den Unterschied nicht immer gehörig beobachtet hat. Wir finden in dieser Klasse von Schriftstellern mehrere der ausgezeichnetsten Philosophen Griechenlands, einen Xenokrates, Theophrastus, Strabo, Epicurus, Chrysippus, insbesondere auch den Clearchus von Soli. Weit zahlreicher scheint inzwischen die Klasse derjenigen zu seyn, die, einen reinen geschichtlichen Standpunkt ergreifend, von diesem aus Schilderungen des Lebens einzelner, mehr oder minder berühmter Männer im Staate, wie im Kriege, insbesondere aber in der Literatur, oder auch Schilderungen ganzer Zweige der Literatur, z. B. der Philosophen dieser oder jener Schule, der Geschichtschreiber, der Redner u. s. w. unternahmen, und hier allerdings Werke hervorbrachten, die nicht sowohl als Kunstwerke, von einem höheren Geiste durchdrungen waren, wie etwa ein Agricola eines Tacitus, oder, wie z. B. die Biographien des Plutarch, durch herrliche Charakterzeichnung mit romantisch-poetischer Färbung eine anziehende und ergreifende Lectüre bilden sollten, sondern hauptsächlich auf Ueberlieferung des geschichtlichen, hier chronologisch oder sonst wie zusammengestellten und geordneten Stoffes bedacht, im eigentlichsten Sinn, ein verlässiges literarhistorisches Material abzugeben bedacht waren: eine Richtung, in der bekanntlich die peripatetische Schule so Vieles hervorgebracht hat, was wir jetzt schmerzlich missen. „Qui hic percensendi sunt", sagt der Verf. mit allem Recht, „fere omnes ex Aristotelis prodierunt disciplina, cujus ad exemplum et ipsi omnium fere artium historias amplectebantur." Und die nun folgende, durch diese Worte gewissermassen eingeleitete Zusammenstellung der uns aus einzelnen Nachrichten noch bekannt gewordenen Schriftsteller dieser Art gibt den besten Beleg zur Wahrheit dieses Satzes. Aristoxenus erscheint zuerst in der Reihe dieser biographischen Geschichtschreiber: dass der Titel seines hierher gehörigen Werkes βίοι ἀνδρῶν und nicht περὶ βίων ἀνδρῶν gewesen, hat der Verf. mit Recht gegen Mahne bemerkt, der schon an dem doppelten

Digitized by Google

Genitiv hier hätte Anstoss nehmen sollen, auch wenn er den vorher erwähnten Unterschied ausser Acht gelassen haben sollte: als Verfasser von βίοι, und zwar, wie wir vermuthen möchten, besonders von Philosophen, wie diess ja wohl auch bei dem Werke des Aristoxenus der Fall war, erscheinen weiter Dicäarchus, Antigonus von Carystus, dann Hermippus, über dessen ausgedehntes und umfassendes, jedenfalls vor vielen andern der Art hervorragendes Werk wir etwas Näheres noch erwartet hätten, wozu Preller's Erörterungen in den Jahn'schen Jahrbüchern XVII. p. 165 ff. gut benutzt werden konnten. Es reihen sich daran ähnliche Schriften, in welchen, zumal von Philosophen, solche biographische Skizzen gegeben waren: Satyrus, Diocles, Neanthes und Andere, die man bei dem Verfasser selbst nachsehen mag, der bei fortgesetzten Forschungen auch noch manchen Zusatz seiner Zusammenstellung zu geben im Stande seyn wird. Insbesondere verweilt der Verf. noch bei dem grossen Werke des Callimachus, das für so viele spätere Literärhistoriker zu einer vielbenutzten Fundgrube geworden ist, bei den Πίνακες: allerdings war es ein literärhistorisches Werk, aus dem die Verfasser der βίοι so Manches geschöpft haben; aber wird es darum auch dieser Klasse von Schriften unbedingt beizuzählen seyn? war es nicht in seiner wohl mehr tabellarischen Anlage, wodurch es, das Bibliographische vorzugsweise berücksichtigend, in Verbindung wohl auch mit einzelnen chronologischen und andern Notizen, allerdings die Stelle eines literarhistorischen Compendiums einnehmen konnte, wesentlich von den in einem ganz andern Zusammenhang gefassten βίοι verschieden? Diese Frage möchten wir dem Verf. vorlegen, der sich vielleicht entschliesst, die so wichtige Frage nach den Verfassern solcher Tabellen oder Πίνακες im Alterthum überhaupt, zum Gegenstand einer eigenen ähnlichen Untersuchung, wie die vorliegende, zu machen.

Von Seite 12 an verbreitet sich der Verf. noch über die andere Richtung der literärhistorischen Thätigkeit, welche er als die philosophische bezeichnet hatte, welche auf einzelne Sprüche, Lehren, Sätze, Ansichten älterer Dichter, wie Philosophen gerichtet, diese zum Gegenstand näherer Erörterungen in ästhetischer oder auch in moralischer Hinsicht machte, damit aber auch in die Spitzfindigkeit und Kleinlichkeit philosophirender Grammatiker sich verlor, die Fragen der Art so gern aufzuwerfen und als Streitfragen in verschiedenem Sinne nach rhetorisch-so-

Digitized by Google

phistischen Grundsätzen zu lösen suchten. So kommen wir freilich auf ein zum Theil verschiedenes Feld, das übrigens auch die historisch-biographische Rücksicht nicht ausschloss, wie Einzelnes von dem, was der Verfasser hier aus dem Kreise der dahin einschlägigen, leider auch gänzlich untergegangenen Literatur angeführt hat, zur Genüge zeigen kann. Beide Richtungen werden sonach kaum in allen Fällen genau von einander zu trennen seyn, beide sind aus Einer Wurzel hervorgegangen und führen auf Einen Grund zurück, den wir in der mit dem Zeitalter des Aristoteles beginnenden grammatischen Thätigkeit Griechenlands finden, deren Umfang, deren Bedeutung noch keineswegs in dem Grade anerkannt scheint, als sie er verdient. Die Abhandlung des Verf. liefert dazu einen dankenswerthen, auch in der Form sehr gut gehaltenen Beitrag.

Caroli Sintenis De hiatu in Plutarchi vitis parallelis Epistola ad Hermannum Sauppium. Zerbst, 1845. 34 S. in 4.

Diese Abhandlung, die einen für die Gestaltung des Textes der plutarcheischen Biographien nicht unwichtigen Gegenstand behandelt, wird jeder Freund des Plutarch mit dem gleichen Interesse zur Hand nehmen, mit dem er jede derartige Forschung eines Gelehrten begrüsst, welchem die urkundliche Feststellung eben dieses Textes bereits so Vieles verdankt. Mag Manchem eine solche Untersuchung von geringem Belang erscheinen; wer mit Plutarch sich näher beschäftigt hat, wer das Schwanken kennt, das in dieser Beziehung bisher noch obwaltete, der wird dem Verf. gewiss allen Dank wissen, dass er hier einen Gegenstand zur Sprache gebracht hat, der weit tiefer eingreift, als es überhaupt auf den ersten Augenblick erscheinen dürfte. Denn das Resultat, zu dem der Verf. gelangt ist, kann, auch abgesehen von seinem nächsten Zweck, uns zugleich zeigen, wie wir in Plutarch einen Schriftsteller besitzen, der, wenn gleich einer schon etwas späteren Zeit angehörig, doch in der äussern Fassung der Rede sich den reinsten Atticisten anschliesst, und diess in einer solchen Weise, wie man diess früher kaum ahnete. Welchen Einfluss diess zugleich auf die Kritik des Textes in der Wahl mancher Formen, da wo die Handschriften schwanken, üben wird, ist leicht begreiflich. Manche Härten des Textes werden dann auch verschwinden,

Digitized by Google

und wenn wir, was zunächst die hier vorliegende Frage nach dem Hiatus betrifft, in Folge der vom Verf. aufgefundenen Normen, an die Plutarch sich mit ziemlicher Gleichförmigkeit zu halten scheint, in den Stand gesetzt sind, manche Stelle, die schon längere Zeit ein Anstoss der Kritik war, oder in andern Beziehungen Schwierigkeiten erregt hatte, nun auf eine Weise zu berichtigen, welche diese Missstände beseitigt und den nun durch keine Hemmnisse mehr erschwerten Fluss plutarcheischer Rede herzustellen vermag, so ist damit für die Kritik des Textes ein wesentlicher Fortschritt erzielt worden.

Der Satz, den der Verf. an die Spitze seiner ganzen Untersuchung gestellt hat, wird, in Absicht auf die Zulassung oder Abwendung des Hiatus, den Plutarch so ziemlich an die Seite der ersten und vorzüglichsten Atticisten der früheren Zeit, insbesondere eines Isocrates, stellen; denn hiernach hat Plutarch in seinen Biographien, die der Verf. hier allein ins Auge gefasst hat, mit der grössesten Sorgfalt den Hiatus zu vermeiden gesucht (S. 6 ff.), und so werden denn auch alle die Stellen, in welchen derselbe noch in unsern Texten angetroffen wird, einer Aenderung unterliegen, wenn nicht ein befriedigender Grund für die Zulassung des Hiatus zu ermitteln ist. Eben darum fragt es sich aber vor Allem, welches sind denn eben die Fälle, in welchen der Hiatus zulässig, in welchen er überhaupt gerechtfertigt erscheinen kann, welches ist der Hiatus, der als unzulässig in den Biographien Plutarch's anzusehen und darum in irgend einer Weise auszumerzen ist? Die Erörterung dieser Punkte bildet den Hauptinhalt der vorliegenden Abhandlung; zahlreiche Textesberichtigungen knüpfen sich an diese Erörterung, die, ihrer Natur nach, ebenso mit der Interpunktion, wie mit der Rücksicht auf das Alter und die Beschaffenheit der auf uns gekommenen Handschriften Plutarch's zusammenhängt und so überhaupt eine weitere Bedeutung gewinnt. Wird man auch nicht in alle Verbesserungsvorschläge einstimmen, wird man hier oder dort Bedenklichkeiten noch hegen, wo der Verf. nach der Ansicht Anderer vielleicht zu weit gegangen seyn sollte, so sind doch jedenfalls gewisse feste Normen mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen und damit ein sicherer Grund und Boden gewonnen, der für weitere Forschung nicht fruchtlos bleiben kann.

Zuvörderst ist der durch den Zusammenhang zweier Vokale, die entweder beide, oder doch einer von beiden, lang sind, hervorgebrachte

Digitized by Google

Hiatus von Plutarch abzuweisen, der, wie der Verf. hier aus einzelnen Stellen nachweist, sogar ungewöhnliche und auffallende Wortstellungen sich erlaubt hat, um einen derartigen Hiatus zu vermeiden (ein Satz, der in der That manche sonst nicht erklärliche Stellung einzelner Worte uns erklärt), der selbst öfters der zusammengesetzten Verba sich bedient, da, wo sonst das einfache Verbum genügt hätte. Andererseits wird man überall, wo Plutarch Stellen aus andern Schriftstellern, Denksprüche und dergleichen anführt, diese Rücksicht unterlassen und hier den Hiatus jeder Art angewendet finden; einige besondere Fälle, wo Plutarch selbst den Hiatus zulässt, führt der Verfasser Seite 8 mit den Worten auf: „nec articuli offendunt hiatus facientes, nec praepositiones nec καί particula nec numeralia nec quae unam notionem efficiunt nec denique in quibus intercedente interpunctione pausa fit.“ Die zuletzt erwähnte Ausnahme führt uns freilich auf ein Gebiet, auf welchem wir uns vergeblich nach festen und für allgemein gültig anerkannten Normen umsehen; die in der neuesten Zeit von mehreren Gelehrten eingeführten Beschränkungen haben uns nie zusagen können, in sofern sie gerade von dem, was durch die Interpunction erreicht werden soll, das Gegentheil erwirken, weil sie zu weit gehen: in dieser Beziehung freut sich Ref., von dem Verf. ein offenes Bekenntniss abgelegt zu sehen, das er aus voller Ueberzeugung unterschreibt: „Certe siquid veri est in hac de hiatu doctrina, quod puto plurimum esse, in Plutarcho non potest probari ea ratio, quam a summis viris J. Bekkero, C. Lachmanno monstratam ego in mea editione sum sequutus, ut paucas ponerem et raras verborum interpunctiones“ (S. 11). Eben darum möchte selbst bei einzelnen Abtheilungen oder getrennten Gliedern eines und desselben Satzes der Hiatus, in Folge der hier eintretenden Pause und der hier anzuwendenden Interpunction, eher zulässig erscheinen, und darum tragen wir auch Bedenken, in den S. 13. besprochenen Stellen den Verbesserungsvorschlägen, durch welche der Hiatus beseitigt werden soll, unbedingt beizutreten. So hält z. B. der Verf. die Stelle im Leben des Philopömen, wo von dessen Leichenfeier die Rede ist, für verdorben: οἱ δὲ στρατιῶται, ὡπλισμένοι μὲν αὐτοί, τοῖς δ' ἵπποις κεκοσμημένοις ἐπηκολούθουν. So hatte Ref. die Stelle interpungirt, Andere fügen auch noch ein Comma nach κεκοσμημένοις ein; der Verf. schlägt zur Vermeidung des Hiatus vor: οἱ στρατιῶται δ' ὡπλισμένοι (was uns schon wegen der Stellung

Digitized by Google

der Partikel δ' unzulässig scheint), wenn anders nicht ein anderer Fehler hier verborgen sey, wie καθωπλισμένοι oder ἱππεῖς für στρατιῶται. Wir können uns weder zu dem einen noch zu dem andern entschliessen, und halten die Stelle, wenn sie gleich beim ersten Anblick eine gewisse Härte kaum verkennen lässt, doch für unverdorben, nehmen daher auch an dem Dativ τοῖς δ' ἵπποις κεκοσμημένοις so wenig Anstand als Schäfer, der, wie uns dünkt, mit allem Recht, Reiske's Einschiebsel ἐποχούμενοι als vollkommen unnöthig abgewiesen hat. Was wir aneinanderreihen und neben einander stellen, durch Verbindungspartikeln anknüpfend, ist hier durch die Beziehungspartikeln μὲν und δὲ wie in vielen ähnlichen Fällen ausgedrückt, der Uebergang in den Dativ aber hier so wenig wie anderwärts anstössig. Eher kann in derselben Beschreibung Plutarch's, etwas weiter unten, das auch von Seiten des Hiatus anstössige αὐτοῦ in den Worten: ἐτάφη μὲν οὖν, ὡς εἰκὸς, ἐνδόξως καὶ περὶ τὸ μνημεῖον αὐτοῦ οἱ τῶν Μεσσηνίων ἀκμάλωτοι κατελεύσθησαν, getilgt werden, wie unser Verf. S. 29 will, da es allerdings das Ansehen eines durch das in den nächstfolgenden Worten wiederholte αὐτοῦ veranlassten Glossems hat und auch in der Heidelberger Handschrift vermisst wird. Uebrigens ist es dem Verf. an nicht wenigen Stellen gelungen, durch eine einfache, manchmal auch selbst durch die besseren und älteren Handschriften bestätigte Umstellung das Anstössige eines Hiatus zu vermeiden, wovon wir statt aller andern Beispiele nur das eine aus Alcibiad. 16. anführen wollen: οἷον ἦν καὶ τὸ Ἀγάθαρχον τὸν ζωγράφον εἶξαι. εἶτα γράψαντα τὴν οἰκίαν ἀφεῖναι, wo der harte Hiatus durch die selbst von den Handschriften bestätigte Umstellung εἶξαι τὸν ζωγράφον vermieden wird. Doch so liessen sich noch gar manche, eben so einfache als ansprechende Verbesserungen aus dieser Schrift anführen, die uns zeigen können, welchen Einfluss auf die richtige Gestaltung des Textes überhaupt eine solche Untersuchung hat, und die Aeusserung (S. 17) des Verfassers, wie in einem ganzen Bande der Weigel'schen Ausgabe der Vitae des Plutarch kaum so viele Hiatus anzutreffen seyen, als auf drei oder vier Seiten irgend einer Ausgabe des Thucydides, Plato, Xenophon, verliert das Auffallende, das sie auf den ersten Augenblick erregen mag, bald bei näherer und sorgfältiger Berücksichtigung und Untersuchung der ganzen Frage.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sintenis: De hiatu in Plutarchi vitis.

(Schluss.)

In den sechs Biographien, welche in diesem ersten Bande der genannten Ausgabe enthalten sind, fand der Verf. den Hiatus an sechs und vierzig Stellen, wo er nach seiner Ueberzeugung nicht hingehört: und von diesen, demnach für verdorben erklärten Stellen lassen sich ein und zwanzig durch Hülfe der Handschriften verbessern. So der Verfasser S. 17. 18. Und selbst da, wo aus diesen Handschriften Nichts zur Verbesserung entnommen werden kann, wird sich ohne sonderliche Beschwerde, meist durch eine veränderte Stellung der Worte, das Richtigere auffinden und damit der Text in seiner ursprünglichen Integrität herstellen lassen. Wenigstens hat der Verf. im Verfolg seiner Schrift von S. 18 an diesen Versuch gemacht, und zuvörderst die Stellen aus dem Leben des Numa, welche hier in Betracht kommen, besprochen und mit ihnen natürlich auch manche andere aus andern Biographien; daran schliessen sich entsprechende Stellen aus der Vita des Timoleon und des Aemilius Paulus, ebenso verbunden mit vielen andern Stellen, die wir unmöglich hier alle anführen können; denn wir wollen ja nur hier im Allgemeinen auf die Grundsätze aufmerksam machen, nach welchen der Verf. die ganze, in so Vieles eingreifende Frage behandelt hat; in dieser Hinsicht können wir auch noch an dasjenige erinnern, was über die Handschriften des Plutarchus, die bei dieser ganzen Frage so sehr in Betracht kommen, der Verf. an mehreren Orten im Allgemeinen bemerkt hat, obwohl er sich hier im Wesentlichen nicht von dem entfernt, was er darüber in der Vorrede seiner Ausgabe der Vitae früher bemerkt hatte. Er hält, wie er auch dort schon bemerkt, den Codex Sangermanensis, der leider nur zwölf Vitae enthält, für den ältesten unter allen, die wir kennen, und er will ihn desshalb zur Grundlage des Textes gemacht wissen:

Digitized by Google

er hat sich darüber jetzt S. 32 mit mehr Bestimmtheit und Entschiedenheit ausgesprochen. Uebrigens kann Ref. doch im Ganzen den Abstand von dem ersten Pariser Codex (A), wie selbst von den Heidelberger Codices für nicht so bedeutend ansehen, um jener Handschrift einen so entschiedenen Vorzug zuzuerkennen, obwohl er sie mit diesen einer ersten Familie Plutarcheischer Handschriften gern zuweisen würde, die unter sich im Ganzen doch zu wenig verschieden sind, um auf verschiedene Urquellen zurückgeführt zu werden, indem sie nur Eine gemeinsame Quelle erkennen lassen: und dass in dieser die ursprüngliche Stellung der Worte schon manchen Veränderungen unterlegen, die im Laufe der Zeit, und bei Vervielfältigung der Abschriften nur zunehmen konnte, ist ein vom Verf. S. 28 aufgestellter Satz, der uns wenigstens sehr einleuchtend erschienen ist. Auffallend aber mag es auf der andern Seite erscheinen, warum der Text der übrigen Schriften Plutarch's, die wir unter dem Gesammtnamen der Moralia kennen, in einer ungleich verdorbenen Gestalt in den bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften auf uns gekommen ist, als die Biographien, die wir in einem weit besseren, gleichmässig gestalteten Texte jedenfalls besitzen; in der grösseren Rücksicht, welche Grammatiker oder gelehrte Leser und Abschreiber auf die Biographien, als den interessanteren Theil, genommen, kann der Grund kaum liegen, da diess eher Vervielfältigung der Handschriften und damit auch grössere Verderbniss des Textes herbeigeführt hätte: eher wohl in der Mannigfaltigkeit des Stoffs und der, theilweise wenigstens, grösseren Schwierigkeit des Verständnisses, sowie in einer grösseren Nachlässigkeit, unter welcher diese Schriften gelitten haben, welche immerhin durch ihren Inhalt eine grössere Berücksichtigung verdienten, als ihnen im Ganzen in neuerer Zeit, insbesondere seit Wyttenbach, zu Theil geworden ist. Hoffen wir, nachdem so Manches für die Biographien, namentlich was die Texteskritik betrifft, jetzt geleistet und damit für Vieles doch ein weit sicherer Boden gewonnen ist, dass die Texteskritik der übrigen Schriften Plutarch's nicht zurückbleiben, dass sie vielmehr in gleicher Weise gefördert werden möge, um uns einen urkundlich getreuen und wahrhaft lesbaren Text zu schaffen, wie er für manche derselben ein dringendes Bedürfniss ist.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

I. *Die Maxburg bei Hambach, von Franz Xaver Remling, Pfarrer und Districtsschulinspector zu Hambach. (Mit einem Titelkupfer, Uebersichtsplane ued Grundrisse der Burg.) Mannheim, Friedrich Götz. Schwan und Götz'sche Hofbuchhandlung. 1844. VIII. und 212 S.*

II. *Geschichte des Zabergau's und des jetzigen Oberamts Brackenheim von Karl Klunzinger [Stadtpfarrer in Güglingen und], Mitgliede des Würtemberg. Vereins für Vaterlandskunde. I. Abtheilung. Mit Abbildungen. Stuttgart. Ferd. Fried. Autenrieth'sche Buchhandlung. 1841. II. und 147 Seiten. — II. Abtheilung. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart. F. F. Autenrieth'sche Buchhandlung. 1842. 224 Seiten. — III. Abtheilung. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart. Chr. Belser'sche Buchhandlung. 1843. 252 S. — IV. Abtheilung. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart. Chr. Belser'sche Buchhandlueg. 1844. IV. und 230 S.*

Vorstehende beide historische Monographien einer einzelnen Burg und eines ganzen Gaues sind als wahrhaft wissenschaftliche, auf gründliches Quellenstudium basirte und in edler Form gegebene Werke sehr preis- und empfehlungswürdig. Herr Remling hat die reichste Fundgrube der ältern Geschichte der ehemaligen bischöflichen Speyer'schen Besitzungen, Burgen, Klöster, Dörfer, Flecken und Städte, und der adeligen Geschlechter, Grafen und Fürsten, welche dieselben früher bewohnten oder beherrschten, das Grossherzogl. Badische General-Landesarchiv in Karlsruhe, wohl benützt. Die Haupt-Codices und Folianten, die Seite VII. mit Namen genannt werden, waren nämlich in das Bruchsaler Archiv der Fürstbischöfe und des Domcapitels von Speyer gekommen und von da sind sie nach Karlsruhe gewandert. Auch in dem Archive der Pfalz zu Speyer fand Herr Remling über die letzten Burgmänner auf Kestenberg manches Brauchbare, und er unterliess nicht, die 49 wichtigsten Urkunden, welche seinem Werkchen zur Grundlage dienen und bisher unbekannt waren, demselben beizugeben. Er fügt demselben sogar auch verschiedene Gedichte ein, welche bei so mancher Gelegenheit auf jene Burg gemacht wurden. Diese sind jedoch zum Theile unbedeutend, und Ref. gehört zu denen (S. VIII.), die dem

Digitized by Google

Beifügen solcher Gedichte zu geschichtlichen Forschungen entgegen sind. Die eigentlich wissenschaftliche Form verliert dadurch gar sehr. — Auch über die frühern Schicksale des Zabergaues sind noch viele Notizen vorhanden. Sie sind jedoch in seltnern, zum Theile „dickleibigen“ Büchern, Archiven, Registraturen und alten Chroniken zerstreut. Jene aus diesen zu erheben, zusammenzustellen und zu sichten, war keine kleine und mühelose Arbeit. Herr Klunzinger hat sie mit unverdrossenem Eifer vollführt und besonders geschöpft: aus dem Manuscripte über das Herzogthum Württemberg von Rector Schmidlin in Stuttgart, dem Landbuche und den Urkunden über die betreffenden Orte in dem königlichen Staatsarchive in Stuttgart, aus Gabelkofer's Miscellaneis historicis, 4 Theile, und aus andern Manuscripten auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, aus dem grünen Buche, dem Gauerben-Recessbuche und einer Topographie über Bönnigheim in dem Archive zu Bönnigheim, aus Urkunden in den Archiven der Städte Brackenheim, Güglingen und Schwaigern, der Freiherrn von Göler in Sulzfeld und der Freiherrn von Massenbach zu Massenbach, aus Urkunden von dem Rathhause von Mainzisch-Kleebronn und der Freiherrn von Sternfelsischen Familie, aus Urkunden in der Registratur des königl. Oberamtes und Decanates in Brackenheim, in der Registratur des königl. Kameralamtes und Stadtpfarramtes in Güglingen und in der Freiherrl. von Gemmingen'schen Registratur in Treschklingen, aus Kirchen- und sonstigen öffentlichen Büchern und Stadt- und Dorfrechnungen in den betreffenden Orten, aus einigen in dem Besitze von Privaten sich befindenden Chroniken über das Zabergau, aus einer Capuziner-Chronik vom Michelsberg und aus Manuscripten über die Pfalz auf der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Und wenn Herr Klunzinger sagt (Abth. I. II.): „Gleichwie unser Zaberbächlein zwar bald im Neckar verschwindet, dann doch aber einen nicht zu verachtenden Zufluss zu demselben gibt, so möge auch diese meine örtliche Geschichte, obwohl sie sich in der allgemeinen verlieren muss, zu derselben einigen Beitrag spenden!“, so ist dieses in Wahrheit trefflich geschehen.

Wir machen nun mit dem Inhalte vorgenannter beiden Schriften näher bekannt.

I.

Keine alte Burg in ganz Deutschland, ja in ganz Europa, hat wohl in der neuern Zeit solch einen Namen weit über die Grenzen unsers

Digitized by Google

Erdtheiles hinaus, ja solch einen welthistorischen Ruf erhalten, als das seitdem sogenannte Hambacher Schloss, welches seit seiner feierlichen Weihe als pfälzische Festgabe bei der Vermählung des Kronprinzen Maximilian von Bayern den Namen Maxburg trägt; und es war ein glücklicher Gedanke, dieses zu einer historischen Arbeit zu wählen. Auf einem schön geformten, gegen Süden, Osten und Norden frei aus der höhern Gebirgskette hervorspringenden, etwa tausend Fuss über der Meeresfläche erhabenen Bergkegel, an dessen Fusse das Pfarrdorf Hambach liegt, thront, in dem schönen Vordergrunde des mit Reben umkränzten Haardtgebirges, eines Zweiges der Vogesen, diese stolze Burg, auf welche man von fünf Heerstrassen her, deren Knotenpunct das eine Stunde von ihr nördlich gelegene Neustadt bildet, von allen Richtungen auf sehr bequemen Wegen gelangen kann und von der hinab man die herrlichste, grossartigste Fernsicht hat. Ihre älteste Benennung ist Kästelberg, d. i. Castell-Berg, woraus später dann wurde Kestenberg, Kestenburg, ja Kastanienburg, und dann endlich Hambacher Schloss; und sie verdankt ohne Zweifel ihren ersten Ursprung den Römern, welche schon auf dem Berge, der sie trägt, ein Castell und einen Signal-Thurm hatten. Kein Punct an dem ganzen Haardtgebirge war zu einem solchen geeigneter; und aus jenen römischen Wart- und Signal-Thürmen sind ja ursprünglich auch die mittelalterlichen Burgen erwachsen. Wann jedoch diese Ritterburg bestimmt gebaut worden ist, darüber findet man keine Nachweisungen mehr. Nur das lässt sich mit Gewissheit melden, dass dieselbe in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts schon ausgebaut vorhanden und Eigenthum Wolfram's, des sehr vornehmen Grafen der Ardennen, des Kraichgaues und Enzebergs war. Dieser hatte die Azela, eine Tochter Kaisers Heinrich III. und Schwester des unglücklichen Kaisers Albrecht IV., zur Gemahlin und wahrscheinlich diese Burg, als Aussteuer seiner Gemahlin, von den reichen Besitzungen des salischen Kaiserhauses erhalten. Wolfram's edles Geschlecht aber erlosch in dem Glänzendsten desselben, in seinem Sohne, dem Grafen Johannes, welcher, als dem Kaiserhause selbst so nahe verwandt, schon in seinem sieben und zwanzigsten Jahre, den 7. März 1090, Bischof in Speyer ward und schon in seinem ein und vierzigsten Lebensjahre, den 26. Oktober 1104, starb. Die reichen Allodien seiner in der Gruft unsers alten Sinsheimer Klosters ruhenden Vorältern kamen

Digitized by Google

an ihn, und wiewohl derselbe Sinsheim und Rohrbach, die zu dem Wormser Bisthume gehörten, von diesem ertauschte, in Sinsheim die Benedictiner-Abtei stiftete, sein in sieben Gauen zerstreutes Hauptvermögen dieser vermachte und in die von ihm erbauete Crypta der Sinsheimer Klosterkirche auch zu seinen Vätern, seiner Verordnung gemäss, begraben wurde; so bedachte er nicht minder das Domstift Speyer sehr und übergab er demselben namentlich auch, am 6. Januar 1100, zu ewigen Zeiten unsern Kestenberg; und bei diesem Domstifte blieb diese Burg auch über sieben Jahrhunderte lang unter den mannigfaltigsten Ereignissen und Zuständen. Sie erhielt zunächst, als eine der ersten Schutzfesten des Bisthumes Speyer, ihre eignen, dem Bischofe verpflichteten Burgmänner und war nun zeitweiliger Sitz der Bischöfe selbst, welche daselbst von Kaisern und Königen besucht wurden, namentlich die Residenz des Bischofes Nicolaus, 1380 bis 1395, der nie nach Speyer selbst zog. Demselben folgte Raban von Helmstädt. Die verschiedenen Würden, welche dieser begleitete, die mannigfaltigen Geschäfte, mit denen er überhäuft war, die vielen Reisen, welche er unternahm, und die Kämpfe, in welche er verwickelt wurde, liessen ihm wenige Zeit, auf der Kestenburg zu weilen. Sie wurde daher von jetzt an mehr als eine starke Schutzfeste des Hochstiftes, dann als ein freundlicher Ruhesitz der Beherrscher desselben betrachtet. Desswegen finden wir nunmehr auch für eine vollständigere Hut derselben Vorkehrung getroffen, und zu ihrer Vertheidigung wurden die ersten adeligen Geschlechter der Umgegend als Burghüter mit Lehengefällen begabt. Allein sie verlor selbst auch als solche Landesfeste sehr ihren Werth, da es dem Bischofe Matthias (1465) gelang, noch neben ihr, den Bürgern zu Speyer zum Trutze, die Zwingburg Marientraut bei Hahnhofen fest zu erbauen. Als in dem Jahre 1525 der wilde Bauernkrieg auch in ihrer Nähe sich erhob, kam sie mit einer blossen Plünderung davon. Keine Flammen berührten sie noch. Sie erhielt jedoch jetzt nur noch einen einfachen Schlossverwalter und Kellner, welcher den Auftrag hatte, mit einem Thorhüter die Burg bei Tage und bei Nacht zu bewachen und des Bischofs Weinberge an dem Fusse derselben zu pflegen. Dieses war aber keine Vorkehrung für die Burg, wie ihr dieselbe bei den religiösen Wirren und den aus denselben hervorgegangenen Kämpfen Noth that. Markgraf Albrecht von Brandenburg, genannt Alcibiades, dieser grausam-tapfere, unruhige Krie-

Digitized by Google

ger, bereitete auch ihr den Untergang. Er nahm den 21. August 1552 Speyer selbst und dann auch diese Burg in wildem Sturme, und man sah nun rings aus dem weiten Rheinthale die flammende Kastanienburg in Feuer und Rauch zusammenstürzen. Die einst so mächtige sank also in Schutt und Asche. In diesem blieb sie nun liegen, und es wurde bloss, und zwar erst in dem Jahre 1560, eine offene und einfache Wohnung für einen Landförster sammt einigen Oekonomiegebäuden nothdürftig hergerichtet, damit derselbe des Bischofes Reben pflanze und Wälder hüte. Zugleich wurden jedoch die auf der Burg haftenden Ritterlehen aufs Neue vergabt. Und da Philipp Christoph von Sötern den Krummstab in Speyer erhielt, im Oktober des Jahres 1610, so brachte dieser es dahin, dass das Speyerer Domcapitel ihm in dem November 1645 gestattete, die alte Kastanienburg mit dem Dorfe Hambach in ein lehnbares Familiengut der Freiherrn von Sötern zu verwandeln. Doch die Kestenburg nebst dem Dorfe Hambach blieben nur bis zum Tode dieses Bischofs, der an dem 25. September 1623 auch auf den erzbischöflichen Stuhl zu Trier erhoben worden war und am 7. Februar 1652 den Geist aufgab, Söternisch. Nun wurden beide wieder in hochstiftlichen Besitz genommen. Auch einzelne Lehen wurden noch, zum letzten Male, an dem 10. Juni 1678, erneuert. Darauf brach der orleans'sche Krieg mit seinen gräuelvollen Verwüstungen der schönen Rheinpfalz durch die barbarischen Franzosen aus. Diese steckten auch die letzten Reste der Kastelburg und die Jägerwohnung in Brand, im September 1688. Der Förster bekam nun anderswo eine Wohnung. Nur die alte St. Michel's-Kapelle auf dem Schlosse war von dieser letzten Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse aus altem Schutte wieder neu erhoben gewesen. Feierliche Processionen wallfahrteten fleissig nach derselben. Der Fürstbischof Johann Hugo liess sie neu einrichten, und sie wurde am 9. Juli 1723 feierlich eingeweiht. Waldbrüder suchten jetzt in den grossartigen Trümmern des Schlosses Obdach und Schutz. Allein auch sie wurden von denselben verscheucht zur Zeit der französischen Revolution, und die Kapelle ward in Brand gesteckt. Das Schloss wurde nun mit dem linken Rheinufer durch den Lüneviller Frieden (den 9. Februar 1801) französisch, so wie endlich durch den ersten und zweiten Pariser Frieden (den 30. Mai 1814 und den 20. November 1815) bayerisch. Der ganze Schlossbezirk wurde hierauf in 127 Loose

Digitized by Google

getheilt und in den Jahren 1821 und 1822, sowie die Schlossruine selbst in dem Jahre 1823 den 30. Januar veräussert; jedoch zum Glücke für sie mit der Bedingung, dass daran nichts dürfe mehr abgebrochen, sondern ihr baulicher Zustand müsse nach Möglichkeit erhalten werden. Die schöne Ruine diente nun, besonders den Bewohnern Neustadts, zu einem Vergnügungsplatze, und frohe Gesellschaften wallfahrteten bald aus der Nähe und Ferne dahin. So entstand auch in dem Jahre 1832 den 27. Mai das berüchtigte Hambacher Fest, und die Ruine ward endlich von den Bewohnern der bayerischen Pfalz angekauft und dem Kronprinzen von Bayern bei seiner Vermählung mit Marien, der jüngsten Tochter des Prinzen Wilhelm von Preussen, in dem Jahre 1842 den 12. Oktober in München nebst einem Weingeschenke aus einigen Fässern des köstlichsten Pfalzweines und einem zierlichen Becher mit angemessener Inschrift übergeben. Und also soll sie aus ihren Trümmern als Maxburg neu auferstehen und zu einer Königswohnung selbst erhoben werden; als solche aber „ein neues Leben, eine neue Geschichte, eine neue Bedeutsamkeit" gewinnen.

III.

Die Zaber ist nur ein sehr kleines Flüsschen, welches, ganz dem Königreiche Würtemberg angehörend, eine halbe Stunde von dem Pfarrdorfe Zaberfeld an dem nördlichen Abhange des Stromberges im Staatswalde Zaberfelden entspringt und sich schon bei Laufen in den Neckar ergiesst; und der kleine Gau, dem sie den Namen gibt, fängt bei Sternfels an und endigt sich gegen Laufen hin, während er sich nördlich und südlich bis auf die Höhe des Heuchel- und Stromberges erstreckt, wo die Wasserscheide sich befindet. Herr Klunzinger beschränkt sich jedoch nicht bloss auf die Orte, welche zu diesem Gaue gehören, sondern fügt auch noch verschiedene andere Orte, deren Geschichte mit der des Zabergaues zusammenhängt, sowie Schwaiern, Massenbach und Massenbachhausen hinzu, um das jetzige Oberamt Brackenheim in seine Geschichte des Zabergaues vollständig aufzunehmen.

Es ist dieser kleine Gau einer der fruchtbarsten und lieblichsten des ganzen Neckargebiets, so dass er von den Alten die edle Provinz, das kleine Italien genannt wurde und schon sehr frühe bewohnt war. Seine Urgeschichte liegt jedoch im Dunkel ungewisser Sagen. Dass die Cimbern ihn durchzogen, scheint nicht bezweifelt werden zu können, und

Digitized by Google

man leitet sogar mit vielem Grunde die Namen der vielen Orte Zimmern in dem Würtembergischen und Badischen von jenen ab. Dass die Römer darin festen Fuss gefasst hatten, ist um so mehr unumstössliche Thatsache, als viele römische Trümmerstätten und Denkmäler, zumal auch Römermünzen auf dem Michelsberge bei Brackenheim, in Meimsheim bei Güglingen, wo sich selbst ein Alterthumsverein für das Zabergau gebildet hat, und auf dem Schlosse Stocksberg zu Tage gekommen sind. Nach den Römern besassen ihn die Alemannen, und dann kam er, mit der Schlacht bei Zülpich, 496, an die Franken. Das Christenthum drang jetzt auch bei denselben ein, und Kirchen und Klöster erhoben sich; ja der Chroniknachricht, dass Bonifaz selbst auf dem Runigenburc (dem Michelsberge) eine christliche Kirche errichtet habe, stehen anderweitige urkundliche Notizen bestätigend zur Seite, so dass anzunehmen ist, von diesem leuchtenden Höhepunkte aus seyen die Niederungen der Umgegend erhellet worden. Doch eigentliches sicheres Licht geht erst in dem achten und neunten Jahrhunderte mit dem Codex Laureshamensis auch in diesem Gaue auf. Derselbe wird in diesem Codex der Zabern-ach-gowe genannt, und es erscheinen da zuerst die Orte Bönnigheim, Botenheim, Erligheim, Magenheim, Meimsheim, Rodbach und Zimmern sammt dem Michelsberge; auch kommt Chirecheim (Kirchheim) in dem neunten Jahrhunderte in dem Güterverzeichnisse des Klosters Fulda vor. Der Grund und Boden war einst angebaut, selbst Wein- und Obstbau fand sich vor. König Konrad, zu dessen Herzogthume auch das Zabergau gehörte, soll noch, nachdem er zum deutschen Könige gewählt worden war, das Gotteshaus zu St. Jakob gestiftet haben. Nachdem das Zabergau nun unter Konrad's Bruder Eberhard, bis 939, dann unter dem rheinfränkischen Grafen Burkard und unter dem Zabergaugrafen Adelbert gestanden, ward dasselbe reichsunmittelbar, und es erheben sich einzelne adelige Familien, namentlich die Dynasten von Magenheim und die Gleissen von Bönnigheim. In dem Jahre 1096 erhielt Graf Friedrich von Hohenstaufen von Kaiser Heinrich IV. die beiden Herzogthümer Schwaben und Franken, und erlangte so das Haus Hohenstaufen die unmittelbare Oberhoheit auch über unsern Gau. Nicht minder kamen mehrere Kaiser aus andern Häusern in nähere und fernere Beziehung mit demselben. An der Spitze des Adels, welcher ausser der Kirche den meisten Grundbesitz hatte, standen noch lange die Dynasten von Magen-

Digitized by Google

heim; und es ist merkwürdig, welch eine Menge anderer Edeln zugleich während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als ansässig in diesem kleinen Gaue erscheinen; der vielen nicht ansässigen Fürsten und Herren, die zugleich in demselben Güter hatten, nicht zu gedenken. Nach dem Erlöschen des hohenstaufischen Kaiserhauses erlangte dieser Adel Reichsunmittelbarkeit und trat er in den Zenith seiner Grösse. Zugleich wurden in dem zwölften Jahrhundert zwei Klöster gestiftet: das Kloster Frauenzimmern und die Probstei Kirbach; der deutsche Orden ergriff Besitz, 1297; und der Beguinen-Orden verbreitete sich auch in diesen Gau, 1314. Auch die Weltgeistlichkeit trat in ihren Leutpriestern schon 1182 auf. Eben so vermehrten und vergrösserten sich die Ortschaften; einige erhoben sich selbst zu Städten mit Gewerben, wie 1277 Brackenheim, welches sogar die Rechte einer freien Reichsstadt erhielt, 1284 Bönnigheim und 1285 Güglingen; und der Bürgerstand gab erfreuliche Lebenszeichen. — In dem Zeitraume von 1319 bis 1514 trat ein neuer Abschnitt der Geschichte dieses Gaues ein, und zunächst schwankte eine Zeit lang die Wage, ob Mainz, Baden, die Pfalz oder Würtemberg in demselben das Uebergewicht bekommen sollte. Letzteres ward Meister. Durch wohlberechneten Kauf, Schenkungen und Aufnahme Freiwilliger in seinen Schutz erwarb es sich so viele Orte, dass es die Obervogtei Zabergau mit den Aemtern Brackenheim, Güglingen und Gartach, sowie das Oberforstamt Stromberg errichten konnte. Ausserdem theilte sich fortgehend jene grosse Anzahl ansässiger und nicht ansässiger Herren von Adel in den Besitz des Gaues; doch schadete den letztern sehr die Besitzergreifung von Würtemberg und die veränderte Art Krieg zu führen. Um so mehr konnte sich der Bürgerstand heben. Die einzelnen Aemter, selbst einzelne Ortschaften, beschickten die Landtage, und diejenigen Städte und Dörfer, welche nicht unmittelbar mehr unter dem Adel standen, erhielten ihre eignen Rechte und Wappen; auch trug jeder Bürger seine Waffen. Da fehlte es aber auch nicht an Spänen und Stössen. Obenan steht hiebei die Niederwerfung des Städtehauptmannes, als er durch das Zabergau reitet, und die blutige Rache, welche die Städte sofort an ihm wegen der Verheerung desselben durch den mit ihnen befreundeten Pfalzgrafen Ruprecht nehmen. „Der Pfau der Kirche mausert sich", sagt Herr Klunzinger, „und die Cultur des Bodens nimmt zu." — Aber jetzt, 1514 bis 1700, treten die Zeiten grosser Lebensbewegungen,

Digitized by Google

jedoch auch schwerer Schicksale durch blutig verheerende Kriege, wie für ganz Deutschland, so auch für das kleine Zabergau ein. Zuerst erhob sich der arme Konrad im Remsthal, der auch einen Bruder in dem Brackenheimer und Güglinger Amte und einen Vetter im Zaberfeld hatte, gegen den Herzog Ulrich. Als darauf, schon im April 1525, der Bauernkrieg ausbrach, waren die Zabergauer nicht die letzten. Da Herzog Ulrich in dem Jahre 1534 sein Land wieder eroberte, bekam er vielen Zuzug aus dem Brackenheimer Amte, und es wurde schon den 11. Mai, den Tag vor der Schlacht bei Laufen, sehr lebhaft bei dem Landthurm zwischen Nordheim und Grossgartach gekämpft. In dem Schmalkaldischen Kriege, 1546, ward unser Gau von den Spaniern erobert. Und wer vermag die Leiden zu schildern, welche in dem dreissigjährigen Kriege, zumal seit der Schlacht bei Nördlingen, auch über denselben, besonders in dem Jahre 1638, kamen, und die sittenlose Verwilderung zu beschreiben, die jener Krieg zur Folge hatte! Auch vor und nach der Schlacht bei Sinsheim, den 6—16. Juni 1674, litt der Gau Vieles selbst durch die alliirten Truppen, zumal die Lothringer. In dem August 1675 brannten die Franzosen Neckargartach und Frankenbach ab. In dem Jahre 1688 kam der Gau mit Brandschatzungen und Plünderungen davon. In dem Jahre 1693 aber erreichte die Noth einen so hohen Grad, dass sie der in dem Jahre 1638 gleich kam; und die Blüthe der Landwirthschaft und der Gewerbe ward durch diese vielen Kriegsstürme wieder abgestreift. Der Rysswyker Friede (1697 den 30. Oktober) brachte endlich auch unserm Gaue für dieses Jahrhundert Ruhe. Doch der Bürger pflanzte mitten unter jenen Stürmen den Baum der Menschenrechte auf, und die neue Kirche liess sich, einmal entstanden, nicht mehr unterdrücken. Mit einem Theile des eingezogenen Grundbesitzes der alten Kirche wurden Schulen und Armenkästen gestiftet. Sie waren um so nöthiger, als Hexenprozesse und die Schwärmerei beweisen, wie wenig man noch allgemein im Klaren war. — Auf welche Weise sich endlich im Jahre 1700 der ganze gegenwärtige Zustand des Zabergaues ausgebildet hat, lese man bei Herrn Klunzinger selbst.

Derselbe gibt uns aber nicht bloss eine allgemeine Geschichte des Zabergaues überhaupt, sondern die einzelnen Orte und Städte desselben alle aufzählend, führt er uns in die möglichst vollständige Geschichte eines jeden Ortes und einer jeden Stadt ein. Glanzpartien sind nament-

Digitized by Google

lich die Geschichte von Magenheim, von Bönnigheim, deren eigenthümliche Verhältnisse bisher noch von Niemand bekannt gemacht worden sind, von Brackenheim und von Güglingen. Und wir erhalten in diesen vielen Dorf- und Städtegeschichten eine Menge der interessantesten Gegenstände und Begebenheiten, aus denen wir nur sieben heraus heben wollen. 1) Unter den Sagen der Vorzeit, die natürlich nirgends fehlen, hat uns besonders angesprochen, wie Albert, Freiherr von Zimbern, bei einem Besuche bei seinem Herrn, dem Herzoge Friedrich von Schwaben, mit diesem in einem Walde jagt und, einen wunderschönen grossen Hirsch verfolgend, sich verirrt, da einer riesenhohen aber freundlichen Mannesgestalt begegnet und von dieser in eine sehr liebliche Gegend und in ein Prachtschloss mit vielen Thürmen geführt wird, in welchem er jede Herrlichkeit der Welt und einen Fürsten mit seinen hohen Genossen vollauf tafeln sieht. Aber alle, alle schweigen und kein Laut einer menschlichen Zunge wird vernommen; und wir haben hier ganz die wundersame Scene, welche uns der Parzival von Wolfram von Eschenbach in dem fünften Abschnitt „Anfortas" darbietet. — 2) Sehr zu beachten sind die Steinmetzzeichen an dem aus Buckelsteinen gebauten Thurme zu Magenheim (I, 21), an der Burg Blankenburg (III., 131) und an der Burg Ochsenburg (III., 233). Diese dünken uns um so merkwürdiger, als viele derselben ganz wie die Steinmetzzeichen auf den Buckelsteinen des ausgezeichneten Thurmes auf dem Steinsberge bei Weiler unfern Sinsheim sind und mit nichten auf einen römischen Ursprung aller dieser Thürme hinweisen. — 3) Wohl zu betrachten sind die Säulen der uralten Kirche auf dem Michelsberge, sowie die daran befindlichen in Stein gehauenen Bilder (I., 54—59); denn hier haben wir zumal die Vogelgestalt, wie sie steht auf den goldenen Bracteaten, die von dem Ref. in den fränkischen Gräbern unter den spätern Gräbern des uralten Kirchhofs bei Sinsheim gefunden worden sind; und diese Vogelgestalt gewährt uns eine seltene Hinweisung auf die Zeit der Entstehung jener Kirche und dieser von ihr nicht so sehr fernen Gräber. — 4) Einer jener erzenen, gewiss fälschlich so genannten Streitmeissel (sie sind weiter nichts als eine Art Beile zum Arbeiten), wurde vor einigen Jahren in der Nähe der Burg Blankenhorn bei dem Ausgraben einer alten grossen Eiche gefunden (III., 145); und in dem Jahre 1821 grub man bei Anlegung einer Strasse neben dem Pfarrdorfe Stockheim gegen vierzig jener roh

Digitized by Google

in Eisen geschmiedeten Menschen- und Thierfiguren, z. B. Eidechsen, und zwar unter einem Cruzifixe, aus; gleichwie man solche auch schon anderwärts, z. B. unfern Uhlbach auf dem nunmehrigen Rothenberg auch in dem Würtembergischen und bei Feuchtwang gefunden hat (IV., 19). — 5) Katharine Keppler, die Mutter des berühmten Mathematikers Johann Keppler, hatte sich, schon 74 Jahre zählend, durch die dem hohen Alter ihres Geschlechtes eigene Redseligkeit, sowie durch unberufenes Hin- und Herlaufen in anderer Leute Häuser und Mittheilung der von ihr selbst gefertigten Arzeneien, sowie durch Segensprechen den Ruf einer Hexe zugezogen, und war schon von Leonberg, als wo sie wohnte, nach Güglingen gebracht worden, um dort hingerichtet zu werden; und sie würde wohl auch verbrannt worden seyn, wenn nicht ihr Sohn Johann von Linz nach Güglingen geeilt wäre und sich ihrer angenommen hätte. — 6) Das Zabergau gehört auch zu denjenigen Neckargegenden, in denen sich die Reformation am frühesten erhob; und zwar war Konrad Sam in Brackenheim der Erste, welcher in dem damaligen Herzogthume Würtemberg evangelisch predigte, nämlich schon in dem Jahre 1520. Für die Reformation wirkten in Brackenheim auch der Kaplan Meister Ulrich Kleiber, Johannes Einhart, seit 1525, und der daselbst in dem Jahre 1495 geborene Matthäus Chyträus (Kochhof) im Jahre 1530, dessen berühmter Sohn David Chyträus, eben in diesem Jahre den 17. Februar daselbst in das Daseyn getreten, schon in seinem 9. Jahre auf die hohe Schule nach Tübingen kam, in seinem 15. Jahre daselbst Magister und in seinem 21. Jahre Professor der Theologie in Rostock wurde. — 7) Wie roh übrigens auch lange noch nach der Reformation die Würtembergische Geistlichkeit zum Theile war, zeigt ein einziger Erlass des herzoglichen Consistoriums vom 26. September 1759 an den Pfarrer M. Georg Andreas Steck von Leonbronn, der also anfängt: „Pfarrer von „Leonbronn! Nun! kommt er auch einmal wieder vor das Herzogl. „Consistorium! heilloser Tropf! liederlicher Gesell, Laster, habituirtes „Laster, concatenirtes Laster, 26 Jahre an einander hängendes Laster, „erschreckliche Catena von Lastern, Ignorant von Haus aus, Idiot von „jeher, versoffener Zapf, Branntweinkolb, Bierlegel, Sündenkloak.“ — —

Nur wenn man so mit unermüdlicher Thätigkeit die Archive durchsucht und, was sich immer nur über die einzelnen Burgen, Kirchen, Klöster, Höfe, Dörfer, Flecken, Städte und Gaue vorfindet, mit allem Geiste

Digitized by Google

und allem Fleisse wissenschaftlich zusammen ordnet und darstellt; wird man endlich wahrhafte, alle die Menschen und Zeiten charakterisirende Einzelheiten enthaltende Geschichten ganzer Länder und Staaten zu verfassen im Stande seyn. Das eben ist es, was beinahe allen Landesgeschichten bis in die allerneueste Zeit hinein so sehr mangelt; dieser so nöthigen Vorarbeiten und monographischen Vorgeschichten, wie wir sie in den beiden vorstehenden Geschichten der Maxburg und des Zabergaues haben, sind erst noch wenige, wie z. B. auch von G. H. Krieg von Hochfelden, von Kayser, Fuchs, Dahl, Jäger zu Tage gefördert worden. Möchten immer mehr Geschichtsfreunde, zumal Geistliche an den einzelnen Orten und Städten, denen die Archive derselben am meisten und leichtesten zugänglich sind, dem Beispiele der Herren Klunzinger und Remling folgen, und auch solche historische Monographien zu geben sich bemühen.

Karl Wilhelmi.

Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Von F. Freihern von Pfaffenhoffen. Carlsruhe. Franz Nöldecke. 1845. 42 S. 8. Mit fünf Steindrucktafeln.

Wenn wir überhaupt jede gründliche Detailforschung im Gebiete vaterländischer Geschichte mit Theilnahme begrüssen, so verdient die eben genannte kleine Schrift dieses um so mehr, als sie das Ergebniss mühevoller Forschung in einer bei uns wenig gepflegten Hilfswissenschaft enthält und von dem Mitgliede eines Standes ausgegangen ist, welchen man bei uns mehr als anderswo dergleichen ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen entfremdet zu glauben sich für berechtigt hält.

Der Verf. hat nicht nur etwa diejenigen Münzen alemannischer Herzoge beschrieben, welche in der ihm untergebenen reichhaltigen Sammlung des Fürsten von Fürstenberg sich befinden, sondern auch alles dasjenige aufgenommen, was vorzüglich für die im Elsass geprägten Freiherr von Berstett geleistet und was über die Zürcher-Münzen Dr. H. Meyer zuerst in den Mittheilungen der dortigen Antiquarischen Gesellschaft (I. Band) niedergelegt und hernach besonders herausgegeben hat, sowie er auch die einzelnen Notizen berücksichtigt, welche in den

Digitized by Google

Werken von Beyschlag, Mader, Götz, Stälin und Lelewel zerstreut sind.

Alles dieses und die Beschreibung einiger von Privatsammlern ihm zur Einsicht gesandten Münzen hat er in ein Ganzes zusammengefasst, welchem er folgende Anordnung gegeben hat.

Zuerst wird von Burchard I. (917) bis auf den Gegenkönig Rudolph von Schwaben († 1080) eine kurze Geschichte der einzelnen Herzoge gegeben und an diese die Frage geknüpft, unter welchen Namen Münzen eines jeden vorhanden seyn könnten, sodann werden die dem Verf. bekannten Münzen aufgeführt, beschrieben und beurtheilt. Hiebei ist der Verf. durchaus selbstständig zu Werke gegangen, wie er denn z. B. einen Denar, welchen Meyer (a. a. O. Seite 12) Burchard I. zuschreibt, entschieden auf den zweiten Burchard beziehen zu müssen glaubt. Obwohl wir auf den angeführten Grund: „es sey unwahrscheinlich, dass der stolze Herzog Burchard I., der sogar nach dem burgundischen Königstitel strebte, sich auf den Münzen nur „Comes“ genannt habe“, weniger Gewicht legen können — denn Meyer führt a. a. O. ganz richtig an, dass nach Neugart Cod. Dipl. Nr. 705—715 er bald als Dux, bald als Comes erscheine*) — so scheint doch die vom Verf. hervorgehobene Aehnlichkeit des Gepräges mit einem Denar, welchen Meyer selbst Burchard II. zuschreibt und einem andern, der nur die Inschrift „Otto Imperator“ hat, mit der grössten Wahrscheinlichkeit auf die Zeit des letztern hinzuweisen.

Die aufgeführten Münzen sind von folgenden Herzogen: Hermann I., Liutolph, Burchard II., Otto I., Conrad (Hermann II. und Ernst II. sind nicht gewiss), Heinrich (III.) und Rudolph, so dass aus der ganzen Reihe nur Hermann III. fehlt, welcher vor Erlangung der Volljährigkeit starb, ferner Ernst I., welcher im dritten Jahr nach Uebertragung der herzoglichen Würde umkam, Hermann IV., welcher die Volljährigkeit vor dem italischen Zuge, dessen Opfer er wurde, nicht erreicht hat, Otto II., welcher

*) Neugart erklärt dieses dadurch, dass Burchard I. als Graf, Comes, den Thur- und Zürichgau verwaltet habe (Rhätien wäre wohl wahrscheinlicher); Meyer nach Estor und Kopp, dass die Benennung Comes für Dux in dem an die Carolinger angränzenden Zeitalter noch üblich war.

Digitized by Google

nur zwei Jahre das Herzogthum neben der pfalzgräflichen Würde am Rhein verwaltete und Otto III. von Schweinfurth, welcher nach seinem völligen Ausbleiben in alemannischen Urkunden zu schliessen, seine Güter im Nordgau wahrscheinlich nie mit Schwaben vertauscht hat. — So darf die Reihe der angeführten Herzogsmünzen fast eine vollständige genannt werden, denn Burchard I., welchem der Verf., wie oben gesagt wurde, eine Münze abzusprechen gedrungen war, ist zur Genüge bedacht, da ihm S. 40—42 zwei in der Sammlung des Herrn Weiss aus Basel befindliche Münzen zugeschrieben werden. Beide tragen auf der Hauptseite eine Nachahmung der seit Basilius I. (886) auf den byzantinischen Goldmünzen gewöhnlichen Rückseite — den auf dem Throne sitzenden Christus mit der Umschrift: „Jesus Christus Rex Regnantium." Durch diese zu grösster Wahrscheinlichkeit erhobene Vermuthung hat der Verf. den Beweis geliefert, dass auch im alemannischen Münzwesen die Erstlinge Nachahmungen cursirender Goldmünzen waren (dieses aber sind zur Zeit der Carolinger, die wenig Gold prägten, die Byzantiner), und dass aus diesen sich später erst ein selbstständiges Gepräge entwickelte. Die nemliche Erscheinung hat in höchst anziehender Weise Lelewel durch Vergleichung der ältesten Münzen der Celten mit den griechischen nachgewiesen; sie zeigt sich auch bei der Zusammenstellung der ältesten merovinger Münzen mit den römischen. Noch einen andern Beweis hat der Verf. geführt, welcher für den Geschichtsforscher überhaupt von nicht geringer Bedeutung ist, nemlich dass auch treue Herzoge, welche niemals damit umgingen, die Abhängigkeit vom Kaiser abzuschütteln, den kaiserlichen Namen auf ihren Münzen wegliessen, wodurch die irrige gegentheilige Ansicht Lelewel's und Anderer beseitigt ist. Für den Münzkundigen insbesondere wird die Nachweisung von Bedeutung seyn, dass eine Münze, welche Schöpflin dem Markgrafen Hermann III. von Baden zuschreibt, wahrscheinlich Herzog Hermann I. zugehöre (S. 10), so wie die Beschreibung von fünf bis jetzt unedirten Münzen, eines Denars von Liutolph in der F. Fürstenbergischen Sammlung, eines andern aus der Sammlung des Herrn Landolt von Zürich, eines halben Denars von Burchard II. aus der Stadtsammlung von Basel und der beiden Denare aus der Sammlung des Herrn Weiss daselbst, welche der Verf. mit so vieler Wahrscheinlichkeit Burchard I. zuschreibt.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

v. Pfaffenhoffen: Münzen der Herzoge von Alemannien.

(Schluss.)

Noch muss erwähnt werden, dass die Legenden einiger Münzen ganz anders aufgefasst sind, als die bisherigen Auctoritäten sie aufgefasst haben. So wird ein Denar Liutolph's (S. 12—13), welchen Mader auf Monasterium (Münster im St. Georgenthale im Elsass, oder das gleichnamige in Rhätien) deutete, auf Breisach bezogen, ebendahin zwei sich ziemlich ähnliche Münzen Otto I., auf deren Rückseite derselbe Gelehrte „ac Pacificus" las, während der Verf., nach unserer Ansicht vollkommen richtig, nur ein verkehrt in den Stempel geschnittenes Prisacac erblickt (S. 19—20), was Ref. auf Prisaca[e] cusa deuten möchte, wie auch die Rückseite des S. 8 beschriebenen halben Denars (Tab. I. fig. 3), wo ausser Hermann und Prisac noch ein C erübrigt, was nicht wohl auf Comes gedeutet werden kann.

Die der Schrift beigegebenen, nach den Zeichnungen des Verfassers lithographirten Abbildungen sind, wie Ref. durch die Vergleichung mit den Münzen und Abdrücken sich überzeugen konnte, sehr genau; das Ganze ist nicht nur anständig, sondern mit Eleganz edirt.

Druckversehen sind dem Ref. nicht aufgestossen, ausser S. 34, wo statt Markgrafen am Rhein, Pfalzgrafen zu lesen ist.

Ref. schliesst diese Anzeige mit dem lebhaften Wunsche, dass es dem Verfasser, welcher durch seine Studien, seine Verbindung mit den achtenswerthesten Sammlern, seine Stellung als Vorstand einer der reichsten Privatsammlungen Deutschlands vorzüglich hiezu berufen ist, gefallen möge, auch über andere Parthien der deutschen Münzgeschichte durch ähnliche Arbeiten mehr Licht zu bringen — Arbeiten, deren Werth nur derjenige vollkommen zu schätzen vermag, der weiss, wie oft dieselben

Digitized by Google

bei der geringen Anzahl derjenigen, so sich dafür interessiren, mit nicht unbedeutenden Opfern an Zeit und Geld verbunden sind.

Fickler.

Mittheilungen des archäologischen Vereins zu Rottweil. Tübingen, L. Fr. Fues. 1845. 82 S. 8.

Unter diesem Titel hat nach längerer Unterbrechung der Alterthums-Verein in Rottweil so eben eine Fortsetzung seiner früher in diesen Jahrbüchern angezeigten Forschungen erscheinen lassen, welche wir um so bälder in einem grössern Kreise bekannt zu machen uns verpflichtet fühlen, je mehr solche mit nicht unbeträchtlichen Opfern gegründete Vereine alle Aufmunterung zu fortgesetzter Thätigkeit verdienen. Aber auch durch sich selbst empfiehlt sich der Inhalt der angeführten Schrift, der in folgende Abtheilungen zerfällt:

I. Fünfter Rechenschafts-Bericht über die Thätigkeit des Vereines in den Jahren 1839—1845 von Bergrath von Alberti. Wir ersehen hieraus, dass die Beschränktheit seiner Mittel dem Vereine nur im Jahre 1840 grössere Nachgrabungen erlaubte, deren Ergebniss ausser einem plastischen Werke und zwei Legionsziegel — auf die wir später zurückkommen werden — nur Substructionen römischer Gebäude zu Tage förderten, deren genaue Beschreibung und Abbildungen wir nur ungerne vermissten, wie denn letztere nur dem 1833er Hefte der Vereinsabhandlungen beigegeben sind. Wichtigere Ergebnisse lieferte der Bau eines Canals am Stallberge, welchen in der Nähe der römischen Niederlassung die würtembergische Regierung zur Gewinnung von Steinsalz graben liess. Hier fand der Verf., welcher diese Arbeiten leitete, auf der zweimal durchschnittenen römischen Hochstrasse eine Fibel, mehrere Metallringe, einen eisernen Schlüssel; — etwa 2000 Schritte von derselben viele Scherben s. g. samischer Töpferwaare. Die Strasse selbst war an der einen Stelle mit kleinen Steinen gepflastert, 3 Schuh unter der Oberfläche; an der andern, wo sie durch einen 30 Fuss tiefen Sumpf ging, auf einen fachweise ausgepflasterten eichenen Rost gelegt. Fünf Fuss aber unter der Römerstrasse fand man die Ueberreste eines aus zwei gehöhlten,

Digitized by Google

neun Fuss hohen Eichenstämmen gebildeten Brunnens, die Spur einer viel frühern Bevölkerung, auf deren sehr hohes Alter der über ihre Werke gelagerte Schutt schliessen lässt. — Unter den Erwerbungen des Vereins sind nebst einer Reihe römischer Münzen von Vitellius bis Constantius zwei s. g. barbarische aufgeführt, welche in der Abbildung einer Biga und eines mit dem Diademe geschmückten Kopfes celtische Nachahmung nicht verkennen lassen. Endlich auch ein plastisches Denkmal, angeblich aus der Blüthezeit der Römerherrschaft in Deutschland befindet sich darunter — ob aus dem Heroen- oder Götterkreise, dürfte nach der Beschreibung (S. 8—9) schwer zu bestimmen seyn.

II. (S. 10—46). Die römischen Thongefässe und Legionsziegel der archäologischen Sammlung zu Rottweil von Prof. Lauchert.

Eine mit äusserstem Fleisse und entschiedener Klarheit des Urtheils, deren ähnliche Beschreibungen leider öfters entbehren, abgefasste vortreffliche Abhandlung. Der Verf., mit genügendem Vorrathe der hierher gehörigen Literatur ausgerüstet, gibt zuerst ein Verzeichniss der bei Rottweil gefundenen Töpfernamen und Legionsziegel. Bei erstern bringt er nicht unbedeutende Nachlese zum III. Rechenschaftsberichte des Vereins, indem er Manches anders liest, als v. Alberti dort gethan hat. Von den 39 Töpfernamen der Sammlung gibt der Name „Conatius“ Gelegenheit zur Hinweisung auf den in der Baar noch heute vorkommenden Geschlechtsnamen Conantz, wie schon Schreiber in Riegel von Loscius auf Lösch geschlossen hat. Bei letztern wird gelegentlich der Funde zweier Ziegelstücke mit „Leg. XI.“ und „...XI. C. P. F.“ d. h. Legio XI. Claudia Pia Fidelis, eine kurze Geschichte dieser Legion gegeben (S. 23—24). Ref. hält diesen Fund für äusserst wichtig, denn abgesehen von der Zeitbestimmung der Gründung eines Staatsgebäudes bei Rottweil zwischen 78—117 n. Chr. (nicht des Bestehens der dortigen Niederlassung im III. Jahrhundert, wie v. Alberti S. I. annimmt), einer Zeitbestimmung, die in der Feststellung von Arae Flaviae der Tab. Peut. für Rottweil gewichtig seyn kann, — dürfte er massgebend werden für die Grenzbestimmung zwischen Germania Superior (mit ihrer spätern Unterabtheilung Germania Tertia) und Helvetien, sohin auch für jenen Landstrich, welchen nach der Schlacht bei Zulpich die Alemannen von den Franken, und welchen von den Gothen

Digitized by Google

abhängig sie bewohnten. Denn obgleich namhafte Gelehrte einerseits gegen die Ausdehnung von Germania Superior über Schlettstatt, andererseits gegen die Ausbreitung der nachmaligen Germania tertia, oder Maxima Sequanorum auf das rechte Rheinufer sprechen (vergl. u. A. Baumstark bei Pauly Realencyclopädie III. S. 825—826); so scheint doch durch die jetzt nachgewiesene Besetzung von Mainz, Vindisch, Zürich und Umgegend, vom Oberklettgau, Hüfingen und Rottweil nicht nur die Ansicht Fechter's (Schweiz. Mus. 332. 333.) über die Ausdehnung von Germania Superior gerechtfertigt, sondern auch der Uebergriff dieser Provinz auf das rechte Rheinufer dargethan. Aber eben diese Legionsziegel müssen denn doch auch zuletzt das sicherste Wahrzeichen zur endlichen Feststellung der vielbestrittenen Strasse der Peutinger'schen Tafel geben. Denn da diese offenbar eine Militärstrasse ist, so dürfte eine Richtung derselben durch Orte anzunehmen, wo keine Legionsziegel gefunden werden, jedenfalls sehr bedenklich seyn. — Um aber nach dieser Abschweifung wieder zur Arbeit des Verf. zurückzukommen, so führt diese nach einigen Erörterungen über römische Cerameutik, in welchen die Ansicht Fiedler's über die Bestimmung des Alters der Gefässe, der Ausspruch Mone's und Schreiber's über die Anbringung der Namen der Töpfer, Eigenthümer, Gesellen und Modellirer nicht unbedingt angenommen sind, uns zu den bildlichen Darstellungen auf den Geschirren. Diese haben indessen mehr Abbildungen von Thieren, Jagdstücken, Pflanzen und Arabesken, als Darstellungen aus dem Götter- und Heroen-Kreise. Und hier ist es vorzüglich, wo der Verfasser in der Vergleichung mit andern Funden seine reiche gründliche Belesenheit dargethan hat.

III. Das Münzwesen der Reichsstadt Rottweil von Rector Ruckgaber.

Eine fleissige Zusammenstellung alles Dessen, was auf diesen Theil des deutschen Münzwesens Beziehung hat. Zwar werden nach dem handschriftlichen Nachlasse Binder's (jetzt durch des vortrefflichen Stälin Bemühung dem Drucke übergeben) die sonst Rottweil zugeschriebenen Bracteaten in Abrede gestellt; — aber es ist doch der Beweis geliefert (S. 48), dass die Stadt im XIII. Jahrhundert eine besondere Münze hatte, die 40 P. C. geringer war, als die Augsburger. Die aufgezählten Münzen — sämmtlich aus dem XVI. Jahrhundert, in welchem Maximilian der Stadt das Münzrecht urkundlich ertheilte — sind zum Theil aus Bin-

Digitized by Google

der's Nachlass, zum Theil aus der Fürstenbergischen Sammlung in Donaueschingen, zum Theil nach den noch übrigen Stempeln der Stadt Rottweil aufgeführt. Für die vaterländische Geschichte dürfte ausser den Eidesformeln und Verträgen der Münzmeister (S. 49—50. S. 56.) die Nachricht von Bedeutung seyn, dass in den heillosen Tagen staatlicher Falschmünzerei, der Kipper- und Wipper-Zeit des XVII. Jahrhunderts, die Stadt Hände und Gewissen reiner hielt, als die meisten ihrer Nachbarn, wiewohl sie den Umlauf schlechter fremder Münze trotz aller Verbote nicht verhindern konnte.

Zum Schlusse folgt IV. und V. der Bericht über die auswärtigen Verbindungen des Vereins und die Rechnung über Einnahmen und Ausgaben von 1839—1845. Jener, vom neugewählten Vorstande, Rector Ruckgaber, enthält nur Erfreuliches; dieser, vom Cassier Stotz, weist eine Einnahme von 445 fl. 15 kr. und eine Ausgabe von 441 fl. 9 kr. nach, von welcher nur etwa 83 fl. auf neue Ausgrabungen gewendet wurden; — bei weitem der grössere Theil wurde auf das Bauwesen — Herrichtung eines neuen Locals und Restauration der berühmten Orpheus-Mosaik — verwendet, zu welchem aber auch die städtischen Behörden die Summe von 574 Gulden 4 Kreuzer beitrugen, was gewiss alles Dankes werth ist.

Der Druck ist, mit Ausnahme des Mangels an besonders geschnittenen Lettern für die unregelmässigen Buchstaben der Inschriften, correct, die Ausstattung gefälliger, als die der früheren Hefte der Vereinsschriften.

Fickler.

Die Geschichten des ätolischen Landes, Volkes und Bundes, in drei Büchern nach den Quellen dargestellt, nebst einer historiographischen Abhandlung über Polybius. Von Dr. F. A. Brandstäter. Berlin. 1844. VIII. und 513 S.

Die beiden Völkerbunde, welche gleichsam wie die letzten Flammen der erlöschenden griechischen Freiheit erscheinen, haben in neuerer Zeit ausführliche Bearbeitungen gefunden; der achäische, trotz grösseren Reichthums an Stoff und ohngeachtet vielfältiger, zum Theil tüchtiger Vorarbeiten, eine nur höchst ungenügende; der ätolische das vorliegende Werk

Digitized by Google

des Herrn Brandstäter. Ohne Zweifel war letzteres die schwierigere Aufgabe, da bei dem Mangel eigenthümlicher Quellen die Darstellung auf den Angaben der Schriftsteller der Gegenparthei und auf einzelnen gelegentlichen Notizen beruhen muss, die, oft mühsam zusammengesucht und durch Combination verbunden, nur ein unsicheres Bild gewähren können. Dem Herrn Verf. gebührt unsere ganze Anerkennung, dass er sich durch die Schwierigkeit des Gegenstandes nicht hat abschrecken lassen, sondern mit Fleiss und Ausdauer gesammelt, mit Liebe gearbeitet, mit Sorgfalt zusammengestellt hat; sollte man auch das eine und andere für verfehlt halten, ja vielleicht mit der ganzen Anlage nicht einverstanden seyn, so fordert doch die Billigkeit, bei redlichem Streben begangene Irrthümer milder zu beurtheilen und beim Ganzen nicht aus dem Auge zu verlieren, dass wir den ersten beachtenswerthen Versuch vor uns haben.

Herr Brandstäter hat die Geschichte des ätolischen Volkes, Landes und Bundes zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht, eine, wie es scheint, allerdings etwas weitschichtige Aufgabe; wenigstens hätte der mythische Theil füglich wegbleiben können, um so passender, da aller Uebergang zur geschichtlichen Zeit fehlt und die Behandlung der Mythen von der historischer Begebenheiten wesentlich verschieden seyn soll; ausserdem dürfte es weit leichter seyn, die ätolischen Mythen mit denen des übrigen Griechenlands in Verbindung zu bringen, als mit der späteren Geschichte des eigenen Volkes. Wirklich gehört auch dieser Theil zu den schwächsten des Buches. Hätte sich Herr Br. auf das Historische beschränkt, so hätte er Kräfte und Raum zu einer eindringenderen Untersuchung über die Stammverhältnisse der Bevölkerung Aetoliens verwenden können. Diese Frage verdiente wohl eine gründliche Erörterung, und könnte unseres Erachtens durch sorgfältige Zusammenstellung aller einschlägigen Notizen, durch umfassende Combination der Mythen, durch Benutzung aller in Glossen und Namen erhaltenen Sprachreste zu einem, wenn auch nicht unumstösslichen, doch gedeihlichen Resultate hinausgeführt werden, wobei natürlich Hom. Il. IX, 529 ff. in Verbindung mit Il. II, 638 ff. den Ausgangspunkt bilden muss. Einen Anfang hat Herr Br. gemacht, doch dürfte dieser nur Wenigen genügend erscheinen. Die Sage nennt als älteste Bewohner die Kureten, ob kretische, ob euböische oder was für welche sonst, bleibt zu untersuchen. Unser

Digitized by Google

Verf. bestimmt sich für eine euböische Einwanderung; doch kann man nicht allen seinen Gründen beipflichten. „Wir finden den Namen Chalcis", sagt er S. 5, „als Stadt und Berg in der ätolischen Kuretis wieder, und dabei gleichfalls das lelantische Gefilde als Gegenstand des Kampfes." Chalcis wird allerdings bei Homer schon, jedoch als ätolische, nicht kuretische Stadt angeführt; für ein lelantisches Gefilde, und zwar als Gegenstand des Kampfes (zwischen wem?) fehlt bei Herrn Br. der Beleg und Ref. hat keinen dafür finden können; denn Kruse (Hellas II., 2. S. 190) ist höchstwahrscheinlich zu demselben Irrthume nur durch Missverständniss der Stelle des Archemachus bei Strabo X. S. 465. verleitet worden. Ferner sagt Herr Br. S. 6: „Ein Zug oder eine Colonie der euböischen Kureten nach Aetolien wird ausserdem von einem alten Schriftsteller ausdrücklich erwähnt. Eustath. ad Hom. p. 771. I. 39. (lies 771. lin. 39.). Es scheint daher wohl, dass man dieser Ableitung der ältesten Bevölkerung Aetoliens beistimmen müsse, obgleich eine sehr namhafte Autorität zu der kretensischen verweist. K. O. Müller, Gesch. Hell. St. und St. I. p. 146." Hier ist vorerst nicht auf Eustathius zu verweisen, sondern auf den von Strabo X., 465. angeführten Archemachus, welchen jener (wohl schwerlich ein „alter Schriftsteller" zu nennen) vor Augen hat. Alsdann möchte der Gegensatz der Autorität Müller's um so weniger beweisend seyn, da Müller nicht von Kureten, sondern von Kretern, und nicht von Aetolien, sondern von Krissa und der Verpflanzung des Apollokults nach Delphi spricht. Von der angeführten Stelle des Strabo mit der Ansicht des Archemachus macht der Verf. freilich S. 10. Gebrauch, um die „sonderbare" Etymologie des Namens Kureten zu belegen. Archemachus soll nemlich berichten, „im Kampfe wegen des lelantischen Feldes seyen ihnen (allen?) die Haare des Vorderkopfes ausgerissen und sie so zur Schur gezwungen worden." Das wäre freilich „sonderbar", da man bei der lächerlichen Haarausreisserei kaum begreift, warum die unglücklichen Scalpirten sich noch geschoren haben sollen. Allein so wunderliche Dinge erzählt Archemachus nicht, sondern ganz natürlich, die anfänglich langgeharten Kureten hätten in beständigem Kampfe um das lelantische Gefilde gelegen; da nun die Feinde sie bei ihren langen Haaren gefasst (denn sie waren ja nach Plutarch. Thes. c. 5. πολεμικοὶ καὶ ἀγχέμαχοι καὶ μάλιστα δὴ πάντων εἰς χεῖρας ὠθεῖσθαι τοῖς ἐναντίοις μεμαθηκό-

Digitized by Google

τες) und niedergerissen (nicht die Haare ausgerissen, αὐτοὺς κατέσπων) hätten (wobei die fast komische Frage: „ob alle?“ von selbst wegfällt), so seyen sie auf den — gar nicht so sonderbaren — Einfall gekommen, sich das Vorderhaupt zu scheeren. Der Keim zu all' Diesem liegt schon bei Homer Il. 1, 542 ff.

Ueberhaupt muss bemerkt werden, dass Herr Br. nicht selten den Sinn der angeführten Belegstellen nicht sorgfältig genug erwogen, oder selbst ganz unrichtig aufgefasst hat. So z. B. spricht der Verf. S. 7. Note 16. von „einer geweihten Jungfrau (wohl als Stellvertreterin der Göttin)“, wo der griechische Text einfach ἡ ἱερωμένη παρθένος, d. h. die Priesterin, hat. — Wenn ferner Herr Br. S. 84. sagt: „Unter den Gemälden des Alterthums war besonders das von Polygnot an den Propyläen zu Athen bemerkenswerth, welches noch nach 600 Jahren kenntlich war.“ Soll diess Bild wirklich von Polygnot herrühren? Pausanias (I., 22, 6.) sagt nur, links von den Propyläen sey ein οἴκημα, in diesem befinde sich ein Gemälde, den Diomedes vorstellend, wie er die Pfeile des Philoktet aus Lemnos holt; dass diess Gemälde aber von Polygnot sey, steht nicht da; von ihm ist das Gemälde: Achill unter den Mädchen in Skyros. — Auffallend ist, der Fehlgriff S. 174 a. E.: „die Gefangenen gaben sie zum Theil mit, zum Theil ohne Lösegeld wieder.“ Im Griechischen heisst es: τῶν δὲ ζωγρηθέντων οὓς μὲν ἀπέδοντο οὓς δὲ ἀπελύτρωσαν, also ἀπέδοντο, sie gaben ohne Lösegeld wieder! Noch sinnstörender ist es, wenn S. 179 erzählt wird, Philippus, Feldherr des Cassander, sey, um die Vereinigung des Anacides (nein, Aeacides!) zu verhindern, zum Kampfe geeilt, „in welchem er glücklich war und die Anstifter des Bündnisses mit den Aetolern gefesselt an Kassander sandte.“ Bei Diodor (19, 74) heisst es: οὐκ ὀλίγους δ' ἐζώγρησεν, ἐν οἷς συνέβαινεν εἶναι καὶ τῶν αἰτίων τῆς τοῦ βασιλέως καθόδου περὶ πεντήκοντα τὸν ἀριθμὸν, οὓς δήσας ἀπέστειλε πρὸς Κάσσανδρον. Also κάθοδος das Bündniss! Ueber die wahre Bedeutung des Wortes kann man, wäre es der Mühe werth, Diod. Sic. 20, 20. 20, 28. 19, 25. u. a. vergleichen. Auf mehrere, durch ungenaue Auffassung veranlasste Schiefheiten werden wir im Verlaufe der Anzeige zurückkommen.

Die Mythen behandelt Herr Br. historisch und chronologisch, gerade so, als ob sie mit allem Bei- und Nebenwerke lautere geschichtliche Wahrheit enthielten, was nur bei einem gänzlichen Verkennen des ei-

Digitized by Google

gentlichsten Wesens der Mythen möglich ist. Ref. glaubt dieses um so unumwundener aussprechen zu dürfen, da er selbst einst sich auf diesem Irrwege befunden hat, und es jetzt seinen Recensenten dankt, dass sie ihn mit Ernst zurechtgewiesen haben. Will man auch zugeben, dass in manchen dieser Mythen ein historischer Kern liege, so ist doch die Ausscheidung desselben höchst schwierig und jedenfalls auf eine ganz andere Art zu bewerkstelligen, als Herr Br. es gethan hat. Um ein Beispiel anzuführen: was soll man, sey es in einer ätolischen Geschichte, oder in einer wissenschaftlichen Mythenbehandlung, mit den Abenteuern der Atalante und des schmelzenden Milanion-Cardenio S. 55 anfangen? Was soll man zu der Abfertigung des Paläphatus in der Note 222 sagen: „Es ist aus verschiedenen Gründen nicht anzunehmen, dass Paläphatus dabei gewesen.“ ? Gewiss nicht; hat denn aber Herr Br. seinen Cardenio als Pfarrer oder als Barbier bei seinen Thorheiten belauscht? Nicht minder muss die Behandlung auf S. 62 ff. für leichtfertig gehalten werden, wo ausserdem in Note 262 das Citat „Steph. s. v. Μελ.“ untauglich ist; in keinem der mit Μελ. anfangenden Artikel bei Stephanus kommen die angeführten Worte vor. Mit einer solchen bloss äusserlichen Aneinanderreihung der verschiedenartigsten Mythen ist der Wissenschaft gar nicht gedient; soll etwas Fruchtbares erzielt werden, so ist ein tiefes Eindringen in den religiösen Volksglauben, in das Wesen der Sage erforderlich, daneben eine durch Kritik geleitete Combination; wenigstens hätte man glauben sollen, unsere Zeit sey über eine Darstellung der Mythe, dergleichen man in den Schulbüchern des vorigen Jahrhunderts und später findet, längst hinaus. Lässt man in vorliegendem Buche das gelehrte Beiwerk weg, so könnte der grösste Theil der Darstellung der vorhomerischen und homerischen Mythenzeit ganz leidlich im ersten Bande von Becker's Weltgeschichte stehen. Leider vermisst man aber selbst hierbei eine gewisse Genauigkeit und Correctheit, die noch dazu hier schon durch eine überall hervortretende befangene Parteilichkeit für Aetoler und ätolische Zustände getrübt wird. Wir wollen uns einige der homerischen Helden genauer ansehen.

Nachdem zuerst von Thoas alles erzählt ist, was sich Rühmliches über ihn bei Homer findet, fügt der Verf. S. 73 noch hinzu: „Spätere Fortsetzer des Homer führten noch mehr einzelne Heldenthaten an, so wie auch, dass er einst den Ulysses gegeisselt, der stets Narben davon

Digitized by Google

behalten (Lycophr. 800); dass er nach Troja's Fall herumirrend (Lycophr. 1041) etc.“ Sollte man nicht glauben, jene Geisselung sey auch eine Heldenthat — nun ja, aber nicht des Thoas, sondern des Odysseus; ihrer erwähnt schon Homer Od. 4, 243 ff., freilich ohne den Namen des Geisselknechtes. Erst Neuere, z. B. Lycophron (nicht 800, sondern 779) theilten diese Rolle dem Thoas zu, und waren abgeschmackt genug, denselben so brutal zuschlagen zu lassen, dass der edle Dulder Odysseus sein Leben lang die Narben behält. Zu den Irrfahrten des Thoas führt Herr Br. drei Verse des Lykophron (nicht 1041, sondern 1011) an, von denen, sonderbar genug, der Schluss fehlt, die anderthalb ersten aber ganz fremd sind und sich auf den Nireus beziehen, die ferner die Fehler δευτεραῖα statt δευτερεῖα und τόργης statt Γόργης (letzteres unter den Berichtigungen corrigirt) enthalten. Der Verf. geht zum Thersites über, welche echthistorische Person sonderbar genug vor seinen Augen Gnade gefunden hat. Ernstlich, Herr Br. nimmt feierlich Partei für seinen Aetoler Thersites, ist höchlich entrüstet über die demselben widerfahrene schimpfliche Behandlung und bemüht sich, dessen Ehre bei den Nachkommen zu retten. Als Aufgabe in eine Rhetorenschule mag so etwas gelten, aber in einer ernsthaft gemeinten geschichtlichen Forschung sollte man uns doch billig mit solchem — Quark verschonen. „Die Natur hatte ihn hässlich gebildet etc.; lahm wurde er, als er bei der Eberjagd auf eine Anhöhe floh und, von Meleager verfolgt, vom Abhange stürzte. Desshalb ist die Stimmung der Griechen gegen ihn“ u. s. f. In der Note 313 heisst es dann: „Eustath. 774, 1. und 204, 9. nennt ihn früher wohlgestaltet.“ Bei allem diesem vermisst man die erforderliche Akribie. Die Ursache der Lahmheit erzählt Eustathius p. 204, 5 ff., auch Thersites sey mit ausgezogen gegen den kalydonischen Eber, ὀκνοῦντα δὲ τὴν μάχην καὶ ὑπεκκλίνοντα κατακρημνισθῆναι ὑπὸ Μελεάγρου καὶ οὕτω λωβηθῆναι τὸ σῶμα. Herr Br. hält es wahrscheinlich seinem Helden für ehrenvoller, dass er vor Meleager fliehend den Berg hinab gestolpert sey, als dass er vor dem Eber fliehend von dem über den Feigling erzürnten Meleager hinabgeworfen worden sey. Wobei denn freilich seine frühere Wohlgestalt leicht Schaden nehmen konnte; wenn diese nur überhaupt erst erwiesen wäre. Eustathius S. 774, 1. spricht mit ausdrücklicher Bezugnahme auf die andere Stelle nur von der Ursache der Lahmheit; S. 204, 5. aber sagt er: τινὲς δὲ καὶ γενεαλογοῦ-

Digitized by Google

σιν αὐτὸν ἄνδρα Αἰτωλὸν ἱστοροῦντες, καὶ εὐγενῆ δέ φασιν εἶναι καὶ προγενῆ τοῦ Διομήδους κ. λ. Die Wohlgestalt gehört nicht zur Genealogie und εὐγενής bedeutet die vornehme Abkunft; aber selbst diese stellten die παλαιοί in Abrede; οὐ γὰρ ἄν, fährt Eustathius fort, ἔπληξεν αὐτὸν ὁ Ὀδυσσεὺς τῷ σκήπτρῳ εὐγενῆ ὄντα, ὃς δὴ μόνους τοὺς δημότας ἔτυπτεν. Dass „desshalb" die Stimmung der Griechen gegen ihn gewesen, ist eine blosse Phantasie; valeat igitur formosus Thersites (Lycophr. 1000 nennt ihn πιθηκόμορφος), und sollten wir auch in Eine Klasse geworfen werden mit „Homer's Affen, Quintus genannt, der es diesem wahrscheinlich recht zu Dank zu machen glaubt, dass er den Thersites durch Achilles so viehisch behandeln lässt" und „dreist genug sagt: ἀνέρος ὀυτιδανοῖο." S. 76.

Um nicht allzulang bei dem mythischen Theile des Buches zu verweilen, wollen wir nur noch einen Theil des Abschnittes über den Diomedes, welcher nicht zu den mindest sorgfältig ausgearbeiteten zu gehören scheint, genauer ins Auge fassen, und zwar die Postiliaca, S. 84 ff. „Noch (?) bei Homer u. A. erscheint Aegialea als treu harrende Gattin, die wohl einst über das unglückliche Ende ihres Gatten werde jammern müssen. Sie hatte sich aber während seiner Abwesenheit mit einem Jünglinge in Argos vergangen" u. s. w. Für die Treue der Aegialea wird angeführt: „Hom. Il. V, 412. Stat. Theb. I, 48. Sylv. III, 5, 48. So auch wohl bei Tryphiodor 474: κλαῖε δὲ Τυδείδης μεμνημένος Αἰγιαλείης." Die Stelle des Homer gestattet sehr wohl eine andere Auffassung; Stat. Theb. I, 48. steht nichts von der Aegialea, und Sylv. III, 5, 48. klagt sie über des Diomedes Abreise nach Troja; nun, sie soll ja erst nach seiner Abwesenheit die Treue gebrochen haben! Was aber die Stelle des Tryphiodor soll, ist gar nicht abzusehen; sie beweist für die Aegialea nichts; Diomedes weint bei der Erinnerung an Aegialea. Wie alsdann die Verbindung von: „Noch bei Homer etc." und: „Sie hatte sich aber etc." zu denken sey, ist nicht recht ersichtlich; wohl aber hätte erwähnt werden sollen, dass die Untreue der Aegialea mit ihren Nebenumständen der neueren Ausbildung der Sage angehöre, welche vielleicht nach dem Vorgange des Mimnermus (Tzetz. ad Lycophr. 610; man lese daselbst Ἱππολύτῳ), die Aegialea aus Rache der Venus sich mit vielen (πολλοῖς μοιχοῖς) vergehen lässt (in der vermuthlich lückenhaft angeführten Stelle des Mimnermus werden Hippolytus und Ko-

Digitized by Google

metes genannt). Herr Br. sagt in der Note: „Komes bei Eustath. und Cedrenus p. 141, wo sein Gehülfe (?) Ajax, S. des Nauplius heisst; sonst (?) Kyllabarus, Sohn des Sthenelus. Pausan. II, 18, 5. Serv. Aen. II.“ Komes heisst der Mann freilich bei Cedrenus, aber nur bei ihm; da die Stelle des Eustathius nicht genauer bezeichnet ist, so weiss man nicht, welche er vor Augen gehabt habe; Eustath. ad Dionys. Perieg. 483. ad Hom. Il. 5, 412. p. 566. (429) sagt Σθενέλῳ τῷ τοῦ Κομήτου; eben so auch nach den meisten Handschriften Tzetz. zu Lyc. 384; sonst (zu Lyc. 603. 610) Kometes, Sohn des Sthenelus. Sein „Gehülfe“ heisst bei Cedrenus freilich Ajax (richtiger Aeax, τῷ υἱῷ Ναυπλίου τῷ Αἴακα); doch liegt hierin vermuthlich ein Fehler; Apollodor nennt den Sohn des Nauplius wiederholt (II, 1. fin. III, 2, 2.) Οἴαξ. Woher der Name Kyllabarus stamme, hat Ref. nicht gefunden. Das ungenaue Citat Serv. Aen. II. lässt um so mehr ohne Trost, da es wahrscheinlich XI. seyn soll. Serv. zu Virg. Aen. XI, 269. heisst er Kylarabus, bei Pausanias Kylarabes. — Herr Br. erzählt pragmatisch nach Cedrenus weiter, lässt den Diomedes in den Tempel der Hera Hoplosmia (in der Note: So hiess sie eigentlich in Elis. Lycoph. 614 ff. Davon steht bei Lycophron nichts; die Handlung ist in Argos, es ist also eine argivische Hera, und das sagt auch Tzetz. ausdrücklich zu 603.) entkommen, dann nach Aetolien gehen und noch einen vergeblichen Versuch, sich daselbst niederzulassen, „zunächst nach Sicilien, wo er die Monader und Darder besiegte, und die beiden Städte Apina und Trikka zerstörte, die seitdem sprüchwörtlich zur Bezeichnung von etwas Unbedeutendem dienten.“ Hierzu die Note: „Martial. XIV, 1; vergl. Plin. hist. nat. III, 16.“ Unerklärlich ist dieser Missgriff. Wer hat je Monader und Darder in Sicilien gekannt? Wer Apina und Tricca? Die beiden Völker und Städte waren in Apulien, wie Plinius a. a. O. ganz handgreiflich sagt. Wir könnten auf diese Weise den ganzen Abschnitt begleiten, begnügen uns aber, nur Eine Note 397. S. 88 zu zergliedern. Sie lautet, mit Weglassung des nicht hieher Gehörigen: „Anton. Lib. 37. Dionys. periëg. (Uebers. von Priscian v. 511, von Avienus v. 647.). Avienus fügt dabei hinzu, der Zorn der Venus habe ihn bis zu den Iberern getrieben.“ Es ist doch fast unglaublich, dass Herr Br. nicht gewusst haben solle, dass das griechische Original des Dionys vorhanden ist; warum citirt er nicht den Vers (484), da er bei den beiden Uebersetzungen so genau ist? Wie kann

Digitized by Google

er sagen, Avienus füge hinzu etc., da eben diess ausdrücklich im griechischen Dionys steht? Kann man glauben, dass der Verf. die Stelle selbst nachgesehen habe? Dieselbe Frage drängt sich bei der Note 399 S. 89 auf, wo wir lesen: „Bei Ibykus kam Diomedes vor, als mit Hermione und den Dioskuren auf seiner Insel unsterblich wohnend; vergl. Welcker, Trag. I. p. 9.“ Allerdings sagt Welcker diess; aber warum sah Herr Br. nicht Schol. Pind. Nem. 10, 7., oder noch besser eine der Fragmentensammlungen, bei Schneidewin 20, bei Bergk 34, nach? Von „seiner Insel“ sagte Ibykus nichts, sondern ganz einfach ἀπηθανατίσθη σὺν τοῖς Διοσκούροις καὶ συνδιαιτᾶται αὐτοῖς. Vielleicht νήσοις ἐν μακάρων, wie es in dem schönen Gesange des Kallistratus von ihm heisst?

Im Bisherigen haben wir zu zeigen gesucht, dass die Behandlung des mythischen Theiles in diesem Buche kaum den billigsten Anforderungen entsprach, und wir können versichern, dass dieser Tadel nicht etwa bloss einzelne Stellen, sondern den ganzen Abschnitt treffe. Vom zweiten Buche an, Geschichte des ätolischen Landes von der dorischen Wanderung bis zur Stiftung des Bundes, betreten wir festeren Boden und das Buch gewinnt bedeutend an Brauchbarkeit, namentlich als Materialiensammlung und fleissige Zusammenstellung; nur vermissen wir durchgehends eine eigentliche Durchdringung und pragmatische Verarbeitung des Stoffes (allerdings eine sehr schwierige Aufgabe), eine unbefangene Kritik (überall nemlich tritt eine masslose Parteilichkeit für die Aetoler und ein unverdeckter Hass gegen achäisches Wesen hervor) und ein sicheres und genaues Verständniss der angeführten Belegstellen, wo öfter der Sinn gänzlich verfehlt, öfter nach den Umständen stark modificirt wiedergegeben wird. Der Mangel einer sicheren Beherrschung des Gegenstandes tritt bisweilen in Einzelnheiten auffallend hervor, wie z. B. wenn es S. 4 heisst: „Die Sage nennt hier keine Autochthonen“ und doch S. 91 von autochthonischen Kureten die Rede ist; oder wenn es S. 120 heisst: „daher auch die ätolische Reiterei als furchtbar geschildert wurde“, dagegen S. 189: „Uebrigens war Reiterei nie ihre Stärke.“ Uebrigens sind dergleichen Nebendinge allerdings nur Kleinigkeiten; zum Beleg des eben ausgesprochenen Urtheils heben wir eine geographische Stelle heraus, nemlich die Beschreibung des Laufs des Achelous, Seite 110 ff.:

Digitized by Google

„Der Achelous entspringt auf dem Pindus, fliesst durch das Land der Agräer, ist eine Strecke schiffbar bis zur akarnanischen Stadt Stratus (Polyb. IV, 65.) und macht dann — — — — eine schwankende Gränze zwischen Aetolien und Akarnanien.“ An der Stelle des Polybius ist weder von Achelous, noch von Stratus, noch von schiffbar die Rede, das Citat muss falsch seyn; dagegen sagt Strab. X, 450, der Achelous sey über 200 Stadien von der Mündung bis Stratus schiffbar. So nur ist es naturgemäss. „An seinen Ufern wurde manche Grenzfehde ausgekämpft (ja, im Paracheloitis, im unteren Laufe, Strab. X., 458.) und so (?) konnte es nicht fehlen, dass je nach verschiedenen Seiten der Fluss bald ein ätolischer, bald ein akarnanischer genannt wurde.“ Herr Br. hätte nur eben diese „verschiedenen Zeiten“ trennen sollen: das wäre fruchtbarer gewesen, als diese Sammlung von Stellen, wo er als ätolischer, als akarnanischer oder als Grenzfluss genannt wird. Bei sorgfältiger Betrachtung der Quellen werden wir etwa zu folgendem Resultate gelangen: Nach Herodot 7, 126. 2, 10. Thucyd. II., 120. und Ephorus floss der Achelous durch Akarnanien; wir müssen also das alte Aetolien etwa auf die Umgegend von Kalydon und Pleuron einschränken und den Akarnanen, wenigstens am untern Laufe, beide Ufer des Flusses überlassen. Später erweiterte sich, auf uns unbekannte Veranlassung, der ätolische Besitz bis zum Achelous, doch blieb der Grenzstrich stets ein Zankapfel zwischen beiden Völkern, besonders am untern Laufe, wo der häufige Wechsel des Flussbettes und die bedeutenden Anschwemmungen eine stets schwankende Grenze bildeten; erst in späterer Zeit, vielleicht erst kurz vor oder gleichzeitig mit dem ätolischen Bunde, griff die ätolische Macht auf das rechte Ufer des Flusses über, und dieser konnte nun als in Aetolien fliessend bezeichnet werden. — „Sein Wasser mag, wie das des Peneus, in trägem Laufe allmählig Theile von Thon annehmen, und daher kommt wohl das Beiwort ἀργυροδίνης.“ Ob letztere Erklärung Beifall finden werde, steht dahin; von vornherein ist es unwahrscheinlich, dass die beiden im Hochgebirge entspringenden Flüsse thoniges Wasser geführt haben; den Peneus nennt Strabo IX., 441 ausdrücklich καθαρὸν ὕδωρ ἔχων. Mag man übrigens ἀργυροδίνης als bloss poetisches Epitheton auffassen, oder als physisch-wahr auf seinen oberen Lauf einschränken, so war sein unterer Lauf wenn auch nicht gerade Thon-, doch im Allgemeinen Schlamm- und Schutt-führend (χοὸς

Digitized by Google

Strabo X., 458. ἰλύς Eustath. zu Dionys. 431.), worauf sich auch die, Worte des Thucydides a. a. O. beziehen: τό τε γὰρ ῥεῦμά ἐστι μέγα καὶ πολὺ καὶ θολερόν. — „An seinem Ausflusse waren durch Ansetzen des mitgeschwemmten Bodens allmählig mehr Inseln entstanden, 5—15 Stadien vom Lande — — die Echinaden. Mag nun auch seit Strabo der Fluss noch Manches angesetzt haben, so scheint es doch unpassend wenn man die 5 Erhöhungen mitten im Lande, zum Theil 120 Stadien vom jetzigen Ausflusse (und nicht viel weniger vom angeblich damaligen) entfernt, für die Echinaden der Alten ansehen will; wenigstens pflegen Flüsse nicht Anhöhen abzusetzen, sondern Niederung.“ Diese ganze Argumentation leidet an einem Hauptirrthume, nämlich der Annahme, die Echinaden seyen durch Anschwemmung entstanden. Dieses sagt wohl kein glaubhafter Schriftsteller. Die Inseln waren vorhanden, der thätige Fluss setzte Land an; durch diese Alluvion wurden die Inseln unter sich und mit dem Lande verbunden, so dass zu Herodot's Zeit (2, 10.) schon die Hälfte derselben zum Festlande gehörten; eben so stellt es Thucydides (2, 102.) und Strabo (X., 458.) dar. Zu den Zeiten des Eustathius waren sie ganz mit dem festen Lande verbunden; ταύτας δὲ, φασὶν, οὐκ ἔστιν ἄρτι εὑρεῖν, sagt er zu Dionys. 431. Will man sie jetzt finden, so wird man sie nothwendig ziemlich weit im Lande suchen müssen; sind also in entsprechender Entfernung vom Meere einzelne Erhöhungen in dem Alluvialboden, so spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, dass diess die alten Echinaden seyen. Denn ganz ohne Belang ist die auf falscher Voraussetzung beruhende Einwendung, „Flüsse pflegen nicht Anhöhen abzusetzen, sondern Niederung.“ Strabo X., 458. erwähnt ausdrücklich die rauhe, also felsige Natur derselben, πᾶσαι λυπραὶ καὶ τραχεῖαι; eben dahin deutet auch die Herleitung des Namens διὰ τὸ τραχὺ τοῦ τόπου καὶ οἷον ἀκανθῶδες bei Eustath. zu Dionys 431. Liegen die erwähnten 5 Erhöhungen zum Theil 120 Stadien vom jetzigen Ausflusse, so ist diess allerdings bedeutend, jedoch nicht unmöglich. Was aber der Ausdruck „die Erhöhungen lägen nicht viel weniger als 120 Stadien vom angeblich damaligen Ausflusse“ bedeuten soll, gesteht Ref., durchaus nicht zu verstehen.

Zum Belege, wie nöthig es sey, die von Herrn Br. angeführten Stellen nachzuvergleichen, mögen hier nur noch einige Bemerkungen über die Darstellung des sogenannten Lamischen Krieges stehen, S. 172 ff.

Digitized by Google

„Die Böotier schlug Leosthenes aufs Haupt (μάχῃ ἐνίκησε) und ging dann auf die Thermopylen los. Antipater rief den Kraterus mit den entlassenen 30000 Veteranen (ὑπὲρ τοὺς μυρίους, wie Diod. Sic. 18, 12. nach Wesseling richtig die neuen Ausgaben haben; ὄντας ὡς μυρίους Diod. 17, 109. vergl. 18, 4. 18, 16.), so wie den Philotas aus Klein-Phrygien zu Hülfe". (Auch der Philotas beruht nur auf falscher Lesart; Statthalter in Phrygien am Hellespont war Leonnatus, Diod. 18, 3., und hiermit stimmt auch die Erzählung bei Diod. 18, 14. und 16.). Von dem Frieden, den alsdann Antipater mit Athen schloss, heisst es, Antipater habe „unter Beibehaltung der solonischen Verfassung eine Timokratie eingesetzt, die zu ihrer Sicherheit eine Besatzung erhielt (wer? die Timokratie?), und er verpflanzte ausserdem 20000 ärmere Einwohner des Landes nach Thracien." Eine Timokratie mit Beibehaltung der solonischen Verfassung? Nun, das wäre eine eigenthümliche Erscheinung! Antipater kehrte die ganze Verfassung um, gestattete jedoch den Athenern die solonischen Gesetze (τοὺς Σόλωνος νόμους) beizubehalten. Der Ausdruck Diodor's ist selbst so schief genug. Die Zahl der verpflanzten Athener werden wir wohl von 20000 auf 12000 herabsetzen, wie die guten Ausgaben des Diodor aus triftigen Gründen haben.

Das dritte Buch von S. 197 enthält die Geschichte des ätolischen Bundes von seiner Entstehung bis zu seiner Vernichtung, und ist ohne Zweifel die bedeutendste Arbeit des Buches, in welchem die schon erwähnten guten sowohl als übeln Eigenschaften besonders hervortreten. Wenn wir bei den Mängeln besonders verweilen, so liegt der Grund darin, dass sich das Gute einer bedeutenden Leistung selbst Bahn bricht, es aber gerade bei solchen der Wissenschaft am nützlichsten ist, wenn gleich anfangs auf die Schattenseiten aufmerksam gemacht und die Ausstellung mit den gehörigen Belegen versehen wird. Vor Allem muss hier auf die sich blosgebende Befangenheit für die Aetoler aufmerksam gemacht werden.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Brandstäter: Geschichte des ätolischen Landes.

(Schluss.)

Ueberall erscheinen die Aetoler im günstigsten Lichte; was ihnen nur irgend vortheilhaft ist, sey es Charakter oder That, wird gewiss rühmend hervorgehoben; was ein ungünstiges Licht auf sie wirft, wo es nur möglich ist, verdeckt, verschönert oder wenigstens gemildert. Ganz genau lässt sich auf Herrn Br. anwenden, was er selbst S. 243 sagt: „Das Urtheil des Perottus ist ein sprechendes Beispiel, wie leicht man geneigt ist, den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Bemühungen für vortrefflich und ganz untadelhaft zu halten.“ Herr Br. ist in dieser Beziehung sehr streng gegen den Polybius; allein selbst dessen entschiedene Parteilichkeit zugegeben, sollte man es nicht verzeihlicher finden, wenn Polybius, des Lycortas Sohn, für die Achäer günstig, etwas gereizt gegen die Aetoler ist, als wenn Herr Br. in Danzig, der Verfasser einer ätolischen Geschichte, günstig für die Aetoler, missgünstig gegen die Achäer gestimmt ist, die doch weder ihn, noch die Danziger je beleidigt haben? Dass bei dieser ganzen Darstellung die Hauptquelle, Polybius, ein Mann, der nicht etwa hinter Büchern und in der Studirstube den Stoff seines Buches gefunden hat, sondern von einem Vater stammte, der in dem letzten ernsten Acte eine bedeutende Rolle gespielt, der selbst thätig mitgewirkt hat im Kampfe der Entscheidung, der mit den Häuptern des achäischen Bundes in genauer Verbindung stand und mit den Ansichten und Plänen seiner Partei genauer bekannt, ja auch inniger befreundet seyn musste, als mit denen der Feinde, dass ein solcher Mann den ätolischen Sympathieen des Herrn Br. hinderlich seyn musste ebensowohl wie unentbehrlich, liegt in der Natur der Sache. Im Jahre 1843 gab Herr Br. zum Frühlingsprogramm des Danziger Gymnasiums „Bemer-

Digitized by Google

kungen über das Geschichtswerk des Polybius“ heraus; dieses wird hier bedeutend erweitert und theilweise berichtigt wiederholt*). Der Herr Verf. gibt uns einen Reichthum guter und brauchbarer Bemerkungen, würde aber ohne Zweifel noch Vollendeteres geleistet haben, hätte er nicht die Geschichte des ätolischen Volkes geschrieben. Dieser Umstand jedoch raubt ihm nur zu häufig die erforderliche Unbefangenheit, wo es sich um achäische oder ätolische Männer oder Angelegenheiten handelt, während man in den übrigen Punkten im Wesentlichen mit dem Herrn Verf. einverstanden seyn wird. Ref., der nie eine achäische Geschichte geschrieben hat, ist der festen Ueberzeugung, dass Herr Br. an vielen Stellen den Aratus und Polybius allzusehr aus — ätolischem Standpunkte beurtheilt hat. Wie schwer es die Beurtheiler des Aratus dem Herrn Verf. recht machen können, sieht man z. B. gleich zu Anfang, S. 203, wo das Verdienst des achäischen Feldherrn um die Befreiung der peloponnesischen Städte von den Tyrannen auf folgende Art herabgezogen wird: „Durch Ueberlistung (!) verjagt er aus den peloponnesischen Städten die sogenannten Tyrannen, welche doch wohl von den Einwohnern selbst verjagt worden wären, wenn es sich verlohnt hätte (!). — — Jene Befreiungen verschafften ihm bei der republikanischen Parthei das Prädikat eines grimmigen Tyrannenfeindes, und doch trat er nachher nicht nur mit dem Könige Ptolemäus II. in freundschaftliches Vernehmen, sondern — — zog den macedonischen Herrscher ins Spiel, bloss um seine nächsten Absichten durch dessen Beistand zu erreichen.“ Diess ist nicht bloss ein befangenes, sondern geradezu ungerechtes Urtheil, welches nebst der parenthetisch eingeschobenen Frage: „Und was war der Zweck dieser so aufopfernden Bemühung für die Befreiung der Peloponnesier? — er wollte ihre Städte zum achäischen Bunde hinzufügen, dessen Ausdehnung über die ganze Halbinsel sein lebhaftester, aber durch Kleomens dermalen vereitelter Wunsch war.“ fast den Glauben erregen muss, Herr Br. sey allzu aufgeregt, um über einen Achäer nur urtheilen zu können. Also nur durch Ueberlistung verjagt Aratus die sogenannten Tyrannnen? welche die Einwohner selbst hätten verjagen können, wenn es sich verlohnt hätte? Und der Zweck dieser so

*) Es muss ausdrücklich erwähnt werden, dass die vortreffliche Arbeit von Nitzsch von dem Herrn Verf. noch nicht benutzt werden konnte.

Digitized by Google

aufopfernden Bemühungen soll wirklich Vereinigung des ganzen Peloponnes zu Einem Bunde gewesen seyn, und doch kann Herr Br. seine Freude über dessen Vereitelung kaum verbergen? Und endlich was soll der Gegensatz von „und doch“ gegen den grimmigen Tyrannenfeind? War diess ein Widerspruch? Waren die Könige von Aegypten und Macedonien nach griechischem Begriffe Tyrannen? Aber selbst wären sie es gewesen, was hatte er Feindliches mit ihnen zu schaffen, wenn sein Zweck nur auf Vereinigung des ganzen Peloponnes zu Einem Bunde gerichtet war. Möge Herr Br. in Bezug auf alle diese Vorwürfe nur das ganz übersichtlich von Pausanias (2, 8.) Erzählte sorgfältiger beachten, und selbst dessen Bemerkung über die macedonische Verbindung: ἀλλὰ γὰρ οὐ πάντα ἀνθρώπῳ τελεῖται κατὰ γνώμην, εἰ δὴ καὶ Ἄρατον κατέλαβεν ἀνάγκη γενέσθαι Μακεδόνων καὶ Ἀντιγόνου σύμμαχον.

Herr Br. geht nun S. 207 ff. zu der Frage über, welche Meinung Polybius über die Achäer im Allgemeinen und über ihren Bund hege. Verzeihlich findet er es, dass Polybius die Verfassung des letzteren etwas zu hoch anschlägt (was ist denn z. B. zu hoch angeschlagen?), und behauptet, die unteritalischen Städte hätten dieselbe wegen ihrer Trefflichkeit gleichfalls angenommen, was doch nur in mancher Hinsicht gelten könne.“ Dass die Krotoniaten, Sybariten, Kauloniaten die achäische Verfassung angenommen, sagt allerdings Polybius (2, 39.); „wegen ihrer Vortrefflichkeit“ sagt er nicht ausdrücklich, er rühmt nur die ἰσηγορία καὶ παῤῥησία καὶ καθόλου δημοκρατία ἀληθινής (2, 38, 6.), und Herr Br. gesteht ja selbst, dass diess „in mancher Hinsicht“ gelten könne. Wenn aber die achäische Verfassung dennoch nicht wegen ihrer Vortrefflichkeit Eingang fand, so hätte der Herr Verf. angeben sollen, aus welchem andern Grunde? Denn Eingang fand sie doch! Sollte etwa das Häkchen in dem liegen, was gleich folgt: „Auch hätte er als unpartheiischer Berichterstatter nicht übersehen müssen, dass die Achäer gar manche Einrichtung ihres Bundes von den so gering geschätzten Aetolern überkommen hatten.“ Nun, dann müsste ja freilich die achäische Bundesverfassung vortrefflich gewesen seyn. Aber vorerst hätte eine solche dankbare Erwähnung gar nicht hieher gehört, und dann ist ein grosser Unterschied zwischen achäischer Verfassung und Verfassung des achäischen Bundes; auch ist zu bedauern, dass Herr Br. es nicht für

Digitized by Google

gut befunden hat, genauer anzugeben, welche Einrichtungen die undankbaren Achäer von den gering geschätzten Aetolern entlehnt haben. Mehr Befangenheit findet Herr Br. darin, wenn Polyb ein besonderes Lob darein setzt, dass die Achäer zu Schiedsrichtern zwischen Sparta und Theben gewählt worden seyen, da diess kein seltenes Auskunftsmittel sey (das sagt auch Polyb nicht) und man dazu in der Regel unbedeutende Staaten gewählt habe, welches letztere Herr Br. zu beweisen vergessen hat; das Urtheil scheint jedoch einer nicht zu unterdrückenden Verkleinerungssucht, den Achäern und ihren Schriftstellern gegenüber sein Daseyn zu verdanken; Polybius (2, 39, 10.) sagt ausdrücklich, jene Mächte hätten die Achäer gewählt: οὐ πρὸς τὴν δύναμιν ἀποβλέψαντες· σχεδὸν γὰρ ἐλαχίστην τότε γε τῶν Ἑλλήνων εἶχον· τὸ δὲ πλεῖον, εἰς τὴν πίστιν καὶ τὴν ὅλην καλοκἀγαθίαν· ὁμολογουμένως γὰρ ὄη τότε ταύτην περὶ αὐτῶν πάντες εἶχον τὴν δόξαν. Herr Br. musste die πίστις und καλοκἀγαθία und das ὁμολογουμένως widerlegen oder die Sache unangetastet lassen; und ein Zeichen des Vertrauens bleibt es ausserdem jedenfalls. — Weiter betrachtet der Verf. die Forderung, der Geschichtschreiber solle nichts von Vaterland und Herrscher wissen, sondern frei und unparteilich berichten, und findet, dass sich Polybius nicht zu diesem Hauptgrundsatze objectiver Geschichtschreibung bekenne, sondern vielmehr sage: ἐγὼ δ' ὅτι μὲν δεῖ ῥοπὰς διδόναι ταῖς ἑαυτῶν πατρίσι τοὺς συγγραφέας συγχωρήσαιμ' ἂν etc. (16, 14, 6.), und dann „wie zu eigener Entschuldigung hinzufüge", es sey schon an sich schlimm, dass sich aus Unwissenheit und Schwäche mancher Fehler einschleiche. Das „wie zu eigener Entschuldigung" führt Herr Br. ohne alle Befugniss ein; dass aber in dieser Darstellung eine gewiss nicht zufällige Vergiftung der Worte des Polybius liege, geht daraus hervor, dass ja Herr Br. selbst auf derselben Seite eine gewisse Hinneigung zu den Institutionen seines Vaterlandes verzeihlich findet und S. 202 von einem „erlaubten Patriotismus" des Geschichtschreibers spricht. Wie ist es möglich, dass man eine Abweichung von „diesem Haupt-Grundsatze objectiver Geschichtschreibung" sich zwar gestattet, einem Andern aber ein gewaltiges Verbrechen daraus macht! Ueberhaupt aber ist jene „objective Geschichtschreibung" ohne Religion und Vaterland ein gesinnungsloses Unding, eine Erfindung neuester Zeit, durch welche die wahrhafte Erkenntniss gewiss nicht gedeihen wird, vorausgesetzt überhaupt, dass

Digitized by Google

ein so seelenloses Ding Lebenskraft habe. — „So sehr indess Polybius dem achäischen Bunde zugethan sey, so könne er doch darüber sein eigenes Vaterland Arkadien nicht vergessen nnd sey daher für dessen Ruf eifrig bemüht.“ Was nur Lob verdient. Von einer seltenen Befangenheit zeugen aber die beigebrachten Belege. Zuerst, „Polybius (2, 38, 2. 3.) finde es wunderbar, dass der ganze Bund nach den Achäern benannt sey, welche sich doch weder durch Vermögen, noch durch persönliche Vorzüge (warum lässt Herr Br. das entscheidende οὔτε χώρας καὶ πόλεων πλήθει aus, was Polybius zuerst nennt?) besonders hervorthäten; denn das Volk der Arkader, auf gleiche Weise aber auch das der Spartaner, überträfen jenes an Volkszahl und Landesumfang bedeutend. Hier soll es gewiss jedem Unbefangenen auffallen, dass die Arkader vorangestellt und dann hinterher die Spartaner, deren Erwähnung sich unabweislich aufdrang, noch wie zum Ueberflusse hinzugefügt werden.“ Hier kann einem jeden Unbefangenen nur die Befangenheit des Herrn Verf. auffallen. Die Bemerkuug des Polybius in ihrer Vollständigkeit hat ihre unbestreitbare Richtigkeit, und es ist kaumzu begreifen, wie man darin eine besondere parteiische Bevorzugung der Arkader zu erkennen im Stande ist, dass sie zuerst genannt werden, wo eine Vergleichung des Flächeninhalts und der Bevölkerung stattfindet; denn selbst vorausgesetzt, es sey ein ungemeiner Ehrenpunkt, zuerst genannt zu werden, zugegeben sogar, es sey eine grosse Ehre für ein Volk, einige Quadratmeilen Landes mehr zu besitzen als ein anderes, warum sollte Polybius seinem Volke diesen Glanz entziehen, da ihr Land wirklich grösser und ihre Bevölkerung zahlreicher war, als die der Spartaner? Also nicht „wie zum Ueberflusse“ (was mit obigem „wie zu eigener Entschuldigung“ in eine Kategorie gehört) fügt er die Spartaner hinzu, sondern weil es die Natur seiner Vergleichung so erforderte. — Herr Br. fährt fort: „So soll auch Theorkes der Kleitorier (dieser Zusatz sieht boshaft aus), dessen Betragen auf die Freiheitsliebe und edle Gesinnung des Volkes ein ungünstiges Licht werfen könnte, kein Arkadier gewesen seyn.“ Unter dem „Volke“ sollen hier vermuthlich die Arkader verstanden werden, wenigstens hätte der Vorwurf nur unter dieser Voraussetzung Sinn; es ist aber nur an die Kleitorier zu denken, Polybius aber war bekanntlich aus Megalopolis. Die Kleitorier also behaupteten mit Recht (Polyb. 2, 55, 9.), Theorkes sey — „kein Ar-

Digitized by Google

kadier gewesen? Nein, er stamme aus keiner ursprünglich kleitorischen Familie, sondern aus Orchomenus, ohne Zweifel dem arkadischen; nicht seinen arkadischen, sondern seinen kleitorischen Ursprung stellten sie also in Abrede. Hier scheint, um den Polybius zu verdächtigen, geradezu eine Fälschung begangen zu seyn. Nicht minder befangen zeigt sich der Herr Verf. in der gleich folgenden Episode des Polybius (4, 20. — nicht 2, 20.) über die Kinäther, in der sich ein wahrhaft schöner Geist und eine durchaus edle Gesinnung ausspricht, wo übrigens nicht von „einer begangenen Schlechtigkeit" die Rede ist, sondern von der ausserordentlichen Rohheit dieses Völkchens im allgemeinen, deren Missbilligung weder dem Polybius, noch den Arkadern zum Vorwurfe zu machen ist. — Weiter meint Herr Br., Polybius könne es dem Phylarch nicht verzeihen, dass er die Grossherzigkeit der Bürger von Megalopolis unerwähnt lasse, mit der sie allen Lockungen und Anträgen des Königs Kleomenes widerstanden hätten. „Er fügt hinzu (nein, er erzählt es an einer ganz andern Stelle, 2, 55, 8., während das andere 2, 61, 11. steht), dass es in dieser Stadt, sowie in Stymphalus, niemals Verräther gegeben habe, und Kleomenes möge wohl aus Aerger darüber (!) die Stadt so hart behandelt haben." Dass Phylarch die Hochherzigkeit der Stadt Megalopolis mit Stillschweigen übergeht, sollte Herr Br. selbst doch ebenso tadelnswerth finden, als wenn Polybius die Grossthaten der Aetoler unberücksichtigt lässt; schlimm aber ist es, wenn der Herr Verf. den Polybius behaupten lässt, in Megalopolis und Stymphalus habe es nie Verräther gegeben, da der arkadische Geschichtschreiber doch ganz deutlich sagt, Kleomenes habe in Megalopolis und Stymphalus sich nie μήτε ἀιρετιστὴν καὶ κόινωνὸν τῶν ἰδίων ἐλπίδων, μήτε προδότην verschaffen können. Sind diese Auslassungen und Verdrehungen zufällig, oder darf man an der bona fides zweifeln? Auch sagt Polybius durchaus nicht, Kleomenes möge wohl aus Aerger darüber (! das Ausrufungszeichen rührt von Herrn Br. her), dass es in ihr niemals Verräther gegeben habe, die Stadt so hart behandelt haben. Den Aerger hat der Verf. erst erfunden; Polybius sagt, er habe die Stadt zerstört, weil er sich darin nie einen Anhänger habe erwerben können; d. h. weil ihm die Bürgerschaft stets feindselig gewesen sey.

Wir könnten so fortfahren; allein wir glauben unsern Vorwurf, dass Herr Br. nur zu oft von dem wahren Sinn der Belegstellen abge-

Digitized by Google

wichen sey und sich nicht sorgfältig genug die Unbefangenheit des Urtheils erhalten habe, hinlänglich belegt zu haben; wir haben es gethan, in der Hoffnung und Ueberzeugung, dass Herr Br. etwas Tüchtiges leisten werde, wenn er sich vor den gerügten Fehlern mehr hüten wird. Diess beweisen die vielen guten Eigenschaften des Buches.

Noch müssen wir eins erwähnen, was dem Buche zur Unzierde gereicht, die sehr grosse Menge falscher Citate, wobei es auffällig ist, dass bei Lykophron nur ausnahmsweise eins richtig ist. Die Ausgabe von Meursius, deren sich Herr Br. bedient hat, ist nicht zur Hand; sollte denn eine andere Zählung möglich seyn? Einige Fehler mögen hier stehen mit der Berichtigung in Parenthese: Note 7. Strabo X, 418. (448). Note 20. Paus. X, 38. b. (6). Note 21. Paus. VII, 18, 6. (8). Note 126. Hom. Il. IV, 349. (?). Note 262. Steph. s. v. Μελ. (?), Note 306. Lycophr. 800. (779). Note 307. Lycophr. 1041. (1011). Note 319. Lycophr. 1021. (1001). Note 377. Serv. Aen. II. (XI, 269). Note 379. Timaeus ap. Tz. ad Lycophr. 1137. (615). Note 383. Lycophr. 1137. (615). Note 386. Lycophr. 643. (623). Note 392. Lycophr. 613. (592). Note 396. a. Lycophr. 650. (630). Note 400. Lycophr. 1076. (1058). u. s. f.

Schubart.

Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt von Dr. Dietr. Wilh. Heinr. Busch, Königl. Preuss. Geheimen Medicinalrathe, ordentl. Professor der Medicin und Director des klinischen Institutes für Geburtshülfe an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin etc. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. II. Band. 1840. III. Band. 1841. IV. Band. 1843, V. Band. 1844. 8.

(Siehe Recension des I. Bandes Heidelb. Jahrbb. der Literatur 1839. Nr. 54. und 55. S. 864 ff.

Der zweite Band enthält die allgemeine Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch die specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette.

Digitized by Google

Nachdem der Herr Verf. im ersten Abschnitte des I. Bandes die allgemeine Physiologie des Weibes, und im zweiten Abschnitte die allgemeine Pathologie des Weibes abgehandelt hat, geht er hier im dritten Abschnitte zur allgemeinen Aetiologie der Krankheiten des Weibes über. Er untersucht hier:

I. Die atmosphärischen und terrestrischen Einflüsse. Diesen Verhältnissen ist sowohl der Mann, wie das Weib ausgesetzt, wesshalb hier nur auf den Unterschied des Einflusses dieser Krankheitsursachen in den beiden Geschlechtern aufmerksam gemacht werden kann, und diess zwar nur insofern, als der Unterschied des Einflusses durch die innere Organisation bedingt ist. Bei dem Weibe bewegt sich das Leben in stetem Wechsel von Zuständen, die aus der Manchfaltigkeit der Geschlechtsverrichtungen hervorgehen, und je nach diesen Zuständen üben die Krankheitsursachen einen verschiedenen Einfluss aus. Unsere Kenntnisse der atmosphärischen und terrestrischen Verhältnisse sind noch viel zu unsicher, um deren Einfluss auf das weibliche Geschlecht gehörig würdigen zu können, und wir lassen es dahin gestellt seyn, ob die vielfältigen physikalischen und chemischen Untersuchungen der neueren Zeit uns nähere Aufschlüsse darüber geben werden. — Im Allgemeinen scheint die Wärme auf das weibliche Geschlecht im Verhältnisse zu dem männlichen schädlicher einzuwirken, da nach Moser's Berechnungen über das Verhältniss der Erkrankungen bei beiden Geschlechtern das weibliche während der Monate Juni, Juli und August prävalirt, im November, December und Januar aber in geringerm Grade. Der Einfluss der Wärme und Kälte ist je nach dem Zustande, in welchem sich das Weib befindet, verschieden.

II. Temperaturveränderungen. Der schwächere Organismus, namentlich das empfindlichere Haut- und Nerven-System des Weibes, fühlen geringere Temperaturveränderung viel leichter, als diess bei dem Manne der Fall ist, was sich bei gerade vorhandenen geschlechtlichen Funktionen (Menstruation, Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett) noch steigert.

III. Ausdünstungen und Miasmen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass der Aufenthalt in Stuben mit verunreinigter Luft und der Aufenthalt in sumpfigen Gegenden der Gesundheit schädlich sind. Ob aber dadurch, wie der Herr Verf. behauptet, der Geschlechtstrieb des

Digitized by Google

Weibes geschwächt und die Fruchtbarkeit des Weibes gemindert werde, das dürfte doch nicht streng ermittelt seyn, obgleich Montesquieu und Monfalcon sich dafür aussprechen. Baumes, Condorcet und Julia versichern das Gegentheil. — Auf den Verlauf des Wochenbettes äussern dumpfe, feuchte oder mit fremden Dünsten geschwängerte Zimmer allerdings einen sehr nachtheiligen Einfluss, wie das in Entbindungsanstalten, in welchen viele Wöchnerinnen zusammenliegen, so oft herrschende Kindbettfieber beweist.

IV. Epidemische Constitution. Bekanntlich ergreifen viele epidemische Krankheiten einer und derselben Form in einem Jahre mehr das männliche, in einem andern Jahre mehr das weibliche Geschlecht, ein anderes Mal wieder jedes Geschlecht, jedes Alter, ohne dass uns die Ursache hiervon bekannt ist. Berücksichtigt man, dass im Allgemeinen (nach Moser verhält sich das Erkranken der Männer zu dem der Frauen wie 1 : 1,65) mehr Frauen als Männer erkranken, so dürfte die epidemische Constitution eher einen geringern Einfluss auf das Weib, als auf den Mann haben. Nur die rheumatischen und katarrhalischen Epidemien scheinen hier eine Ausnahme zu machen. — Epidemische Erscheinungen in den Vorgängen und Krankheiten, welche dem Weibe eigenthümlich sind, zeigen sich häufig und lassen sich wohl mitunter, doch nicht immer, aus dem Einflusse der herrschenden Krankheitsconstitution erklären. Häufig hat man beobachtet, dass zu gewissen Zeiten eine Richtung des Krankheitsprozesses nach den Geschlechtsorganen stattfindet, wo dann vorzugsweise Schleim- und Blutflüsse, Entzündungen der Genitalien u. s. w. vorkommen und chronische Krankheiten und selbst organische Degenerationen eine Steigerung der Erscheinungen und schnellere Entwickelung wahrnehmen lassen. Selbst die Fruchtbarkeit scheint einem solchen Einflusse zu unterliegen, da einzelne Jahre sich oft durch eine Menge Geburten auszeichnen. Dass epidemische Constitutionen den Verlauf der Schwangerschaft unregelmässig machen, der regelmässigen Entwickelung des Eies hinderlich sind, Abortus erzeugen, Krankheiten der Placenta, fehlerhaften Sitz derselben, regelwidrige Lagen der Frucht, Blutflüsse und dergleichen begünstigen, ist eine oft gemachte Beobachtung. Im Jahre 1838 kam Placenta praevia in Mainz und der Umgegend verhältnissmässig sehr häufig vor, während sie seit dieser Zeit höchst selten beobachtet ward. In dem Jahre 1842 und 1843 stellten sich daselbst nach dem Abgange der

Digitized by Google

Nachgeburt ungewöhnlich oft sehr starke Gebärmutterblutungen ein, nachdem sich der Uterus schon kugelförmig zusammengezogen hatte und wiederholten sich häufig nach der Entleerung des Uterus. Das Blut klebte fest an den Wandungen der seitwärts hoch in die Höhe steigenden Gebärmutter und die Coagula konnten nur mit Mühe mittelst der Hand entleert werden. Im Jahre 1844 wurden solche Blutungen nicht beobachtet, auch in früheren Jahren waren sie nicht vorgekommen.

V. Niederer Stand und Armuth. Welchen grossen Einfluss dieselben auf die geistige und körperliche Ausbildung ausüben, ist allgemein bekannt, und viele Schriftsteller haben diesen Gegenstand einer besondern Bearbeitung gewürdigt. Der Unterschied des Standes zeigt sich beim Weibe ungleich auffallender als beim Manne. Die Arbeit zwingt das Weib zu eignem, oft schwerem Erwerb. Nahrungssorgen und schlechte Behandlung von Seiten des Mannes unterdrücken leicht die besseren Eigenschaften des Weibes; Schüchternheit, Sanftmuth, Duldsamkeit, Mitleid und dergleichen gehen unter dem Drucke des Lebens verloren, und oft treten Selbstsucht, Rohheit, Frechheit und Schamlosigkeit an deren Stelle. In Folge anstrengender körperlicher Beschäftigung entwickeln sich vorzugsweise das Muskel- und Knochensystem, der Körper nimmt eine mehr männliche Haltung an, die weiblichen Formen treten zurück, unter welchen Verhältnissen die Geschlechtsentwicklung, die Menstruation, die Schwangerschaft, die Geburt und das Wochenbett von manchfachen Beschwerden begleitet sind. Durch schlechte Nahrung, ungesunde Wohnung, mangelnde Reinlichkeit, übermässige Körperanstrengung werden die Säfte verdorben, die Verrichtungen der Organe gestört und gehemmt, und Hautausschläge, Cachexien, Dyskrasien, Vorfälle der Scheide und der Gebärmutter, Schleimflüsse aus den Geschlechtstheilen, Desorganisationen u. s. w. begünstigt. Da sich die Armen während der Menstruation, der Schwangerschaft, dem Wochenbette und der Lactation vielen Unannehmlichkeiten und nachtheiligen Einflüssen aussetzen (und besonders das Wochenbett früh verlassen) müssen, so sind Amenorrhöen, Dysmenorrhöen, Blutflüsse, Abortus, fehlerhafte Lagen der Frucht, Tod derselben, schwere Entbindungen, Wochenkrankheiten und Nachübel, wie Dislocationen der Gebärmutter, fehlerhafte Milchabsonderung u. s. w. so häufig in den niederen Ständen.

VI. Reichthum. Ganz diesem entgegengesetzt zeigen sich die

Digitized by Google

Verhältnisse in den reicheren Ständen. Die frühe Bildung des Geistes, die Entwickelung, die erkünstelte Verfeinerung des Gefühls für Schamhaftigkeit, das Zurückdrängen der natürlichen Freiheit und Offenheit des Gemüths, das gewaltsame Zurückhalten der inneren Regungen und Triebe bedingen manchfache fehlerhafte Richtungen des Geistes und Gemüthes, Selbstüberschätzung, Sucht nach Gelehrsamkeit, Schwärmerei, Hang zum Mysticismus und Pietismus, Verachtung der natürlichen Regungen, heftige romanhafte Liebe, Eitelkeit, Gefallsucht, Coquetterie, Prachtliebe u. s. w. Diese Zustände führen körperlich noch mehr Nachtheile mit sich, als der niedrige Standpunkt, auf dem sich das Weib der ärmern Klassen geistig befindet. — Durch das frühe Warmhalten der Kinder und durch eine zu reichliche und reizende Kost, durch zu geringen Gebrauch der Körperkräfte, durch ängstliche Verwahrung vor den Einflüssen der Witterungsveränderungen, durch verfeinerte und üppige Lebensweise, zu häufige Vergnügungen, frühes und zu langes Tanzen, Durchschwärmen der Nächte, überspannende Lectüre, Leidenschaften und Affecte u. s. w. wird der Körper frühe verweichlicht, geschwächt, das Nervensystem aufgeregt und eine zu grosse Zartheit und Weichlichkeit herbeigeführt. Die Krankheiten, welche aus diesen Verhältnissen hervorgehen, treten vorzugsweise in den Entwickelungsjahren des weiblichen Geschlechts auf und sind häufiger in einer zu frühen Ausbildung des Geschlechtsvermögens, in einem zu regen Geschlechtstriebe und in einer allgemeinen Reizbarkeit, als in dem entgegengesetzten Zustande begründet, und sprechen sich als psychische Störungen, Krämpfe, Convulsionen, Neuralgien, Fieber mit Erethismus, zu frühe Catamenien, Dysmenorrhöe, Amenorrhöe, Menorrhagie, Bleichsucht u. s. w. aus. — Was die Krankheiten der Reichen im Allgemeinen betrifft, so sind die Krankheitserscheinungen wegen der erhöhten Sensibilität und des vorwaltenden Leidens des Nervensystems deutlicher hervortretend und beunruhigender für die Kranken und deren Angehörige, als die der niederen Klassen. Das Gemeingefühl wird stärker ergriffen, die Reaction ist heftiger und selbst unbedeutende Reize erzeugen Fieber.

VII. Lebensweise und Beschäftigungen. Es ist stets anerkannt worden, dass die Lebensweise einen grösseren Einfluss auf das weibliche, als auf das männliche Geschlecht ausübt. Der mächtige Einfluss ausschweifender Lebensart trifft nicht bloss das Individuum, sondern

Digitized by Google

greift tief in das Leben der Völker ein. Darum ist es kaum begreiflich, dass Staaten solche Lebensweise durch die Errichtung von Bordellen gleichsam sanctioniren können. Eine ungeregelte Lebensart, der Genuss geistiger Getränke, Schwelgereien, nächtliche Schwärmereien u. s. w. erniedrigen das Weib und ziehen es von seinen Pflichten als Gattin und Mutter ab und werden Causalmomente vieler Krankheiten. Durch eine ausschweifende Lebensart wird die Fruchtbarkeit vermindert und Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett unterliegen manchen Abweichungen und Störungen. — Die Entziehung des Schlafes und das Durchschwärmen der Nächte mit geistigen, gemüthlichen und körperlichen Aufregungen sind bei längerer Dauer dem Weibe nachtheiliger als dem Manne, wenn auch das Erste kürzere Zeit hindurch das Nachtwachen besser als der Mann zu ertragen scheint. Bei gewaltsamer Schlaflosigkeit und bei Aufregung von Geist und Körper unterliegt der schwächere Organismus des Weibes; und wenn ihn auch die grössere weibliche Regsamkeit anfangs leichter wach erhält, so sind die Folgen doch mit der Zeit schwächender und schädlicher, während das Bedürfniss des Schlafes wohl anfangs bei dem Manne stärker ist, und er sich nur mit Ueberwindung demselben entziehen kann, allmälig aber die Kraft des Körpers überwiegt und derselbe auch bei einem kurzen Schlafe gesund bleiben kann. — Bei mässigem Genusse und bei gehöriger Vorsicht bringt das Tanzen keinen Nachtheil, es vermag sogar durch freie Bewegung die körperliche Entwickelung zu befördern, aber im Uebermasse und unvorsichtig genossen, wird es sehr häufig Krankheitsursache. Während der Menstruation und während der Schwangerschaft bringt das Tanzen vielfache Nachtheile.

Die Beschäftigungen des Weibes sind weniger manchfach als die des Mannes, und üben darum im Durchschnitte keinen grossen Einfluss auf die Gesundheit aus. Bei den höheren und gebildeteren Ständen wird oft das zu frühe und angestrengte Lernen der Mädchen, das Einpfropfen von Wissenschaften, welche dem weiblichen Geschlechte entfernter liegen, in doppelter Beziehung schädlich. Einerseits wird durch übermässige geistige Anstrengung die körperliche Entwickelung gewöhnlich gehemmt, oder es tritt anderseits eine anomale Reife ein; es bilden sich schroffe, verkehrte, einseitige, exaltirte Ansichten aus und das zarte, feine Gefühl des Weibes geht verloren oder artet in Empfindelei aus. — Die feineren weiblichen Handarbeiten bedingen ebenfalls mehrfache Nach-

Digitized by Google

theile. Ausser der Entziehung der zur Ausbildung und Entwickelung des Körpers erforderlichen Bewegung nöthigen sie zu nachtheiligen Stellungen oder strengen einzelne Theile des Körpers zu sehr an und geben häufig Anlass zu Verkrümmungen u. s. w. Die Beschäftigungen der Frauen der arbeitenden Klasse kann man, insofern sie als Krankheitsursachen betrachtet werden müssen, in zwei Klassen theilen, indem sie entweder zu grosse Ruhe, oder zu grosse körperliche Anstrengung fordern. Näherinnen, Strickerinnen, Spulerinnen, Klöpplerinnen, in der Regel die meisten Fabrikarbeiterinnen müssen fast den ganzen Tag hindurch sitzen und leiden dadurch an vielen Krankheiten, wogegen das Tragen schwerer Lasten, Holzhauen, die meisten Arbeiten der Handwerker u. s. w. für die schwachen Kräfte des Weibes in der Regel durch überbotene Anstrengung schädlich wirken.

VIII. Temperament und Leidenschaften. Die Temperamente wirken häufig auf den Verlauf der Krankheiten ein. — In Bezug auf die Aetiologie der Krankheiten des weiblichen Geschlechtes hat man besonders die Idiosynkrasien, aus denen nicht selten bedeutende Krankheiten hervorgehen, zu berücksichtigen; indem solche namentlich in Bezug auf die Geschlechtsverrichtungen sich von Einfluss zeigen, und während der Menstruation, Schwangerschaft und Lactation am häufigsten auftreten. — Auch die Erblichkeit von Krankheiten und Krankheitsanlagen ist bei dem männlichen und weiblichen Geschlechte verschieden; — so soll der Vater andere Krankheiten als die Mutter auf die Kinder übertragen. Nach Girou soll sich die Plasticität der Kinder mehr nach der Mutter, die Vitalität mehr nach dem Vater richten. Krankheiten der Geschlechtsfunktionen sollen häufig von der Mutter auf die Töchter vererben, so z. B. Abnormitäten der Menstruation, Unfruchtbarkeit, Neigung zu Fehlgeburten, regelwidrige Entwickelung der Frucht, schwierige Geburten, Anomalien des Wochenbettes, der Milchsecretion u. s. w. — Affecte und Leidenschaften, welche bei dem weiblichen Geschlechte leichter als bei dem männlichen angeregt werden und ungleich heftiger sind, müssen auf den reizbaren und schwächlicheren Körper des Weibes einen nachtheiligeren Einfluss ausüben als auf den des Mannes. Ausser dem allgemeinen Einflusse, den die Leidenschaften auf den menschlichen Organismus haben, hat man hier die Beziehungen der Affecte und Leidenschaften zu den weiblichen Geschlechtsverrichtungen in das Auge zu fassen.

Digitized by Google

IX. Kleidung. Die Folgen zu leichter oder zu schwerer, wie auch der zu engen und einschnürenden Kleidung für den Organismus sind so häufig besprochen, dass diese Rubrik nur angedeutet zu werden braucht.

Vierter Abschnitt. Diagnostik der Krankheiten des Weibes. Erstes Kapitel. Von den Krankheiten im Allgemeinen. Die Schwierigkeiten, welche ein vollständiges Krankenexamen dem Arzte, zumal dem jüngern, darbietet, treten besonders in der Erforschung der Frauenkrankheiten hervor, insofern diese auf die subjectiven Symptome, welche durch das mündliche Krankenexamen allein erkannt werden können, sich beschränkt. Täuschungen aller Art, absichtliche oder unabsichtliche, übertriebene Schilderungen, leichtsinniges oder geflissentliches Verschweigen einzelner Krankheitsformen, Schamhaftigkeit, Aengstlichkeit, Launen, Eigensinn und dergleichen erschweren dem Arzte nur zu oft die richtige Erkenntniss der Frauenkrankheiten durch ein blosses mündliches Krankenexamen und machen den grössten Scharfsinn, die weiteste Umsicht und eine genaue Untersuchung der wahrnehmbaren Zeichen zur richtigen Beurtheilung des vorhandenen Zustandes nothwendig. Allein nicht immer, namentlich bei geringen Leiden, können die objektiven Zeichen genau ermittelt werden, weil die Schamhaftigkeit des Weibes die objektive Ermittelung nicht zugesteht, wesshalb allerdings auf das mündliche Examen ein grosses Gewicht gelegt werden muss. Der denkende Arzt zieht aber auch noch indirekte Vortheile aus diesem, welche auf keine andere Weise erreicht werden können. Die Art und Weise, wie eine Kranke ihre Leiden schildert, lehrt uns nicht allein die Einwirkung der letzten auf das Gesammtgefühl, sondern sie macht uns auch am sichersten mit dem Charakter und Temperamente der Patientin bekannt, in welchem Betrachte selbst die wissentlichen und unwissentlichen Täuschungen dem Arzte lehrreich seyn können. — Ein ruhiges, umsichtiges Krankenexamen erwirbt dem Arzte das Vertrauen der Kranken, was bei dem Weibe vorzugsweise von grosser Wichtigkeit in Bezug auf die Behandlung ist.

Zweites Kapitel. Von den besondern Regeln über das Examen des kranken Weibes. Die meisten hier gegebenen Regeln beziehen sich auf das sogenannte Savoir faire, das wohl jeder Arzt, unter Berücksichtigung der allgemeinen Anstandsregeln, nach seiner Persönlichkeit beobachten wird. Im Ganzen hat sich der Herr Verf. in diesem Kapitel

Digitized by Google

an die Vorschriften von S. G. Vogel, El. v. Siebold und A. F. Hohl gehalten. Uebrigens ist Ref. mit dem Herrn Verf. nicht einverstanden, wenn dieser S. 69 sagt: „Bei der Nothwendigkeit einer Operation stelle man dieselbe immer nur als unbedeutend heraus.“ Der Arzt muss auch in diesem Punkte wahr seyn, er darf die Gefahr der Operation nicht verschweigen; nur auf eine erlaubte Weise darf er den Kranken zu einer gefährlichen Operation bereden. Wedekind ist in dieser Beziehung in seinen Behauptungen zu weit gegangen.

Drittes Kapitel. Von den verschiedenen Arten der Erforschung der objectiven Krankheitszustände des Weibes. Hier geht der Herr Verf. die Untersuchung mittelst des Gesichtes, des Tastsinnes, des Gehörs, des Geruchs und Geschmacks durch und würdigt die einzelnen Arten der Untersuchung mit grosser Umsicht.

Viertes Kapitel. Von der Diagnostik der geschlechtlichen Verhältnisse des Weibes. Die einzelnen Zustände des Weibes, welche hier betrachtet werden, sind das Geschlecht, das Alter, die Mannbarkeit, insbesondere die Menstruation, die Fähigkeit oder Unfähigkeit zum Beischlafe, die Jungfrauschaft und Defloration, die Nothzucht, die Schwangerschaft, die Geburt, das Wochenbett und die früher vorhanden gewesene Schwangerschaft und Geburt. Die Diagnose der krankhaften Zustände wird in dem speciellen Theile abgehandelt.

Fünftes Kapitel. Von den simulirten Krankheiten. Das Simuliren von Krankheiten ist für den Arzt, und insbesondere für den Gerichtsarzt, ein Gegenstand von erheblicher Wichtigkeit, der viel Aufmerksamkeit erheischt, damit der Arzt nicht eine unrechte Handlung beschütze oder die gerechten Ansprüche eines Individuums schmälere und ein Spiel der Hinterlist und der Falschheit werde. Mit ausgezeichneter Sachkenntniss und Umsicht hat der Herr Verf. dieses Kapitel bearbeitet, und es werden hier dem jüngern und ältern Arzte viele Anhaltspunkte zur Beurtheilung vorkommender Fälle geboten.

Fünfter Abschnitt. Allgemeine Therapie der Krankheiten des Weibes. Erstes Kapitel. Von dem Einflusse der weiblichen Organisation auf die Behandlung der Krankheiten im Allgemeinen. Im Ganzen ist die Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts für den Arzt schwieriger als die des männlichen; allein die Heilkraft des weiblichen Organismus ist im Allgemeinen grösser als die

Digitized by Google

des männlichen, aus welchem Grunde die Bemühungen des Arztes öfter mit Erfolg gekrönt werden. Die Tenacitas vitae des Weibes ist bekannt. — Der Organismus tritt bei dem Weibe mit jedem localen Krankheitsprocesse in eine innige Wechselwirkung; die Gegenwirkung erfolgt schneller und ist, obgleich weniger intensiv, doch häufiger als bei dem Manne entwickelt; es treten vielfache Sympathien auf, und die Beschaffenheit des Gesammtorganismus erfordert demnach in therapeutischer Hinsicht eine besondere Berücksichtigung. Ausserdem wird diese durch die Geschlechtsverhältnisse so manchfaltig und so bedeutend verändert, dass eine Vernachlässigung dieser Rücksicht zu grossen Irrthümern verleiten würde. Eine Krankheit bei dem schwangeren Weibe erheischt häufig eine ganz andere Behandlung, als bei einem nichtschwangeren oder im Wochenbette, oder zur Zeit der Menstruation. Die Lehre, dass eine jede Krankheitsform unter verschiedenen Verhältnissen eine verschiedene Behandlung erfordere, gilt besonders für die Weiberkrankheiten. Hier reicht eine genaue Diagnose der Krankheitsform nicht aus, der zarte Organismus des Weibes, die Geschlechtseigenthümlichkeiten desselben, machen eine umsichtige Beachtung aller Verhältnisse, in denen sich dasselbe befindet, nothwendig. Diess ist den erfahrenen Frauenärzten hinlänglich bekannt, und sie wissen recht gut, dass sie sich in der Behandlung mit einer wissenschaftlichen Empirie begnügen müssen. — In vielen Krankheiten der Frauen, und vorzugsweise in jenen, welche mit dem Geschlechtsvermögen derselben in naher Beziehung stehen, kann der Arzt oft nur Linderung verschaffen, oder er muss indirect durch Umstimmung des Gesammtorganismus die Krankheit zu bekämpfen suchen.

Zweites Kapitel. Von der Einwirkung der verschiedenen Heilmethoden auf den weiblichen Organismus. Hier geht der Herr Verf. mit grossem Scharfsinn die verschiedenen allgemeinen Heilmethoden in ihrer Anwendung bei dem weiblichen Geschlechte durch und weist die Modifikationen nach, die solche bei dem Weibe erfordern. Die Verbindung verschiedener Heilmethoden miteinander wird bei Frauen um so eher nothwendig, als keine derselben mit gleicher Energie wie bei dem Manne durchgeführt werden kann und darf.

(Schluss folgt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Busch: Das Geschlechtsleben des Weibes.

(Schluss.)

Drittes Kapitel. Von den allgemeinen Regeln bei der Anwendung der Arzneimittel in Frauenkrankheiten. Dieses Kapitel ist vorzugsweise nach Klose und Phoebus bearbeitet, doch fügt der Herr Verf. sehr beachtenswerthe Bemerkungen bei.

Viertes Kapitel. Von der Berücksichtigung der Geschlechtsfunktionen bei Behandlung der Frauenkrankheiten. In diesem Kapitel macht der Herr Verf. darauf aufmerksam, welche Rücksichten der Arzt bei Behandlung der Frauenkrankheiten zu nehmen hat: a) auf Menstruation, b) Schwangerschaft, c) Geburt und d) Wochenbett.

Sechster Abschnitt. Diätetik und Kosmetik des Weibes. Erstes Kapitel. Von der Diätetik und Kosmetik im Allgemeinen. In der Diätetik wird gelehrt, das Weib in den verschiedenen Zuständen seines Lebens vor Störungen und Krankheiten zu bewahren und demselben die unabwendbaren Beschwerden seines Lebens zu mindern, zu erleichtern. Die Diätetik schliesst sonach die Prophylaxis und Pflege des Weibes in sich. Die Kosmetik lehrt die Erhaltung der weiblichen Schönheit und bildet einen Theil der Diätetik, da die Schönheit nur bei völliger Gesundheit erhalten werden kann. Es ist die Aufgabe der Kosmetik nicht, die sogenannten Schönheits- oder Toiletten-Mittel, die gewöhnlich mehr zur Vernichtung als zur Erhöhung der Schönheit beitragen, aufzuzählen. Mit Recht handelt der Herr Verf. die Diätetik und Kosmetik des Weibes als eng zusammenhängende Gegenstände ab. — Die Diätetik des Weibes weicht in vielen Beziehungen von der des Mannes ab. Körperbau, geistige und gemüthliche Richtung geben hier schon den Fingerzeig. Man hüte sich, darnach zu streben, die von

Digitized by Google

der Natur vorgezeichneten Grenzen zu überschreiten, was in höhern Ständen so leicht durch Ueberbildung geschieht. Die Erziehung des Mädchens muss eine andere, als die des Knaben seyn. Der Geist des Mädchens darf nicht auf Kosten des Körpers und des Gemüthes ausgebildet werden. Wo Verstand und Willenskraft des Mädchens zu stark entwickelt oder die Leidenschaften rege werden, da wird der Körper bald die Richtung des Geistes erkennen lassen, indem männliche Formen sich zeigen, oder die Sensibilität eine krankhafte Höhe erreicht. Vor Allem hat man bei dem weiblichen Geschlechte darauf zu achten, dass das Nervensystem sich gehörig entwickele, zu welchem Zwecke jeder nachtheilige physische und psychische Einfluss entfernt werden muss. Dann verdienen die Verdauungsorgane, die Haut und die Geschlechtsverrichtungen eine besondere Berücksichtigung.

Das zweite, dritte, vierte und fünfte Kapitel handeln von der Diätetik während der Menstrualzeit, während der Schwangerschaft, während der regelmässigen Geburt und während des Wochenbettes.

Zweite Abtheilung. Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten.

Der zweite Band enthält ausser der allgemeinen Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik noch die spezielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und der Wochenzeit. Es werden hier abgehandelt die Krankheiten des Geistes, die Hysterie, die Bleichsucht, die Knochenerweichung des Weibes, der Veitstanz und der Somnambulismus.

Der dritte und vierte Band enthalten die Krankheiten der weiblichen Geburtstheile, und zwar der dritte die Krankheiten des Beckens, die Krankheiten der weiblichen Harnröhre, die Krankheiten der äussern Geburtsorgane, die Krankheiten des Hymens, die Krankheiten der Clitoris, die Krankheiten der Mutterscheide und theilweise die Krankheiten der Gebärmutter; der vierte Band den Rest der im dritten nicht abgehandelten Krankheiten der Gebärmutter, die Krankheiten der Eierstöcke, die Krankheiten der Brüste und er schliesst mit den Krankheiten der Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen.

Digitized by Google

Der fünfte Band handelt von den Operationen in den Geschlechtskrankheiten des Weibes.

Dieses Werk ist das ausführlichste von allen, die bisher über das Geschlechtsleben des Weibes erschienen sind. Es ist mit grosser Sorgfalt, mit vielem Fleisse und mit aller Umsicht bearbeitet. Die Leistungen Anderer sind allenthalben benutzt und des Herrn Verf. eigne reiche Erfahrungen in das Ganze verwebt. In der Literatur ist eine gehörige Auswahl getroffen. Im Allgemeinen huldigt der Herr Verf. einer wissenschaftlichen Empirie. Desshalb eignet sich das Werk vorzugsweise zum Privatstudium der Praktiker, denen es um ein wissenschaftliches Streben zur Benutzung der ausübenden Heilkunst zu thun ist. Wollte Ref. dem Herrn Verf. bis ins Einzelne folgen, so müsste er die Grenzen einer Anzeige weit überschreiten. In dem Vorliegenden glaubt er den Geist der Arbeit hinlänglich angedeutet zu haben und schliesst darum diese Anzeige. Mitunter wären grössere Kürze und Gedrängtheit und Vermeidung von Wiederholungen wünschenswerth gewesen. Dem Worte „Geburtsorgane“ ist eine zu grosse Ausdehnung gegeben.

Die typographische Ausstattung ist gut, allein der Preis von 18 Thalern (32 fl. 24 kr.) etwas zu hoch gegriffen.

Mainz.

F. L. Feist.

Die Elemente der Differential- und Integral-Rechnung. Von Dr. J. Götz, Professor der Mathematik und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. (15 Bogen stark.) Leipzig, 1845. Verlag von Wilhelm Engelmann.

1. Der Verfasser hat bereits eine ganze Folge von Lehrbüchern drucken lassen. Das hier vorliegende ist der fünfte Band. Nur über diesen soll berichtet werden. Folgendes Urtheil, welches im Laufe dieses Berichtes sich bethätigt, mag schon hier Platz finden:

a) Das Büchlein ist das überflüssigste von der Welt. b) Es enthält weder in wissenschaftlicher noch in methodischer Beziehung etwas, was dem Verfasser eigenthümlich wäre. c) Das Ganze ist von Anfange bis zu Ende rein abgeschrieben. d) Die Grundlage, worauf das Buch-

Digitized by Google

lein den Differentialkalcul bauen will, ist gänzlich verunglückt. (Man sehe Nr. 12. dieses Aufsatzes). e) Das Büchlein enthält so viele wesentliche Stücke des Differential- und Integral-Kalkuls, dass es auch den bescheidensten Ansprüchen nicht genügen kann. (Man sehe Nr. 22, 24, 33 und 34 dieses Aufsatzes). f) Es ist mit vielem überflüssigen Ballaste ausgestopft (Nr. 16, 18, 19, 22, 27, 29, 33 und 35 dieses Aufsatzes).

Das Büchlein zerfällt in vier Hauptabtheilungen, und ist ausserdem noch mit zwei Anhängen versehen. Die Hauptabtheilungen sind folgende:

I. Die Einleitung (von S. 3—26). II. Die Ableitungs- und Differential-Rechnung (S. 29—129). III. Die Integral-Rechnung (S. 133 bis 215).

Die beiden Anhänge sind folgende:

A) Einfache Anwendungen der Differential- und Integral-Rechnung auf Geometrie (S. 216—219). B) Zusammenstellung der gebräuchlichsten Integralformeln (S. 220—240).

2. Die erste Hauptabtheilung mit der Ueberschrift „Einleitung“ zerfällt in sieben Unterabtheilungen, und enthält kurze Wiederholungen aus der Algebra und Elementaranalysis.

3. Die erste Unterabtheilung (S. 2—5) führt die Ueberschrift „Von den künstlichen und natürlichen Logarithmen.“ Der Inhalt ergibt sich schon aus der Ueberschrift. Dieser ist rein abgeschrieben aus folgendem Buche:

„*System der Mathematik von M. Ohm. Berlin 1829. Zweiter Band.*“
(Seite 331—334.)

nur mit dem Unterschiede, dass Herr Götz $\log_b a$ schreibt, wo bei Ohm $\log b$ steht, d. h. Herr Götz bezeichnet mit b die Basis des Logarithmensystems, und Ohm bezeichnet mit a die Basis desselben.

4. Die zweite Unterabtheilung (S. 5—7) führt die Ueberschrift „Von einigen wichtigen trigonometrischen Formeln.“ Ist gleichfalls rein abgeschrieben aus diesem zweiten Bande von Ohm (S. 334 bis 371).

5. Die dritte Unterabtheilung (S. 7—10) führt die Ueberschrift „Von einigen wichtigen Gleichungen zwischen Bögen.“ Ist

Digitized by Google

gleichfalls rein abgeschrieben aus demselben zweiten Bande von Ohm (S. 372—378). Ohm hat z. B. mit $\frac{1}{\sin}y$ dasjenige bezeichnet, was andere Schriftsteller mit arc sin y bezeichnen, und zwar desshalb, weil sich mit seiner Bezeichnung bequem operiren lässt. Alles dieses hat Herr Götz nachgeschrieben, ja sogar die Anmerkung, wo der Unterschied zwischen einer vollkommenen und unvollkommenen Gleichung aufgestellt ist.

6. Die vierte Unterabtheilung (S. 10 und 11) führt die Ueberschrift „Von den künstlichen trigonometrischen Funktionen.“ Ist gleichfalls rein abgeschrieben aus demselben zweiten Bande von Ohm (S. 378—380).

7. Die fünfte Unterabtheilung (S. 12—16) führt die Ueberschrift „Von den Werthen der künstlichen und natürlichen Logarithmen und der Bögen.“ Ist gleichfalls rein abgeschrieben aus demselben zweiten Bande von Ohm (S. 380—408).

8. Die sechste Unterabtheilung (S. 17—24) führt die Ueberschrift „Von den allgemeinen Potenzen.“ Ist gleichfalls rein abgeschrieben aus demselben zweiten Bande von Ohm (S. 409—455).

9. Die siebente Unterabtheilung (S. 24—26) führt die Ueberschrift „Von dem allgemeinen Logarithmus.“ Ist gleichfalls rein abgeschrieben aus demselben zweiten Bande von Ohm (S. 426—455, besonders 440 und 441).

10. Wer nun die bereits citirten Stellen aus dem Götz'schen Büchlein mit denen aus Ohm's Werk vergleicht, wird geradezu erkennen, dass Herr Götz nicht aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben, sondern aus letzterem Buche, während es offen vor ihm lag, abgeschrieben habe.

11. Die zweite Hauptabtheilung mit der Ueberschrift „Ableitungs- und Differential-Rechnung“ zerfällt in 12 Kapitel.

12. Das erste Kapitel (Seite 29—34) führt die Ueberschrift „Von den ersten Begriffen der Ableitungsrechnung.“ Hier wird (§. 1 bis 11) auseinandergesetzt, was eine veränderliche und was eine beständige Grösse sey, was man unter Funktion zu verstehen habe und wie viele Arten der Funktionen es gebe. Alles dieses ist abgeschrieben aus „*System der Mathematik von Ohm. Dritter Band.*“ (S. 57—64).

Digitized by Google

Hierauf sucht der Verfasser (§. 12—16) darzuthun, dass jede Funktion φx, wenn man $(x+h)$ an die Stelle des x setzt, sich in eine nach lauter ganzen positiven Potenzen des h aufsteigende Reihe entwickeln lässt, wobei er auf folgende Weise zu Werke geht: Er nimmt die drei Funktionsarten

$$\varphi x = A + B.x^m$$
$$\varphi x = a^x$$
$$\varphi x = \text{lgnat } x$$

setzt hier $(x+h)$ an die Stelle des x, und stellt daneben die drei bekannten Reihen, welche nach lauter positiven ganzen Potenzen des h aufsteigen. Hierauf (§. 16) spricht er: „Hieraus, d. h. weil man diese drei Reihen erhalten hat, geht hervor, dass jede Funktion von x, wenn man $(x+h)$ an die Stelle des x setzt, sich in eine nach lauter positiven ganzen Potenzen des h aufsteigende Reihe des h entwickeln lässt." Das heisst nun „gehörig mit der Thüre ins Haus fallen!!" Und so mag nun der Herr Verfasser gefragt werden:

a) Wie steht es mit den übrigen Funktionen, namentlich mit solchen, welche wir noch nicht einmal kennen?

b) Soll wirklich des Verfassers Ausspruch statt eines Beweises hingenommen werden? Muss nicht im Gegentheile so ein Verfahren vor der sonst gewohnten mathematischen Strenge schamroth werden?

c) Welches Vertrauen könnte man auf den in der Anwendung so unendlich wichtigen Zweig der Mathematik, den man gewöhnlich die höhere Analysis zu nennen pflegt, setzen, wenn er keine festere Grundlage hätte?

d) Wie kann der Verfasser den sogenannten Ausnahmsfall, d. h. den Fall, wo bei speciellen Werthen des x die Reihe doch nicht nach lauter ganzen positiven Potenzen des h aufsteigt, in seine Theorie hereinbringen, ohne auf Widersprüche zu stossen, und sich in die possierlichsten Ungereimtheiten zu verwickeln? Wohlweislich hat der Herr Verfasser den Ausnahmsfall an der Stelle seines Büchleins, wo er ganz ausgezeichnet hätte hervorgehoben werden müssen, mit Stillschweigen übergangen. (Man sehe noch Nr. 24. dieses Aufsatzes.)

Digitized by Google

e) Weiss denn der Herr Verfasser gar nicht, dass schon Lacroix, der mit dem Lagrange'schen Beweise der nach lauter ganzen positiven Potenzen des h aufsteigenden Reihe nicht zufrieden gewesen zu seyn scheint, im ersten Bande seines grösseren Werkes auf ähnliche Weise verfahren ist? Glaubt er nicht, dass alle heut zu Tage lebenden Mathematiker dieses Werk von Lacroix kennen, und zwar gut kennen? Warum aber haben die besseren unter den neueren Schriftstellern (ich nenne namentlich Cauchy) diesen von Lacroix mitgetheilten Beweis nicht angenommen, sondern einen neuen aufgesucht? Wem darf der neueste Beweis von Cauchy unbekannt seyn?

Für den Fall, dass $f(x+h)$ in eine nach ganzen positiven Potenzen des h aufsteigende Reihe verwandelt werden soll, bezeichnet der Verfasser den zur ersten Potenz h gehörigen Coefficient mit dfx, welcher sonst mit $\frac{dfx}{dx}$ bezeichnet zu werden pflegt. Diese Bezeichnungsart rührt von Ohm her (man sehe nur den citirten dritten Band S. 67 ff.), und dfx wird die erste Ableitung von fx genannt.

13. Das zweite Kapitel (P. 34—37) führt die Ueberschrift „Von den Regeln zur Bestimmung der Ableitungen." Dieses Kapitel beschäftigt sich mit weiter nichts, als mit ersten Ableitungen, und ist ganz aus Ohm's drittem Bande (Seite 67 ff., besonders S. 81—85) abgeschrieben.

14. Das dritte Kapitel (Seite 38—42) führt die Ueberschrift „Von dem Taylor'schen und Maclaurin'schen Satze für Funktionen von einem Veränderlichen." Zuerst wird (in §. 27—30) von den höheren Ableitungen gesprochen. Hierauf wird (in §. 31 und 32) der Taylor'sche Lehrsatz aufgestellt. Dieser Satz wird vom Verfasser auf die Wahrheit, dass $f(x+h)$ sich, so lange x noch allgemein ist, in eine nach lauter positiven ganzen Potenzen des h aufsteigende Reihe entwickeln lasse, gegründet; und so kann man hier alle diese Fragen wiederholen, welche schon einmal (in Nr. 12 dieses Aufsatzes) gemacht worden sind. Hierauf (in §. 33 und 34) kommt der Maclaurin'sche Satz, in der Form, wie man ihn zuweilen den besondern Maclaurin'schen Satz nennt. Warum spricht aber der Verfasser kein Wort davon, dass nicht jede Funktion fx sich in eine nach lauter positiven ganzen Potenzen des x auf-

Digitized by Google

steigende Reihe entwickeln lässt? Zuletzt kommt (in §. 35) der Maclaurin'sche Satz in der Form, wie man ihn, zuweilen den allgemeinen Maclaurin'schen Satz nennt, d. h. fx wird in eine nach lauter positiven ganzen Potenzen von (x—a) aufsteigende Reihe entwickelt.

Alles dieses ist abgeschrieben aus Ohm's drittem Bande (S. 85 bis 94).

15. Das vierte Kapitel (S. 42—46) führt die Ueberschrift „Von den ersten Begriffen der Differentialrechnung." Hier geht der Verfasser von den endlichen Differenzen zu unendlich kleinen Differenzen, die er dann Differentialien nennt, über, und stellt sodann den Taylor'schen und den Maclaurin'schen Satz in Differentialrechnungsform dar. Auch dieses ganze Kapitel ist abgeschrieben aus Ohm's drittem Bande (S. 97—109).

16. Das fünfte Kapitel (S. 46—53) führt die Ueberschrift „Von den höheren Ableitungen nach mehreren Veränderlichen." Nach dieser Ueberschrift sollte man meinen, es seyen die Ableitungen der ersten Ordnung aus Funktionen, die mehr als einen unabhängigen Veränderlichen enthalten, schon an einer früheren Stelle des Büchleins abgefertigt. Dem ist aber nicht so, sondern hier (in diesem fünften Kapitel) ist zum ersten Male die Rede von solchen Ableitungen (partielle Ableitungen genannt). Zuerst (§. 49—52) bringt der Verfasser einige Andeutungen und Beispiele von Ableitungen aus Funktionen mit zwei und mit drei unabhängigen Veränderlichen. Sodann (in §. 53, 54 und 56) kommt der Taylor'sche Lehrsatz für Funktionen mit zwei unabhängigen Veränderlichen. Da aber dieser auf den für Funktionen mit einem unabhängigen Veränderlichen gegründet werden muss, so kann man hier alle jene Fragen wiederholen, welche schon früher (in Nr. 12 und Nr. 14 dieses Aufsatzes) gemacht worden sind. Sodann bringt der Verfasser (in §. 55) die Wahrheit, dass es bei Funktionen mit zwei unabhängigen Veränderlichen einerlei ist, ob man zuerst die m te Ableitung nach x und dann die n te Ableitung nach y nimmt, oder ob man zuerst die n te Ableitung nach y und dann die m te Ableitung nach x nimmt. Sodann (in §. 57) bringt er eine Spur von dem Taylor'schen Satze für Funktionen mit drei unabhängigen Veränderlichen. Hierauf (in §. 58) setzt er in $f(x + \Delta x, y + \Delta y)$ und in $f(x + \Delta x, y + \Delta y, z + \Delta z)$

Digitized by Google

die Produkte $v.\delta x$, $v.\delta y$, $v.\delta z$ bezüglich an die Stelle von $\triangle x$, $\triangle y$, $\triangle z$, und entwickelt dann $f(x+v.\delta x,\ y+v.\delta y)$ und $f(x+v.\delta x,\ y+v.\delta y,\ z+v.\delta z)$ in nach lauter positiven ganzen Potenzen des v aufsteigenden Reihen. Hier muss man aber nothwendig fragen Warum hat er die Zeichen δx, δy, δz gewählt, die im Variationskalkul eine feste bestimmte Bedeutung haben? Ist es nicht die Pflicht eines Schriftstellers, dass er, um Zeichenverwirrung, die oft gefährlicher als Sprachverwirrung ist, zu vermeiden, in einen früheren Zweig der Wissenschaft kein Zeichen einführe, welches durch den allgemeinen Gebrauch schon in einen späteren Zweig eingeführt ist, und daselbst eine feste sichere Bedeutung erhalten hat? Ist denn der Variationskalkul dem Herrn Verfasser ganz unbekannt? Zuletzt (im §. 60) wiederholt der Verfasser die in diesem Kapitel aufgestellten Formeln. Dieses war aber das Ueberflüssigste, was er hat thun können. Auch dieses ganze Kapitel ist abgeschrieben aus Ohm's drittem Bande (S. 118—127).

17. Das sechste Kapitel (S. 53—62) führt die Ueberschrift „Von den allgemeinen Lehrsätzen des Ableitens." Zuerst (§. 62—70) behandelt der Verfasser die Ableitungen der mittelbaren Funktionen. Es finden sich aber hier nur die Ableitungen der ersten Ordnung, die Ableitungen der höheren Ordnungen kommen erst im neunten Kapitel vor. Hierauf (in §. 71) kommt die Regel vor, wie man die Ableitung eines Produktes und Quotienten herstellt. Zuletzt (im §. 72) gibt er 25 ganz einfache Funktionen, von welchen die erste Ableitung gesucht werden soll. Auch dieses ganze Kapitel, die Theorie sowie die Beispiele ist abgeschrieben aus Ohm's drittem Bande (S. 127—146).

18. Das siebente Kapitel (S. 62—71) führt die Ueberschrift „Von der Bestimmung der Ableitungen aus entwickelt gegebenen Funktionen." Es enthält einfache Funktionen, deren erste Ableitung verlangt wird. Daselbst kommt der Entwicklungsgang sowie das verlangte Resultat vor. Diese Aufgaben, welche besser in eine Aufgabensammlung als in ein so kleines Lehrbuch passen, sammt ihren Resultaten lassen sich finden in Ohm's drittem Bande (S. 147—177).

19. Das achte Kapitel (S. 72—83) führt die Ueberschrift „Von mehreren vermischten Uebungsaufgaben." Es enthält etwas zu-

Digitized by Google

sammengesetzte Funktionen, deren erste Ableitung verlangt wird, sowie das gesuchte Resultat selbst, aber ohne Entwicklungsgang. Diese Aufgaben, welche besser in eine Aufgabensammlung als in ein so kleines Lehrbuch passen, sammt ihren Resultaten lassen sich finden in Ohm's drittem Bande (S. 147—177).

20. Das neunte Kapitel (S. 84—88) führt die Ueberschrift „Von den höheren Ableitungen und von den Ableitungen aus verwickelt gegebenen Funktionen oder aus Gleichungen." Hier (§. 79—84) kommen zuerst die höheren Ableitungen der mittelbaren Funktionen vor. Sodann (§. 85 und 86) kommen die Ableitungen unentwickelter Funktionen vor. Auch dieses ganze Kapitel ist abgeschrieben aus Ohm's drittem Bande (S. 201—245).

21. Das zehnte Kapitel (S. 88—99) führt die Ueberschrift „Von der Zerlegung der ächt gebrochenen algebraischen Funktionen in ihre Partialbrüche." Alles dieses ist abgeschrieben aus:

„System der Mathematik, von Ohm. Vierter Band." (2. 41—67).

22. Das elfte Kapitel (S. 100—108) führt die Ueberschrift „Von der Bestimmung des Werthes einer gebrochenen Funktion für denjenigen Werth des Veränderlichen, welcher Zähler und Nenner zugleich zu Null macht, oder die Function in $\frac{0}{0}$ verwandelt." Der Verfasser hat nur die einzige unbestimmte Form $\frac{0}{0}$ untersucht. Alles hat er abgeschrieben aus Ohm's viertem Bande (S. 68—90). Weiss er aber nicht, dass es auch noch andere unbestimmte Formen, z. B. folgende

$$(0.\infty),\ (\tfrac{\infty}{\infty}),\ (\infty-\infty),\ \left(\infty^0\right),\ \left(0^0\right),\ \left(\tfrac{\infty^m}{p^\infty}\right)$$

und dergleichen gibt?

23. Das zwölfte Kapitel (S. 108—129) führt die Ueberschrift „Von dem grössten und kleinsten Werthe der Funktionen." Hier nimmt der Verfasser nur Funktionen mit einem einzigen unabhängigen Veränderlichen vor. Warum hat er die Funktionen mit mehreren unabhängigen Veränderlichen so ganz und gar vernachlässigt? Es ist unverantwortlich, dem Anfänger den Ueberblick über die Lehre des Grössten und Kleinsten so eng zu halten, wie der Verfasser gethan hat. Die ganze Theorie, welche der Verfasser gibt, ist abgeschrieben aus Ohm's

Digitized by Google

viertem Bande (S. 91—114). Wo er seine (in §. 112 mitgetheilten) Aufgaben und die zugehörigen Auflösungen hergenommen hat, dieses könnte ihm Referent leicht nachweisen. Zuletzt hat er (§. 113) eine Zusammenstellung von Formeln gegeben, welche alle an verschiedenen Stellen des Buches schon einmal vorgekommen sind; und es war wirklich das Allerüberflüssigste, noch einmal mehr als fünf Seiten mit solchen todten Formeln anzufüllen.

24. Hier am Schlusse des Berichts über die zweite Abtheilung mag nun dem Verfasser, da er doch so entschlossen und furchtlos abgeschrieben hat, bemerkt werden, dass er gut gethan hätte,

a) Wenn er an der betreffenden Stelle seines Buches auch auseinandergesetzt hätte, dass der Taylor'sche und Maclaurin'sche Satz nicht in allen Fällen ihre Gültigkeit behalten (der sogenannte Ausnahmsfall). —

b) Wenn er der Taylor'schen und Maclaurin'schen Reihe ihre Ergänzung beigefügt, und Beispiele zur Bestimmung dieser Ergänzung gegeben hätte. Dieses muss nothwendig jeder Schriftsteller, welcher von jetzt an noch ein Buch über Differentialrechnung schreibt, thun. Freilich in diesem Punkte hätte der Verfasser nicht viel abschreiben können, er hätte selbst etwas leisten müssen.

c) Wenn er auch die Differentialrechnung auf die Auflösung der Gleichungen angewendet hätte.

d) Wenn er ausser der unbestimmten Form $\frac{0}{0}$ auch noch die übrigen unbestimmten Formen beachtet hätte.

e) Wenn er beim Grössten und Kleinsten auch Funktionen mit zwei, drei etc. unabhängigen Veränderlichen vorgenommen hätte.

f) Wenn er ausser den Grössten und Kleinsten auch noch die Gränzwerthe und Einzelwerthe beachtet hätte.

g) Wenn er einige, auch nur die allernothdürftigsten, Anwendungen der Differentialrechnung auf die analytische Geometrie mitgetheilt hätte; denn was im ersten Anhange (S. 216—219) steht, entspricht der Ueberschrift durchaus nicht, sondern enthält nur eine Anwendung des Integralkalkuls auf die Geometrie.

Wenn der Verfasser so manches Ueberflüssige (man sehe Nr. 16, 18, 19, 23 dieses Aufsatzes) weggelassen, und wenn er sich an andern

Digitized by Google

Stellen seines Büchleins kürzer gehalten hätte, so hätte er diese Punkte berücksichtigen können, ohne sein Büchlein gar sehr vergrössern zu müssen.

25. Die dritte Hauptabtheilung mit der Ueberschrift „Integralrechnung", zerfällt in sieben Kapitel.

26. Das erste Kapitel (S. 134—140) führt die Ueberschrift „Von den ersten Begriffen der Integralrechnung." Was hier steht, findet man in Ohm's viertem Bande (S. 128—186; namentlich S. 128 bis 134, 154, 155, 161, 162, 173 etc. etc.)

27. Das zweite Kapitel (S. 141—155) führt die Ueberschrift „Von der Integration der einfachsten Fälle." Der Inhalt dieses Kapitels besteht aus den sogenannten Elementarintegralen und lauter andern sehr einfachen Beispielen, wo zu gegebenen Differentialen die Integrale gesucht werden. Diese Beispiele können nicht nur in Ohm's Werke, sondern in jedem beliebigen Buche über Integralrechnung gefunden werden. Jedoch hält sich der Verfasser auch hier sichtbar an Ohm's Werk. Es verdient aber allen Tadel, dass er zuletzt noch vier Seiten (S. 152 bis 155) mit Formeln anfüllt, die in diesem Kapitel schon einmal vorkommen. Den dazu verwendeten Raum hätte er besser benützen sollen.

28. Das dritte Kapitel (S. 156—164) führt die Ueberschrift „Von der Integration der algebraischen rationalen Funktionen." Der Inhalt dieses Kapitels kann nicht allein in Ohm's Werk, sondern auch in jedem beliebigen Buche über Integralkalkul gefunden werden. (Man sehe aber auch die in Ohm's viertem Bande hinten angehängten 54 Integraltafeln.)

29. Das vierte Kapitel (S. 164—182) führt die Ueberschrift „Von der Integration der algebraischen irrationalen Funktionen." Der Inhalt dieses Kapitels, welcher eher in eine Aufgabensammlung, als in ein so kleines Lehrbuch passt, hält sich auch sichtbar an Ohm. Eine grosse Menge der hiesigen Beispiele ist aus der von Meier Hirsch verfassten Sammlung von Integralformeln. Berlin bei Dunker und Humblot. (Man sehe aber auch die in Ohm's viertem Bande hinten angehängten 54 Integraltafeln). Ungeachtet in diesem Kapitel so Vieles steht, welches, wie gesagt, aus so einem kleinen Lehrbüchlein hätte wegbleiben sollen, hat er dennoch vier Seiten (S. 179—182) mit Formeln angefüllt, welche schon einmal in diesem Kapitel vorkommen.

Digitized by Google

30. Das fünfte Kapitel (S. 183—202) führt die Ueberschrift „Von der Integration der transcendenten Funktionen.“ Der Inhalt dieses Kapitels hält sich auch sichtbar an Ohm. Man sehe auch die Meier Hirsch'schen Integraltafeln und die in Ohm's viertem Bande hinten angehängten 54 Integraltafeln.

31. Das sechste Kapitel (S. 202—205) führt die Ueberschrift „Von der Integration mittelst unendlicher Reihe.“ Der Inhalt besteht aus acht ganz ordinären Fällen. Bei den sieben ersten wurde der Differentialkoefficient mittelst des binomischen Satzes sowohl in eine nach Potenzen des x aufsteigende als in eine nach Potenzen des x fallende Reihe entwickelt, und dann integrirt. Der achte Fall ist folgender: Es soll $\frac{dx}{Lx}$ integrirt werden. Alle die hiesigen Reihen sind schon in den ältesten Büchern über Integralkalkul vorhanden. Mit dem Inhalte dieses Kapitels ist nichts gethan.

32. Das siebente Kapitel (S. 206—215) führt die Ueberschrift „Von den besondern und bestimmten Integralen.“ Zuerst (§. 67 bis 70) spricht er von den besondern Integralen, wo der durch die Integration eingegangene Konstante einen besondern Werth angenommen hat. Ist abgeschrieben aus Ohm's viertem Band (S. 131—136). Hierauf spricht er (§. 71—76) von den bestimmten Integralen. Ist abgeschrieben aus Ohm's viertem Bande (S. 137 ff.). Sodann gibt er (§. 77—80). einige Sätze, die allerdings nicht fehlen dürfen, aber in Anbetracht dessen, was wirklich fehlt, sehr unbedeutend sind. Zuletzt (in §. 81 und 82) gibt er einige geringfügige Integrale in der Form von besondern und bestimmten Integralen. Zu bemerken ist jedoch, dass der Verfasser, welcher sonst durch sein ganzes Büchlein die Ohm'schen Zeichen beibehalten hat, bei den bestimmten Integralen auf einmal die Fourier'sche Bezeichnung gebraucht.

33) Dieses ist nun der Inhalt der dritten Hauptabtheilung, und ist Alles, was der Herr Verfasser aus dem gesammten Integralkalkul in sein Büchlein aufzunehmen für nöthig erachtet hat. Wie viel Wichtiges fehlt also noch!

a) In dem Büchlein ist keine Spur von wiederholenden Integralen, von Doppelintegralen etc. Und doch sind diese in der Anwendung von so grosser Wichtigkeit.

Digitized by Google

b) In dem Büchlein ist keine Spur von auch nur den allereinfachsten totalen Differentialgleichungen;

c) ebenso findet sich keine Spur von den partiellen Differentialgleichungen.

Der Verfasser hat also für den Integralkalkul in sein Buch höchstens den vierten Theil dessen aufgenommen, was er hätte aufnehmen können und sollen. Wenn man aber bedenkt, dass er so manche Seite seines Buches mit todten Integralformeln angefüllt hat (man sehe Nr. 27, 29 und 35 dieses Aufsatzes), und dass er statt dieser die Lehre der Integration unentwickelter Differentialgleichungen hätte vortragen können, ohne seinem Büchlein eine viel grössere Ausdehnung geben zu müssen, so muss man nothwendig zu der Meinung kommen, die hohe Wichtigkeit dieser in seinem Büchlein vermisster Theile des Integralkalkuls sey ihm eine ganz unbekannte Sache. Namentlich muss man erstaunen, wie er im zweiten Anhange nochmals ein und zwanzig Seiten unnöthigerweise mit todten Integralformeln (man sehe Nr. 35 dieses Aufsatzes) angefüllt hat, welche meistentheils schon an andern Stellen dieses Büchleins vorkommen.

34. Der erste Anhang (S. 216—219) führt die Ueberschrift „Von den einfachsten Anwendungen der Differential- und Integral-Rechnung auf die Geometrie.“ Zuerst (I. S. 216) bringt er einen Lehrsatz als Vorbereitung zu den nachfolgenden Untersuchungen. Dieser ist aber wortwörtlich abgeschrieben aus Ohm's viertem Bande (S. 36 des zu diesem vierten Bande beigefügten Anhanges). Sodann gibt er (II. S. 217) die Formel für die Quadratur ebener Kurven, bezogen auf das rechtwinkelige Koordinatensystem. Ist wortwörtlich abgeschrieben aus Ohm's viertem Bande (Seite 64 des zu diesem vierten Bande beigefügten Anhangs). Hierauf gibt er (III. S. 217 und 218) die Formel für die Rektification ebener Kurven, bezogen auf das rechtwinkelige Koordinatensystem. Ist ebenfalls wortwörtlich abgeschrieben aus Ohm's viertem Bande (S. 66 und 67 des diesem vierten Bande beigefügten Anhangs). Zuletzt (in IV. und V. S. 218 und 219) quadrirt und rektificirt er die Parabel und Ellipse. Aber auch diese Beispiele sind wortwörtlich abgeschrieben aus Ohm's viertem Bande (S. 69 und 70).

Dieses ist Alles, was der Verfasser über Anwendung auf die Geometrie mittheilt. Er hat also nur eine kleine winzige Anwendung des

Digitized by Google

Integralkalkuls auf Geometrie vorgetragen. Schon das Allernächstgelegene, nämlich die Quadratur und Rektifikation der auf das polare Koordinatensystem bezogenen Kurven fehlt.

Von Anwendung der Differentialrechnung auf Geometrie (z. B. die Tangenten, Krümmungskreise etc. zu finden) ist in dem ganzen Büchlein keine Spur.

Von Anwendungen auf räumliche Kurven und auf Flächen kann sich jetzt natürlich auch keine Spur vorfinden.

35. Der zweite Anhang (S. 220—240) führt die Ueberschrift „Von der Zusammenstellung der gebräuchlichsten Integralformeln." Hier hat der Verfasser abermals 21 Seiten mit todten Formeln angefüllt, die besser in eine Sammlung als in ein auf so enge Gränzen berechnetes Lehrbuch gehören. Diese Formeln sind natürlich wieder alle abgeschrieben entweder aus den Meier Hirsch'schen Integraltafeln oder aus den in Ohm's viertem Bande hinten angehängten 54 Integraltafeln. Diese Formeln, welche, wie eben gesagt, einem so engen Lehrbuch nur als überflüssigster Ballast beigegeben werden können, sind aber hier noch aus einem zweiten Grunde überflüssig, weil, wie auch der Verfasser selbst in einer Anmerkung sagt, sie zum Theile schon einmal an andern Stellen des Buches vorkommen.

36. Hiermit will Ref. schliessen. Der Leser, welcher diesen Bericht mit dem Büchlein vergleicht, wird jetzt sogleich zur Ueberzeugung kommen, dass der Verfasser zu solcher unerhörten Abschreiberei nur verführt werden konnte durch die unedle Sucht, seinen Namen auch auf dem Titelblatte eines von höherer Mathematik handelnden Buches gedruckt zu sehen. Somit hat der Leser zu beklagen, dass abermals ein dem deutschee Lehrerstand angehöriger Mann die Zahl derer, welche über Dinge, wovon sie nichts oder nicht viel verstehen, Bücher drucken lassen, vermehrt hat. Der niedrige Preis des Büchleins mag vielleicht veranlassen, dass eine Zahl Exemplare abgesetzt wird; allein kein Sachverständiger, wenn er auch nur geringe Literaturkenntniss besitzt, und das Büchlein ein wenig oberflächlich betrachtet, wird es behalten. Oft macht man die Erfahrung, dass das allerschlechteste Buch abgeht, und ein ganz vorzügliches liegen bleibt. Wer mag aber, aller Erfahrung zuwider, behaupten, dass der buchhändlerische Absatz ein Beweis für die Güte eines Buches sey? — Sollte für das Büchlein des Herrn Götz

Digitized by Google

eine solche Beweisführung versucht werden, so kann sie bei dem Leser dieses Berichtes keinen Eingang finden.

Dr. G. Strauch.

Kitabu tahdsibi-l-Asmaï. The biographical dictionary of illustrious men chiefly at the beginning of Islamism, by Abu Zakariya Yahya El-Nawawi. Now first edited from the collection of two mss. at Göttingen and Leiden by Ferdinand Wüstenfeld ... printed for the London Society for the publication of oriental texts and sold by Dietrich. Göttingen 1842—1845. p. I—VII. 672 S. gr. 8.

Wir hätten schon früher in diesen Blättern auf vorliegendes Werk aufmerksam gemacht, wenn wir nicht gehofft hätten, es bald vollendet und von Vorrede und Anmerkungen des gelehrten und thätigen Herausgebers begleitet zu sehen. Da derselbe aber nunmehr in einer Selbstanzeige in den Gött. Gel. Anz. erklärt, dass das Erscheinen des letzten Heftes sich leicht noch ein Jahr verzögern könnte, so mögen doch einstweilen ein paar Worte über die sieben veröffentlichten Theile hier an ihrem Platze seyn. Das Ganze Buch, von dem der Herausgeber zunächst nur die erste Hälfte zu veröffentlichen beabsichtigt, zerfällt in zwei Theile, von denen der erste das Leben der ältesten berühmten Gefährten des Propheten, sowie der vorzüglichsten Traditions- und Gesetzesgelehrten enthält, und der Zweite die in den bedeutendsten theologischen Werken vorkommenden Wörter erläutert. Der englische Titel des Buches erscheint uns daher ein wenig zu allgemein, denn dieses Wörterbuch ist besonders ein theologisches im weitesten mohammedanischen Sinne des Wortes; der Verf. erklärt selbst (S. 3), dass er besonders das Leben der Männer beschreiben will, welche in den sechs berühmtesten und meist verbreiteten theologisch-juridischen Werken: Muchtassar Abi Ibrahim Almuzni, Muhaddsab, Tanbih, Wasit, Wadjiz und Raudhah genannt werden.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Nawawi biographical dictionary.

(Schluss.)

Viele politisch wichtige Männer, welche zufällig in diesen sechs Büchern nicht erwähnt werden, fehlen daher, während Andere, welche nur bei irgend einer Tradition vorkommen, sonst aber ganz unbedeutend sind, aufgenommen werden; auch wird selbst bei den berühmten Männern, die glücklicherweise mit irgend einer Tradition in Berührung gekommen, häufig nur darauf Rücksicht genommen, während ihr ganzes übriges thatenreiches Leben mit ein paar Worten abgethan wird. So gehen z. B. Musa und Tarik, die Eroberer von Spanien und Merwan, der letzte Chalife aus dem Geschlechte Umejja ganz leer aus, während die Biographie des frommen Omar Ibn Abd Alaziz fast neun Seiten einnimmt, und ein gewisser Aschjam Aldhibaby (S. 160) einen Artikel erhält, weil bei dessen Ermordung der Prophet gesagt, seine Gattin erhalte ihr Erbtheil von dem Lösegelde. Demungeachtet ist dieses Werk auch für die Geschichte des Islams nicht ohne Bedeutung, obgleich es, wie jedes andere, aus der Feder eines Mohammedaners hervorgegangene, mit grosser Vorsicht gebraucht werden muss. Hätte z. B. Herr Flügel gelesen, dass Nawawi S. 205 schreibt: „Hasans Gottesfurcht und Milde veranlasste ihn, dem Chalifate zu entsagen", so würde er wahrscheinlich folgenden Satz in seiner „Geschichte der Araber" (S. 58) weggelassen haben: „Als aber der neue Chalif (Hasan) seine Gläubigen zu unbedingtem Gehorsam aufforderte und die Bedingung stellte, dass ihnen Freunde und Feinde gemeinsam seyn müssten, verbargen jene ihre Unruhe nicht, wahrscheinlich aus Furcht vor des Hasan kriegerischem Unternehmungsgeist, der ihren Neigungen nicht zusagte." Wenn wir nicht irren, ist übrigens dieser Satz aus Reiske's unrichtiger Uebersetzung des Abulfeda (I. S. 346) geflossen. Diese lautet nämlich: „Verum

Digitized by Google

cum porro suorum bonam fidem et promtum ad obsequendum animum in conditionibus posceret, ut imperata nulla caussatione objecta exsequerentur, et eundem secum seu hostem, seu amicum, reputarent, turbati haud parum et alienati fuerunt suborta de futuris sinistra suspicione. Hunc moribus studiisque suis non respondere; videri belli amantem.“ Nach dem Urtexte heisst es aber: „Hasan machte ihnen zur Bedingung, dass sie ihm gehorchen und sich seinem Willen unterwerfen würden (indem er ihnen sagte): ihr schliesst Frieden, mit wem ich Frieden schliesse, und bekrieget, wen ich bekriege. Die Leute wurden misstrauisch darüber und sie sagten (einer zum Andern): dieser ist kein Herrscher für euch, er will den Krieg nicht.“ Schon vorher verlangte nämlich der Feldherr Keis von Hasan, dass er schwöre, die göttliche Schrift und die Lehren des Propheten aufrecht zu halten und die Widersacher zu bekämpfen; er weigerte sich aber diesen Eid zu leisten, sondern schwur blos bei der göttlichen Schrift und den Lehren des Propheten, weil diese unwandelbar; daraus sowohl als aus seiner Erwähnung des Friedens, im Augenblicke wo er gegen Muawia ins Feld ziehen sollte, schlossen seine Truppen, dass er nicht für den Krieg geschaffen. In dem zu Konstantinopel gedruckten Tabari (V, 31) antwortet Hasan dem Keis: „huldige mir nur und schwöre, die göttlichen Satzungen zu beobachten, diese begreifen ja auch den heiligen Krieg“; dann heisst es: „sogleich erkannte das Volk, dass Hasan nicht die Absicht hatte, Krieg zu führen (hazrat Hasanün harbeh nijjeti jokdör).

Eine andere historisch wichtige, wenn auch nach unserm Dafürhalten sehr verdächtige Notiz im Leben Hasan's ist die (S. 206), dass Hasan bei dem Friedensschlusse mit Muawia die Bedingung gestellt haben soll, dass er ihn zu seinem Nachfolger wählen würde. Diess allein erklärt, warum Muawia den unschädlichen friedliebenden Hasan vergiften liess, der nach allen Berichten zurückgezogen in Medina lebte und seine Zeit zwischen Gott und seinem sich stets verjüngenden Harem theilte, während er doch von Husein's Kühnheit und Tapferkeit, wie sich in der Folge zeigte, viel mehr zu befürchten hatte. Da indessen keine andere uns bekannte Quelle dieser Bedingung erwähnt, da es ferner höchst unwahrscheinlich ist, dass Muawia dem geschlagenen und selbst von den Seinigen verspotteten und misshandelten Hasan eine solche Forderung gewährt habe, so halten wir sie für eine Erfindung eines spätern Aliden,

Digitized by Google

welcher dadurch Hasan's Abdankung rechtfertigen und die Rechte seiner Nachkommen auf das Chalifat wieder vollkommen restituiren wollte. Auch die ganze Vergiftungsgeschichte Hasan's dürfte eine der vielen Verläumdungen seyn, welche sich die Abbasiden und ihre Historiker gegen Muawia und seine Nachfolger zu Schulden kommen liessen. Schon die Verschiedenheit der Ueberlieferungen über diesen angeblichen Meuchelmord spricht gegen ihre Authenticität. Nach Tabari (S. 33) sandte Jezid, der Sohn Muawia's, der Gattin Hasan's ein von Gift durchdrungenes Handtuch und versprach ihr, sie zu heirathen, wenn sie es ihrem Gatten nach einer Umarmung reichen wollte. — „Asma", so hiess diese Gattin nach Tabari, „bewahrte das Tuch auf, bis Hasan sich eines Tages ihr näherte und sobald er sich damit abtrocknete, drang das Gift in seinen Körper und tödtete ihn." Nach einer andern Tradition, bei demselben Tabari, reichte sie ihm ein Getränk, in das sie Gift gemischt, woran er starb. Jesid hatte ihr ausserdem noch 10000 Silberstücke und zehn Dörfer in Jrak versprochen. Als sie aber nach Hasan's Tod zu ihm kam, sagte Muawia; „wenn du es vermochtest, einen Enkel des Propheten meuchelmörderisch aus der Welt zu schaffen, welche Treue kann mein Sohn von dir erwarten? es wäre noch zu viel für dich, wenn man dich nur am Leben liesse. Er gab hierauf den Befehl, sie hinzurichten." Nach Masudi hiess Hasan's Gattin Djada. Muawia gibt ihr die versprochene Summe und sagt: das Leben Jezid's ist mir theuer, sonst würde ich auch das andere Versprechen halten. Bei Elmakin heisst es (S. 47): „Man sagt, Hasan ward auf Befehl Muawia's von seiner Gattin vergiftet; Andere sagen: Muawia bestach einen Diener Hasan's, der ihm Gift zu trinken gab." Wir haben also hier einmal Muawia und das anderemal Jezid als Mordstifter, dann eine Gattin Asma, eine Djada und einen Diener als Giftmischer, ferner ein Tuch oder ein Getränk als Gift, endlich noch Verschiedenheit der Traditionen über das Schicksal der Mörderin, sowie über die Zeit, in welcher Hasan starb, denn Tabari setzt seinen Tod schon in das Jahr 46 der Hidjrah, und Andere erst in das Jahr 49, 50 oder 51 (Nawawi S. 205). Diess allein genügt uns schon, um die ganze Thatsache der Vergiftung zu bezweifeln, die nicht nur aus oben angeführten Gründen, sondern auch noch darum von einem Anhänger des Alidischen Geschlechts erdichtet werden mochte, damit auch dieser fromme Sohn Ali's als Märtyrer bemitleidet und verehrt werde.

Digitized by Google

Fast möchten wir glauben, dass auch Mohammed's Vergiftung durch Zeinab, vier Jahre vor seinem Tode, aus dem Gebiete der Geschichte gestrichen und in das der Legende verwiesen werden sollte. Lässt sich aber bei Mohammed noch annehmen, dass ein bitteres Rachegefühl Zeinab zum Morde antrieb, so verdient hingegen die Vergiftung Abu Bekr's, ein Jahr vor seinem Tode, gewiss keinen Glauben. Herr Flügel, der (a. a. O. S. 21) schreibt: „Er (Abu Bekr) starb, entweder, wie es wahrscheinlicher ist, an einem langsam wirkenden Gifte, das ihm Juden in der Speise beigebracht haben sollen, oder, wie Aïscha berichtet, an einer Erkältung", hätte wenigstens auch einen Grund anführen sollen, warum er ersterem Berichte den Vorzug gibt. Wir verwerfen ihn erstens darum, weil Tabari (ed. Kosegarten II, 136) eine von Aïscha und eine andere von Abd Errahman herrührende Tradition anführt, der zufolge er 14 Tage vor seinem Tode sich durch ein Bad ein Fieber zugezogen, und der Bericht eines Sohnes und einer Tochter über die Krankheit ihres Vaters doch zunächst mehr Glauben verdient. Ferner werden die Namen der Juden nicht genannt, noch wird irgend ein Grund angegeben, warum sie ihm nach dem Leben getrachtet. Harith Ibn Killida, so lautet diese Sage, war Abu Bekr's Tischgenosse, aber er hielt noch zeitlich genug ein und sagte zu Abu Bekr: „du hast eine vergiftete Speise genossen, deren Gift nach einem Jahre tödtet." Dieser Harith könnte doch wahrlich die besten Aerzte und Chemiker unserer Zeit zu Schanden machen. Nimmt man zu diesen mährchenhaften Ueberlieferungen noch zwei andere, welche Bekri*) anführt, denen zufolge Abu Bekr entweder von einer Jüdin verzaubert worden, oder in Folge eines Schlangenbisses starb, den er auf der Flucht von Mekka, in der Höhle Tor (vor 13 Jahren) empfangen, so ergibt sich bis zur Evidenz, dass es diesen Leuten nur darum zu thun war, ihn seinen Nachfolgern Omar Othman und Ali gleich zu stellen, die auch einen gewaltsamen Tod gestorben, der sie in den Augen der Mohammedaner zu Märtyrern stempelt. Nawawi, der sonst ziemlich viele Sagen über Abu Bekr aufgenommen, erwähnt doch nichts von einer Vergiftung dieses Chalifen, ein Beweis, dass diese Ueberlieferung selbst unter den Muselmännern nicht als eine authentische aufgenommen worden. Auch im Leben Attab's Ibn

*) Cod. Goth. Nr. 235.

Digitized by Google

Asid, der gleichzeitig mit Abu Bekr vergiftet worden und an demselben Tage wie er gestorben seyn soll, erwähnt Nawawi nichts von Gift. Dass Hasan vergiftet worden, nimmt indessen auch Nawawi als eine ausgemachte Sache an, was aber noch wenig beweist, denn Nawawi ist keineswegs ein kritischer Biograph im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, und selbst in chronologischer Beziehung verdient er nichts weniger als unbedingten Glauben, weil von einer selbstständigen Untersuchung bei ihm so wenig als bei anderen spätern Autoren, die geradezu ältere Quellen blindlings nachgeschrieben, eine Rede ist. So liest man z. B. S. 241: „Ali wurde in der Nacht von Donnerstag auf Freitag verwundet und starb in der Nacht von Samstag auf Sonntag, den 19. Ramadhan des Jahres 40 d. H.“ Der erste Ramadhan des Jahres 40. war aber Freitag den 8. Januar 661, folglich war der 19. nicht ein Sonntag. Da alle Quellen einen Freitag als den Tag nennen, an welchem Ali angefallen worden, während über den Tag des Monats die Berichte von einander abweichen, so glauben wir, dass sein Todestag, welcher wirklich der 17. war, später mit dem, an welchem er verwundet worden, verwechselt wurde, und nehmen daher keinen Anstand, ihn auf den 24. Januar 661 zu setzen, keinesfalls aber wie Flügel (a. a. O. S. 55) Ausgangs Februar, und noch weniger wie Herr v. Hammer den 31. August (Gemäldesaal I. S. 344).

Noch einige Beispiele von Nawawi's Unzuverlässigkeit. Im Leben Talha's schreibt er: Talha wurde den 12. Rabia Awwal erschlagen, und setzt hinzu: „darüber herrscht keine Meinungsverschiedenheit“ (la chilafa fihi). Nun liest man aber bei Masudi (f. 205): Der Tag der Kameelschlacht (an welchem Talha starb) war Donnerstag den 5. Djumadi, bei Abd Almahasin ausdrücklich, den 5. Djumadi Achir, und bei Bekri sowie auch bei Abulfeda: „Mitte Djumadi Achir.“ Den Tod Ammars Ibn Jasir setzt Nawawi (S. 485) in den Monat Rabia Awwal oder Achir. Ammar blieb aber bekanntlich in der Schlacht von Siffin, wie auch Nawawi selbst bemerkt, und diese Schlacht fiel nach allen Berichten in den Monat Safar.

Was die Ordnung dieses Werkes angeht, so gibt sie der Verf. selbst S. 4 und 5 an und lässt sie im Ganzen wenig zu wünschen übrig. Der gelehrte Herausgeber, dem die Orientalisten schon so viele zweckmässige Arbeiten verdanken, würde aber diese noch weit brauchbarer

Digitized by Google

machen, wenn er am Schlusse derselben auch ein kurzes Register beifügen wollte, in welchem die zur zweiten bis siebenten Klasse gehörenden Männer, unter ihren Eigennamen, wo diese bekannt sind, angeführt wären. Da Herr Wüstenfeld in seiner Selbstanzeige ein Verzeichniss der Druckfehler verspricht, das übrigens, Dank seiner grossen Sprachkenntniss und Sorgfalt, sehr mager ausfallen dürfte, erlauben wir uns, ihn auf die wenigen, die uns in den Artikeln, die wir nachgeschlagen haben, aufgefallen sind, hier aufmerksam zu machen. Seite 438 Z. 4 v. u. ist „hamr" für „hamd" zu lesen. S. 451 fehlt in der letzten Zeile ein Teschdid auf dem Worte „Djarrah." S. 461 Z. 5 ist „Aliun" für „Albun" zu lesen. S. 487 Z. 3 „taschrabuha" für „naschrabuha." Für „adhfal" S. 457 Z. 5 muss „afdhal" gelesen werden. Bei Tabari (ed. Kosegarten II, 148) lautet übrigens Abd Errahman's Antwort anders, und hier sehen wir wieder den späteren Muselmann — Nawawi starb im Jahr 676 d. H. — der über Omar durchaus nichts Nachtheiliges mittheilen will.

Fast hätten wir vergessen, dass wir nicht mehr „Muselmann" schreiben sollen, weil dieses Wort in den orientalischen Sprachen anders lautet. Da es indessen in Deutschland nicht blos von den „Mägdlein", sondern auch von den besten Schriftstellern so gebraucht wird, behalten auch wir es bei, so gut als classische Philologen „Griechen" und biblische Gelehrte „Juden" schreiben. Herr Professor Fallmerayer, der uns desshalb tadelt *) und behauptet, man müsse „Musulman" schreiben, trägt nur seine eigene Unkenntniss zur Schau, denn jeder Anfänger weiss, dass der arabische Singular Muslim heisst, die Perser und Türken aber nicht „Musulman", sondern „Müsülman" sagen, und dass letzteres Wort selbst nur eine Corruption von „Musliman" ist. Wir würden Herrn Fallmerayer über andere von ihm berührte Fragen auch gerne aufklären, wenn die Angriffe eines Kritikers, dem böswillige Entstellungen und Verdrehungen, ja selbst nackte Unwahrheiten als Waffen gut genug sind, noch eine besondere Widerlegung verdienten.

Ein paar kleine Proben, wie Herr Fallmerayer kritisirt, können wir uns nicht versagen, hier anzuführen, wäre es auch nur, um dem unbefangenen Leser über die Moralität deutschen Recensententhums einige

*) Münchner Gelehrte Anzeigen Jahr 1845. Nr. 115.

Digitized by Google

Beiträge zu liefern. So meint unter Andern Herr Fallmerayer, die Vocalisirung „Mutazal“ lasse sich nicht grammaticalisch rechtfertigen, sondern blos „Motesile“, wie Herr v. Hammer schreibt. Doch scheint er selbst zu fürchten, sein Fetwa möchte Zweifler finden, auch wenn er es auf die Autorität des Herrn v. Hammer stütze, drum ruft er neben Letzterem auch die Autorität de Sacy's zu Hülfe. Nun schreibt aber dieser Meister aller arabischen Grammatiker nicht nur in seiner „Chrestomathie“ (Paris 1805. T. II. p. 206. 489 und 627), sondern auch in seiner „Geschichte der Religion der Drusen“, der letzten Arbeit seines Lebens (Ibid. 1838. T. I. p. 17 sqq.), fortwährend „Motazales“ *). Letzteres Werk führe ich in meiner Einleitung an, auch Herr Fallmerayer selbst erwähnt es, und doch hat er die Keckheit, zu sagen, „man lese bei de Sacy von einer Sekte Motesile“ — eine Behauptung, die in dem Falle nicht mehr Irrthum, sondern, im gelindesten Ausdruck, Unwahrheit genannt werden muss.

Ein anderes Pröbchen vom Jesuitismus des Münchner Kritikers!

Herr Fallmerayer schreibt: „Eben so eigenthümlich ist in gewisser Beziehung Herrn W.'s Ansicht, „„das Sektenwesen sey durch das Christenthum weit mehr begünstigt als durch den Islam““ (S. 88), wenn man die durch Herrn v. Hammer in den Wiener Jahrbüchern (Bd. CI. S. 37) lichtvoll catalogisirten 212, sage zwei hundert zwölf islamitischen Häresien mit den der Zahl nach schwächern Irrlehren des Christenthums zusammenstellt. War denn nicht vielmehr Wuth und Thorheit auf beiden Seiten gleich gross und verderblich?“

Eigenthümlich könnte unsere Behauptung allerdings erscheinen, wenn es sich damit so verhielte, wie Herr Fallmerayer berichtet. Aber der ehrliche Recensent hat vor Allem das hier nicht unbedeutende Wörtlein „weit“ aus eigner Machtvollkommenheit hinzugesetzt, dann einen Theil des Satzes aus dem Zusammenhange gerissen und den ergänzenden Nachsatz verschwiegen **). Der Satz lautet nämlich: „Aber nicht

*) Das o und u, so wie das s und z, das französisch auszusprechen ist, ist hier ganz gleichgültig; Herr Fallmerayer rügt ganz besonders das zweite a, welches als part. act. in ein i verwandelt werden soll, während es ein part. pass. ist und die (von den Andersgläubigen) „Verstossenen“ bedeutet.

**) Ueber ein ähnliches Verfahren des Herrn Fallmerayer s. Allg. Zeitg. Jahrg. 1845. Beil. 29. Juni.

Digitized by Google

nur das innerste Wesen des Christenthums war eher dazu geeignet, Spaltungen hervorzurufen, sondern auch die Art, wie es der Nachwelt mitgetheilt worden, begünstigte das Sektenwesen mehr als der Islam.“ Einige Zeilen weiter heisst es dann: „Nichtsdestoweniger ward indessen auch der Islam schon in den ersten Jahrhunderten der Hidjrah in viele Sekten getheilt und Glaubenskämpfe eben so blutig als die vom Christhume erzeugten, zerrütteten das mohammedanische Reich.“ Auch ist schon vorher gesagt, „dass die Dogmen des Islams nicht weniger als die des Christenthums Gegenstand der Polemik und sogar der blutigsten Kriege wurden“, nur wird hinzugesetzt und auch erörtert, dass diese Erscheinung im Islam befremdender als im Christenthume ist.

Diese Proben von grober Fälschung konnte Ref. nicht ignoriren, so gern er sonst dem Münchner Kritiker die undankbare Rolle des Sancho Pansa einer verlorenen Sache überlässt. Ref. hat das Unglück gehabt, einer gepriesenen Celebrität wie Hammer, nicht blos, wie Herr Fallmerayer gerne glauben lassen möchte, einige grammatikalische Unrichtigkeiten, sondern Schnitzer jeder Art nachweisen zu müssen, weil bei einer so hoch gerühmten Autorität Irrthum und Leichtfertigkeit viel gefährlicher und ansteckender wirkt, als in dem Munde eines Unberühmten. Er hätte es, wenn er so weltklug gewesen wäre als er ehrlich war, vielleicht besser unterlassen; denn er musste wissen, wie gefährlich es ist, an eine anerkannte Tradition zu stossen; die Coterie der Affiliirten predigt den Kreuzzug gegen den unglücklichen Frevler und die Unpartheiischen schweigen beschämt, dass man sie eines Andern belehre. Manchen Angriff, manche Verläumdung hätte sich daher Ref. erspart, wenn er so klug gewesen wäre, zu ignoriren, was er mit offnen Augen sah. Doch tröstet ihn neben dem Bewusstseyn, gethan zu haben was er thun musste, noch der beruhigende Gedanke, nicht der Einzige zu seyn, der es gethan. Männer wie Frähn, de Sacy, Fleischer, Ewald, Hitzig u. A. haben über die Hammer'sche Zuverlässigkeit dasselbe Urtheil gefällt wie Ref.; dass es „Weil“ und nur „Weil“ gewesen sey, und dass man gegen diesen Unverschämten mit allen Waffen zu Felde ziehen müsse, das ist eines von den vielen Mährchen, womit Recensenten — von dem Schlage des Herrn Fallmerayer — nicht sich, aber die Welt zu täuschen suchen.

Weil.

Digitized by Google

Essai d'une carte géologique du globe terrestre par A. Boué, publié sous les auspices et la direction de la Société géologique de France et par les soins de M. Andriveau-Goujon, éditeur-géographe, rue du Bac, Nr. 17, à Paris, 1845.

Seitdem Herr A. Boué der Naturforscher-Versammlung zu Gratz, im September 1843, seinen „Versuch einer geologischen Karte der Erde" vorlegte, sah man, mit gerechten Erwartungen, der Veröffentlichung dieser Arbeit entgegen. Die Geologie ist zu einer Art Pflichtstudium für jeden Reisenden geworden, der die Absicht hat, sich, in einigermassen umfassender Weise, zu unterrichten; es vermehrten sich die Angaben aus dem Bereiche der physikalischen Geographie und der Geologie in dem Grade, dass ein Zusammenfassen derselben, eine Feststellung ihrer wechselseitigen Beziehungen, als höchst wünschenswerth erachtet werden musste. Wenn Conybeare, vor länger als zwanzig Jahren, eine geologische Karte von Europa lieferte *(Annals of Philosophy. New. Ser. Vol. V.)*, so war es jetzt wohl zeitgemäss, eine ähnliche Arbeit für das Erdganze zu versuchen. Diese Aufgabe stellte sich Boué, dessen rastlosem Streben die Wissenschaft schon so viel verdankt; und er löste sie in solcher Weise, dass Geologen nicht nur, sondern alle Freunde der Erdkunde, sich ihm dafür sehr verpflichtet erachtet müssen. Allerdings blieben ausgedehnte Strecken von Kontinenten, so wie der grösste Theil des Meeresbodens Geographen und Geologen unbekannt; bei weitem die meisten Inseln und Halbinseln aber, desgleichen ansehnliche Küstengegenden wurden mit Hammer und Kompass untersucht, ihre Bergreihen und Flüsse beschrieben und die geognostische Beschaffenheit derselben, wenn auch mitunter nur mehr oder weniger skizzenhaft, geschildert. Es finden sich jedoch diese geographischen und geologischen Urkunden zerstreut in den verschiedensten besondern Werken, in Reise-Beschreibungen, in einzelnen Abhandlungen, in den Denkschriften von Akademieen und gelehrten Gesellschaften, endlich in zahllosen Journalen beinahe aller Sprachen, so dass es keineswegs leicht wird, sich jene sämmtlichen Quellen zugänglich zu machen. Unser Verf., durch nicht gewöhnliche glückliche Umstände begünstigt, war, seit mehreren Jahrzehenden, bemüht, alle Materialien auf das sorgfältigste zu sammeln und nun unternahm er den Entwurf der Karte, wovon wir reden. Ausgehend von der Ueberzeugung,

Digitized by Google

dass es unmöglich sey, auf einem grossen Theile des Erdganzen gegenwärtig schon alle Einzelnheiten zu verfolgen, welche Geologen bei Unterscheidung der Gebirgs-Formationen annehmen, beschränkte sich Boué auf sechs Klassen von Ablagerungen, nämlich:

sol schisteux cristallin — dahin werden die „granitoidischen" Gesteine gezählt;

sol primaire (ein Ausdruck, welcher übrigens, ungeachtet der an einem andern Orte desshalb vom Verf. gemachten Bemerkung, leicht zu Missverständnissen Anlass geben könnte) *ou intermediaire* — das alte Steinkohlen-Gebilde mitbegriffen;

sol secondaire;

sol tertiaire;

sol alluvial und

dépôts volcaniques et ignés;

diese Formationen wurden durch Farben, welche keine Verwechselung zulassen, angegeben. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit der Fertigung geologischer Karten verbunden, wer mit uns die Meinung theilt, dass dieselben, auch für eine beschränktere Gegend und bei unverhältnissmässig grösserem Maassstabe, immer nur mehr oder weniger gelungene Bestrebungen bleiben werden, der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, der wird mit Boué's Erdkarte nicht rechten wollen, auch wenn Manches, z. B. im Innern von Australien u. s. w. darauf bezeichnet ist, was diesen oder jenen Zweifel erwecken könnte. Wir verweisen übrigens die Leser auf eine im *Bulletin de la société géologique 2éme sér. T. I., p. 296.* enthaltene, ausführliche Abhandlung des Verf.; hier finden sich dessen Ansichten über seine Karte entwickelt, die Gründe, welche ihn bestimmten, sie so zu entwerfen, angegeben, desgleichen die vorzüglichsten benutzten Quellen. — Noch ist nicht unerwähnt zu lassen, dass am untern Ende des Blattes colorirte Profile der bedeutendsten Höhen der Erde eine Stelle gefunden.

Die Meteoriten oder vom Himmel gefallenen Steine und Eisenmassen im k. k. Hof-Mineralien-Kabinette zu Wien. Beschrieben und durch wissenschaftliche und geschichtliche Zusätze erläutert von Paul Partsch, Kustos an dem genannten Kabinette. Mit einer

Digitized by Google

Abbildung. XII. und 162 S. kl. 8. Wien, 1843. Verlag von Kaulfuss Wittwe, Prandel & Comp.

Bekanntlich ist die Sammlung der, vom Himmel gefallenen, Steine und Eisenmassen — welche der Verf. mit dem gemeinschaftlichen Namen Meteoriten bezeichnet — die das k. k. Kabinett besitzt, als reichste und vollständigste in der Zahl von Localitäten und Exemplaren zu betrachten; sie zählte im Anfang des Jahres 1843, mit Ausschluss aller Pseudo-Meteoriten, 94 verschiedene Oertlichkeiten von Meteoriten, und zwar 69 von Meteorsteinen und 25 von Meteoreisen, während das k. Mineralien-Kabinett der Universität zu Berlin, womit die Chladni'sche Sammlung vereinigt wurde, nur an 78 Localitäten Meteoriten zählte, das Kabinett des Barons Reichenbach in Wien an 58, das k. Museum der Naturgeschichte zu Paris 42 u. s. w. Die Schrift des Herrn Partsch zerfällt in folgende Abschnitte: Uebersicht der Meteoriten nach der Reihenfolge ihrer Aufstellung im k. k. Mineralien-Kabinette; Uebersicht derselben nach den Fundorten; desgleichen nach der Zeitfolge ihres Niederfallens; Wegweiser zur Besichtigung der k. k. Meteoriten-Sammlung; Beschreibung der Meteorsteine; desgleichen der Meteor-Eisenmassen; specifische Gewichte der Meteoriten u. s. w. Um durch einige Beispiele das Genaue der Angaben zu zeigen, wählen wir aus der „Beschreibung der Meteorsteine“:

Nr. 10, Lontalax.

Friederichshamm, Switaipola (nach Chladni Sawoitapola), Gouvernement Wiburg, Finland.

13. December 1813.

Lichtegraue, körnige, wenig zusammenhängende Grundmasse, angefüllt mit Einmengungen von kleinen, olivengrünen, dann schwärzlichen, eckigen, selten rundlichen Körnern, die vorwaltend sind und dem Ganzen ein Porphyr- oder Breccien-artiges Aussehen geben, endlich mit weissen, Feldspath-artigen Körnern. Ein Korn von Magnetkies ist deutlich wahrnehmbar, sonst scheint derselbe fein eingesprengt zu seyn. Die Rinde glänzend, aderig.

Ein Bruchstück von einem der mehren allda gefallenen, aber bei dem Schmelzen des Eises meist in einen See versunkenen Steine; etwa die Hälfte eines kleinen Steines; mit Rinde und einer geschnittenen

Digitized by Google

Fläche. — Ein Loth. — Von dem verstorbenen Grafen Gregor von Razoumovsky im Tausch erhalten.

Ebenso heisst es in der „Beschreibung der Meteor-Eisenmassen“:

Nr. 92. Clairborne.

Lime-Creek, Clarke-County, im Staate Albama, Nord-Amerika.

Bekannt seit 1838 durch eine Abhandlung von Ch. Jackson in Silliman's *American. Journ. Vol. 34.* — Es wurde eine zehn Zoll lange und eine bis sechs Zoll breite Masse gefunden und man vermuthet, dass noch mehrere Massen in der Gegend vorhanden seyn mögen.

Derbes und dichtes gediegenes Eisen, worin Magnet- oder Schwefelkies, theils in Körnern und Linien, theils in unendlich feinen Pünktchen, die letztern gleichsam durch die ganze Masse vertheilt, eingemengt ist. Eine so feine urd gleichmässige Vertheilung des Kieses findet bei keinem andern Meteoreisen statt u. s. w.

Ein kleines, von einer Seite geätztes Plättchen, $^{13}/_{32}$ Loth. — Ein interessantes Geschenk von Herrn Ch. Jackson zu Boston.

Der Werth dieser Meteoriten-Sammlung wird, Seite 153 ff., zu 33,196 fl. 30 kr. Conv. Münze angeschlagen.

Die Tafel stellt die bekannten Widmannstättischen Figuren dar, welche durch Aetzen der polirten Schnittfläche eines Stückes Meteoreisen von Lenarto in Ungarn erhalten worden. Um die Zeichnung des Originals zu vervielfältigen, ist von der mit Salpetersäure geätzten Fläche ein Gyps-Abguss gemacht und in diesem die Metall-Legirung — Blei, Zinn und Antimon — ausgegossen worden. Dadurch erhielt man eine, dem Original vollkommen ähnliche Platte und von dieser sodann die Abdrücke auf Papier.

v. Leonhard.

Ueber Gemeinden und Gemeindeverfassungen. Von A. Christ, Grossherzogl. badischem Ministerialrath. Dritte, stark vermehrte Auflage. Karlsruhe, Druck und Verlag von Macklot. 1845. 55 Seiten.

Ein kleines Schriftchen, aber voll der trefflichsten Gedanken, das dem von uns oben angezeigten Werke von Reichard würdig an der

Digitized by Google

Seite steht, wenn es sich auch von ihm sowohl hinsichtlich des Umfangs als der Behandlungsart unterscheidet. Während nämlich Reichard sich vornemlich darauf beschränkt hat, den gegenwärtigen Zustand des deutschen Gemeindewesens zu schildern, so begnügt sich Christ bloss mit allgemeinen Grundsätzen, die aber mit solcher Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit, und gestützt auf eine so reiche Lebenserfahrung dargestellt werden, dass jeder Unbefangene von der Richtigkeit derselben überzeugt werden muss. Der Verf. behandelt in 17 Paragraphen folgende Gegenstände: über Gemeinden im Allgemeinen, Verhältniss der Gemeinden zum Staate, Gegenstände des Gemeindelebens, Beruf der deutschen Staatsentwicklung, Selbständigkeit der Gemeinden, Wahl der Gemeindebeamten, Gemeinde- und Staatseigenthum, Polizei und Gerichtsbarkeit, Gemeinde- und Staatsverfassung, Gleichheit der Rechte, Wahlformen, Recht auf Wohnsitz und zur Verehelichung, Staats- und Gemeindebürgerrecht, Verschiedenheit der Gemeindegewalten, Unterschied zwischen Land- und Stadtgemeinden, Oeffentlichkeit der Gemeindeverhandlungen.

Der Grundgedanke, welcher durch das Schriftchen hindurchgeht, ist die Feststellung des rechten Verhältnisses zwischen Staat und Gemeinde. Christ ist nämlich durchaus wider alle Bevormundung von Seiten des Staats; er ist zu der Ansicht gelangt, zu welcher Jeder kommen muss, der sich von der Geschichte und von der Erfahrung belehren lässt, dass der Staat nur dann ein gedeihliches Leben entfalten kann, wenn den verschiedenen Elementen in demselben die grösstmöglichste Selbständigkeit gelassen wird. Ohnediess ist die Selbständigkeit der Corporationen ein wesentliches Moment in dem deutschen Volkscharakter, dass auch von Seite der Nationalität dieselbe als richtig erwiesen ist. Dem zufolge verlangt Christ für die Gemeinden zunächst die Wahl der Gemeindebeamten; und zwar unbedingt ohne alle Einschränkung; er hält nicht einmal die Bestätigung derselben von Seite der Staatsregierung für nothwendig. Die Gründe, welche er dafür anführt, sind trifftig genug. Er nennt das Bestätigungsrecht eine halbe Massregel, welches die Hauptsache der Gemeinde überlässt und die unangenehme Seite der Regierung vorbehält. Bestätige die Regierung, so gewähre sie nichts, was der von der Gemeinde Vorgeschlagene ihr verdankt, bestätige sie nicht, so rege sie die Gemeinde gegen sich auf. Auch könne sich das Verwerfungsrecht der Regierung nur auf zwei Fälle beschränken, entweder wenn ein Un-

Digitized by Google

fähiger oder ein den Regierungsgrundsätzen feindseliger Mann gewählt würde. Allein jenes sei nur als Ausnahme zu betrachten, und in diesem Falle verliere der Mann, auch wenn er nicht bestätigt würde, keineswegs seinen Einfluss auf die Gemeinde, ja er könne sich sogar durch die Massregel der Regierung noch vergrössern. Ebenso ist er für das unbedingte Verwaltungsrecht des Gemeindeguts von Seite der Gemeinde. Was Polizei und Gerichtsbarkeit anbetrifft, so verkennt er die Schwierigkeiten, die dabei obwalten, nicht, hält sie jedoch nicht für so bedeutend, dass sie nicht beseitigt werden könnten, und nimmt insbesondere die Polizei, weil diese durchaus localer Natur sei, als Verwaltungszweig für die Gemeinde in Anspruch, namentlich wenn die mit ihr beauftragten Personen unabhängiger gestellt würden, so dass sie keine persönlichen Rücksichten zu nehmen brauchten. Die Gerichtsbarkeit, wenn nur die Grundsätze derselben von der Staatsregierung festgestellt wären, könnte, wie diess auch in Norddeutschland der Fall sei, ebenfalls von der Gemeinde ausgeübt werden.

Was nun aber die Gemeindeverfassungen selber anbetrifft, so bekämpft er siegreich den Grundsatz, dass dieselbe nur ein Abdruck der Staatsverfassung sein dürfe; in der Gemeinde bestehen ganz andere Lebensbedingungen, als im Staate, und auf diese sei daher Rücksicht zu nehmen. Nur das sei festzuhalten, dass in die Gemeindeverfassungen keine Elemente aufgenommen würden, welche dem Wesen des Staats durchaus widerstreben und zuletzt seine Auflösung herbeiführen würden. Im Ganzen ist er aber für das Uebergewicht des aristokratischen Elements in der Gemeinde. Unter diesem versteht er die Vermögenden und die Gebildeten; von ihnen sei zu erwarten, dass sie mit grösserer Liebe an dem Gemeindewesen hängen und daher an seiner ordentlichen Verwaltung das grössere Interesse nehmen würden, während die Aermeren, von ihren momentanen Bedürfnissen getrieben, weniger die Zukunft und überhaupt das Ganze der Gemeinde, als nur ihre augenblicklichen Wünsche im Auge hätten. Von diesem Gesichtspunkte sollten nun die Verfasssungen, und namentlich die Wahlformen ausgehen. Er ist natürlich nicht dafür, dass die Aermeren überhaupt von der Verwaltung ausgeschlossen seien, er wünscht vielmehr für Alle gleiche Wahlberechtigung, aber zugleich einen solchen Organismus der Wahlen, dass zuletzt doch das Uebergewicht der vermögenderen und gebildeteren Bürger herauskomme. Man

Digitized by Google

kann gegen diese Ansicht vielleicht vom Standpunkte der Theorie Manches einwenden; aber die Erfahrung hat die Richtigkeit derselben bestätigt. Es versteht sich wohl von selbst, dass dieses Uebergewicht rechtlich nicht so festgestellt werden darf, dass dadurch eine entschiedene Aristokratie weniger Familien möglich werde. Auch würde jedes Uebergreifen der Behörden am besten dadurch verhindert und die Theilnahme sämmtlicher Bürger an den Gemeindeangelegenheiten dadurch möglich werden, wenn, wofür sich der Verf. ebenfalls entscheidet, allenthalben die grösseren Ausschüsse öffentlich wären. Die Oeffentlichkeit ist die sicherste Bürgschaft gegen alle Ungerechtigkeiten und Unredlichkeiten. Und mit ihr könnte man auch bei weniger gut organisirten politischen Einrichtungen bestehen.

Noch nimmt der Verf. für die Gemeinden die Verleihung des Bürgerrechtes in Anspruch, nur mit der Einschränkung, dass, wenn gewisse Bedingungen erfüllt sind, die Gemeinde dasselbe nicht versagen darf; ferner verlangt er allenthalben Gemeindeverfassungen auch für das Land, indem die Unterschiede, welche man zwischen Stadt und Land gemacht, wornach das letztere, als weniger gebildet, auch keine selbständige Gemeindeverwaltung haben sollte, nicht stichhaltig seien, da die Erfahrung namentlich in den süddeutschen Staaten längst das Gegentheil ausgewiesen hätte.

Wir wünschen, dass das kleine Schriftchen, das so viele Wahrheiten enthält, und für das, was unsere deutsche Staatskunst in der Gegenwart zu erstreben hat, einen so wichtigen Beitrag liefert, recht sehr beherzigt werden möchte.

Fragen der Zeit, vom historischen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Karl Hagen, ausserordentlicher Professor der Geschichte und Staatskunde an der Universität Heidelberg. Zweiter Band. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung 1845.

Der vorliegende zweite Band der Zeitfragen erscheint später, als ich beim Schlusse des ersten gedacht hatte. Theils waren grössere wissenschaftliche Arbeiten daran Schuld, die unterdessen erledigt werden mussten, wie z. B. der Geist der Reformation, theils meine Berufsge-

Digitized by Google

schäfte als academischer Lehrer, und endlich trägt die Verlagshandlung auch einen Theil der Schuld, welche durch ihre Langsamkeit den Druck des Buches, das bereits im März dieses Jahres hätte fertig sein können, bis gegen das Ende des August hin verzögert hat. In diesem zweiten Bande sind folgende Aufsätze enthalten: 1) Einige Worte zur Verständigung. 2) Ueber die historische Entwickelung der Idee des Staats. 3) Ueber das republikanische und monarchische Element in der deutschen Geschichte. 4) Ueber das Verhältniss zwischen Fürst und Volk. 5) Ueber das Proletariat und den Communismus. 6) Ueber nationale Erziehung. Der zweite und der fünfte Aufsatz sind schon im Jahre 1844 geschrieben, der vierte 1843, der erste, dritte und sechste endlich im Jahre 1845. Von diesen enthält der erste blos eine Vertheidigung gegen einige Anfechtungen, die der erste Band erfahren hat, die drei folgenden sind rein politischer Natur, der fünfte bespricht die socialen Fragen, während der sechste der Pädagogik anheimfällt. Die drei politischen Aufsätze, so verschieden auch die Gegenstände sind, welche sie behandeln, hängen doch genau mit einander zusammen, so wie mit einigen Abhandlungen im ersten Bande. Im ersten hatte ich nur die Staatsidee ohne nähere Rücksicht auf Verfassungsformen im Auge; im zweiten ging ich auf diese ein, und zwar auf den Gegensatz der zwei wesentlichsten Verschiedenheiten, wie sich derselbe in Deutschland herausgestellt; im dritten endlich wurde ich noch specieller, indem ich dabei nur die eine Verfassungsform, nämlich die monarchische im Auge hatte. Den Aufsatz über das Proletariat und den Communismus, der den Gegenstand nicht ganz erschöpft, möge man doch wenigstens als einen Beitrag zur Lösung der so wichtigen socialen Fragen ansehen. Die Abhandlung über nationale Erziehung ist mit besonderer Rücksicht auf das System Friedrich Fröbel's geschrieben, und es würde mich freuen, wenn es mir gelungen sein sollte, die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben. — Möge dieser zweite Band der Zeitfragen eine ebenso anerkennende Aufnahme finden, wie sich ihrer der erste zu erfreuen hatte!

Karl Hagen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Des Aeschylos Eumeniden. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schömann. Greifswald, bei C. A. Koch. 1845. VIII, und 232 S. 8.

Aeschyli Tragoediae superstites et deperditarum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. Tomus II. Annotationes. Oxonii e typographico academico MDCCCXLI. 655 S. gr. 8.

Der Streit, welchen die Bearbeitung der Eumeniden durch den seligen Ottfried Müller hervorrief, hat unter Anderm den grossen Nutzen nach sich geführt, dass durch die vollständige Bekanntwerdung der Verbesserungen Hermann's ein wahrer Wetteifer entstanden ist, zur Lösung der nicht geringen kritischen Probleme, welche diese Tragödie noch immer bietet, die mannigfaltigsten Kräfte in Bewegung zu setzen. Denn geschweige dass die Ueberlegenheit der Hermann'schen Kritik einen Stillstand in der in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts nur langsam fortschreitenden Forschung erzeugt hätte, ist dieselbe durch die festere Basis, die ihr geworden ist, erst jetzt zur rechten Lebendigkeit erwacht. Als die reifste Frucht dieser Anregung erklären wir unbedenklich die vorliegende schöne Arbeit des Herrn Professor Schömann. Sie soll nach den Aeusserungen des Herrn Verfassers einerseits eine grössere und umfassendere Arbeit über diese Tragödie ankündigen, anderseits solchen Lesern, für welche eine vollständige kritische und exegetische Ausgabe von keinem Interesse wäre, das Verständniss dieser grossartigen und tiefsinnigen Schöpfung des erhabensten aller alten Dichter vermitteln und erleichtern. Der letztere Zweck, den Herr Schömann verfolgte, hat die besondere Einrichtung des Buches veranlasst. Es besteht nämlich aus vier gesonderten Theilen, 1) einer Einleitung mit einer Reihe von Excursen; 2) der Uebersetzung des Stückes mit einer Zugabe, die über die Versmaasse der lyrischen Stücke Rechenschaft gibt; 3) aus erklärenden Anmerkungen, die zum grossen Theil

Digitized by Google

für nicht philologische Leser bestimmt sind; 4) endlich aus kritischen Anmerkungen für philologische Leser.

Der verdienstlichste Theil des Werkes ist ohne Zweifel die Einleitung, in welcher Herr Schömann Alles, was zur richtigen Auffassung der religiösen, sittlichen und politischen Tendenz und zur ästhetischen Würdigung der Tragödie erforderlich ist, erschöpfend erörtert hat. Es wäre schwer zu sagen, was man an dieser Zergliederung der Tragödie mehr bewundern soll: die tiefsinnige Auffassung derselben im Ganzen, oder die kenntnissreiche und scharfsinnige Erörterung aller einzelnen in Frage kommenden Punkte, oder endlich die klare, gerundete, vom Geiste des Atticismus durchhauchte Darstellung, deren ungeschminkte Eleganz einen jeden Leser fesseln muss. Herr Schömann eröffnet seine Einleitung mit einem Ueberblick über die ganze Orestische Trilogie, und insbesondere über die Handlung der Eumeniden. Hierauf wird aus dem Gange des ganzen Stückes nachgewiesen, dass die Lossprechung des Orestes dem Dichter nicht der Hauptzweck der Tragödie gewesen sey, sondern dieser beruht vielmehr in der mit der Freisprechung des Orestes in Verbindung gebrachten Anordnung des Gerichtshofes des Areopags, unter Vermittlung der olympischen Götter (der Götter der neuen Weltordnung, die an die Stelle der frühern Titanischen getreten war), durch welche Verbrechen, wie die des Orestes, fortan der unbedingten Strafgewalt der Erinyen entzogen wurden, und in der Versöhnung der Erinyen mit dieser Anordnung. Dem Dichter, der die Orestesfabel von diesem grossartigen Standpunkte auffasste, lag es ob, den Sieg des höhern, durch die olympischen Götter vertretenen Rechts über das niedere, von den Erinyen rücksichtslos festgehaltene Princip (der Blutrache) und die Versöhnung dieses niederen Principes und seine Unterordnung unter das Höhere zu schildern, wie die Erinyen sich die Beschränkung ihrer unbedingten Strafgewalt durch die Stiftung eines das höhere Recht vertretenden Gerichtshofes für jetzt und für die Zukunft gefallen lassen. Durch diese Stiftung unter der Leitung und Erleuchtung der Götter der neuen Weltordnung ist Veranstaltung getroffen, dass fortan die Thaten der Menschen nicht bloss nach ihrer äusseren Gestalt, sondern nach ihrer innern Beschaffenheit beurtheilt, und hiernach entweder bestraft oder gerechtfertigt werden. An diese Entwicklung der religiösen Tendenz des Stückes knüpft Herr Schömann S. 11—24 eine sehr ausführliche

Digitized by Google

Beurtheilung der That der Clytaemnestra und des Orestes von dem Standpunkte des Dichters an; welcher Parthie wir von dem vielen Trefflichen, was die ganze Einleitung enthält, den Preis zugestehen müssen. Als Resultat dieser ganz vorzüglichen Darstellung ergibt sich, dass, vom sittlichen Standpunkte betrachtet, der Gattenmord der Clytaemnestra ein weit schwereres Verbrechen ist als der Muttermord des Orestes, wenn man einerseits die verwerflichen Motive, von denen sie getrieben ward, anderseits die Heiligkeit der Ehe betrachtet. So hat also Clytemnaestra etwas mehr als ein blosses Naturgesetz übertreten, Orestes mehr als ein blosses Naturgesetz an ihr gerächt. Sie hatte durch ihre That den Anspruch auf die kindliche Liebe und auf die Heiligkeit des Mutternamens verwirkt, und der Sohn durfte die Pflicht der Blutrache für den Vater an ihr üben wie an einer Fremdem. Hierauf lässt Herr Schömann eine Betrachtung folgen, S. 24—38, wie der Dichter den Sieg der Sache des Orestes über die anklagenden Erinyen dargestellt habe. Es ist uns unmöglich, hier dem Verfasser ins Einzelne seiner gediegenen Auseinandersetzung zu folgen, daher begnügen wir uns, nur ein paar Sätze aus diesem Abschnitte hervorzuheben. „Dass Orestes nach vollbrachter That Hülfe und Beruhigung bei dem Gotte sucht, der jene gut geheissen und ihn in dem Entschlusse dafür bestärkt hat (Apollo), ist ganz natürlich, und ich denke, Jeder muss erkennen, ins Innerliche übersetzt bedeute diess nichts Anderes, als dass er seine Gewissensangst zu beruhigen suche durch die Vergegenwärtigung des heiligen, als göttliches Recht anerkannten Motivs, aus dem er die That begangen hat. Im Tempel nun findet er zuerst auch wirklich Ruhe; die Erinyen sinken in Schlaf, d. h. in der unmittelbaren Nähe des Gottes gewinnt das Bewusstseyn der heiligen Pflicht, auf deren Antrieb er gehandelt, wieder die Oberhand, und beschwichtigt die Qualen der Reue. Aber völlige Beruhigung kann ihm erst durch die Lossprechung der Athene gewährt werden, d. h. durch die Gottheit, welche die höchste Weisheit und zugleich das göttliche Erbarmen mit menschlicher Schwäche vereinigt.“ „Die Intention des Dichters, aller poetischen Form entkleidet, besteht darin, zu zeigen, dass Orestes, anfangs durch Gewissensbisse wegen des Muttermords gepeinigt, endlich in dem Bewusstseyn, nur aus reinem Pflichtgefühl und ohne verwerfliche Motive gehandelt zu haben, und in dem Vertrauen, dass ein solches Handeln in den Augen der Gottheit nicht

Digitized by Google

strafbar seyn könne, seine Beruhigung gefunden habe.“ Darauf untersucht Herr Schömann S. 38—42 die Frage, warum der Dichter seine Tragödie nicht mit der Erlösung des Orestes geschlossen habe. So that der Dichter, der vollkommene Beruhigung gewähren wollte, um zu zeigen, dass nicht blos für den einzelnen Fall, sondern auch für alle Zukunft der nicht rettungslos mehr den Erinyen verfallen seyn soll, dessen That aus einer Collision widerstreitender Pflichten entsprungen, und von so zweifelhafter Beschaffenheit ist, dass nach menschlichem Ermessen das Urtheil unentschieden zwischen Lossprechung und Verdammung schwanken muss. Diess konnte aber nur dadurch geschehen, dass die Erinyen versöhnt und bewogen werden, auch für die Zukunft sich einer ähnlichen Beschränkung ihrer unbedingten Strafgewalt durch das billigere Recht zu fügen. Diese Versöhnung wird durch die Athene vermittelt. Die Erinyen sollen dabei immer als mächtige und ehrwürdige Gewalten fortbestehen. Sie sind nunmehr ebensowohl Eumeniden, d. h. wohlwollende Behüterinnen des Guten, als sie Erinyen, d. h. zürnende Rächerinnen des Bösen sind. Aus blind und rücksichtslos daherfahrenden Rachegeistern sind sie zu sittlichen Mächten geworden, die zwar strafen, aber nicht unbedingt Jeden, der äusserlich das Gesetz übertreten, sondern nur den, der auch innerlich gefrevelt hat, und vor dem höhern sittlichen Richter strafbar ist, und die selbst da, wo die Momente der Schuld und Unschuld gleich stehen, nicht mehr auf Rache dringen, sondern sichs gefallen lassen, dass der Thäter losgesprochen werde. Als politisches Institut, wodurch diese strafende Gerechtigkeit ausgeübt wird, stellt der Dichter den Areopag dar, dem auch der religiöse Cult der Eumeniden im Athenischen Staate zu besorgen oblag. Dieser Auffassung zu Liebe trug der Dichter mit Recht kein Bedenken, die Stiftung des Gerichtshofes in die Zeit des Orestischen Rechtshandels zu verlegen und sich so von der herkömmlichen einheimischen Tradition zu entfernen, nach welcher dieselbe einer viel früheren Zeit angehörte. So gewann der Dichter eine willkommene Gelegenheit, den Areopag als ein von der Schutzgöttin des Landes selbst zum Schirm und Heil der Bürger eingesetztes heiliges Institut zu verherrlichen und die Achtung vor ihm seinem Volke einzuschärfen: eine Gelegenheit, die er desshalb um so lieber ergriff, weil gerade zu der Zeit, als er seine Trilogie auf die Bühne brachte, an einer Schmälerung des Areopags, oder, wenn vielleicht diese schon damals

Digitized by Google

durchgesetzt war, an einer Wiederherstellung seines alten Ansehens, wenngleich erfolglos, gearbeitet wurde. S. 43—50. An diese hauptsächliche politische Tendenz der Tragödie reiht sich noch eine untergeordnete in Bezug auf das Verhältniss mit Argos, die Herr Schömann am Schlusse seiner Einleitung S. 50 f. kurz bespricht.

Diese kurzen Grundzüge mögen genügen, um von dem Geist und Gehalt der Darstellung des Herrn Schömann einen Begriff zu geben, welche dem Ref. in jeder Beziehung so gelungen scheint, dass er zweifelt, ob wir zu irgend einer antiken Tragödie eine gleich vortreffliche Analyse besitzen. Auf die Einleitung folgen eine Reihe von Anmerkungen, auf welche näher einzugehen der uns zugemessene Raum verwehrt. Wir müssen uns begnügen, den Inhalt der bedeutenderen namhaft zu machen. S. 52—55 über den Grund des Zornes der Artemis gegen den Agamemnon; S. 57—64 über den ursprünglichen Begriff der Erinyen; S. 64—71 über die Blutrache; S. 77—95 über den Stimmstein der Athene, wo Herr Schömann sich der Ansicht Müller's anschliesst, und mit überzeugenden Gründen die Gegenansicht Hermann's bestreitet; S. 95—97 über die Göthe'sche Darstellung der Erlösung des Orestes; S. 98—101 über die Stiftung des Areopags; S. 101—107 über dessen Beschränkung durch Ephialtes.

Von seiner Uebersetzung, mit der fast gleichzeitig zwei andere von Kopisch und Minckwitz *) erschienen sind, bemerkt Herr Schömann selbst in der Vorrede: „Ich hoffe, dass Kenner in ihr die wahre und ächte Treue künstlerischer Nachbildung, frei von abstossenden Härten und störender Fremdartigkeit, nicht vermissen werden. Wer da weiss, worauf es bei Arbeiten dieser Art eigentlich ankommt, und wer

*) Die Uebersetzung des Herrn Minckwitz kann jedoch nicht als neue Arbeit gelten, indem derselbe für gut befunden hat, seine 1838 in Leipzig bei Kummer erschienene Uebersetzung der Eumeniden und des Prometheus als zweite Auflage unverändert bei Metzler in Stuttgart wieder abdrucken zu lassen. Dass jedoch Grund zu mancherlei Verbesserungen vorlag, diess glaubt Rec. in seiner ausführlichen Beurtheilung der Minckwitz'schen Ausgabe und Uebersetzung des Prometheus (Zeitschr. f. Alterth. Wissensch. 1840. Nr. 151—154), in welcher er bei der Besprechung mehrerer Stellen zu gleichen Resultaten wie Herr Schömann in seinen Anmerkungen zum Prometheus gelangte, zur Genüge bewiesen zu haben.

Digitized by Google

das Wesentliche und Unwesentliche zu unterscheiden versteht, der wird die Grundsätze, nach welchen ich übersetzt habe, hoffentlich billigen: wer es aber nicht weiss, gegen den mich auf Erörterungen einzulassen, würde eine undankbare Mühe seyn." Die Lectüre der neuen Uebersetzung des Herrn Schömann hat in dem Rec. einen eben so günstigen Eindruck zurückgelassen, als die seiner früheren, des Prometheus. Dieselbe zeichnet sich durch eine edle Diction, grosse Treue und eine vorzügliche Klarheit aus, in welcher letzteren Beziehung besonders die Uebertragung der Chorgesänge alles Lob verdient. Man stösst nur auf sehr wenige Stellen, wo in dem rhythmischen Bau eines Verses, oder in dem Ausdruck, oder endlich in Bezug auf die Klarheit der Darstellung etwas vermisst wird. In ersterer Beziehung können wir nicht billigen Vs. 24 „Bromios ist Herr des Ortes, — nicht vergess' ich dess —" ein Vers, der im Deutschen kaum als Senar gelten kann. — Vs. 183 f. „Dem gemäss seyd ihr ganz | Gestaltet. In blutdürst'ger Löwen Höhlen ziemt's | Für solche sich zu wohnen." — Vs. 541. „Gebührt sich Schweigen, auf dass meine Satzungen etc." — Vs. 619 ff. „Dagegen hat mein Vater keinen Heilungsspruch | Gewährt, er der sonst jedes Ding wohl auf und ab | Umwandelnd kehrt etc." Hier ist nicht bloss der Rhythmus Vs. 620. fehlerhaft, sondern auch der Ausdruck misslungen. Hart ist Vs. 293. „nicht gegenred'st du, und verabscheu'st nur mein Wort", so wie Vs. 945. der Anapäst, „aus dem furchtbar'n Mund für die Bürger der Stadt." In der deutschen Fügung finden wir eine Härte Vs. 388.: „und euch vergleichbar keinem das geboren ist" (ὁμοίας οὐδενὶ σπαρτῶν γένει). Gezwungen erscheint Vs. 136. der Ausdruck: „Dein Ruf, o Herold, steure nun des Volkes Drang" für στρατὸν κατεργαθοῦ. Befremdend ist auch Vs. 694. „die Moiren trogst du, dass ein Mensch dem Tod entging." Zwei Verse später steht „dann wenn" für „dann wann". Gegen den Genius der deutschen Sprache verstösst sich die Uebertragung des Bildes Vs. 740. ὁδοὺς ἀθύμους καὶ παρόρνιθας πόρους τιθέντες, wo Herr Schömann sagt: „Leid ihren Strassen, böse Zeichen ihrem Weg bereitend." Wir hätten wenigstens statt „Strassen" Pfaden erwartet. — Vs. 815. und 816. ist die gegenseitige Beziehung der Worte τιμιώτερος und τιμίαν in der Uebersetzung nicht hervorgehoben worden. — Vs. 820. lesen wir: „So schleudre denn in meines Landes Gauen

Digitized by Google

nicht blutgier'gen Trachtens Schärfe", wo Gaue zu verbessern ist. Auch die Uebertragung der kräftigen Worte des Originals αἱματηρὰς θηγάνας erscheint wenig gelungen. Auch die Uebersetzung der Worte Vs. 771. πανδίκως ὑπίσχομαι „ich verheisse bündig" (statt in Wahrheit) will dem Rec. nicht recht behagen.

Unklare Stellen haben wir fast keine gefunden; diesen Tadel kann man etwa nur aussprechen gegen die Uebertragung der Worte Vs. 357 f. ὀνοφερὰν τιν' ἀχλὺν κατὰ δώματος αὐδᾶται πολύστονος φάτις, wo Herr Schömann übersetzt: „aber die Wolke des Hauses die düstere klagt vielstimmig laut des Volkes Ruf." An demselben Gebrechen leidet die Uebersetzung der Verse 653 ff., wo aber freilich auch das griechische Original nicht frei von Härten ist. Dass endlich der Sinn des Originals fast überall richtig wiedergegeben ist, versteht sich bei einem so gründlichen Gelehrten, wie Herr Schömann ist, von selbst; ausser den Stellen, wo sich über die Lesart rechten lässt, ist dem Rec. nur diess Wenige aufgefallen: Vs. 45. werden die Worte der Pythia: τῇδε γὰρ τρανῶς ἐρῶ so übertragen: „Denn also zeig' ich's deutlich an." Rec. glaubt, dass der Dichter sagen wollte: „Denn hier (bei dieser Gelegenheit, wo ich nicht als Prophetin spreche) will ich deutlich, d. h. unverhüllt reden." — Vs. 115. φρονήσατ' ὦ κατὰ χθονὸς θεαί übersetzt Herr Schömann: „besinnet euch, Göttinnen aus der Unterwelt." Hier ist die Uebersetzung von φρονήσατε zu unbestimmt, das bedeutet: kommt zur Besinnung, d. i. erwachet. — Vs. 188. übersetzt Herr Schömann „weil diesem Tempel anzunahn euch nicht vergönnt." Allein in den Worten: οὐ γὰρ δόμοισι τοῖσδε πρόσφορον μολεῖν (scil. ὑμᾶς), scheint eher der Sinn zu liegen, dass für diese Tempelstätte die Anwesenheit der Erinyen nicht zuträglich sey, der Tempel also durch dieselbe entweiht wird.

Auf die Uebersetzung folgen S. 163—196 die erklärenden Anmerkungen, die zwar zum grossen Theil nicht für philologische Leser berechnet sind und Solches theilweise wiedergeben, was schon in früheren Commentaren seine Erklärung gefunden hat, aber dennoch auch viel Neues und Treffendes enthalten, was wir bedauern nicht näher hervorheben zu können, um Raum zu gewinnen, den letzten ganz selbstständigen Theil des Buches, die kritischen Anmerkungen, etwas näher zu beleuchten. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass Herr Schömann

Digitized by Google

in denselben eine allseitige Vertrautheit mit der neuesten Literatur der Eumeniden bekundet; wir finden nicht bloss die mannichfach zerstreuten kritischen Beiträge des letzten Jahrzehntes auf's Sorgfältigste benützt, sondern auch die beiden neuesten englischen Bearbeitungen dieser Tragödie von Scholefield (Cambridge, 1843) und Linwood (Oxford, 1844) beachtet. Gar nicht erwähnt finden wir die Ausgabe von Minckwitz (Leipzig, 1838), aber wohl nur aus dem Grunde, weil Herr Schömann in derselben nichts für seine Zwecke Brauchbares finden konnte. Ob derselbe Grund bei den kritischen Notizen zu Aeschylus, die Herr Droysen in der Zeitschr. f. d. Alterth. Wissensch. 1841. Nr. 27 f. mitgetheilt hat, vorwaltete, wagt Rec. nicht zu bestimmen; von den dort mitgetheilten Conjecturen können wir wenigstens keine als entschieden gelungen bezeichnen, höchstens mit Ausnahme von ἐκζέους' V. 823, was aber, wie Herr Schömann mittheilt, schon Musgrave gefunden hat. Jedoch in dem Abschnitte der Einleitung, in welchem Herr Schömann die politischen Beziehungen der Tragödie bespricht, hätten die Andeutungen des Herrn Droysen wohl einige Beachtung verdient. Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns zur näheren Prüfung der gelehrten Erörterungen des Herrn Herausgebers.

Vs. 21. sichert Herr Schömann die Lesart προναία durch Verweisung auf die von Curtius bekannt gemachten delphischen Inschriften gegen die Vermuthung πρόνοια. — Vs. 36. billigt Herr Schömann in dem Verse ὡς μήτε σωκεῖν μήτε μ' ἀκταίνειν στάσιν, mit den meisten Herausgebern das von Stephanus als Variante angeführte βάσιν. Da ἀκταίνειν von den Grammatikern (s. Ruhnken ad Tim. Lex. Plat. p. 20) mit ὑψοῦν, ἐπαίρειν, ὀρθοῦν erklärt wird, so sollte man allerdings βάσιν erwarten. Doch scheint dem Rec. für die Aeschyleische Diction die Annahme nicht zu kühn, der Dichter habe mit στάσιν die durch Furcht wie festgebannten (stehenden) Füsse bezeichnen wollen, welche die Pythia nicht zu heben und fortzubewegen vermochte. — Vs. 65. und 76. wird die Lesart durch Verbesserung der Interpunction von Herrn Schömann sehr gut berichtigt und erklärt. Eben so müssen wir Vs. 103. die Erklärung der handschriftlichen Lesart ὅρα δὲ πλῆγὰς τάζδε καρδία σέθεν billigen, so wie Vs. 92. die Abweisung der Hermann'schen Conjectur ἐκνόμως. Herr Schömann deutet nämlich in den Worten σέβει τοι Ζεὺς τόδ' ἐκ νόμων σέβας die νόμοι von

Digitized by Google

den Satzungen und Vorschriften, nach welchen die dem Zeus untergeordneten Götter die von diesem ihnen übertragenen Aemter, Hermes das des schützenden Geleiters, ausüben. Aehnlich hatte Ref. in einer öffentlichen Erklärung der Eumeniden die Stelle gefasst; Zeus achtet diese Würde, die dem Hermes den heiligen Satzungen gemäss zukommt, nämlich nicht bloss ψυχοπομπός, sondern auch schützender Geleiter der Lebenden zu seyn. — In dem sowohl rücksichtlich der Lesart wie des Sinnes sehr bestrittenen und schwierigen Verse 118. φίλοις γάρ εἰσιν, οὐκ ἐμοῖς προσίκτορες, folgt Herr Schömann der Verbesserung Hermann's: φίλοις γάρ ἐισιν, οὐκ ἐμοί, προσίκτορες, ohne jedoch dessen Erklärung: „denn meine Verwandte, nicht ich, haben Beschützer" billigen zu können, gegen deren Richtigkeit gewichtige Gründe geltend gemacht werden. Doch zweifeln wir sehr, dass die neue, höchst gezwungene Erklärung, die Herr Schömann selbst gibt, Beifall finden werde. Er übersetzt nämlich: „denn die man werth hält, finden Hilf', ich aber nicht." Er fasst also φίλοι im Sinne von „befreundet", Menschen, die den Göttern befreundet sind. — In der überaus schwierigen Chorstelle Vs. 155 ff. nimmt zwar Herr Schömann mit Hermann die Conjectur von Wakefield φονολιβῆ θρόμβον für θρόνον an, weist aber sowohl die von dem Urheber der Emendation als von Herrn Hermann gegebene Erklärung zurück; wie Rec. glaubt, mit vollem Rechte. Doch eben so grosse Bedenken erheben sich gegen die neue Auffassung, die Herr Schömann von der Stelle gibt. Er glaubt nämlich, dass die Worte der Antistrophe so zu construiren seyen: πάρεστι γᾶς ὀμφαλὸν προσδρακεῖν, φονολιβῆ θρόμβον περὶ πόδας περὶ κάρα, αἱμάτων βλοσυρὸν ἄγος ἔχειν ἀρόμενον. Allein dem Ref. scheint eine solche Construction eben so eine Unmöglichkeit, als die Verbindung der Worte πάρεστι γᾶς ὀμφαλὸν προσδρακεῖν mit dem vorhergehenden: φονολιβῆ θρ. περὶ πόδα περὶ κάρα. Letzteres zeigt ein Blick auf den Bau der sich entsprechenden Strophen. Die Strophe lautet nämlich: Ἐμοί δ' ὄνειδος ἐξ ὀνειράτων μολὸν | ἔτυψεν δίκαν διφρηλάτου | μεσολαβεῖ κέντρῳ ὑπὸ φρένας, ὑπὸ λοβόν. | Πάρεστι μαστίκτορος, δαΐου δαμίου, | βαρὺ, τὸ περίβαρυ κρύος ἔχειν. Die Antistrophe lautet: Τοιαῦτα δρῶσιν οἱ νεώτεροι θεοὶ | κρατοῦντες τὸ πᾶν δίκας πλέον, | φονολιβῆ θρόνον περὶ πόδα, περὶ κάρα. | Πάρεστ ιγᾶς ὀμφαλὸν προσδρακεῖν, αἱμάτων | βλοσυρὸν ἀρόμενον ἄγος ἔχειν. Da nun in diesem Strophenpaare nicht bloss Sylbe für Sylbe, sondern selbst ein-

Digitized by Google

zelne Worte einander genau entsprechen (μεσολαβεῖ und φονολιβῆ, ὑπὸ φρένας ὑπὸ λοβόν und περὶ πόδα περὶ κάρα, κρύος ἔχειν und ἄγος ἔχειν, endlich das doppelte πάρεστι), so darf man wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass in den beiden Strophen vor πάρεστι gleichmässig eine grössere Interpunktion zu setzen ist. Dieses von den Tragikern an so vielen Stellen der Chorgesänge festgehaltene Gesetz verdiente wohl einmal in umfassender Weise beobachtet zu werden. Was nun die unzweifelhaft falsche Lesart θρόνον betrifft, so hat die in letzter Zeit von H. L. Ahrens vorgeschlagene Verbesserung θρᾶνον noch am meisten Wahrscheinlichkeit. Ueber die Erklärung verweisen wir auf Fritzsche's zweiten Anhang S. 22. — Vs. 168 f. ποτιτρόπαιος ὢν δ' ἕτερον ἐν κάρᾳ μιάστορ' ἐκείνου πάσεται. Hier vermuthet Herr Schömann erstlich ᾧ κάρᾳ, was dem Ref. unnöthig scheint; sodann glaubt er, dass das Verderbniss ἐκείνου aus der ursprünglichen Lesart μιάστορ' ἐκεῖ (i. e. ὑπὸ τῇ γῇ) πάσεται entstanden, und die fehlende Sylbe durch Einsetzung von αὖτ' vor ἐκεῖ zu ergänzen sey. Allein weit einfacher ist Hermann's Verbesserung ἔστιν οὗ, wenn man nicht lieber ἔστιν ὃν in Verbindung mit ἕτερον = ἑτερόν τινα schreiben will. — Ueber die schwierigen Worte Vs. 179. κακοῦ τε χλοῦνις ἠδ' ἀκρωνία ist auch Herr Schömann nicht in's Reine gekommen, weil bis jetzt alle Versuche einer Verbesserung der Worte κακοῦ τε gescheitert sind, obwohl es ziemlich sicher scheint, dass der Dichter die Entmannung bezeichnen will. Rec. erlaubt sich eine sehr scharfsinnige Emendation, die ihm ein Universitätsfreund, Herr Schwarzmann, schon vor Jahren mitgetheilt hat, einer näheren Erwägung zu empfehlen. Dieser gerieth nämlich auf den Gedanken, κάπρου τε χλοῦνις statt κακοῦ τε χλ. zu lesen, womit zu vergleichen ist die Glosse bei Suidas: κάπρος τὸ αἰδοῖον τοῦ ἀνδρός, und die bei den Epikern vorkommende Verbindung: χλούνης σῦς (s. κάπρος) = σῦς ἐκτομίας. — Vs. 211. schreibt Herr Schömann richtig πίνεσθαι mit Hermann für γενέσθαι. Doch warum wurde nicht auch erwähnt, wie Herr Schömann doch in anderen Fällen pflegt, dass ebenso auch Fritzsche verbessert hat? Hat ja doch Hermann selbst Herrn Fritzsche diese Ehre gelassen; s. Opusc. VI., 2. p. 44. Dasselbe ist der Fall mit der schönen Emendation Vs. 532. λαπαδνόν und Vs. 808. δαναΐδαν, die beide auch Fritzsche gemacht hat, von Herrn Schömann aber nur den Gelehrten Hermann und L. Din-

Digitized by Google

dorf beigelegt werden. Diese Unbilligkeit hat vielleicht in einer Persönlichkeit ihren Grund, wie man aus dem scharfen, gegen Herrn Fritzsche S. 179 ausgesprochenen Tadel muthmassen möchte. An der vorliegenden Stelle hatte übrigens schon Meineke zum Menander p. 226 τίνεσθαι richtig hergestellt. — Gut vertheidigt Herr Schömann Vers 228 ff. die handschriftl. Lesart gegen Hermann; wenn er aber Vs. 239. statt „μόχθοις ἀνδροκμῆσι" μόχθοις ἀρθροκμῆσι verlangt, weil die Erinyen so von ihren eigenen Mühsalen nicht reden könnten, so erlaubt sich Rec. die Nothwendigkeit einer Aenderung sehr zu bezweifeln, indem er es für Aeschylus nicht zu kühn findet, wenn er die Erinyen ihre Mühsale als solche bezeichnen lässt, denen der stärkste Mann erliegen könnte. — Vs. 250. liest Herr Schömann mit Scaliger und Hermann χρεῶν für χερῶν. So nämlich soll, wie Herr Hermann behauptet, der Scholiast offenbar gelesen haben, indem er die Worte: περὶ βρέτει πλεχθεὶς θεᾶς ἀμβρότου ὑπόδικος θέλει γενέσθαι χερῶν so erklärt: ἀνθ' ὧν ἡμῖν χρεωστεῖ πρόςφυξ θέλει γενέσθαι τῆς θεοῦ. Aber Rec. bezweifelt sehr, ob die Worte des Scholiasten zu einer solchen Folgerung berechtigen. Vergleicht man nämlich die Glosse bei Hesychius: Ὑπόδικος· ὑπεύθυνος, χρεώστης, ἔνοχος δίκης, so scheint es ziemlich sicher, dass der über den Sinn der Stelle völlig irregehende Scholiast mit den Worten ἀνθ' ὧν ἡμῖν χρεωστεῖ nicht etwa χρεῶν, was er in seinem Originale fand, sondern ὑπόδικος umschreiben wollte; den von ὑπόδικος abhängigen Genitiv liess er ganz unberücksichtigt. Fasst man nun χέρες im Sinne von „Händewerk, Mord", so ist nicht abzusehen, warum die Conjectur χρεῶν nothwendig seyn sollte, die dem Rec. auch aus dem Grunde anstössig erscheint, weil man weit eher χρέους als χρεῶν erwartete; vergl. Agam. v. 445. Well. — V. 302 f. billigt Herr Schömann Hermann's Verbesserung εὐθυδίκαιοι δ' ἡδόμεθ' εἶναι κτλ. für εὐθυδίκαι δ' ἡδόμεθ' εἶναι. Allein schon die Varianten εὐθυδίκαι οἰδοίμεθ' (Med. Guelf. Rob.), εὐθ. οἰδοίμεσθ' εἶναι (Ald.) etc. machen, abgesehen von der Construction und dem Sinne, die weitere Verbesserung, die H. L. Ahrens im Rhein. Mus. 1842. p. 301. vorgeschlagen hat, εὐθυδίκαιοι δ' οἰόμεθ' εἶναι höchst wahrscheinlich. Es scheint überhaupt, dass Herrn Schömann die im Jahrgang 1842. des Rhein. Mus. enthaltenen Verbesserungen des Herrn Ahrens entgangen sind (Rec. findet nur die im Jahrg. 1844. mitgetheilten berücksichtigt),

Digitized by Google

wenigstens wundert sich Rec., dass Herr Schömann auch Vs. 465, obwohl ihm S. 183 nicht entgangen war, dass ἥξω mit seiner Erklärung nicht wohl verträglich sey, die Conjectur des Herrn Ahrens ζῶ (l. c. p. 302) unerwähnt gelassen hat. — Auf die Besprechung der von Herrn Schömann ausführlich behandelten Stellen kann Rec. an diesem Orte wegen Mangels an Raum nicht eingehen, doch muss er bemerken, dass ihm sowohl die zu Vs. 340. vorgeschlagene Conjectur σπευδομένας ἀπέχειν τινὰ τᾶςδε μερίμνας unzulässig, als auch die Vers 346 ff. versuchte Zurückführung der handschriftlichen Ordnung der Strophen in hohem Grade bedenklich erscheint. — Vs. 413. schlägt Herr Schömann mit grosser Wahrscheinlichkeit vor: σέβουσαί γ' ἀξίαν δ' ἐπαξίως. Nicht geringere Wahrscheinlichkeit hat seine Conjectur Vers 439. κρύψασα· λουτρὸν δ' ἐξεμάρτύρει φόνον für κρύψασα λουτρὸν ἐξεμ. φ. — Als sehr gelungen müssen wir auch die ausführliche Entwicklung des Zusammenhanges der Gedanken in den schwierigen Versen 451 ff. S. 213—219 bezeichnen, wenn auch die zu Vs. 453. angenommene Verbesserung οὕτως δ' ἄμομφον nicht gerade evident zu nennen ist. — Vs. 479 ff. πεύσεται δ' ἄλλος ἄλλοθεν προφω|νῶν τὰ τῶν πέλας κακά, | λῆξιν ὑπόδοσίν τε μόχθων | ἄκεα τ' οὐ βέβαια τλά|μων δὲ μάταν παρηγορεῖ. Dafür verbesserte Hermann mit Rücksicht auf die entsprechende Strophe: λῆξιν ὑπόδυσίν τε μόχθων | ἄκεα τ'· οὐ βέβαια | τλάμων δέ τις παρηγορεῖ. Davon adoptirte Herr Schömann mit Recht die schöne Verbesserung ὑπόδυσιν; jedoch in der Anordnung der zwei letzten Verse ist Herr Schömann offenbar auf richtigerem Wege als Herr Hermann, indem er vorschlägt, nach μόχθων zu interpungiren und so fortzufahren: ἄκεα δ' οὐ βέβαια τλάμων σφέ τις παρηγορεῖ. Allein gegen die Leichtigkeit dieser Verbesserung erhebt sich das Bedenken, dass erstlich μάταν ausgeworfen und dann noch zur Ergänzung der fehlenden Sylbe σφε muss eingeschoben werden; viel einfacher erscheint der Verbesserungsversuch, den Rec. in seinen Vorlesungen über die Eumeniden vorgeschlagen hat: ἄκεα δ' οὐ βέβαια τλάμων μάταν παρηγορεῖ „doch unnütze Heilungen spendend tröstet ein Unglücklicher vergeblich." — Vs. 496 ff. Τίς δὲ μηδὲν ἐν φάει | καρδίας ἀνατρέφων | ἢ πόλις βροτός θ' ὁμοί|ως ἔτ' ἂν σέβοι ἄκαν. Mit den zu diesen entschieden verdorbenen Versen bis jetzt beigebrachten Verbesserungsversuchen zeigt sich Herr Schömann mit Recht un-

Digitized by Google

zufrieden; seinem eigenen neuen Versuche, der sich von den handschriftlichen Spuren zu weit entfernt, τίς δὲ μηδὲν εὐσεβεῖ καρδίας ἄγα τρέ ων etc., legt er selbst keinen grossen Werth bei. Vielleicht ist es dem Rec. gelungen, der Wahrheit etwas näher zu kommen; er gerieth nämlich auf den Gedanken, die Verse so zu lesen: Τίς δὲ μηδὲν ἐν φάσει καρδίας (bei einer Anklage des Herzens, im Bewusstseyn einer Verschuldung) ἂν ἀνατρέων (oder ἀνατρέμων) ἢ πόλις βροτός θ' ὁμοίως ξτ' ἄν σέβοι δίκαν; Mit diesem Gedanken ist zu vergleichen der ähnliche in Vs. 679: τίς γὰρ δεδοικὼς μηδὲν ἔνδικος βροτῶν;

Der uns zugemessene Raum erlaubt nicht, auch noch die weiteren kritischen Bemerkungen des Herrn Schömann im Einzelnen zu besprechen; doch können wir nicht umhin, wenigstens noch auf die scharfsinnige Rechtfertigung der Lesart πάγον δ' Ἄρειον V. 655. gegen die Hermann'sche Conjectur ὄρειον die Freunde des Dichters aufmerksam zu machen. Rec. schliesst mit dem aufrichtigen Wunsche, dass Herr Schömann sein Versprechen, die gelehrte Welt mit einer ausführlichen Bearbeitung der Tragödie zu erfreuen, recht bald erfüllen möge, da schon in seiner vorliegenden, einem grösseren Leserkreis bestimmten Arbeit überall die Hand eines Meisters zu erkennen ist.

Mit dieser Anzeige verbinden wir einen kurzen Bericht über die in Deutschland wenig verbreiteten „Annotationes ad Aeschylum", die von Herrn Wilh. Dindorf in 2 Bänden zu Oxford 1841. erschienen sind. In der Vorrede berichtet Herr Dindorf zuerst über die bis jetzt bekannten Handschriften des Aeschylus, darauf über die Bearbeitungen des Dichters, wo sich Herr Dindorf p. 13 über sein eigenes Werk und den jetzigen Stand der Kritik und Interpretation des Aeschylus in folgender Weise äussert: „Horum igitur aliorumque virorum doctorum studiis etsi multa et praeclara ad has tragoedias et emendandas et explicandas sunt allata, quae commodum in ordinem redacta inutiliumque annotationum mole liberata in commentariis exhibuimus, non diffitendum tamen est magnam eamque difficillimam relictam ab illis esse laboris partem: de quo ego ita sentio, ut non tam reprehendendos esse putem editores quod plurima vel imperfecta reliquerint vel, quod saepissime accidit, corrupta et obscura ne animadverterint quidem, quam laudandos

Digitized by Google

quod tantum quisque praestiterit quantum pro virium suarum modo praestare potuerit.“ Am Schlusse der Vorrede wird noch einiges Weniges von der Sammlung der Scholien bemerkt „quoniam suo loco explicatius erit dicendum, pauca nunc monuisse sufficiat“, und eine grössere Probe von den Scholien des Codex Mediceus, von denen sich Herr Dindorf (s. Anm. f. p. 14.) eine neue Collation verschafft hat, mitgetheilt. — Die Anmerkungen sind theils kritisch, theils erklärend. In den letzteren hat sich Herr Dindorf grösstentheils darauf beschränkt, die Erklärungen der früheren Commentatoren wieder zu geben, so dass Auszüge aus den Anmerkungen von Abresch, Blomfield, Hermann, Schütz, Stanley, Wakefield, Wellauer etc. den grössten Theil seines Werkes einnehmen. In den Eumeniden, an welchem Stücke wir die Arbeit des Herrn Dindorf eines Näheren geprüft haben, sind auch zahlreiche Auszüge aus den Conjectanea von Wieseler, aber, worüber man sich wundern muss, nichts aus Ottfr. Müller's Commentar aufgenommen. Eigene erklärende Anmerkungen des Herrn Herausgebers haben wir, ganz unerhebliche abgerechnet, im Ganzen nur wenige gefunden, wie z. B. in den Eumeniden zu Vs. 69. 229. 498. 822. 931. ed. Well Solche Zusätze vermisst man besonders bei solchen Stellen ungerne, wo Erklärungen, deren Richtigkeit sehr im Zweifel steht, ohne Weiteres ihre Aufnahme gefunden haben. Mehr Selbstständigkeit zeigt Herr Dindorf in den kritischen Anmerkungen; doch müssen wir bei diesen es im hohen Grade missbilligen, dass einerseits unbegründete Conjecturen ohne eindringlichere kritische Prüfung geradezu als richtig erklärt werden, anderseits bei ganz verdorbenen Stellen nicht immer eine Uebersicht der verschiedenen Verbesserungsversuche gegeben, sondern oft nur ein einziger, und sollte er auch ganz unhaltbar seyn, als maassgebend hingestellt wird. So billigt z. B. Herr Dindorf Vs. 21. die Conjectur πρόνοια, Vs. 92. ἐκνόμως, Vs. 103. καρδίας ὄθεν, Vs. 164. θρόμβον, Vs. 655. ὄρειον etc., eben so Vs. 96. das von Hermann eindringlich empfohlene ὧν μὲν ἔκτανον, ὄνειδος ἐν φθιτοῖσιν οὐκ ἐκλάπεται für ὡς μὲν ἔκτανον. Rec. hält einerseits ὧν für unstatthaft, weil der rhetorische Gebrauch des Plurals auf die vorliegende Stelle nicht wohl anwendbar ist (ganz anders ist das Verhältniss in den Worten des Gegensatzes Vs. 100.); anderseits hält er ὡς desshalb für richtig, weil so der Dichter die Clytaemnestra sich wohl als Mörderin, nicht aber

Digitized by Google

geradezu als Gattenmörderin bezeichnen lässt. Vs. 557., wo die Ausgaben lesen: τὴν μητέρ' εἰπὲ πρῶτον εἰ κατέκτονας wird Elmsley's Conjectur zu Eurip. Med. v. 774. „κατέκτανες" empfohlen, weil es so auch Vs. 561. heisse, wo wir lesen: εἰπεῖν γε μέντοι δεῖ σ' ὅπως κατέκτανες. Allein richtig fragen zuerst die Erinyen: „Sage zuerst, ob du der Mörder deiner Mutter bist", und fahren sodann, nachdem Orestes diess bejaht, mit der weiteren Frage fort: „Wie hast du den Mord vollbracht?", wo κατέκτονας eben so unrichtig wäre, als es in der ersten Stelle passend ist. — Noch schlimmer ist, dass Vs. 169., wo die Handschriften verdorben lesen μιάστορ' ἐκείνου πάσεται, bloss Bothe's Conjectur ἐκ κείνου erwähnt, aber die schöne Emendation Hermann's ἔστιν οὗ ganz übergangen ist. Denn dass Aeschylus ἐκ κείνου nicht geschrieben hat, dürfte aus dem entsprechenden strophischen Vers 165. mit ziemlicher Gewissheit erhellen. — Von den eigenen Conjecturen des Herrn Dindorf sind zwei Classen zu unterscheiden; erstlich solche, durch die Kleinigkeiten, wie Accente, Orthographisches, Dialektisches und Aehnliches berichtigt wird; zweitens solche, welche die Construction oder den Sinn betreffen. Zu der ersteren Art gehören Vs. 19. ἀνατί für ἀνατεί, Vs. 85 f. μἀδικεῖν und μἀμελεῖν für μὴ 'δικεῖν und μὴ 'μελεῖν (s. jetzt Ahrens, de Crasi et Aphaeresi p. 26.), Vs. 126. κλαγγάνεις für κλαγγαίνεις, Vs. 238. ἐκματεύομεν für ἐκματεύομεν, Vs. 416. und 536. ἀμυναθοῦ und κατειργαθοῦ, Vs. 457. und 623. πέδοι für πέδῳ etc. In der zweiten Classe von Conjecturen begegnen wir einer ziemlichen Anzahl solcher, welche wir diktatorische nennen möchten; wir meinen nämlich solche, wo durch Annahme von Lücken, Interpolationen, durch Ausstossung von Worten oder endlich durch gewaltsame Aenderungen mit eben so grosser Willkühr als geringem Gewinn der Text behandelt wird. So wird Vs. 50. angenommen, dass der Vers εἰδόν ποτ' ἤδη Φινέως γεγραμμένας den Spuren zweier so zu sondernder Verse:

εἰδόν ποτ' ἤδη . . . . . .
γεγραμμένας . . . . . Φινέως.

seine Entstehung verdanke. Dieselbe Vermuthung wird mit eben so geringer Wahrscheinlichkeit von Vs. 621. ausgesprochen. Lücken von ausgefallenen Versen werden angenommen nach dem oben von uns besprochenen Verse 179 παίδων, κακοῦ τε χλοῦνις ἠδ' ἀκρωνία, nach dem schwierigen Vers 602. τὰ πλεῖστ' ἀμείνων' εὔφροσιν δεδεγμένη, mit noch grösserer Willkühr nach Vs. 819., wo Alles in Ordnung ist, wenn man mit Aenderung eines einzigen Buchstaben ὅσ' ἂν für ὅσην mit H. L. Ahrens schreibt, wie auch Rec. in seinen Vorlesungen vorgeschlagen hat. Auch Vs. 753. soll unvollständig seyn, ohne dass wir ein Warum erfahren. Wegen Fehler des Metri werden als Glosseme erklärt Vs. 333. das Wort ἄκλητος, Vs. 343. das ächt poetische αἱματοσταγές; eben so wird Vs. 753. ohne rechten Grund χθονί ausgemerzt, und Vs. 69. in den Worten γραῖαι, παλαιαὶ παῖδες mit Valckenaer γραῖαι als Glossem bezeichnet und Νυκτός dafür empfohlen. Aber man

Digitized by Google

vergleiche Hom. Odyss. XIX., 346. εἰ μή τις γρηῢς ἐστὶ παλαιή. XXII. 395. γρηῢ παλαιγενές, eben so Iliad. III., 386. Wäre eine Aenderung nöthig, so würde sich Rec. mit γήραι (γήρα) für γραῖαι begnügen. Alles Maass aber überschreitet die Willkühr des Herrn Dindorf Vers 737—747, wo nicht weniger als acht Verse als unächt ausgeworfen werden. — Die übrigen weniger willkührlichen Conjecturen kann Rec. nur kurz nahmhaft machen. Vs. 408. verbessert Herr Dindorf gut κλύειν δίκαιος μᾶλλον ἢ πρᾶξαι θέλεις für δικαίως. Vs. 451. κατηρτυκὼς νόμῳ (für ὅμως), wenn man annehmen dürfe, dass κατηρτυκώς für κατηρτυμένος stehe. Der schwierige Vs. 459. wird mit Benützung des Scholiasten so zu verbessern gesucht: πέμπειν τε δυσπήμαντ' ἀμφνίτως ἐμοί. Vs. 691 f. σύ τοι παλαιὰν διανομὴν καταφθίσας | νῶν παρηπάτησας ἀρχαίας θεάς für παλαιὰς δαίμονας. Viele Wahrscheinlichkeit hat Vs. 725. γαίας für καὶ γῆς; endlich Vs. 1000. wird für ἐπιδιπλοΐζω „ἔπος διπλοίζω" vorgeschlagen. — Wir haben noch einige Bemerkungen zu machen über die Art und Weise, wie Herr Dindorf in Mittheilung der Varianten, die in seine Annotationes verwebt sind, verfahren ist. Hier müssen wir es erstlich missbilligen, dass Herr Dindorf bei einem so schwierigen Dichter wie Aeschylus nicht den ganzen kritischen Apparat aufgenommen hat, so dass noch immer ein Recurs zu Wellauer's Ausgabe stattfinden muss. Auch gestehen wir, dass wir kein rechtes Princip zu erkennen vermochten, warum die einen Lesarten ausgelassen, andere aufgenommen wurden. Der zweite Tadel, der das Verfahren des Herrn Dindorf trifft, besteht darin, dass man sich auf die Richtigkeit in der Angabe der Varianten nicht verlassen darf. Und diess ist selbst der Fall mit den Lesarten des Codex Mediceus, obwohl Herr Dindorf in der Vorrede p. 3. versichert: Huius codicis lectionem ego exhibui integrum etc. Ob diess wahr ist, möge eine Vergleichung der 300 ersten Verse der Eumeniden lehren. Vs. 18. wird auch der Med. unter den Handschriften genannt, die χρόνους lesen, aber die Weigel'sche Ausgabe hat deutlich als Lesart des Med. ὁ θρόνους, Vs. 103. gibt Herr Dindorf καρδία an für καρδία, 112. ἀρκυσμάτων für ἁρκυσμάτων, 231. κακκυνηγέτης für κακκύνηγέτης. Ausgelassen sind die Varianten Vs. 19. δ' ἐστίν, 24. Βρόμιος ἔχει, 114. πέρι (Herr Dindorf hat in seiner Ausgabe περί), 143. πύπαξ, 168. αἰρούμενον, 239. πορεύμασι, 267. σ' ἰχνάσ', 269. δ' ἐκ τις etc. — Bei solcher Sachlage müssen wir es der Wahrheit gestehen, dass wir im Ganzen eben kein günstigeres Urtheil über diese, wie es scheint, mit zu grosser Eilfertigkeit ausgeführte Arbeit des Herrn Dindorf fällen können, als Herr Robert Enger (v. Praef. ad Aristoph. Lysistr. p. VII. sq.) über die in gleicher Weise angelegten Annotationes desselben Gelehrten zu Aristophanes gefällt hat. Indess da ein Mann, wie Herr Dindorf, auch wenn er flüchtig arbeitet, immer einiges Beachtenswerthe zu geben pflegt, so ist sehr zu bedauern, dass der hohe Preis des Buches dasselbe für deutsche Gelehrte wenig zugänglich macht.

C. Halm.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

KURZE ANZEIGEN.

Verfassungswesen des Grossherzogthums Oldenburg, vom Professor Hinrichs in Halle. (Besonders abgedruckt aus den Jeverländischen Nachrichten Nr. 30. 1845.) Jever. Druck der Verlagshandlung Mettcker. 8.

Nicht sowohl eine Beurtheilung als eine einfache Anzeige dieser kleinen Schrift sind wir zu geben im Stande, weil uns der Text der Gesetze selbst, worauf sich dieselbe bezieht, nicht zur Hand ist, nämlich der Landgemeindeordnung für das Grossherzogthum Oldenburg und die Herrschaft Jever vom 28. Dezember 1831, sowie der Stadtordnung für die Stadt Oldenburg vom 12. August 1842 und der Stadtordnung für die Stadt Jever vom 1. Oktober 1844. Nur einige Bemerkungen erlauben wir uns hinzuzufügen. Jedenfalls ist es mit Dank zu erkennen, dass durch einen besondern Abdruck des Aufsatzes in einem weitern Kreise, als der der Leser der Jeverländischen Nachrichten ist, für Bekanntwerdung des Grundbaus zu dem von der Zukunft für die Erfüllung des Art. 13 der Bundesakte zu erwartenden oldenburger Staatsverfassungswerk gesorgt worden ist. Von diesem Gesichtspunkt ging dabei auch der Verf. des Aufsatzes aus, wie schon dessen allgemein gefasster Titel zeigt und, nach dem Zeugnisse der mitgetheilten Einleitungsworte der Landgemeindeordnung (S. 4), in Uebereinstimmung mit der ausgesprochenen Absicht der Regierung, damit eine „wesenliche Grundlage der einzuführenden landständischen Verfassung“ herzustellen. Der Uebergang zu dieser ist schon dadurch angebahnt, dass die Kirchspielausschüsse (oder wie sie anderwärts genannt werden würden, Gemeinderäthe) zur Wahrnehmung der gemeinsamen Angelegenheiten aller Kirchspiele eines ganzen Amts und zunächst eines ganzen Kreises aus ihrer Mitte einen Amtsausschuss und einen Kreisausschuss wählen, die Dem ähnlich, was in andern Ländern unter der Benennung Bezirks- (Kantonal-) Rath und Landrath oder Provinzialstände vorkömmt, eine natürliche und nothwendige Mittelstufe bilden zwischen der Ortsgemeinde und, — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck in diesem Sinn hier anzuwenden — der Landesgemeinde (Landschaft). Manches ist lückenhaft oder unklar in dem Aufsatz, wir wissen nicht immer, ob durch Schuld seines Verfassers oder der Gesetze. So ist z. B. die Stellung des Amts- und Kreisbevollmächtigten undeutlich; ebenso Was man hier unter Bürgerversammlung als „städtischer Behörde“ zu verstehen hat, von der uns gesagt wird (Seite 18), dass ihre Zusammensetzung vom Magistrat abhänge (— Was ja eine wahre Monstrosität wäre! —); worin der noch beibehaltene

Digitized by Google

Unterschied zwischen Bürgern, Beisassen und Gemeindegenossen zur Zeit bestehe, den die besseren Gemeindeordnungen längst aufgehoben haben, selbst die hessendarmstädtische, mit der die oldenburgischen Gemeindegesetze sonst mehrfach übereinstimmen; wie es sich mit der Amtszeit und dem theilweise Austreten der Stadträthe verhalte (S. 17) und dergleichen. Viele Bestimmungen der Land- und Stadtgemeindeordnungen, die meistentheils auch der Verf. rügt, sind gewiss verwerflich. Er zählt dahin mit Grund den im Ganzen viel zu grossen Einfluss der Regierungsbehörden auf die Gemeindesachen, z. B. ihr Recht bei Aufstellung des Voranschlags der Gemeinde (der statt nur auf ein Jahr, auf drei Jahre gemacht werden darf!) die letzte Bestimmung zu geben (S. 21); das Recht des Amts, dem Kirchspielvogt für die Ausschusssitzungen beliebig den Vorsitz abzunehmen; das Recht der Regierung (was z. B. in Hessendarmstadt nicht besteht), sogar bei Ernennung des Kirchspielvogts — resp. Stadtdirektors — sich nicht einmal an einen der drei resp. zwei ihr Vorzuschlagenden zu binden; ferner das Wählen jenes Vogts und seines Beigeordneten nicht durch das Kirchspiel selbst, sondern durch dessen Ausschuss, dem — Was auch seine Bedenken hat — zugleich das Recht übertragen ist, aus seinen Gliedern den Amts- und Kreisausschuss zu wählen; endlich die viel zu lange Amtsdauer des Kirchspielvogts und vollends die lebenlange des Stadtdirektors und des Stadtsyndikus. Dass der Stadtrath und gar in Gemeinschaft mit dem Magistrat die Glieder dieses letzteren wählt, nämlich ausser vier Rathsherrn den Stadtdirektor und Syndikus, ist gewiss ebenso verfehlt, als dass letztere Beiden als eigentliche Staatsbeamte angestellt werden und Gerichtsbarkeit, nicht bloss wie die Kirchspielvögte Ortspolizeiverwaltung haben. Dass ihnen aber diese letzte bleibt, kann Ref. nicht mit dem Verf. missbilligen. Auch dass solche Stadtdirektoren den Vorsitz im Stadtrath führen sollen, die, einmal ernannt, ganz unabhängig von der Bürgerschaft werden und darum sicher nicht immer deren Vertrauen bewahren können, Diess ist ebenso übel, als dass der Vorsitzer der Amts- oder Kreisausschüsse nicht frei gewählt, sondern ein Regierungsbeamter ist. Dass indess diese Ausschüsse eine bloss berathende Stimme haben, ist o enbar weit natürlicher als bei dem Stadtrath. Der Verf. gibt darum mit Recht der preussischen Städteordnung in Hinsicht der Stellung der preussischen Stadtverordneten (deren Beschlüsse den Magistrat binden) den Vorzug. Dagegen ist im Oldenburgischen der Kreis der Stimmberechtigten offenbar ziemlich freisinniger bestimmt und noch entschiedener der Kreis der Wählbaren, wozu jeder Bürger gehört, so jedoch, dass von den 12 Stadträthen 4 Kaufleute, 4 Advokaten, Aerzte oder Staatsdiener sein sollen. Dass ausser den Geistlichen auch die Schullehrer nicht wählbar sind, möchte wohl kaum einem Anstand unterliegen, obgleich der Verf. Diess meint, und ist auch anderwärts angenommen; die Wählbarkeit auch des Amtmanns und Amtsauditors hingegen ist ohne Frage ein grober Missstand. Als Vorzüge vor der preussischen Städteordnung hebt der Verf. noch hervor die ausgezeichnete Art der Stimmgebung, die zur Auflegung neuer Gemeindelasten erfoderte Uebereinstimmung der städtischen Behörden, die berathende Stimme der Bürgerversammlungen in wichtigen städtischen Angelegenheiten. Dass die Administrativbehörde wegen unbürgerlichen oder unsittlichen Betragens das Stimmrecht entziehen kann (wie es in Preussen die Stadtverordneten können),

Digitized by Google

finden wir keineswegs hart, weil es nur auf Antrag des Stadtraths oder des Magistrats auf Gutachten des ersteren und nur auf vier Jahre geschehen darf. Ebenso finden wir (gegen den Verf.) in der Unterstützung aus Armenmitteln und im Gant einen hinreichenden Grund der Entziehung. — Eine solche Grund verschiedenheit zwischen Stadt- und Landgemeindeordnung, wie in Preussen, ist zwar im Oldenburger und Jeverer Lande nach Dem was uns der Verfasser mitgetheilt hat keineswegs zu finden; dennoch aber fodert er mit Recht Uebereinstimmung beider in allem Wesenlichen, und es ist zu hoffen, dass die oldenburgische Regierung ihrem Versprechen gemäss hierauf, zugleich aber auf freisinnige Vermehrung der Selbständigkeit des Gemeindelebens überhaupt, ernstlich Bedacht nehme. Denn nur dadurch kann der sichere Grund zur Entwickelung eines echten Staatsbürgersinns und einer durch diesen belebten und verbürgten wahrhaft volksthumlichen Staatsverfassung gewonnen werden.

K. Röder.

Grundriss der Geognosie und Geologie als zweite Auflage der Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie von Dr. Bernhard Cotta, Professor der Geognosie in Freiberg. Erste Lieferung, die innere Geognosie und die Tabellen enthaltend. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1845. 112 S. 8.

Die erste Ausgabe dieses Werkes erschien im Jahre 1842, gleichfalls in Lieferungen; doch war ein ganz anderer Plan zu Grunde gelegt. Es zerfiel hauptsächlich in vier Abtheilungen: 1) Elemente der Geognosie; 2) System der Geognosie; 3) Elemente, System und Geschichte der Geologie, und 4) Lithurgik und Bodenkunde. Von diesem früheren Plane weicht der Verf. in der zweiten Ausgabe völlig ab; die Gründe zu der gänzlichen Umgestaltung seiner Schrift verspricht er uns mit der zweiten Lieferung, die noch in diesem Jahre erscheinen wird, zu geben; dieselbe soll namentlich den geologischen Theil enthalten.

Der kurze Zeitraum — kaum drei Jahre — in welcher Cotta's Geologie vergriffen wurde, ist der bündigste Beweis, die beste Lobrede für die Brauchbarkeit des Buches. Es vereinigt aber auch sehr Vieles, und entspricht besonders zwei Haupt-Anforderungen: die wichtigsten Thatsachen und Momente aus dem grossen Felde der Geologie sind einfach und klar dargestellt; ferner, sehen wir hier nicht in ein Chaos, in ein Gewirre geologischer Theorieen, wir hören nicht von den Meinungs-Kämpfen plutonischer und neptunischer Hypothesen, die den Anfänger nur von dem rechten Pfade ablenken; der Hauptzweck der Schrift ist, wie der Verf. in der Vorrede sagt, nicht etwas Neues aufzustellen, sondern die Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande übersichtlich und für den Anfänger bequem darzustellen und dabei auf ihre praktische Anwendung Rücksicht zu nehmen. Da das Buch vorzugsweise für deutsche Forstwirthe, Landwirthe und Techniker bestimmt ist, so sind manche mehr abstracte Theile der Geognosie und Geologie nur kurz und oberflächlich behan-

Digitized by Google

delt worden, so z. B. die Versteinerungen, die vulkanischen Erscheinungen und die Literatur; aus demselben Grunde ist allen, Deutschland nicht unmittelbar berührenden Verhältnissen und Arbeiten nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet worden.

In der zweiten Ausgabe seiner Geologie — die übrigens, wie die erste, eine practische Tendenz hat, und welcher gewiss ein gleicher Beifall zu Theil werden wird — beginnt Cotta mit der äusseren Geognosie oder physikalischen Geographie. Die Haupt-Quellen, aus denen der Verf. schöpfte, sind Berghaus's physikalischer Atlas, Bronn's Geschichte der Natur, Fr. Hoffmann's Werke, Lyell's „principels of geology" und der vierte Band von Leonhard's populärer Geologie. — Besonders ausführlich, und wohl mit vollem Rechte, sind die Mittheilungen über „Eiswirkungen", da gerade in jüngster Zeit die Gletscher und Gletscher-Theorieen zu gar vielen und verschiedenen Erörterungen Veranlassung gaben. Auch die vulkanischen Erscheinungen sind sehr vollständig zusammengestellt. Am Schlusse der physikalischen Geographie fasst Cotta noch einmal in einem „Rückblick" das Wichtigste zusammen; Ref. erlaubt sich, namentlich auf diesen „Rückblick" aufmerksam zu machen, da mit wenigen Worten Vieles gesagt ist.

An die physikalische Geographie reiht sich eine kurze Charakteristik der Gesteine. Für die zusammensetzenden Mineralien sind Breithaupt's populäre, und da, wo diese zur sicheren Bestimmung nicht ausreichten, auch dessen wissenschaftliche Benennungen gewählt. Die ältere Literatur von 1830, die zum Theil unbrauchbar geworden ist, wurde nur ausnahmsweise berücksichtigt, die neuere aber sehr vollständig angeführt. — An die Charakteristik der Gesteine (welcher ein besonderes Register beigefügt ist) schliesst sich die „Reihenfolge der Schichtgesteine", die in absteigender Ordnung aufgezählt sind, stets von einer reichhaltigen Literatur begleitet. Bei einer jeden Formation sind genau deren Aequivalente, ihre Verbreitung und charakteristische Petrefacten (Leitmuscheln) angegeben; ebenso sind die gleichzeitigen Eruptiv- und Tuffbildungen angeführt.

Den Wunsch des Ref., dass der ersten Lieferung recht bald die zweite folgen möge, werden gewiss Viele theilen. Die Ausstattung der ersten Lieferung ist, wie man es von der Arnold'schen Buchhandlung gewohnt, sehr gut.

Grundriss der Versteinerungskunde von Hanns Bruno Geinitz, Dr. phil. Erste Lieferung. Mit 8 Steindrucktafeln. Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung. 1845. VIII. und 224 S. gr. 8.

Der Verf. hat seinen Namen bereits vortheilhaft bekannt gemacht durch einige Schriften und Aufsätze petrefactologischen Inhalts; wir nennen hier nur dessen „Charakteristik der Schichten und Petrefacten des sächsischen Kreidegebirges." Dankbar müssen wir das Streben des Verfassers erkennen, welcher die schwere Aufgabe übernommen, durch seinen „Grundriss der Versteinerungskunde" einem allgemein gefühlten Bedürfniss abzuhelfen.

Digitized by Google

Die Petrefactenkunde hat — und sicher mit vollem Rechte — eine immer höhere Bedeutung erlangt; für das Studium der geschichteten Gebilde ist sie unentbehrlich geworden. Erst durch die Kenntniss jener zahllosen, zum Theil so räthselhaft und phantastisch, zum Theil so einfach gestalteten Thiere, welche einst in wildem Chaos die alten Meere bevölkerten, die wir nun bald vereinzelt, bald in unzähligen Massen in diesen und jenen Gesteinen eingeschlossen finden, gelangte die Geologie auf den Standpunkt, welchen sie jetzt einnimmt. Wie seltsam und denkwürdig ist nicht die bestimmte Vertheilung gewisser Thier-Geschlechter für gewisse Gebirgs-Schichten, welchen Leitfaden bietet sie nicht, um in dem grossen Labyrinthe der Natur vorzudringen! Ein Quell des Lichtes ist die Petrefactenkunde für die Geologie geworden; mit raschem Fluge forteilend, hat sie sich zur selbstständigen Wissenschaft emporgeschwungen, ist gegenwärtig ein Lieblings- und Mode-Studium.

Wir wollen versuchen, kurz den Inhalt der ersten Lieferung der Versteinerungskunde mitzutheilen, sowie die Ordnung, welche Herr Geinitz dafür gewählt hat; dabei gelegentlich kennen lernen, was der Verf. über das Auftreten und die Verbreitung der verschiedenen Thier-Classen in den einzelnen Formationen sagt. — A. Wirbelthiere. I. Säugethiere. 1. Zweihänder. Der Mensch. Wenn man die Nachrichten in Bezug auf das Vorkommen angeblich fossiler Menschen zusammenfasst, so ergiebt sich, dass bis jetzt noch kein Beispiel von einer Auffindung ihrer Reste aus Bildungen bekannt ist, welche älter als das Diluvium wären. — 2. Vierhänder. Reste fossiler Affen wurden in tertiären Schichten in neuerer Zeit entdeckt; kürzlich hat man auch von Affen der neuen Welt Fragmente in Höhlen Brasiliens aufgefunden. — 3. Handflügler. Kommen nur in tertiären Bildungen vor. — 4. Fleischfresser. a) Insectenfresser; sie beginnen mit den mittleren Schichten der Tertiär-Formation. b) Raubthiere; finden sich vereinzelt zuerst in tertiären Gebilden, während das Diluvium und die Höhlen an ihnen so reich sind. — 5. Beutelthiere. Wahrscheinlich lebten Thiere dieser Ordnung schon zur Zeit der Jura-Epoche, und sind die ältesten Repräsentanten der Beutelthiere. — 6. Nagethiere; in Knochen-Höhlen und in der Tertiär-Formation. — 7. Zahnlose. Gehören der Diluvial- und Tertiär-Epoche an. — 8. Dickhäuter. Diese Ordnung ist von grosser Bedeutung für die Tertiär- und Diluvial-Formation. — 9. Wiederkäuer oder Zweihufer. Beginnen erst in den mittleren tertiären Bildungen und nehmen mit den jüngeren Schichten an Häufigkeit zu. — 10. Fischsäugethiere. In den älteren tertiären Schichten; nicht häufig. — II. Vögel. Man hat im bunten Sandstein Vogelfährten aufgefunden; ausserdem Knochen in der Kreide-Formation, ferner in tertiären und jüngeren Schichten. — III. Amphibien. 1. Schildkröten. Die älteste Spur einer Schildkröte wurde im bunten Sandsteine nachgewiesen. — 2. Saurier. Die ältesten Saurier kommen im Kupferschiefer vor. — 3. Schlangen. Sind mit Sicherheit nur in tertiären Bildungen nachgewiesen. — 4. Lurche. Kennt man auch aus keiner älteren, als der Tertiär-Formation. — IV. Fische. — Der Mangel an Raum gestattet uns nicht, hier auf die einzelnen Ordnungen einzugehen; wir wollen nur des Verfassers Bemerkungen über das allgemeine Auftreten der Fische hören; sie beginnen in kleiner Anzahl schon im Uebergangsgebirge, zahlreicher werden sie in der Steinkohlen-, Zechstein- und Muschelkalk-Formation. Den Placoïden, als den ältesten For-

Digitized by Google

men, gesellten sich erst in der oberen Abtheilung der Grauwackengebilde die Ganoïden zu, und von ihnen zeigen sich bis vor der Bildung des Lias nur Heterocercen. In der Jura-Formation finden sich die beiden Ordnungen der Placoïden und Ganoïden in grösster Menge. Mit der Formation der Kreide sieht man jene bei den Ordnungen, welche in der lebenden Schöpfung vorwalten, die Ctenoïden und Cycloïden zum erstenmale auftreten, doch kommen hier noch mehr als zwei Drittel jetzt nicht mehr lebender Gattungen vor. In den unteren Tertiär-Bildungen gehören etwa zwei Drittel der Arten jetzt lebenden Gattungen an, und die Arten der Molasse, der oberen Subapenninen-Formation und des Crags von Norfolk erstrecken sich meistens auf gemeine Gattungen der tropischen Meere. — B. Gliederthiere. V. Insecten. Fossile Insecten kommen hauptsächlich in Süsswasserbildungen vor; die ältesten wurden in der Steinkohlen-Formation aufgefunden. — VI. Spinnenthiere. Bekanntlich zählt man fossile Spinnen zu den Seltenheiten. — VII. Krebse. Schon in den ältesten Meeren kommen Krebse vor, doch tragen sie einen der jetzigen Schöpfung ganz fremden Typus; erst in den mittleren Formationen nähern sie sich mehr den lebenden Gattungen. Zu den in dieser Classe besonders wichtigen Familien gehören die Trilobiten, welche zu den ältesten Bewohnern früherer Meere zu rechnen sind; sie verbreiten sich vom Thonschiefer aufwärts bis in die Steinkohlen-Formation.

In dem interessanten Abschnitte, der mit den Trilobiten beginnt, endigt die erste Lieferung; die beiden letzten sollen noch im Laufe des Jahres erscheinen. Der ersten Lieferung sind, wie oben bemerkt wurde, acht Steindrucktafeln beigegeben, das ganze Werk wird sechs und zwanzig enthalten. Die Ausführung der acht ersten Tafeln (vom Lithographen Assmann), sowie Druck und Papier, sind sehr lobenswerth.

Tellus oder die vorzüglichsten Thatsachen und Theorieen aus der Schöpfungsgeschichte der Erde. Für Freunde der Naturwissenschaft allgemein fasslich dargestellt von Dr. A. Sonnenburg. Mit zwei lithographirten Tafeln. Bremen. Verlag von A. D. Geissler. 1845. X. und 465 S. 8.

Eine Reihe populärer Vorträge vor einem Kreise gebildeter Zuhörer hat Veranlassung zu dieser Schrift gegeben; mit Sorgfalt hat der Verfasser den Gegenstand behandelt, mit grossem Fleisse und mit vieler Sachkenntniss alles Wissenswerthe und Denkwürdige aus den neuesten geographischen und geologischen Werken zusammengestellt. Das rege Streben nach Aufklärung, unserem Jahrhunderte eigenthümlich, hat sich auch auf die Wissenschaften erstreckt. Während es Gelehrten früherer Zeit gefiel, ihre wissenschaftliche Thätigkeit in einen geheimnissvollen Schleier zu hüllen, haben seit Kurzem mehrere hochverdiente Männer sich das ehrenvolle Ziel gesetzt, durch natürliche, einfache und ungekünstelte Darstellung ihrer Wissenschaft sie für eine grössere Zahl Gebildeter verständlich zu machen; diess gilt namentlich von Physik, Chemie und Geologie, die immer mächtiger in das Leben eingreifen und eine gewisse Kenntniss derselben um so nothwendiger machen.

Digitized by Google

Schwer ist die Kunst, populär zu einem nicht gebildeten Publikum zu reden; wie Viele haben dabei Schiffbruch gelitten, wie Viele haben ihre Zuhörer oder Leser, statt sie vorsichtig und langsam auf der Wissenschaft verwickeltem Pfade zu leiten, auf Irrwege geführt, von denen sie keinen Ausgang mehr finden konnten. Aber Einzelnen ist hingegen das schöne Talent, sich einem grossen Publicum leicht verständlich zu machen, in hohem Grade verliehen; wir wollen hier beispielsweise nur den Physiker Bischof in Bonn nennen — aus dessen Schriften der Verfasser vorliegenden Werkes manche Belehrung geschöpft — der durch seine populären Vorlesungen sich ein nicht weniger grosses Verdienst erworben, als durch seine „Wärmelehre“ und andere geistvolle Forschungen.

Der Weg, welchen unser Verfasser in seinem Werke eingeschlagen, ist folgender. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Begriff Geologie erörtert wird und einer gedrungenen Darstellung der Kosmogenieen der Brahminen, Sinesen, Perser, der Edda, der Aegypter und Juden, beginnt derselbe mit dem ersten Abschnitte die allgemeinen physischen Verhältnisse der Erde. Im zweiten Abschnitte spricht der Verfasser von den hauptsächlichsten Veränderungen des Festlandes; dieser Abschnitt zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: 1) Veränderungen, welche durch das Meer und die Atmosphäre bewirkt worden, und 2) Veränderungen der Erdoberfläche, welche durch vulkanische Ausbrüche und Erdbeben bewirkt worden; ein an vielen interessanten und wichtigen Thatsachen reiches Capitel. Der dritte Abschnitt scheidet sich, schon der Natur der Sache nach, in zwei Theile; er handelt von den organischen Fossilien in der Erdrinde, also 1) von den Pflanzen der Jetzt- und Vorwelt, und 2) von den Thieren der Jetzt- und Vorwelt. Der vierte Abschnitt endlich enthält verschiedene Hypothesen und Theorieen über die Entstehung der Erde. — Dem Werke, dessen Ausstattung gut ist, sind noch zwei lithographirte Tafeln beigegeben; erstere zeigt den bekannten idealen Durchschnitt eines Theiles der Erdrinde, auf letzterer sind verschiedene Gegenstände abgebildet, unter andern vergrösserte Infusorien, characteristische Versteinerungen, einige kleine geologische Profile u. s. w. — Der Verfasser darf sich überzeugt halten, dass der Wunsch, den er im Vorworte ausspricht, erfüllt ist; er sagt nämlich: „möge die Darstellungsweise, die Anordnung und Ausführung, welche nicht streng wissenschaftlich gehalten werden konnte, den Kennern und Meistern der Wissenschaft nicht missfallen, und möge der Freund der Wissenschaft, dem es gewidmet ist, eine genügende Deutlichkeit, einen geordneten und fliessenden Vortrag und eine nicht in Weitschweifigkeit ausgeartete Reichhaltigkeit darin nicht vermissen, dann würde mein Zweck vollkommen erreicht seyn.“ — Kenner werden das Buch gewiss nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Verhandlungen der Russisch-Kaiserlichen mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Jahr 1844. Mit XI. Steindrucktafeln. St. Petersburg. Gedruckt bei Carl Kray. 1844. 255 S. 8.

Schon zu wiederholten Malen wurden in diesen Blättern die Leistungen der mineralogischen Gesellschaft zu Petersburg besprochen (s. Jahrg. 1843.

Digitized by Google

S. 801 ff. und 1844. S. 760.). Dieser Jahrgang zeichnet sich nicht minder wie die früheren durch eine Reihe gehaltvoller und interessanter Aufsätze aus.

Der Inhalt ist folgender: I. Fragmentarische Ergänzungen zu den Ablagerungs-Verhältnissen der Formationen des westlichen Theiles des Orenburgischen Gouvernements vom Major Wangenheim von Qualen. (Ein Nachtrag zu der im Jahrgange 1843 der Gesellschaft gedruckten Abhandlung.) II. Notiz über den alten rothen Sandstein an der Ischora, von A. Graf Keyserling. — III. Kupfererze des Orenburgischen Gouvernements, vom Major Wangenheim von Qualen. Wir lernen aus diesem Aufsatze die erstaunliche Menge von Kupfererzen kennen, welche das Orenburgische Gouvernement aufzuweisen hat. „Nirgends im Weltraume", sagt der Verfasser, „findet man wohl einen so allgemein verbreiteten Kupfererz-Reichthum, als am westlichen Abhange des Urals, in den Gouvernements von Orenburg und Perm; doch ist in der Nähe des Urals mit einigen Ausnahmen, sowohl die Güte als besonders die Menge der Erze ungleich grösser und die erzführenden Schichten mächtiger, als in der Entfernung von diesem Gebirge. Im südlichen Theil des Orenburgischen Gouvernements, besonders auf der südlichen Seite des Obstschy-Syrt bei Orenburg, Kangala, Bitkulowa an der Sakmara und sogar bis in die Kirgisensteppe, findet sich eine unzählige Menge reicher Kupfergruben, die im Durchschnitt von 3 bis 5 p. C. Kupfer liefern. Es giebt hier Gegenden, z. B. auf einer Hochebene (Syrt) unweit Kargala, wo Erzgrube an Erzgrube grenzt, die Bergleute der verschiedenen Privat-Hütten, denen alle diese Gruben angehören, sich unter der Erde begegnen, und wo die alten Halden oft zu wenig Raum lassen, um einen neuen Schurf anzulegen." — IV. Zweiter Beitrag zur Paläontologie Russlands von Dr. S. Kutorga. Beschreibung einiger wichtigen, zum Theil neuen Versteinerungen, durch Abbildungen erläutert. — V. Geognostischer Umriss des nordwestlichen Ehstlandes von Major A. von Osersky. Ein höchst interessanter Aufsatz, der sich indess nicht leicht auszugsweise mittheilen lässt, ohne das uns bestimmte Ziel zu überschreiten; wir bemerken nur, dass die silurische Formation Ehstlands zu ihrer Basis Sandstein hat, der zu wiederholten Malen mit bituminösem Thonschiefer wechselt; auf letzterem ruht eine Schichte grünen Sandsteines, dann folgt Kalkstein mit Chlorit-Körnern, hierauf erscheint wieder Sandstein, der vom unteren durchaus verschieden ist, von anderen Kalksteinen bedeckt. Auf diesen liegt aufgeschwemmtes Land, sodann Dammerde mit erratischen Blöcken bedeckt, die zum Theil von gigantischem Umfange sind. Der Verf. zieht aus seinen geologischen Beobachtungen folgende drei Schlüsse: 1) Die örtliche Eintheilung der ganzen silurischen Gruppe in neun Schichten, die man sich in drei, sich durch lithologische und paläontologische Kennzeichen unterscheidenden, Etagen bequem vereinigen kann; 2) Oertliche Hebungen haben stattgefunden, welche die Regelmässigkeit der Schichten gestört haben; und 3) ist eine Einwirkung unterirdischer Kräfte anzunehmen, welche eine allgemeine Hebung Ehstlands und ein Zurücktreten des Meeres hervorbringen. — VI. Notiz über das Uralische Platin von M. Kositzky. — VII. Ueber die Scheidung des Iridiums am Münzhofe zu St. Petersburg, von M. Kositzky. — VIII. Ueber die allgemeinen Beziehungen zwischen den älteren paläozoischen Sedimenten in Scandinavien und in den baltischen Provinzen Russlands, von R. J. Murchison. Der Name des gefeierten Verfas-

Digitized by Google

sers bürgt für den Werth dieser Mittheilung. Murchison hat sich um die Geologie Russlands ein nicht geringes Verdienst erworben; vor Kurzem hat dieser unermüdliche Naturforscher ein grösseres Werk über Russland vollendet. — IX. Beschreibung einiger Goniatiten aus dem Domanik-Schiefer, von A. Graf Keyserling. — X. Notiz über die fossilen Knochen des Cetotheriums, von Dr. Brandt. — Den Schluss bilden besondere Angelegenheiten der Gesellschaft. —

Es ist in hohem Grade erfreulich, aus diesen Verhandlungen der mineralogischen Gesellschaft zu Petersburg zu sehen, wie eine Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer mit regem Eifer sich bemühen, in die Kenntniss der mineralogischen und geologischen Verhältnisse eines Landes einzudringen, das durch seine Grösse und mannichfachen Schätze dem Forscher ein nur zu reiches Feld bietet; so lange Männer wie Kutorga, Keyserling, von Qualen, Osersky, Pott und Wörth dieses lobenswerthe Streben zeigen, dürfen wir hoffen, in den Verhandlungen der Petersburger Gesellschaft auf interessante Mittheilugen zu stossen.

Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen im Jahre 1843 von W. Haidinger. Mit einer Tafel. Erlangen, 1845. Verlag von Ferdinand Enke. S. 150. 8.

Kaum dürfte Jemand mehr geeignet sein, dem mineralogischen Publicum eine solche Uebersicht zu geben, als der würdige Haidinger, einer unserer ersten Mineralogen; und es ist erfreulich zu sehen, dass trotz dem gegenwärtig geringeren Eifer für Oryktognosie doch manche werthvolle und schätzbare Entdeckungen und Bereicherungen im Laufe des Jahres 1843 dieser Wissenschaft zu Theil ge orden sind. Der Verf. hat die einzelnen, aus den Zeitschriften und anderen Werken gesammelten Daten nach der Ordnung des Mohsischen Systems an einander gereiht. Wir wollen uns darauf beschränken, aus dieser Uebersicht mehrere besonders wichtige Thatsachen hervorzuheben und zuerst einige der neuentdeckten Mineralien nennen. Forchhammer hat ein von Krusevig auf den Faröern vorkommendes Mineral analysirt und benannt. Dasselbe bildet Lagen auf zersetzter Lava und steht, was seine Zusammensetzung betrifft, dem Brochantit nahe; nach seinem Fundorte heisst es Krisuvigit. — Eine neue Feldspath-Species wurde von Glocker bekannt gemacht; sie findet sich in Gangtrümmern in Serpentin bei Frankenstein in Schlesien und heisst Saccharit. Bei der Versammlung der Naturforscher in Grätz, zeigte Dr. Stotter von Insbruck ein, von ihm Libenerit benanntes, Mineral vor. Es dürfte wohl eine pseudomorphe Bildung von einer Art Thonerdesilicat, einem Steinmark, nach Nephelin sein. Die Substanz findet sich in sechsseitigen Prismen in Feldstein-Porphyr im Fleimser-Thal in Tyrol. Voltait wurde ein Mineral benannt, das Abich und Scacchi untersuchten, welches in der Solfatara von Pozzuoli vorkommt; wahrscheinlich ein Eisenalaun. Forchhammer analysirte eine, aus Zersetzung der isländischen vulkanischen Gebilde hervorgehende Substanz (wohl einem Alaun analog) und nannte sie Hversalt.

Digitized by Google

Fernère neue Mineralien — deren Selbstständigkeit zum Theil wohl bezweifelt werden dürfte — sind noch: Gymnit, Didrimit, Paragonit, Margarodit, Fuchsit, Peristerit, Perthit, Erythrit, Silicit u. s. w. Unter den Chemikern, die sich durch Mineral-Analysen verdient machten, nennen wir besonders Abich, Boussingault, Damour, Delesse, Dufresnoy, Forchhammer, Kersten, Rammelsberg, Schaffhäutl. Von den Angaben im Gebiete der topographischen Mineralogie wollen wir auch nur einige erwähnen. Nach Gutbier fand man in einem Steinkohlenschurfschachte der Zwickauer Bürgergewerkschaft in der Nähe der Stadt, in saigeren Klüften im rothen Schieferletten des Rothliegenden zwei Ellen mächtig und im Thonsteinporphyr gediegnes Kupfer in Platten und Blechen von einer Linie Stärke bis zum dünnsten Häutchen. — Beck berichtet von ausgezeichneten Apatit-Krystallen, die zu Hamond in New-York vorkommen; einer war fast einen Fuss lang und wog 18 Pfund; auch führt derselbe Kalkspath-Krystalle aus den Bleigruben von Rossin in New-York an, die höchst merkwürdig sind. Es finden sich rundherum ausgebildete, von einem Fuss im Durchmesser; einer wog hundert und fünf und sechszig Pfund. — Ueber die optischen Erscheinungen, welche verschiedene Andalusite und Diaspore wahrnehmen lassen, theilte Haidinger interessante Angaben mit. G. Rose und P. Riess machten die Pyroelectricität der Mineralien zum Gegenstande ihrer Forschungen. Von den einzelnen, aus vermischten Schriften entnommenen, Daten wollen wir hier nur noch der interessanten Beobachtungen Bischof's gedenken. Der geistvolle Chemiker hat eine Reihe lehrreicher Untersuchungen angestellt, um sich über Bildung der Gangmassen zu unterrichten. Er sieht z. B. den Bleiglanz als einziges primitives Bleierz an, aus welchem alle Bleiverbindungen hervorgegangen. Zu den räthselhaftesten Erscheinungen gehört die Bildung des Barytspathes auf Gängen, welcher auch Bischof eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkt.

An diese aus den vermischten, isolirten Beobachtungen hervorgehobenen Thatsachen wollen wir eine kurze Uebersicht der wenigen mineralogischen Schriften reihen, welche das Jahr 1843 brachte. Den ersten Platz verdient hier sicherlich Blum's Werk: die Pseudomorphosen, welchem auch Haidinger das verdiente Lob angedeihen lässt; er sagt „ein Werk voll gründlicher Kenntniss und eigener, unabhängiger Forschung in dieser wichtigen Abtheilung unserer mineralogischen Studien.“ Von Lehrbüchern erschienen: Hartmann, Handbuch der Mineralogie, und Kurr, Grundsätze der ökonomisch-technischen Mineralogie. Ersteres gibt besonders ein Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Mineralogie; über letzteres hatten wir schon früher Gelegenheit Bericht zu erstatten. [Siehe den vorigen Jahrgang dieser Blätter, S. 814 und 815.]. Im Gebiete der chemischen Mineralogie ist die Fortsetzung von Rammelsberg's trefflichem Handwörterbuch der Chemie noch besonders hervorzuheben. — „Wenn ich auch nicht unbedingte Vollständigkeit erreichen konnte“, sagt Haidinger am Schlusse seiner Schrift, „so fehlt doch gewiss von dem Wichtigsten, was die mineralogische Literatur in dem abgelaufenen Jahre gebracht hat, nicht sehr Vieles. Dafür sorgt insbesondere unsere periodische Presse, die, Bienen gleich, das Werthvolle zusammenträgt. Ebenso wie die Arbeit der Bienen ist aber auch die des wissenschaftlichen Mineralogen selbst, der sich bescheiden muss, ein kleines Scherflein zu dem Ganzen beizutragen, woraus

Digitized by Google

unsere Lehre besteht, und das selbst nicht ins Unendliche reicht, obwohl das Resultat jahrelanger Forschung so vieler Männer, die uns als Muster zur Nachahmung vorleuchten." — Möchte die Zukunft uns eine ähnliche Uebersicht der mineralogischen Forschungen des Jahres 1844 bringen, von einem ebenso gewichtigen, ebenbürtigen Schiedsrichter, als es der hochverdiente Haidinger ist.

G. Leonhard.

Drei mittelhochdeutsche Gedichte. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Karl Schädel. Hannover, 1845. 49 S. 8.

Herr Schädel hat schon früher durch seine Ausgabe der Wiener Meerfahrt seinen Eifer für die altdeutsche Literatur kund gethan. Nicht weniger lässt sich nun auch bei dem vorliegenden Schriftchen die gute Absicht des Herausgebers wahrnehmen, durch Mittheilung dreier, bisher noch ungedruckter (?) Gedichte den Kennern und Freunden jener Literatur einen dankenswerthen Dienst zu erweisen. Wir leugnen nicht, dass jeder Zuwachs, womit wir unsern Besitz altdeutscher Dichtungen vermehrt sehen, erwünscht und förderlich sei, und nehmen daher auch Herrn Schädel's Gabe, zwei kleine Marienlegenden und ein sogenanntes Beispiel, freudig auf. Doch da dem Herausgeber eine so reichhaltige Handschrift zu Gebot stand, nämlich die Heidelberger Nr. 341, in der uns, wie er selbst sagt, über 200 kleinere Gedichte aufbewahrt sind, so darf man sich billig wundern, dass er nur diese drei Gedichte, welche zusammen 404 Zeilen enthalten, und nicht eine grössere Anzahl ausgewählt habe. Denn kaum ist es glaublich, dass alles Uebrige schon aus andern Handschriften gedruckt sei, und selbst in diesem Fall würde ein neuer Druck nichts geschadet haben, da z. B. die in Lassberg's Liedersaal befindlichen kleinern Gedichte gar nicht im Buchhandel sind, und da es überdiess ein Gewinn für die Kritik ist, bei einem Werke mehr als eine Handschrift benützen zu können.

Was uns aber ganz tadelnswerth scheint, ist die eigenthümliche Behandlung des Textes, ein beständiges Schwanken zwischen diplomatischer Treue und mannigfachen Aenderungen der Orthographie, der Grammatik oder selbst des Sinnes. Wir wollen diesen Vorwurf durch einige Beispiele zu rechtfertigen suchen. Im ersten Gedicht Vers 13 und 14 heisst es:

mohte man dô schowen
jâmer an der vrowen.

Diess sind 2 Verse mit je 3 Hebungen, folglich muss die Penultima in jedem der beiden Reimwörter lang sein. Herr Schädel hat aber die Bequemlichkeit der Schreiber, die vor w den zweiten Vocal des Diphthongen ou gern sparen (schowen statt schouwen), selbst gegen die Regel des Verses beibehalten. Denselben Fehler finden wir auch I., 35. II., 73. In ersterer Stelle wird des Verses wegen auch meisterliche zu lesen sein statt meisterlichen:

und meisterliche gehouwen

Digitized by Google

Bei dem vocalischen Ausgang des Worts wird nämlich die Verschluckung des Vocals in der zunächst folgenden Silbe ge möglich gemacht. Ich habe noch andre unebne Verse gefunden, die ebenso leicht zu bessern gewesen wären, z. B.:

II., 16. si wâren im alle des bereit.
ebend. 108. si wâren des gruozes wol gemeit
ebend. 63. er machet iuch saelic unde wert.

Man lese in den beiden erstern wârn, in letzterm macht. In demselben Gedicht Vers 117 wird es besser und begondens gote danc sagen heissen. Statt:

I., 20. an gotes muoter Marîen

ist wohl gotes maget (letzteres Wort, aus 2 kurzen Silben bestehend, darf einsilbig gelesen werden, nicht aber muoter) zu setzen. Man vergleiche Vers 119 edel kiusche gotes maget. Ein unerträglicher Reim findet sich II., 48. kurz : buhurt. Das erste Wort muss kurt lauten, welche Nebenform von kurz Herrn Schädel nicht unbekannt hätte sein sollen.

Bisher haben wir gesehen, dass der Herausgeber Ungenauigkeiten des Schreibers stehen gelassen hat. Jetzt ist nachzuweisen, dass er richtige Lesarten ohne Noth, oder weil er sie nicht verstand, geändert hat. I., 24 ff. lesen wir bei ihm:

diz gebet wonte ir bî
lange zît, und diu geschiht
half sie dar an nihtes niht:
swaz sie gebat Marîen
iren sun ze vrîen,
den karcher nieman ir entslôz.

Die Handschrift hat im vorletzten Vers und iren sun etc., was man bei veränderter Interpunction beibehalten kann, nämlich: half sie dar an nihtes niht, swaz sie gebat Marîen, und iren sun ze vrîen den karcher (lies karker) etc.

In demselben Gedicht Vers 104 schreibt Herr Schädel:

heiz sie mir mîn kint wider geben,
daz sie mir ê für dich nam:

In der Handschrift steht nur heiz mir mîn etc. Diess scheint genügend, da die folgende Zeile das vom Herausgeber vermisste sie enthält, und da nach dem Verbum heizen der subjective Accusativ neben dem objectiven nicht nöthig ist, sondern fehlen kann, z. B. Iw. 7315 heiz den kampf lâzen sîn statt heiz sî (nämlich die beiden Kämpfer) den kampf etc. Vergl. Wörterbuch zu Iw. S. 183.

Endlich heisst es III., 118 ff.:

„Nune sul wir unsern schaden clagen;
sîn gruoz ist sô manicfalt,

Digitized by Google

er büezet uns ouch den gewalt
des an uns wunder ist geschehen;“

Der handschriftliche Text lautet ohne Negation Nu sul wir etc., was auch nach dem Zusammenhang des Ganzen allein richtig ist. Es heisst Vers 14 ff.: Die Unterthanen waren dem jungen König um seines Vaters willen ergeben und erfüllten ihm Alles, was die Pflicht gebot. Er aber erwiederte ihr Benehmen nicht; er wollte Niemand grüssen, Niemand gegen Unrecht schützen. Als aber der König nach dem klugen Rathe eines Freundes anfängt, sich gegen sie zu verneigen, da gefiel diess den Unterthanen gar sehr, und Gott dankend riefen sie aus: „jetzt wollen wir unsere Klagen vorbringen über das, was uns fehlt: Er grüsst uns so oft, er wird uns auch zufrieden stellen über viele Ungerechtigkeiten, die man gegen uns verübt hat.

Die Anmerkungen, die Herr Schädel dem Texte beigegeben hat, sind nach seiner eignen Aussage nur für solche berechnet, die von unserer ältern Sprache keine oder nur geringe Kenntniss haben. Wir möchten jedoch zweifeln, ob sie für ganz unerfahrene Leser ausreichen.

Die verworfenen Lesarten der Handschrift, die der Herausgeber unter dem Texte mitgetheilt hat, hätten, insofern sie nur Orthographie betreffen, ganz wegbleiben können.

Das ist's ungefähr, woran wir beim Durchlesen des Schriftchens Anstoss nahmen. Wir haben's in guter Absicht ausgesprochen, möge es der Herr Herausgeber ebenso gut aufnehmen.

Heidelberg, 7. August 1845.

K. A. Hahn.

De Gregorii I. Magni Vita. Scripsit E. Marggraff, phil. Doct. Berolini. Typis Academicis. MDCCCXLV. 53 S. in gr. 8.

In dieser, auch von Seiten der Form und des Ausdrucks, gut gehaltenen Schrift erhalten wir eine mit vieler Sorgfalt gemachte, unmittelbar aus den Quellen, zunächst den Schriften Gregor's, geschöpfte Darstellung der Lebensverhältnisse und des Charakters eines Mannes, dem die Mitwelt wie die Nachwelt nicht ohne Grund (s. p. 52) wegen seiner hervorragenden Persönlichkeit und seinen hervorstechenden Eigenschaften den Namen des Grossen beigelegt hat. Die verschiedenen Nachrichten, wie sie einzeln und zerstreut in den verschiedenen Werken Gregor's, über sein Leben, seine Bildung, seinen Charakter und dergleichen vorkommen, sind hier zu einem schönen Ganzen einer fortlaufenden Erzählung verbunden, die uns in dem angenehmen Gang der Rede, in der klaren und wohlgeordneten Auffassung des Gegenstandes kaum die Mühe erkennen lässt, mit der ein solcher Stoff zusammengebracht und dann einer kritischen Sichtung und Prüfung, wie wir sie hier nirgends vermissen, unterstellt ward. Ohne weiteren Umschweif und Einleitung zur Sache selbst sich wendend, beginnt der Verf. mit dem, was wir über Abkunft des Mannes und seine

Digitized by Google

erste Bildung wissen bis zu seiner Prätur im Jahre 574 (worüber auch unlängst Wilmans in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissensch. II. p. 443 ff. Einiges bemerkt hat); daran schliesst sich die Erzählung der weiteren Lebensereignisse, so weit davon sich eine nähere Kunde gewinnen lässt, bis zu der Erhebung zum Episcopat. Wenn die Weigerung Gregor's, in diese Würde einzutreten, von Manchen als eine bloss scheinbare und erheuchelte angesehen worden ist, so zeigt dagegen der Verf. p. 7 ff. (und wir denken, für Andere überzeugend), wie gerade eine solche Verstellung dem offenen und frommgläubigen Wesen Gregor's I. durchaus widerspricht, überdem äussere Gründe genug vorlagen, auch einen ehrgeizigeren Mann als Gregor nach dieser Würde nicht lüstern zu machen. Die ganze Art und Weise, wie der Verf. bei dieser Gelegenheit über Gregor I., seinen Charakter, seine Neigungen und Richtungen sich ausspricht (Seite 9 ff.), hat uns sehr angesprochen; sie ist gerecht und frei von aller Parteilichkeit für oder gegen den Mann, der uns hier in einem treuen Spiegel vorgeführt werden soll: und diese vorurtheilsfreie Auffassung und Behandlung des Gegenstandes zeigt sich insbesondere auch in dem, was über die wissenschaftliche und gelehrte Bildung des Mannes gesagt wird, dessen Abneigung gegen die ältere klassische, also heidnische Literatur man sogar die gewaltsame Zernichtung von manchen, zu Gregor's Zeiten noch vorhandenen Schätzen dieser Literatur Schuld gibt. Von dem Standpunkt des christlichen Eifers und der Förderung christlicher Interessen, welcher eine Hinneigung zu dieser von Seiten der Form so anziehenden Literatur, und eine fleissige Lectüre derselben bei dem Stande der Geistlichen hinderlich schien, lässt sich bei Gregor, der diese ganze Literatur verachtete, der selbst nicht einmal Griechisch verstand, eine solche Maassregel erklärlich finden: und diess ist die Ansicht des Verfassers (S. 16), der darum das Factum selbst nicht in Zweifel zu stellen wagt, obwohl es nach unserer Ansicht auf ziemlich schwacher Stütze ruht. Denn die beiden Stellen des Johannes von Salisbury (VIII. p. 646. und II. p. 123.), auch angenommen, dass er hier, wie bei so vielen merkwürdigen Nachrichten, welche sein Policraticus enthält, aus einer älteren Quelle geschöpft, sind doch gar unbestimmt; hiernach soll (fertur) Gregor die Bibliotheca gentilis, welche am andern Orte als Palatina bezeichnet wird, mit allen ihren Schätzen verbrannt haben, „ut traditur a majoribus." Dass aber bei der palatinischen an die durch den Kaiser August gestiftete zu denken ist, zeigt der dabei hinzugesetzte Horazische Vers (Epist. I., 3, 17.); diese Bibliothek war aber bei dem neronischen Brande (vergl. Tacit. Ann. XV., 38.) schon zu Grunde gegangen, oder, falls wir einen Wiederaufbau des Locales annehmen wollen, unter Commodus, nach Orosius VII., 16. Denn dass zu Gregor's Zeit, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, noch die palatinische, d. h. die von August angelegte, mit dem Tempel des palatin. Apoll verbundene Bibliothek in Rom existirt, wird Niemand zu erweisen im Stande seyn, und in sofern möchte, wenn an der ganzen Nachricht des Johann von Salisbury Etwas ist, jedenfalls nur an irgend eine, und zwar öffentliche mit Schätzen der ältern (heidnisch-klassischen) Literatur angefüllte Bibliothek, die desshalb gentilis heisst, zu denken seyn; und hier möchten wir allerdings bezweifeln, ob Gregor zu einem so gewaltsamen Mittel der Verbrennung geschritten, um dadurch die Forderungen und Vorschriften gewissermassen zu unterstützen, die er hinsichtlich des

Digitized by Google

Studiums der heiligen Schriften, das ihm über das der heidnischen Literatur ging, an seinen Clerus stellte. Man führt zwar noch weiter eine (vom Verf. vielleicht mit Fleiss übergangene) Stelle aus des Antoninus († 1459) Summa an (Tit. II. cap. 4. §. 3.), in der es von Gregorius heisst: „omnes libros quos potuit habere T. Livii comburi fecit.“ Allein, fragen wir billig, was ist die Quelle dieser Angabe bei einem der Zeit nach noch tiefer als Johann von Salisbury stehenden theologischen Schriftsteller? Man wird darauf noch weniger, wie bei dem genannten älteren Schriftsteller, eine genügende Antwort zu geben vermögen, und die Vertheidigung Gregor's wider solche Anschuldigungen bei Tiraboschi (Storia della Lett. Ital. T. III. Lib. II. p. 7 ff.) keineswegs für misslungen oder von einem blinden Eifer eingegeben, erklären können. Nicht anders denken wir auch bei einem ähnlichen, dem Gregor gemachten Vorwurf, als habe er, von einem ähnlichen christlichen Eifer geleitet, die Denkmale heidnischer Kunst zu Rom, Triumphstatuen und dergleichen gewaltsam zerstören oder verstümmeln lassen! Vergleichen wir S. 16, wie der Verfasser darüber urtheilt, indem er überhaupt die ganze Sinn- und Denkweise, den Charakter des Mannes und dergleichen näher ins Licht zu setzen und daraus manche Erscheinungen in seinem Leben zu erklären sucht, die uns bei dem ersten Anblick leicht befremden können. Seine ganze Thätigkeit erscheint uns übrigens in der weiteren Darstellung seines Lebens hier im schönsten Lichte: kein Zug ist übergangen oder unbeachtet geblieben, in sofern er zur Vollständigkeit oder zur Treue des Bildes, das der Verf. zu geben beabsichtigte, beitragen konnte; sein Bemühen, die Kirchendisciplin aufrecht zu erhalten und der Simonie zu steuern, seine Ansichten über die Priesterehe, seine Sorge für den Cultus wie für die Consolidirung und Ausbreitung der bischöflichen Macht Roms, seine Stellung gegenüber Constantinopel, sein Eifer gegen Häretiker, sein, durch den Erfolg gekröntes Streben der Bekehrung Englands, diess Alles und vieles Andere, was damit zusammenhängt, ist in einen schönen Ramen vereinigt, der uns nur wünschen lässt, von derselben Hand nun auch über Gregor's Schriften eine ähnliche quellenmässige Darstellung zu erhalten, geeignet zu einer richtigen Anschauung seiner wissenschaftlichen Bildung und insbesondere des grossen Einflusses zu führen, den seine Schriften (man denke nur an seine Moralia und die davon schon im beginnenden Mittelalter gemachten Auszüge und Uebersetzungen, oder an sein Liber regulae pastoralis oder Liber Sacramentorum) auf die folgenden Zeiten, insbesondere auf das karolingische Zeitalter, dessen Hauptrepräsentant, Alcuin, stets mit den auszeichnendsten Prädicaten von Gregor spricht, ausgeübt haben. Diess wäre gewiss die passendste Fortsetzung dieser so schön begonnenen Studien über einen der angesehensten und bedeutendsten Kirchenlehrer der frühern Zeit, und hier dürfte auch sein Verhältniss zur klassischen Literatur Gegenstand einer näheren Erörterung und Beleuchtung werden, die gewiss wünschenswerth erscheint.

Digitized by Google

Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit Georgius Heinricus Pertz, serenissimo Borussiae regi a consil. reg. intimis, bibliothecae regiae Berolin. Praefectus. Hannoverae, impensis Bibliopolii Hahniani. 1845. 8.

Mit dem besondern Titel:

Einhardi Vita Karoli Magni. Editio altera. Accedunt carmina nonnulla. XII. und 44 S. in gr. 8.

Einhardi Annales. VIII. und 101 S. in gr. 8.

Schon früher ist in diesen Jahrbüchern (1840. p. 466 ff.) auf das Verdienstliche und Erspriessliche dieses Unternehmens hingewiesen worden, welches die in den Monumentt. Germaniae in urkundlich getreuen Texten vorliegenden Hauptquellen der deutschen Geschichte in einzelnen, bequemen und höchst billigen Abdrücken, die sich durch Correctheit des Drucks, wie durch eine angenehme äussere Ausstattung empfehlen, auch grösseren Kreisen zugänglicher machen und so ihre Verbreitung möglichst fördern soll. Was wir hier zunächst nach dem, was am angeführten Orte schon genannt worden, anzuführen haben, besteht erstens in einem erneuerten Abdruck der Vita Karoli Magni sammt der dazu gehörigen Einleitung und den Noten des Herausgebers, wie sie auch in die frühere Ausgabe vom Jahr 1839 aus den Monumentt. Germaniae aufgenommen worden waren; neu hinzugekommen sind am Schluss einige auf Karl den Grossen bezügliche Gedichte aus dessen Zeitalter, zum Theil bisher unbekannt, aber durch die Wärme und Innigkeit des Gefühls sich vor so manchen ähnlichen Producten dieser Zeit vortheilhaft auszeichnend; zuvörderst aus einer Berliner Handschrift, welche der Herausgeber um 800 ansetzt: Carmen de Pippini regis victoria Avarica a. 796; dann aus einer Berner und Pariser Handschrift: Versus Paulini de Herico duce a. 799 occiso; es ist diess dasselbe Gedicht, das zuerst Babeuf (Dissertat. sur l'hist. ecclesiast. I. p. 426.) und später Sinner nach der Berner Handschrift Catalog. Cod. Bib. Bern. I. p. 146) mittheilten; auch Edélestand du Meril hat es unlängst wieder abdrucken lassen und mit Anmerkungen begleitet; er versichert dabei besonders, auf die Pariser Handschrift, welche Babeuf nur nachlässig eingesehen, sich gestützt zu haben. Ist diess dieselbe, die hier benutzt ward? Vergl. Poesies populaires Latines p. 241 ff. Ebendaselbst finden wir p. 245 ff. unmittelbar folgend das schon früher, freilich meist sehr entstellt abgedruckte, hier von dem Herausgeber ebenfalls beigefügte Gedicht, und zwar nach Handschriften zu Verona, Paris und Brüssel: Planctus Karoli; den Schluss macht, aus einer Frankfurter Handschrift von Herrn Bibliothekar Böhmer mitgetheilt, ein anderes, sehr schönes Gedicht auf Karl den Grossen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Das andere Bändchen bringt desselben Einhard Annalen, sammt der Einleitung und den Noten in einem eben so correcten, durch ein angenehmes Aeussere ansprechenden Abdruck. Eine genauere Durchsicht derselben hat uns von Neuem überzeugt, wie sehr der Herausgeber das Rechte erkannt zu haben scheint, wenn er in diesen Annalen keineswegs das Produkt irgend eines andern Chronisten oder Annalisten jener oder einer andern Zeit finden kann, wohl aber im Styl, im Ausdruck und manchen andern Beziehungen den Biographen Karl's des Grossen wieder erkennt, der die ihm zugekommenen Lorscher Annalen durchgesehen und überarbeitet, besonders im Styl, und dann auch mit einer Fortsetzung versehen, die jedenfalls für sein eigenes Werk gelten muss. Was namentlich den Styl betrifft, so hat auch unlängst R. v. Raumer (Einwirkung des Christenthums auf althochdeutsche Sprache, S. 205. 206.) auf diese durch Einhard erfolgte Umgestaltung in einigen passenden Beispielen hingewiesen und damit den Satz gerechtfertigt, den wir mit voller Ueberzeugung unterschreiben: „Vergleicht man nun die ursprünglichen Laureshamer Annalen mit der Umarbeitung des Eginhard, so sieht man recht, wie Dieser überall bemüht ist, den mönchischen Ausdruck seines Vorgängers dem klassischen möglichst anzunähern, und wie tief ein solches Bestreben in Eginhard's Gesinnung wurzelte u. s. w.“ Ueber die historische Wichtigkeit dieser Annalen brauchen wir uns nicht besonders noch hier auszusprechen; freuen wir uns, dass diese wichtige Quelle der Geschichte des Frankenreichs jetzt in einem so schön ausgestatteten Separatabdruck Allen leicht zugänglich gemacht, namentlich der Privatgebrauch dadurch so sehr gefördert und erleichtert ist.

Die Amerbach'sche Handschrift des Vellejus Paterculus und ihr Verhältniss zum Murbacher Codex und zur Editio princeps. Eine Untersuchung von Dr. D. A. Fechter, Lehrer am Gymnasium zu Basel. Basel, Druck und Verlag von J. G. Neukirch. 1844. 70 S. in gr. 8.

Wir würden fast befürchten, mit der Anzeige dieser Schrift zu spät zu kommen, wenn nicht das in derselben gewonnene Resultat als ein bleibendes anzusehen wäre, wodurch eine in neuester Zeit viel besprochene Frage zu ihrer

Digitized by Google

Entscheidung gebracht und der weiteren Texteskritik des Vellejus jedenfalls eine Basis gegeben wird, die sie, wenn nicht (wie kaum zu erwarten) neue handschriftliche Quellen aufgefunden werden, nicht wohl verlassen kann. Der anfangs mit grosser Freude und gespannter Erwartung begrüsste Fund einer durch einen Gelehrten (Vitus Amerbach) gemachten Handschrift des Vellejus zu Basel, die verschiedenen, gleich am Anfang, wie später, darüber, zunächst über Werth und Bedeutung der Handschrift und ihren Einfluss auf die Gestaltung des jeder handschriftlichen Grundlage entbehrenden Textes, laut gewordenen Ansichten, nachdem diese Handschrift durch einen von Orelli (1835) veranstalteten Abdruck auch Andern zugänglich geworden war, erforderten allerdings eine genaue und gründliche, den Gegenstand erschöpfende Untersuchung, zu der ein in Basel selbst lebender Gelehrter allerdings vor Andern berufen war. Und eine solche Untersuchung ist es, welche den Gegenstand und Inhalt der vorliegenden, die Literatur des Vellejus bereichernden Schrift bildet; mit dem wohlbegründeten Endergebniss derselben unsere Leser bekannt zu machen, soll der Zweck dieser Anzeige seyn. Der Verf. beginnt mit einer Zusammenstellung der Lebensverhältnisse des Gelehrten, von dessen Hand dieser Codex des Vellejus geschrieben ist, des Vitus Amerbach, eines klassisch gebildeten Juristen, der 1562 zu Basel als Professor der Rechte und Syndikus starb, und auch durch seine Bemühungen für die Basler Presse eine Bedeutung gewonnen hat, welche der Verf. dieser Schrift in einem andern Aufsatze über die Bildungsgeschichte des gelehrten und für Basel so einflussreichen Mannes (in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. 1843. II. Theil.) näher gewürdigt hat. War es doch eben dieser Aufsatz, der ihm, in Folge der desshalb angestellten Studien und der damit verbundenen Benutzung mancher bisher unbekannten Quellen, zu dieser Arbeit nicht blos die Veranlassung gab, sondern auch ihn dazu mehr wie jeden Andern befähigte. Der mit Rhenanus wohl befreundete Gelehrte war es, welcher, wie seine eigenhändige, vom Verf. S. 9 mitgetheilte Unterschrift zu der von ihm selbst geschriebenen Handschrift zeigt, diese im Sommer 1516, und zwar auf dem Zimmer des Rhenanus, nicht etwa von dem Murbacher Codex selbst, sondern von der Abschrift, welche Rhenanus durch einen Freund von jenem Codex auf eine etwas eilfertige Weise hatte machen lassen, um darnach den Druck einzuleiten, abschrieb. Dieses Resultat, was der Verf. durch eine äusserst sorgfältige Untersuchung gewonnen hat, ist von der grössesten Wichtigkeit: denn es zeigt, wie diese Amerbach'sche Handschrift keineswegs mit der Editio princeps (in Verbindung mit der Burer'schen Collation) auf eine gleiche Linie, als älteste Quelle unseres Textes zu stellen ist, sondern vielmehr eine dieser untergeordnete Stelle einnimmt (s. p. 69), mithin an Werth und Bedeutung wesentlich nachsteht, da sie nur die Copie einer Copie, aber nicht des Originals, sondern des dasselbe jetzt vertretenden gedruckten Textes ist. Wir bitten, insbesondere neben dem vierten Abschnitt, den sechsten („In welchem Verhältniss steht die Amerbach'sche Handschrift zum Murbacher Codex") und siebenten („Der Amerbach'schen Handschrift sowohl als der Editio princeps liegt der Vellejus properanter ac infeliciter descriptus zu Grunde" p. 62 ff.) zu durchgehen, in welchem dieser Beweis zur vollen Evidenz gebracht ist. Was nun die Beschaffenheit des Amerbach'schen Apographums betrifft und dessen

Digitized by Google

Publication durch J. C. Orelli im Jahre 1835, so scheute der Verf. keineswegs die Mühe einer nochmaligen und höchst genauen Vergleichung der Handschrift, die ihn freilich bald überzeugte, wie wenig Ansprüche auf einen getreuen Textesabdruck eben dieser durch Orelli veranstaltete Abdruck machen kann. Mehr als zwanzig Seiten (S. 12 ff.) füllt das genaue Verzeichniss der Abweichungen des Orelli'schen Abdrucks von der Handschrift selbst, die er doch treu wiedergeben sollte! Auch durch diese Mittheilung, welche gewissermassen eine nothwendige Ergänzung zu Orelli's Abdruck bildet, hat sich der Verf. gerechte Ansprüche auf unseren Dank erworben; das durch ihn, hinsichtlich der Handschrift selbst, gewonnene Resultat ist ein bleibendes, das bei dem dermaligen Stand der Texteskritik des Vellejus doppelte Beachtung verdient und der weiteren kritischen Forschung eine sichere Grundlage zu bieten vermag. —

Specimen critico-literarium in Plautum et Terentium, quod — pro gradu doctoratus — publico ac solemni examini submittit Johannes Bernhardus Loman, Bodegravensis. Amstelodami, typis Johannes Visser. MDCCCXLV. 104 S. in gr. 8.

Der Verf. dieser, wie die meisten derartigen Produkte Hollands, wohlgeschriebenen Abhandlung, behandelt darin eine Reihe von Stellen aus den verschiedenen Stücken des Plautus und Terentius, in einer anziehenden und ansprechenden Weise. Neue kritische Hülfsmittel standen ihm nicht zu Gebot: ein guter Gebrauch der vorhandenen wird indess nicht zu verkennen seyn; als Ziel seiner Aufgabe stellt er selbst mit rühmlicher Bescheidenheit die Absicht auf: „ut progressuum meorum viris doctis aliquod specimen exhiberem. Non enim tantum mihi arrogo, ut credam ipsis me literis aliquid attulisse commodi.“ Es kann nicht der Zweck dieser Anzeige seyn, alle die einzelnen Stellen namhaft zu machen, welche der Verf., meist durch eine gefällige und nicht allzu kühne Aenderung zu verbessern oder durch eine richtigere Erklärung vor jeder Aenderung sicher zu stellen sucht; wir wollen vielmehr durch diese Anzeige die Freunde der beiden alten Dichter veranlassen, näher mit diesem kritischen Versuch sich zu beschäftigen, in welchem ein im Ganzen richtiger Takt und eine von jeder Willkühr sich fern haltende Besonnenheit bemerkbar ist. Auf die in grösserer Zahl aus dem Amphitruo und der Aululuria behandelten Stellen folgen einzelne aus den übrigen Stücken: Captivi, Curculio, Casina, Cistellaria, Epidicus, Bacchides, Mostellaria, Menaechmi, Mercator, Poenulus, Rudens, Stichus (hier mehrere), Trinummus und Truculentus. Dass bei der Besprechung einzelner Stellen und Verse auch allgemeine Punkte zur Sprache kommen, kann nicht befremden. ahin gehört z. B. p. 21 sq. vergl. 25. die Frage nach der Zulässigkeit des Hiatus bei Plautus, im Vergleich mit dem ihn sorgfältig vermeidenden Terentius. Ohne den Hiatus bei Plautus unbedingt zu verwerfen, wie theilweise geschehen, glaubt der Verf. ihn doch auf die Fälle beschränken zu müssen, wo sich aus der Aussprache, die sonst den Hiatus sorgfältig vermied, irgend ein Entschuldigungsgrund für die Zulassung ermitteln

Digitized by Google

lässt: „Plautus", sagt der Verf. S. 22, „vulgi sequens pronuntiationem synaloepham nunquam neglexit nisi imprudens i. e. non nisi in iis locis, in quibus hiatus fallere poterat aures minus severas minusque delicatas et fastidiosas; quod usu venit maxime, ubi pausa fit in pronuntiando vel propter sensum (in interpunctione) vel propter versum (maxime in caesura nonnullorum versuum) vel etiam propterea, quod loquentis persona mutatur." In diesem Sinn wird dann eine Anzahl von Stellen besprochen, und meist durch gelinde Veränderung der Hiatus beseitigt, bei einigen übrigens auch vertheidigt. Eine ähnliche Frage prosodischer Art kommt bei Gelegenheit einer Stelle des Epidicus (II, 3, 1.) p. 43. vergl. p. 57. zur Sprache: warum bei Plautus der Buchstabe r in Wörtern wie patria, patruus und den obliquen Casus von pater keine Position und damit eine Verlängerung der vorhergehenden Sylbe veranlasse. Die Stelle in dem Prolog des Pönulus Vers 53, wo von dem zwiefachen Namen des Stückes, an welchem der Verf. p. 56 sq. Anstoss nimmt, die Rede ist, dürfte jetzt nach dem, was Ritschl in den Parergg. p. 205 ff. ausgeführt und auf neue Titel bei der wiederholten Aufführung des Stücks bezogen hat, minder Anstand erregen, und darum dürfte auch die Vermuthung des Verf., wornach das griechische Stück zweimal ins Lateinische übertragen worden, das eine Mal von Plautus, der ihm den Namen Poenulus gegeben, das andere Mal von einem andern Dichter, der es Patruus Pultiphagonides genannt, wegfallen, sammt den weiter daran geknüpften Folgerungen. Der Verf. nämlich bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Certe hic prologus, nisi sit corruptissimus, poetam mediocrem et Plauto inferiorem habuerit auctorem necesse est (?). Duplicem olim fuisse fabulam, sunt etiam alia quae arguant, maxime dittologiae, quae passim in hac fabula occurrunt." Aber werden diese und andere Missstände, die wir hier nicht weiter verfolgen können, nicht besser aus wiederholter Aufführung sich erklären lassen, als durch die sonst nicht erweisbare Annahme zweier selbständigen Stücke? Am Schlusse der aus Plautus behandelten Stellen kommt der Verf. noch auf das nur aus des (von Vielen bezweifelten) Fulgentius Citat noch bekannte Stück Kakistus, und spricht hier die Ansicht aus, die auch schon im Index der neuen Ausgabe des Fulgentius von Gerlach und Roth p. 438 zweite Columne angedeutet ist, dass nämlich der Vers aus der verlorenen Vidularia entnommen sey, in welcher ein Sclav dieses Namens vorkam. Vergl. nun auch Ritschl am a. O. p. 551. Von Seite 79—99 werden aus verschiedenen Stücken des Terentius einige Stellen behandelt und daran schliessen sich die Theses in bekannter Weise. Wir wollen nur ein Beispiel daraus anführen. Die Stelle im Prolog des Eunuchen Vers 25, wo von dem Colax des Nävius und Plautus die Rede ist (was die Annahme eines doppelten Stückes dieses Namens, eines älteren von Nävius und eines hiernach von Plautus überarbeiteten Stückes veranlasst hat) wird vom Verf., der nur Ein Stück dieses Namens, wie es scheint, gelten lassen will, dahin geändert:

Colacem esse Naevi aut Plauti veterem fabulam,

wo man bisher et las; so dass Terentius hier so spreche, wie wenn er selbst sich nicht genau mehr erinnern könne, ob Nävius oder Plautus der Verfasser des Stückes sey, wie auch in der Andr. I., 1, 59. Ref. will auch hier lieber auf Ritschl am a. O. p. 154 verweisen.

Digitized by Google

P. Virgilii Maronis Carmina breviter enarravit Philippus Wagner, gymnasii quod Dresdae est ad aed. S. Crucis Conrector, soc. Lat. Jen. sod. hon. Lipsiae in libraria Hahniana MDCCCXXXXV. VIII. und 423 S. in gr. 8.

Man kann sich nur freuen, dass der um Virgil so hochverdiente Herausgeber, wie die Verlagshandlung, welche die grössere Ausgabe uns jetzt um einen so überaus billigen Preis bietet, sich entschlossen haben, auf diese grössere Ausgabe nun eine kleinere, in einem mässigen Octavband abgeschlossene zu liefern, welche, neben dem correcten Text, insbesondere durch die beigefügten Anmerkungen einem Bedürfniss entspricht, das sich schon früher nach dem ersten Erscheinen jener grösseren Ausgabe kundgegeben und die kleineren Ausgaben von Heyne-Wunderlich-Ruhkopf hervorgerufen hatte, jetzt aber nicht minder fühlbar ist, und eben so gut wie damals eine, wenn auch bei den veränderten Zeitverhältnissen und Richtungen, verschiedene Befriedigung verlangt. Es soll aber hier nicht etwa blos für den Schüler gesorgt werden, der zu seiner Präparation oder auch zur cursorischen Privatlectüre einer Beihülfe bedarf, die ihm gewiss mit mehr Nutzen in kurzen lateinischen als den beliebten deutschen Noten gegeben wird, sondern man hat hier auch überhaupt alle diejenigen im Auge, welche zwar ausserhalb des Kreises der Schule stehen, aber doch gern wieder einen Dichter zur Hand nehmen, dessen Vorzüge sie bei gereifterem Alter und geläuterter Anschauung gewiss eher zu erfassen vermögen, zu dessen bequemer Lectüre sie aber, bei der Unmöglichkeit, sich durch die grösseren, bändereichen Commentare hindurchzuarbeiten, allerdings einer Nachhülfe in solchen Anmerkungen nöthig haben, welche, unmittelbar unter den Text gesetzt, in bündiger Kürze die schwierigen Ausdrücke, Wendungen und dergleichen erörtern, die sachlichen Punkte erläutern, den Zusammenhang und Sinn ganzer Stellen ins Licht setzen, dabei aber von allem gelehrten Apparat sich fern halten und mit der Fülle gelehrter Nachweisungen und Belege den Leser nicht überschütten, der dadurch eher sich gestört als nachgeholfen findet. In diesem Sinn und Geist ist diese Handausgabe der Virgilischen Dichtungen unternommen und eben so zweckmässig als befriedigend ausgeführt worden, wie man es von einem mit Virgil so vertrauten Gelehrten kaum anders erwarten konnte. Dass die Aufgabe eine schwierige war, wird Jeder, der mit der Sache bekannt ist, gern einräumen; die Hauptschwierigkeit liegt nach unserem Ermessen in der Bestimmung dessen, was, dem der Ausgabe zu Grunde liegenden Zweck gemäss, in den Anmerkungen besprochen werden sollte, und in der Art, d. h. in der bündigen Kürze, mit der diess geschehen sollte. In beiden Fällen geschieht meistens zu Viel, selten zu Wenig; ein sicherer Beweis, wie schwer es hier, wo subjective Ansichten und Ueberzeugungen den objectiven Massstab abgeben sollen, überhaupt wird, das richtige Mass zu beobachten, und in der Wahl der zu erörternden Gegenstände, wie in der Ausführung selbst, sich innerhalb der einmal grundsätzlich gezogenen Schranken zu halten, zumal da, wo anzunehmen ist, dass die Leser keineswegs auf gleicher Bildungsstufe stehen und daher eben so, je nach der Verschiedenheit ihrer Bildung, auch verschiedene Ansprüche an eine solche Ausgabe zu machen pflegen. Vor dem Zuviel hat den Verf. eigene Einsicht bewahrt; die

Digitized by Google

auch im Ausdruck vorherrschende bündige und gedrängte Kürze seiner Erklärungen haben wir vergeblich in andern ähnlichen Versuchen und Bearbeitungen römischer Dichter gesucht, und wir sehen darin einen wesentlichen Vorzug dieser ihrem Zweck darin völlig entsprechenden Ausgabe: „Nihil putavi mihi illustrandum esse, quod, qui leget ea carmina, modo ne sit nimis a scientia aut ingenii sollertia destitutus, ipse expedire posse mihi videretur. Omnino enim illud teneri velim, non ignavis atque inertibus me scripsisse, sed iis, qui et velint et possint aliquid e lectione Virgilii proficere.“ Alle die Punkte, an welchen Leser der oben bezeichneten Klasse Anstoss nehmen konnten, alle schwierigeren Wortverbindungen und dergleichen zu erörtern, war daher das Hauptaugenmerk, mit Uebergehung alles Dessen, was leicht aus Lexicon oder Grammatik entnommen werden kann. So hat der Verf. eine Klippe vermieden, an der manche Versuche der Art gescheitert sind, welche, indem sie selbst gewöhnliche Dinge, aus dem Kreise des Sprachgebrauchs oder der Grammatik, zu erklären für unerlässlich hielten, ihrem Unternehmen mehr Schaden als Nutzen gebracht haben; auch die dem Gelehrten so schwer zu vermeidende Klippe von gelehrten Nachweisungen, Citaten auf Werke der alten wie der neuen Literatur ist sorgfältig vermieden; Verweisungen auf andere Stellen Virgil's sind das Einzige, was der Verf. sich hier erlaubt hat, und ohne Nachtheil des Ganzen, ja vielmehr zu dessen Vortheil, auch erlauben konnte. Im Texte selbst wird man kaum Abweichungen (in keinem Fall bedeutende) von der grösseren Ausgabe des Verf. finden; in der Orthographie hat er sich im Ganzen mehr an die herkömmliche Weise gehalten, und daher auch auf dem Titel die Schreibart Virgilius nicht durch die von ihm für die richtige gehaltene und im fünften Band der grösseren Ausgabe (s. diese Jahrbb. 1842. S. 111 ff.) auch aufgenommene Schreibart der älteren Codd. Vergilius zu ersetzen gewagt. Und so wird diese zweckmässig angelegte Handausgabe, das Werk zehnjähriger Mühen (p. VII.), mit allem Recht den Freunden virgilischer Dichtung empfohlen werden können, zumal da auch die äussere Ausstattung in Druck und Papier sehr befriedigend ausgefallen ist.

Vollständiges Wörterbuch zu den Werken des Julius Cäsar von G. Ch. Crusius, Rector in Hannover. Zweite durchaus berichtigte Ausgabe. Hannover, 1845. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 249 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieses Wörterbuchs erschien 1838 und ward in diesen Blättern (Jahrg. 1838 p. 615) auch besprochen. Die Verbreitung, welche dem zweckmässig angelegten Buche auf Schulen zu Theil ward, hat eine neue Ausgabe veranlasst, welche, ohne den Plan, die Anordnung und Einrichtung des Ganzen zu verändern, oder den Umfang desselben zu erweitern, und damit auch seinen Preis zu erhöhen, doch im Einzelnen ungemein Vieles in einer besseren Gestalt und Ordnung, namentlich in der Angabe der Bedeutungen, bringt, wie diess eine nähere Vergleichung einzelner Artikel bald zeigen kann. Der thätige und einsichtsvolle Verf. hat sich die Arbeit keineswegs leicht gemacht; möge er in der immer weiteren Verbreitung seines Buchs die wohl-

Digitized by Google

verdiente Anerkennung seiner Bemühungen finden. Der Druck ist zwar compendiös, mit doppelten Columnen auf jeder Seite, aber doch sehr zweckmässig eingerichtet, und befriedigt billige Ansprüche auf Correctheit wie auf Deutlichkeit.

Uebungen des lateinischen Stils, mit Kommentaren und Hinweisungen auf die Grammatiken von Zumpt, Schulz und Billroth-Ellendt. Drittes Heft. Für reifere Gymnasialschüler. Bearbeitet von Dr. Carl Friedrich Nägelsbach, ordentlichem Professor der Philologie zu Erlangen. Zweite, verbesserte Auflage. Nürnberg, bei Johann Leonhard Schrag. 1841. X. und 156 S. in 8.

Dieses Uebungsbuch, dessen Brauchbarkeit sich in dem so bald nöthig gewordenen Erscheinen einer neuen Auflage bekundet hat, bringt nicht Stücke aus älteren lateinischen Classikern oder aus den vorzüglichsten Stylisten der neulateinischen Schriftsteller des XV. und XVI. Jahrhunderts, oder einer noch späteren Zeit, sondern es schlägt gerade den entgegengesetzten Weg ein, indem es aus Schriftstellern der neueren und neuesten Zeit, und zwar keinen lateinischen, einzelne Stücke meist historischen Inhalts zum Uebersetzen vorlegt, die freilich eine schon geübtere Hand erfordern, der jedoch der angehängte Commentar (S. 88 ff.) zu Hülfe kommt, indem er lateinische Ausdrücke, Phrasen und Wendungen zu den einzelnen Stücken angibt und damit weitere kurze Erörterungen grammatischer und stylistischer Art, so wie Verweisungen auf die im Titel bezeichneten Grammatiken verbindet. Auch sind als Probe S. 154 ff. einige der vorher gegebenen Uebungsstücke in lateinischer Uebersetzung mitgetheilt, um so als ein Muster dem Lehrer bei dem Gebrauche des Buchs zu dienen. Nach acht Rubriken ist übrigens der ganze Inhalt geordnet; zuerst kommen drei Stücke, aus Niebuhr's römischer Geschichte entnommen, nebst einem Aufsatz: Agis und Cleomenes von C. L. Roth; unter Nr. III. folgt Vermischtes, Erzählung und Betrachtung (z. B. Demosthenes nach Plutarch; die öffentliche Erziehung bei den Alten, nach Klumpp; die Schule, Vorübung des Lebens, von Held; Charakteristisches, aus Blücher's Leben, meist nach Varnhagen von Ense; Parabel, von Ch. Scrive, u. s. w.). Daran schliessen sich zwei grössere Erzählungen: der Tod Conradin's von Schwaben, von Fr. v. Raumer, und Gustav Adolph's Abzug von Nürnberg nebst der Schlacht bei Lützen, von Schiller; dann folgt Niebuhr's Widerlegung der die Licinischen Rogationen bekämpfenden Rede des Appius Claudius Crassus, und zuletzt eine Rede von C. L. Roth am Schlusse des Schuljahres. Man sieht daraus, wie mannichfach die Auswahl ist, welche hier geboten wird. In der Vorrede verspricht der Verf., mit Nächstem einige Ergebnisse seiner Studien im Gebiete der sprachvergleichenden Stylistik bekannt zu machen; man kann nur wünschen, dieses Versprechen recht bald erfüllt zu sehen.

Digitized by Google

Des Marcus Manilius Himmelskugel. Lateinisch und Deutsch. Im Versmasse des Originals zum ersten Male übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Joseph Merkel, Professor und Hofbibliothekar in Aschaffenburg. Aschaffenburg. Verlag von Theodor Pergay (E. Krebs). 1844. 67 S. in gr. 8.

Zu den früher mehr gelesenen, in neuerer Zeit kaum beachteten Dichtern Rom's gehört immerhin der unter dem freilich nicht ganz sichern Namen Manilius uns bekannte Dichter, von dessen Werk hier ein Theil, gewissermassen als Probe, in einer Verdeutschung vorgelegt wird, welche weitere Fortsetzung und Vollendung des Ganzen wünschen lässt. Die unverdiente Vergessenheit, in welche der alte Dichter jetzt bei uns gefallen ist, theilt er freilich mit andern Dichtern, welche diesem Kreis der didaktischen Poesie Rom's überhaupt angehören; auch ist er ja kein Dichter der Schule, obwohl voll von herrlichen Stellen, die dem gereifteren Schüler gewiss mit mehr Recht zur Lectüre übergeben werden dürften, als Manches von Dem, was man ihm jetzt bietet; womit wir jedoch nicht die grösseren Schwierigkeiten verkennen wollen, die für ein klares und umfassendes Verständniss sich hier allerdings darbieten, Schwierigkeiten, die auch die Aufgabe des Uebersetzers nicht wenig erschweren, wenn er anders, wie diess doch seine Aufgabe seyn soll, auch bei Andern ein sicheres Verständniss und eine richtige Auffassung der Ansichten und Gedanken eines Dichters erzielen will, der mit aller Würde und mit allen Ernst der Poesie, die Welt und den Himmel mit seinen Gestirnen darzustellen und den Menschen damit zu verknüpfen, seine Lebensgeschicke davon abhängig zu machen weiss, dem ein wahrhaft poetisches Talent, eine Kraft und selbst Einfachheit des Ausdrucks, die das Zeitalter des Augustus nicht verkennen lässt, unmöglich abzusprechen ist. Einen solchen Dichter mittelst einer Uebertragung in weitere Kreise einzuführen, ist ein verdienstliches Werk, um so verdienstlicher, wenn der Versuch, wie diess hier der Fall ist, als ein im Ganzen wohlgelungener bezeichnet werden kann, insofern des Dichters kraftvolle Poesie, weder in matte Breite gezogen, noch bis zur Unnatur durch sclavische und mechanische Nachbildung verzerrt, dem des lateinischen Originals Unkundigen hier in einem treuen Abbild vorgelegt ist, welches mit eben so viel Gewandtheit als Treue den Sinn des Ganzen wiederzugeben und seinen Charakter zu bewahren wusste. Diess mögen am besten einige Stellen beweisen, die als Belege unseres Urtheils beigefügt werden sollen. Wir greifen gleich nach dem schönen Eingang des Gedichts, oder den fünf und zwanzig ersten Versen:

Göttlichen Weltbau's Kunst und die schicksalkundigen Sterne,
Welche der Sterblichen Loos in verschiedener Weise gestalten,
Himmlischer Weisheit Werk, will jetzt ich vom Aether herabziehn
Durch mein Lied, und zue st durchtönen mit neuen Gesängen
Helikon's Höh'n und den Hain, der sich reget mit grünenden Wipfeln,
Während ich Gaben, die Keiner gebracht, darbringe den Musen.
Cäsar, der du regierst als Roma's Vater und Herrscher,
Durch machtvolle Gesetze den willig sich fügenden Erdkreis,
Und, ein Gott schon selber, verdienest den Himmel des Vaters,
Du gibst Muth mir und Kraft, den erhabenen Stoff zu besingen!

Digitized by Google

Günstiger zeigt sich jetzt dem erforschenden Sinne der Himmel,
Um in der Dichtnng Glanz zu entfalten die Schätze des Aethers!
Glücklicher Friede vergönnt uns dies; wir schwingen hinan uns
Freudigen Flugs, durchschweifend mit Lust die unendlichen Räume,
Wo mit entgegen sich strebendem Lauf hingleiten die Sterne.
Doch ist dieses gering; viel herrlicher ist es zu dringen
Tief in des Weltalls innersten Kern und deutlich zu sehen,
Wie es die Wesen erzeugt und lenkt durch seine Gestirne,
Dann nach Apollo's Wink kunstreich das Erforschte zu singen.
Hell auf zwei Altären entlodern mir Flammen; ich nahe
Mich zwei Tempeln, da doppelter Anspruch dränget, der Dichtung,
So wie des Stoffes, und während ich sing' in geregeltem Tonmass,
Rings die unendliche Welt mich umrauscht und kaum sich den Worten
Füget, die frei von den Fesseln des Masses die Sprache mir bietet.

Hieran reiht sich dann die schöne Ausführung über die Erfindung der Astronomie und über die Fortschritte der Menschen in Künsten und Wissenschaften, deren Anfang hier wenigstens mitgetheilt werden soll:

Welcher der Sterblichen schwang sich zuerst zu des Himmels Erkenntniss?
Gnädige Götter verliehen sie uns; wenn Jene sie bargen,
Hätte wohl Einer erspäh't die das Weltall lenkende Urkraft?
Welcher der Sterblichen hätt' es gewagt, selbst gegen der Götter
Willen ein Gott zu erscheinen, sich kühn zu eröffnen die hohen
Bahnen des Himmels, zu sehn, wie der Stern, selbst unter den Gränzen
Uns'res Horizons, im Raum durchmisst die gesetzlichen Bahnen,
Und der Gestirn' Umlauf und Namen und Kräfte zu schildern?

Eben so anziehend wird man die nun folgende Darstellung über den Ursprung der Welt, die Lage und Gestalt der Erde finden, welche mit den für die religiös-philosophische Ansicht des Dichters bezeichnenden Worten schliesst, Vers 243 ff.

Dies unsterbliche Werk, dies All vielfältiger Kräfte,
Sämmtliche Glieder der Welt, aus Luft und Feuer geboren,
Oder entsprungen der Flut und den irdischen Stoffen, regieret
Göttlichen Anhauchs Kraft, ein Gott übt heiligen Einfluss,
Lenket die wirkende Macht in verborgener Weise, und einigt
Sämmtliche Glieder des Alls durch freundliche Wechselbeziehung,
Dass Eins fördre des Anderen Werk und empfange die Wirkung,
Und in der Fülle des Vielen die Einheit walte im Ganzen. —

Eben so schön stellt der Dichter, nachdem er von den Gestirnen des Himmels gesungen, die Milchstrasse, den Wohnsitz der Heroen, dar (Vers 730 ff.):

Nicht darf schweigen das Lied von der anmuthreicheren Sage,
Dass aus schneeweissglänzender Brust der Beherrscherin Juno
Milchsaft floss und in reichlichem Strom das Gewölbe des Himmels

Digitized by Google

Weithin färbte, daher Milchstrasse der Gürtel genannt wird,
Und von dem Grunde den Namen erhielt, der die Farbe gebildet.
Oder entsteht durch grössere Schaar sich drängender Sterne
Dichteres Flammengewebe, und glänzt mit gesammeltem Lichte?
Bildet vereinigter Glanz an dem Himmel den helleren Streifen?
Schwingen, den Göttern gesellt, dorthin sich die Seelen der Helden,
Frei von den Banden des Leibs und verlassend die niedere Erde;
Leben sie dort in dem Himmel, den sie durch Thaten errungen,
Jahre der Götter in vollem Genuss unsterblicher Wonne?
Ja, dort leben verehrt die Atriden, des Aeakus Söhne,
Tydeus tapferer Spross, und der Ithaker, welcher zu Lande
Und zur See der Natur obsiegte, der König von Pylus,
Der drei Menschengeschlechter geseh'n, und der Danaer Fürsten,
Ilus, Assarakus auch; Hektor und die troischen Führer,
Dann der Aurora dunkeler Sohn und Lydiens König. u. s. w.

Aehnliche schöne Stellen bieten die folgenden Darstellungen über die Kometen, Meteore und dergleichen; nur ungern versagen wir es uns, weitere Proben daraus zu geben, um noch die Schlussverse des ersten Buchs, welche auf die nach den blutigen Bürgerkriegen unter August eingetretene Ruhe des Friedens sich beziehen, beizufügen:

Doch dies möge genügen dem Schicksal! mögen die Kriege
Ruh'n, und mit eisernen Banden umringt die zerrüttende Zwietracht
Hemmender Zügel Gewalt stets fühlen, umschlossen vom Kerker!
Siegreich sey Rom's Vater und Rom! und gab es dem Himmel
Ihn als Gott, so vermisse es nie sein rettendes Walten!

Der Verfasser hat sich auf die Uebertragung des ersten Buchs beschränkt, und dann noch aus dem fünften Buch die Episode, welche den Mythus der Andromeda enthält, als eine weitere Probe, wie der Dichter solche mythische, seinem Werke mehrfach episodisch eingestreute Stoffe zu behandeln wisse, beigefügt. Wohl hätte man nach solchen Proben noch manche andere, wie z. B. den schönen Anfang, wie den herrlichen Schluss des vierten Buchs, die Darstellung von den verschiedenen Charakteren, Neigungen, Trieben, Beschäftigungen der Menschen, je nachdem sie unter diesem oder jenem Zeichen in die Welt treten, von der Hoheit und geistigen Kraft des Menschen und Anderes der Art wünschen mögen; entschliesst sich der Verf. auf diese Probe das Ganze folgen zu lassen, so werden diese Wünsche erfüllt seyn. Als Controle seiner Uebersetzung hat er, zur Bequemlichkeit des Lesers, den lateinischen Text beigefügt, unter welchen hier und dort einzelne erklärende Anmerkungen stehen, namentlich da, wo der Text bestritten ist. In dem kurzen Vorwort erklärt sich der Verf. für die Ansicht von Jacob, welche in dem alten Dichter einen Afrikaner erkennen will; was die Lebenszeit betrifft, so geht seine Ansicht dahin, dass Derselbe unter Augustus gelebt, unter ihm sein Gedicht begonnen und unter Tiberius fortgesetzt habe.

Digitized by Google

Ovid's Heroiden. Erster bis funfzehnter Brief, metrisch übertragen von Dr. Julius Henning. Hamburg, bei Johann August Meissner. 1844. IV. und 93 S. in 8.

Unter den verschiedenen Dichtungen Ovid's nehmen die Heroiden, die er nach seiner eigenen Versicherung zuerst in Rom als einen neuen Zweig der Poesie eingeführt hat, anerkanntermassen eine der ersten Stellen ein; und wenn uns auch die Fiction, die dem Ganzen zu Grund liegt, in Manchem minder zusagen sollte, so verdient doch die Ausführung, die geschickte Verbindung des Elegischen und Dramatischen, die Mannigfaltigkeit der Darstellung, die Treue und Wahrheit in der Schilderung von Gefühlen und Affekten ein Lob, das auch Derjenige nicht zurückhalten wird, der nur durch eine Uebersetzung, wie die vorliegende, sich mit diesen Dichtungen näher bekannt machen kann. Denn diese Uebersetzung, die allerdings nicht die erste ist, sondern sogar zahlreichere Vorgänger, als diess bei andern Poesien Ovid's der Fall ist, aufzuweisen hat, zeichnet sich doch vor diesen Vorgängern durch Treue und sorgfältige Beachtung der metrischen Form, durch die fliessende und doch würdige Sprache aus, in welcher sich der Uebersetzer mit grosser Gewandtheit bewegt hat. Einzelne Proben davon zu geben, unterlassen wir, schon durch den Raum beschränkt; jede Seite, die man aufschlägt, wird davon überzeugen können. Noten, wie sie etwa zur Erklärung der mythischen, in diesen Gedichten vorkommenden Personen nicht so ganz überflüssig Manchem scheinen dürften, sind nicht beigefügt; die äussere Ausstattung aber ist recht geschmackvoll zu nennen.

Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt von Hieronymus Müller, Professor und Conrector des Naumburger Domgymnasiums. Zweiter Band. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1844. 464 S. in gr. 8.

Dieser Band enthält die folgenden Stücke: Ritter, Friede, Vögel, Lysistrata, in ähnlicher Weise und nach denselben Grundsätzen übertragen, welche bei der Anzeige des ersten Bandes in diesen Jahrbüchern 1844. p. 143 f. hervorgehoben worden sind. Indem wir darauf verweisen, bemerken wir noch, dass auch die typographische Ausstattung sich gleich geblieben ist; das baldige Erscheinen dieses zweiten Bandes lässt eine baldige Vollendung des ganzen Unternehmens mit einem dritten Bande erwarten.

Die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen. Jahresversammlung den 27. Januar 1844. (Nebst einer Continuations-Sitzung vom 27. April.)

Unter den jetzt bestehenden Geschichts- und Alterthumsgesellschaften ist unstreitig die oben genannte zu Kopenhagen diejenige, welche die meisten pecuniären Mittel besitzt, die grössten Unternehmungen vollführt und ihre Verbin-

Digitized by Google

dungen am meisten ausdehnt. Diese gehen ja, so zu sagen, über die ganze Erde, bis zu dem höchsten Norden und tiefen Süden, bis nach Indien hinaus und nach Amerika hinüber. Sie setzt auch unermüdlich ihre grosse Thätigkeit in dem Forschen und Sammeln fort. Davon zeuget wieder der letzte erfreuliche Bericht derselben.

Ihre Forschungen aber gehen fortwährend auf Amerika's ante-columbianische Zeit und auf Aufdeckung der Vorzeit Islands und Grönlands. Grosse Resultate hat sie im Jahre 1837 geliefert in ihrem unvergleichlichen, in diesen Jahrbüchern vielgepriesenem Werke: „Antiquitates Americanae sive Scriptores Septentrionales Rerum Ante-Columbianarum in America, studio et opera C. C. Rafn"; und von Rafn's „Mémoire sur la decouverte de l'Amerique au deuxième siècle", die für ein Supplement dieses Werkes anzusehen ist, hat man eine, mit 9 in Stahl gestochenen Planchen erläuterte, neue vermehrte Ausgabe besorgt. Auch Henry R. Colcraft hat von New-York fernere Mittheilungen über den Fund bei Grave Creck in dem Ohiothale in Virginien überschickt. Und der erste Band der bisher theils noch gar nicht, theils nur sehr entstellt bekannt gemacht wordenen Isländischen Sagen (Islendinga Sögur) umfasst zwei Schriften von dem ältesten Geschichtschreiber Islands, von Are Thorgilsson, genannt Frode (der Gelehrte), nämlich Islendingabok oder Schedae de Islandia und Landnamabok oder Liber originum Islandiae. Von der Schrift „Historische Denkmäler Grönlands" aber sind schon in dem Jahre 1838 die beiden ersten Bände, und ist in dem Jahre 1842 die erste Abtheilung des dritten, dieses Werk schliessenden Bandes erschienen, und man bemüht sich fortgehend eifrig, den Druck dieses Bandes zu beendigen. — Von den Annalen und Memoiren der Gesellschaft ist das erste Heft des zweiten Bandes fertig geworden.

Sammlungen der Gesellschaft werden fünf genannt: das Museum für nordische Alterthümer, das Cabinet für amerikanische Alterthümer, das Münz- und Medaillen-Cabinet, das Antiken-Cabinet und das Ethnographische Cabinet. Das erstere ist natürlich die wichtigste Sammlung und empfängt immerfort die erfreulichsten Beweise von Interesse aller Volksklassen, und die öffentlichen Vorzeigungen der Sammlungen desselben werden immer mehr frequentirt. Dasselbe hat in dem Jahre 1843 allein 640 neue Nummern in 142 verschiedenen Sendungen erhalten. — Das Cabinet für amerikanische Alterthümer aus den vor-columbianischen Zeiten Amerika's ist durch kräftigen Beistand amerikanischer Mitarbeiter in dem Jahre 1843 begründet worden. Herr Charles Hammond überschickte neuerdings von Boston eine, aus 300 Stücken bestehende, höchst werthvolle Sammlung indianischer Alterthumsstücke von Stein, Knochen und Bronze nebst einigen bemerkenswerthen Gefässen von Stein und gebranntem Thone, die in Maine, Massachusetts und Connecticut aufgefunden worden sind. Auch Herr C. H. Uhde in unserm Handschuchsheim bei Heidelberg hat der Kopenhager Gesellschaft eine Sammlung mexicanischer Alterthümer zu offeriren versprochen. Und wer kann mehr geben als er, der eine so unendliche Menge derselben besitzt und dessen reiche Schätze so sehenswerth sind! — Was das, in fünf Sälen auf dem Schlosse Rosenburg bewahrte, Münz- und Medaillen-Cabinet betrifft, so sind die ältesten in Dänemark gefundenen Münzen alle — römische aus den zwei ersten christlichen Jahrhunderten. Dann folgen byzantinische, besonders goldene, aus dem 5. und 6. Jahrhundert. Aus dem

Digitized by Google

Zeitraume zwischen 700 und 1050 finden sich die sogenannten kufischen Münzen; und aus dem Schlusse dieser Periode, dem 10. und 11. Jahrhunderte, kommen deutsche, holländische, englische nebst einigen französischen Münzen vor. Svein Tveskäg war der erste dänische König, welcher, etwa von dem Jahre 1000 an, Münzen schlagen liess. — Das Antiken-Cabinet oder die Sammlung von klassischen Alterthümern der südlichen Lande ist so arm, dass es kaum der Erwähnung werth ist. — Eines um so bessern Gedeihens erfreut sich endlich das, für den Vergleich von Gegenständen des Alterthumes mit solchen noch unter jetzt lebenden Völkern gleicher Cultur bestehenden, so wichtige, ethnographische Cabinet. Auch dasselbe bekam in dem Jahre 1843 viele Vermehrungen. Aber unter diesen allen steht die seltene Anker'sche Sammlung von nur ostindischen heiligen Gefässen und Götzenbildern, und zwar vorzüglich Tempelgöttern (nicht Hausgöttern, die man weit häufiger hat) aus dem 14. Jahrhundert oben an. Diese sind nämlich alle in dem Jahre 1799 unweit Trankvebar ausgegraben worden, woselbst sie in einer gewissen Ordnung lagen, und wurden wohl in dem Jahre 1319 eingescharrt, als die Muhammedaner unter Melek Naib diesen Theil von Indien verheerten.

Hinsichtlich der vielen, der Gesellschaft wieder zugesandten und in den Sitzungen derselben vorgelegten Bücher und Schriften bemerken wir nur, dass auch Herr Warsaä seine vortreffliche, in unsern Jahrbüchern (1844. Nr. 41.) bereits angezeigte Schrift: „Dänemarks Vorzeit, durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet", von welcher Tausende von Exemplaren abgedruckt und unter das Volk vertheilt worden sind, vorgelegt hat. Derselbe, ein Mann noch von ganzer Jugendkraft und von dem frischesten Eifer für die Vorzeit, besitzt seltne Kenntnisse besonders über die Grabalterthümer Skandinaviens, und hat diesen Sommer auch ganz Deutschland von Norden nach Süden durchreiset, um sich vorzüglich auch mit allen deutschen Sammlungen von Alterthümern bekannt zu machen und deren Gegenstände mit den dänischen und skandinavischen Alserthümern überhaupt zu vergleichen. Wir haben sehr interessante Reiseberichte und noch weitere Aufschlüsse über die sämmtlichen nordischen Alterthümer, besonders auch über die bekannte vermeintliche Runamo-Inschrift von ihm zu erwarten. Möchten sie recht bald erscheinen!

K. Wilhelmi.

Bibelkunde oder gemeinfassliche Anleitung zur Kenntniss der Bibel und zur Erklärung derselben in der Volksschule, nebst einem Anhange, die nothwendigsten Vorkenntnisse aus der biblischen Geschichte, Geographie und Alterthumskunde enthaltend. Ein Handbuch für Volksschullehrer, Seminaristen und Schulpräparanden. Von Dr. Friedrich Gottfr. Rettig, Generalsuperintendent des Fürsterth. Göttingen etc. etc. Fünfte verbesserte Auflage. Hannover, 1845. 8. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XX, und 253 S. in gr. 8.

Ein Buch, das, wie das vorliegende, innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren in fünf Auflagen verbreitet ward, also in jeder Hinsicht sich eine

Digitized by Google

Bahn gebrochen hat, bedarf kaum noch einer weiteren Empfehlung; auch Anlage und Einrichtung des Ganzen, Geist und Charakter desselben kann als bekannt in den Kreisen, die es zunächst berührt, wohl vorausgesetzt werden. Beides aber ist auch in der neuen Auflage, die wir hier anzuzeigen haben, unverändert geblieben — Aenderungen der Art haben bei solchen Schriften stets etwas sehr Bedenkliches — desto weniger hat es der Verf. an Verbesserungen im Einzelnen, Zusätzen und dergleichen fehlen lassen, die hinreichend zeigen können, dass wir keineswegs einen blossen Wiederabdruck der vierten Auflage vor uns haben. Auch die Verlagshandlung hat dem neuen Abdruck eine bessere Ausstattung in Druck und Lettern gegeben. Bei dem Gewirre und Getreibe unserer Zeit wird man einem mit Ruhe und Besonnenheit abgefassten, den positiven Standpunkt stets festhaltenden Buch, wie das vorliegende, nur eine immer grössere Verbreitung wünschen können.

Encyclopédie des gens du Monde, Repertoire universel des sciences, des lettres et des arts; avec des notices sur les principales familles historiques et sur les personnages célèbres, morts et vivants, par une société de savants, de Litterateurs et d'Artistes, français et étrangers. Paris librairie de Treuttel et Würtz, rue de Lille 17. Strassbourg, grand rue 15. 1844. 1845. Tome XXI. Seconde Partie. Tome XXII. Prémière et seconde Partie.

Mit dem Erscheinen dieser drei Bände ist ein Unternehmen vollendet, das nun in zwei und zwanzig Bänden oder vier und vierzig Theilen, zu vierhundert und respective achthundert Seiten bis zu seinem Ende geführt ist und sich allerwärts, diesseits wie jenseits des Rheines, die gerechte Anerkennung und den verdienten Beifall erworben hat. Was früher mehrfach in diesen Blättern über die Ausführung des Ganzen, an welchem die namhaftesten Gelehrten Frankreichs Antheil genommen haben, bemerkt worden ist, soll jetzt nicht noch einmal gesagt werden; es soll nur darauf hingewiesen werden, wie auch in den drei vorliegenden Theilen dieselben Eigenschaften, durch welche die vorhergehenden Theile sich empfohlen haben, überall bemerkbar sind und durchaus keine Ungleichheit in der Fassung der einzelnen Artikel, wie in der Anlage und dem Charakter des Ganzen hervortritt; der kenntnissreiche Herausgeber dieser Encyclopädie, Herr Schnitzler, kann mit Beruhigung auf das, was er geleistet, nun zurückblicken. Manche der in diesen drei letzten Bänden enthaltenen Artikel, welche französische Verhältnisse oder berühmte Personen Frankreichs betreffen, werden mit besonderem Interesse auch bei uns gelesen werden; wir führen nur an den Artikel Voltaire von Artaud mit einem Zusatz des Herausgebers, Talleyrand von Déaddé, Aug. Thierry von Rey, Thiers von Legoyt, Villemain von Dehèque, Sully von Avenel, die Frau von Staël von Philarète Chasles und Andere. Auch die Artikel über berühmte Namen Deutschlands, wie Tiek, Uhland, Wieland, J. H. Voss, F. A. Wolf u. s. w. fehlen nicht; ist doch selbst Strauss und seine Theologie nicht vergessen. Aus dem Gebiete der alten Literatur sind einige Artikel von Naudet über Tacitus, Terentius, Virgilius beachtenswerth; ebenso meh-

Digitized by Google

rere von Guignaut. Anderes übergehen wir, auf frühere Anzeigen verweisend, und scheiden damit von einem Werke, dem bei einer stets gründlichen und würdigen Behandlung der so zahlreichen und verschiedenartigen Gegenstände alle Anerkennung zu zollen ist.

---

1. *Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt. Ausgabe letzter Hand. Hannover, 1844. 8. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Band LXIX. bis LXXXVII.*
2. *Minona. Von Henriette von Bissing. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1844. 328 S. in 8.*
3. *Iwan. Ein Roman von Henriette von Bissing. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1844. Zwei Theile. 318 und 389 Seiten in 8.*

Mit diesen Bänden (Nr. 1.) scheint die ganze Sammlung der zahlreichen Schriften Henriette Hanke's, über welche schon früher in diesen Jahrbüchern (1843. p. 467 ff. 1844. p. 318 ff.) ein auch durch die vorliegenden Bände nur bestätigtes Urtheil abgegeben ward, geschlossen. Wir finden in den verschiedenen, zum Theil schon früher bekannt gewordenen und mit Beifall aufgenommenen Novellen, Romanen und dergleichen, wie sie in bald grösserem, bald geringerem Umfang hier erscheinen, Familienbilder jeder Art, und damit eine reiche Anschauung aller Lebensverhältnisse, eine grosse Mannigfaltigkeit der Personen, einen Reichthum von Situationen bei einer Innigkeit des Gefühls und einer tiefen Kenntniss der menschlichen Seele, dabei in allen Schilderungen Nichts, was den Anstand und die gute Sitte verletzen könnte; lauter Vorzüge, wie sie bei Schriften der Art in der neueren Zeit immer seltener zu werden anfangen.

Band LXIX. bis LXXI. enthält: Die zwölf Monate des Jahrs; Band LXXII. den Christbaum; Band LXXIII. und LXXIV.: Elisabeth; Band LXXV. und LXXVI. enthalten einige kleinere Erzählungen: der jüngste Tag, die dritte Frau, die Bekehrung, das Häuschen auf der Stadtmauer; Band LXXVII. bis LXXX.: Die Ehen werden im Himmel geschlossen; Band LXXXI. bis LXXXIII.: Der Braut Tagebuch; Band LXXXIV. bis LXXXVI. Der Frau Tagebuch; Band LXXXVII.: Polterabend-Scenen und Aufzüge; Band LXXXVIII.: Vermischte Gedichte. — In der äusseren Ausstattung sind diese Bände den früheren ganz gleich gehalten.

Die beiden Nr. 2. und 3. genannten Schriften einer anderen weiblichen Verfasserin empfehlen sich durch ähnliche Eigenschaften und zeichnen sich durch eine gleiche äussere Ausstattung vortheilhaft aus. Das Talent der Verfasserin bewährt sich besonders in den anziehenden Charakterschilderungen und in der Darstellung, die das Interesse des Lesers stets wach zu erhalten weiss, ohne zu Mitteln zu greifen, die der Geschmack und die gute Sitte jeder Zeit, wie nicht der unsrigen, stets fern zu halten gesucht hat. Denn es waltet hier durchweg eine reine, moralische Tendenz, die sich nicht darin gefällt, das La-

Digitized by Google

ster als Tugend, Sitte und Anstand als Thorheit zu bezeichnen, wohl aber das Gute zu fördern und das Böse zu tadeln bereit ist. Die äusserst fliessende Sprache, in welcher die Verfasserin schreibt, macht die Lectüre dieser Schriften, die uns im Ganzen auch Bilder des häuslichen, des Familienlebens, und zwar aus verschiedenen Kreisen und Sphären vorführen, noch anziehender, und sichert ihnen eine günstige Aufnahme.

William Shakespeare's Schauspiele übersetzt und erläutert von Adelbert Keller und Moriz Rapp. Stuttgart. Verlag den J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1844. 8. (Dritter und vierter Band.) Acht Theile in 12.

Ueber die acht ersten Theile oder Hefte dieses durch zwei ausgezeichnete Gelehrte geleiteten Unternehmens, über Anlage, Plan und Ausführung des Ganzen ward in diesen Jahrbüchern, Jahrgang 1843. S. 786 ff., bereits berichtet; es sind jetzt nur die seitdem erschienenen Fortsetzungen anzuzeigen, welche an dem ursprünglichen Plan durchaus festhalten, und indem sie die Mängel früherer Uebersetzungen sorgfältig zu vermeiden suchen, den fremden Dichter in einer reinen, lesbaren und verständlichen Fassung vorlegen, welche den des Originals Unkundigen die Lectüre anziehend zu machen und sie selbst zu ergreifen vermag. Und damit scheint allerdings eine wesentliche Lücke unserer Literatur ausgefüllt.

Von den hier anzuzeigenden acht Bändchen, deren jedes Ein Stück, als ein besonderes Ganze, bildet, enthält Nr. IX.: Viel Lärmen um Nichts (von Rapp. 144 S.). X. Coriolan (von Keller. 179 S.). XI. Vergeltungsrecht (von Rapp. 147 S.). XII. Julius Cäsar (von Keller. 123 S.). XIII. Verlorene Liebesleiden (von Rapp. 153 S.). XIV. Antonius und Cleopatra (von Keller. 168 S.). XV. Mac Beth (von Rapp. 134 S.). XVI. König Johann (von Keller. 117 S.).

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Amore et studio elucidandae veritatis in nomine domini nostri Jesu Christi. Die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritte auf dem Grunde der heiligen Schrift. Aus den in Deutschland allgemeine Gesetzeskraft habenden Bestimmungen urkundlich nachgewiesen und allen für Recht und Wahrheit Empfänglichen vor die Augen und ans Herz gelegt von Karl August Credner, Doctor und Professor der evangelischen Theologie zu Giessen. Der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig, der Gesellschaft zu Erhaltung des Christenthums zu Haag, des historischen Vereins der Universalisten zu Neu-York und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Frankfurt am Main, bei Johann David Sauerländer. 1845. 132 S. 8.

Wer hätte vor funfzig Jahren daran gedacht, dass in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Protestanten in allen Gegenden Deutschlands mit Recht oder Unrecht (das untersuchen wir hier nicht, die Thatsache ist aber ausgemacht) sich laut beschweren würden, dass alle deutschen Regierungen mehr oder weniger unter papistischem Einfluss ständen, und dass die Protestanten nicht blos von Katholiken, sondern von ihren eignen Glaubensgenossen, hinter den Papisten zurückgesetzt würden? Ref. steht immer noch an, dem Augenschein zu trauen, und zu glauben, dass Leute, welche die Religion blos als Mittel für politische Zwecke gebrauchen, so viel Einfluss haben sollten, dass selbst protestantische Fürsten die allgemeine, Jedem sichtbare Zwietracht zwischen den Gehorchenden und den Regierenden durch Kränkung der von ihren Vätern mit edler Aufopferung von Leben und Gut errungenen Religionsfreiheit bis zur Verzweiflung steigern sollten. Gleichwohl scheint es, als wenn Herr Credner, den der Verfasser dieser Anzeige in Beziehung auf Leben, Gelehrsamkeit, Theologie vor hundert Andern aufrichtig verehrt, durch diese Besorgniss zur Herausgabe der angezeigten

Digitized by Google

Schrift bewogen sey. Er vertheidigt darin die heiligste Angelegenheit jedes denkenden Protestanten, mit historischen, juristischen, theologischen Gründen ganz unwiderleglich. Möchte doch Gott die Herzen aller protestantischen Fürsten mit dem Geiste seiner ewigen Wahrheit erleuchten, der einst ihre Vorfahren beseelt hat! Möchte er, wenn wirklich kalte, egoistische und servile Diplomaten und Juristen sie durch ihre Sophistik bestricken, ihre Seelen mit seiner Wärme erfüllen!

Was würde die Folge seyn, wenn die Regierungen die Religionsfreiheit beschränkten? Es bliebe uns Allen, die wir den Geist der Lehre Christi aber nicht den Buchstaben innig verehren, Nichts übrig, als uns zu den Ungläubigen zu gesellen, die leider schon stark genug sind. Herr Credner ist vor allen geeignet, um den Leuten, die nur eine politische Religion haben, und die man an ihren Früchten erkennt, mit Milde und Mässigung und Schonung, mit ächt biblischem Glauben und mit Kenntniss des geistlichen Rechts entgegen zu arbeiten, er könnte den protestantischen Fürsten, wenn sie dergleichen läsen, die Augen öffnen. Man kann viel leichter Ritterschlösser des Mittelalters spielend wieder erbauen, Klöster einrichten und Mönche und Nonnen zusammentreiben und im Müssiggange ernähren, als Feudalismus und Hierarchie in unsern Zeiten neu gründen. Das möglich zu glauben, ist Tollheit und absichtliche Verblendung! Man verbindet sich die Augen, man will absichtlich nicht sehen, dass man die Schlösser und die Klöster auf einem Boden baut, der unten hohl ist, und dass die folgende Generation (denn reif ist freilich das Verderben noch nicht) in die Grube stürzen wird, die ihr die vorhergehende gegraben. Gesetzt aber, man könnte Alles mit dem Bajonett durchsetzen, kann irgend ein Fürst wünschen, dass in Deutschland auf die Weise wie in Spanien, Italien, Polen Gehorsam erzwungen und Verzweiflung und Knirschen allgemein gemacht werde?

Eine Kritik der Schrift wird kein Leser der Jahrbücher bedürfen, es gilt einer Allen bekannten Sache, darum eilt Ref., sie schnell anzuzeigen. Um in den der guten Sache Verderben drohenden Zeiten eine so wichtige Defensionsschrift, eine Darlegung des Rechtes der Protestanten, von einem Manne wie Herr Credner verfasst, schnell zur Kenntniss der Leser der Jahrbücher zu bringen, beeilt sich Ref., dieselbe hier anzuzeigen. Eine Beurtheilung ist auch darum ganz überflüssig, weil es auf Actenstücke und Beweisstellen ankommt, auf welche Herr Credner

Digitized by Google

mit Recht die grösste Bedeutung legt. Eine blosse Anzeige des Inhalts der Schrift wird hinreichen, das protestantische Publikum und auch die sogenannten Deutsch-Katholiken aufmerksam zu machen auf die Schutzschrift für sie. Was die Deutsch-Katholiken angeht, so wünscht ihnen Ref. Organisation und ein von allen ihren Gemeinden anerkanntes Glaubensbekenntniss, weil man doch wissen muss, woran man mit ihnen ist und was ihre Lehre den Schwachen bietet, welche durchaus in eine äussere Kirche flüchten müssen, um der Wohlthat des Glaubens theilhaftig zu werden, da ihre täglichen Geschäfte ihnen nicht erlauben, das Wissen zu erringen. Das war anders in einer Zeit, wo Plato jede Beschäftigung mit Gewerbe und Handwerk eine Banausie (Kesselflicker-Leben) nennen durfte. In Herrn Credner's Schrift wird erst eine Einleitung über den Gang des Christenthums seit der Reformation vorausgeschickt, dann gezeigt: Erstlich, was in Betreff des Gegenstandes der Schrift im Passauer Vertrage und im Augsburger Religionsfrieden, dann was im westphälischen Frieden und endlich, was in der deutschen Bundesacte festgesetzt sey.

Bei Gelegenheit des Streits über den Sinn der Bestimmungen der Bundesacte erwähnt Herr Credner S. 60 die auffallende Verschiedenheit der Erklärung, die ihm der Herr Geh. Staatsrath und Kanzler v. Linde in Darmstadt in einem Privatbriefe über etwas, was er Missverständniss zu nennen beliebt, gegeben hat, von einem Artikel der Aschaffenburger Zeitung, der dem Inhalte nach ebenfalls, wenigstens mittelbar, von ihm herrührt. Der Verf. dieser Anzeige empfiehlt seinen Glaubensgenossen dringend, die lange Note von S. 60—67 aufmerksam zu lesen. Diese lange Stelle ist aus vielen Ursachen höchst merkwürdig, vorzüglich aber, weil man sieht, welcher Mittel man sich gegen den Protestantismus bedient, und wie keck man darauf vertraut, dass Niemand wagen wird, zu widersprechen. Ref. freut sich, dass Herr Credner bewiesen hat, dass nicht alle Hüter der protestantischen Heerde zu stummen Hunden geworden sind. Gelegentlich wird man auch hier lernen, auf welche Weise der katholische Kanzler eines protestantischen Fürsten und einer protestantischen Universität juristisch argumentirte, und wie ein protestantischer Professor primarius der Theologie ihn theologisch widerlegt. Der eine sucht Winkelzüge, der Andere streitet mit Wahrheit, Offenheit, Gradheit, wie es einfachen Christen geziemt. Die Argumentation des Kanzlers ist die der Leute, denen Pascal in den

Digitized by Google

„Lettres provinciales“ ein Denkmal gesetzt hat. Von S. 65—103 beweist hernach der Verfasser die fortdauernde Geltung des westphälischen und des Augsburger Friedens, und zeigt deutlich aus der Fassung beider und aus den authentischen Erklärungen, was der eigentliche innere Sinn dieser Bestimmungen der beiden Friedensschlüsse sey.

S. 103—105 fertigt der Verf. Leute, wie Claus Harms und Hengstenberg sehr gut ab. Er nennt dabei den Ersten nicht, wahrscheinlich, weil er denkt, der an sich redliche Mann habe sich um Holstein verdient gemacht und habe, weil die Leute es nicht anders haben wollten, sie in die Kirche hineingedonnert, was immer besser sey, als wenn sie ganz herausgeblieben wären, wie sie zu thun anfingen. Hengstenberg hat seinen Zweck erreicht; er hat Lärm gemacht.

An derselben Stelle zeigt der Verf., was schon hundertmal nachgewiesen ist, dass man höchst einfältig ist, wenn man glaubt, das Pfaffenwesen stütze die Regierungen. Sind nicht alle Regierungen unserer Zeit, die sich den Jesuiten überlassen, genöthigt, zu Kerkern des Spielbergs und des Forts St. Leo, zu Schergen, Spionen und Verräthern, zu Carabiniers und Gensdarmen, zu einem Heere von Junitscharen oder, was einerlei ist, gedungenen Schweizern der Urkantone ihre Zuflucht zu nehmen, und haben sie nicht überall jeden Augenblick Aufstände zu dämpfen? Wie sah es im orthodoxen Neapel von 1798 bis 1805, oder wieder von 1820 bis 1822 aus? Wie grässlich ist der Zustand Italiens überhaupt, der des Kirchenstaats und des Herzogthums Modena insbesondere? In Spanien mangelt es immer noch an blindem Glauben nicht, wie schrecklich ist aber dort die Herrschaft der Prätorianer! Ref. erwähnt mit Stolz, weil er es erlebt hat, dass im Badischen zur Zeit von Winter's Ministerium ein gewisser Liberalismus auch in der Religion an der Tagesordnung war, und dass gerade in Baden von 1820—1834 weder Spuren von Unruhen, noch politische Verfolgungen existirten, die gerade in orthodoxen Ländern am ärgsten waren, wenn man anders Darmstadt zu den orthodoxen zählen will.

Was Deutsch-Katholiken und Lichtfreunde angeht, so spricht sich der Verf. S. 105 nicht ganz deutlich aus, Ref. glaubt aber zu errathen, dass Herr Credner derselben Meinung ist wie er. Diese Meinung geht dahin, dass diese Erscheinungen am besten dienen könnten, die Ultras Jesuiten zu warnen, wenn diese nicht ganz unverbesserlich wären.

Digitized by Google

Diese Partheien, sowohl die katholische als die protestantische, werfen, um sich der Absurdität zu entziehen, lieber zu viel als zu wenig weg, wir Andern können ihnen daher nicht durchaus folgen, weil wir einer kirchlichen, formellen Religiosität gewohnt sind und gewisse feststehende und überlieferte Formen und Formeln nicht für so unverständig halten als die, welche ihre Bedeutung nicht in gelehrten Schulen gelernt haben; uns ist aber doch die Erscheinung lieber, als wenn man sich zur Indifferenz wendet oder dem Unglauben ergibt, um dem drohenden Pfaffenthum zu entfliehen. Sollten die Pfaffen und ihre Knechte, die servilen und politischen Jesuiten, fortfahren, wie sie angefangen haben, so wird es freilich am Ende in Deutschland, wie in Frankreich, nur Ungläubige und Köhlergläubige oder politisch Gläubige mehr geben, denn nur dadurch kann im Kampf auf Leben und Tod Hoffnung des Siegs für die Verständigen seyn. Es gilt dann das Una solus victis nullam sperare salutem.

Die letzten Seiten des Buchs sind gegen die sonderbare sächsische Verordnung zur Aufrechthaltung veralteter Orthodoxie gerichtet. Es kommt dort kein Wort Declamation vor, es wird nur ganz unwiderleglich geschichtlich, juristisch, theologisch documentirt, dass der Schritt der sächsischen Minister dem Geiste des Evangeliums, der Reformation, der überlieferten Lehre des Protestantismus und dem Geiste des sächsischen Volks schnurstracks entgegen sey. Herr Credner schickt dieser Deduction, die von S. 112—132 fortläuft, folgende Worte voraus:

„Bei solcher Sachlage musste es im hohen Grade überraschen und „befremden, als das königlich sächsische Ministerium unterm 17. „und 18. Juli 1845 zwei Verordnungen ergehen liess, welche „Bestrebungen darauf gerichtet, das Glaubensbe„kenntniss der Augsburgischen Confessionsverwand„ten in Frage zu stellen oder anzugreifen unbedingt „untersagen und verbieten.“

Der Verfasser der Schrift verspricht ausserdem in dem Vorwort zu unser Aller Freude, dass er, aufgefordert von vielen Lesern seiner seit 1844 in diesen Jahrbüchern unter der Aufschrift Kirchliche Zustände bekannt gemachten Aufsätze, diese Aufsätze besonders herauszugeben, nicht bloss diese Bitte erfüllen wolle, sondern dass er entschlossen sey, statt eines einfachen Abdrucks der erwähnten Aufsätze die Bearbeitung einer besondern Schrift zu unternehmen. Diese werde unter

Digitized by Google

dem Titel: **Die kirchlichen Zustände der Gegenwart geschichtlich beleuchtet. Worte der Aufklärung und Verständigung**, möglichst bald erscheinen.

Der Unterzeichnete kürzt diese Anzeige sehr ab, damit sie schnell erscheinen könne; er wünscht nur noch, dass Jeder, der, wie er von sich aufrichtig bekennt, die Wohlthaten des **Geists** der christlichen Religion durch sein ganzes Leben dankbar empfunden hat, zu Verbreitung der Schrift beitragen möge, um zu verhüten, dass nicht Augendiener, deren Religion nur äusserlich und weltlich, den Geist des Christenthums aufs Neue durch den **Buchstaben** ersticken. Ein dickes geistreiches Buch **über Menschwerdung** Gottes, volle 459 Seiten stark, beweist dem Ref., dass die Scholastik des Mittelalters schon ebensowohl ihre Koryphäen hat, als auf der andern Seite der Fetischismus des Pöbels die seinigen hat.

Schlosser.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen. 1845. XVI. und 493 S. 8.

Es kann wohl nicht unsere Absicht seyn, eine eigentliche Kritik des vorliegenden Werkes zu geben, denn der Verf. desselben ist hinsichtlich seiner vielfachen, durchaus vorzüglichen, literärischen Leistungen so allgemein bekannt, dass man wohl mit Recht sagen kann, derselbe stehe über der Kritik des einzelnen Gelehrten; allein eine Anzeige dieses neuesten Produktes seiner eminenten geistigen Thätigkeit, eine kurze Angabe des reichen Inhalts und eine Andeutung des grossen Gewinnes, welchen es den Lesern der verschiedensten Classen zu gewähren vermag, diese dürfen in unserer Zeitschrift nicht fehlen. Den Inhalt gibt der Titel genau an; er verspricht eine Beschreibung des Weltalls nach dessen einzelnen, durch innigen Zusammenhang zu einem Ganzen verbundenen Theilen. Das hohe Interesse dieser Aufgabe bewog bereits mehrere Gelehrte, eine Uebersicht des Weltgebäudes in seinen allgemeinsten Umrissen zu geben, allein die meisten beschränkten sich auf die zwar grösseren, aber uns ferner liegenden Weltkörper im weiten Himmelsraume und betrachteten die Erde nur in soweit, als sie auch zu diesen gehört,

Digitized by Google

wie z. B. Lambert in seinen kosmologischen Briefen, Littrow in den Wundern des Himmels und La Place in seinem unübertrefflichen Meisterwerke, dem Système du Monde. Eine vollendete Lösung dieser Aufgabe im ganzen Umfange musste wohl einem Gelehrten, wie Alexander v. Humboldt vorbehalten bleiben, welcher in einem langen, stets thätigen Leben sich nicht bloss die Kenntniss der Himmelskörper und ihrer Bewegungsgesetze, sondern auch der Erde, sowohl ihrer todten Masse, als auch des weit wichtigeren belebten Theiles derselben zu eigen machte, und obendrein auf weiten Reisen zur See und zu Lande die ausgedehntesten und verschiedenartigsten Strecken der Erdoberfläche in drei Welttheilen, so wie auch nicht minder die Bewegungen der Oceane und das ungleiche Verhalten des Luftkreises durch eigene Anschauung kennen lernte. Hierzu kommt noch, dass dieser Gelehrte, auf welchen Deutschland mit Recht stolz zu seyn Ursache hat, nicht bloss die Natur und ihre Gesetze im Allgemeinen kennt, sondern hiermit zugleich eine eben so ausgedehnte als gründliche Kenntniss aller drei Reiche der Natur, der Mineralogie, Botanik und Zoologie verbindet. Nehmen wir hinzu, dass unser Verf. ein stupendes Gedächtniss besitzt, vermöge dessen ihm die durch eigene Anschauung und durch anhaltendes Studium erworbenen Kenntnisse stets gegenwärtig sind, dass er ausserdem, ungeachtet zahlloser Störungen, namentlich weiter Reisen, seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht bloss die wichtigsten Werke der in- und ausländischen Gelehrten, sondern selbst die minder wichtigen prüfend gelesen, stets aber zugleich die eigentlichen Quellen benutzt hat, so begreift man leicht, wie er dazu befähigt wurde, dem wissbegierigen Publikum eine physische Weltbeschreibung zu übergeben, worin er S. 387 „von den „fernsten Nebelflecken und von kreisenden Doppelsternen zu den klein„sten Organismen der thierischen Schöpfung in Meer und Land, und zu „den zartesten Pflanzenkeimen herabsteigt, welche die nackte Felsklippe „am Abhange eisiger Berggipfel bekleiden.“

Das Werk, womit der Verf. das Publikum beschenkt hat, ist diesem nach von hoher Wichtigkeit und wird seinen grossen Zweck sicher nicht verfehlen; denn die Lebendigkeit der Darstellung, der blühende Styl und der tiefgelehrte Inhalt müssen nothwendig zum ernsteren Studium der Natur und ihrer Gesetze ermuntern, die aufgeregte Wissbegierde befriedigen und zugleich dem Geiste durch Vorführung der er-

Digitized by Google

habensten Gegenstände des Nachdenkens eine edle Richtung geben. Der Mensch ist zu innig mit der Aussenwelt verbunden, die Erscheinungen wirken zu mächtig auf seine Sinne, als dass er nicht begierig danach streben sollte, sich eine genauere Kenntniss derselben zu verschaffen, und daher reicht auch die Geschichte dieser Wissenschaft so hoch hinauf, als die der geistigen Entwickelung überhaupt; aber wie ganz anders ist ihre Behandlung gegenwärtig im Vergleiche mit der in früheren Zeiten. Ein anschauliches Bild dieses Unterschieds gibt v. Humboldt, indem er erzählt S. 194, wie er mit Ueberraschung bemerkte, dass die nackten Knaben der Wilden an den Ufern des Orinoco glänzende Samen eines rankenden Schotengewächses so lange rieben, bis sie Fasern von Baumwolle und Bambusrohr anzogen. „Welche Kluft", setzt er hinzu, „trennt nicht das elektrische Spiel jener Wilden von der Erfindung eines gewitterentladenden metallischen Leiters, einer viele Stoffe „chemisch zersetzenden Säule, eines lichterzeugenden magnetischen Appa„rates! In solcher Kluft liegen Jahrtausende der geistigen Entwickelungsgeschichte der Menschheit vergraben." Inzwischen ist die Art, wie der menschliche Geist die sich ihm von selbst und auf gewisse Weise gewaltsam aufdringenden Naturphänomene auffasst und ordnet, eine sehr verschiedene. S. 16: „Ein dumpfes, schauervolles Gefühl von „der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnissvollen Bande, welches das Sinnliche und Uebersinnliche verknüpft, ist allerdings selbst „wilden Völkern eigen. Die Welt, die sich dem Menschen durch die „Sinne offenbart, schmilzt, ihm selbst fast unbewusst, zusammen mit der „Welt, welche er, innern Anklängen folgend, als ein grosses Wunderland in seinem Busen aufbaut. Diese ist aber nicht der reine Abglanz „von jener; denn so wenig auch noch das Aeussere von dem Innern „sich loszureissen vermag, so wirkt doch schon unaufhaltsam, bei den „rohesten Völkern, die schaffende Phantasie und die symbolisirende Ahndung des Bedeutsamen in den Erscheinungen. Was bei einzelnen mehr „begabten Individuen sich als Rudiment einer Naturphilosophie, gleichsam „als eine Vernunftanschauung darstellt, ist bei ganzen Stämmen das Produkt instinktiver Empfänglichkeit. Auf diesem Wege, in der Tiefe und „Lebendigkeit dumpfer Gefühle, liegt zugleich der erste Antrieb zum „Cultus; die Heiligung der erhaltenden, wie der zerstörenden Naturkräfte. „Wenn nun der Mensch, indem er die verschiedenen Entwickelungsstufen

Digitized by Google

„seiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefesselt, sich allmäh-
„lig zu geistiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles
„Gefühl, die stille Ahndung von der Einheit aller Naturgewalten. Das
„zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in seine Rechte ein;
„und wie die Bildung des Menschengeschlechts, so wächst gleichmässig
„mit ihr, bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze
„Schöpfung fliesst, der unaufhaltsame Trieb, tiefer in den ursachlichen
„Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen.“

Inzwischen beschränkte man sich früher fast bloss auf bewundernde Naturbetrachtung, an deren Stelle gegenwärtig ein eigentliches, tiefer eindringendes Naturstudium getreten ist, und zwar nicht bloss bei den eigentlichen Priestern dieser Wissenschaft, sondern auch bei den Gebildeten aus allen Ständen der über die unterste Stufe geistiger Entwickelung sich erhebenden bürgerlichen Gesellschaft. Mag immerhin eine der wesentlichsten mitwirkenden Ursachen hiervon in dem Umstande liegen, dass die Industrie und Technik sofort diejenigen Erfindungen zu ihrem Vortheil auszubeuten beflissen sind, die der Fleiss der Gelehrten auf dem mühsamen Wege tieferer Forschungen gewonnen hat; der grössere Vortheil ächter geistiger Ausbildung wird dabei zugleich nicht fehlen. „Wem
„daher“, sagt v. Humboldt S. 34, „seine Lage es erlaubt, sich bis-
„weilen aus den engen Schranken des bürgerlichen Lebens heraus zu
„retten, erröthend, dass er so lange fremd geblieben der Na-
„tur und stumpf über sie hingehe, der wird in der Abspiege-
„lung des grossen und freien Naturlebens einen der edelsten Genüsse
„finden, welche erhöhte Vernunftthätigkeit dem Menschen gewähren
„kann.“ Dass aber, und aus welchen Ursachen das vorliegende Werk sich vorzugsweise dazu eigne, den Eifer für dieses Studium zu wecken, und über die zahlreichen wichtigen Probleme genügende Belehrung zu gewähren, ist bereits oben angegeben. Allerdings entfernt sich dasselbe weit von dem, was man wohl dem sogenannten populären Wissen genügend zu betrachten pflegt; die Sachen sind aus den tiefsten Tiefen der Wissenschaft geschöpft, die Darstellung ist zwar bestimmt und klar, zugleich aber kurz und gedrängt, und erfordert daher allerdings eine über das Gemeine hinausgehende geistige Anstrengung des Lesers. Sollen wir aber noch gegenwärtig das Publikum, welches auf höhere geistige Bildung Ansprüche macht, auf die Wunder der Natur stets unabweislich

Digitized by Google

aufmerksam gemacht wird, und täglich die Vortheile geniesst, welche die Technik der tieferen Kenntniss der Naturkräfte abgewonnen hat, fortwährend an die Unterhaltung durch oberflächliche Romane verweisen, aus denen leicht nicht mehr, als eine auch dem Kinde verständliche Erzählung aufgefasst wird? Soll die jetzige Generation stets fortfahren, stumpf und gedankenlos in die Natur zu blicken, ohne sie und ihre ewigen Gesetze genauer kennen zu lernen, da der Fleiss der Gelehrten und der grossartige Aufwand der Nationen die reichhaltigsten und trefflichsten Hülfsmittel aufgefunden und gleichsam öffentlich zur Schau hingestellt hat, um mit Leichtigkeit zu einer genaueren Kenntniss der Natur und ihrer Gesetze zu gelangen? Keineswegs kann dieses zulässig seyn, und findet auch wirklich nicht statt, vielmehr sehen wir überall, wie selbst kleine Orte den erforderlichen Aufwand nicht scheuen, um Sammlungen anzulegen, die dem grösseren Kreise der Bewohner zur Unterhaltung und zur mehr oder weniger gründlichen Belehrung dienen. Allerdings beschränken sich diese bis jetzt noch meistens auf den bei weitem leichteren historischen Theil der Naturkunde, ja sie dienen bei der Mehrzahl der Beschauer immerhin noch vorzugsweise zur Befriedigung der Neugierde, allein jeder Anfang steht weit von der Vollendung ab, es darf aber als Viel gewonnen gelten, wenn dieser nur erst gemacht ist.

Aus der im Allgemeinen angegebenen bewundernswürdigen Mannigfaltigkeit des Inhalts des Werkes folgt schon von selbst, dass dasselbe, da es nicht als ein elementares gelten kann, bei den Lesern eine allerdings vielseitige und nicht eben oberflächliche Vorbildung voraussetzt, um vollständig verstanden zu werden, und den hohen geistigen Genuss zu gewähren, den es zu verschaffen bestimmt und vermögend ist; allein dieses, sollten wir meinen, dürfe von demselben nicht zurückschrecken. Zuvörderst ist es bei dem vorhandenen seltenen Reichthume an Thatsachen nicht gerade erforderlich, dass jeder Leser alles Einzelne vollständig zu verstehen vermöge; ausserdem aber findet man eine Menge Beschreibungen grossartiger Naturscenen, die der Verf. selbst beobachtet hat, die er mit hinreissender Lebendigkeit beschreibt und auf die er Betrachtungen gründet, wozu das Material von selbst gegeben ist, so dass es zu ihrer Auffassung nichts Anderes, als der Operationen des geregelten Denkens bedarf; endlich aber mag immerhin Manches dem Einen und dem Andern unverständlich bleiben, so ist schon Viel geschehen, wenn

Digitized by Google

nur überhaupt das Interesse erregt und die Aufmerksamkeit auf dasjenige gerichtet ist, was zuvor noch näher erkannt werden muss, wenn man den tiefen Forscher der Natur vollständig verstehen will. Diese Bemerkungen beziehen sich zunächst auf die sogenannten Liebhaber der Naturwissenschaften; es darf aber, um Missverständnissen zu begegnen, nicht unbemerkt bleiben, dass das Werk keineswegs für diese allein oder auch nur vorzugsweise bestimmt ist, vielmehr wird keiner der eigentlichen Naturforscher von Fach dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen, wie tief er auch durch frühere Studien aller hier abgehandelten oder einzelner Abtheilungen des ganzen grossen Gebietes in das Innerste der Wissenschaft eingedrungen seyn mag. Zuvörderst finden sich nur wenige Gelehrte, man darf wohl sagen kaum ein einziger veranlasst und durch Umstände begünstigt, das Studium sämmtlicher Zweige der Naturforschung mit gleichem Eifer und durch eine gleiche Anzahl von Jahren zu verfolgen, als dieses durch v. Humboldt geschehen ist. Ausserdem aber ist bekannt, dass die nämlichen Thatsachen von verschiedenen Forschern, vom Einen so, vom Andern anders aufgefasst und combinirt werden, was als nothwendige Folge der Vielseitigkeit der geistigen Anlagen nicht wohl anders seyn kann, und zugleich bewirkt, dass jeder nicht im übertriebenen Selbstvertrauen befangene Forscher gern und nicht ohne Belehrung die Ansichten anderer kennen zu lernen sucht, und zwar um so mehr, je sicherer als ausgemacht gelten kann, dass sie auf einen reichen Schatz von Thatsachen gegründet und mit ungewöhnlichem Scharfsinn aufgestellt sind. Hauptsächlich aber standen und stehen noch jetzt unserm Verf. in Folge seiner eigenthümlichen Verhältnisse, seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Gelehrten und seiner wechselnden Anwesenheit an fast allen Hauptsitzen der Wissenschaften eine Menge der seltensten Hülfsmittel für die sämmtlichen, im Werke vereinten Abtheilungen zu Gebote, die anderen Gelehrten auch nur für einzelne Zweige sich zu verschaffen kaum möglich seyn dürfte.

Letzteres bezieht sich zunächst auf die zahlreichen, dem Werke angehängten Noten, auf welche noch besonders aufmerksam zu machen Ref. für seine Schuldigkeit hält. Zur Erzielung grösserer Eleganz und um den Leser nicht zu unterbrechen, ist der Text ganz rein gehalten, die Anmerkungen aber sind durch kleine, bis zu hundert fortlaufende, und dann wieder mit eins anfangende Ziffern bezeichnet und jedem Ab-

Digitized by Google

schnitte angehängt. In diesen sind nicht etwa eine Menge von Citaten aufgehäuft, um als Beweis grosser Belesenheit zu gelten, dessen unser Verf. wahrlich nicht bedurfte, wohl aber sind die durch Scharfsinn aufgefundenen, von den gewöhnlichen mitunter abweichenden, Ansichten durch die erforderlichen Beweise begründet, überhaupt aber findet man hier viele, für ein tieferes Studium der Natur höchst wichtige Originalquellen genau und bestimmt angegeben. Ausserdem enthalten die Noten eine Menge genauerer Grössen- und Zahlen-Bestimmungen, z. B. der Berghöhen, der Meerestiefen, der Entfernungen u. s. w., deren Aufnahme in den Text diesen zu sehr unterbrochen haben würde. Endlich findet man hier eine Menge etymologischer Untersuchungen, die zur besseren Erklärung und zum Verständniss mancher Naturphänomene behülflich sind, und zugleich von der unglaublich ausgebreiteten Sprachkenntniss des Verf. vollgültiges Zeugniss geben. Nicht bloss dass derselbe bekanntlich das Französische, Englische, Spanische und Italienische wie seine Muttersprache, und ohne den mindesten Abbruch der höchsten Correctheit und Eleganz der letzteren redet und schreibt, findet man hier auch einige Citate aus seinen ersten, in classischem Latein geschriebenen Schriften. Ausserdem aber erstrecken sich seine etymologischen Forschungen noch auf eine Menge Sprachen, deren auch nur ohngefähre Kenntniss den Naturforschern gänzlich fremd zu seyn pflegt, namentlich z. B. auf die des asiatischen Ostens und die der früheren Bewohner der americanischen Continente.

Ref. beschliesst diese dürftige Anzeige des ersten Theils eines Werkes von seltenem Reichthum mit der Versicherung seiner vollen Ueberzeugung, dass dasselbe seinen Zweck, nämlich zum ernsteren Studium der Natur und ihrer Gesetze zu ermuntern und die genauere gründliche Kenntniss derselben allgemeiner zu verbreiten, sicher nicht verfehlen, zugleich aber dazu dienen wird, S. 18, „einen Theil der Irrthümer, die „aus roher und unvollständiger Empirie entsprungen sind und vorzugs„weise in den höheren Volksklassen fortleben, zu berichtigen, und so „den Genuss der Natur durch tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen zu „vermehren. Man darf dieses um so gewisser erwarten, da ein eigener „Charakter unseres Zeitalters sich in dem Bestreben aller gebildeten „Stände ausspricht, das Leben durch einen grösseren Reichthum von „Ideen zu verschönern.“ Die beiden folgenden Bände werden nach Vor-

Digitized by Google

rede S. XIII. die Anregungsmittel zum Naturstudium (durch Belebung von Naturschilderungen, durch Landschaftmalerei und durch Gruppirung exotischer Pflanzengestalten in Treibhäusern); die Geschichte der Weltanschauung, d. h. der allmäligen Auffassung des Begriffs von dem Zusammenwirken der Kräfte zu einem Naturganzen, und das Specielle der einzelnen Disciplinen enthalten, deren gegenseitige Verbindung in dem Naturgemälde des ersten Bandes angedeutet worden ist.

Muncke.

Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. 39. Band. Dante Alighieri's prosaische Schriften, übersetzt von K. L. Kannegiesser. 1. Theil. Leipzig. Brockhaus. 1845.

Herr Kannegiesser hat sich mit der Uebersetzung dieser prosaischen Schriften Dante's (mit Ausnahme der Vita Nuova, die im 4. Bändchen dieser Bibliothek von K. Förster übersetzt ist) ein um so grösseres Verdienst erworben, als er dabei das wichtige Bedenken zu besiegen hatte, dass die schwärmerischen Verehrer des mittelalterlichen Mysticismus zu einer solchen Arbeit den Kopf schütteln würden, und dass die literarischen Monopolisten, die Alles für vortrefflich halten, was in Italien geschehen und geschrieben ist, wegen der Folgen, die eine solche Uebersetzung für sie haben kann, ihm ihren Schutz aufkündigen. Denn es ist keine Frage, dass durch die leichtere Zugänglichkeit und grössere Verbreitung dieser prosaischen Schriften Dante's, dessen grosses Gedicht an Klarheit ungemein gewinnen wird, indem doch hier und da mancher helle Kopf bei der leichtern Uebersicht des Ganzen bald die vielen kindischen Allegorien bei Seite lassen und die tiefern Grundideen und die Weltanschauung Dante's mehr beachten und mit den im Gedichte verborgnen, mit jenen ganz übereinstimmenden vergleichen wird, und dass dadurch gar viel mystischer Nebel, durch den jene Romantiker bis jetzt herrschten und den sie daher gern durch sogenannte Erklärungen immer dichter machten, verschwinden wird. Um aber durch seine Arbeit einen solchen Nutzen zu stiften, hätte freilich der Herr Uebersetzer seinem Werk eine andere Einrichtung geben müssen. Doch ich will mich vorerst bloss mit der Uebersetzung als der Hauptsache be-

Digitized by Google

schäftigen, und dann kurz zu zeigen suchen, dass der Nutzen, also der Zweck derselben auf diese Art nicht erreicht wird.

Herr Kannegiesser ist als Kenner des Dante und Uebersetzer der göttlichen Komödie überall rühmlich bekannt, dies beweisen besonders die vier Auflagen, welche die letztere schon erlebt hat. Es genügt also, hier kurz zu sagen, dass auch diese Uebersetzung im Allgemeinen vortrefflich ist und dass viele der grössten Schwierigkeiten sehr glücklich gelöst sind. Es seyen mir hier nur wenige Bemerkungen erlaubt, welche dem Herrn K. beweisen werden, dass ich mein Urtheil nicht nach einer oberflächlichen Ansicht des Werks fällte, sondern dasselbe, wie es auch schon der Ruf des Uebersetzers erheischte, gründlich studirt habe.

Seite 7. Zeile 14. heisst es: „weil sich nicht von Jemandem reden lässt, sodass der Redner nicht denjenigen, von welchem er spricht, lobte oder tadelte" (im Italienischen: perchè parlare non si può d'alcuno, che il parlatore non lodi o non biasimi quelli di cui egli parla). Dieses sodass nicht scheint mir hier grammatisch unrichtig aufgefasst und das che non vielmehr den Sinn von ohnedass zu haben.

S. 8. Z. 7. ist der italienische Satz: è loda nella punta delle parole, è vituperio chi cerca loro nel ventre, übersetzt: „es ist ein Lob, wenn man es auf der obern Seite der Worte, ein Tadel, wenn man es auf der untern betrachtet." Das Italienische scheint eine sprüchwörtliche Redensart zu seyn, die durch die „obere und untere Seite der Worte" nicht gut wiedergegeben ist. Der Herr Uebersetzer hätte, da die Uebersetzung doch von dem Text abweicht, vielleicht besser nur den Sinn jener Redensart hingesetzt, wie ihn Perticari angibt: „es ist ein Lob nach dem äussern Anschein, aber ein Tadel, wenn man auf das eigentliche Wesen sieht."

S. 10. Z. 21. hätte das Prädicat duro, welches Dante eben seiner Schrift beilegt, wohl nicht durch hart gegeben werden sollen. Es bedeutet: hart dem Verständniss, unverständlich. Am Ende des 4. Kapitels des 1. Traktats bedeutet fortezza del comento wohl ungefähr das nämliche wie hier durezza.

S. 11. Z. 22. Die Worte: „weil man einsehen mag", stehen im italienischen Text nicht und sind auch hier ganz überflüssig. Dafür sollte in der nämlichen Zeile das Verbum überschritt im Präsens stehen. In der folgenden Zeile aber scheint mir presenza durch Gegenwart nicht

Digitized by Google

gut übersetzt, weil es undeutlich ist. Nicht von der zeitlichen, sondern der örtlichen Gegenwart ist die Rede, daher möchte wohl der Ausdruck: persönliche Erscheinung, besser seyn. So auch im 4. Kapitel, Seite 12.

S. 26. Z. 25. In dem Satz: „denn sie erwerben sich Gelehrsamkeit nicht zu ihrem Gebrauch", ist das Wort ihrem falsch, da man es im Deutschen auf die Gelehrten beziehen müsste. Der Sinn ist im Gegentheil: „zu dem Gebrauch, der der Gelehrsamkeit würdig ist."

S. 40. Z. 15. Der Vers heisst eigentlich: Leben pflegt dem trauernden Herzen ein lieblicher Gedanke zu seyn. Zeile 20. „So dass sie sprach", ist undeutlich, weil sich das sie auf „die Frau" beziehen müsste. Im Italienischen: Che l'anima dicea.

S. 41. Z. 1. bemerke ich für die Leser, dass das nicht ausgedrückte Wort am Ende des Verses, nach Seite 67, verzehret heissen soll. —

S. 45. Z. 12. findet sich wieder das unglückselige „Neue Leben", welches das italienische Vita nuova wiedergeben soll. Dass vita nuova oder età nuova die Jugend und età novella die Kindheit bedeuten soll, lässt sich aus einer Menge von Stellen aus Dichtern zu Dante's Zeit nachweisen, und nur die grosse Vorliebe für das trübe Mystische macht es erklärlich, wie fast alle deutschen Erklärer der Dante'schen Werke in jener Jugendarbeit, welche vita nuova überschrieben ist, etwas ganz Besonderes, tief Verborgenes wittern konnten. In seiner vita nuova wollte Dante nichts weniger als ein neues Leben, in welchem Sinn dies auch genommen werden mag, beschreiben, sondern vielmehr einen zurückgelegten Lebensabschnitt, der ihm durch die Liebe zur Beatrice ein sehr glücklicher gewesen war, in der Erinnerung noch einmal geniessen. Dies that er auf die Art, dass er die durch das Liebesverhältniss veranlassten Sonette und Canzonen ordnete, und in einem Commentar dazu sich noch einmal alle Umstände vergegenwärtigte. Die Freunde der Mystik wollten aber in dem Commentar, vielleicht weil er so überaus trocken ist, durchaus noch einen mystischen Sinn finden, und bringen es mit Gewalt mit der Divina Commedia in Beziehung; und so geht es hier wie mit Guido Cavalcanti's Gedicht von der Natur der Liebe, das so lange hin und her commentirt worden ist, dass man jetzt nicht mehr weiss, ob der Dichter eigentlich die sinnliche oder die

Digitized by Google

platonische Liebe gemeint hat. Um Dante's Ansicht in seiner Vita Nuova zu erkennen, braucht man unter vielen andern Andeutungen nur das 1. Kapitel des III. Traktats dieses Convito (S. 95. der Uebersetzung) nachzusehen, wo Dante ganz deutlich zu verstehen gibt, dass seine erste Liebe eine wirkliche, und die Beatrice eine wirkliche, von ihm sinnlich geliebte Person und keine mystische Figur war; dass aber die zweite, in dem Convito beschriebne, zu der himmlischen Frau eine geistige Liebe und die Frau selbst nur das Symbol der Philosophie war. Dante bemerkt selbst dabei, er brauche nur zu sagen, dass diese zweite Frau, in die er nach dem Tod der Beatrice verliebt gewesen, die Philosophie vorstelle, um alle Vorwürfe der Unbeständigkeit in der Liebe von sich zu weisen. Auch im zweiten Kapitel des IV. Traktats findet sich der Beweis, dass die vita nuova bloss Jugendlieder der Liebe enthält; denn hier heisst es, dies sey damals an der Zeit gewesen, jetzt aber habe er Ernsteres und Wichtigeres zu thun. So gibt es noch eine Menge Andeutungen, die uns darauf führen, dass die Vita nuova ganz einfach als ein zur Erinnerung an eine glücklich verlebte Lebensepoche geschriebenes Buch zu betrachten, und kein „neues Leben" darin zu suchen sey, was sich nach dem Inhalt auch gar nicht finden lässt.

S. 49. Z. 13. kann ich nicht absehen, warum Cattolici durch: „die Frommen" übersetzt ist. Erst war das Ptolemäische System der neun Himmelssphären angegeben, und dann wird in dieser Stelle der zehnte, symbolische, von der katholischen Kirche angenommene Feuerhimmel erwähnt, der der Sitz der seligen Geister ist, „dem zufolge, was die heilige Kirche behauptet", wie es einige Zeilen weiter unten heisst.

S. 57. Z. 32. musste allerdings der Virgilische Vers nach der Auffassung Dante's übersetzt werden; aber eine kleine Anmerkung wäre vielleicht nicht überflüssig gewesen, da Dante jenen Vers ganz falsch verstanden hat.

(Schluss folgt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dante's prosaische Schriften, übersetzt von Kannegiesser.

(Schluss.)

S. 67. Z. 6. muss es statt: „denn Er, der sie uns gegeben hat" heissen: „denn Er hat sie uns gegeben." — Auf derselben Seite, Z. 22. ist das italienische Wort verso durch Vers übersetzt, was ganz falsch ist, da dieses Wort in dem ganzen Convito die Bedeutung von Strophe hat. Dieser Fehler kommt noch häufig vor. — Dann ist der ganze Anfang des 10. Kapitels durch unrichtige Stellung der Worte ganz undeutlich: „Ich sage, dass ich in diesem Verse dasjenige kund zu machen beabsichtige, was in mir meine Seele sprach, das heisst, der alte Gedanke gegen den neuen." Hier muss man irrig glauben, dass die Worte nach das heisst das sind, was Dante kund machen will, während „der alte Gedanke" nnd das frühere „meine Seele" Ein Begriff und dasselbe Subjekt zu dem Verbum sprach sind.

S. 71. Z. 2. ist in dem Satz: „was gibt es Schöneres bei einer Frau als Wissen?" das Wort savere durch Wissen offenbar ganz unrichtig übersetzt. Es ist wohl Dante nie eingefallen, bei einer Frau die Gelehrsamkeit als einen Vorzug zu bewundern, wohl aber die Weisheit. Das alte Verbum savere ist nicht mehr im Gebrauch, aber noch savio, weise, und saviezza, die Weisheit.

S. 72. Z. 9. möchte ich dicitori nicht durch Sprecher übersetzen, eher durch Dichter oder Sänger, da von denen die Rede ist, die der Canzone ihre damals gebräuchliche Form gegeben haben. — Dann ist aber Z. 11. der Satz durch ein grammatisches Versehen ganz unrichtig übersetzt. Er heisst im Italienischen: perchè cantata la canzone, con certa parte del canto ad essa si ritornasse; in der Uebersetzung: „damit die gesungne Kanzone mit einem gewissen Theile des

Digitized by Google

Gesanges zu ihr zurückkehrte." Cantata la canzone heisst niemals: die gesungne Kanzone, sondern ist ein Nominativus absolutus, und der Satz heisst: „damit, wenn die Kanzone gesungen wäre, man (der Sänger) mit einem gewissen Theil der Melodie zu ihr zurückkehrte."

S. 75. Z. 16. muss es statt: „mich erhoben fühlend von dem Gedanken der ersten Liebe zu deren Kraft" — vielmehr heissen: zu der Kraft der zweiten (Liebe). Dass der Gegenstand dieser zweiten Liebe die Philosophie sey, ergibt sich dann aus dem Folgenden.

S. 77. Z. 19. „dann sind zwei Himmel über diesen beweglichen und Ein ruhiger über allen", — ist nicht richtig. Das Adjectivum mobili gehört zu due Cieli, nicht zu questi; es muss also heissen: „dann sind noch zwei bewegliche Himmel über diesen, und Ein ruhiger über allen." Das mobili steht am Ende des Satztheils, um einen Gegensatz gegen das quieto zu bilden, das auch am Ende des folgenden Satztheiles steht.

S. 81. S. 20. ist weiseste wohl ein Druckfehler und soll heissen: weisseste.

S. 108. Z. 10. „wo, wenn er ein Mensch wäre, das Gestirn ihm immer mitten über dem Kopfe seyn würde." Hier wäre es wohl nicht überflüssig gewesen, zu erklären, dass das Gestirn die Sonne bedeutet, oder lieber es gleich so zu übersetzen.

S. 134. Z. 29. der Satz: „So werden aus langer Gewohnheit die Wissenschaften, auf welche am heissesten die Philosophie ihren Blick richtet, mit ihrem Namen benannt, wie die Naturwissenschaft, die Moral und die Metaphysik, welche, weil am nothwendigsten sie auf diese ihren Blick richtet, Philosophie genannt wird" — ist höchst unverständlich, fast sinnlos, und hätte auf keinen Fall so ohne Erklärung stehen bleiben sollen. Da der Herr Uebersetzer in der Vorrede erklärt, dass er zu seiner Arbeit die in Florenz bei Allegrini und Mazzoni erschienene Ausgabe der Opere minori di Dante gebraucht hat, so ist schwer zu begreifen, warum er nicht S. 291. die Note 35. benutzte, wo Pederzini eine eben so einfache als gute Verbesserung vorschlägt. Nach seinem Vorschlag würde der letzte Theil des oben herausgehobenen Satzes heissen: „welche (nämlich Metaphysik), weil die Philosophie am nothwendigsten auf diese (d. h. die Metaphysik) ihren Blick richtet, die erste Philosophie genannt wird." Die Einschaltung des Wortes prima in den

Digitized by Google

Text scheint mir durchaus richtig und nothwendig. Auch in dem ersten Satz des Convito nennt Dante die Metaphysik die „erste Philosophie", und im Tratt. II., cap. 14. sagt er noch deutlicher: la prima scienza che si chiama metafisica.

S. 160. Z. 33. hätte ich das Wort donna lieber durch Herrin oder Gebieterin übersetzt, da es im Gegensatz zu serva, Magd, steht.

S. 161. Z. 1. ist wohl ein Schreibfehler, und soll das Wort Weisheit statt Philosophie stehen.

S. 164. Z. 31. In dem Satz: „Hieraus kann man deutlich erkennen, dass zur Vollkommenheit der allgemeinen Religion des menschlichen Geschlechts Einer gleichsam Schiffsherr seyn muss, welcher, die verschiednen und nothwendigen Aemter ordnend, über das Ganze das allgemeine und unbestreitbare Amt zu befehlen habe", — ist das Wort religione durch Religion offenbar ganz falsch übersetzt, was von einem so gewandten Uebersetzer erstaunen muss. Dass das genannte Amt gleich im folgenden Satz dem Kaiser zugeschrieben wird, hätte schon auf den Gedanken bringen müssen, dass hier von Religion gar nicht die Rede seyn kann, und ein Blick auf die Note der Florentiner Ausgabe hätte belehrt, dass religione hier in dem Sinn von Gesellschaft oder Verband gebraucht ist.

S. 172. Z. 3. arte musaica heisst nicht: musikalische Kunst, sondern Musenkunst oder Dichtkunst.

S. 174. Z. 11. Sperusippus ist ein Druckfehler, statt Speusippus.

S. 175. Z. 20. wo Dante zu den schlechtberathnen Königen seiner Zeit, Karl und Friedrich, spricht, hätte doch wohl in einer Anmerkung erklärt werden sollen, dass Karl II., König von Neapel, und Friedrich von Aragonien, König von Sicilien hier gemeint sind.

S. 189. Z. 20. cherico ist durch Kleriker ganz falsch übersetzt. Es ist nämlich von dem Kaiser Friedrich II. und seiner Definition des Adels die Rede, welche Dante als irrig bezeichnet, „obgleich der Kaiser nach dem allgemeinen Ruf ein logico e cherico grande war." Nun aber war der Kaiser in seinem ganzen Leben kein Geistlicher, und solche Widersinnigkeiten sollte man in einer Uebersetzung von Kannegiesser gar nicht antreffen. Cherico hatte damals die Bedeutung von dotto oder letterato, weil leider nur die Pfaffen vielerlei wussten.

Digitized by Google

S. 193. hätte in der Note 1. das Wort Santelena richtiger erklärt werden können, da der Herr Uebersetzer der florentinischen Ausgabe des Textes gefolgt ist, welche die Erklärung des Biscioni aufgenommen hat. Nicht die Insel Kandia nannten die Schiffer Santelena, sondern die kleine Insel Santorini, gegenüber Kandia.

S. 217. Z. 11. „Richtig nimmt er an", ist falsch übersetzt; denn dieser er wäre ja auch der Aristoteles, der doch im folgenden Satz gerade das Gegentheil sagt. Im Italienischen heisst es auch anders: bene si pone.

S. 219. Z. 10. In dem Satz: „das Lob dessen in sich schliesst", scheinen ein paar Worte ausgefallen zu seyn. Er muss heissen: „dass der Eine und die Andere das Lob dessen in sich schliesst."

S, 222. Z. 17. passione buona scheint mir durch „guter Zustand" nicht richtig übersetzt; die Scham ist kein Zustand, sondern eine Leidenschaft. So ist auch auf der folgenden Seite Zeile 16. übersetzt: „die Tugend ist eine aus Adel und Zustand (passione) gemischte Sache."

S. 222. Z. 18. età novella müsste eigentlich nicht Jugend, was età nuova ist, sondern Kindheit heissen. Es geht aus dem ganzen übrigen Kapitel bis ans Ende hervor, und auch aus der Eintheilung der menschlichen Lebensalter, die nachher gegeben wird. Am Ende dieses Kapitels redet ja auch Dante von pargoli und imperfetti d'etade.

S. 226. Z. 25. anima generativa heisst nicht „die erzeugte Seele", sondern „die erzeugende Seele."

S. 226. Z. 27. kann ich mir nicht erklären, warum der Herr Uebersetzer von der Lesart der florentinischen Ausgabe abgewichen ist. Matura ist das Verbum, nicht das Adjectivum, und gehört nicht zu complessione; wenn es dazu gehörte, so müsste es vor dem Substantivum stehen. Matura correspondirt aber als Verbum ganz gut mit dispone und dem 2 Zeilen weiter stehenden prepara, welche drei Verba einerlei Begriff ausdrücken.

S. 255. Z. 26. ist der ganze Satz von „und da" bis „Bahn habt" auf eine unbegreifliche Art unrichtig aufgefasst. Rufen statt ruhen mag ein Druckfehler seyn, aber rompere heisst nicht schreiten, und ove tanto camminato avete heisst nicht: „wo ihr eine solche Bahn habet", sondern: „wo ihr so lange gewandelt seyd." Wie konnte der Herr Uebersetzer camminato für ein Substantivum ansehen.

Digitized by Google

S. 258. ist der erste Satz des 29. Kapitels, wie überhaupt gegen das Ende der Uebersetzung sich manche kleine Nachlässigkeiten bemerklich machen, durch etwas zu viel oder zu wenig ganz verdreht. Z. 17 muss in dem Satz: „an welchen er nicht erkannt werden kann", die Negation ganz wegfallen, und darauf der Satz eingeschaltet werden: „und ohne welche er nicht seyn kann."

Dies sind nur einige Ausstellungen, die ich mir zu machen erlaubte, in dem Gedanken, dass bei einem Uebersetzer von Ruf die Kritik viel strenger verfahren müsse, als bei unbedeutenden. Uebrigens beruhen manche Abweichungen in der Uebersetzung auch auf individuellen Ansichten von dem ganzen Werk, und es ist meine Pflicht, zu bemerken, dass ausser den wenigen Ausstellungen das ganze Buch von 260 Seiten gut übersetzt ist, und dass dies um so mehr hervorzuheben ist, als eine solche Uebersetzung bei der Unsicherheit des Textes und der oft grossen Dunkelheit des Ausdrucks ein sehr schwieriges Unternehmen war. Was nun den Inhalt des Werks betrifft, so bin ich der Meinung, dass es eigentlich gar nicht in eine Bibliothek der Klassiker des Auslandes gehört, denn es ist nichts weniger als klassisch, weder nach der Bedeutung des Inhalts, noch nach der Form. Der Herr Uebersetzer hat nach seiner Vorrede einen ähnlichen Gedanken gehabt, scheint aber doch nicht klar gesehen zu haben, auf welche Art das Werk einen wichtigen Standpunkt einnehmen könne, und wie es aber auch dazu ganz anders behandelt werden müsse. Wir erhalten hier ohne irgend eine Erklärung, die uns auf den daraus zu ziehenden Nutzen aufmerksam machte, die ganze scholastische Doktrin, aus der sich die Menschheit nach langen Kämpfen befreit hat, um einmal eine wahre Wissenschaft, eine wahre Religion und eine sociale und politische Entwickelung zu erhalten. Dieser ganze scholastische Wust, der ganze Vorrath damaliger Kenntnisse und Ansichten, der in dem Convito aufgezeichnet ist, ist aber für das Publikum, für welches die Bibliothek der Klassiker des Auslandes bestimmt ist, völlig unbrauchbar und interesselos. Was sollen die Leser der Bremer'schen Romane mit diesen schwerfälligen, langweiligen und spitzfindigen Erklärungen und Verzerrungen dreier höchst dunkeln und wenig poetischen Canzonen, nämlich zweier allegorischen und einer didaktischen, anfangen? was mit dem ganzen alten astronomischen System im zweiten Traktat? mit der kindischen Eintheilung der Engel? mit der subtilen

Digitized by Google

Vergleichung der neun Himmel mit den Wissenschaften, im 14. Kapitel? was mit der entsetzlich langen Abhandlung, worin aus dem Aristoteles bewiesen wird, dass die Erde feststeht und die Sonne sich um sie bewegt? Es gehört eine besondere Genügsamkeit und Vorliebe für das hierarchische Mittelalter dazu, um solche scholastische Verwirrungen noch klassisch zu nennen. Gleichwohl gibt es noch Viele, welche sich alle Mühe geben, die Begriffe zu verwechseln und das grosse Gedicht Dante's gerade wegen der mystischen Erhabenheiten und Subtilitäten, die nicht über den Horizont des heiligen Bernhard und des heiligen Thomas hinausgehen und damals gar nicht hinausgehen durften, so hoch halten und die darin niedergelegte Mystik durch ihre eigene noch dunkler machen. Ja es gab vor wenigen Jahren noch Schriftsteller in Italien, die einen grossen Anhang hatten, wie Napione, welche behaupteten, die Philosophie Dante's genüge noch heutigen Tages vollkommen. Dies darf uns aber nicht irren. Die Scholastik, in welcher leider Dante's Genius mit seiner ganzen Zeit gefesselt war, ist nichts weniger als klassisch, hat nie etwas Klassisches hervorgebracht, hauptsächlich nur die widernatürliche Tyrannei der Kirche und dadurch eine lange Zeit das Unglück der Völker begründet, und ist nur durch das neu erwachte Studium der Klassiker, ihrer Todfeinde, zum Weichen gebracht worden. Sie ist es wahrlich nicht, die der Divina Commedia ihren Werth gibt, sondern diese wäre, wenn sie ausser diesem schrecklich prosaischen nicht noch ganz andere Elemente hätte, wenn sich in derselben nicht noch ein begeistertes religiöses Gefühl, eine hohe poetische Kraft, eine grossartige Weltanschauung mächtig ausspräche, längst eben so gut wie die Scholastik untergegangen. Wenn wir an vielen Stellen der Komödie die erstaunliche Kraft des Dichters durchbrechen und einen historischen Boden suchen sehen, der ihm eine frischere Nahrung geben soll, ihn aber dann unvermeidlich in den theologischen Definitionen sich verirren sehen, wobei die beliebte allegorische Figur oft das Einzige bleibt, was einen gewissen poetischen Schein rettet: so können wir nur bedauern, dass die Zeit Dante's, die durch ihre furchtbaren politischen Zerrüttungen, aber auch ihre mächtige Keimkraft so ganz für die Erzeugung eines Weltgedichtes gemacht war, zugleich auch die Scholastik zur höchsten Blüthe and zur geistigen Weltherrschaft gebracht hat. Was hiervon aber in der Komödie durch das poetische Gegengewicht einigermassen im

Digitized by Google

Zaum gehalten war, das tritt in aller Breite in dem Convito hervor, welches eine abschreckende Probe scholastischer Langweiligkeit ist.

Aber auch die Form, wovon uns diese ganze Masse von jetzt unbrauchbarer Gelehrsamkeit beigebracht wird, ist, mit dem gelindesten Ausdruck bezeichnet, unklassisch und macht einen widerlichen Eindruck. Der Leser wird ohne Uebergang, ohne Absatz und Ruhepunkt durch ein Labyrinth der heterogensten Begriffe geführt, aus der Grammatik in die Philosophie, aus der Astrologie in die Moral, aus der Logik in die Physik, und dabei noch durch soviel unnöthige, kleinliche und kindische Erklärungen in einer Art von Stumpfheit erhalten, dass er sehr oft gar nicht weiss, worauf es ankommt. So kann Dante ein paar Seiten verlieren, um den Satz zu erklären: „dass der Himmel eigentlich immer klar und hell ist, uns aber nicht immer so erscheint", welcher Satz eigentlich nur ein unbedeutendes Gleichniss zur Erklärung eines moralischen Satzes ist. Aber das Wort klar führt ihn auf die Farbe und das Licht, dies wieder auf das Sichtbare und Unsichtbare, dies auf die Einrichtung des Auges, und dies auf die Art, wie das Sehen vor sich geht. Da heisst es denn, nachdem der Unterschied zwischen den eigentlich und den uneigentlich sichtbaren Dingen abgethan ist, nach der Uebersetzung von K. weiter: „Diese sichtbaren Dinge, sowohl die eigentlichen wie die gemeinschaftlichen, soweit sie sichtbar sind, kommen ins Auge, ich sage nicht die Dinge, sondern ihre Form, durch das Mittel der Durchsichtigkeit, nicht wirklich, sondern absichtlich, wie etwa in einem durchscheinenden Glase. Und im Wasser, welches in der Pupille des Auges ist, vollendet sich dieser Vorgang, welcher die Form sichtbar macht, durch dessen Vermittlung, weil dieses Wasser begrenzt ist gleichsam wie ein Spiegel, der ein von Blei begrenztes Glas ist, so dass es nicht mehr durchgehen kann, sondern dort nach Art einer gestossenen Kugel gehemmt wird, so dass die Form, welche in dem durchsichtigen Mittel nicht leuchtend scheint, begrenzt ist, und dies ist dasjenige, wesshalb in dem mit Blei belegten Glase das Bild erscheint, und nicht in einem andern." Und so geht es noch zwei Seiten fort. Wie widerlich ist z. B. auch S. 182, wo Dante die Unrichtigkeiten einer philosophischen Definition des Kaisers beweisen will und dabei fürchtet, für unehrerbietig gehalten zu werden, die lange und subtile Unterscheidung zwischen den Begriffen unehrerbietig und nicht ehrerbietig. „Ich sage, dass

Digitized by Google

Ehrerbietung nichts Anderes ist, als ein Geständniss schuldiger Unterwürfigkeit durch offenbares Zeichen. Und, dies eingesehen, ist dabei ein Unterschied zu machen. Unehrerbietig heisst Beraubung; nicht ehrerbietig heisst Verneinung. Und desshalb ist die Unehrerbietigkeit ein Nichteingestehen der schuldigen Unterwürfigkeit durch offenbares Zeichen; die Nichtehrerbietung ist ein Verneinen der nicht schuldigen Unterwürfigkeit. Man kann die Sache doppelt absagen: einestheils kann man absagen mit Beleidigung der Wahrheit, wenn sie des schuldigen Geständnisses beraubt wird, und dies ist im eigentlichen Sinne nicht eingestehen; anderntheils kann man absagen ohne Beleidigung der Wahrheit, wenn das, was nicht ist, nicht gestanden wird; und dies ist eigentlich ein Verneinen, z. B. absagen, dass der Mensch ganz sterblich sey, ist ein Verneinen, eigentlich gesprochen. Wenn ich daher die Ehrerbietung des Reichs verneine, so bin ich nicht unehrerbietig, sondern ich bin nicht ehrerbietig; denn es ist nicht gegen die Ehrerbietung, sofern es nicht beleidigt, wie das Nichtleben nicht das Leben beleidigt; aber der Tod beleidigt es, weil er Beraubung desselben ist etc."

Hat denn nun aber dieses scholastische, schwerfällige Opus gar kein Interesse mehr für uns? Allerdings ein sehr grosses und wichtiges, welches es einer ganz andern Behandlung werth gemacht hätte, das ihm aber eben deswegen einen Platz in dieser Unterhaltungsbibliothek verbietet. Dieses wichtige Interesse besteht darin, dass uns das Convito sehr schätzbare Aufklärungen für die Divina Commedia gibt, dass wir darin die Grundideen Dante's im Gebiet der Religion, Wissenschaft und Politik, die ihn sein ganzes Leben lang beseelten und die den Kern seiner prosaischen und poetischen Werke bilden, viel deutlicher ausgedrückt findet, als dies oft unter den Allegorien der Divina Commedia möglich war. In dieser Hinsicht, aber auch nur in dieser, ist es unendlich zu bedauern, dass Dante uns sein Convito als Fragment zurückgelassen hat. Um aber dem Werke den eigentlichen Werth zu geben, den es für uns haben kann, hätte es nicht dürfen bloss so einfach übersetzt werden, sondern Herr K. hätte sich ein grosses Verdienst und unsern besondern Dank erworben, wenn er bei seiner Kenntniss des grossen Dante'schen Gedichts in häufigen Anmerkungen, die sich bei der Reichhaltigkeit des Stoffes bis zu kleinen Abhandlungen ausdehnen konnten, die vielen Beziehungen zwischen beiden Werken, die gegenseitigen Anspielungen und

Digitized by Google

Erläuternngen hervorgehoben hätte. Es wäre auch immer sehr dankenswerth, wenn er dies noch thun wollte, und vielleicht hat er es noch im Sinn, obgleich ich dies nirgends ausgesprochen fand.

Unendlich viele Beziehungen und Erklärungen lassen sich aber aus dem Convito für die Divina Commedia schöpfen, und um so ergiebiger wird die Erndte seyn, je mehr man aus der nebeligen Mystik heraustritt, je mehr man sich dahin zu beherrschen weiss, seiner eigenen Schwärmerei und Gefühlsseligkeit nicht unter der Firma des Dante Luft und Geltung zu verschaffen. Denn um so mehr wird man einige freie Blicke auf Dante's bewegtes Leben übrig behalten und bemerken, dass dieser Genius seine geistige Erziehung und die Bildung seines Charakters nicht in einer Mönchszelle von todten Buchstaben erhalten hat, sondern dass der angestrengte Dienst zum Besten seines Vaterlandes, die vielen wichtigen politischen Fragen, die er fortwährend zu lösen hatte, die fürchterlichen Revolutionen, die durch ganz Italien und besonders in seiner Vaterstadt gährten, die Stellung der letztern in dem ganzen grossen Staatenverband, ihr Verhältniss zu Papst und Kaiser, die beständigen Beispiele der glänzendsten Tugenden wie der schrecklichsten Laster und Verbrechen, die daraus hergeleitete Ueberzeugung einer nothwendigen Führung des menschlichen Geschlechts seinen Geist immer wieder auf den Weg der praktischen Philosophie, der Moral und Politik, zurückführte, wo er dann seinen höchsten Spekulationen immer eine ethische Richtung und Anwendung gab. Wir sehen dies ja auch an dem Convito selbst, worin, nachdem die einleitenden Kapitel über die Liebe zur Philosophie und das Wesen derselben abgethan sind, gleich die erste Abhandlung über die wahren Principien des Adels ganz praktisch ist. Diese praktischen, moralischen und politischen, in allen Dante'schen Werken verbreiteten Grundgedanken herauszufinden, sollte jetzt das Hauptziel aller Erklärungen des Dante seyn, und hierzu ist das Convito ein sehr wichtiges Hülfsmittel. Denn das kann man bald bemerken, dass die mystische Auslegung seit langer Zeit erschöpft ist, obgleich sie keine Befriedigung gewährt, und dass jeder neue Fortschritt in der Mystik zu Unsinn führt, und bei der besondern Vorliebe für das Dunkle und Unverständliche verhindert, die häufig sehr klaren Worte Dante's eben so klar und einfach zu verstehen als sie gegeben sind. Es lautet z. B. für die, welche eine Erbauung höher schätzen als eine Erklärung, ganz gut, wenn Witte,

Digitized by Google

der in dem Aufsatz über „das Missverständniss Dante's“ (Hermes, 1824. II.) nicht undeutlich zu verstehen gibt, dass er den Dante ganz allein verstanden habe, den genauen Zusammenhang zwischen der Vita nuova, dem Convito und der Divina Commedia auf die Art nachweist, dass die erste die Geschichte der kindlichen Einfalt und Frömmigkeit unseres Geistes, das zweite die Geschichte des innern Abfalls desselben gibt, und die letzte den gnädigen Ruf zeigt, mit dem uns Gott zu dem zurückführt, der allein Licht, Wahrheit und Leben ist. Wenn man aber, nicht die Allegorien, sondern die klaren Worte Dante's klar ansieht, so fällt dieser seynsollende Zusammenhang als eine moderne Erfindung, die in Dante's Werke hinein interpretirt ist, ganz weg. Denn wenn Witte die Vita nuova als das Buch der kindlichen, von keinem Zweifel getrübten Frömmigkeit und die darin besungene Beatrice als das Symbol der gläubigen und freudigen Liebe Dante's zum göttlichen Vater, von der er nachher abgefallen sey, erklärt, so steht dies in geradem Widerspruch mit den klaren und unabweislichen Erklärungen Dante's in dem Convito selbst, wo er sagt, dass er nach dem Tod der Beatrice Trost für seinen Schmerz gesucht und in der Philosophie gefunden, und diese sehr liebgewonnen habe (Tratt. II. cap. 13.), dass seine erste Liebe eine wirkliche, und die Beatrice eine wirkliche Person gewesen sey, und sein Eifer für die Philosophie dieser sinnlichen Liebe keinen Abbruch thue (III., c. 1.), dass endlich die an die Beatrice gerichteten Liebeslieder in seiner Jugend ganz passend gewesen seyen, dass aber Alles in der Welt seine Zeit, und er bei seiner Beschäftigung mit der Philosophie ernsterere und wichtigere Dinge zu thun habe (IV., c. 2.). Mit dieser letztern Erklärung ist schon gleich aller „tiefere Zusammenhang“ zwischen Vita nuova und Convito von Dante selbst aufgehoben. Ebenso ist es ein völliger Widerspruch mit dem ganzen Inhalt des Convito, wenn dieses nach Witte's Auslegung die Geschichte des Abfalls unseres Geistes von der früheren kindlichen Einfalt und Frömmigkeit seyn soll, wenn Dante durch die Beschäftigung mit der Philosophie dem Christenthum ganz entfremdet werden und der drei christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, verlustig gehen soll. Wie lässt sich denn eine solche Auslegung des Convito mit den klaren Worten Dante's vergleichen, wenn er im III. Traktat sagt, die Philosophie sey göttlicher Wesens, die eigentliche Seligkeit des Geistes, und die Qual der höllí-

Digitized by Google

schen Intelligenzen bestehe darin, dass sie nicht philosophiren können, weil die dazu nothwendige Liebe in ihnen erloschen sey; ferner, die Philosophie habe zum stofflichen Gegenstand die Weisheit und zur Form die Liebe, und zur Verschmelzung des einen und des andern den Gebrauch der Spekulation; und besonders, wenn er ausdrücklich erklärt (cap. 14.), dass, wo die Philosophie in Thätigkeit ist, sich ein himmlischer Gedanke in die Seele herabneigt, dass die der Philosophie befreundeten Gedanken von den niedern und irdischen Dingen abgezogen sind, und dass man sich durch Glauben, Hoffnung und Liebe zum Philosophiren erhebt. Man sieht, es ist in allen diesen Erklärungen Dante's, und überhaupt in dem ganzen Convito, worin die Philosophie verherrlicht wird, keine Spur eines Abfalls von Gott zu entdecken, und man sieht zugleich, wie nach der unendlichen Menge von Auslegungen, deren jede irgend etwas Fremdartiges in Dante's Gedicht gelegt hat, es jetzt, um die Mystik im Zaum zu halten, vor allen Dingen einmal nöthig ist, den klaren Zusammenhang und die klaren Beziehungen in der Divina Commedia herauszufinden, und dazu ist das Convito eins der wichtigsten Hülfsmittel. Daher hat sich Herr K. mit der Uebersetzung desselben ein grosses Verdienst erworben; aber es würde noch viel grösser seyn, wenn es ihm gefallen hätte, in Anmerkungen oder besondern Abhandlungen alle Stellen, die zum Verständniss des Gedichts und zur Auffindung der Grundideen Dante's bei demselben dienen können, hervorzuheben, zu erklären und durch Vergleichung mit den übrigen Werken des Dichters womöglich in ein gewisses System zusammenzureihen. Dadurch würde er das Werk Ozanam's „über die katholische Philosophie zu Dante's Zeit", das noch lange nicht genügt, bedeutend vervollständigt und berichtigt haben. So wartet, um hier schliesslich nur einige von den Stellen hervorzuheben, über welche eine Belehrung von dem anerkannten Uebersetzer des Dante wünschenswerth wäre, noch immer die Frage ihrer Lösung, ob die Ansichten, welche Dante vom 11. bis 17. Kapitel des 3. Traktats über Philosophie, Weisheit und Vernunft ausspricht, zu der alten, auch von Witte gegebenen Auslegung passen, wonach Virgil, der Führer durch Hölle und Fegfeuer, in welchem letztern er sich, beiläufig gesagt, nicht einmal zurechtfinden kann, die Vernunft, Einsicht oder Philosophie vorstellen soll. Dann wäre wohl überhaupt eine systematische Zusammenstellung der in den verschiedenen Ka-

Digitized by Google

piteln der vier Abhandlungen zerstreuten Ansichten Dante's über die Philosophie, deren Ursprung, Werth und Wirkung sehr wichtig. Das 11. Kapitel des 3. Traktats scheint mir eine gute Erläuterung über die Stellung der ausgezeichneten Heiden im Limbus der Hölle zu geben; so auch das 7. und 14. Kapitel zu der Stelle im Paradies, wo von der stufenweisen Ausbreitung des göttlichen Glanzes und Geistes durch alle Himmelssphären und von der verschiedenen Empfänglichkeit derselben gehandelt wird. Vorzüglich aber glaube ich, dass Dante's Ansicht von der Leitung und Regierung der menschlichen Gesellschaft, wie sie in Tratt. IV., cap. 4—6. und cap. 9., sowie in dem Buch De Monarchia auseinandergesetzt ist, in einen richtigen Zusammenhang mit seiner Weltansicht und seinem ethischen System gebracht, ganz besonders zum Verständniss des Gedichts beitrage.

E. Ruth.

Reisen in den Savoyer Alpen und in anderen Theilen der Apenninen-Kette, nebst Beobachtungen über die Gletscher. Von James D. Forbes, Professor der Physik zu Edinburgh. Bearbeitet von Gustav Leonhard. Mit zwei Karten, sieben Tafeln und vielen Holzschnitten. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1845. XII. und 386 S. 8.

„Die Gletscher-Welt mit ihren Wundern und Räthseln fesselte seit einer Reihe von Jahren immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit; mit seltener Wärme wurden die verschiedensten Ansichten über die Bewegung jener Eismassen vorgetragen, — das Gletscher-Studium ward zu einer wahren Gletscher-Frage. Einer der letzten Schriftsteller, welcher den Schauplatz mannigfacher Meinungskämpfe betrat, war Forbes; seine „Travels through the Alps of Savoy“ gehören gewiss nicht zu den unbedeutendsten Früchten, welche in den eisigen Regionen der Gletscher heranreiften. Eine deutsche Bearbeitung des Forbes'schen Werkes schien um so wünschenswerther, da der geistreiche Edinburgher Physiker nicht allein die Gletscher zum Gegenstande seiner scharfsinnigen Beobachtungen machte, sondern überhaupt physische Geographie und Geologie eines Theiles des Schweizerlandes einer genaueren Untersuchung würdigte.“

Digitized by Google

Mit diesen Worten, welche der Uebersetzer der deutschen Bearbeitung vorangestellt, möge auch hier eine kurze Ankündigung des Forbes'schen Werkes stattfinden. — Die erste Auflage des Originals ist bereits vergriffen, und in Kurzem wird eine neue, unveränderte erscheinen. In diesen Blättern wurde unlängst eine ausführliche Inhalts-Uebersicht des Originales gegeben, worauf wir den Leser verweisen.

Es wäre zu wünschen, dass auch in Deutschland dem Werke eine erfreuliche Aufnahme zu Theil würde; die Ausstattung der deutschen Bearbeitung steht dem Originale nicht nach, die Holzschnitte sind dieselben, die Kupfer-Tafeln und Karten wurden genau copirt und gut ausgeführt. Wir hoffen, dass die Bemühungen des Herrn Schweizerbart, die deutsche Bearbeitung in einem dem schönen Original-Werke ebenbürtigen Gewand erscheinen zu lassen, keine vergeblichen sein mögen.

G. Leonhard.

Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, von Dr. Ludwig Häusser, ausserordentl. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. Zweiter Band. Heidelberg, bei J. C. B. Mohr. 1845. VIII. und 1002 S. in gr. 8.

Der Verf. hat sich über den Plan und die Anlage des vorliegenden Werkes in der Vorrede zum ersten Band so ausführlich ausgesprochen, dass er bei der Anzeige des zweiten sich kurz fassen kann. Ein so weit verzweigter, massenhafter Stoff, wie ihn die pfälzischen Zustände von 1559—1802 enthalten, mag den starken Umfang des zweiten Bandes zur Genüge rechtfertigen; wenigstens ist sich der Verf. nicht bewusst, zu Ausführungen und Digressionen ohne Noth Anlass gegeben zu haben. Der Band beginnt mit den kirchlichen Händeln, welche die Begründung des Calvinismus in der Pfalz herbeiführen; treffliche Fürsten, voll geistiger und sittlicher Energie, aber nicht selten von confessioneller Enge überreizt, machen aus der Pfalz ein blühendes, wohlhabendes Land, reich an kirchlichen und wissenschaftlichen Schöpfungen; der Hof ist von nüchterner, reformirter Strenge, das Wohl des Volkes wird ernstlicher gepflegt, als es je bis dahin pfälzische Fürsten gethan haben. Freilich

Digitized by Google

spielt auch durch das schöne Gemälde ein trüber Grundton; was treffliche Fürsten gut machen, wird durch ihre theologischen Rathgeber und deren verketzernde Scholastik wieder verdorben. Verfolgungen, viermalige Bekehrung in einem Zeitraume von kaum vierzig Jahren, dazwischen Blutgerichte und ein bitterer Kampf zwischen dem lutherischen Ludwig VI. und seinem reformirten Bruder Johann Casimir — das Alles gehört demselben Boden an, den eine wohlwollende und tüchtige Fürstenlinie zu einem Sitz des friedlichen Glückes machen konnte und wollte. Der Verf. hat dies ganze wechselvolle Bild von kirchlichen und politischen Bewegungen, von rühmlichen Schöpfungen in allen Gebieten der Regierung und einem nüchternen, schlichten Hofleben in einen Rahmen zusammengefasst, ohne die allgemeine kirchliche Physiognomie des Zeitalters zu verwischen. Wenn es denkbar wäre, dass man aus der historischen Erfahrung je fruchtbare Lehren zöge, so möchten wir diesen Abschnitt Vielen aus der Gegenwart zur Lectüre empfehlen; er zeigt mit erschütternder Wahrheit, wohin die Jesuiten aller Confessionen selbst treffliche und willensstarke Fürsten zu führen vermögen.

Die Bedeutung, welche der Calvinismus für die Pfalz erhalten hatte, greift seit Johann Casimir über die pfälzische Gränze weit hinaus. Sein Neffe und Zögling wird der Gründer jener verhängnissvollen Union, welche die Pfalz europäisch bedeutend machen sollte, und sie statt dessen auf lange zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt hat. Nach einer reichen und glänzenden Entfaltung alles dessen, was Kunst, Wissenschaft, feine Lebenscultur und Wohlstand zu geben vermag, werden wir plötzlich in eine rauhe, eiserne Zeit hineinversetzt, eine Zeit des dreissigjährigen Elends und des namenlosen Jammers für die Pfalz. Das unglückliche Instrument, an dessen politisches Thun sich der erste Ausbruch knüpfte, war ein pfälzischer Kurfürst, der seine Unbesonnenheit mit eignen Leiden, dem Verfall seines Landes und seiner Dynastie, genügend gebüsst hat. Die Behandlung des dreissigjährigen Krieges ist in der jüngsten Zeit oft ein Spielball des Factionsgeistes geworden, und bei keinem Stoffe ist die historische Tendenzschriftstellerei so scharf hervorgetreten wie hier. Sobald einmal das patriotische Gefühl den Confessionsgeist überwog, fing man an zu begreifen, welch schmähliches Spiel die meisten Landesfürsten jener Zeit mit Deutschland getrieben hatten, wie abgeschmackt die Vergötterung aller der brodlosen Freibeuter sey, die von Mansfeld bis auf

Digitized by Google

Bernhard von Weimar mit der deutschen Muttererde Schacher trieben. Aber wie gewöhnlich schüttete man das Kind mit dem Bade aus; weil auf jener Seite die nationale Sache nicht war, musste sie auf der andern seyn. Es kam eine glückliche Zeit für die Tilly's, Maximilian's, Ferdinand's, die von jedem kleinen Makel zu säubern sich ehrliche Protestanten viel Mühe gaben. In dem Lande, wo man mit Tilly und Maximilian einen symbolischen Götzendienst treibt, hatte man dann, auf protestantische Forschung gestützt und mit herausgerissenen Lappen aufgeputzt, bald die wunderbare Entdeckung gemacht, dass Kurfürst Maximilian und Kaiser Ferdinand II. die wahren Repräsentanten nationaler Bestrebungen gewesen seyen. Man coquettirte mit der neuen nationalen Bewegung in Deutschland und schwärzte unter deren Firma gewöhnliche ultramontane Waare ein. Der Michel glaubte es zum Theil, denn er wusste nicht, dass einer der beiden Vergötterten, Ferdinand, der kalte, betende Wütherich, das pfälzische Rheinland an Spanien zu vergeben im Begriff stand, der andere, Maximilian, das Elsass an Frankreich verhandeln half.

Zwischen den beiden Extremen, der Gustav-Adolfsschwärmerei und der Tillybegeisterung, glücklich hindurch zu kommen, schienen dem Verf. Thatsachen das beste Mittel. Er hat dieselben genau und theilweise aus Quellen, die man gern ignorirte, hervorgehoben, und denkt, dass der Eindruck, den seine Darstellung machen wird, weder für das protestantische noch für das katholische Landesfürstenthum eine besonders erbauliche seyn wird. Den arg misshandelten Friedrich V. hat er manchmal gegen Lüge und Verleumdung in Schutz nehmen müssen; hat ja doch erst neulich Herr Prof. Gfrörer in seiner übrigens trefflichen Geschichte Gustav Adolf's die wunderbare Entdeckung gemacht, dass Friedrich V. von seiner Frau zum Hahnrei gemacht worden sey, — eine Entdeckung, die so viel feinen historischen Sinn und sittlichen Tact verräth, dass alle Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts im Grab noch bedauern werden, dass ihrer nobeln Polemik dieser Schmutzbeitrag entgangen ist. Die des neunzehnten werden es nachholen.

Die namenlosen Leiden des dreissigjährigen Kriegs, die jesuitische Bekehrungsepoche von Maximilian und die Schwedenzeit hat der Verf. mit trockener Härte durch Thatsachen zu zeichnen gesucht, die ihm zum Theil aus handschriftlichen Originalquellen zukamen; bei der Theilung Deutschlands im westphälischen Frieden hat er das Einzelne um so genauer hervorgehoben, je flüchtiger die Geschichtsmacher über die störenden Parthien dieser Zeit hinwegzuschlüpfen pflegen. Gern ist die Darstellung bei Karl Ludwig verweilt, nicht nur weil die handschriftlichen Quellen hier überaus reichen Stoff boten, sondern ganz besonders, weil dieser Fürst, der letzte Mann unter den pfälzischen Fürsten, wie eine wohlthuende Versöhnung erscheint zwischen der schmerzlichen Betrach-

Digitized by Google

tung dessen, was vor ihm, und dessen, was nach ihm geschehen ist. Aus demselben Grunde hat es sich der Verf. auch nicht versagen können, von der herrlichen Tochter Karl Ludwigs, der Herzogin Elisabeth Charlotte, eine biographische Skizze in die Darstellung zu verflechten; es war ein schuldiger Tribut, den man am Anfang einer bittern Zeit, dem Andenken der scheidenden simmerschen Dynastie bringen musste.

Es folgt der orleans'sche Krieg und die jesuitische Reaction des neuburgischen Kurfürsten, es folgen die Regenten, die auf der Brandstätte eines namenlos verwüsteten Landes, mit einem glänzenden, höfischen Serail prunkend Parade machen und mit dem Rest der unglücklichen Bewohner terroristische Bekehrungsversuche anstellen. Unter allen den schwarzen, den vielen blutigen Parthien des deutschen Landesfürstenthums ist die Zeit eines pfälzischen Johann Wilhelm, Karl Philipp etc. vielleicht die grauenvollste, denn nirgends haben sich über dem Grab eines zertrümmerten Landes pfäffischer Fanatismus, höfische Liederlichkeit, Despotensinn und jesuitische Lüge so kalt verbündet, wie hier. Diese „gute alte Zeit", wo das Volk aus Hunger oder wegen jesuitischer Verfolgung seine Heimath verliess, wo der Name „Pfälzer" mit Auswanderer identisch war, wo Schule und Kirche in der greulichsten Verwüstung lagen, wo die alte Universität eine Versorgungsanstalt für Epigonen geworden war, wo die Beamtenwillkühr ihre kleinen Paschaliks mit orientalischer Raffinirtheit aussog, wo der Boden überwachsen war mit schmutzigen, trägen Mönchsasylen und man den Wohlstand des Bauern gern in die Schanze schlug für ein wildes Schwein oder einen Hirsch, diese Zeit, wo der pfälzische Hof der glänzendste in Deutschland war, wo alle Schmarotzer, Höflinge, Mönche und Maitressen gute Tage hatten, wo auf den Trümmern des einst wohlhabenden Landes die Palläste, Lustgärten, Opernhäuser, Academien und Kunstsammlungen in Menge entstanden, dieses Eldorado aller Bedientennaturen hat der Verf. mit möglichster Ruhe und Genauigkeit gezeichnet. Es bedurfte da der Bitterkeit im Tone nicht, sie lag reichlich in der Sache.

Bedenkt man, dass dies den Schluss der Geschichte bildet, so wird man gern mit dem übereinstimmen, was der Verf. am Ende des Buchs ausgesprochen hat. „An wenig Stellen der deutschen Geschichte hat Fremdherrschaft und kriegerische Barbarei, der Druck der Fürsten und ihrer Räthe, das Schleichen der Priester und ihrer Gesellen tiefer in das Mark des Volkes und Landes eingewühlt, als in der Pfalz; dies Paradies des deutschen Landes hat mehr Epochen der Oede und Zerstörung gesehen, als der Blüthe. Welch heilige Verpflichtung für alle die, denen dieser Boden anvertraut ist, die Wunden der alten Zeit zu schliessen, neue nicht zu schlagen; die Nachgebornen werden dann gern vergessen, dass das älteste rheinische Kurfürstenthum aufgehört hat zu seyn."

L. Häusser.

Digitized by Google

Nr. 53. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Römische Literatur.

De inscriptionibus, quae ad numerum Saturnium referuntur. Scripsit Guil. Theod. Streuber, Basiliensis. Turici, sumptus fecerunt Meyer et Zeller. MDCCCXXXXV. 50 S. in kl. 4.

Die verschiedenen Versuche neuerer Zeit, mit dem sogenannt saturnischen Versmass aufs Reine zu kommen, Natur und Bestand dieses jedenfalls ältesten Metrums in der römischen Poesie auf eine verlässige Weise zu ermitteln und das Ergebniss auf einzelne, in diesem Metrum abgefasste Reste älterer Poesie anzuwenden, veranlassten den Verfasser, das Ganze einer nochmaligen und genauen Prüfung zu unterziehen, und hier insbesondere zu untersuchen, in wiefern in diesen Resten älterer Poesie wirklich ein saturnisches Metrum erkennbar und nachweisbar sey oder nicht. Die vorstehende Schrift bringt das Resultat dieser Untersuchung; sie liefert zur Aufklärung eines so vielfach in neuerer Zeit besprochenen und so verschiedenartig aufgefassten Gegenstandes einen sehr dankenswerthen Beitrag, der, so negativ im Ganzen auch das Resultat ist, eben darum zu doppelter Vorsicht in allen solchen Punkten den gelehrten Forscher des Alterthums mahnen kann. Und diese Vorsicht wird um so nothwendiger, wenn man erwägt, wie in der späteren Zeit der Name „Saturnischer Vers“ oft unbestimmt genommen, und jedenfalls auf alle der Zeit des Ennius und der durch ihn in seinen Annalen bewirkten und für die Folge herrschend gewordenen Einführung des Hexameter vorangehende Poesien, von welcher Art sie auch waren, angewendet worden ist. Auf die nach den Zeugnissen der Alten in dem Saturnischen Versmass abgefassten, freilich jetzt fast spurlos verschwundenen Gedichte des Livius Andronicus und des Nävius hat sich inzwischen der Verf. hier nicht weiter eingelassen. Lieder und Inschriften, in wel-

Digitized by Google

chen neuere Gelehrte eine metrische Form und ein saturnisches Versmass zu erkennen glaubten, sind es zunächst, welche in eben dieser Beziehung hier näher geprüft und untersucht werden. Es kommen zuerst die Nenien oder Klagelieder bei Leichenbegängnissen und dergleichen zur Sprache, welche der Verf., der sich auch mit der Etymologie des Wortes (p. 9. 43.) beschäftigt und den Ursprung der ganzen Sitte aus dem Orient ableitet, mit allem Recht unter die Volkspoesie rechnet, wie diess auch Ref. mit voller Ueberzeugung in der dritten Auflage seiner Röm. Lit. Gesch. I. p. 99. gethan hat; eben desshalb kann er auch in diesen, von gedungenen Weibern abgesungenen, auf einer niedern Stufe volksthümlicher Poesie sich haltenden Liedern keineswegs das finden, was Niebuhr u. A. darin finden wollten, indem sie die bekannten Scipionischen Grabschriften als solche vollständige Nenien oder als Theile und Reste derselben erkannt wissen wollten, und darum auch eifrigst bemüht waren, in diesen, von andern Seiten her allerdings höchst merkwürdigen und ältesten Resten der Sprache Roms, ein Versmass, und zwar das älteste, saturnische, zu entdecken. Wie wenig inzwischen eben diese Versuche bisher geglückt sind, zeigt die eingeleitete Untersuchung über diese vier, seit ihrer ersten Bekanntmachung durch Pirenesi vielfach wieder abgedruckten und besprochenen Grabschriften (s. meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 32. T. I. p. 100.), von welchen bei der ersten und vierten von einem saturnischen Vers gar nicht, ja kaum in der ersten *) von einem gewissen Rhythmus die Rede seyn kann, die zweite höchst ungewiss und unsicher in Absicht auf eine metrische Form überhaupt ist, die dritte aber aus zwei Distichen besteht! Eher ist der Verf. geneigt, bei der von Gellius (N. A. I., 21.) aufbewahrten Grabschrift des Nävius an ein

*) In den Addendis p. 45 sq. scheint der Verf. von der strengeren Ansicht, die er hinsichtlich dieser Grabschrift p. 15. ausgesprochen hatte („hoc igitur Barbati elogium, rhythmo quodam cadere non abnuerim, sed in eo versus Saturnios inesse proprie dictos, quales Livius et Naevius composuerint, nulla commoveor ratione ut credam"), in sofern abzugehen, als ihm Hermann's Abtheilung der Verse in der neuen Ausgabe der Epitome doctrinae metricae, sowohl was diese erste als auch die zweite Grabschrift betrifft, ganz zusagt, so dass er ausruft p. 46: „Quis est, qui nunc obloquatur Hermanno revocanti tam facile ad metrum vulgare versiculos, neglecto quidem accentu naturali, sed minime contorte, paucis tantum supplementis adjectis?"

Digitized by Google

saturnisches Versmass zu denken, in sofern ja dieser Dichter auch ein grösseres Gedicht über den punischen Krieg in demselben Metrum gedichtet; hingegen in der Grabschrift des Plautus (ibid.) neigt er sich mit einem früheren Forscher zu der Annahme heroischer Verse.

In der zweiten Abtheilung der Schrift werden nun einige Inschriften auf Weihgeschenken und dergleichen besprochen, in welchen man in neuerer Zeit meist saturnische Verse entdeckt zu haben glaubte; das Resultat ist auch hier ein meist negatives, in sofern nachgewiesen wird, wie wenig aus der auf uns gekommenen, der ursprünglichen Form bald näher, bald entfernter stehenden Fassung solcher Inschriften ein bestimmtes, sicheres Metrum — das saturnische — sich mit einiger Sicherheit herausstellen lasse, wenn man anders nicht einer blinden Willkühr, die am Ende doch Alles ungewiss lässt und der festen Grundlage entbehrt, sich hingeben will. Hierher gehört die angebliche Inschrift des Cincinnatus im Jahr der Stadt 373 unter das im Capitol aufgestellte Bild des Jupiter (nach Livius VI., 29.), welche Niebuhr, Müller, Düntzer und Andere in saturnische Verse umzusetzen versucht haben, ferner die in ähnlicher Weise von Niebuhr behandelte Inschrift des Pyrrhus bei Orosius (IV., 6.), dann auch (ausser der tabula rostrata des Duilius, die bisher von solchen Versuchen verschont geblieben ist) die Inschrift des L. Aemilius Regillus 571 u. c. bei Livius XL., 52., wo der Verf. die prosaische Fassung sehr wahrscheinlich gemacht hat. Und kein besseres Resultat stellt sich in Absicht auf einige andere solcher Inschriften heraus, in welchen man, ihrer eigenthümlichen Fassung halber oder auch durch Angaben späterer Grammatiker getäuscht, saturnische Verse herauszuklauben vergeblich bemüht war. Insbesondere war es der spätere Grammatiker Atilius Fortunatianus, ein Zeitgenosse des Cassiodorus, dessen Angabe nebst den Anführungen saturnischer Verse aus solchen Inschriften zu diesen Versuchen Veranlassung gab: eben desshalb bemüht sich der Verf., in einer besondern, S. 27 ff. eingeleiteten Untersuchung den geringen Grad von Glaubwürdigkeit und Vertrauen nachzuweisen, den dieser unzuverlässige Grammatiker („auctor levissimus, fide non modo ambigua, sed nulla" p. 28.) verdiene, der in seinen Angaben über den saturnischen Vers, rein abhängig von Terentianus Maurus und Marius Victorinus, dem daraus Entnommenen Fremdartiges und Eigenes beige-

Digitized by Google

mischt, und so auch die Angabe erfunden [p. 2679. ed. Pusch.] *), von den durch die triumphirenden Feldherrn im Capitol aufgehefteten Tafeln mit einer Inschrift in saturnischen Versen. Dieser Angabe war auch Ref. in der zweiten [§. 22. not. 11.] wie in der dritten Auflage [§. 33. not. 12.] seiner „Geschichte der Römischen Literatur“ gefolgt; er müsste nun, wenn das Ganze allerdings nur eine Erfindung eines spätern Grammatikers wäre, eine Aenderung vornehmen oder einen Strich, zu dem er sich ungern versteht, da die Sache an sich keineswegs so unglaublich scheint, als dass wir in ihr eine blosse Erdichtung eines späteren Grammatikers finden sollten; wir meinen die von Seiten des triumphirenden Feldherrn im Capitol aufgehängte Tafel und die daran befindliche Inschrift, an deren metrischer Fassung wir, unter Berücksichtigung ähnlicher Erscheinungen im Alterthum keinen Anstand nehmen. Gibt man aber letzteres zu, so wird man auch das saturnische Versmass, als das älteste römische vor Einführung des griechischen Hexameter, nicht wohl bei diesen Inschriften in Abrede stellen können.

Der Verf. mag es selbst gefühlt haben, dass er in seinem verwerfenden Urtheil über Atilius Fortunatianus wohl zu weit gegangen, da er in den Addend. p. 47 sq. noch einmal darauf zurückkommt und hier die entgegengesetzten Ansichten von Santen, der in Atilius die Quelle des Victorinus, und von Lachmann, der in dem ersten Theile der Schrift des Atilius sogar eine Quelle des Terentianus Maurus finden will (wodurch die ganze Sachlage sehr verändert wird), keineswegs verschweigt, obwohl er die eigene Ueberzeugung, welche den Victorinus der Zeit, wie der gelehrten Bildung nach, dem Atilius voranstellt, nicht aufgibt und darum auch die betreffenden Stellen dieser beiden Grammatiker wie des Terentianus Maurus über den saturnischen Vers in einem wortgetreuen Abdruck beigefügt hat. Ref. kann in das vom Verf. über den Atilius ausgesprochene Urtheil nicht ganz einstimmen, noch weniger die oben berührte Angabe für eine reine Erfindung desselben erklären, aber er glaubt doch, den Atilius in die Zeit nach den beiden genannten Grammatikern unbedingt setzen und darin dem Verfasser beistimmen zu

*) Hier heisst es: „Apud nostros autem in tabulis antiquis, quas triumphaturi duces in Capitolio figebant, victoriaeque suae titulum Saturniis versibus prosequebantur, talia repperi exempla, ex Regilli tabula“ etc. etc.

Digitized by Google

müssen, dessen Prüfung der bisher angestellten Versuche, aus den meist allgemein und in ganz prosaischer Fassung gehalten Angaben alter Schriftsteller über den Inhalt solcher Inschriften, deren ursprüngliche Fassung im saturnischen Metrum zu ermitteln, das Ungenügende dieser Versuche in den meisten Fällen nachgewiesen und damit gewiss eine ernste Warnung zur Anwendung einer grösseren Vorsicht in allen solchen Dingen gegeben hat.

---

1. *Sinnius Capito. Eine Abhandlung zur Geschichte der römischen Grammatik von Martin Hertz. Berlin. 1844. Oehmigke's Buchhandlung (J. Bülow). 37 S. in gr. 8.*
2. *De P. Nigidii Figuli studiis atque operibus scripsit Martinus Hertz, ph. Dr. in univ. Frid. Guil. Berol. Litt. Antiqq. priv. Doc. Berolini (in demselben Verlag) 1845. 50 S. in gr. 8.*

Beide Schriften, ihrer äusseren Veranlassung nach Gelegenheitsschriften, die eine derselben bestimmt, dem gefeierten Lehrer den Dank des Schülers an seinem Geburtstage darzubringen; die andere, durch akademische Sitte und Herkommen hervorgerufen, liefern höchst schätzbare Beiträge zu einem Theil der römischen Literatur, der nur durch solche gründliche und erschöpfende Monographien wahrhaft gefördert werden kann. Auf diesem Wege allein wird es möglich werden, die grossen Lücken auszufüllen, welche, wenn es um eine Darstellung der römischen Grammatik in ihrem Gesammtumfang sich handelt, hier überall uns noch entgegentreten. Wie wenige Vorarbeiten sind zu einer solchen literarhistorischen Darstellung bis jetzt gemacht worden? wie begründet erschien die Klage eines nahmhaften Gelehrten (Osenbrüggen zu Cicero's Rede pro Rosc. Amerin. p. 58.), die in erfreulicher Weise mit einem Anstoss zur Abfassung der erstgenannten Schrift gab, dass über einen Grammatiker, wie Sinnius Capito auch nicht ein Jota in den gangbaren Hülfsmitteln für die Geschichte der Literatur zu finden sey! Wie fühlbar Ref. diesen Mangel an gründlichen Monographien und dergleichen empfand, als er bei der dritten Ausgabe seiner Röm. Literaturgeschichte an den Abschnitt XXII. (Von der Grammatik) kam, bedarf bei dem, der nur einigermassen auf diesem Felde heimisch ist, kaum

Digitized by Google

einer besondern Versicherung; er war daher bemüht, aus den zu diesem Zweck bisher noch wenig benutzten, geschweige ausgebeuteten Quellen eines Festus, Gellius, Nonius, Macrobius und Anderer, eine Nachlese zu geben, die, wenn sie auch keineswegs alle Lücken auszufüllen vermag, doch als ein Versuch gelten sollte, auf die Bedeutung dieser Schriftsteller für die Geschichte der römischen Grammatik hinzuweisen und damit weitere Forschungen auf einem Gebiete, von dessen Umfang und Ausdehnung man bisher kaum eine Ahnung hatte, hervorzurufen. Wenn jene Rüge des gelehrten Juristen und Philologen ihn allerdings auch treffen konnte, so war doch in der dritten Ausgabe seiner Literaturgeschichte, von der freilich jener Gelehrte, als er diese Klage niederschrieb, keine Notiz haben konnte, in soweit abgeholfen, als §. 383. S. 576. wenigstens eine kurze Nachricht über Sinnius Capito gegeben ward, die jetzt durch die Schrift des Herrn Dr. Hertz, von der Ref. in den Nachträgen (Bd. II. S. 713.) nur ganz kurz reden konnte, eine nahmhafte Erweiterung gewinnt und eben dadurch am besten die grossen Vortheile und den Gewinn zeigen kann, den zu einer vollständigen und gründlichen, kritisch gesichteten und wohlgeordneten Uebersicht der grammatischen Leistungen Rom's solche monographische Darstellungen bringen; was freilich eben so auch von andern Gebieten der römischen Literatur, namentlich der Geschichte gilt, wie die wohlgelungene ähnliche Schrift des Verfassers über die Cincier (s. diese Jahrbb. 1843. p. 743 ff.) leicht Jedem zeigen kann. Hiezu ist es freilich aber auch nothwendig, von den Schriftstellern, als den Hauptquellen, gereinigte, diplomatisch beglaubigte Texte zu erhalten, indem ohne eine solche sichere Basis solche Forschungen nur schwer vorwärts schreiten können. Bei Gellius, dieser reichen Fundgrube antiquarisch-grammatisch-literärischer Forschung tritt diess besonders fühlbar hervor; wir freuen uns darum doppelt, dass der Verf. auf diesen wichtigen, längere Zeit vernachlässigten Schriftsteller sein Augenmerk in der Weise gerichtet hat, dass wir von ihm einen, nach den besten vorhandenen Quellen berichtigten, urkundlich-getreuen Text zu erwarten haben.

Bei der erstgenannten Schrift über Sinnius Capito galt es zuvörderst, die Persönlichkeit dieses gelehrten Grammatikers zu ermitteln, um daran die Angaben über seine Schriften, den Werth und die Bedeutung seiner Leistungen und dergleichen zu knüpfen, obwohl hier der

Digitized by Google

Mangel an allen bestimmten Nachrichten doppelt fühlbar entgegentrat. Indessen ist es doch dem Scharfsinn des Verf. gelungen, aus der Art und Weise, in welcher Sinnius überhaupt, sowie in Verbindung mit anderen gelehrten Grammatikern Rom's angeführt wird, ein Resultat zu gewinnen, das, wenn es auch nicht die Lebenszeit des Sinnius bis auf Jahr und Tag genau festzustellen vermag, doch im Allgemeinen uns keinen Zweifel lassen kann, dass Sinnius als ein jüngerer Zeitgenosse des Varro anzusehen ist, und dass er vielleicht noch bis an das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinreichte (p. 13), mithin in eine Zeit des grossen Aufschwungs und der Blüthe fällt, welche diese Studien zu Rom genommen hatten. Vollkommen einverstanden mit dieser Bestimmung, fügen wir nur einige Bemerkungen bei über zwei andere römische Grammatiker, welche bei Festus eben zugleich mit Sinnius citirt und vom Verf. S. 8. desshalb angezogen werden. Der Eine ist Manilius in der Stelle des Festus s v. sexagenarios, wie unser Verf. vermuthet, derselbe Manilius, der auch bei Arnobius advs. gent. III., 38. 39. zugleich mit mehreren anderen Annalisten, Antiquariern und Grammatikern über die Novensiles citirt wird, aber schwerlich der unsichere Manilius Crestus oder Chrestus, welchen Fulgentius, der jetzt so bestrittene und verdächtigte, s. v. iniuges boves, citirt in einem Buche De deorum hymnis. Dass dieser letztere Manilius, wenn anders die ganze Stelle ächt ist, ein anderer ist, als der bei Festus citirte, wird man schwerlich bezweifeln; der andere von Arnobius citirte Manilius ist aber auch wohl kein anderer, als jener T. Manilius, welchen, als einen schon bejahrten Mann, Cicero in seiner Jugend, um 677 u. c., kannte und pro Rosc. Comoed. 14. erwähnt, wahrscheinlich auch derselbe, welcher bei Gellius III., 3. unter denen genannt wird, welche Indices der Plautinischen Stücke geliefert hatten (vergl. Ritschl, Parergg. p. 242.); es ist derselbe, welcher bisher meist (obwohl mit Unrecht) unter den Annalisten oder Geschichtschreibern erscheint, da das, was von Bruchstücken desselben bekannt ist, mehr auf einen antiquarischen Forscher (daher auch seine Stelle in des Ref. Röm. Lit. Gesch. II. p. 29. dritte Ausg.), also auf einen Grammatiker, als auf einen Annalisten oder Historiker führt, wie auch bereits Krause Vitt. et Fragmm. vett. hist. Romm. p. 297. angedeutet hat, welchem jedoch die Stelle des Festus entgangen ist, die wir

Digitized by Google

unbedenklich eben diesem selben T. Manilius zutheilen, dessen Lebenszeit mithin ziemlich sicher gestellt ist.

Ueber den andern Grammatiker, Antonius Panurgus, dessen Erklärung auf die des Sinnius über denselben Gegenstand bei Festus s. v. numero folgt, weiss Ref. eben so wenig Rath, wenn er sich anders nicht in ungewisse Vermuthungen einlassen will, wie diess z. B. C. O. Müller gethan, wenn er diesen Antonius Panurgus mit dem Artorius identificiren will, welchen Festus s. v. Topper citirt; eine Willkühr, zu der sich Ref. um so weniger verstehen kann, als es ihm nicht allzu fern zu liegen scheint, bei dem Artorius an den gelehrten Leibarzt des Kaiser Augustus, Marcus Artorius, zu denken, der auch als medicinischer Schriftsteller bekannt geworden war (s. Röm. Lit. Gesch. §. 368. not. 9. der dritten Ausg.). Unser Verf. möchte bei dem Artorius des Festus eher an den Rhetoriker C. Artorius Proculus bei Quintil. Inst. Or. IX., 1. 2. denken, der allerdings mit dem gelehrten Arzt keineswegs zu identificiren ist. Die Vermuthung des Verf. S. 14, wornach L. Aelius Stilo „zuerst bei den Römern ein encyclopä„disch umfassendes Gebäude der Alterthumswissenschaft aufgeführt zu „haben scheine", wünschten wir von demselben noch näher begründet und ausgeführt zu sehen, da wir darüber Bedenken hegen, obwohl im Uebrigen einstimmend in das, was der Verf. über die Bedeutung dieses Grammatikers und seinen Einfluss auf die grammatischen Studien der nächsfolgenden Zeit bemerkt, worüber auch unsere Darstellung in der dritten Ausg. der Röm. Lit. Gesch. §. 381. keinen Zweifel lassen kann.

Was die wissenschaftlichen Leistungen des Sinnius Capito, der bei Gellius (V., 21.) vir doctissimus heisst, betrifft, und deren Bedeutung, so lässt die Art und Weise, wie er meist, und in Verbindung mit den Koryphäen seiner Wissenschaft genannt wird, auch wohl auf ein besonderes Ansehen schliessen, das er durch seine Schriften sich gewonnen hatte, welche, so wenig sie auch im Ganzen uns näher bekannt sind, doch in den daraus noch erhaltenen Bruchstücken den Charakter der gelehrten Forschung jener Zeit in der Verbindung grammatisch-antiquarischer Forschung erkennen lassen, wie der Verf. ganz richtig bemerkt. Gegenstände der Art hatte Sinnius, hier wohl dem Vorgang Anderer folgend, in Briefen behandelt, wie wir aus Gellius wissen. An diese Briefe reihen sich die bei Lactantius Divv. Instt. VI., 20. 35. erwähnten

Digitized by Google

libri spectaculorum, eine Angabe, welche der Verf. S. 18 sq. gut vertheidigt. Schwieriger ist es, zu bestimmen, wohin die Erklärungen sprüchwörtlicher Redensarten, welche Festus sechs- oder siebenmal aus Sinnius Capito mittheilt, zu verlegen sind, ob sie einem besondern Werke der Art entnommen sind, welchem auch andere geographische Notizen angehören, die den Verf. auf die Vermuthung gebracht haben, ob nicht Sinnius Capito ein ähnliches Werk, wie Varro, unter dem Titel De Antiquitatibus geschrieben, aus welchem diess Alles entnommen sey. Wir wagen nicht, dieser Vermuthung zu widersprechen, wissen aber auch keine bestimmten Gründe für dieselbe vorzubringen, da ja alles Das, was daraus entnommen seyn soll, eben so gut auch in den Briefen enthalten seyn konnte. Die sorgfältige und wohlgeordnete Zusammenstellung aller auf uns gekommenen Bruchstücke des Sinnius Capito, welche den Schluss dieser Untersuchung bildet, lässt auch in kritischer Hinsicht Nichts zu wünschen übrig.

In der Schrift Nr. 2. handelt es sich um einen jedenfalls bekannteren und ungleich bedeutenderen Mann auf diesem Gebiete der römischen Literatur, dessen in mancher Beziehung eigenthümliche und von den Zeitgenossen zum Theil abweichende Richtung der Studien, zumal in Betracht der äusseren Stellung des Mannes, welcher der herrschenden Aristokratie Rom's angehörte, und Cicero's Freund war, schon frühe die Aufmerksamkeit der gelehrten Forscher des Alterthums auf sich gezogen hatte. Diess zeigen die Versuche eines Antonius Riccobonus im sechszehnten und eines Janus Rutgersius im siebenzehnten Jahrhundert, eine Zusammenstellung der auf uns gekommenen Bruchstücke der Schriften des Nigidius zu veranstalten, welche bis jetzt auch die einzige geblieben ist (s. des Rutgersius Varr. Lectt. III., 16. p. 246—298. zu Leiden 1618. 8.), wiewohl es an Nachträgen und Ergänzungen, wie an Berichtigungen im Texte wie in der Anordnung der einzelnen Fragmente nicht fehlen kann, wie schon das, was unser Verf. S. 3. 4. anführt, zur Genüge zeigt. Eben so wenig konnte Burigny's Abhandlung über Nigidius (s. Mémoires de l'Acad. des Inscript. T. XXIX. p. 190 ff.) aus dem Jahr 1760—1764 für erschöpfend und dem Standpunkt unserer Zeit entsprechend angesehen werden, wenn es sich darum handelt, ein richtiges und getreues,

Digitized by Google

und eben desshalb auch umfassendes Bild von der wissenschaftlichen Thätigkeit, der gelehrten Bildung und Geistesrichtung eines Mannes es zu gewinnen, der als ein Zeitgenosse und Freund des Cicero, dessen politische Ansichten er theilte und unterstützte, wie des Varro, in Absicht auf seine gelehrte Bildung schon von dem Alterthum unmittelbar neben und nach diesem grössesten Polyhistor des alten Rom's gestellt wird (s. die Stellen bei dem Verf. p. 16. vergl. meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 329 not. 4. der dritten Ausg.). Ein solches Bild uns zu geben, war die Absicht des Verf., die auch, soweit nur immer die Quellen es möglich machen, erreicht worden ist. Denn in dieser Schrift, so wenig wie in der andern über Sinnius Capito, wird man eine Hinneigung zu dem falschen Streben finden, Lücken, die nun einmal durch positive Zeugnisse nicht auszufüllen sind, durch Hypothesen jeder Art zu ergänzen, die mit täuschendem Schein vorgetragen, an die Stelle der mangelnden historischen Wahrheit treten und diese ersetzen sollen; vor diesem gefährlichen Abwege hat den Verf. sein gesunder Sinn, sein richtiger Takt und seine gründliche philologische Bildung bewahrt, ohne dass er darum auf diejenige Combination verzichtet, welche aus der Zusammenstellung des Einzelnen allgemeinere Resultate zu erzielen strebt, welche dann selbst wieder auf Manches, was vereinzelt jetzt dasteht, ein besseres Licht werfen und zum Verständniss desselben beitragen können. Schwerlich wird man finden, dass dem Verf. in seiner erschöpfenden Untersuchung irgend Etwas entgangen ist; jedoch müssen wir gleich von vorneherein bemerken, dass ein Zusammentreffen mit einem andern Gelehrten (Julius Menzel), der sich denselben Gegenstand der Bearbeitung gewählt, ihn bewog, von seiner Arbeit die Untersuchung über die Lebensverhältnisse des Nigidius eben so wie die Zusammenstellung der vorhandenen Bruchstücke auszuschliessen und demnach bloss den wissenschaftlichen Bildungsgang und die schriftstellerische Thätigkeit des gelehrten Senators, so weit sie uns noch bekannt ist, zu behandeln. Dass diess für uns das Wichtigste ist, wird Niemand verkennen; über das Leben des Nigidius wird sich kaum viel Specielles vorbringen lassen, was nicht in lebendigem Zusammenhang mit den grossen Ereignissen steht, welche damals Rom bewegten und den Untergang seiner republikanischen Verfassung herbeiführten. Zu einer vollständigen Fragmentensammlung hat übrigens der Verf. S. 3. 4. dankenswerthe Nachträge gegeben; die Anordnung derselben wird aber,

Digitized by Google

nachdem die einzelnen Schriften des Nigidius, der Inhalt und Gang derselben in dieser Untersuchung möglichst festgestellt sind, auf einer sicheren Basis ruhen und mit mehr Verlässigkeit geschehen können.

Wenn Ref. näher in den Inhalt der Schrift, welche die wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit des Nigidius bis ins Einzelste verfolgt, eingeht, so kann er sich nur freuen, wie durch diese gründliche Detailforschung und die daraus hervorgehenden Resultate das, was er in der dritten Auflage seiner Gesch. d. Röm. Lit. an mehreren Stellen (s. besonders §. 329. 355. 382.) über Nigidius gesagt, nicht bloss bestätigt, sondern auch mehrfach erweitert und vervollständigt worden ist. Nach einer genauen Erörterung über den Ursprung des Beinamens Figulus (mit Bezug auf die dessfallsige Angabe des Augustinus De civit. Dei V., 3. vergl. Schol. ad Lucan. Pharsal. I., 639.), welcher, wir glauben mit allem Recht, für ein schon aus älterer Zeit der gens Nigidia zugefallenes Cognomen erklärt wird (s. p. 6.), wendet sich der Verf. zu der wissenschaftlichen Bildung und gelehrten Thätigkeit dieses Mannes, welche den gelehrten Redner und Grammatiker so wenig wie den Philosophen und Theologen, den Astronomen und Naturforscher verkennen lässt. Und dass Nigidius auch auf dem Gebiete der Politik und des Rechts kein Fremdling gewesen, zeigt schon seine äussere Stellung in Rom, seine politischen Verbindungen und dergleichen. Von seinen Reden, wie sie doch wohl bei einem politisch so hoch gestellten Manne sich erwarten lassen, hat sich inzwischen keine Spur erhalten. Dagegen macht der Verf. auf eine, auch von dem Ref. (§. 270. d. Lit. Gesch.) übersehene Notiz aus Quintilian Inst. Or. XI., 3. §. 143. aufmerksam, welche den Nigidius mit Plotius unter denjenigen nennt, welche de gestu, also über die Action und den rednerischen Vortrag geschrieben. Wohl mag dieser rhetorische Versuch nicht ohne Zusammenhang mit seinen grammatischen Studien gewesen seyn, die allerdings, neben den philosophischen, den Mittelpunkt seiner gelehrten Thätigkeit ausmachen. Auch ist uns davon durch die Mittheilungen späterer Grammatiker, zunächst des Gellius und Nonius, noch verhältnissmässig mehr bekannt geworden; und es mag uns diess zugleich als ein Fingerzeig dienen, wie schon das Alterthum die Leistungen des Nigidius ansah und beurtheilte. Ein dahin einschlägiges Hauptwerk, Commentarii grammatici wahrscheinlich betitelt (vergl. meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 382. not. 22 ff. mit

Digitized by Google

den Angaben des Verf. S. 9.), bestand aus mindestens dreissig Büchern, von denen ein neun und zwanzigstes citirt wird; leider genügen aber die noch daraus vorhandenen Bruchstücke nicht, um darnach einen bestimmten Gang dieses umfassenden Werkes und das ihm zu Grunde liegende, auch in der Anordnung und Behandlung der einzelnen Gegenstände befolgte System zu erkennen; übrigens sind dieselben sehr mannigfach und können nach der richtigen Bemerkung des umsichtigen Verf. (S. 12) immerhin so viel zeigen, dass keine Seite der grammatischen Forschung in diesem Werke leer ausgegangen war, dass davon weder die sprachphilosophische Forschung, die mit dem Ursprung der Sprache und den darnach für die Bildung derselben zu bestimmenden Gesetzen sich beschäftigte (Nigidius huldigte nemlich dem Princip der Analogie, wie Cäsar, und suchte alle Erscheinungen des Sprachgebrauchs auf bestimmte Gesetze zurückzuführen und darnach zu bestimmen), noch die eigentliche Grammatik (z. B. die Lehre von dem Casus, vom Verbum und dergleichen) und Worterklärung ausgeschlossen, also auch Orthographie, Etymologie, Synonymik u. s. w. darin behandelt war. Bei dem aus den jetzt noch vorhandenen Fragmenten freilich nicht zu ermittelnden innern Zusammenhang des ganzen Werkes und einer dabei befolgten systematischen Anordnung und Behandlung vermuthet der Verf. (S. 16.), dass das ganze umfassende Werk seine Entstehung überhaupt einer mehr zufälligen Thätigkeit zu verdanken habe, welche, wie es der Zufall und die Umstände gerade boten und veranlassten, Einzelnes, Bemerkenswerthes aufzeichnete und behandelte, ohne hier an eine bestimmte Ordnung in Behandlung einzelner Materien sich zu binden. Wir wagen dagegen eben so wenig einen Widerspruch zu erheben, da wir vielmehr glauben, dass die ganze Anlage und der Charakter solcher Werke von vorneherein eine strenge Ordnung und einen systematischen Gang in der Behandlung des Einzelnen ausschloss, und dass insofern die mit solchen allgemeinen Titeln (wie Commentarii und dergleichen) bezeichneten Werke nicht sehr verschieden waren von denen, welche unter der Aufschrift Epistolae, Epistolicae Quaestiones, Quaestiones confusae ähnliche Gegenstände ohne einen festen innern Zusammenhang und eine streng systematische Ordnung behandelten; wir stimmen daher auch dem Verf. bei, wenn er über die Beschaffenheit dieses Werkes des Nigidius sich p. 21. also ausspricht: „Id pro certo habeo, singulos libros non ex singulis commen-

Digitized by Google

tariis, certum aliquem finem spectantibus constitisse, sed unumquemque ex multifaria observationum seu capitum vel commentariolorum farragine fuisse compositum, ita tamen ut hic illic continentem atque ampliorem de tota aliqua doctrina expositionem praebuisse videantur etc. etc.", aber die kurz zuvor geäusserte Vermuthung über eine zwiefache Ausgabe dieses grammatischen Werkes im Alterthum, eine frühere oder eine spätere, mit Nachträgen oder Zusätzen versehene, wagen wir, wenn sie keinen andern Grund hat, als die Stelle des Gellius XII., 14. (wo von einer Behauptung des Nigidius die Rede ist, die Manche in dessen Werk gelesen haben wollten, Gellius aber, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, darin nicht finden konnte) nicht zu unterschreiben.

Als Philosoph nimmt Nigidius eine ganz besondere und eigenthümliche Stellung in Rom ein, welche allerdings eine nähere Erörterung wünschen liess, die wir auch hier S. 23 ff. nicht vermissen. Nigidius erscheint als der Repräsentant einer philosophischen Richtung, die sonst in Rom wenig Eingang und wenig Aufnahme gefunden hatte, jedoch auch einem Varro (s. die näheren Data bei dem Verf. p. 24 sq.) Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden war. Cicero bezeichnet den Nigidius geradezu als denjenigen, der das Studium der pythagoreischen Philosophie in Rom erneuert; Cicero hatte ihm, wie wahrscheinlich ist, in seinem Timäus auch die Darstellung der pythagoreischen Philosophie in den Mund gelegt, und diese Richtung finden wir mit der wissenschaftlichen Thätigkeit des Nigidius auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Theologie wie der Astronomie, in einer Uebereinstimmung, für welche die leider nur zu spärlich auf uns gekommenen Reste der dahin einschlägigen Schriften ein unzweifelhaftes Zeugniss bieten. Selbst die astrologische Richtung, die hier nicht zu verkennen ist, knüpft sich, wie der Verf. S. 27 ff. gut gezeigt hat, an diese philosophische Richtung und steht damit in einer ähnlichen Verbindung wie das, was wir von der wissenschaftlichen Thätigkeit des Nigidius auf andern verwandten Gebieten der Götterlehre und des Cultus, namentlich der Divination, der Himmelskunde und dergleichen in einzelnen Nachrichten noch erfahren haben. Den inneren Zusammenhang in allen diesen Bestrebungen hat der Verf. sehr gut nachgewiesen und damit zugleich am besten alle diejenigen Bedenken gehoben, welche in die Nachrichten der Alten von einer eifrigen Pflege pythagoreischer Philosophie und einer damit schon damals

Digitized by Google

in Verbindung gebrachten Astrologie und Theologie einen Zweifel setzten, der, da Nigidius so ziemlich allein zu stehen schien, nicht unbegründet erscheinen mochte. An Varro freilich, der auch in dieser Hinsicht dem Nigidius nahe steht, dachte man nicht. An dieses Resultat knüpft sich eine Untersuchung über die einzelnen Schriften, welche aus diesen Kreisen noch zu unserer Kenntniss gelangt sind, obwohl wir hier meistens nur auf Titel und Andeutungen uns beschränkt sehen. Wenn Nigidius bei Arnobius III., 40. (vergl. J. Lydus de ostent. cp. 3.) unter den Erklärern der Bücher des (Etrurischen) Tages genannt wird, so werden wir dabei schwerlich an eine besondere Schrift zu denken haben, sondern vielmehr im Allgemeinen an den ganzen Kreis der Schriften des Nigidius, welche auf den aus Etrurien stammenden Göttercultus der Römer, auf Divination und dergleichen sich bezogen. Mit allem Recht zählt der Verf. (p. 37 sq.) hierher die wenig mehr als dem Titel nach bekannten Schriften De extis, de augurio privato, ferner ein grösseres, zum mindesten neunzehn Bücher (oder etwa zwanzig?) zählendes Werk: De diis, das unser Verf. mit dem ähnlichen Werke des Varro (Rerum divinarum libri) nicht ohne Grund zusammenstellt; leider sind die Bruchstücke gar zu unbedeutend, um darnach auch nur einigermassen den Plan und Tendenz des Werkes, das demselben zu Grunde liegende Princip, sowie den Inhalt und Gang desselben zu bestimmen, und darüberhaupt zu bemessen, in welchem Verhältniss es zu dem genannten Werke des Varro stand, dessen Ansehen übrigens überwiegend über das des Nigidius gewesen zu seyn scheint, und auch selbst vom Alterthum, wenn wir anders die Stelle des Servius zu Virgil's Aeneis X, 175. berücksichtigen wollen, anerkannt ward.

Nun folgen die in das Gebiet der Naturkunde einschlägigen Schriften De sphaera graecanica et barbarica, über deren muthmasslichen Inhalt der Verf. S. 38 sq. sich näher verbreitet, De ventis, die eben so wenig näher uns bekannt ist, als die, jedenfalls vier Bücher zählende, Schrift De animalibus und die nicht besser bekannte, in einem vierten Buch citirte Schrift De hominum naturalibus.

Neben diesen Schriften, welche einen gewissen innern Zusammenhang nicht verkennen lassen, hat man den Nigidius theilweise auch unter die gelehrten Erklärer des Terentius und Virgilius zählen wollen: mit Unrecht, wenn nemlich von bestimmten, sprachlichen und andern Com-

Digitized by Google

mentaren zu diesen Dichtern die Rede ist, so sehr Nigidius sonst in seinen Schriften, zumal den oben erwähnten grammatischen, manche Stelle, manches Wort der beiden Dichter erklärt haben mochte. Und diese Ansicht, für die auch der Verf. S. 45 ff. kämpft, wird keineswegs widerlegt, sondern vielmehr bestätigt durch das, was unlängst aus einer alten Berner Handschrift des zehnten Jahrhunderts durch C. Wilh. Müller (Analectt. Bernenss. Particul. III. Bernae 1841. 4. p. 12 ff.) unter der Aufschrift: Excerpta ex Junilii Flagrii, T. Galli, Nigidii et Gaudentii commentariis, von Scholien zu Virgil's Eklogen und zur Georgica mitgetheilt ward. Wir haben diese Scholien, zu deren Einsicht der Verf., aller angewendeten Mühe ungeachtet (s. pag. 3. 46.), nicht gelangen konnte, durchgangen, und darin überhaupt nur drei Anführungen des Nigidius gefunden, die eine kurze über Stiva (zu Virgil's Georgica I., 174.): „Stiva, Gubernaculum aratri, ut Nigidius ait"; die andere, astronomische, nicht viel ausführlichere zu I., 217.; eine dritte, wahrscheinlich aus d Werke De diis entnommene, über die Dii Indigetes zu I., 498, Nigidius erklärt haben soll: quia nullius indigent, eine Erklärung auch neben andern Erklärungen von Servius zu dieser Stelle, wie Aen. XII., 794. mit andern Worten, jedoch ohne Anführung des Ni dius, mitgetheilt wird. Aus diesen drei Anführungen, die alle dre gut aus den vorher genannten Schriften des Nigidius entnom können, wird Niemand mit einigem Grund das Vorhandenseyn Commentare des Nigidius zu den Gedichten Virgil's ableiten wollen. gleichem Recht weist der Verf. am Schlusse seiner Abhandlung einige andere solcher vermeinten Schriften des Nigidius ab, wobei noc Mehreres, zunächst in Bezug auf Gellius, zur Sprache kömmt, was den Wunsch, recht bald diesen Schriftsteller in einem berichtigten Texte und, wo möglich, auch mit angemessenen Erklärungen und Nachweisungen, von der Hand des Verf. zu erhalten, nur vermehren kann.

Digitized by Google

1. *M. Tullii Ciceronis opera, quae supersunt omnia ex recensione Jo. Casp. Orellii. Editio altera emendatior. Curaverunt Jo. Casp. Orellius et Jo. Georg. Baiterus, professores Turicenses. Turici, sumptibus ac typis Orellii Füsslini et Sociorum. Londinii, Williams et Norgate. Amstelodami, Joannes Müller. MDCCCXLV. Volumen primum, libros rhetoricos continens. VIII. und 506 Seiten. Volumen tertium, Epistolas continens. LXIV. und 783 Seiten in klein Fol.*

2. *M. Tullii Ciceronis Orationes. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit Carolus Halm. Lipsiae MDCCCXLV. Sumptus fecit C. F. Koehler. Volum. I Pars I.: M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sulla. XII. und 180 S. Pars II.: M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sestio. VI. und 339 S. in gr. 8.*

Ganz anderer Art, als die bisher besprochenen, für die Geschichte er römischen Literatur so werthvollen Erscheinungen, sind diese beiden ernehmungen, unstreitig die bedeutendsten neuerer Zeit auf dem Ge- e der ciceronischen Literatur, welche wir darum keineswegs unern- nt lassen dürfen, wenn auch gleich eine ausführliche, in alle Einzel- n eingehende Beurtheilung weder im Zweck dieser Anzeige, noch lan dieser Blätter überhaupt liegen kann, welche eine solche Auf- lieber den ausschliesslich der alt-classischen Literatur bestimmten eitschriften, an denen ja jetzt kein Mangel ist, überlassen müssen. Beide Unternehmungen bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt, wir möchten fast sagen Abschluss bei diesem Zweige der Literatur, die eine in der Kritik, die andere in der damit verbundenen Erklärung des Cicero; beide haben darum einen Anspruch auf ungetheilte Aufmerksamkeit und gerechte Anerkennung von Seiten aller wahren Freunde der römischen Literatur, wie des Cicero insbesondere.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 54. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur.

(Fortsetzung.)

In Nr. 1. erscheint die im Jahre 1826, also vor fast zwanzig Jahren, zum erstenmal gedruckte Gesammtausgabe der Werke Cicero's von J. B. Orelli, welche eine neue Epoche in der kritischen Behandlung und Gestaltung des Cicero herbeigeführt hat, in einer erneuerten Gestalt, und keineswegs in einem blossen Wiederabdruck; ohne dass darum die Grundsätze verlassen oder aufgegeben worden wären, welche den Herausgeber früher bei dem Erscheinen der ersten Ausgabe, wie bei den zahlreich inzwischen erfolgten Publicationen einzelner ciceronianischen Schriften geleitet: es handelt sich vielmehr um ihre bessere und sichere Durchführung, welche eben darin besteht, den vielfach im Mittelalter, zumal bei dem wieder erwachenden Studium der alten Literatur, unter den Händen der Leser wie der Abschreiber entstellten und veränderten Text des Cicero auf seine ursprüngliche Gestalt, auf die Urschrift möglichst zurückzuführen mittelst sorgfältiger Benützung eben derjenigen Handschriften, welche, über diese Zeiten des Mittelalters hinausreichend, jetzt als die ältesten und darum auch für uns zuverlässigsten Quellen des Textes anzusehen sind. Wenn es kein geringes Verdienst jener Gesammtausgabe, sowie der inzwischen erschienenen Ausgaben einzelner ciceronischen Schriften war, auf diese allein sichere Basis die Kritik des Cicero immer mehr hinzuleiten, und damit auch zur Nachforschung älterer handschriftlichen Quellen, wie zu richtiger Würdigung der Quellen einen Anstoss zu geben, der uns schon manche schöne Früchte gebracht hat, so finden wir in dieser neuen Gesammtausgabe jene Grundsätze in ihrer Durchführung wesentlich gefördert einerseits durch die zahlreichen Einzelausgaben und Forschungen der beiden Herausgeber sowohl wie anderer Gelehrten, welche auf der einmal gegebenen Grundlage weiter im

Digitized by Google

Einzelnen fortzubauen versuchten, anderseits durch so manche neu gewonnene handschriftliche Hülfsmittel, und zwar einer frühern, der bemerkten verfälschenden Periode vorausgehenden Zeit; so selten auch im Ganzen gerade bei Cicero solche Handschriften anzutreffen sind, die über diese Periode des Mittelalters etwa bis zum karolingi'schen Zeitalter hinauf reichen. Von den der Zahl nach allerdings bedeutenden Handschriften Italiens kann bekanntlich, etwa mit Ausnahme der Palimpsesten, und der aus andern Ländern, namentlich aus Deutschland (man denke an die leider in dieser Beziehung noch so wenig untersuchte Palatina) dahin gebrachten, bis jetzt aber noch nicht näher bekannt gewordenen Handschriften hier nicht die Rede seyn; eher von Frankreich, von der Schweiz; aus beiden Ländern ist Einzelnes von Belang in neuester Zeit zu Tage gefördert worden, und selbst Deutschland ist nicht zurückgeblieben. Namhafte Beiträge zu dieser neuen Ausgabe des Cicero haben die Schweizer Bibliotheken geliefert; und wenn nicht alle Hoffnung trügt, so dürfte vielleicht aus Frankreich, in Folge der neuerdings getroffenen Massregeln einer genauen Verzeichnung und Bekanntmachung der statt der früheren Klosterbibliotheken, jetzt in Departemental- und Stadtbibliotheken, seit der Revolutionsperiode aufgehäuften handschriftlichen Schätze, noch Manches der Art zu hoffen seyn. Einiges davon ist bereits bekannt und selbst für diese neue Ausgabe benutzt worden, welche durch die Mitwirkung eines Mannes zu Stande gekommen ist, von dessen Verdiensten um Cicero schon der fünfte und die folgenden Bände der ersten Ausgabe*) sattsam Zeugniss geben. Keine ausführlichere Erörterung der Principien, der Grundsätze und Normen, welche bei dieser zweiten Ausgabe befolgt worden, finden wir in einer Vorrede dem ersten Bande vorangestellt; sie war auch in der That kaum nothwendig für diejenigen, welche seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe beiden Herausgebern in ihren Bemühungen um die Herausgabe alter Classiker überhaupt, insbesondere des Cicero, mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind; das grundsätzliche Streben der Herausgeber, das in allen ihren derartigen Publi-

*) Die Scholiastae Ciceronis und das Onomasticon Tullianum; von diesen Bänden werden, dem ausgegebenen Prospectus der Buchhandlung zufolge, keine neuen Auflagen erfolgen; sie passen zu dieser neuen Ausgabe eben so gut wie zu der älteren.

Digitized by Google

cationen hervortritt, die alten Texte auf ihre urkundlich treue und beglaubigte Gestalt zurückzuführen und von Allem freizumachen, was Irrthum und Unwissenheit, absichtsvolle Entstellung, wie vermeintliche Verbesserung an ihnen verändert und verunstaltet, ist zu sehr bekannt, als dass es noch einer näheren Auseinandersetzung bedürfte; wohl mögen wir uns freuen über den Umfang und die Sicherheit, mit welcher diess Princip in der neuen Ausgabe des Cicero angewendet und durchgeführt worden ist, um so dem Texte dieses vielgelesenen Schriftstellers eine festere diplomatische Basis zu schaffen, wie sie lange Zeit vermisst ward. Bedeutende Hülfsmittel unterstützten und förderten dieses Bestreben, über dessen Ausführung wir zunächst hier Einiges zu bemerken haben, um damit das Verhältniss oder vielmehr den Unterschied zu bezeichnen, welcher zwischen der ersten und dieser zweiten Ausgabe stattfindet, und den Gebrauch anzudeuten, welcher von den neu gewonnenen Hülfsmitteln gemacht worden ist.

Die äussere Einrichtung hat keine Veränderung erlitten; dasselbe Format ist beibehalten worden, dieselbe Abtheilung des Textes und der Varietas Lectionis unter demselben; hingegen Lettern, Papier und Druck sind ungleich besser gestaltet auf eine Weise, die der Züricher Presse alle Ehre macht. Der erste Band enthält, wie auch in der früheren Ausgabe, die rhetorischen Schriften, auf 506 Seiten, während sie in der älteren Ausgabe 560 Seiten einnahmen. Was in der letzteren von da weiter folgt S. 561—701 unter der Aufschrift Scripta dubia et suppositicia, nemlich die vier auf Cicero's Rückkehr aus dem Exil bezüglichen Reden, die Rede pro Marcello, die Briefe an Brutus, die Reden des Sallustius wider Cicero and Dieses wider Jenen, die Rede ad pop. et equitt. Romm. antequam iret in exilium: diess Alles ist in der neuen Ausgabe weggefallen und wird wohl in dem Bande der Reden passender seinen Platz erhalten; die Briefe an Brutus finden wir im dritten Bande hinter den übrigen Briefen Cicero's, wohin sie auch gehören. Die erwähnte Verschiedenheit der Seitenzahlen ward bewirkt durch eine weise Beschränkung der Varietas Lectionis, deren vollständige Mittheilung nicht möglich (auch in Vielem kaum nothwendig) war, ohne den Umfang des Ganzen, das nun einmal in den bestimmten Gränzen sich zu halten hatte, über Gebühr auszudehnen. Ueber das hier von den Herausgebern beobachtete Verfahren lassen wir dieselben lieber selbst reden:

Digitized by Google

„Ceterum in altera hac editione (heisst es am Schluss des kurzen Vorworts, das an die Stelle der hier nicht wiederholten Vorrede der ersten Ausgabe getreten ist), quae certas propter rationes citra prioris modum subsistere debebat, quamvis tot nova subsidia inde ab his viginti circiter annis nacti essemus, ad spatium lucrandum inprimis erat omittenda ea editionum varietas, quae ad emendanda Ciceronis verba jam nihil conferre videretur ac lectoris duntaxat curiositatem pasceret, immo interdum etiam fatigaret. Quocirca, ut hoc unum exemplum afferamus, nemo in hac requirat integram lectionem Lambinianam anni MDLXVI neque Schützianam nec tot aliorum librorum Tullianorum seorsum editorum, in qua colligenda elaborarat Orellius, omni tunc adjutore destitutus. Ita fiet, ut prior quoque cura pretium aliquod retineat, etsi haec altera a nobis, quoad ejus fieri poterat, cum totius disciplinae progressu adaequata est."

Wir haben absichtlich diese längere Stelle mitgetheilt, weil sie am klarsten das Verfahren der neuen Herausgeber bezeichnet, welche, auf eine Auswahl der kritischen Mittheilung sich beschränkend und das minder Wichtige und Nothwendige ausscheidend, doch die Absicht haben, in einzelnen Fällen uns durch besondere Publicationen, wie wir gleich anzeigen werden, einen Ersatz dafür zu bieten, und von diesem Mittel, wie wir hoffen, in der Folge noch öfteren Gebrauch machen werden. Die neu benutzten Handschriften, auf welchen besonders die Gestaltung des Textes in dieser neuen Ausgabe beruht, deren Abweichungen daher auch genau aufgeführt werden, gehören meist einer solchen Periode an, die über dem Zeitalter der absichtsvollen wie der absichtslosen Interpolation hinausreicht; sie sind natürlich bei den einzelnen Schriften verschieden, ihrem Werthe, d. h. ihrem Alter, wie ihrem Umfang nach. Nicht unbedeutend erscheinen sie bei der Schrift, welche an die Spitze der rhetorischen Schriften Cicero's gewöhnlich gestellt, gerade in Bezug auf die davon vorhandenen Handschriften eine Fülle bietet, wie sie kaum irgend eine andere Schrift des Cicero aufzeigen kann, eben wegen des Gebrauches derselben zum rhetorischen Unterricht und der dadurch veranlassten Lectüre, wir meinen den Auctor ad Herennium und die darauf folgende, inhaltsverwandte Schrift De inventione rhetorica. Zu der erst genannten Schrift ward eine Pariser Handschrift des neunten Jahrhunderts, ehedem im Besitz des Claudius Puteanus, dann zwei Bamberger, die eine aus dem zehnten, die andere aus dem dreizehnten Jahrhundert,

Digitized by Google

weiter eine ehedem Freisinger, jetzt Münchner Handschrift des eilften, und zwei andere des zwölften Jahrhunderts (die eine im Besitz von Tross, die andere zu Zürich) benutzt; die beiden letzten nebst der genannten Pariser und einer Engelberger Handschrift des zwölften Jahrhunderts dienten auch zu den Büchern De inventione. Da der vollständige kritische Apparat, den diese Codd. liefern, nicht aufgenommen werden konnte, aus Mangel an Raum, so erfolgte die Mittheilung desselben durch Herrn Baiter in drei akademischen, im Laufe des Jahrs 1845 zu Zürich erschienenen Programmen; ein Ausweg, der auch bei andern Schriften in ähnlicher Weise vortheilhaft wird angewendet werden können. Dass übrigens auch auf die schon bekannten Handschriften und Ausgaben gebührende Rücksicht genommen ward, wie diess ja schon in der ersten Ausgabe geschehen, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung; die Masse der aus neueren Handschriften genommenen Varianten konnte da, wo ältere und reinere Quellen vorlagen, keinen Anspruch auf besondere Berücksichtigung machen.

Für die Bücher De oratore war in neuester Zeit allerdings mehr in den verschiedenen nach einander erschienenen Ausgaben dieser auch im Mittelalter vielgelesenen Schrift geschehen, in kritischer Hinsicht besonders durch Ellendt und die Benutzung des Lagomarsinischen Apparats; so wenig auch die bisher bekannt gewordenen Hülfsmittel der Art zur völligen Wiederherstellung des mehrfach entstellten und lückenhaften Textes ausreichen können. Um so mehr haben wir Ursache uns zu freuen, dass diejenige Handschrift, die, wenn die darüber gegebenen Mittheilungen richtig sind, als die älteste der vorhandenen, mithin über den Codex Laudensis, der Quelle der übrigen Handschriften, hinausreichende anzusehen ist, hier benutzt ward, nemlich die zu Avranches jetzt befindliche, aus dem nahen Kloster (jetzt Gefängniss) St. Michel stammende Handschrift (s. meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 279. not. 14.), von welcher dem Herausgeber eine genaue Collation zukam; die Handschrift ist leider nicht vollständig, da sie mit II., §. 19. beginnt, soll aber dem zehnten oder dem Anfang des eilften Jahrhunderts angehören, und scheint insofern die Quelle einer andern Familie von Handschriften zu seyn, welcher auch die von dem Herausgeber weiter benutzte Erlanger Handschrift und eine andere, schon früher bekannte, jedenfalls gute Wolfenbüttler Handschrift (Guelferbytanus 3.) angehören dürften, indem beide

Digitized by Google

mit dem Codex von Avranches meist übereinstimmen, die Erlanger, obwohl neueren Ursprungs (sie ist 1451 geschrieben), überdem ganz vollständig ist, was bei den beiden andern nicht der Fall ist. Auch die besseren Lagomarsinischen Handschriften zeigen, wie ausdrücklich hier bemerkt wird, damit eine auffallende Uebereinstimmung. Ref. möchte vor Allem eine nähere Untersuchung des Verhältnisses wünschen, in welchem dieser angeblich dem zehnten Jahrhundert angehörige Codex von Avranches zu der (leider verlorenen) Quelle der meisten (italienischen) Codd., zu dem genannten Codex Laudensis steht: vor Allem aber eine völlige Gewissheit über das Alter der Handschrift, die an vielen Stellen eine weit kürzere Fassung durch Weglassung von einzelnen, meist als erklärende Zusätze hinzugefügten Worten bringt, während sie an andern Stellen (z. B. III., 51. 52.) Worte, die von den neuern Herausgebern für fremdartige Einschiebsel gehalten werden, beibehält. Oder sollten diess Einschiebsel vor dem zehnten Jahrhundert seyn? An manchen andern Orten finden wir auffallende Uebereinstimmung mit den interpolirten (späteren) Handschriften, an andern hinwiederum auffallende Abweichungen vom gewöhnlichen Texte, auf welche wir, bei dem beschränkten Raume dieser Blätter, nicht weiter im Einzelnen uns einlassen können. Manche interessante Vergleichungen bietet auch die bisher wenig beachtete römische Ausgabe vom Jahr 1469, welche zwar nicht als Editio Princeps für die Bücher De oratore erscheint, wie sie es allerdings für den Brutus und Orator ist, aber doch ihren eigenthümlichen Werth besitzt und insofern auch besondere Beachtung verdient, als sie, bei mancher Uebereinstimmung mit den bessern Codices, den Ursprung der falschen Lesarten des Ernesti'schen Textes, meist erkennen lässt. Schon aus diesem Grunde wird man den Gebrauch und die Mittheilung der Varianten dieser Ausgabe, welche hier stattgefunden hat, nicht missbilligen können. Dasselbe ist auch bei dem Brutus und Orator geschehen, die überdem im Jahre 1830 in einer besonderen Ausgabe von Orelli und seitdem in andern guten Specialausgaben erschienen sind, deren Ergebnisse für den Text eine sorgfältige Berücksichtigung gefunden haben; dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen kleineren rhetorischen Schriften Cicero's, welche nun folgen: die Topica (ebenfalls in der besonderen Ausgabe des Jahrs 1830 und hier unter Benutzung von Einsiedler und St. Galler Handschriften des zehnten und eilften Jahrhunderts), die

Digitized by Google

Partitt. Oratt. und die (in jener Specialausgabe gleichfalls enthaltene) Schrift De optimo genere oratorum. Neue kritische Hülfsmittel sind zu den freilich sehr erheblichen, unter welchen die besondere Ausgabe des Jahrs 1830 zu Stande kam, hier nicht hinzugekommen, aus dieser Ausgabe aber das Nöthige aufgenommen und das Ganze einer nochmaligen Revision unterworfen worden.

Der mit dem ersten Band zugleich ausgegebene dritte Band, dessen Druck, wie wir aus einer S. XLII. eingeschalteten Notiz ersehen, schon im Jahr 1842 beendet war, enthält dasselbe, was Volumen III. der älteren Ausgabe in seinen beiden Partes enthielt, welche nun in Einem Bande vereinigt sind, nebst der Briefsammlung an Brutus, welche, wie wir schon oben bemerkt, bei der ersten Ausgabe im ersten Bande, hinter den Rhetoricis, zugleich mit den in ihrer Aechtheit bestrittenen Reden des Cicero erschienen war, jetzt aber eine gewiss passendere Stelle erhalten hat; auf diese Weise ist in diesem Bande Alles vereinigt, was wir von Briefen des Cicero besitzen, und zwar in folgender Ordnung: zuerst die Briefe ad Familiares, dann die Briefe ad Quintum Fratrem nebst dessen Schrift De petitione consulatus, darauf die Briefe ad Atticum und zuletzt die zwei Bücher Briefe an Brutus nebst der aus gleicher Quelle geflossenen Epistola ad Octavium, welche den Schluss bildet. Man wird dieser Einrichtung wohl den Vorzug vor der in der ersten Ausgabe befolgten zu geben haben. So ist auch die Historia critica dieser Briefe, welche in der ersten Ausgabe getrennt, zu Anfang eines jeden der beiden Partes erschienen war, hier vereinigt und dem Textesabdruck vorangestellt. Die Analecta in Pars I. am Schluss, und die Collation der Mediceischen Handschrift am Schluss von Pars II. der älteren Ausgabe ist natürlich ganz weggefallen, indem sie mit der kritischen Annotatio unter dem Text nun vereinigt ward. Die erwähnte Historia critica Epistolarum Ciceronis ad Familiares und die Historia critica Epistolarum ad Atticum, ad Q. Fratrem et ad Brutum hat im Ganzen wohl nur geringe Veränderungen, jedoch manche Zusätze in der neuen Ausgabe erhalten. Was das erste betrifft, so war in der schönen, für die kritische Behandlung des Cicero, wie selbst anderer Autoren so wichtigen und lehrreichen Abhandlung insofern kaum Etwas zu ändern, als das Resultat, das durch diese Untersuchung gewonnen war, schwerlich so leicht sich umstossen lässt, und der p. XXXI. (oder Pars I. p. 22.

Digitized by Google

der älteren Ausg.) ausgesprochene Grundsatz: „Quodsi vera sunt, quae adhuc disputavi, necessario harum Epistolarum editor in omnibus quam maxime poterit, sequetur Cod. Mediceum, imprimis nihil mutandum est in vocabulorum ordine, neque in his certe epistolis ullum locum habent accentus illi Goerenziani; Mediceis contenti simus necesse est“ auch noch jetzt seine volle Geltung behalten wird, da die Spuren einer andern und von der Mediceischen Handschrift abweichenden Quelle, bis jetzt wenigstens noch zu unsicher und unbedeutend sind, um daraus für die Kritik ein bestimmtes Resultat erwarten zu lassen. Vergl. einige dahin einschlägige Nachweisungen, die dazu allerdings Beachtung verdienen, in der Gesch. d. Röm. Lit. §. 315. not. 2. Darum konnte auch der Schluss der Abhandlung unverändert in die neue (p. XXXV.) übergehen; wir meinen die Worte: „Sed eorum quoque, quibus persuadere non potero e cod. Mediceo reliquos omnes manasse, nemo certe infitiabitur, eundem ut antiquissimum ita omnium longe praestantissimum esse. Hi igitur in eo nunc acquiescant, quod quantum fieri poterat, haec mea recensio illud exemplar exprimit; ipsi autem, ut volent, postea eam emendent conjecturis, corrumpant interpolentque ex codd. suorum et Edd. Sec. XV. colluvie.“ Von den hier und dort gemachten Zusätzen erwähnen wir nur die neu hinzugekommenen Zeugnisse mittelalterlicher Schriftsteller über das Vorhandenseyn dieser Briefe im Mittelalter, namentlich in Deutschland p. VI. sq. *), oder die p. XVII. (vergl. p. LII.) eingeschaltete Warnung in Absicht auf die Bestimmung des Alters italienischer Handschriften, indem, wie hier urkundlich nachgewiesen wird, in Italien im fünfzehnten Jahrhundert man eifrigst bemüht war, den Buchstaben, bei Abschriften alter Classiker, eine ältere Form, etwa die des zehnten, eilften, zwölften Jahrhunderts zu verleihen; ferner die p. XXXII. mitgetheilte genaue Be-

*) In der hier erwähnten Stelle aus den Briefen des Wilibald, Abts von Stavelo und Corvie bei Martene und Durand Vett. Scriptt. Ampl. Coll. II. p. 302, werden (libri) „Tullii de re agraria et Philippica et Epistolas ejus“ erwähnt, was zu der Frage Veranlassung gibt, ob wirklich um diese Zeit (1150) zu Hildesheim noch Cicero's Oeconomicus existirt habe, oder in der angezogenen Stelle eine Verwechslung des Cicero mit Cato oder Varro anzunehmen sey? Wir würden lieber statt de re agraria lesen: de lege agraria, jedenfalls an Reden denken, so gut wie bei dem folgenden Philippica.

Digitized by Google

schreibung der seltenen Juntiner Ausgabe der Epp. ad Famill. vom Jahre 1510; insbesondere aber p. XXXV. ff. am Schluss der Abhandlung, der Zusatz über die Leistungen und Verdienste des Paulus Manutius um die Kritik und Erklärung der ciceronischen Briefe, entnommen seinem Wesen nach aus dem, was Richter in der Vorrede seines Abdrucks des Commentars des Manutius zu den Briefen ad Famill. (Vol. II. p. V.) darüber bemerkt hat, aber mehrfach berichtigt, ergänzt und erweitert. Auffallend war es uns, S. VIII. noch eben so wie in der älteren Ausgabe die Zweifel zu lesen, über die Identität des von Poggius zu St. Gallen aufgefundenen Codex des Quintilian mit dem bekannten Florentiner Codex, oder mit dem jetzt zu Zürich befindlichen Codex (s. Gesch. d. Röm. Lit. §. 297. not. 13.). — Auch in der andern Abhandlung, welche einen Abriss der Kritik der Briefe an Atticus, Quintus den Bruder, Brutus liefert, fehlt es nicht an manchen einzelnen Zusätzen, zumal wo die Einsicht oder Benutzung neuer Hülfsmittel dazu eine besondere Gelegenheit bot; dahin gehören mehrere Notizen aus Poggius Briefen und Mai's Spicilegium Romanum (p. XL. XLIII.), oder über die Ausgabe der Briefe ad Atticum von Sim. Bosius aus dem Jahre 1580 (p. XLVII.), über die dritte Ascensiana, deren Benutzung die ältere Ausgabe (p. XXI.) dem künftigen Herausgeber dieser Briefe empfahl, was in der neuen nun auch geschehen ist (p. LIX. sq.). Am Schluss fehlt das in der älteren Ausgabe mitgetheilte (unbedeutende) Verzeichniss ciceronischer Schriften aus Albert's von Eyb Margarita philosophica (Rom 1475), dagegen ist auf einem besondern Blatte eine Tabelle hinzugekommen, welche die Briefe ad Quintum nach der neuerdings von Mommsen vorgeschlagenen Ordnung mit der hier befolgten überblicken lässt; im Texte selbst wird am Schlusse dieser Briefe (p. 356) in den kritischen Noten hinsichtlich der Ordnung dieser Briefe auf die frühere Ausgabe verwiesen, d. h. auf den dort Pars II. p. 428 ff. hinter dem Text mitgetheilten Index omnium Ciceronis epistolarum chronologicus, der in der neuen Ausgabe wohl aus dem Grunde weggefallen ist, weil in dem inzwischen erschienenen Onomasticon Tullianum Pars III. p. 441 ff. ein solcher mehrfach verbesserter Index, zunächst nach der Anordnung von J. v. Gruber bereits gegeben war, das Onomasticon aber für die neue Ausgabe gleichfalls berechnet ist. Uebrigens war, was den wesentlichen Inhalt und das Resultat der ganzen Untersuchung über die Kritik der Briefe an

Digitized by Google

Atticus betrifft, auch hier so wenig wie bei der andern, eine besondere Aenderung vorzunehmen: und so sind auch die Worte, welche des Herausgebers Ueberzeugung und den leitenden Grundsatz seiner Kritik aussprechen, unverändert aus der älteren Ausgabe (Pars II. p. XVII.) in die neue (p. LIV.) übergegangen: „Verum, ut nunc se res habet, rejecti sumus ad familiam Italicam: in qua agmen ducit ἀπόγραφον Petrarchae: eaque vel praecipua dos est meae editionis, quod accuratissimam ejus collationem a V. C. Del Furia institutam nactus adhibui ad has epistolas emendandas." Und, setzen wir hinzu, der Unterschied der neuen Ausgabe von der früheren hinsichtlich der Gestaltung des Textes besteht eben meist in einem engern Anschliessen an diese älteste Quelle der ciceronischen Briefe, an den Mediceischen Codex bei den Epp. ad Famill. und an Petrarch's Apographum bei den übrigen Briefen, wie sie in dieser Ausgabe vorliegen; wir haben diess bei der Vergleichung einer Anzahl Briefe in beiden Ausgaben in einer Weise bewährt gefunden, welche zum Vortheil der neuen Ausgabe spricht, deren Text uns ungleich berichtigter und der urkundlichen Grundlage entsprechender erscheint; wir unterlassen, die Beweise im Einzelnen zu geben, die Jeder, der mit Aufmerksamkeit die Kritik dieser Briefe verfolgt, leicht, auch bei jedem einzelnen Briefe finen kann, zumal bei der in der neueren Ausgabe ungleich erleichterten Uebersicht des, im Vergleich zur früheren Ausgabe hier mehr abgekürzten und auf die Hauptabweichungen zurückgeführten, auch besser zu überschauenden kritischen Apparats. Es waltete hier auch derselbe Grundsatz vor, der die Mittheilung der abweichenden Lesarten bei dem ersten Bande beschränkt oder vielmehr auf ein weises Maass zurückgeführt hatte. Bedenkt man, dass der ganze Band schon 1842 gedruckt vorlag, so wird man nicht erwarten können, dass Dasjenige, was zur Kritik und Erklärung dieser Briefe seit dieser Zeit oder auch schon seit 1840 etwa beigebracht worden, eine Berücksichtigung gefunden, wie denn z. B. bei den Epist. ad Quintum Fratrem Hoffa's Ausgabe dieser Briefe vom Jahr 1843, die, obwohl im Ganzen mehr die Erklärung ins Auge fassend, doch auch Manches für die Texteskritik bietet, so wenig, wie Dessen Bearbeitung der Schrift De consulatus petitione (1837) beachtet werden konnte. Noch weniger konnte bei den Briefen an Brutus auf die seit dem vorigen Jahre wieder aufgenommene Streitfrage nach der Aechtheit dieser Briefsammlung

Digitized by Google

eine Rücksicht genommen werden; auch scheint Herr Orelli nach der p. 755. in der Eingangsnote ausgesprochenen Ansicht von seiner früheren Ueberzeugung, welche diese Briefe als unächt betrachtet und darum unter die zweifelhaften Schriften Cicero's zählt, nicht zurückgekommen zu seyn; sie stimmt wesentlich mit dem überein, was wir im Onomastic. Tullianum Pars I. p. 100. und Pars II. p. 322. vergl. 632. darüber bemerkt finden, schliesst jedoch von der Abfassung dieser Briefe durch einen Schmeichler Messala's zwanzig oder dreissig Jahre nach Cicero's Tod die sieben durch Cratander (1528) zuerst herausgegebenen Briefe aus, von denen wir bekanntlich keine Handschrift mehr besitzen; „Ab Italo aliquo vel Germano Sec. XV. Ciceroni videntur esse supposita" urtheilt jetzt Herr Orelli (p. 775 not.) über dieselben; er hat sie auch von den übrigen achtzehn Briefen dieser Sammlung insofern getrennt, als er, nach dem Vorgang von Schütz, mit denselben ein Liber II. beginnen lässt. Wir glaubten diese Ansicht hier um so weniger verschweigen zu dürfen, als sie derjenigen Ansicht widerstreitet, welche neulichst die Aechtheit und das Ansehen dieser Briefe in einer Weise wieder herzustellen versucht hat, der auch Ref. in der neuen Ausgabe seiner Gesch. d. Röm. Lit. (§. 316) folgen zu müssen glaubte. Zwar ist darauf bereits ein Widerspruch und auf diesen wieder eine starke Entgegnung gefolgt, welche das früher grwonnene Resultat zu sichern bemüht ist. Wir können hier natürlich in diese ganze Streitfrage nicht eingehen, deren näherer Besprechung wir in der That manche schöne Bemerkung und Erörterung des ciceronischen Sprachgebrauchs, wie der späteren Zeit zu verdanken haben, abgesehen von so manchen andern historischen wie antiquarischen Punkten, welche bei dieser Gelegenheit in ein neues Licht gestellt worden sind; wir glauben auch noch nicht Ursache zu haben, von der Ansicht, zu der wir uns an dem oben angegebenen Orte bekannt haben, abzugehen; so zweifelhaft und bedenklich auch in den Augen Mancher dieselbe erscheinen mag, am wenigsten aber können wir uns entschliessen, in den von Cratander herausgegebenen Briefen ein Produkt des fünfzehnten Jahrhunderts zu erkennen, möchten jedoch wünschen, dass man die Spur, aus welcher diese sieben Briefe stammen, weiter verfolge und die Urquelle näher erforsche, so weit dies anders überhaupt jetzt noch möglich ist. Bei der jetzt überall so regsamen Erforschung handschriftlicher Schätze früherer

Digitized by Google

Zeit, wollen wir die Hoffnung noch nicht völlig aufgeben, ein Exemplar dieser Briefe, oder doch irgend eine auf ihre Fassung bezügliche und diese somit constatirende Nachricht aufzufinden. Sind doch andere ähnliche Zweifel in neuerer Zeit auf diese Weise beseitigt worden: die Kritik hat in Folge dessen, unterstützt durch ein tieferes Eingehen in die historisch-antiquarische Forschung, überhaupt jetzt eine mehr conservative Richtung genommen, die sie von dem einseitigen Scepticismus früherer Zeit zu gesunderen Ansichten zurückgeführt hat und dem durch die Mode geförderten Streben unbegründeter Verdächtigung mit um so mehr Kraft entgegentreten lässt, als sie keineswegs starr an dem Hergebrachten festhängend, bereitwillig dasjenige aufgibt, was nun einmal unhaltbar verloren und als solches aufgegeben werden muss. Diess wird jedoch, nach unserer vollen Ueberzeugung, von den mehrfach bestrittenen Reden des Cicero, namentlich den vier durch seine Rückkehr aus dem Exil veranlassten, den Reden für Archias und Marcellus, oder gar von den Catilinarischen, noch keineswegs behauptet werden können, indem hier noch keineswegs der Beweis der Unächtheit in solcher Weise durchgeführt worden ist, dass jede Behauptung des Gegentheils verschwinden müsste. Auch glauben wir, dass die kritisch diplomatische Untersuchung der Quellen, aus welchen diese und andere Reden uns überliefert sind, noch keineswegs so weit gebracht ist, um von dieser Seite aus die ganze Streitfrage für erledigt oder doch der Entscheidung nahe gebracht anzusehen. Ohnehin darf die ganze Sache keineswegs bloss von dieser äusseren Seite aufgefasst werden; nicht bloss in einzelnen Aeusserungen und Angaben historischer oder antiquarischer Art, oder in einzelnen mehr oder minder auffallenden Phrasen, Wendungen, Ausdrücken werden die Gründe der Aechtheit wie der Unächtheit zu suchen seyn; ein tieferes Eingehen in den Gang der Rede, in die Verhältnisse, unter denen sie gehalten oder aufgeschrieben ward, in die individuelle Lage und die persönlichen Beziehungen des Redners und dergleichen mehr wird eben so beachtenswerth seyn, wenn kein einseitiges Urtheil erfolgen soll. Weniger vielleicht, als man glauben sollte, ist in dieser Hinsicht bis jetzt für die sonst so viel gelesenen und gedruckten Reden des Cicero, zumal für die, welche nicht auf Schulen gelesen werden, geschehen; Bearbeitungen umfassender Art, in welchen, in Verbindung mit der gesammten sprachlich-historischen Erklärung auch diese Punkte eine Beach-

Digitized by Google

tung finden, oder doch eine solche durch die nöthigen Vorlagen möglich machen, fehlen uns zum Theil noch, so wünschenswerth sie auch immer mehr werden. Einem solchen Mangel soll das in Nr. 2. angezeigte Unternehmen abhelfen, worüber wir nun zu berichten haben.

Ueber den Plan, der diesem Unternehmen zu Grunde liegt, haben wir um so weniger nöthig, hier in weitere Erörterungen einzugehen, als wir uns auf die Anzeige des vom Verf. als Probe dieses Unternehmens im Jahre 1842 herausgegebenen Programms *) in diesen Jahrbb. 1843. p. 597 ff. beziehen können, und nur das beizufügen haben, dass der Verf., von dem ursprünglichen Plane der Herausgabe eines blossen Commentars, der zu allen Texten passend eingerichtet sey, ohne diesen selbst jedoch zu geben, zurückgekommen und, indem er diesen selbst, wie wir schon damals wünschten, jetzt in seine Bearbeitung aufgenommen hat, dieser in der Vereinigung oder vielmehr gleichmässigen Berücksichtigung des kritischen wie des exegetischen Elements den Charakter derjenigen Vollständigkeit verliehen hat, die nicht bloss höchst wünschenswerth, sondern selbst nothwendig erscheint, insofern es kaum einem Einzelnen mehr möglich seyn wird, Alles zu überschauen oder nur kennen zu lernen, was hier und dort zerstreut für Kritik wie für Exegese einer einzelnen Rede oder Schrift des Cicero geleistet worden, anderseits aber in der zweckmässigen Verbindung alles Dessen der schon gemachte Gewinn, die für die Berichtigung des Textes wie für dessen Verständniss gewonnenen Resultate eben so sehr hervortreten, als die Lücken und Mängel, welche noch auszufüllen eben das Geschäft eines Herausgebers seyn muss, der seine Stellung und seine Aufgabe so wohl begriffen hat, wie diess bei dem Verf. der Fall ist, bei dem wir weder die zu diesem Zweck nöthige umfassende gelehrte Bildung, noch eine durch vieljährige Studien gewonnene Bekanntschaft mit der ganzen Denk- und Sinnes- wie Ausdrucksweise des Cicero vermissen, welche allein ein solches Unternehmen zu fördern vermag. Und dass solche Bearbeitungen der Classiker, die uns das Alte, so weit es gut ist, mittheilen, und daran das,

*) Specimen Commentarii de M. Tullii Ciceronis pro P. Sestio oratione. Spirae. 1842. 4.

Digitized by Google

was neuere Forschung zu Tage gefördert, bald berichtigend, bald ergänzend anknüpfen, ein Bedürfniss unserer Zeit sind oder vielmehr immer mehr werden, wird gewiss Niemand, der den Gang unserer Literatur in den letzten Decennien aufmerksam verfolgt hat, in Abrede stellen wollen. Auch von dieser Seite aus füllt das Unternehmen des Herrn Prof. Halm eine wahre Lücke aus; wir können ihm nur einen gedeihlichen Fortgang wünschen und eine günstige Aufnahme, die es mit allem Recht erwarten kann; zumal bei der eben erwähnten Veränderung des ursprünglichen Planes, wornach der Text und die Kritik desselben nicht ausgeschlossen blieb. Um diesen in einer möglichst berichtigten Gestalt zu geben und auch in dieser Hinsicht dem, was frühere Herausgeber geleistet, etwas Neues beizufügen, dadurch aber den Werth der neuen Ausgabe zu erhöhen, war der Verf. bedacht, neue, bisher unbenutzte handschriftliche Quellen zu gewinnen, ohne dass jedoch (was uns freilich kaum befremden kann) dieses dankenswerthe Bemühen jetzt schon zu namhaften Resultaten geführt hätte. Denn die drei Münchner Handschriften, welche zu diesem Zweck zu den beiden hier herausgegebenen Reden herzugezogen wurden, zeigten sich bald als Quellen untergeordneten Werthes, wesshalb der Verf. nur bei der Rede pro Sulla, insofern bei dieser Rede überhaupt es noch an genauer Vergleichung der Handschriften sehr fehlt, in einem Anhang (p. 167—173) die aus diesen Quellen gewonnene Varietas Lectionis vollständig mitgetheilt hat; bei der Rede pro Sestio, wo wir ungleich bessere Collationen schon besitzen, hielt er eine solche Mittheilung für überflüssig und den Raum des Ganzen ohne Noth ausdehnend; er hat inzwischen die ganze mühevoll gemachte Collation in der Bibliothek des Lyceums zu Speyer niedergelegt und so ein rühmliches Beispiel einer Entsagung gegeben, wie sie in unserm Zeitalter, das nicht bloss Ergebnisse und Resultate der eigenen Studien, sondern diese selbst lieber mitzutheilen oder vielmehr damit das Publikum zu überschütten pflegt, immer seltener zu werden anfängt. Und diese Mässigung des Verf., die eben so auch in dem exegetischen Theile seiner Leistung hervortritt, hat ihn durchweg in der kritischen Behandlung des Textes geleitet. Nur eine sorgfältige Auswahl der bedeutenden und wesentlichen Varianten, gerechtfertigt gewissermassen durch die Quelle, aus der sie stammen, ist als annotatio critica unter dem Texte, diesem zur diplomatischen Begründung dienend, beigefügt und dadurch ein be-

Digitized by Google

quemer Ueberblick der in dem Text herrschenden Verschiedenheit wie der Hauptabweichungen möglich geworden; ein Verfahren, das dem Zweck und der Bestimmung des Ganzen gewiss entspricht und schwerlich, zumal wenn wir die ganze Art und Weise der Ausführung betrachten, zu einem begründeten Tadel Veranlassung geben kann. Wir haben hier einen Text erhalten, der wenigstens als das Resultat der bisherigen Bemühungen erscheint, und ohne die Auffindung neuer, und zwar namhafter, in eine frühere Zeit zurückgehender Handschriften, schwerlich wesentliche Verbesserungen erhalten kann. Diess gilt eben sowohl von der Rede pro Sulla, wie von der in dieser Hinsicht besser bedachten, auch in neuester Zeit von den namhaftesten Kritikern des Cicero mehrfach herausgegebenen Rede pro Sestio; obwohl auch hier es an einzelnen Stellen nicht fehlt, mit welchen die Kritik noch keineswegs völlig auf das Reine gekommen ist, wovon wir im Verfolg einige Belege geben werden.

Ein Hauptzweck dieser neuen Bearbeitung ciceronischer Reden war die Erklärung derselben, in sprachlicher wie in sachlicher Hinsicht. Der Verf. wollte einen Commentar geben, in welchem alles Dasjenige enthalten sey, was frühere Erklärer zum allseitigen Verständniss der Reden Cicero's beigetragen hatten, womöglich mit deren eigenen Worten wiederholt, jedoch mit Ausscheidung alles Dessen, was entweder auf den vorliegenden Fall sich nur entfernt bezog oder durch neuere Forschung beseitigt, oder auch bei dem fortgeschrittenen Standpunkt unserer Zeit entbehrlich erschien; wo die Ausführung bei diesen früheren Erklärern allzu weitläufig war, sollte der Hauptinhalt in einem kurzen Resumé gegeben werden, an welches dann die Erörterungen neuer Gelehrten oder doch eine Nachweisung derselben, sowie die eigenen, das sprachlich-grammatische Element so gut wie das historisch-antiquarische berücksichtigenden Anmerkungen des Verf. sich anreihen, dem bei diesem Zweck einer allseitigen und vollständigen Erklärung allerdings Manche nachzutragen übrig blieb. Es musste vor Allem jene Breite der Erörterung, wie sie in den Commentaren früherer Zeit zu Cicero sich öfters findet, vermieden und in der aus diesen Commentaren zu machenden Auswahl ein strenges Maass beobachtet werden, das eben die Missstände zu beseitigen im Stande war, welche man solchen Collectivausgaben (die übrigens jetzt immer nothwendiger werden und, zweckmässig ausgeführt,

Digitized by Google

auch der Wissenschaft wahren Gewinn bringen können) mehrfach schon da gemacht hat, wo Bekanntes ohne Noth wiederholt und eine Masse aufgespeichert war, welche die kritische Sichtung und Ordnung, durch die das Ganze erst wahrhaft fruchtbringend werden kann, nur allzu sehr vermissen liess. Von allen solchen Missständen wird hier nicht entfernt die Rede seyn können, die Ausführung des Ganzen ist vielmehr so ausgefallen, dass damit ein gewisser Abschluss in der Kritik und Erklärung dieser Reden erzielt ist, der weitere Forschung am besten auf die Bahnen zu leiten vermag, welche sie einzuschlagen hat, um das begonnene Werk immer weiter zu führen, Fehlendes zu ergänzen oder Falsches zu berichtigen.

Es folgt der nach diesem Plan angelegte Commentar im Drucke unmittelbar hinter dem Text, welchem ein von einer genauern Dispositio begleitetes Argumentum vorangeht, das die historischen Verhältnisse, unter welchen die Rede gehalten ward, angibt; bei der Rede pro Sestio ist das Argumentum des alten Scholiasten, jedoch durch die zahlreich darunter gesetzten Anmerkungen des Verf. mehrfach ergänzt und erweitert wie berichtigt, und mit allen weiteren Nachweisungen versehen, mitgetheilt. Die Grundlage des Commentars bilden allerdings die Commentare des Manutius und Ferratius, nebst Garatoni, Grävius u. A., namentlich bei der Rede pro Sulla; an diese schliesst sich an, was aus den Schriften und Ausgaben späterer Erklärer bis auf die neueste Zeit genommen werden konnte, in zweckmässiger Auswahl und bündiger Kürze mit Uebergehung alles Unnöthigen; wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, von den beiden englischen Schriften, welche die Aechtheit dieser Rede zu verdächtigen wie zu vertheidigen bestimmt sind („quorum nullus fere est usus neque ad emendandam neque ad explicandam orationem“ wie Herr Halm ganz richtig S. 46 urtheilt) ein höchst mässiger Gebrauch gemacht ist.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 55. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Römische Literatur.

(Schluss.)

Wir können in das Detail dieser Bemerkungen um so weniger eingehen, als ein Theil dieser Anmerkungen ja von älterern Erklärern herrührt, und das Verdienst des Herausgebers in der zweckmässigen Auswahl, Anordnung und Zusammenstellung von uns bereits anerkannt ist; sein eigenes Verdienst in Ergänzung und Vervollständigung der mangelhaften Erklärung, sowohl in grammatisch-sprachlichen wie sachlichen, und hier gerade, weil an das Gebiet des Historischen und Juristischen anstreifend, um so schwierigeren Gegenständen lässt jede Seite dieses Commentars erkennen, so dass es kaum nöthig ist, specielle Proben daraus vorzulegen, selbst da, wo subjective Ansicht zu einer abweichenden Meinung, wie sie in so manchen bestrittenen Punkten nicht befremden kann, führen dürfte. Ja manchen antiquarischen, zumal juristischen Punkten hat ein in diesem Fach, wie Wenige, heimischer gelehrter Freund, Professor Rein in Eisenach, durch einzelne Beiträge das Unternehmen in erfreulicher Weise unterstützt.

Um die herrliche Rede pro Sestio, die, wiewohl sie in neuerer Zeit mehr als früher die verdiente Aufmerksamkeit auf sich gezogen, von Orelli zweimal herausgegeben, von Madvig, Bake und Andern vielfach in kritischer Hinsicht besprochen worden ist, doch in der Kritik wie in der Erklärung so manche Schwierigkeiten bietet, hat sich der Verf. grosse Verdienste erworben, und diess nicht bloss in der sorgfältigen, auf einsichtsvoller Auswahl begründeten Zusammenstellung alles Dessen, was in den älteren Commentaren, wie in den Forschungen neuer Gelehrten, auch an zerstreuten Orten Geeignetes zum richtigen und allseitigen Verständniss dieser Rede sich vorfand, sondern auch insbesondere durch das, was er selbst zu einem solchen Verständniss aus eige-

Digitized by Google

nen Mitteln beigesteuert hat. Weder die Kritik, noch die sprachlich-grammatische Erklärung, und vor Allem die historisch-antiquarische, bei welcher auch die neuesten Werke benutzt wurden, ist leer ausgegangen. Um zuvörderst von der Kritik ein Beispiel zu geben, so führen wir nur die schöne, hier auch in den Text aufgenommene Conjectur cap. IV. §. 9. an: „Idem M. Aulanum, tribunum militum Antonii, Capua praecipitem ejecit", wo die Handschriften et inde haben, einige derselben diess auch gänzlich weglassen; diese Verbesserung ist so schlagend, dass Jeder, der die Stelle mit einiger Aufmerksamkeit liest, ihr seinen Beifall nicht versagen kann, auch ohne nur die Begründung oder vielmehr Rechtfertigung des Ref. in dem Commentar S. 95 gelesen zu haben. Eben so treffend wird in demselben cap. IV. §. 10. in den Worten: „ut jam puerilis tua vox possit aliquid significare inimicis nostris, quidnam, quum se corrobaverit, effectura esse videatur", das schon durch den Gegensatz in den unmittelbar darauf folgenden Worten quidnam, quum etc. etc. hinreichend gerechtfertigte und erklärte aliquid in Schutz genommen, das Andere hier zum mindesten matt fanden, wenn sie auch nicht völlig es zu streichen wagten. Eher könnte es man beanstanden, dass in den darauf folgenden Worten eine auf einer blossen, wenn auch schönen Conjectur beruhende Lesart in den Text da aufgenommen worden, wo die Lesart aller Codd. noch nicht als unbedingt verwerflich und falsch nachgewiesen werden kann; wir meinen die Worte: „sed recito memoriam perfuncti periculi, praedicationem amplissimi beneficii, vicem officii praesentis, testimonium praeteriti temporis." Hier ist vocem, die Verbesserung eines Freundes des Lambinus, in den Text aufgenommen, während alle Handschriften vicem haben, was wir zwar für schwieriger und auf den ersten Anblick für minder ansprechend halten, aber als urkundliche Ueberlieferung um so mehr festhalten, als wir glauben, dasselbe passend in diesem Zusammenhang erklären zu können; es soll das Ablesen dieser von den Decurionen an Sestius erlassenen Dankadresse gewissermassen vertreten die Stelle einer mündlichen Danksagung von Seiten derselben, welcher sich diese Decurionen, wären sie gegenwärtig, als etwas pflichtmässig ihnen Obliegendes, gewiss gern unterzogen haben würden; sie soll der Ausdruck der Verpflichtungen und Dankgefühle seyn, zu welchen sich jene gern, wären sie gegenwärtig, selbst verstanden haben würden; sie soll also gewissermassen die

Digitized by Google

Stelle einer solchen mündlichen (in Gegenwart), pflichtmässig zu leistenden Danksagung vertreten. Wir dächten, dieser Sinn läge keineswegs ausserhalb des Zusammenhangs des Stelle; er scheint vielmehr in der Fassung der Worte selbst begründet. Wir ziehen daher diese auch von Bake anfangs angenommene Erklärung jedenfalls unbedingt der von Bake später gegebenen, deren auch Herr Halm p. 99 gedenkt, vor; Madvig's Einwendungen, namentlich auch vom sprachlichen Standpunkt aus, scheinen uns nicht so weit begründet, um jene Auslegung des Wortes vicem, um die es sich hier zunächst handelt, umzustossen. — Cap. V. §. 12: „Longum est ea dicere, sed hoc brevi dicam etc." geben wir in der That ungern brevi auf, an dessen Stelle das allerdings durch die bessere handschriftliche Autorität geschützte breve hier getreten ist, da uns die Erklärung: sed hoc quod breve est, dicam etwas matt und nicht einmal ganz passend erscheint, während brevi mit Rücksicht auf die Zeit, uns einen weit schöneren Gegensatz zu dem vorausgehenden longum zu geben scheint. Dagegen würde man schwerlich etwas einwenden können, wenn in den alsbald folgenden Worten: „— neque unquam Catilina, quum e pruina Apennini atque e nivibus illis emersisset atque aestatem integram nactus Italiae calles et pastorum stabula praclara cepisset, sine multo sanguine ac sine totius Italiae vastitate miserrima concidisset" der Herausgeber der Lesart der bessern Codd. (praeclara cepisset oder coepisset) unbedingt den Vorzug gab vor der Lesart der schlechtern Codd. (praedari coepisset). Was für einen besondern Gewinn oder Vortheil sollte Catilina aus der Plünderung der Meiereien haben ziehen können, um dadurch zu einem nicht ohne schweres Blutvergiessen zu beseitigenden Widerstand befähigt zu werden? Wir halten daher, schon dem Zusammenhang und Sinn der ganzen Stelle nach, die Lesart praedari coepisset für unpassend, matt und unrichtig. Die Erklärung der andern Lesart von Seiten des Herausgebers ist gewiss dem Zusammenhang des Ganzen durchaus angemessen: „wenn Catilina sich der Bergpfade von Italien und der für ihn so vortheilhaften Höfe der Hirten versichert hätte"; allerdings wünschten wir für diese Erklärung des Wortes praeclara, in welcher der Verf. an Manutius sich anschliesst („stabula pastorum non per se ipsa praeclara, sed ad usum Catilinae, ut ex quibus se suasque copias alere posset") noch irgend ein Beleg oder eine analoge Stelle zu erhalten, wo-

Digitized by Google

durch diese, Manchem auf den ersten Anblick auffällige Deutung des Wortes praeclara Bestätigung gewinnen könnte. Wie hier der Verf. an die Lesart der besseren Handschriften sich gehalten, so hat er c. VI. §. 14, wo diese uns im Stich lassen, einer schönen Verbesserung Madvig's die Aufnahme in den Text nicht versagt, der in jedem andern Fall unbefriedigend und ungenügend ausgefallen wäre; wir meinen die Worte: „De quo quidem tribunatu ita dictum est a Q. Hortensio, ut ejus oratio non defensionem modo videretur criminum continere, sed etiam memoria dignam juventuti reipublicae capessendae auctoritatem disciplinamque praescribere", wo die Lesart, der Orelli folgte, dignam in re publica capessenda, abgesehen davon, dass sie auch nicht mehr als eine blosse Vermuthung eines Gelehrten ist, welche der handschriftlichen Documentirung entbehrt, den Ausdruck einer Beziehung zu praescribere vermissen lässt, welche durch Madvig's Vermuthung juventuti, aus dem uti, das eine Handschrift enthält, in passender Weise ausgefüllt wird. Alle andere Vermuthungen, wie sie von einigen Gelehrten hier vorgeschlagen worden sind, werden vor einer so einfachen Emendation verstummen müssen. — In den schönen Worten c. VI. §. 14: „neque quemquam offendet oratio mea, nisi qui se ita obtulerit, ut in eum non invasisse, sed incucurrisse videamur" wird Matthiä's Erklärung mitgetheilt (p. 106), der in invasisse den Begriff des Absichtlichen, in incucurrisse den des Zufälligen findet. Nehmen wir diess auch an, so werden wir doch auch nicht den Begriff der Steigerung übersehen dürfen, der hier in invadere und incurrere eben so gut wie in dem entsprechenden vadere und currere liegt, und in dem einen Fall ein ruhiges und besonnenes Entgegentreten, in dem andern Fall ein stürmisches und hitziges, ja gewaltsames erkennen lässt. In dem in den Handschriften nicht mehr rein auf uns gekommenen Anfang des Cap. VII. tragen wir Bedenken, der von Madvig vorgeschlagenen Veränderung, welcher der Verf., mit Verwerfung seiner eigenen frühern Vermuthung, jetzt sogar durch Aufnahme in den Text beigetreten ist, zu folgen. Die jedenfalls verdorbene Lesart der Handschriften: „Fuerat ille annus tam in republica, judices, quam (oder qum) in magno motu et multorum timore intentus arcus in me unum, sicut vulgo ignari rerum loquebantur, re quidem vera in universam rempublicam, traductione ad plebem furibundi hominis ac perditi etc. etc." hatte ver-

Digitized by Google

schiedene Aenderungsvorschläge hervorgerufen, denen unser Herausgeber das jetzt von ihm hervorgerufene furebat für fuerat hinzugefügt hatte, mit Anschluss an das von Madvig vorgeschlagene iam für tam, quum für quam (oder qum), und Einschaltung von est nach intentus. Madvig lässt fuerat stehen, was wir auch billigen; aber zu diesem Plusquamperfectum will uns das jam eben so wenig zusagen und passend erscheinen, als das quum — intentus est; in dieser Beziehung scheint uns das von Andern aus dem tam quam durch Zusammensetzung gebildete und vor in rei publicae gestellte (eben so gut aber auch wohl anders zu placirende) tamquam ein besserer Ausweg, zumal als dadurch das Auffallende der ganzen Metapher sehr gemildert wird, an der man übrigens hier um so weniger Anstand zu nehmen ein Recht hat, als die hinzugesetzten Worte sicut vulgo ignari rerum loquebantur eine Rechtfertigung bringen, welche uns dieses Bild als ein von Andern mehrfach angewendetes und in diesem Sinn hier absichtlich wiederholtes darstellen, wesshalb Madvig's Tadel: „annum dici arcum et arcum intentum, non solum prava et perversa metaphora est, verum etiam admodum contorta et a nulla rerum similitudine specieve ducta“ schwerlich von Einfluss auf den Text selbst seyn kann. — Cap. VIII. zu Anfang, in der von Gabinius und seinem Auftreten gegebenen Skizze: „Alter unguentis affluens, calamistrata coma, despiciens conscios stuprorum ac veteres vexatores aetatulae suae, puteali et foeneratorum gregibus inflatus, a quibus compulsus olim, ne in Scyllaeo illo aeris alieni tanquam in freto ad columnam adhaeresceret, in tribunatus portum perfugerat, contemnebat equites Romanos, minitabatur senatui, vendidabat se operis“ etc. etc. geben die einzelnen Ausdrücke dieser mit so starken Farben aufgetragenen Schilderung allerdings Stoff zu mancher Erörterung im Commentare p. 113 ff.; der Verf. verbreitet sich über alle einzelnen Ausdrücke, so namentlich über ad columnam (mit Bezug auf die unlängst wieder besprochene columna Maeniana); nur bei Einer Erklärung ist uns ein Bedenken zurückgeblieben, das wir gern beseitigt sehen möchten. In den Worten: puteali et foeneratorum gregibus inflatus schliesst sich der Herausgeber denen an, welche inflatus in dem Sinn von iratus, infestus nehmen und damit puteali und gregibus als Dative verbinden (aufgebracht wider das Puteal). Nun scheint uns aber diese Be-

Digitized by Google

deutung von inflatus noch keineswegs vollkommen erwiesen, da die dafür beigebrachten Stellen des Horatius (Sat. I., 1, 20, wo iratus bei dem baccas inflet steht) oder des Livius XXIV., 32. („quamquam inflammati vano nuncio erant") oder des Plautus in der Cas. III., 3, 19 („hic nescio quid se sufflavit uxori suae") kaum zu einem Beleg für den Gebrauch von inflatus in dem bemerkten Sinne dienen können und der analoge Gebrauch von offensus, incensus alicui, den wir gerne zugeben, eben so wenig diesen Nachweis ersetzen kann. Dann aber auch will uns der Begriff des Zornes und des Unwillens nicht in einen Zusammenhang passen, wo in allen übrigen Ausdrücken mehr der Begriff frechen Uebermuthes und gemeinen Stolzes liegt, in dem unmittelbar vorausgehenden despiciens, wie in dem nachfolgenden contemnebat, minitabatur, venditabat etc. Wir würden dann einen Zug mehr gewinnen zu dem gemeinen Benehmen eines Mannes, der jetzt stolz ist auf eine Umgebung und Begleitung, die ihn früher bedrängt hatte, jetzt aber ihn mit scheinbarer Hochachtung und Schmeichelei umgibt, um durch ihn, den höchsten Staatsbeamten, in ihrem gewinnsüchtigen und gemeinen Streben sich gefördert zu sehen. — In der offenbar verdorbenen Stelle desselben Capitels: „Tanta erat gravitas in oculo, tanta contractio frontis, ut illo supercilio annus ille niti tanquam videretur" billigen wir durchaus diese jedenfalls den besseren Handschriften am nächsten kommende, von Did. v. Dam vorgeschlagene Lesart, in der wir an dem tanquam, insofern es auf das ganze Bild und den ganzen Gedanken, nicht aber auf einen einzelnen Ausdruck dieses Gedankens geht, eben so wenig Anstoss nehmen, als in der oben besprochenen Stelle des Cap. VII. eben desshalb auch Madvig's Einschiebsel (wofür sich der Verf., obwohl weislich es nicht in den Text aufnehmend, später erklärt hat p. 119) tanquam vade für überflüssig halten und dem Verfasser vollkommen beistimmen, wenn er der Bake'schen Einwendung gegen dieses vade die Worte hinzusetzt: „addo ipse talem ornandi rationem h. l. eo insolentiorem videri, quod non imago fortior debiliorem, sed haec illam sequatur." Die Stelle des Valerius Probus, der aus Cicero den Ausdruck vultu tanquam vade anführt, können wir nicht mit der Gewissheit, wie Madvig thut, hierherziehen, insofern er annimmt, es habe der Grammatiker, dem die Stelle der Rede pro Sestio vorgeschwebt, hier mehr dem Gedächtniss folgend, vultu

Digitized by Google

statt supercilio gesetzt; aber noch weniger werden wir mit Bake die ganze Stelle für ein fremdartiges Einschiebsel eines Rhetors halten wollen! Man scheint überhaupt vergessen zu haben, wie Cicero in dieser Rede mehr als in andern Produkten seiner Beredsamkeit in der öfteren Anwendung von Bildern, Metaphern und dergleichen, selbst ungewöhnlicheren und stärkeren, sich gefällt, um so einen desto grösseren Eindruck hervorzubringen. Diess wird uns doppelt vorsichtig mit allen solchen Verdammungsurtheilen machen müssen. — Cap. X. §. 23., wo die schlechteren Handschriften „verbum ipsum (sc. voluptatis) omnibus modis animi et corporis devorabat" bringen, die bessern aber modis weglassen, hat der Verf. Orelli's Verbesserung omnibus partibus geradezu aufgenommen, jedoch in der Weise, dass er partibus hinter corporis stellte, welche Umstellung allerdings zweckmässig, wo nicht nothwendig erscheint, wenn man anders überhaupt die Nothwendigkeit eines einzuschaltenden Substantivs zugibt und nicht Madvig's Conjectur omni vi den Vorzug geben will, welche nur durch den Zusammenstoss dreier gleichen Ausgänge (omni vi animi) etwas Bedenken erregt, welchem Andere durch ein omnibus viribus abzuhelfen gedachten. — Cap. XIII. §. 29. freuen wir uns in der Stelle: „sed civem Romanum sine ullo judicio edicto ex patria consul ciecerit" Bake's Einschiebsel: ut vor edicto, das selbst Orelli aufgenommen hatte, jetzt aus dem Texte, in den es nicht gehört, auch von keiner Handschrift gebracht ist, weggelassen zu sehen. Der Sinn der Stelle wird durch die anderen, vom Verf. angeführten Stellen gut erläutert, und damit auch die aufgenommene Lesart gerechtfertigt, wobei die in dem Ausdruck ex patria (statt des erwarteten ex urbe) liegende Steigerung nicht übersehen wird. Wenn gleich darauf zu den Worten socii et Latini nur einige Citate (ohne weitere Erörterung) beigefügt sind, so wird man über diese bedeutsame Formel jetzt, um von andern antiquarischen und juristischen Forschern neuester Zeit nicht zu reden, bei Kiene in der Geschichte des römischen Bundesgenossenkrieges (Leipzig, 1845) ausführliche Erörterungen finden. — Vollkommen müssen wir dem Verf. beistimmen in der Vertheidigung der handschriftlichen Lesart am Schluss des Cap. XVII. §. 40: „ex quibus unum habere exercitum in Italia maximum, duo, qui privati tum essent, et praeesse et parare, si vellent exercitum posse idque facturos esse dicebat"; indem praeesse hier

Digitized by Google

ganz absolut steht, in dem Sinne von commandiren, ein Commando führen (p. 152), mithin der von Orelli vorgeschlagene und auch von Madvig gebilligte Zusatz reipublicae vor praeesse eben so unnöthig erscheint, als die von Andern vorgeschlagene Veränderung: praesto esse.

Doch diese Proben, die sich so leicht noch vervielfältigen liessen, mögen bei dem beschränkten Raume dieser Blätter genügen, um einerseits zu zeigen, in welcher Art und Weise der Verfasser die Reden des Cicero behandelt hat, andererseits aber diesem selbst die Theilnahme und die Anerkennung zu bezeugen, die zu einer solchen Besprechung, wenn auch nur weniger Stellen, aufforderte. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Fortgang und rasche Fortsetzung; wie wir vernehmen, soll zunächst die Rede in Vatinium folgen, an der bereits gedruckt wird. Die äussere Ausstattung ist sehr gefällig, in Druck und Lettern wie in Papier; für möglichste Correctheit hat der Verf. selbst gesorgt, der auch die für die Anmerkungen allerdings nöthigen Indices, den beiden Partes, die auch, mit besondern Titeln versehen, besonders ausgegeben werden, beizufügen nicht unterlassen hat.

Diesen grösseren Bearbeitungen ciceronischer Schriften dürfen wir als Schluss wohl noch anreihen die von einem ganz andern Standpunkt aus unternommenen Ausgaben einiger ciceronischen Schriften, in welchen wir die Leistungen eines auf diesem Felde bereits rühmlichst bekannten inländischen Gelehrten begrüssen, wesshalb wir uns auch hier auf eine blosse Anzeige beschränken müssen. Es ist aber zunächst und ausschliesslich der Standpunkt der Schule, welchen der Verfasser bei der Herausgabe folgender Schriften im Auge hatte:

1. *M. Tullii Ciceronis Epistolae selectae. Für den Schulgebrauch bearbeitet, mit historischen Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Karl Fr. Süpfle, Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Zweite sehr verbesserte Auflage. Karlsruhe, 1845. Druck und Verlag von Christian Theodor Groos. XVI. und 383 S. in gr. 8.*
2. *M. Tullii Ciceronis De officiis libri III. Ad optimorum*

Digitized by Google

librorum fidem scholarum in usum edidit Carolus Fridericus Süpfle. Mannhemii, MDCCCXLIV. Impensis librariae Bassermannianae. XI. und 122 S. in gr. 8.

3. *M. Tullii Ciceronis Cato major et Laelius sive De senectute et De amicitia dialogi. Ad optimorum librorum fidem scholarum in usum edidit Carolus Fridericus Süpfle. Mannhemii, MDCCCXLV. Impensis librariae Bassermannianae. VI. und 64 S. in 8.*

Die erste Ausgabe der für die Lectüre auf Schulen bestimmten Auswahl ciceronischer Briefe erschien im Jahre 1836 und ward in diesen Blättern Jahrgg. 1836 p. 1209 ff. besprochen, worauf wir hiermit verweisen wollen. Das Buch fand, bei seiner zweckmässigen Einrichtung, allgemeine Anerkennung und, mehrfacher Concurrenz ungeachtet, Eingang und Verbreitung auf mehreren Lehranstalten, wie es diess auch verdiente; und diese Verbreitung soll ihm, denken wir, in noch höherem Grade zu Theil werden in der neuen Gestalt, in der es hier jetzt vorgelegt wird. — Unverändert blieb zwar Anlage und Plan, wie Einrichtung und Anordnung des Ganzen; sie war es ja eben, welche hauptsächlich dazu beigetragen hatte, dem Buche Eingang und Aufnahme zu verschaffen; aber damit waren Aenderungen und Verbesserungen im Einzelnen, um Alles dem zu Grunde gelegten Plan entsprechender zu machen, keineswegs ausgeschlossen; in dieser Hinsicht wird man allerdings manche Verschiedenheit zwischen der ersten und dieser zweiten Ausgabe, und wahrhaftig nicht zu ihrem Nachtheil, wahrnehmen, darin aber auch manche wesentliche Verbesserung erkennen, wenn man insbesondere diejenigen Theile, welche solche Veränderungen oder vielmehr Verbesserungen erfahren haben, näher ins Auge fassen will. Es sind diess hauptsächlich die Einleitungen, die allgemeine Einleitung über Cicero's Leben, Schriften u. s. w., wie die besondere zu den einzelnen Briefen, welche in diese Auswahl aufgenommen, und nach einer chronologischen Folge geordnet, den neun Abschnitten entsprechen, in welche die vorausgestellte allgemeine Einleitung nach gewissen, in Cicero's Leben und Wirksamkeit hervortretenden Abschnitten eingetheilt ist (der zehnte Abschnitt handelt von Cicero's Tod). Eine besondere Umarbeitung und selbst Umgestaltung ist der allgemeinen Einleitung zu Theil geworden, welche zwar den ur-

Digitized by Google

sprünglichen Plan durchaus nicht verlassen hat, wohl aber durch theilweise Abkürzung und Ausscheidung minder wesentlicher Gegenstände, wie durch schärferes Festhalten des inneren Zusammenhangs jenem Plane und damit auch der Bestimmung des Buchs weit entsprechender geworden ist. Bei dem besonderen Abschnitt über die Briefe ward ein gewiss nicht unwillkommener Zusatz über die äussere Form und Einrichtung eines römischen Briefes S. 48 f. eingefügt; eine, der Angabe über die Entstehung der Briefsammlung (S. 49) beizufügende kurze Notiz über die Schicksale derselben, d. h. zunächst über die Art und Weise, wie dieselbe durch Petrarch auf uns gekommen und erhalten ist, wäre ebenfalls nicht unerwünscht gewesen. Uebrigens wird man in diesen wie in den vorhergehenden Abschnitten über Cicero's Leben im Einzelnen durchweg Manches besser gestellt oder berücksichtigt finden.

Ueber die Veränderungen, welche in der Auswahl der Briefe selbst vorgenommen wurden, hat sich der Verf. S. V. ff. näher erklärt. Seinem Grundsatz getreu, der vorzugsweise das Bedürfniss der Schule zu berücksichtigen gebot, hat er in Folge einer strengen Prüfung und sorgfältigen Ueberlegung zwanzig Briefe, darunter zehn an Atticus, von der neuen Ausgabe ausgeschlossen, dagegen acht neue (darunter zwei an Atticus) aufgenommen *). Diese Veränderung, namentlich was die Briefe an Atticus betrifft, rechtfertigt der Verf. in einer Weise, die uns überzeugend erschienen ist, da wir seinen Grundsatz, in einer Schulausgabe die Briefe an Atticus so weit zu ermässigen, als es die Rücksicht auf den geschichtlichen Zusammenhang nur immer gestattet, also nur einzelne, durch ihren historischen Inhalt oder sonstige Beziehungen wichtige Briefe in eine dem Zweck der Schule angepasste Sammlung aufzunehmen, durchaus beipflichten müssen und mit dem, was er zur Begründung dieses Satzes über die Beschaffenheit der Briefe des Cicero an Atticus im Allgemeinen bemerkt, ganz einverstanden sind **). In der

*) Von hundert acht und siebzig Briefen, welche (ohne den Anhang mit drei Briefen an Brutus) diese Sammlung im Ganzen enthält, sind vier und dreissig an Atticus, vier an den Bruder Quintus, die übrigen aus der Sammlung ad Familiares.

**) Ausgeschlossen wurden die bisherigen Nummern 2. 11. 15. 18. 26. 29. 30. 43. 57. 58. 65. 66. 70. 77. 79. 83. 87. 90. 94. 95. oder ad Attic. I., 9. I., 20. II., 22. III., 4. ad Fam. V., 4. I., 5. VII., 11. XV., 9. II.,

Digitized by Google

Reihenfolge der einzelnen Briefe auf einander ward ebenfalls manche Aenderung vorgenommen; sie tritt besonders bei den Briefen des achten Abschnitts hervor und ward durch die Forschungen J. von Gruber's hervorgerufen; einen eigenen selbständigen Nachtrag dazu über Fam. XII., 18. (nr. 122. dieser Sammlung) hat der Verf. in der Vorrede p. VII sq. niedergelegt, um seine von Gruber und Andern, welche diesen Brief in das Jahr 708 u. c. verlegen, abweichende Ansicht zu begründen, wornach er um ein Jahr später, also 709 u. c. anzusetzen ist und zwar zu Ende dieses Jahres. Gehen wir zu dem exegetischen Theile über, so finden wir in den dem Texte untergesetzten erklärenden Anmerkungen eine Erweiterung eingetreten, durch welche die neue Ausgabe sich wesentlich von der früheren unterscheidet; wir finden auch sonst in diesem Theile manche Aenderungen und Verbesserungen, die auch den kritischen Theil hier und dort berührt haben und von der sorgfältig nachbessernden Hand des erfahrenen Herausgebers, der keine Seite seiner Aufgabe unbeachtet liess, ein erfreuliches Zeugniss fast auf jeder Seite abgeben können. Die oben erwähnte neue Ausgabe der Briefe Cicero's von Orelli und Baiter konnte von ihm natürlich noch nicht berücksichtigt werden, nur an wenigen Stellen finden wir Abweichung von der Mediceischen Handschrift, wie z. B. ad Attic. I., 11. (nr. 2.): „tametsi jactat ille quidem illud suum arbitrium", wo wir hier noch tuum im Texte lesen, welches, ausser Ernesti, nur die Autorität der dritten Ascensiana für sich, wohl aber das Mediceische Apographum und die beiden Editiones principes gegen sich hat, während wir an einem andern Orte (ad Attic. I., 17. fin. oder nr. 9. dieser Auswahl) den Verf. bei der Lesart derselben Urquelle stehen geblieben finden, die Orelli in der neuen Ausgabe (wir glauben, kaum mit Grund) verlassen hat: „Jam illud modeste rogo" für moleste, was die Autorität der einen Edit. princeps für sich hat; ebenso auch ad Fam. V., 1. oder nr. 5. dieser Auswahl, wo in den Eingangsworten: „Existimaram — nec [me] ab-

10. III., 10. II., 12. ad Att. VII., 1. VII., 21. VIII., 11. IX., 16. X., 8. XI., 4. ad Fam. XV., 15. XV., 21. Dagegen neu aufgenommen die jetzt mit den Nummern 58. (ad Fam. XIV., 5.), 66. (ad Att. VIII., 7.), 84. (ad Fam. IX., 7.), 85. (ad Att. XII., 4.), 91. (ad Fam. IX., 17.), 111. (ad Fam. XIII., 16.), 125. (ad Fam. V., 16.), 126. (ad Fam. VI., 15.) bezeichneten.

Digitized by Google

sentem ludibrio laesum iri", wo me, welches in der Mediceischen Handschrift, die blos nec absente hat, fehlt, dem Verf. allerdings nicht gehörig beglaubigt erscheint, während Orelli jetzt das auf einer blossen Vermuthung beruhende nec absentem me in den Text gesetzt hat. Ueberhaupt hat uns die Vergleichung einer Reihe von Stellen auch jetzt wieder gezeigt, wie der Verf. von der Aufnahme der urkundlich minder beglaubigten Lesarten sich möglichst fern gehalten hat, worin wir einen nicht geringen Vorzug seines Textes erkennen. So hat er, um ein anderes Beispiel anzuführen, in dem Brief an den Bruder Quintus I., 1. cap. XIV. §. 42. die Lesart der Mediceischen Handschrift im Texte unverändert gelassen: „Quare quoniam eiusmodi theatrum est totius", wie diess auch Hoffa gethan hat, bei dem wir vergeblich um eine Hülfe in dieser, nach unserm Ermessen jedenfalls verdorbenen oder lückenhaften Stelle gesucht haben; in der Anmerkung ist dagegen das Nöthige über diese Stelle bemerkt und dabei auch der ansprechenden Verbesserung Orelli's (es sortitus für totius) gedacht, welche wir in der neuen Ausgabe desselben im Texte aufgenommen erblicken. Diese wenigen Stellen mögen genügen, um auch dem Kritiker zu zeigen, mit welcher Behutsamkeit und Gewissenhaftigkeit der Verf. in der Behandlung eines Textes verfahren, der, für Schulen bestimmt, möglichste Correctheit erheischte, aber eben darum auch ausführliche kritische Anmerkungen ausschloss und desto mehr auf die erklärenden Anmerkungen, wie sie der Zweck des Ganzen zur geeigneten Nachhülfe des Schülers verlangte, die Thätigkeit des Verfassers richten musste. Wir zweifeln nicht, dass der Verf. hier eben so sehr das richtige Maass getroffen, als er in der Fassung die nöthige Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks mit bündiger Kürze zu vereinigen gewusst hat, und wünschen darum seinem Unternehmen die wohlverdiente günstige Aufnahme und Verbreitung, zumal da auch von Seiten der äusseren Ausstattung in Druck und Papier die neue Ausgabe vor der ersten sich auszeichnet, und die Verbesserungen und Erweiterungen selbst in der Fassung des Registers berücksichtigt worden sind.

Das andere Unternehmen, durch ähnliche Rücksichten der Schule hervorgerufen, befasst diejenigen Schriften des Cicero, welche, nach des

Digitized by Google

Herausgebers Ansicht, durch Inhalt und Sprache sich vorzugsweise zur Lectüre in den obern Classen gelehrter Anstalten eignen, die Officien, die kleinern Dialoge für Alter und Freundschaft, nebst den Tusculanen, welche letzteren in einem weiteren Hefte noch folgen sollen, um mit den genannten, bereits erschienenen, Ein Ganzes zu bilden. Wir wollen, wir können hier nicht in eine Frage nach der Zweckmässigkeit dieser Schriften für die Schullectüre uns einlassen, da wir dem erfahrenen Schulmann hier vorgreifen würden, der wohl durch eigene Erfahrungen bestimmt worden seyn mag, wenn er auch die Officien (denn über die drei andern Schriften wird kaum ein Bedenken obwalten können) in diesen Kreis der Lectüre aufzunehmen sich entschloss, für welchen Ref. die sonst so treffliche Schrift minder geeignet, weil minder anziehend und ansprechend das jugendliche Gemüth im Inhalt wie in der Behandlung gefunden haben würde. Die Ansicht eines grossen Meisters *), der aber freilich kein Schulmann war, steht ihm hier allerdings zu Seite und macht ihn doppelt aufmerksam auf die Worte der Empfehlung, welche der Verf. (S. IX.) für seine Ansicht in folgender Weise ausgesprochen hat: „Der grosse Reichthum an den edelsten Lehren für das praktische Leben, die Auswahl trefflicher geschichtlicher Beispiele, die streng eingehaltene Ordnung der Disposition, endlich die musterhafte Sprache sind längst anerkannte Vorzüge dieses Werkes. Besonders aber dürfte keine andere Schrift Cicero's für die Erlernung der lateinischen Sprache in

*) Wir denken hier an Wyttenbach, der sich zum Nutz und Frommen Anderer („si forte nostrum exemplum aliis prodesse queat") in folgender Weise über das ausgesprochen hat, was ihm selbst in seiner Jugend begegnet war: „Ex Ciceronianis, libris omnium primi a nobis lecti sunt illi, qui sunt de Officiis: consuetudine tam perversa quam pervulgata. Eramus tum pueri: id est ea aetate, qua horum librorum vim ac praestantiam minime perciperemus, verba verbis redderemus; nec hoc quidem sine summo taedio, quod res ipsas non intelligebamus. Itaque factum est postea, ut quo plus suavitatis caperemus legendis poetis et historicis, qui sine dubio magis accommodati sunt puerili ingenio, eo minus jucunda nobis accideret recordatio librorum de Officiis. Tum contemtus etiam oriebatur reliquorum omnium Ciceronianorum de philosophia librorum, qui quidem in dies augebatur hominum judiciis" etc. etc. (Bibliothec. critic. I. P. 3. p. 15.). Findet von dem, was der Altmeister von seiner Jugend in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schrieb, nicht Einzelnes, wenigstens theilweise, auch noch heutigen Tages statt?

Digitized by Google

Beziehung auf den Reichthum an manchen Ausdrücken, deren Uebertragung uns vielfach in Verlegenheit setzen würde, wichtiger seyn, und in dieser Beziehung ist dieselbe bis jetzt noch zu wenig von den Lexicographen benützt worden."

Für die Bedürfnisse gelehrter Anstalten, in deren oberen Classen die erwähnten Schriften Cicero's gelesen werden, wollte also der Herausgeber in dieser Ausgabe Sorge tragen; darum soll sie in einer grossen und schönen Schrift, welche jede Klage über die engen und kleinen, den Augen schädlichen Drucke vermeiden soll, einen möglichst correcten und nach den besten kritischen Hülfsmitteln gestalteten Text liefern, und auf diese Weise den aus so vielen grösseren Ausgaben und gelehrten Forschungen erwachsenen Gewinn auch der Schule zuführen, die vor Allem eines gereinigten und berichtigten Textes bedarf. Anmerkungen erklärender Art diesem Texte beizufügen, lag ausser dem Plan des Herausgebers, der selbst auf die Beigabe einer Auswahl der wichtigsten Varianten, wie sie ursprünglich in seinem Plan lag, später verzichtete, bewogen durch die Rücksicht auf den Raum und die dadurch begründete möglichst grosse Wohlfeilheit des Buches. Würde aber, fragen wir, wenn auf einem am Schlusse oder auch vorn nach der Vorrede eingeschobenem Blatte die Abweichungen des hier gelieferten Textes von irgend einem der bekannteren und recipirten, Orelli, Zumpt, Madvig u. s. w. kurz angemerkt worden wären, diess auf den Preis des Buchs wesentlichen Einfluss haben können, während eine solche geringe Zugabe doch für die Kritik höchst wünschenswerth ist und zugleich als eine Art von Rechenschaftsbericht des Herausgebers gelten kann, der, wie nähere Einsicht bald lehrt, die neueren Bemühungen zur Textesverbesserung dieser ciceronischen Schriften sorgfältig benutzt, und, indem er wohl einen solchen neueren Text als Grundlage des seinigen nahm, doch keineswegs einen blossen Wiederabdruck geliefert, sondern durchweg nach eigenem Ermessen und mit eigener Auswahl verfuhr. Einige Stellen sind auch in dem Vorwort zu jedem der beiden Hefte kritisch besprochen. Ein ansprechender Druck, eine gute, nicht zu karg abgemessene Interpunktion und ein ansprechendes Aeussere gereichen diesen für die Schule bestimmten Textesabdrücken zu einer weiteren Empfehlung.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Der hellenische Nationalcongress zu Athen in den Jahren 1843 und 1844. Nach der Originalausgabe der Congressverhandlungen im Auszug bearbeitet und mit geschichtlichen Notizen, Actenstücken u. s. w. begleitet von Alexander Clarus Heinze, Oberstleutnant der Artillerie à la suite des königl. griechischen Heeres und Ritter des Erlöserordens. Leipzig, Gustav Mayer. 1845. Vorwort XXVI. S. Text nebst Register 408 S. 8.

Während in Teutschen Blättern das Gerücht einer endlich gesicherten Thronfolgerhoffnung Griechenlands umlief und Glauben fand, brach am 3. September 1843 zu Athen eine Militärverschwörung*) aus, zog in ihren Kreis einen grossen Theil des unzufriedenen Volks hinein, stürzte die ziemlich unbeschränkte Monarchie des Königs Otto und gewann neben Anderm die Einberufung eines hellenischen Nationalcongresses, dessen Hauptfrucht mit Beirath des Staatsoberhauptes der Entwurf eines constitutionellen, fortan gültigen Grundgesetzes wurde. Seit Jahrhunderten haben Athen und Griechenland keinen legislativen Act von grösserer Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft der wiedergebornen Hellenen gesehen. Er stellt den Massstab für die Würdigung der kirchlich-politischen Einsichten und Parteien auf und nöthigt auch demjenigen, welcher weder das Ziel noch die Mittel billigt, Achtung ab vor dem aus langer Knechtschaft und Barbarei der gesetzlichen Freiheit und Gesittung entgegenstrebenden Geiste der Neu-Griechen. Wohl haben sich persönliche Leidenschaften, factiöse Rohheiten, Undank gegen Fremde, namentlich Teutsche, und ähnliche Gehässigkeiten bisweilen vorgedrängt, aber im Allgemeinen blieb der legislative Gang fest, würdevoll, einsichtig und geheftet auf die Sicherung des Nationalglücks. Wer den ungeheuren Zwischenraum erwägt, welcher den letzten Ordner und Verweser Athens, den Phalereischen Demetrios (317—307 vor Christus, Ol. 115, 4. bis Ol. 117, 3.) von der Gegenwart trennt, wird sich darüber freuen, dass 2160 Jahre unter unermesslichen Wechseln der äussern und innern Verhältnisse den legislativen Sinn der Hellenen nicht zu tödten vermochten. Noch einmal steigt Athen aus dem Dunkel der Zeiten hervor; die alten Plätze und Werk-

*) Siehe darüber: Der dritte September 1843 in Athen. Leipzig. Brockhaus. 1843.

Digitized by Google

stätten des reizbaren, heftigen, geistvollen Demos werden von einander drängenden, auf die Entscheidung harrenden Volksrotten erfüllt, die Rednerbühnen umringt, Zeichen des Beifalls und der Missbilligung gegeben, unter Furcht und Hoffnung die Debatten des Nationalcongresses bis zum Abschluss fortgeführt, die neuen Grundgesetze vom König und Volksausschuss beschworen, sodann im ungewissen Schooss der Zukunft als befruchtendes Saamenkorn besserer Tage niedergelegt. Dieses eben so lehrreiche als häufig rührende und erhebende Drama des auf legislativem Wege wiedergebornen Griechenlands wird hier durch Auszüge der Acten und andern unverdächtigen Unkunden wie ergänzende historische Berichte entrollt; man übersiehet es nach seinem Ursprung, Wachsthum und endlichem Abschluss. Wahrlich ein bedeutendes Verdienst, welches sich der Herausgeber und Bearbeiter dieser Documente um Geschichte, Staatswissenschaft und selbst für Griechenland nie ausgehende Philanthropie erworben hat. Denn die Arbeit, nach allen drei Seiten hin wichtig, ruhet auf durchaus festen Grundlagen, welche von mehr oder weniger amtlichen (offiziellen) Quellen ausgehen. Dahin gehören besonders die auf Staatskosten gedruckten Sitzungsprotokolle, die Kongresssitzungsberichte und eine, sämmtliche Debatten ausführlich enthaltende Sammlung, welche Panteli heftweise lieferte. Daneben benutzte der Herausgeber vorliegender Documente noch einzelne griechische Zeitschriften und fliegende Blätter, indess mehre Anmerkungen historischen Inhalts theils den Gang der Parteien und Debatten, theils einzelner Persönlichkeiten erläutern. Ein genaues Register erleichtert den Gebrauch dieser äusserst dankenswerthen Urkundensammlung, welche ihrer Natur nach für unsern kurzen Bericht keine Auszüge gestattet. Es genügt, auf die Wichtigkeit der Actenstücke und die fleissige, einsichtsvolle Redaction derselben hinzuweisen.

Kortüm.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Codex Pomeraniae diplomaticus. Herausgegeben von Dr. Karl Fried. Wilhelm Hasselbach, Director des Gymnasium zu Stettin, Dr. Joh. Gottfried Ludwig Kosegarten, Prof. der Theologie zu Greifswald und Friedrich Baron von Medem, Königl. Archivar des Provinzialarchivs zu Stettin. Erster Band. 1. und 2. Lieferung. Mit Lithographien. Greifswald. Universitätsbuchhandlung Koch. 1843. 4. Vorrede VI. 344 Seiten.

Pommern, der Wendische Name für Küsten- oder Seeland, wird von einer etwas derben und schwerfälligen, aber tapfern, biedern und fleissigen Völkerschaft bewohnt, Slavisch-Teutscher Abkunft. Ihre Entwickelung im Mittelalter war stürmisch und kriegerisch, wider innere und äussere Feinde gerichtet, im Reformationszeitalter unruhig, von den Gedanken und Aufgaben der neuen, sittlich-religiösen Bewegung ergriffen, seit den Leiden des dreissigjährigen Kampfes und dem Abgang des alten, heimischen Fürstenstammes (1637) geräuschlos, friedlich und fast nur den leiblichen (materiellen) Dingen zugewandt. Jedoch trat bisweilen, wie unter Friedrich dem Grossen und Friedrich Wilhelm III. die eingeborne, streitbare Natur in kühnen, ausdauernden Anstrengungen für Ehre und Unabhängigkeit hervor. Auch auf dem Felde der Wissenschaft und Staatsverwaltung zeigte Pommern ausgezeichnete Männer; in dem Wendekreise des Mittelalters und der neuern Zeit überragt z. B. als Regent der Herzog Bogislav X. den Tross seiner Genossen, wetteifert Bugenhagen als Reformator mit den besten Schülern Luther's, verdunkelt als Geschichtschreiber Thomas Kantzow, gründlich, klar, einfach, den grossen Haufen der Chronisten. Er ist der Herodotos seines Vaterlandes, reich an historischen, geographischen, ethnographischen Kenntnissen, welche in einer anschaulichen, oft reizenden

Digitized by Google

Sprache niedergelegt sind *). Diesem bedeutenden Vorgänger nacheifernd, hat unlängst Barthold die Pommersche Geschichte in fünf Bänden geschrieben und bis zum Aussterben des alten Fürstengeschlechtes fortgeführt. So rühmlichen Bestrebungen schliesst sich nun der oben erwähnte Codex diplomaticus an. Mit kritischer Sorgfalt, gegenüber dem Text, der Anordnung abgefasst, von vielen, oft sehr lehrreichen Anmerkungen sprachlich-geschichtlichen Inhalts und einzelnen Schriftproben begleitet, enthält er theils schon gedruckte, theils der Mehrzahl nach zuerst herausgegebene Urkunden, von welchen die erste (786, Jun. 29.), den Namen Pommerscher Wenden an der Peene erwähnend, Karls des Grossen Stiftungsbrief für das Bisthum Verden liefert. Etwa die Hälfte der Documente mag Vergabungsacte an Klöster und Kirchen des Landes umfassen und meistens rein örtliche Wichtigkeit haben, es fehlt aber auch nicht an Urkunden, welche für die allgemeine Geschichte Teutschlands und des Mittelalters überhaupt von wissenschaftlichem Belang sind, einzelne historische, staatsrechtliche und culturgeschichtliche Momente vielfach aufklären und erläutern. Es mag nützlich seyn, davon in Kürze etliche Beispiele zu geben und dergestalt thatsächlich die Wichtigkeit dieser Urkundensammlung nachzuweisen.

Den ersten Fall liefert der in Nr. 98. zu Metz von dem König Friedrich II. (1214) ausgestellte Brief, in welchem der Dänenkönig Waldemar II. alle jenseit der Elbe und Elde gelegene Reichslande, also auch Mecklenburg und Pommern, erbeigenthümlich erhält und dadurch festen Fuss in Nordteutschland gewinnt. Dieses übrigens schon mehrmals gedruckte Actenstück zeugt für die damalige Politik des jungen Hohenstaufen, welcher, ein Zögling der Kirche, kein Mittel scheute, um den Welfen Kaiser Otto, den Feind seines päpstlichen Vormundes und Pflegevaters Innocenz III. zu schwächen, wie den Frieden mit dem heiligen Stuhl überall zu befestigen. Auch blieb die Bestätigung des Briefs durch Honor III. (1217) nicht lange aus. Es ist

*) Pomerania, in 14 Büchern durch Thomas Kantzow beschrieben, und herausgegeben von Kosegarten. 1817. 3 Bände. — Kantzow's plattdeutsche Chronik, herausgegeben durch Böhmer. 1835; Dieselbe hochteutsch, aus der Handschrift herausgegeben von F. v. Medem. 1841.

Digitized by Google

bekannt, welche traurige Früchte Friedrich II. von der abhängigen Stellung zur Hierarchie später erndtete und, aus einem Fehler zum andern gedrängt, nur im plötzlichen Umschlag seiner anfangs dem Klerus entschieden günstigen Grundsätze Rettung erblickte, aber die Folgen des frühern Benehmens nicht abwehren konnte. (Vergl. Dahlmann, Geschichte Dänemarks. I., S. 362. und Barthold, Geschichte Pommerns. II., S. 336.). — Mit welcher Umsicht und Humanität die Kirche den oft wilden und erobernden Kreuzzugs- und Bekehrungseifer im Nordosten zu leiten und zu sänftigen trachtete, zeigen die Urkunden Nr. 96. und 115—117. Dort ermahnt Papst Innocenz III. (1213, 13. August) die Herzoge von Polen und Pomerellen, den für das Christenthum gewonnenen Preussen keine schwere Dienste (onera servilia) aufzuerlegen und die Lage der neuen Gläubigen zu verschlimmern (venientes ad Christianae fidei libertatem deterioris conditionis efficere), hier erinnert Honorius III. (1213) die getauften Preussen und andere Kreuzfahrer, die Waffen nur für die Vertheidigung zu führen wider die ungetauften Preussen, und nicht selbstsüchtig zu erobern; im Uebertretungsfall wird die censura ecclesiastica durch den Preussischen Bischof angedrohet.

In politischer oder staatsrechtlicher Beziehung sind besonders wichtig die Urkunden Nr. 26. (Jahr 1168) und Nr. 144 (Jahr 1223.). Sie beweisen nämlich deutlich den Anfang eines Pommerschen Landtags im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. „Diess geschah", endigt das erste Document, „zu Ukermünde (super introitum fluminis verensis), in Gegenwart des gesammten, alldort zu einer Versammlung entbotenen Volks" (populus, convocati ad concilium, d. h. die Lehen- und Wehrfreien). Die zweite Urkunde vom Jahr 1223. erwähnt wiederum einen Ukermünder Landtag (colloquium), welcher neben den Boten des Königs von Dänemark, als damaligen Oberlehenherrn, barones, nobiles besuchen. Diese dürftigen Grundstoffe einer ständischen Vertretung bildeten sich später im Drange äusserer und innerer Kriege dahin aus, dass der Landtag, vom Adel, Bürgerthum und Klerus beschickt, einen festen Kreis von Rechtsamen gewann, an der Gesetzgebung und selbst am Regiment positive Theilnahme errang und ausübte. Ja, die Stadt und Landschaft Stolpe, welche sich auf eine hochherzige und uneigennützige Weise arm gemacht hatten,

Digitized by Google

um den drückenden Pfandschilling an die Teutschritter zu bezahlen*), erhielten von den Herzogen Barnim, Bogislav und Wartislav neben der Bestätigung ihrer Rechte Befugniss einer bewaffneten Union wider den etwa wortbrüchigen Fürsten (1348). Die von Stolpe, lautete der Vertrag, sollten sich sodann — was jedoch Gott verhüten möge! — in eine Einigung (unio, concordia) begeben dürfen bis zur Abstellung des Unrechts, und wenn sie der Gewalt nicht widerstehen könnten, nebst allen Landbewohnern einen andern Fürsten und Schirmherrn wählen und diesen so lange behalten, bis der eingeborne Herr sich nach Minne und Recht mit den Unterthanen vertragen habe. (S. die Urkunde bei Barthold, III. 362.). Diese somit klar ausgesprochene Befugniss zum bewaffneten Widerstand, wie sie auch in andern Entwicklungsstadien hervortritt, ist für den Standpunkt des heutigen Staats- und Völkerrechts rein revolutionär, für denjenigen des so verschrieenen Mittelalters aber gesetzlich oder legitim.

Nr. 134. liefert nebst den gelehrten Anmerkungen wichtige Beiträge für die bäuerlichen Verhältnisse der eingewanderten Sächsischen Pflanzer (coloni) und der landgesessenen Slaven. Erstere, welche den Teutschen Zehnten von der Landhufe (mansus) zu dreissig Morgen zahlten und vielfache Begünstigungen hatten, drängten den Wendischen Bauer trotz seines geringern, von der Hakenhufe (mansus slavicus zu 15 Morgen) erhobenen Zehenten aus den Dörfern hinaus auf neue Vorwerke und nahmen auch diese weg, wenn sie erträglich angebaut und bevölkert waren. So musste denn ein wirklicher Erbhass zwischen Teutschen und Wenden aufkeimen und gemach den eingebornen Slaven um Habe und Freiheit bringen. Es ist ein Verdienst der Kirche, diese schneidenden Verhältnisse bisweilen gemildert zu haben, während die neuen Teutschen Herrn in Städten und Burgen dafür keine Empfänglichkeit zeigten.

Wichtig für die allgemeine Kulturgeschichte des Mittelalters ist die nach Urkunde Nr. 140. zu Schwerin bewerkstelligte Stiftung

*) S. Kantzow's Chronik S. 195. „Die von Stolpe haben sich viel lieber arm gemacht, wan das sie schande und gewalt in reichtumen ertragen haben wollen."

Digitized by Google

des sogeheissenen heiligen Bluts (Jahr 1222). Der Kreuzfahrer Graf Heinrich von Schwerin brachte es aus dem heiligen Lande mit. Die bei der Ausstellung eingehenden Opfer sollten zum Theil für die Kirchenbibliothek (ad libros ecclesiae comparandos) verwendet werden. —

Die zahlreichen philologisch-historischen Anmerkungen sind oft sehr lehrreich; sie erleichtern dem minder geübten Leser den Gebrauch der Urkunden und verschaffen auch dem Kenner solcher Gegenstände vielfachen Nutzen. Die meisten Fluss- und Ortsnamen sind gewiss richtig erklärt; jedoch möchte man zweifeln an der Ableitung des Wortes Oder (S. 20. und 254.) von einer Sanscritwurzel, welche nur zu oft als wunderthätiger Schlüssel für Sprachgeheimnisse in unsern Tagen gebraucht wird. Andere Worte mögen schwankend bleiben hinsichtlich der Ableitung. Der Verf. erklärt z. B. die Benennung des berühmten Klosters Colbatz durch Umschau, während Steinbrück in seiner Geschichte der Pommerschen Klöster (Stettin, 1796.) Seite 40. prosaischer den Namen jener reichen Cisterciensерpfründe auf die fette Wurst (Culpasse im Wendischen) zurückführt. Diess erscheint wahrscheinlicher; denn Kleriker und Laien haben ein gutes Essen und reichliche Dotation gewöhnlich der leeren Umschau und Aussicht vorgezogen.

Kortüm.

Handbuch der mathematischen Analysis. Von Dr. Oskar Schlömilch, Privatdocent an der Universität zu Jena. Erster Theil. Algebraische Analysis. Mit zwei Kupfertafeln. 348 und XVIII. Seiten. 8. Jena, bei Friedrich Frommann. 1845.

Nr. 1. Nach dem Wortlaute des Titels scheint der Herr Verfasser ein vollständiges Handbuch aller Zweige der mathematischen Analysis herausgeben zu wollen, und aus der Wortstellung „Erster Theil. Algebraische Analysis“ geht hervor, dass mit diesem ersten Bande dasjenige abgeschlossen ist, was der Herr Verf. unter algebraischer Analysis verstanden wissen will. Ein Werk dieser Art kann, wenn es wirklich in den heutigen Zustand der Literatur passt, nur als eine erfreuliche Er-

Digitized by Google

scheinung begrüsst werden. Der Herr Verf. irrt aber sehr, indem er (Vorrede. S. V.) sagt, die neuere Zeit sey arm an Werken über algebraische Analysis. Freilich sind solcher Schriften, welche nur ausschliesslich das behandeln, was man unter algebraischer Analysis zu verstehen pflegt, nicht viele vorhanden; dagegen die dahin einschlägigen Gegenstände sind in mehreren Systemen, sowie auch in mehreren Lehrbüchern über Algebra sowohl von deutschen als auch von ausländischen Mathematikern ziemlich bearbeitet.

Nr. 2. Nun mag der Inhalt des vorliegenden, in achtzehn Kapitel eingetheilten, Buches kurz angedeutet werden. Zuerst handelt der Verf. von den veränderlichen Grössen und von den Funktionen im Allgemeinen, und stellt eine Bestimmung der Analysis auf. Dabei kommt noch die Ausmittelung einiger Gränzwerthe vor, und eine Untersuchung über die Stetigkeit der Funktionen. (Dieses ist der Inhalt des ersten Kapitels). — Sodann kommt die Bestimmung der Natur einiger Funktionen aus gegebenen Eigenschaften derselben, und die Bestimmung der Funktionen aus gegebenen speciellen Werthen derselben. (Dieses ist der Inhalt des 2. und 3. Kapitels). — Sodann kommt die Untersuchung der endlichen und unendlichen Reihen, namentlich über Divergenz und Konvergenz der letzteren. (Dieses ist der Inhalt des 4. Kapitels). — Sodann kommt das Binomialtheorem, sowie die nach positiven ganzen Potenzen des x aufsteigenden Reihen, in welchen man folgende Funktionen

$$a^x\ ,\ \log x\ ,$$
$$\sin x\ ,\ \cos x\ ,\ \mathrm{tang}\ x\ ,\ \mathrm{cotg}\ x\ ,\ \sec x\ ,\ \mathrm{cos}\ x\ ,$$
$$\mathrm{arc\ sin}\ x\ ,\ \mathrm{arc\ cos}\ x\ ,\ \mathrm{arc\ tg}\ x\ ,\ \mathrm{arc\ cotg}\ x$$

entwickeln kann. (Dieses ist der Inhalt des 5., 6., 7., 8., 14. und 16. Kapitels). Sodann kommen Potenzen mit unmöglichen (imaginären) Grundzahlen. Damit ist das Moivre'sche und das Cotes'sche Theorem verbunden. Eben so kommen die Exponentialgrössen und Logarithmen mit imaginären Exponenten, und auch die goniometrischen und cyklometrischen Funktionen mit imaginären Veränderlichen. (Dieses ist der Inhalt des 9., 10. und 11. Kapitels). — Sodann kommen Reihen, welche nach Sinus und Kosinus der Vielfachen eines Bogens fortschreiten. (Dieses ist der Inhalt des 12. Kapitels). Sodann kommen Reihen, wo der Sinus und Kosinus eines vielfachen Bogens durch Potenzen des Sinus und

Digitized by Google

Kosinus des einfachen Bogens ausgedrückt ist. (Dieses ist der Inhalt des 13. Kapitels). Sodann kommen die goniometrischen Funktionen unter der Form von Produkten. (Dieses ist der Inhalt des 15. Kapitels). — Zuletzt kommen die wichtigsten Eigenschaften der Kettenbrüche und die Verwandlung der Reihen in Kettenbrüche. (Dieses ist der Inhalt des 17. und 18. Kapitels).

Aus dieser Inhaltsübersicht ergibt sich, dass das Buch hinsichtlich des Materials nichts Neues enthält, und dass gar Manches, welches anderwärts abgehandelt ist, hier fehlt. (Man sehe Nr. 4.). Was also dem Buche eigenthümlich seyn, und wodurch es sich vor andern derartigen Büchern auszeichnen mag, das kann nur Bezug auf die Methode haben.

Nr. 3. Das Werk, welches dem Herrn Verf. bei Ausarbeitung seines Buches besonders vorgeschwebt zu haben scheint, ist offenbar folgendes: „Cours d'Analyse de l'école royale polytechnique, par A. L. Cauchy. I. partie, Analyse algébrique. Paris. 1821.“ (Man vergleiche in dieser Beziehung Nr. 11. dieses Aufsatzes). In der Vorrede (S. VI.) spricht aber Herr Schlömilch: „Auf jeder Seite des Cauchy'schen Werkes bemerkt man, dass die Wissenschaft auf dem Wege, „der von Cauchy eingeschlagen ist, nicht entstanden seyn kann, und „dass ihre Resultate hier blos bewiesen werden sollen.“ Hierauf ist zu erwiedern: Die Erfahrung lehrt, dass jede Wissenschaft bei ihrem Entstehen einen beschwerlichen, unsicheren und verworrenen Weg durch das ohne Ordnung angehäufte Material durchwandern muss, und dass sie sich nur nach und nach zur Einfachheit, Klarheit und lichtvollen Ordnung erheben kann. Dass es der Analysis ebenso ergangen ist, kann man von allen ihren einzelnen Zweigen speciell nachweisen, und die Namen der um diese Wissenschaft verdienten Männer sind in der Geschichte aufgezeichnet. Es ist aber eines Lehrbuches Pflicht, auf dem bequemsten, schönsten und überzeugendsten Wege zur Erkenntniss hinzuführen, damit der Mensch bei seiner kurzen Lebensfrist noch Zeit hat, das ererbte wissenschaftliche Gut zu erweitern. Einmal im Besitze desselben, mag er von der Geschichte erfahren, wie es seine Vorfahren erworben haben. Ein Lehrbuch ist daher oft im Falle, eine Wissenschaft so zu behandeln, wie sie hätte entstehen sollen, nicht aber so, wie sie entstanden ist. In dieser Beziehung hat Herr Schlömilch namentlich bei seiner Entwickelung des Binomialtheorems gefehlt. (Man sehe Nr. 7.).

Digitized by Google

Nr. 4. Was den Begriff, den sich der Herr Verf. von der Analysis macht, betrifft, so spricht er sich (Vorrede VI., VII., VIII. u. §. 2. S. 4 f.) auf folgende Weise aus: „Den Anfang der Analysis bilden die Lehren von den unabhängigen und abhängigen Variabeln, da diese Begriffe das Fundament ausmachen, auf welchem die ganze Analysis sich erhebt.“ — Hiermit ist in klaren Worten eine Definition der Analysis ausgesprochen, welche man gelten lassen kann. Es ist wahrhaft bedauernswerth, dass noch immer viele Schriftsteller Algebra und Analysis chaotisch durcheinander werfen; denn wenn es gleich bei allen Wissenschaften der Fall ist, dass ihre verschiedenen Zweige in einander greifen, so soll doch die Schule absondern und abtheilen, damit der Lernende jedesmal weiss, wo er ist und was er treibt. Ueberschaut man aber nochmals (Nr. 2. dieses Aufsatzes) den Inhalt des vorliegenden Buches, so erkennt man geradezu, dass in demselben nicht alle Aufgaben der Elementaranalysis behandelt sind.

I. Der Herr Verf. hat nur Funktionen mit einer einzigen unabhängigen Variabeln untersucht, und Funktionen mit zwei und noch mehr unabhängigen Variabeln hat er ganz unberücksichtigt gelassen. Untersuchungen über dergleichen Funktionen hätte Herr Schlömilch in den meisten Büchern finden können; selbst das Buch Cauchy's enthält einige dahin gehörige Untersuchungen. Funktionen mit zwei unabhängigen Variabeln lassen sich oft in Doppelreihen entwickeln, und diese bieten ein schönes Feld der interessantesten Untersuchungen dar. Und so fort.

II. Von den Untersuchungen, welche sich auf Funktionen mit einer einzigen unabhängigen Veränderlichen beziehen, fehlen noch sehr viele, z. B.: 1) Die Zerlegung algebraischer rationaler gebrochener Funktionen in Partialbrüche. Dieses ist eine jedem Anfänger sehr angenehme Uebung. In Cauchy's Buche (S. 365—388) ist dieser Gegenstand abgehandelt, sowie auch in sehr vielen andern Büchern über Elementaranalysis. 2) Die Entwickelung gebrochener Funktionen in Reihen hätte sorgfältig und vollständig abgehandelt werden sollen. Diese Reihen sind um so interessanter, als man ihnen jedesmal, wo man sie auch abbrechen mag, ihre Ergänzung beifügen kann. Solche Reihen entsprechen geradezu allen Anforderungen, die man machen kann. Sie sind auch in den meisten Lehrbüchern über Elementaranalysis untersucht, namentlich in Cauchy's Buche (S. 389—402). 3) Die Umkehrung der Reihen.

Digitized by Google

Dieses Problem ist so schön und vollständig gelöst, dass es der Herr Verf. nur in sein Buch hätte aufnehmen können. 4) Die Entwickelung ungesonderter Funktionen in Reihen. Von diesem hochwichtigen Problem existirt eine, aber sehr unvollkommene, Lösung, die von Lagrange herrührt, und in dieser Unvollkommenheit in alle Bücher, die davon handeln, aufgenommen worden ist. Das Problem lässt sich aber viel vollkommener lösen. Jede sich aus einer ungesonderten Funktion ergebende Reihe beobachtet ein freilich oft sehr zusammengesetztes Bildungsgesetz, und die dort, wo man die Reihe abbricht, zuzufügende Ergänzung ist jedesmal durch eine Gleichung gegeben. 5) Im ganzen Buche ist keine Spur der (von Rothe, Professor in Erlangen, herrührenden) Aggregatentheorie. Wer sich aber diese, besonders in der Lehre von den Reihen so wichtige Theorie einmal angeeignet hat, der wird ihre Anwendung, so oft sie zulässig ist, niemals versäumen. 6) Es gibt viele Reihen, deren Bildungsgesetz durch Definition vorgeschrieben ist; z. B. die arithmetischen Reihen der ersten, der zweiten, der dritten u. s. w. Ordnung. Das Hauptgeschäft solcher Reihen ist ihre Summation, zu welcher auch von der Elementaranalysis einige Mittel geboten werden. Diese hätten wohl mitgetheilt werden müssen, da das Bedürfniss, Reihen zu summiren, sich auch bei solchen Leuten einfindet, welche sich die Kenntniss der höheren Analysis nicht aneignen. 7) Das ganze Werk hat keine Spur von Anwendungen der Permutationen, Combinationen und Variationen, und doch leisten diese in der Analysis unendlich viel. (Man sehe Nr. 7.). 8) Die sogenannten inexplikablen Funktionen sind nirgendswo mit einer Sylbe erwähnt.

Nr. 5. In Hinsicht der vom Verf. gebrauchten Bezeichnungen ist zweierlei zu bemerken: 1.) Er schreibt noch immer $\cos^2 x$ satt $(\cos x)^2$, $\sin^2 x$ statt $(\sin x)^2$ u. s. w. Umsichtige Schriftsteller haben längst beachtet, dass $\cos^2 x$ soviel ist als $\cos\cos x$, dass $\sin^2 x$ soviel ist als $\sin\sin x$ u. s. w., und Funktionen wie diese, gehören zu den sogenannten wiederholenden Funktionen, welche im Allgemeinen mit $\varphi^2 x$, $\varphi^3 x$ u. s. w. bezeichnet werden, und bezüglich soviel sind, als $\varphi\varphi x$, $\varphi\varphi\varphi x$ u. s. w. Die Eigenschaften dieser Funktionen sind in folgendem ausgezeichneten Werke: „Theorie der Differenzen und Differentiale. Von F. Schweins. 1825. Heidelberg, bei Winter.“ besonders gründlich untersucht. 2) In dem ganzen Buche findet man auf die Vielförmigkeit

Digitized by Google

der Radikale nicht aufmerksam gemacht. Ein geachteter deutscher Schriftsteller (M. Ohm in Berlin) macht bei jeder Gelegenheit darauf aufmerksam. Auch Cauchy schlägt (S. 7. seines schon genannten Werkes) eine eigenthümliche Bezeichnung dafür vor; nämlich folgende: Das Zeichen $\overset{n}{W}\overline{a}$ stellt alle n-Formen des Radikals zugleich vor, dagegen $\overset{n}{V}\overline{a}$ stellt nur die einfachste Form dar. So ist $W\overline{1} = \pm 1$, dagegen ist $V\overline{1} = +1$ und $-V\overline{1} = -1$. Und so fort. Hat man zum Beispiel $\cos x = W\overline{1-(\sin x)^2}$, so ist man geradezu aufgefordert, vorerst zu untersuchen, ob das Radikal seine positive oder negative Bedeutung repräsentirt. Ebenso drückt Cauchy durch das mit einer doppelten Klammer versehene Zeichen $((a))^{\overline{m}}_{n}$ aus, dass es alle seine n-Formen zugleich repräsentirt; dagegen durch das mit einer einfachen Klammer versehene Zeichen $(a)^{\overline{m}}_{n}$ ist nur die einfachste Form dargestellt. So ist $((1))^{\frac{1}{2}} = \pm 1$; dagegen ist $(1)^{\frac{1}{2}} = +1$ und $-(1)^{\frac{1}{2}} = -1$. Und so fort. Wer schon öfters mit vielförmigen Ausdrücken operirt hat, der hat nothwendig das Bedürfniss einer solchen Bezeichnung fühlen müssen; besonders fühlbar macht es sich, wenn man ungesonderte Funktionen in Reihen entwickelt.

Nr. 6. An Verstössen gegen die elementarsten Begriffe ist das vorliegende Buch auch nicht frei. 1) So steht z. B. Seite 7. folgende Proportion:

$$180^0 : \pi = g^0 : x$$

Hier bedeutet, wie bekannt, 180^0 den in Graden ausgedrückten gestreckten Winkel, und π bedeutet den halben Kreisumfang, dessen Halbmesser $= 1$. Ebenso bedeutet g^0 irgend einen in Graden ausgedrückten Winkel, und x bedeutet den zugehörigen Kreisbogen. Kann man aber zwei verschiedenartige Grössen in Verhältniss zusammensetzen? Das geht durchaus nicht; denn ein (geometrisches) Verhältniss ist der Quotient zweier Grössen; es untersucht, wie oft eine Grösse in einer andern enthalten ist, und nur gleichartige Grössen können in einander gemessen werden. Die richtige Stellung der obigen Proportion ist also folgende:

$$180^0 : g^0 = \pi ; x$$

Dieses unwissenschaftliche Verfahren in einem solchen Buche stiftet nichts

Digitized by Google

Gutes und bringt das veraltete Unwesen in der Proportionenlehre bei solchen Leuten wieder in den Gang, welche keinen gründlichen Anfangsunterricht gehabt haben. 2) Bei allen geometrischen Betrachtungen (z. B. Seite 16., 17., 40. etc.) spricht Herr Schlömilch „Normale" anstatt „Ordinate." Wozu aber diese Sprachverwirrung? Die im Berührungspunkte auf die Tangente senkrecht errichtete Grade wird Normale, und die auf der Abscissenaxe senkrecht stehende Grade wird Ordinate genannt. Warum sollte man von dieser Unterscheidung abgehen? Dem Ref. sind viele Schriften bekannt, wo die nämliche Sprachverwirrung herrscht; diese ist aber etwas Unheilvolles und jeder vernünftige Schriftsteller sollte zur Sprachreinigung das Seinige beitragen.

Gegen das vom Verf. beobachtete Verfahren beim Binomialtheorem ist sehr Vieles einzuwenden. In der Vorrede (S. XVI.) sagt er: „Die Darstellung des Binomialtheorems habe ich in einer Weise gegeben, welche nicht nur heuristisch, sondern sogar der historischen Entstehung jenes Satzes nachgebildet ist u. s. w." Dagegen lässt sich schon jetzt einwenden: „Der Verfasser konnte, indem er dem historischen Entwicklungsgange folgte, das Bildungsgesetz der Binomialkoefficienten vorerst nur hypothetisch annehmen und dessen Giltigkeit hierauf nur rückwärts bestätigen. Einen solchen Weg findet man bei keiner andern Untersuchung im Buche wieder, und sonach darf man wohl aussprechen, dass der Verfasser beim Binomialtheorem einen Weg eingeschlagen hat, welchen er im allgemeinen missbilligt, und welcher von einer strengen Methode auch missbilligt werden muss." Gehen wir nun zur Entwickelung des Binomialtheorems selbst (S. 130—151), so gewahren wir, dass volle dreizehn Seiten verwendet sind, um nur die Entwickelung von $(x + k)^m$ für den Fall herzustellen, dass m eine positive ganze Zahl ist. Zuerst wendet er die Künstelei an, und verändert $(x + k)^m$ in den gleichbedeutenden Ausdruck $k^m \left(\frac{x}{k} + 1\right)^m$. Dann setzt er (S. 131):

$$(1 + x)^m = 1 + m_1 . x + m_2 . x^2 + m_3 . x^3 + \ldots\ldots + m_m . x^m$$

Die Koefficienten m_1, m_2, m_3, ... m_m sind also doch weiter nichts, als unbestimmte Koefficienten, gegen die er bei jeder Gelegenheit so sehr eifert. Nachdem er mit diesen Koefficienten einige Versuche gemacht hat, spricht er (S. 136. 137. etc.):

Digitized by Google

1) Es scheint das Gesetz $\frac{m_2}{m_1} = \frac{m-1}{2}$ obzuwalten.

2) Es scheint das Gesetz $\frac{m_3}{m_2} = \frac{m_3}{m_2}$ sich auszusprechen.

3) Eine Vergleichung der bisherigen Resultate scheint auf folgendes Bildungsgesetz zu deuten:

$$m_0 = 1,$$

$$m_p = \frac{m-(p-1)}{p} \cdot m_{p-1}$$

oder:

$$m_p = \frac{m.(m-1).(m-2)\ldots\ldots[m-(p-1)]}{1.\quad 2\quad .\quad 3\quad \ldots\ldots\ldots,\quad p}$$

welches, wenn es richtig wäre, die Auflösung unserer Aufgabe enthielte, da man durch die zweite Formel für m_p in den Stand gesetzt wird, den Werth dieses Quotienten unabhängig von allen andern aus Exponent und aus Index unmittelbar zu berechnen. Die Wahrscheinlichkeit dafür, dass das nach Analogie entworfene Bildungsgesetz das richtige sey, vermehrt sich sehr durch die Bemerkung (Beobachtung), dass die für m_p angenommene Form die Gleichungen (2) und (4) des vorigen Paragraphen befriedigt. Aber so gross auch hier die Wahrscheinlichkeit wird, dass das angenommene Gesetz das richtige sey, so fehlt doch noch viel zur Gewissheit u. s. w. So tappt der Herr Verf. herum im Scheine, in der Wahrscheinlichkeit, in der Analogie u. s. w. Dieses Alles soll der Anfänger sich ins Gehirn einzwängen, während man ihm ein schönes, leichtes und direktes Verfahren zur Entwicklung der Binomialreihe auf einer Oktavseite mittheilen kann, ohne dass es nöthig ist, zuvor noch die Form $(x+k)^m$ in $k^m.\left(\frac{x}{k}+1\right)^m$ umzuändern. Man sehe z. B. in folgendem Werke „System der Mathematik von Martin Ohm. Berlin, bei Niemann. Band II. S. 79. und 80.“ nach, und man wird finden, dass eigentlich nicht einmal eine ganze Oktavseite verwendet ist. Diese Direktheit der Entwicklung, verbunden mit solcher Kürze und Eleganz, ist aber nur möglich, wenn man das Binomialtheorem auf die kombinatorischen Variationen gründet, von welchen in Herrn Schlömilch's Buche keine Spur vorkommt. In dem nämlichen Buche von Ohm (Bd. II. S. 307—309)

Digitized by Google

findet man die Entwicklung des Binom's $(x+k)^m$ für den Fall, dass m eine negative ganze, und dass m eine gebrochene negative oder positive Zahl ist.

Nr. 8. Herr Schlömilch handelt sehr viel von der Annäherung der Funktionen an feste Gränzen und hat derartige Untersuchungen aus andern Schriften in die seinige aufgenommen (man sehe Nr. 11.); er hat aber auch einige derartige Untersuchungen, die ihm eigen sind. Es soll eine derselben (Vorrede S. IX. und X.) hier Platz finden, wo er fragt: „Welches ist der Werth des Ausdruckes

$$\text{I.}\quad \operatorname{arctg}\frac{1}{a-x} - \operatorname{arctg}\frac{1}{x-a} = f(x) \quad \text{für } x=a?$$

Hier würden (sagt Herr Schlömilch), wenn man die verschiedenen Weisen, auf welche x in a übergehen kann, nicht berücksichtigt, drei von einander ganz verschiedene Antworten möglich seyn. Erstens könnte man sagen, es ist

$$\text{II.}\quad f(a) = \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-a} - \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-a}$$

$$= \operatorname{arc\,tg}\infty - \operatorname{arc\,tg}\infty = \frac{\pi}{2} - \frac{\pi}{2} = 0$$

Zweitens. Da $\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{x-a} = -\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-x}$ ist, so folgt

$$\text{III.}\quad f(x) = 2\,.\,\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-x}$$

mithin für $x=a$

$$\text{IV.}\quad f(a) = 2\,.\,\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-a} = 2\,.\,\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0} = \pi$$

Drittens. Umgekehrt ist aber in dem Ausdrucke für $f(x)$ auch

$\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-x} = -\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{x-a}$; folglich

$$\text{V.}\quad f(x) = -2\,.\,\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{x-a}$$

und

$$\text{VI.}\quad f(a) = -2\,.\,\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0} = -\pi$$

Welches von diesen drei Resultaten ist nun das richtige? Hierauf kann man sehr leicht antworten, wenn man, statt $x=a$ zu setzen, x in a übergehen lässt. Dieser Uebergang ist auf doppelte Weise möglich,

Digitized by Google

entweder durch Zunahme oder durch Abnahme des x. Im ersten Falle würden wir den Werth a als die Gränze von $(a-\delta)$, im zweiten als die von $(a+\delta)$ ansehen müssen, wobei δ jederzeit eine positive, bis zur Null abnehmende Grösse bedeutet. Nehmen wir daher zuerst $x = a-\delta$, so wird

$$\text{VII.} \quad f(a-\delta) = \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{-\delta}$$

$$= 2 \,.\, \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta}$$

folglich

$$\text{VIII.} \quad f(a) = \operatorname{Lim} \,.\, \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta} = \pi$$

Nehmen wir dagegen $x = a + \delta$, so wird

$$\text{IX.} \quad f(a+\delta) = \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{-\delta} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta}$$

$$= -2 \,.\, \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta}$$

folglich

$$\text{X.} \quad f(a) = \operatorname{Lim} -2 \,.\, \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta} = -\pi$$

Wenn also x durch Zunahme sich der Gränze a nähert, so geht $f(x)$ in $+\pi$ über; nähert sich dagegen x durch Abnahme der Gränze a, so geht $f(x)$ in $-\pi$ über. Dieses wird man auch leicht geometrisch verificiren können. (Warum hat denn Herr Schlömilch diese Verifikation nicht ausgeführt?) Wir sehen also, dass das erste Resultat $f(a) = 0$, welches sich am natürlichsten darzubieten schien, in jedem Falle unrichtig ist, und dass die beiden andern Resultate nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen gelten. Diese Entscheidung hätten wir aber ohne Hülfe der Gränzbetrachtungen nicht geben können." (Man sehe durchaus die letzten drei Zeilen zu diesem Nr. 8.).

Hierauf ist vom Rec. zu erwiedern:

„Erstens: Zuerst soll geometrisch verificirt werden, dass das Resultat $f(a) = 0$ dennoch richtig ist. α) Es sey $\frac{1}{a-x}$ positiv, so können der goniometrischen Tangente $\frac{1}{a-x}$ folgende Winkel entsprechen: A) Ein Winkel, der kleiner ist, als ein Rechter. B) Ein Winkel, der grösser ist, als zwei Rechte, aber kleiner als drei Rechte.

Digitized by Google

C) Ein Winkel, der grösser ist, als vier Rechte, aber kleiner als fünf Rechte. Und so fort. Ist aber $\frac{1}{a-x}$ positiv, so ist $\frac{1}{x-a}$ negativ, und es können der goniometrischen Tangente $\frac{1}{x-a}$ folgende Winkel entsprechen: $\mathfrak{A}$) Ein Winkel, der grösser ist, als ein Rechter, aber kleiner als zwei Rechte. $\mathfrak{B}$) Ein Winkel, der grösser ist, als drei Rechte, aber kleiner, als vier Rechte. $\mathfrak{C}$) Ein Winkel, der grösser ist, als fünf Rechte, aber kleiner als sechs Rechte. Und so fort. Wir wollen nun die beiden einfachsten, d. h. die bei A und $\mathfrak{A}$ befindlichen, Fälle verbinden. Dabei entspricht der goniometrischen Tangente $\frac{1}{a-x}$ ein Winkel, der kleiner ist als ein Rechter, und der goniometrischen Tangente $\frac{1}{x-a}$ entspricht ein Winkel, der grösser ist, als ein Rechter, aber kleiner als zwei Rechte. Wenn nun

$$\text{XI.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{a-x} = m$$

ist, so ist

$$\text{XII.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{x-a} = \pi - m.$$

Also hat man

$$\text{XIII.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{a-x} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{x-a} = m - (\pi - m)$$

Lässt man x wachsen, d. h. lässt man den Werth des x dem Werthe des a sich annähern, so wird der zur goniometrischen Tangente $\frac{1}{a-x}$ gehörige Winkel immer grösser, d. h. nähert sich immer mehr einem Rechten, und der Bogen m nähert sich immer mehr dem Werthe $\frac{\pi}{2}$. Dabei wird der zur goniometrischen Tangente $\frac{1}{x-a}$ gehörige Winkel immer kleiner, d. h. nähert sich auch immer mehr einem Rechten, und der Bogen $(\pi - m)$ nähert sich gleichfalls immer mehr dem Werthe $\frac{\pi}{2}$. Nimmt nun wirklich x so lange zu, bis $x = a$ wird, so wird auch wirklich $m = \frac{\pi}{2}$ und $\pi - m = \frac{\pi}{2}$, und Gleichung XIII. geht über in

Digitized by Google

$$\text{XIV.}\quad \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0} - \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0} = \frac{\pi}{2} - \frac{\pi}{2} = 0$$

Hiermit ist nun geometrisch verificirt, dass bei zunehmendem x das Resultat $f(a) = 0$ ein richtiges ist. β) Es sey $\frac{1}{a-x}$ negativ, so können der goniometrischen Tangente $\frac{1}{a-x}$ folgende Winkel entsprechen: A') Ein Winkel, der grösser ist als ein Rechter, aber kleiner als zwei Rechte. B') Ein Winkel, der grösser st als drei Rechte, aber kleiner als vier Rechte, und so fort. Ist aber $\frac{1}{a-x}$ negativ, so ist $\frac{1}{x-a}$ positiv, und es können der goniometrischen Tangente $\frac{1}{x-a}$ folgende Winkel entsprechen: $\mathfrak{A}$') Ein Winkel, der kleiner ist als ein Rechter. $\mathfrak{B}$') Ein Winkel, der grösser ist als zwei Rechte, aber kleiner als drei Rechte, und so fort. Wir wollen nun die beiden einfachsten, d. h. die bei A' und $\mathfrak{A}$' befindlichen, Fälle verbinden. Dabei entspricht der goniometrischen Tangente $\frac{1}{a-x}$ ein Winkel, der grösser ist als ein Rechter, aber kleiner als zwei Rechte, und der goniometrischen Tangente $\frac{1}{x-a}$ entspricht ein Winkel, der kleiner ist als ein Rechter. Wenn nun

$$\text{XV.}\quad \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-x} = \frac{\pi}{2} + m$$

ist, so ist

$$\text{XVI.}\quad \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{x-a} = \frac{\pi}{2} - m$$

Also hat man

$$\text{XVII.}\quad \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-x} - \operatorname{arc\,tg}\frac{1}{x-2} = \left(\frac{\pi}{2} + m\right) - \left(\frac{\pi}{2} - m\right)$$

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Schlömilch: Handbuch der mathematischen Analysis.

(Schluss.)

Lässt man x abnehmen, d. h. lässt man den Werth des x dem des a sich nähern, so wird der zur goniometrischen Tangente $\frac{1}{a-x}$ gehörige Winkel immer kleiner, d. h. nähert sich immer mehr einem Rechten, und der Bogen $\left(\frac{\pi}{2}+m\right)$ nähert sich immer mehr dem Werthe $\frac{\pi}{2}$. Dabei wird der zur Tangente $\frac{1}{x-a}$ gehörige Winkel immer grösser, d. h. nähert sich auch immer mehr einem Rechten und der Bogen $\left(\frac{\pi}{2}-m\right)$ nähert sich gleichfalls immer mehr dem Werthe $\frac{\pi}{2}$. Nimmt nun wirklich x so lange ab, bis $x=a$ wird, so wird auch wirklich $\frac{\pi}{2}+m=\frac{\pi}{2}$, und $\frac{\pi}{2}-m=\frac{\pi}{2}$, und Gleichung XVII. geht über in

XVIII. $$\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0}-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0}=\frac{\pi}{2}-\frac{\pi}{2}=0$$

Hiermit ist nun geometrisch verificirt, dass auch bei abnehmendem x das Resultat $f(a)=0$ ein richtiges. — Nun versuche der Herr Verfasser, geometrisch zu verificiren, dass er Recht habe, wenn er behauptet, $f(a)=0$ sey ein falsches Resultat. (Man sehe noch die letzten drei Zeilen zu diesem Nr. 8.). Zweitens: Es soll auch analytisch dargethan werden, dass das Resultat $f(a)=0$ richtig ist. Bei jedem Werthe des x gilt folgende Gleichung

XIX. $$\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{a-x}-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{x-a}$$

Digitized by Google

$$= \operatorname{arc\,tg} \frac{\frac{1}{a-x} - \frac{1}{x-a}}{1 + \frac{1}{a-x} \times \frac{1}{x-a}}$$

$$= \operatorname{arc\,tg} \frac{2.(a-x)}{(a-x)^2 - 1}$$

Da diese Gleichung bei jedem Werthe des x gilt, so gilt sie auch bei $x = a$. Lässt man x abnehmen, und setzt man $(a + \delta)$ an die Stelle des x, so bekommt man

$$\text{XX.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{-\delta} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta} = \operatorname{arc\,tg} \frac{-2\delta}{\delta^2 - 1}$$

$$= \operatorname{arc\,tg} \frac{2.\delta}{1 - \delta^2}$$

Für den Fall, dass δ von Null um nichts Angebbares mehr verschieden ist, geht diese Gleichung ohne angebbaren Fehler über in

$$\text{XXI.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{-\delta} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta} = \operatorname{arc\,tg} 2\delta$$

Und wenn $\delta = 0$ ist, so bekommt man

$$\text{XXII.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{0} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{0} = \operatorname{arc\,tg} 0$$

Nun ist $\operatorname{arc\,tg} 0 = \pm \alpha . \pi$, wo α entweder Null oder irgend eine ganze Zahl seyn kann. Folglich ist auch analytisch bewiesen, dass bei abnehmendem x das Resultat $f(a) = 0$ ein richtiges ist. Lässt man x zunehmen, und setzt man $(a - \delta)$ statt x in XIX. ein, so bekommt man

$$\text{XXIII.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{-\delta} = \operatorname{arc\,tg} \frac{2\delta}{\delta^2 - 1}$$

$$= \operatorname{arc\,tg} \frac{-2\delta}{1 - \delta^2}$$

Für den Fall, dass δ von Null um nichts Angebbares mehr verschieden ist, geht diese Gleichung ohne angebbaren Fehler über in

$$\text{XXIV.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{\delta} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{-\delta} = \operatorname{arc\,tg} (-2\delta)$$

Und wenn $\delta = 0$ ist, so bekommt man

$$\text{XXV.} \quad \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{0} - \operatorname{arc\,tg} \frac{1}{0} = \operatorname{arc\,tg} 0$$

Nun ist $\operatorname{arc\,tg} 0 = \pm \alpha . \pi$, wo α entweder Null oder irgend eine ganze

Digitized by Google

Zahl seyn kann. Man hat also analytisch bewiesen, dass auch bei zunehmendem x das Resultat $f(a) = 0$ ein richtiges ist. (Man sehe durchaus die letzten drei Zeilen zu diesem Nr. 8.). Drittens: Es scheint dem Ref. unumgänglich nothwendig, auch nachzuweisen, was der Herr Verf. gemacht hat, um zu seiner so gar zu zuversichtlich ausgesprochenen Behauptung „$f(a) = 0$ ist ein falsches Resultat“ zu gelangen. In Gleichung VII. hat er $\left(-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right) = \left(+\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}\right)$ gesetzt, und dadurch hat er

$$f(a-\delta) = 2\,.\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}$$

bekommen, woraus sich seine Gleichung VIII. ergab. Aber mit demselben Rechte, mit welchem er $\left(+\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}\right)$ an die Stelle von $\left(-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ substituirt, kann auch umgekehrt $\left(-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ an die Stelle von $\left(+\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}\right)$ gesetzt werden, und dabei geht Gleichung VII. über in

XXVI. $$f(a-\delta) = -2\,.\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}$$

Je mehr sich nun δ der Null nähert, desto mehr nähert sich $\left(\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ dem vierten Theile des Kreisumfanges, und wenn wirklich $\delta = 0$ ist, so hat man

XXVII. $$f\,a = -2\,.\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0} = -\pi$$

d. h. gerade das Gegentheil von dem, was Herr Schlömilch in Gleichung VIII. aufgestellt hat. — In Gleichung IX. hat Herr Schlömilch ebenfalls $\left(+\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}\right)$ an die Stelle von $\left(-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ gesetzt, und dadurch hat er

$$f(a+\delta) = -2\,.\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}$$

bekommen, woraus sich seine Gleichung X. ergab. Aber auch hier kann man sagen; mit demselben Rechte, mit welchem er $\left(+\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}\right)$ an

Digitized by Google

die Stelle von $\left(-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ substituirt, kann man auch umgekehrt $\left(-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ an die Stelle von $\left(+\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}\right)$ setzen, und dabei geht Gleichung IX. über in

$$\text{XXVIII.}\quad f(a+\delta) = 2\,.\,\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}$$

Je mehr sich δ der Null nähert, desto mehr nähert sich $\left(\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ dem vierten Theile des Kreisumfanges, und wenn wirklich $\delta = 0$ ist, so hat man

$$\text{XXIX.}\quad f(a) = 2\,.\,\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{0} = +\pi$$

d. h. gerade das Gegentheil von dem, was Herr Schlömilch in Gleichung X. aufgestellt hat. — Somit hat man gesehen, dass Herr Schl. zu seiner so gar zuversichtlich ausgesprochenen Behauptung „$f(a) = 0$ ist ein falsches Resultat“ nur dadurch verführt wurde, weil er der Meinung ist, er könne, ohne irgend einen Grund angeben zu müssen, $\left(+\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{\delta}\right)$ an die Stelle von $\left(-\operatorname{arc\,tg}\frac{1}{-\delta}\right)$ setzen, und die umgekehrte Substitution dürfe oder müsse unberücksichtigt bleiben. Ist es aber gut und heilsam, wenn in einem für Anfänger bestimmten Buche ein so oberflächlich hingeworfenes und zwar falsches Resultat als wichtige Entdeckung ausgerufen wird? oder wenn gar so ein falsches Resultat als experimentum crucis für die hohe Wichtigkeit der Gränzbetrachtungen angestaunt werden soll? Ref. wiederholt also nochmals: die vollständige Lösung für $x = a$ ist: $(fa) = 0$, $f(a) = \pm\pi$, $f(a) = \pm 2\pi$, $f(a) = \pm 3\pi$ etc., und überhaupt ist $f(a) = \pm\alpha\,.\,\pi$, wo α entweder Null oder irgend eine ganze Zahl ist.

Nr. 9. In der Vorrede (S. VIII.) spricht der Verf.: „Die Untersuchung über die Veränderungen, welche eine successive Aenderung der unabhängigen Veränderlichen in den Werthen der abhängigen Veränderlichen nach sich zieht, führt von selbst auf den Begriff der Gränze. Man hat sich hie und da Mühe gegeben, diesen Begriff zu vermeiden, als ob er ein der Mathematik fremder oder zu dunkler sey; ich glaube aber, dass diese Bestrebungen nur armselige Auskunftsmittel zur Um-

Digitized by Google

schleichung eines Begriffes sind, der mit Nothwendigkeit aus der Stetigkeit unserer räumlichen und zeitlichen Anschauungen entspringt, und habe daher seine Entstehungsweise mit möglichster Sorgfalt erörtert." Dagegen ist zu erwiedern: Der Herr Verf. spricht hiermit ein einseitiges Urtheil aus. Man hat sich nicht bemüht, den Begriff der Gränzen aus der Wissenschaft zu verdrängen, sondern man hat ihn nicht als das Fundament der Wissenschaft beibehalten wollen. So ist z. B. Lagrange verfahren. (In dieser Beziehung lese man die von Crelle besorgte Uebersetzung der Lagrange'schen Werke, und man wird an vielen Stellen den vom Ref. gethanen Ausspruch bestätigt finden). Da, wo der Begriff der Gränzen sich von selbst darbietet, wird man ihn benützen und anwenden, verdrängen aber niemals; ja sogar die absolut unendlich kleinen Grössen kann kein redlicher Mathematiker verbannen, sondern, wo sie nöthig sind, da wird und muss er sie anwenden, wenn er auch erklärt, dass sie zum Fundamente einer ganzen Wissenschaft untauglich seyen. Was armselige Schreiblinge in ihrem Machwerke aussprechen, das wird doch Herr Schlömilch nicht als das Streben einer gewissen Richtung in der Mathematik wollen gelten lassen?

Nr. 10. Bei den Reihen verfährt Herr Schlömilch höchst einseitig und unvollständig. Es ist unmöglich, sich hier in das Einzelne einzulassen; denn dabei müsste man der Theorie, die der Herr Verf. über die Reihen aufstellt, eine ganze Theorie entgegenstellen. Es soll daher nur Einiges angeführt werden.

I. Alle divergenten Reihen würdigt Herr Schlömilch keines Blickes, sondern wirft sie mit vornehmer Bequemlichkeit ohne Weiteres weg. Das heisst freilich „sich sein Geschäft leicht machen." Sind denn dem Herrn Schlömilch gar keine Fälle bekannt, wo man unendliche Reihen anwendet, ohne sich um deren Konvergenz oder Divergenz zu bekümmern, ja sogar ohne sich um deren Konvergenz oder Divergenz bekümmern zu können? Sind denn die Fälle, wo die unendlichen Reihen einen wirklichen Zahlenwerth haben müssen, die einzige dem Herrn Schlömilch bekannte Anwendung, welche mit unendlichen Reihen möglich ist? Es ist wahr, dass ältere Analytiker divergente Reihen in solchen Fällen angewendet haben, wo sie hätten konvergent seyn müssen. Ist aber dieses ein vernünftiger Grund, so einseitig zu Werke zu gehen, und nur noch die unendlichen Reihen, welche konvergent sind, einer

Digitized by Google

gnädigen Betrachtung zu würdigen? Bei unendlichen Reihen kommt Alles darauf an, wozu man sie gebrauchen will.

II. Seite XIII. der Vorrede gebraucht Herr Schlömilch die Wörter „Bildungsgesetz“ und „Rekursionsskale“ für gleichbedeutend. Weiss er nicht, dass es zweierlei Bildungsgesetze der Reihen gibt, ein independentes und ein rekurrentes? und dass nur das rekurrente Bildungsgesetz durch die Rekursionsskale gegeben ist?

III. Ferner spricht Herr Schlömilch S. XIII. der Vorrede: „Diese Schwierigkeiten lassen sich nur dadurch besiegen, dass man mit Hülfe der Gränzbetrachtungen die unendlichen Reihen aus den endlichen durch successive Vermehrung der Gliederzahl entstehen lässt“ etc. Die Redensart „die unendlichen Reihen aus den endlichen entstehen zu lassen“ ist mindestens eine unüberlegte, denn in dieser Beziehung steht jedenfalls Folgendes fest:

Die unendlichen Reihen sind der allgemeine, und die endlichen sind der besondere Begriff. Es kann nämlich jede endliche Reihe zugleich als solche unendliche gelten, wo alle die noch fehlenden unendlich vielen Glieder zu Null geworden sind, während keine unendliche Reihe als eine endliche angesehen werden kann. Der besondere Begriff enthält alle Merkmale des allgemeinen, aber nicht umgekehrt. Daher gilt Alles, was von allen unendlichen Reihen überhaupt gilt, auch von allen endlichen Reihen überhaupt; aber nicht Alles, was von allen endlichen Reihen überhaupt gilt, gilt auch von allen unendlichen Reihen überhaupt. So z. B. gilt von allen endlichen Reihen überhaupt, dass sie syntaktische Bedeutung haben, d. h. nach einem bestimmten Bildungsgesetze gebildet seyn müssen; dieses gilt auch von allen unendlichen Reihen überhaupt. Ferner gilt von allen endlichen Reihen überhaupt, dass sie einer numerischen Bedeutung fähig sind; dieses gilt von allen unendlichen Reihen überhaupt nicht, sondern nur, wenn sie konvergent sind.

Jedenfalls ist es ein arger Fehler von Herrn Schlömilch, dass er diese hier vom Ref. angedeutete Wahrheit nicht im Geringsten beachtet hat.

IV. Herr Schlömilch hat Recht, wenn er (S. XIII. der Vorrede) sagt, man könne nur mit endlichen Grössen, also auch nur mit konvergenten Reihen, rechnen. Allein die „Kritik der Methode“, auf welcher Redensart Herr Schlömilch so sehr herumreitet, hätte ihn

Digitized by Google

dreierlei auflegen sollen: a) zu bedenken, dass Alles darauf ankommt, wozu man eine Reihe gerade brauchen will; b) in jedem Falle zu untersuchen, ob gerade nur konvergente Reihen zulässig seyen, oder ob die Konvergenz oder Divergenz ganz unberücksichtigt bleiben dürfe; und c) erst in den Fällen sich von der Konvergenz zu überzeugen, wo nur konvergente Reihen zulässig sind.

V. Herr Schlömilch spricht (S. XIV. der Vorrede) weiter: „Im Widerspruche zu diesem beschränkenden Resultate der Kritik hat man es bis in die neueste Zeit herein versucht, auch die divergenten Reihen in den Kreis der Analysis zu ziehen“ etc. Darauf erwiedert Ref.: Dieses geschah mit Nothwendigkeit; denn die divergenten Reihen sind einmal da. Man muss sie also auch berücksichtigen, wenn man nicht den Vorwurf der Einseitigkeit mit Recht verdienen will. Sage aber doch Herr Schlömilch, welcher neuere Analytiker, der die divergenten Reihen nicht unberücksichtigt liess, hat mit ihnen so gerechnet, wie mit konvergenten? Wenn nun Herr Schlömilch (S. XV. der Vorrede) die Berücksichtigung der divergenten Reihen ein „unwissenschaftliches“ Treiben nennt, wie soll man das bequeme Wegwerfen dieser Reihen benennen? Jedenfalls ist dieses Wegwerfen kein wissenschaftliches Treiben, und nicht erzeugt von einer richtigen Kritik der Methode.

VI. Herr Schlömilch tadelt an vielen Stellen seines Buches, dass gewisse Mathematiker ohne Weiteres jede Reihe, seyen es konvergente oder divergente, ihrer erzeugenden Funktion gleichsetzen. Er schlägt, um, wie er meint, alle Uebelstände auf einmal zu heben, desshalb vor, man solle nur, wenn die Reihe eine konvergente sey, zwischen die erzeugende Funktion und die Reihe das Aehnlichkeitszeichen $\sim$ setzen.

Hierauf möchte man fragen: Welcher vernünftige Mensch kann sich je einfallen lassen, eine Reihe, wenn er von ihrer Divergenz überzeugt ist, ihrer erzeugenden Funktion gleichzusetzen? Kann denn die Sorglosigkeit, welche früheren Mathematikern allerdings zur Last fällt, berechtigen, der gegenwärtigen Generation das Aehnlichkeitszeichen als Talismann gegen dergleichen Irrthümer zu empfehlen.

VII. Hiermit sind der Thatsachen genug aufgezählt, aus denen man erkennen kann, dass Herr Schlömilch in seiner Einseitigkeit, mit

Digitized by Google

welcher er die Reihen behandelt, zu weit gegangen ist, und es wäre endlich wieder an der Zeit, dass man einsehe, wie unwissenschaftlich es ist, wenn man das, was man nicht zu behandeln, nicht zu erklären etc. versteht, mit so vornehmer Bequemlichkeit zur Seite legt.

Nr. 11. Herr Schlömilch hat sich besonders an das schon öfters erwähnte (man sehe Nr. 3. dieses Aufsatzes) Werk von Cauchy gehalten, ja aus demselben, so zu sagen, ganze Untersuchungen rein abgeschrieben. Dieses soll jedoch hier nicht in der Form eines Vorwurfes gemeldet werden, da gar mancher andere Schriftsteller die Werke Cauchy's als Fundgrube benützt hat, sondern mit dieser Meldung soll nur ein Beitrag geliefert werden, um beurtheilen zu können, wie weit Herr Schlömilch auf eigenen Füssen steht,

Hier einige Beispiele:

I. Das zweite Kapitel (von S. 61—75) führt die Ueberschrift: „Bestimmung der Natur verschiedener Funktionen aus gegebenen Eigenschaften." S. 63 ganz unten und S. 64 oben spricht er, er wolle nur die vier einfachsten Fälle vornehmen. Dieses sind aber gerade die, welche Cauchy behandelt hat.

1) In §. 11. (S. 64 etc.) kommt die Untersuchung

$$f(x) + f(y) = f(x+y)$$

vor, und diese findet sich bei Cauchy S. 104 etc.

2) In §. 12. (S. 68 etc.) kommt die Untersuchung

$$f(x) \cdot f(y) = f(x+y)$$

vor, und diese findet sich bei Cauchy S. 106 etc.

3) In §. 13. (S. 71 etc.) kommt die Untersuchung

$$f(x) + f(y) = f(x.y)$$

vor, und diese findet sich bei Cauchy S. 109 etc.

4) In §. 14. (S. 73 etc.) kommt die Untersuchung

$$f(x) \cdot f(y) = f(x.y)$$

vor, und diese findet sich bei Cauchy S. 111 etc.

II. Das dritte Capitel (von S. 76—84) führt die Ueberschrift: „Bestimmung der Natur der Funktionen aus gegebenen speciellen Werthen." Den nämlichen Gegenstand behandelt Cauchy S. 85 etc. Man vergleiche Schlömilch S. 82 und Cauchy S. 89 die grosse Formel, ebenso Schlömilch S. 84 oben und Cauchy S. 90 und 92. Und so fort.

Digitized by Google

III. Das vierte Kapitel (von S. 84—130) führt die Ueberschrift: „Von den endlichen und unendlichen Reihen.“ Den nämlichen Gegenstand behandelt Cauchy S. 123 etc. So z. B. vergleiche man Schlömilch S. 118 und 119 mit Cauchy S. 158 und 159. Die Reihen, welche bei Schlömilch auf S. 110 stehen, stehen bei Cauchy S. 137. Die Untersuchung, welche Schlömilch auf S. 111 hat, steht wörtlich bei Cauchy S. 139.

IV. Seite 47—61 gibt Herr Schlömilch Reduktionen einiger Gränzbestimmungen auf andere, d. h. nicht immer ist es möglich, unmittelbar die Gränze zu bestimmen, welcher sich eine Funktion mehr und mehr nähert. Dieses vollführt er mit Hülfe zweier von Cauchy herrührender Sätze, welche in ihrer Anwendung von der allerhöchsten Wichtigkeit sind.

1) S. 47 hat nämlich Herr Schlömilch den Satz: „Wenn sich die Differenz $f(x+1) - f(x)$ für wachsende x einer angebbaren Gränze nähert, so ist diese immer identisch mit derjenigen Gränze, welcher sich der Quotient $\frac{f(x)}{x}$ bei ebenfalls wachsendem x nähert.“ Dieses Alles findet sich bei Cauchy S. 48 etc.

2) S. 52 hat Herr Schlömilch den Satz: „Wenn sich der Quotient $\frac{f(x+1)}{fx}$ für wachsende x einer angebbaren Gränze nähert, so ist diese immer identisch mit derjenigen Gränze, welcher sich die Wurzelgrösse $[f(x)]^{\frac{1}{x}}$ bei ebenfalls wachsendem x nähert.“ Dieses Alles findet sich bei Cauchy S. 53 etc.

Dergleichen Stellen, welche Herr Schlömilch aus Cauchy's Buch in das seinige aufgenommen hat, kann man noch viele angeben.

Nr. 12. Was die Entwicklung der Reihen für Kosinus und Sinus betrifft, so hat Herr Schlömilch diejenige Entwicklung mitgetheilt, welche von der Beimischung der sogenannten imaginären Grössen ganz frei ist. Dieser Gang ist insofern der bessere, als man dadurch allerdings einen natürlichen Uebergang in das Gebiet des sogenannten Imaginären gewinnt. Auch ist dieser Gang jedenfalls Denjenigen der willkommenere, welche mit dem Begriffe dessen, was man in der Mathematik imaginär benennt, nicht ins Klare kommen können.

Digitized by Google

Nr. 13. Herr Schlömilch spricht (S. XVI. der Vorrede): „Für die vier ersten Kapitel habe ich zu bemerken, dass in ihnen immer die geometrische Betrachtung angedeutet ist, welche man der analytischen parallel fortführen kann. Ich bin durchaus nicht für die namentlich auch von Thibaut verfochtene Meinung, dass man Geometrie und Analysis scharf von einander trennen solle, da mich im Gegentheile schon eine kurze Erfahrung belehrt hat, dass Nichts dem Calcul mehr Klarheit und Anschaulichkeit verleiht, als wenn man die geometrischen Transformationen nachweist, welche den analytischen entsprechen.“ Hierauf ist zu erwiedern:

Herr Schlömilch hätte das nicht erst durch Erfahrung zu lernan brauchen, er hätte es auch aus guten Schriften lernen können. Fehlerhaft gehen aber diejenigen zu Werke, welche, wenn sie analytisch stecken bleiben, sich geometrisch heraushelfen wollen. Diejenigen, welche die Analysis von der Geometrie scharf trennen, handeln zum Vortheile der reinen Analysis, als einer Wissenschaft, welche der Geometrie vorangeht, und eine gute Theorie kann es niemals zulassen, dass ein nachfolgender Zweig einen vorangehenden begründen helfe. Diesen höchst wichtigen Punkt hat nicht allein Thibaut beachtet, sondern noch viele andere ältere und neuere Mathematiker, welche dem Herrn Schlömilch bekannt seyn müssen. Geometrische Betrachtungen in analytische Untersuchungen mit einzuflechten, ist gewiss nützlich für den Lernenden, aber der Analysis als Wissenschaft, die um ihrer selbst willen gepflegt werden muss, helfen sie Nichts, ja sie können sogar einen unvorsichtigen Schriftsteller verleiten, dass er analytisch seine Schuldigkeit nicht thut. So z. B. könnte Ref., wenn es hier statthaft wäre, ein vielgelesenes Buch nennen, wo der Schriftsteller sich grosse Mühe gibt, den Taylorschen Lehrsatz in aller Strenge zu beweisen. Zu diesem Ende fängt er auch geometrisch an, und begeht im Laufe seiner geometrischen Betrachtungen durchaus keinen Fehler. Zuletzt gelangt er wirklich zur Taylor'schen Reihe, ohne sie analytisch begründet zu haben.

Nr. 14. S. 163 und 164 stellt Herr Schlömilch die allerdings richtige Behauptung auf, dass die Gleichung

$$lz = \tfrac{1}{2}\, l(z^2)$$

nur für positive z wahr sey, nicht aber auch für negative z; denn wäre sie auch für negative z giltig, so bekäme man

Digitized by Google

$$l(-z) = \tfrac{1}{2} . lg((-z)^2) = \tfrac{1}{2} . lg(z^2)$$

so dass $lz = l(-z)$ seyn würde. Sodann spricht er (in der Anmerkung S. 164): „Diese Bemerkung ist auch für die Integralrechnung von Wichtigkeit, wo aus deren Nichtbeachtung einige grobe Irrthümer entstanden sind."

Mit dieser Anmerkung deutet Herr Schlömilch auf seinen Aufsatz in Grunert's Archiv (Bd. VI. S. 326—328), wo er folgende Frage aufstellt: „Ist

$$\int \frac{dx}{x} = lx + C$$

oder ist

$$\int \frac{dx}{x} = \tfrac{1}{2} . l(x^2) + C$$

Unter lx versteht Herr Schlömilch den natürlichen Log. Er will haben, man dürfe nur $\int \frac{dx}{x} = \frac{1}{2} . l(x^2) + C$ setzen, und $\int \frac{dx}{x} = lx + C$ müsse verworfen werden.

Darauf kann man aber erwiedern: Was will Herr Schlömilch mit seiner unnatürlichen Künstelei? Ist der Integralkalkul nicht der inverse Differentialkalkul? Muss der Integralkalkul nicht seine einfachsten Elemente aus dem Differentialkalkul entnehmen? Der Differentialkalkul aber lehrt:

1) aus $y = lx + C$ folgt $dy = \frac{dx}{x}$

2) aus $y = l(-x) + C'$ folgt $dy = \frac{dx}{x}$

3) aus $y = l(k.x) + C''$ folgt $dy = \frac{dx}{x}$

4) aus $y = 2 . l(\pm \sqrt{\pm kx}) + C'''$ folgt $dy = \frac{dx}{x}$ und so fort,

Daraus folgt nothwendig wieder

$$\int \frac{dx}{x} = lx + C = l(-x) + C' = l(k.x) + C''$$
$$= 2 . l(\pm \sqrt{\pm kx}) + C''' = \text{etc.}$$

Mehr als ein solches System von Gleichungen kann man dem allgemeinen Integralkalkul nicht zumuthen. Wer mehr thun will, verliert sich in

Digitized by Google

Specialitäten, und wenn er diesen Specialitäten gar allgemeine Gültigkeit zusprechen will, so läuft er Gefahr, sich in endlose Irrthümer zu verwickeln, wie es überhaupt allen jenen Menschen ergeht, die nicht wissen, dass der besondere Begriff Merkmale enthält, welche dem allgemeinen Begriffe fehlen. Zu dem letzten Systeme von Gleichungen macht der allgemeine Integralkalkul noch die Bemerkung, dass die besondern Fälle ganz allein von der richtigen Bestimmung der Konstanten C, C', C'', C''' etc. abhängig sind, und stellt die allgemeine Regel auf: Wenn man aus einem und demselben Differential zwei verschiedene Integrale φx und ψx bekommt, so ist immer a) $\varphi x - \psi x =$ einer konstanten Grösse, oder, was das nämliche ist, es ist immer b) $\varphi x + C = \psi x + C''$, wenn gleich nicht $\varphi x = \psi x$ ist.

Ref. kommt wieder auf Herrn Schlömilch zurück, welcher (Seite 328 des VI. Bandes des Archivs) fortfährt: Weiss man im Voraus, dass x keine negativen Werthe annehmen wird, so kann man sowohl $lx + C$ als auch $\frac{1}{2} l(x^2) + C$ nehmen, weil beide Formen für positive x identisch sind. Dagegen würde es total falsch seyn, sich dieses auch bei negativem x erlauben zu wollen. Welchen Unterschied dieses macht, sieht man z. B. an dem Integral

$$\int_{-2}^{3} \frac{dx}{x}$$

dessen Werth nach dem Obigen $= \frac{1}{2} . l(3^2) - \frac{1}{2} . l(2^2) = \frac{1}{2} . l\frac{9}{4}$ ist, während er bei gewöhnlicher Schreibweise $lg(3) - lg(-2)$, also imaginär seyn müsste.

Hierauf erwiedert Ref.: Es ist in der That

$$A) \quad \int_{-2}^{3} \frac{dx}{x} = l(3) - l(-2)$$

d. h. das zwischen den Gränzen von $x = -2$ bis $x = +3$ erstreckte Integral ist in der That imaginär, dagegen ist

$$B) \quad \int_{+2}^{3} \frac{dx}{x} = l(3) - l(2) = \frac{1}{2} . l\frac{9}{4}$$

Man muss also in gerechtes Staunen ausbrechen, wenn man sieht, dass ein Schriftsteller, welcher schon ein selbstständiges Werk über bestimmte Integrale hat drucken lassen, behaupten kann, das Integral A sey falsch und müsse den Werth B haben, der ja doch einem zwischen ganz anderen Gränzen erstreckten Integral zukommt. Um aber den Irrthum

Digitized by Google

des Herrn Schlömilch noch besser einzusehen, wollen wir ganz allgemein setzen $\int(fx).dx = \varphi x + C$. Daraus folgt

$$\int_{-2}^{3} (fx).dx = \varphi(+3) - \varphi(-2)$$

Man kann aber dieses bestimmte, von $x = -2$ bis $x = +3$ erstreckte Integral in zwei andere zerlegen, deren erstes von $x = -2$ bis $x = +2$ und deren zweites von $x = +2$ bis $x = +3$ erstreckt ist, und dabei bekommt man

$$\int_{-2}^{3} (fx).dx = \int_{-2}^{+2} (fx).dx + \int_{2}^{3} (fx).dx$$
$$= [\varphi(+2) - \varphi(-2) + [\varphi(+3) - \varphi(+2)]$$

Wäre nun im Allgemeinen $\varphi(+2) - \varphi(-2) = 0$, so wäre auch im Allgemeinen

$$\int_{-2}^{3} (fx).dx = \varphi(+3) - \varphi(+2)$$

Zerlegt man nun das Integral des Herrn Schlömilch auf die nämliche Weise, so bekommt man

$$\int_{-3}^{3} \frac{dx}{x} = \int_{-2}^{+2} \frac{dx}{x} + \int_{+2}^{3} \frac{dx}{x}$$
$$= [l(+2) - l(-2)] + [l(+3) - l(+2)]$$

Wäre nun $l(+2) - l(-2) = 0$, so hätte Herr Schlömilch Recht, und er dürfte setzen

$$\int_{-2}^{3} \frac{dx}{x} = l(+3) - l(+2) = \tfrac{1}{2} . l\tfrac{9}{4}$$

Das kann aber nimmer seyn, sondern nur folgende Gleichung ist richtig:

$$\int_{+2}^{3} \frac{dx}{x} = \tfrac{1}{2} l\tfrac{9}{4}$$

Dagegen ist

$$\int_{-2}^{3} \frac{dx}{x} = l(+3) - l(-2)$$

imaginär, und bleibt in alle Ewigkeit imaginär. Es mag zum Ueberflusse nochmals wiederholt werden, dass in Fällen, wie dieser von Herrn Schlömilch vorgelegte, Alles auf den richtigen Gebrauch der durch die Integration eingegangenen Konstanten ankommt.

Digitized by Google

Schlussbemerkung.

Nr. 15. Hiermit soll nun dieser Bericht geschlossen werden. Ref. hat Schlömilch's Buch vom Anfange bis zum Ende mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen, und könnte noch gar Manches berühren, wenn er dabei, wie schon einmal erwähnt, nicht gezwungen wäre, einer Theorie eine andere entgegenzusetzen, was die Gränzen, die hier verstattet sind, weit überschreiten würde.

Was war man aber von einem schon vor seinem Erscheinen mit so pompösen Selbstgefühle angekündigten Werke zu erwarten berechtigt?

I. Gewiss hat Jedermann erwartet, dass das Buch mit dem Material, welches sich auch anderwärts vorfindet, ausgestattet werde (Nr. 4).

II. Gewiss hat Jedermann erwartet, dass das Buch auch Spuren von dem enthalten werde, was deutsche Mathematiker geleistet haben; dann wäre gewiss

a) keine Bezeichnung auf unrichtige Weise gebraucht (man sehe Nr. 5); auch wäre

b) die so wichtige Aggregatentheorie in Anwendung gekommen (man sehe Nr. 4); ebenso würden

c) die Permutationen, Kombinationen und Variationen nicht so ganz und gar unberücksichtigt geblieben seyn (man sehe Nr. 4); auch würde

d) das Binomialtheorem in seiner prunklosen Gediegenheit vorgetragen worden seyn, wie es allein möglich ist, wenn es auf die kombinatorischen Variationen, diese so fruchtbare deutsche Erfindung, begründet wird (man sehe Nr. 7).

III. Gewiss hat Jedermann erwartet, dass in diesem Buche keine Fehler gegen die ersten Elemente der Wissenschaft vorkommen würden (man sehe Nr. 6).

IV. Gewiss hat Jedermann erwartet, dass der Verfasser, welcher die Gränzbetrachtungen bei jeder Gelegenheit so übermässig empfiehlt, als wenn er damit etwas Neues empfehle, nicht gerade da, wo er ein wahres experimentum crucis für deren Wichtigkeit aufstellen will, die schreiendste Oberflächlichkeit begehen würde, vor welcher er bewahrt geblieben wäre, wenn er die Ermahnung des grossen Lagrange „bei dergleichen Betrachtungen ja recht vorsichtig zu seyn“ beherzigt hätte (man sehe Nr. 8).

Digitized by Google

V. Gewiss hat Jedermann erwartet, dass der Verfasser sich vor Inconsequenzen hüten würde; denn wie sehr er auch bei jeder Gelegenheit gegen die unbestimmten Koefficienten eifert, so gebraucht er sie dennoch, um das allerwichtigste Theorem der Analysis, das Binomialtheorem darauf zu begründen (man sehe Nr. 7).

VI. Gewiss hat Jedermann erwartet, dass der Verfasser keine Fehler machen werde, die wahrlich keine Kleinigkeiten sind. Am allerwenigsten hätte er dieselben als wichtige Entdeckungen ausposaunen sollen (man sehe Nr. 8. und Nr. 14).

Dr. G. Strauch,
Lehrer der Mathematik zu Muri im Kanton Aargau.

Schriften des Alterthumsvereins für das Grossherzogthum Baden. Mit einem Hefte artistischer Beilagen. Erster Jahrgang. 1845. Auf Kosten des Vereins. Stadt Baden. Druck von Franz Xaver Weiss. März 1845. 199 S. in gr. 8.

Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz. Ersten Bandes erstes Heft. Mit Beiträgen von Gredy, Emele, Kehrein, Hennes, Klein und Külb. Nebst zwei Kupfertafeln. Mainz 1845. Seifert'sche Buchdruckerei. 112 S. in kl. 8.

Freudig begrüssen wir die beiden neu entstandenen Geschichts- und Alterthums-Vereine in Baden und in Mainz, als an einem der ältesten Badeorte und in einer der ältesten Festungen des ganzen lieben deutschen Vaterlandes, als in Städten, die schon den Römern ihren Ursprung verdanken, deren früheste Bewohner sogar römische Bürger waren, in denen selbst Rom's Cäsaren verweilten und edle deutsche weltliche und geistliche Fürsten ihre Stühle hatten, und als in denen und rings um die her sich also der Alterthumsfreund die reichsten Fundgruben zu eröffnen vermag. Willkommen heissen wir die oben genannten preiswürdigen Erstlingsgaben dieser beiden Vereine in diesen beiden einst hoch berühmten und jetzt noch durch Natur und Kunst so herrlichen Civitaten.

Digitized by Google

I.

Der erste Jahrgang der Schriften des Alterthums-Vereines in Baden enthält, wie er selbst sich sondert, in zweien Abtheilungen zuerst „Geschichtliches des Vereines“ und darauf „Wissenschaftliche Mittheilungen“ oder vielmehr, wie wir lieber sagen möchten, zuerst die mündlichen und darauf die schriftlichen Mittheilungen. Dieser Verein ist den 18. December 1843 unter dem höchsten Protectorate des Grossherzogs Leopold selbst, dieses „erhabenen Beförderers aller Strebungen, welche auf die sittliche und geistige Ausbildung seines Volkes gerichtet sind“, gegründet worden und nun der dritte historisch-antiquarische Verein in dem Grossherzogthume Baden. Zuerst erhob sich, schon in dem Jahre 1826, die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtkunde in Freiburg im Breisgau, deren Hauptthätigkeit sich der Historie zuwendet, und die sich in dem Jahre 1828 durch den gehaltvollen Band ihrer vortrefflichen Schriften sehr empfohlen, aber leider seitdem beinahe so ganz geschwiegen hat, als ob sie schon bereits wieder gestorben wäre. Hierauf trat, in dem Jahre 1830, die Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, in das Daseyn, deren Streben zwar auch weit umfassend ist, welche aber durch besondere Veranlassungen, als indem sich ihr eine grosse Anzahl von Todtenhügeln mit ihren über die älteste deutsche Vergangenheit so lehrreichen Schätzen darbot, sich besonders der Eröffnung der altgermanischen Gräber zugewandt hat, und darauf erschien erst der Alterthumsverein in Baden, dessen Haupttendenz ist: „Schutz, Erhaltung und Erforschung all der Denkmale früherer Kunst und Geschichte des Vaterlandes“ Also haben die drei Vereine ihre gesonderten Gebiete, und mögen sie wohl neben einander bestehen, als sich gegenseitig unterstützend und zuarbeitend. Doch schöner wäre es, wenn alle drei sich in dem Einen gemeinsamen theuern Vaterlande vereinten und eine gemeinsame Vereinsschrift herausgäben; wenn sich nur der gemeinsame Stamm in drei Aeste schiede, in einen für den Bodensee und Ober-Rhein, in einen für den Mittel-Rhein und in einen für den Unterrhein, in Karlsruhe aber seinen Central-Punkt hätte und daselbst auch seine jährliche Haupt- oder General-Versammlung feierte.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften des Alterthumsvereins für Baden.

(Schluss.)

Doch dieses gehört bis jetzt noch zu den frommen Wünschen; und der Baden'sche Verein hielt seine erste General-Versammlung den 5. November 1844, während er damals schon hundert und in die siebenzig Mitglieder zählte und die hohe Freude hatte, „an der Spitze dieser regen Theilnahme Ihre Grossherzoglichen Hoheiten, die Prinzen und Markgrafen Wilhelm und Maximilian von Baden, so wie die Durchlauchtigsten Fürsten von Fürstenberg und Leiningen nennen zu dürfen." Thätig bewiesen sich bei dieser Versammlung die nachgenannten fünf Vereinsmitglieder:

1. Hofrath Dr. Pitschaft sprach als erster Vorstand geistvolle Worte der Weihe.

2. Der zweite Vorstand und hauptsächlichste Gründer des Vereins, August von Bayer, gab den ersten Jahresbericht über Bestand und bisheriges Wirken der Gesellschaft, aufführend das Geschichtliche, eine Darstellung der innern Einrichtung und die bisherigen Leistungen des Vereines. Wir heben aus diesem Berichte nur heraus, dass das Grossherzogliche Ministerium des Innern und der Finanzen auf „ehrerbietiges Gesuch" von dem Bestande des Vereines officielle Kenntniss nahmen und denselben sämmtlichen Kreis-Regierungen, Strassenbau-, Forst- und Domänen-Directionen empfahlen; dass der Grossherzogliche katholische Oberkirchenrath vertrauensvolle Aufforderung an die Vorstände des Vereines gestellt hat, ihre Forschungen über alle katholischen Kirchen des Landes auszudehnen und Berichte über den Befund, wie Erhaltungsvorschläge vorlegen zu wollen; und dass der Director des Vereins bereits Reisen nach Lautenbach, Allerheiligen, Sinsheim und der in mehr-

Digitized by Google

facher Hinsicht höchst merkwürdigen Burg Steinsberg unternommen hat, um Aufnahme für die Vereinshefte vorzubereiten.

3. Der unterzeichnete Referent hielt einen bereits besonders durch den Druck veröffentlichten Vortrag, in welchem er über die Ursachen der Entstehung der gegenwärtigen so vielen Geschichts- und Alterthumsvereine (es sind deren jetzt weit über siebenzig) redete, deren Zweck und Namen nannte und die Einrichtungen bezeichnete, bei welchen allein sie in Wahrheit zu gedeihen vermögen. Er empfahl besonders auch die so nöthige grosse allgemeine Verbindung aller dieser Vereine und Gesellschaften unter einander, und dass in dieser Zeit der Zusammenkünfte auch die Geschichts- und Alterthumsfreunde jährlich eine allgemeine grosse Versammlung bald in Süd-, bald in Norddeutschland halten möchten.

4. Dr. Mone, Director des Grossherzogl. Bad. Landes-Archives in Karlsruhe, wollte sprechen über das Verhältniss der Alterthumsforschung zur Gegenwart. Weil er aber persönlich zu kommen verhindert worden war, sandte er wenigstens seine geschriebene Rede ein. Er sagt zumal darin: „Ich halte für nothwendig, dass ein geschichtlicher Verein sich auf ein bestimmtes Land beschränkt, oder, richtiger gesagt, auf seine Heimath, denn das bedingt seine Anhänglichkeit an die Sache"; und: „Die Alterthumsforschung ist der Rückblick auf die Vergangenheit zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft. — Der Alterthumsverein ist seinem Zwecke nach auf Forschung angewiesen, nicht auf Handlung. Er entspricht seinem Zwecke durch eine dreifache Thätigkeit, durch Erhaltung, Sammlung und Untersuchung des geschichtlichen Stoffes, der noch in Baden vorhanden ist."

5. Ministerial-Rath Dr. Zell endlich erneuerte die Weise der Glieder der vormaligen Theodoro-Palatini'schen Academie in Mannheim, eines Schöpflin, Lamei, Kremer etc., welche, ihre sechs Wochen Ferien in dem Frühjahre und Herbste zur Förderung ihrer historischen Studien benützend, an historisch-antiquarisch wichtige Orte des In- und Auslandes reisten, Forschungen anstellten und nach ihrer Rückkehr der Akademie itinera literaria gaben, und theilte in mündlich freiem Vortrage Reisenotizen mit, welche sich ihm bei zweien Geschäftsreisen zuerst nach Offenburg, Kenzingen, Riegel, Endingen und Breisach, und sodann nach Donaueschingen und Hüfingen ergaben. Insbesondere sind es die in un-

Digitized by Google

serem Lande befindlichen Reste römischer Inschriften, die er sich als Gegenstand seiner antiquarischen Studien ausgewählt hat. Ja, er behält es sich vor, die Aufmerksamkeit des Baden'schen Vereines einmal durch einen besondern Vortrag über diesen Gegenstand zu lenken. Und es wäre in der That sehr zu wünschen, dass auch die römischen Denkmale in Baden alle also gesammelt würden, wie Professor Dr. Stälin die in dem Königreich Würtemberg gefundenen römischen Steininschriften und Bildwerke in den Würtembergischen Jahrbüchern des verstorbenen hochverdienten Memminger (Jahrgang 1835. Erstes Heft.) verzeichnet und erklärt, ja auch in dem bis jetzt erschienenen ersten Theile seiner Würtembergischen Geschichte die bis jetzt entdeckten römischen Denkmale in Baden, Würtemberg, bei der Stadt Wimpfen und auf der Norddonauseite von Baiern bis an den Limes wenigstens zusammengestellt hat. Professor Ph. W. Ruppenegger in Mannheim wollte zwar in einer Beilage zu dem diessjährigen Mannheimer Lyceums-Programme eine solche Zusammenstellung aller bis jetzt in unserm badischen Vaterlande gefundenen Römer-Denkmale geben und zu einem Ganzen ordnen; allein er erkundigte sich nicht genugsam vorher und erst während dem Drucke dieses Programms wurde ihm bemerkt, dass die für dasselbe bestimmte Summe, welche nicht überschritten werden dürfe, für die vollständige Mittheilung jener Denkmale bei weitem nicht ausreiche, und so haben wir einstweilen von beinahe 100 durch ihn gesammelten Inschriften nur 30 erhalten. Doch um zu Dr. Zell's Reise-Notizen wieder zurückzukommen, so weist derselbe zumal unwidersprechlich nach, dass einst da, wo jetzt Offenburg steht, römische Niederlassungen gewesen sind. Es wurde nämlich nicht nur ganz kürzlich während des Sommers 1844 in dem Garten des Gymnasiumsgebäudes eine sehr grosse, ganz nahe zusammengehäufte Menge Scherben von unzweifelhaft römischer Töpferarbeit — wohl, von einer römischen Fabrik oder Handelsniederlage, — entdeckt, sondern auch schon früher vor dem sogenannten Schwabenthore dieser Stadt nach Gengenbach zu eine römische Meilensäule (s. das Programm des Gymnasiums zu Offenburg für das Schuljahr 1840—1841) gefunden. Sieben solcher Meilensäulen hatte man bis jetzt, von denen 2 in dem Antiquarium in Baden und 5 in dem Schlossgarten zu Durlach aufgerichtet sind, und dieser Offenburger wäre so der achte, wenn anders diese 8 Säulen wirklich Wegsäulen und nicht vielmehr Grenzsteine der alten Civitas Au-

Digitized by Google

relia Badensis sind, welche dann ein sehr ausgedehntes Gebiet gehabt hätte; gleich wie man auch glaubt, aus einem bei Ladenburg am Neckar gestandenen römischen Denksteine schliessen zu können, dass die alte Civitas Moguntiacensium, Mainz, an dem Rheine ihre Grenzen bis an den Neckar ausgedehnt gehabt hätte (s. Acta acad. Theod. Palat. Tom. I. p. 183 sqq.).

Diese fünf Mittheilungen nebst vier Beilagen, nämlich einem Verzeichnisse der Mitglieder, einer Geschäftsordnung des Ausschusses, einer Aufzählung der dem Vereine zugegangenen Geschenke, und einer Uebersicht der Vereinseinnahmen und Ausgaben, enthält die erste Abtheilung des ersten Jahrganges der baden'schen Vereinsschriften.

Die zweite Abtheilung gibt 5 Aufsätze und 4 kleine Nachträge.

1. Professor Eckerle in Baden selbst macht uns bekannt mit der reichen Sammlung römischer Denkmäler, welche zuerst in Baden besonders Markgraf Wilhelm, — der auch den berühmten, auf dem grossen Staufenberge in Stücken gelegenen Mercurius-Stein, den „gehauenen Mann", wie das Volk ihn nannte, auf demselben aufstellen liess, — in Schutz genommen, und zu deren Aufbewahrnng der gute Vaterlandsfreund Karl Friedrich eine eigene Antiquitätenhalle an dem Ursprunge der heissesten Quellen Badens in der Form eines gegen Morgen gerichteten, vorn offenen antiken Tempels hat in dem Jahr 1804 errichten lassen. Auf der rechten Seite dieser Halle ist ein Cabinet zur Aufbewahrung der kleinern alterthümlichen Gegenstände angebaut. Und wenn auch viele dieser Steinmonumente schon von Bayle, Fecht, Klüber, Leuchtlen, Preuschen, Abbe Rausch, Schöpflin, Schreiber, Wielandt u. A. beschrieben worden sind, so ist es doch ein sehr verdienstliches und preiswürdiges Unternehmen des Herrn Eckerle, dass er uns eine umfassende Beschreibung, die uns mit allem bekannt macht, darbietet, und wir müssen nur bedauern, hier nicht in das Einzelne alle eingehen zu können. Wir machen bloss auf einen erst kürzlich bei Grabung des Fundamentes des Gasthauses zum Salmen in Baden selbst aufgefundenen, sehr wohlerhaltenen römischen Denkstein aufmerksam, der auf seinem Hauptfelde die Inschrift trägt: Matri deum C. Sembronius Saturninus coh. XXVI. vol. c. r. v. s. l. m., und wir bitten, die genannten Inschriften in Stälin's Würtembergischer Geschichte mit der hier gegebenen zu vergleichen. Jene scheinen mancher Berich-

Digitized by Google

tigung zu bedürfen. In der Inschrift Nr. 13. auf S. 34 fehlt bei Stälin sogar vor aliquandus das ganze Wort Cornelius. Die Abbildungen alterthümlicher Gegenstände zu Eckerle's trefflicher Abhandlung, welche das Verzeichniss S. 118 aufzählt, sind jedoch noch nicht gegeben, und es ist zu bedauern, dass dieses noch nicht geschehen. Schnelle, rastlos unermüdliche Thätigkeit ist eine unerlässliche Anforderung an eine neu beginnende Gesellschaft.

2. Archivassessor Dr. Bader in Karlsruhe gibt eine kurz gefasste Geschichte des in dem Jahre 1245 gestifteten altbadischen Frauenklosters Lichtenthal. Diese schöne Arbeit ist theils aus noch ungedruckten Quellenschriften selbst, theils aus einer kleinen Druckschrift des verstorbenen Pfarr-Rectors Herr geschöpft. Und wenn auch die Geschichte von Lichtenthal weder hervorragende Persönlichkeiten, noch besonders merkwürdige Ereignisse zu schildern hat, so ist das Kloster doch in seinem Entstehen, in seinem Fortgange und in seiner Wiedergeburt mit dem badischen Fürstenhause und dessen Schicksalen so innig verknüpft, dass sie gewiss für jeden wahren Freund unseres vaterländischen Alterthums ein grosses Interesse hat. Die hohe Stifterin dieses Klosters war eine badische Markgräfin, Irmengard, die Wittwe des an dem 16. Januar 1242 gestorbenen Markgrafen Hermann und die Tochter jener schönen und reichen pfälzischen Erbin, Agnes, welche die Hand eines Königes ausgeschlagen hatte, um dem unglücklichen Sohne Herzog Heinrich's des Löwen die Treue zu bewahren. Sie stammte also aus dem vereinigten Geblüte der damals erlauchtesten Häuser, durch ihre Mutter von dem hohenstaufischen, und durch ihren Vater von dem welfischen; und das Kloster war mit Cisterzienserinnen besetzt. Der Orden derselben war nicht nur schon an sich äusserst streng, sondern diese Strenge wurde auch noch durch die besondern Einrichtungen der Regelzucht zu Lichtenthal verschärft: „Wasser und Brot, Hülsenfrüchte und Habermus machten die ganze Nahrung aus; eine Matte auf dem Boden war das Ruhelager, ein graues, härenes Gewand die Bekleidung, ein Brevier, eine Geissel, ein Crucifix und Paternoster bildeten die Kleinodien; strenge Verschlossenheit, nächtlicher und täglicher Gottesdienst in der Kirche, stetes Gebet und hartes Kasteien in der einsamen Zelle blieben der Lebenslauf dieser Nonnen.“

3. Professor Grieshaber von Rastatt erfreut mit einer Beschrei-

Digitized by Google

hung der Grabmäler der Irmengard und des Markgrafen Rudolph VI. in Lichtenthal. Dieser edel poetische Aufsatz tönt uns wie eine höhere Predigt von oben, voll frommer Bibelsprüche, heilig anfeuernd entgegen. Und Irmengard's herrliches Denkmal, von „Wlvelin Van Strasburc" (sie starb den 24. Februar des Jahres 1260) bezeichnet den Standpunkt, auf welchen sich um diese Zeit deutsche Kunst an dem Rhein bereits erschwungen hatte. Das Grabdenkmal des Markgrafen Rudolph VI. ist mehr ein Werk sinnigen Fleisses nur und von unbekanntem Meister. Der Markgraf selbst war der letzte regierende Herr seines Hauses, welcher zu Lichtenthal beigesetzt wurde. Die sehr schöne, diesem ersten Jahrgange bereits beigegebene bildliche Darstellung des ersten Grabdenkmales der Irmengard verdankt der Verein der Güte seines genannten zweiten Vorstandes, des Herrn Aug. von Bayer, „den die Kunstwelt schon längst aus den Darstellungen der Dome zu Konstanz, Freiburg und Strassburg als höchst trefflichen Architecturmaler kennt."

4. Geheimerath Dr. Creuzer in Heidelberg veröffentlicht einen Römerstein, der auf dem Biedersbacher Hofe unfern Lobenfeld in dem Amtsbezirke Neckargemünd gefunden worden ist und die Inschrift trägt: Genio Apollinis Exoratus et Secunda v. s. l. l. m. Diese Inschrift aber ist um so merkwürdiger, als sie den vielbestrittenen Glauben der Römer an Genien der Gottheiten über allen Zweifel erheben hilft. Diese Genien wurden nämlich, wie Creuzer dieses so belehrend ausführt, gedacht: als Ausflüsse, Epiphanien, oder, mythologisch aufgefasst, als zeugungsfähige Söhne, als Boten und Diener der Götter, deren Namen sie führen.

5. Professor Grieshaber endlich auch macht uns bekannt mit dem ersten, im März 1844 ans Licht getretenen, historischen Funde bei dem Baue der deutschen Bundesfestung Rastatt, mit dem alabasternen Modelle zu einer Münze oder Medaille, welche König Ludwig XIV. von Frankreich in dem Jahre 1688 hatte wegen eines über die Deutschen bei Rheinfelden an der Kinzig unfern Strassburg erfochtenen Sieges prägen lassen. Diesen König, der wie ein römischer Imperator, von der Siegesgöttin bekränzt, auf einem Viergespann im Triumphe einher fährt, umgibt die Umschrift: De Germ. ad Rhenof. ad Kinzam fl. ad Argent.

Digitized by Google

II.

Dem ersten Hefte des ersten Bandes der „Zeitschrift des historisch-antiquarischen Vereins in Mainz“ sind einstweilen zwei wohlgelungene Kupfertafeln mit Abbildungen von römischen, zu einer grössern Sammlung gehörenden Lampen und Gefässen beigegeben. Das Nähere über dieselben soll das nächste Heft melden. Das vorliegende Heft zerfällt in sieben Abtheilungen, welchen zum Achten ein Verzeichniss der 21 Ehrenmitglieder, der 4 correspondirenden Mitglieder und der 243 ordentlichen Mitglieder desselben, der 178 in Mainz selbst wohnenden und der 65 auswärtigen, zugesellet ist.

1. Einige Worte über Entstehung, Zweck und seitheriges Wirken des Vereines redet der Secretär desselben, Professor F. M. Gredy in Mainz. Der Verein nämlich ist eigentlich schon den 11. Dezember 1841 gegründet, besonders durch Herrn Kreisrichter Dr. J. Emele, diesen allen Alterthumsfreunden wohlbekannten grossen Alterthumskundigen, dessen so reiche Sammlung sich nun in Wiesbaden befindet, aber die Stadt Mainz sich hätte wohl bewahren sollen. Die Statuten des Vereines wurden jedoch erst durch ein Rescript des Grossherzogl. hess. Ministeriums des Innern und der Justiz vom 16. Januar 1844 genehmigt. Derselbe constituirte sich darauf den 31. Januar und hielt seine erste General-Versammlung den 31. März, in welcher er besonders den Bürgermeister der Stadt Mainz, den Herrn Nack, zu seinem ständigen Ehrenpräsidenten und den Herrn Dr. Emele zu seinem ersten Director erwählte. Zur Unterstützung des Vorstandes wurden später auf sehr zweckmässige Weise an verschiedenen Hauptpunkten der Provinz einzelne Mitglieder zu Ehren-Conservatoren ernannt und wurde diesen damit die Sorge für die Interessen des Vereins zur besondern Pflicht gemacht. Der Zweck desselben ist nach §. 1 seiner Statuten: Aufsuchung, Sammlung, Beschreibung und Erklärung römischer, germanischer oder mittelalterlicher Monumente und sonstiger Alterthumsgegenstände, ferner Feststellung der geographischen Lage früherer römischer und germanischer Niederlassungen, Schlachtfelder und anderer geschichtlichen Orte u. s. w., endlich Sorge für die Erhaltung des Aufgefundenen. Alles Eigenthum des Vereins ist zum Theil in der Stadtbibliothek, zum Theil im churfürstlichen Schlosse aufgestellt und, nur durch ein besonderes Kennzeichen unterschieden, den städtischen Sammlungen an- und eingereiht.

Digitized by Google

2. Der Vortrag, mit dem Dr. Emele als erster Director des Vereins am 23. Julius dieses Jahres die der Stiftungsfeier vorausgegangene General-Versammlung eröffnet hat, begann er mit den Worten: „Durch Vereinigung unserer Kräfte wollen auch wir es versuchen, in dem Bereiche der Humanität und des Wissens weitere Fortschritte zu erzielen, um so dem grossen Lebensprincipe der Menschheit zu huldigen, dass ein jedes Mitglied der Gesellschaft den socialen Interessen redlich dienen und zur Verbreitung von Bildung, Aufklärung und geistiger Cultur das Seinige beitragen soll.“ Das ist der hohe Standpunkt von dem aus der Dr. Emele den Mainzer Geschichts- und Alterthumsverein betrachtet, und er spricht sich in geistvoller, blühender Rede über die hohe Wichtigkeit der Geschichte und der ächten eigentlichen, von eitler Alterthümelei wohl zu unterscheidenden Alterthumsforschung aus. Ja, er gibt klare Umrisse des ganzen Geschichtsganges selbst von seinem Anfange an dem Rheine an. Er sagt zumal gerade von dem einzigen Mainz und seiner wundersamen Umgegend so herrlich und wahr: „Unser schönes Vaterland, geschmückt mit allen Reizen der Natur, ist reich an geschichtlichen Erinnerungen. An den Ufern unseres Rheines war das Theater römischer und deutscher Grösse. Hier haben Cäsar, Drusus, Germanicus gefochten. Unter dem Fusse ihrer sieggekrönten Legionen erdröhnte lang der heimische Boden, dessen Erde heute noch die Särge so vieler Römer und sogar die Asche des trefflichen Drusus selber birgt. Hier ist der Schauplatz deutscher Heldenzeit, verherrlicht durch den Sang des Dichters der Niebelungen. Der edle Siegfried, dort jenseits des Rheins, im Odenwalde liegt er von Hagen's mörderischer Hand erschlagen, und um ihn weint die minnigliche Maid. Volker's von Alzei, des Fiedlers, Saitentöne dringen in der Erinnerung noch an unser Ohr, und in den Gebilden unserer Phantasie sehen wir die heroischen Gestalten der Niebelungen von der Donau Strande in König Günther's alterthümliches Schloss zu Worms heimgekehrt, als grausige Schatten, heute noch unter uns“ etc. Schliesslich preiset Dr. Emele, wie alle hohe Behörden in Mainz gleichsam wetteifern, Alles zum schönen Aufblühen des jugendlichen Vereines beizutragen; der Stadtrath mit seinem würdigen Bürgermeister Nack, die Militärbehörde, zumal die Genie-Direction mit ihrem Chef, dem Major von Lindow, auch der

Digitized by Google

österreichische Genie-Hauptmann Baron Rizkowsky von Dobrschitz und der Bischof Kaiser.

3. Unter dem Titel „Sprachliche Beiträge“ beabsichtigt Professor Kehrein, nach und nach von verschiedenen Ortsnamen, zunächst in Rheinhessen, nachzuweisen, wie ihre jetzige Form aus der früheren sich gebildet hat. Der Name Mainz selbst liegt ihm natürlich am nächsten, und er zeigt die Uebergänge desselben aus dem ältesten und ursprünglich römischen Mogontiacum, Mogonciacum, Moguntiacum, Magontiacum und Magunciacum in Mogontia, Moguntia, Magontia und Maguntia, in Magenza, Maginza und Magenz in Megenze und Meinze, Meghenze und Mäntze, Mentz, Mencz und Meintz, Menz, Meyntz und Meintz, Mayntz, Maintz, Mayz und Mainz.

4. Professor Dr. J. H. Hennes schildert in einfach-herrlicher Darstellung König Albrecht's Feldzug in dem Erzstifte Mainz, 1301. Hier lässt sich nicht referiren, sondern muss ein Jeder selbst lesen. Es wird keinen gereuen.

5. Professor K. Klein macht römische Inschriften bekannt, welche in den letzten Jahren in und bei Mainz aufgefunden worden sind. Seitdem nämlich in den Jahren 1804—1806 in Zahlbach bei Mainz die vielen Legionssteine ausgegraben wurden, ist in Mainz und der Umgegend nie eine solche grosse Anzahl solcher Römerdenkmale zu Tage gefördert worden, als in den letzten drei Jahren. Von einzelnen derselben ist zwar von verschiedenen Gelehrten Meldung gethan worden, allein sie können sich weder in des unvergesslichen Lehne, von Dr. Külb herausgegebenen Schriften finden, als indem Lehne ja schon am 12. Februar 1836 starb, noch sind sie in irgend einem andern archäologischen Werke zusammengestellt. Die Alterthumsfreunde sind daher dem Herrn Klein grossen Dank schuldig, dass er die Mühe nicht gescheut hat, sie ihnen hier zusammenzustellen. Was den Text dieser Inschriften betrifft, so hat Herr Klein sowohl die nicht mehr vorhandenen Inschriften sogleich bei ihrer Entdeckung mehrmals in Augenschein genommen, als auch die, welche noch erhalten sind, wiederholt verglichen, so dass, wo Abweichungen mit frühern Angaben sich vorfinden, hier wohl die eigentliche Lesart gegeben worden seyn dürfte. Dieser Inschriften aber sind es: I.) auf Götterdenkmalen 27, II.) auf Grabstei-

Digitized by Google

nen von Soldaten der I., IV., XIV., XVI., XXI. und XXII. römischen Legion 20, und III.) auf Ziegeln 16, also zusammen 63.

6. Stadtbibliothekar Dr. P. H. Külb theilt mit die interessanten Reimen, in welchen ein Bürger zu Mainz, mit Namen Hans Gutkorn, erzählt die Eroberung der Stadt Mainz in dem Jahre 1462 durch Adolph von Nassau; und

7. der siebente Aufsatz endlich, auch von Professor Dr. J. H. Hennes, — geschrieben zu Mainz am 14. März 1845, an welchem Tage, was in so später Jahreszeit unerhört ist, das Rheineis daselbst noch so fest stand, dass man auf demselben über diesen grossen Strom gehen konnte, — handelt auf sehr anziehende Weise von den Tempelherren in Mainz, wie nicht nur dieselben sammt ihrem Grossmeister an dem 17. Oktober 1307 von König Philipp dem Schönen in ganz Frankreich verhaftet wurden und gar viele derselben den 12. Mai 1310 den schrecklichsten Flammentod erleiden mussten, sondern wie auch an dem letztern Tage des Jahres darauf, an dem 12. Mai 1311, der Erzbischof Peter in Mainz eine Provinzial-Synode versammelte, um auf derselben auch über die Sache der Templer zu verhandeln, und wie da plötzlich der Wild- und Rheingraf Hugo mit zwanzig Ordensrittern erschien. Sie traten, zu nicht geringem Erstaunen der ganzen Versammlung, unangemeldet und ungerufen ein, in dem Ordensgewande, in den langen weissen Mänteln mit den rothen Kreuzen, aber unter denselben in voller Rüstung, in Stahl gehüllt bis zu den Sohlen, und legten wirksame Protestation ein gegen jedes weitere Verfahren gegen sie. Am 16. Oktober 1311 ward aber von dem Pabste Clemens zu Vienne in der Dauphiné ein Concil gegen die Templer eröffnet, und an dem 22. März 1312, Mittwochs vor Ostern, ward die Aufhebung des Ordens förmlich beschlossen. Man verfuhr jedoch in Deutschland sehr milde gegen diesen Orden und es blieb den Rittern desselben nicht bloss Leben und Freiheit gesichert, sondern die meisten erhielten auch lebenslänglichen Unterhalt. Und es wird erzählt, die Johanniter hätten sich beschwert, dass sie wenig Nutzen von den Gütern des Templerordens gehabt, weil man den Rittern so viel von den Einkünften gelassen hätte. Desswegen, wie es scheint, behielten auch die Johanniter den Tempelhof zu Mainz nur kurze Zeit. Schon in dem Jahre 1316 verkauften sie denselben an den Grafen Wilhelm von Katzenelnbogen.

Digitized by Google

Wir haben aber so in den ersten Vereinsschriften dieser beiden historisch-antiquarischen Gesellschaften in Mainz und in Baden sehr mannigfaltige höchst ansprechende Mittheilungen, dass wir auch jenen, gleich wie kräftigen Bergmännern, die mit bewährter Hoffnung reiche Schachte aufgethan haben, mit grösstem Vergnügen entgegenrufen: Glück auf!

K. Wilhelmi.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde von Johann Erasmus Wocel, Secretär des archäologischen Museums Comite's (sic!), ausserord. Mitgliede der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Redacteur der böhm. Zeitschrift des vaterl. Museums. Mit acht lithographirten Tafeln von Joseph Hellich, Custos der archäologischen Sammlung des vaterl. Museums. Prag. In Commission bei Kronberger und Rziwnatz. 1845. XVII. u. 238 S. 8.

Das eben angeführte Werk hängt in seiner Entstehung aufs Innigste mit der Gründung eines archäologischen Comite's zusammen, welche im Schlosse des böhmischen Nationalmuseums im Jahr 1843 stattgefunden hat. Dieser Verein nemlich, welcher sich zum Zwecke setzte, interessante Alterthümer Böhmens zu sammeln, zu erhalten und bekannt zu machen, beauftragte den Verfasser, seinen Secretär, eine belehrende Schrift über böhmische Alterthümer zu verfassen, durch welche eine richtige Ansicht über den Werth geschichtlich oder artistisch interessanter Reste der vaterländischen Vorzeit verbreitet und die Theilnahme an diesen Gegenständen, die mit der Ehre und dem Ruhm der böhmischen Nation in enger Verbindung stehen, unter den Gebildeten des Vaterlandes angeregt werden sollte (S. XII.) — eine Aufgabe, welche mit grossem Fleisse, hinlänglicher Vorbereitung und vielem Geschicke gelöst ist. Wir müssen unsere Billigung und unser Lob um so entschiedener aussprechen, je verschiedenartiger die Sphären sind, in denen der Verf. sich zu bewegen genöthigt ist. Sein Werk zerfällt nemlich I. in die Alterthümer der heidnischen Periode mit den Unterabtheilungen: Die Grabstätten und ihr Inhalt, Opferplätze und Ustrinen, Erdwälle, historische Bedeutung der Heidengräber; II. in die Alterthümer des Mittelalters mit den Abtheilungen: Dichtkunst, Architectur, Bauart und Einrichtung der

Digitized by Google

Burgen, bildende Künste, Ritterwesen, Kriegswesen der Hussiten und „Costüm."

Dass bei so weitsehendem Unternehmen eine Vollständigkeit der Arbeit nicht verbürgt werden konnte, ist klar und vom Verf. (S. XIII.) dieses auch bemerkt worden; — dass bei seiner Arbeit der genauern Berücksichtigung Mährens, des an historischen Traditionen so reichen Schwesterlandes, Hindernisse im Wege stunden, bedauern wir mit dem Verf. zumeist, ohne jedoch zuzugeben, dass das Verdienst des Vorliegenden dadurch geschmälert werde. Wenn endlich der Verf. S. XIV. die Ansicht aufstellt, dass böhmische Alterthümer bloss von böhmisch-nationalem Standpunkte richtig aufgefasst und geschildert werden können, so finden wir zwar die unbedingte Annahme dieses Grundsatzes, der seine Entstehung in dem in neuerer Zeit so mächtig erwachenden slavischen Patriotismus hat, bei der II. Abtheilung des Werkes weder möglich, noch auch vom Verf. selbst folgerichtig durchgeführt. — In der I. Abtheilung des Werkes aber hat sie zu Ergebnissen geführt, welche Ref. mit um so mehr Genauigkeit anführen zu müssen glaubt, je mehr sie dazu dienen können, auch bei uns irrige Ansichten und Vorurtheile in einem Zweige der Alterthumswissenschaft zu zerstreuen, welcher in unsern Tagen erst einer gründlich-wissenschaftlichen Behandlung sich zu erfreuen anfängt.

Zuerst werden zwei Hauptarten von Gräbstätten unterschieden, Leichengräber und Urnengräber (S. 4); dass aber unter letztern nicht die blossen Beigaben von Töpfergeschirr, die sich auch in unsern Leichengräbern (vergl. Schreiber an mehrern Orten und de Ring, Etablissements Celtiques etc.) finden, gemeint seyen, ist aus der Darstellung S. 26—36 ersichtlich. Die in beiden gefundenen Gegenstände werden in Steinobjecte (Pfeilspitzen, Messer, Scheiben, Kugeln, Keile, Aexte und Streithämmer) und Metallgegenstände eingetheilt. In Betreff der letztern indessen können wir nicht umhin, gegen einige der mitgetheilten und auf Taf. II. abgebildeten Broncefiguren unser Misstrauen zu äussern.

Ohne genaue Prüfung der Originalien ist freilich kein sicheres Urtheil darüber möglich; der verdächtige Umstand aber, dass nur bei einem der Fundort angegeben, die Erfahrung, wie häufig im vorigen Jahrhundert dergleichen Cabinetsstücke für Privat-Sammler fabricirt wur-

Digitized by Google

den und sich selbst in bedeutende öffentliche Sammlungen eingeschlichen haben, dürfte unsern Zweifel rechtfertigen. Wir erinnern hier z. B. nur an die Götzenbilder der ehemaligen v. Quednow'schen Sammlung zu Trier, jetzt im Antiquitäten-Cabinet des Fürsten von Fürstenberg in Hüfingen, desgleichen an die broncenen Löwenköpfe, welche mit den ächt celtischen Fundstücken von Ackenbach bei Heiligenberg in das nemliche Cabinet kamen und sich hernach — als das Beschläge eines Kastens oder einer Commode aus der Rococo-Zeit herausstellten. Selbst die Ansicht einiger Abbildungen, z. B. Taf. II. fig. 8., welche für eine dem slavischen Götzendienste angehörende Person gelten soll, hat des Ref. Verdacht nur bestärken können. — Unbedingt ächt ist aber wohl das Taf. III. fig. 1. und 2. abgebildete Basrelief. Dasselbe befand sich am Boden einer broncenen Schüssel, die in einem unterirdischen zugemauerten Gewölbe am Wysehrad gefunden wurde und stellt eine sitzende weibliche Figur mit bedecktem Haupte, einen Kranz in der einen, eine Blume in der andern Hand haltend, vor; — eine Arbeit, deren Freiheit in Bewegung und Ausdruck überraschend ist. Und merkwürdiger Weise findet sich auf dem Titelblatte einer Pergamenthandschrift aus dem XII. Jahrhundert, die eine s. g. Mater verborum enthält, die nemliche Figur mit den nemlichen Attributen und der Umschrift „Estas, Siva", wodurch die Ansicht des Verf. als vollkommen gerechtfertigt erscheint, es sey Ziva, das belebende Naturprincip der slavischen Mythologie vorgestellt. Wenn wir hiebei an die indische Gottheit Schiva zu denken gedrungen sind, so ist auch dieses dem Verf. nicht entgangen, welcher die Arabesken der erwähnten Handschrift mit den Abbildungen zu Edw. Upham's history and doctrine of Budhism zusammenstellt und zu dem noch auf Slovanka und Kollar's Sláwa bohyne verweist. —

Unter den übrigen Fundstücken von Bronce finden sich Haarnadeln, Fibeln, Armspangen, Halsringe, Striegel, Sicheln und jene Spiralgewinde, welche ausschliesslich für celtische Gräber Schreiber vindicirt hat. An Waffen werden ausser Schwertern und Lanzenspitzen ein bei Königgrätz gefundener breiter Dolch und jene noch räthselhaften Waffen erwähnt, die bald als Keile, bald als Streitmeissel, bald als haches gauloises beschrieben und auf die verschiedenartigste Weise gedeutet werden (vergl. u. A. Congrès Scientifique de France. X. Session. Strassburg 1843. T. I. p. 347—350.). Hier aber hat der Verf., was nach unserer Ansicht

Digitized by Google

Schreiber vollkommen richtig nur für verschiedene Formen eines und des nemlichen Gegenstandes ansieht, in drei Waffengattungen getrennt, deren erste mit breiterer Schneide er Axthämmer nennt, während er bei den beiden andern, in der Form übrigens ganz ähnlichen, einen Unterschied darin findet, ob der hölzerne Stiel in eine Oeffnung der Erzwaffe gezwängt, oder ob diese in dem gespaltenen Holze befestigt wurde. Der letztern Gattung gibt er den Namen Paalstäbe (von paal, Spaten, Hacke) und nur der erstern vindicirt er die Benennung Celte, Streitmeissel. Wir glauben im Gegensatze zum Verf., dass nur die breitere oder schmalere Form der Schneide als Eintheilungsgrund zu berücksichtigen sey, weil dadurch die Verschiedenheit des Gebrauchs bedingt wurde, während die Art und Weise der Befestigung an den Stock bei gleicher Brauchbarkeit und Anwendung der Waffe der Laune des Verfertigers oder Bestellers überlassen blieb. — So finden sich denn auch dort, wo die Funde grösserer Sammlungen dieser Waffen Giessstätten oder doch gleichzeitige Niederlagen verrathen, wie z. B. Ackenbach bei Heiligenberg, Münchhof bei Stockach, Bronnen bei Messkirch, zwar meistens gleiche odr ähnliche Umrisse, aber ganz verschiedene Art der Befestigung. —

S. 12—16 erwähnt der Verf. der gefundenen Thongefässe verschiedener Art, welche Taf. IV. abgebildet sind, bei welchen wir vor Allem die Beobachtung festhalten müssen, dass dieselben in Form und Verzierung bei weitem geschmackvoller sind, als jene, welche theils den germanischen, theils den celtischen Bewohnern Südteutschlands und Helvetiens zugeschrieben werden (vergl. Mittheilungen der Züricher antiq. Gesellschaft. Bd. I. Pl. II., Alterthümer von Rottweil als Jahresbericht des dortigen Vereines von 1832. Taf. II. u. s. f.). — Ja, sie nähern sich, obwohl von eigenthümlicher Gestalt, der Zierlichkeit römischer Ceramentik und bieten u. A. das Merkwürdige dar, dass in einem grössern Gefässe mehrere kleinere eingebrannt gefunden wurden (fig. 19). Dass die urnenförmigen indessen nicht bloss zur Aufbewahrung der Asche verbrannter Leichen dienten, so dass dieses sogar selten der Fall sey und meistens dieselben in Leichengrüften (als Speise- und Trinkgefässe) gefunden worden seyen, ist auch vom Verf. eingestanden. — Am dürftigsten ist jedoch nach des Ref. Ansicht der Abschnitt Opferplätze und Ustrinen (Stellen, an denen man Todte verbrannte) behandelt,

Digitized by Google

was wohl daher rührt, weil der Verf. ohne eigene Anschauung fremden Autoritäten nachschreibt. Es fehlt nemlich überall die genauere Beschreibung der Lage menschlicher und thierischer Ueberreste, welche beide auch in unsern Hünengräbern gemischt vorkommen, jedoch in der Ordnung, dass letztere als Beigaben ersterer nicht zu verkennen sind, wie u. A. Wilhelmi oft genug dargethan hat. — Mit der Beschreibung einiger Erdwälle, welche der Verf. den keltischen Bojen zuzuschreiben geneigt ist, schliesst sich der aufzählende Theil der heidnischen Alterthümer, welchem noch einige zweckmässige Andeutungen beigegeben sind, die als Richtschnur bei der Entdeckung und Untersuchung heidnischer Grabstätten dienen können. — Hieran aber knüpft sich der bedeutendste Abschnitt des Werks: „Historische Bedeutung der Heidengräber." — Wenn bei uns nach Ausschliessung römischer Beerdigung nur zwei Völker, Germanen und Kelten die Ehre der Grabhügel sich streitig machen, so ist in Böhmen zu den marcomannischen Deutschen und den keltischen Bojen ein dritter Bewerber getreten, die slawischen Czechen. Den letztern nun ist der Verf. geneigt, die mit Töpferwaare und Stein- sowohl, als Erz-Waffen versehenen Gräber zuzueignen. Es fehlt auch dieser Ansicht nicht an einer gewissen a priori-stischen Unterstützung. Denn Schafarik hat in seinem sehr gründlichen Werke „Die slawischen Alterthümer" (II. Bd. S. 410 ff.) als wahrscheinlich dargethan, dass die Czechen (um 450 n. Ch.) nur wieder die alten Wohnsitze als Eroberer aufsuchten, aus denen sie von den keltischen Bojen verdrängt worden waren, folglich können die ältesten Gräber slawischen Ursprungs seyn. — Es kann dieses dann aber auch gegen den Verf. angewendet werden, wenn er (S. 36) glaubt, man dürfte die Hügel der Slawen, „als der spätesten Heidenzeit angehörend", durch bestimmte Merkmale unterscheiden können; — denn dieses kann doch nur von den letzten Eroberern des Landes gelten. —

Eine andere Vorfrage, die beantwortet werden musste, war, ob die Slawen jene Waffen und Geräthschaften, welche in den fraglichen Gräbern gefunden werden, und welche der Eine sonst den Celten, der Andere den Germanen zuschreibt, kannten und gebrauchten. Und hier ist der Verf. glücklicher als Wilhelmi, welcher oft zu späten Quellen, wie zu Tegner's Frithofssage, seine Zuflucht nimmt (IV. Jahresbericht.

Digitized by Google

S. 17.) — auf dem richtigen Wege, da er die alt-slawischen Dichtungen Libusin saud (vielleicht aus dem IX. Jahrh.) und die noch aus der heidnischen Zeit Böhmens stammenden Dichtungen der Handschrift von Königinhof Jelen, Zaboj, Slawoi a Ludeck, Cestmir a Wlaslaw und Zbyhon zu Rathe zieht. Hier findet er nun den Streithammer von Stein und Eisen (letzterer, wohl zu merken, nur aus den spätern Dichtungen Libusin saud und Zbyhon), Speer und Lanze, den dreihäutigen Schild, geheiligte Gefässe, Opferschmaus bei Leichenbegängnissen, Brandopfer. — Es wäre also wenigstens dargethan, sämmtliche Gräber den Slawen zu vindiciren, mit Ausnahme der mit Broncewaffen versehenen, welches Metall nicht erwähnt wird. — Ob aber nicht die Bestattungsweise für ein Volk insbesondere spricht? — Nein, denn aus den gleichzeitigen Gedichten Cestmir a Wl. und Jelen ist p. 59 dargethan, dass bei den Slawen eben so gut beide Arten, der Leichenbrand und das Begräbniss neben einander vorkamen, wie auch deutsche Gräber sich zeigen, obwohl Tacitus vom Verbrennen der Leichen spricht, und auch bei den Kelten beides wahrscheinlich wird, wiewohl nach den Beobachtungen Schreiber's bei diesem Volke nur Beerdigung stattfand (vergl. Battissier, Elém. d'archéol. nat. p. 172. Il arrive aussi que les cendres du défunt occupaient le centre de l'aire du tumulus). Auch die Angabe von Schreiber, auf dessen Arbeiten der Verf. nach Gebühr Rücksicht nimmt, dass die Steinwaffe, der Donnerkeil das charakteristische Kennzeichen germanischer Gräber sey, wird von diesem zwar durch die Erwähnung des zum Wurf geeigneten Hammers in slawischen Gedichten eingeschränkt; — wie uns aber dünkt, nicht mit vollem Rechte, denn das Material, aus welchem er besteht, ist in keiner Stelle jener Gedichte angegeben. Wenn vollends der Verf. meint, die in Polen gefundenen steinernen Keile zeugen gegen Schreiber, weil nie ein deutscher Stamm dorthin gekommen, so hat er wohl nicht bedacht, welchen Weg die deutschen Stämme (schon nach der geographischen Lage, dann aber auch positiv durch Schafarik nachgewiesen) von der Ostsee zum schwarzen Meere genommen haben. —

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 59. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wocel: Böhmische Alterthumskunde.

(Schluss.)

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so hat der Verf. seine Gräber nicht mit untrüglicher Bestimmtheit den Slawen zuschreiben können, aber doch die Möglichkeit dargethan, dass dieses Volk auch in den Gräbern eine Spur zurückgelassen habe. Um mit Bestimmtheit zu sagen, die Gräber mit künstlichen Aschenurnen gehören den Urslawen, die ohne Beigaben den Marcomannen, die mit künstlichen Broncewaffen den Kelten, die mit Eisenwaffen und Geräthen den spätern Czechen (denn dieses ist des Ref. Ansicht) sind noch nicht genug Gräber geöffnet, namentlich nicht mit der gehörigen Sorgfalt beschrieben. Dem Verf. darf aber darüber kein Vorwurf gemacht werden, denn in seinen Anweisungen hat er die richtigen Fingerzeige zur Behandlung der Gräber gegeben, und in Benützung der slawischen Dichter den rechten Weg gründlicher Beurtheilung derselben betreten. Ja wenn er nur die Rechtfertigung der wendisch-slawischen Bildung gegen die Vorwürfe sogar neuerer deutscher Alterthumsforscher (S. 37—46) gegeben hätte, würde er schon dadurch hinlängliche Ansprüche auf unsere Anerkennung haben. Wir schliessen mit dieser Anerkennung die Anzeige der ersten Abtheilung seines Werkes, welche uns besonders genauere Auseinandersetzung zu verdienen schien, und begnügen uns, in kurzem Ueberblicke noch dem Inhalte der II. Abtheilung „Alterthümer des Mittelalters" zu folgen. — In dem Abschnitte Dichtkunst wird eine genauere Charakterisirung der oben angeführten slawischen, zum Theil noch weit in das Heidenthum zurückreichenden Dichtungen gegeben (S. 67—76), sodann der christlich-mittelalterlichen Dichtungen der Handschrift von Königinhof, ferner der Alexandreis gedacht, deren Vergleichung mit den Dichtungen des Lambert von Chateaudun und Alexander von Paris gewiss zu interessanten Ergebnissen führen würde (Hft in der Bibliothek des Prager Domcapitel); — ferner eines Auto Santo in komischer Behandlung, endlich Dalimils Reimchronik u. A. — Unter der Ueberschrift Architektur werden die Eigenthümlichkeiten des Rund- und Spitzbogenstyls behandelt, letzterer namentlich dem Orient zugeschrieben, was rücksichtlich der germanisch-nordischen Eigenthümlichkeit der ganzen Construction sicherlich den Widerspruch der Architekten erfährt, wenn auch der Spitzbogen im Allgemeinen, schon, bevor an eine Einwirkung der Abendländer gedacht werden kann, im Oriente vorkommt. — Für die Eigenthümlichkeiten beider Arten werden böh-

Digitized by Google

mische Musterarten citirt und Abbildungen gegeben. Der Bauart der Burgen und ihrer Einrichtung ist der Abschnitt S. 102—123 gewidmet. Sehr reichhaltig und belehrend ist der Abschnitt Malerei (S. 124—156), während der Abschnitt Sculptur mehr von historischen Nachweisungen, als von erhaltenen Denkmälern redet, weswegen am Schlusse der Verf. den dringenden Wunsch ausspricht, dass man in seinem Vaterlande die Werke der alten Architektur, Malerei, Sculptur schonen, erhalten und würdigen möge. — „Ein Volk", sagt er mit wehmüthigem Blick auf die Unterordnung des Slawenthums, „kann aber auch durch Unglücksfälle und anhaltende materielle Bestrebungen auf fremde Bahnen gerathen, wo der Sinn für die Würdigung der eigenen thatenreichen Vorzeit sich abstumpft; es kann mit Gleichgiltigkeit an den Denkmalen seiner Vorzeit vorüberwandeln, ja gleichgiltig ihre Zerstörung anblicken; — da ist es nun die Pflicht der Gebildeten, die den hohen Werth des nationalen Kunsteigenthums erkannt haben, den Sinn und das Gefühl des Volkes zu wecken, sein Auge zu kräftigen, dass er stolz aufblicken möge zu den Zeugen seiner grossen Vergangenheit!" — Mit diesen Worten, die so sehr auf das eigene Vaterland ihre Anwendung finden, welches sonst so gerne mit gewissem Stolze auf minder glückliche Völker herabblickt, schliesst Ref. seine Anzeige und wünscht, dass der Verein, welcher das beurtheilte Werk hervorgerufen, fortan seine geregelte Thätigkeit auf die gründliche Erforschung dieses Zweiges der Geschichte richten möge, über welchen zwar die Banausie neuerer Zeit oft mit vornehmer Gleichgiltigkeit lächelt, dessen Bedeutung aber der billig denkende Forscher nicht verkennen kann.

Druck und Papier sind gut, die Steindrucktafeln sauber ausgeführt.

Fickler.

KURZE ANZEIGEN.

Medizin.

Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung, nebst Bemerkungen über den Tarantelltanz und die Beriberi. Von Dr. Ernst Con. Wicke, prakt. Arzte zu Bleckede im Fürstenthum Lüneburg. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1844. XXX. und 486 S. gr. 8.

Das Nervensystem, obwohl die anerkannt tüchtigsten Forscher sich mit der Ergründung seiner Gesetze beschäftigen, um dasselbe in seinen physiologischen und pathologischen Verhältnissen aufzuhellen, ist nichtsdestoweniger noch durchaus nicht von jener Klarheit durchdrungen, welche unserer Erkenntniss vor allen Noth thut, wenn wir in das Verständniss der thierischen Oekonomie eindringen sollen. Noch eine Menge unklarer Begriffe, Erbstücke früherer Jahrhunderte, stehen an der Spitze der Nervenphysiologie und Pathologie, von

Digitized by Google

denen wir uns erst loszumachen suchen müssen, wenn an eine fruchtbare Bearbeitung dieser Disciplinen gedacht werden soll. Es ist daher begreiflich, dass die Semiotik und Therapie der Nervenkrankheiten noch nicht sehr gefördert worden ist, da es ja an der Einsicht in das Princip des Nervensystems noch so sehr fehlt. Nichtsdestoweniger können diese Leiden nicht umgangen werden. Sie drängen sich uns auf, ja sie zwingen uns gleichsam durch ihre Häufigkeit und Vermehrung, unser besonderes Augenmerk auf sie zu richten. Unter diesen Umständen ist es gewiss ein dankenswerthes Unternehmen, durch gründliche und vieljährige Forschungen zur Feststellung der Principien, zur Aufhellung der Begriffe beizutragen.

Diess hat nun der Verf. des vorliegenden Werkes für jene Affektionen des Nervensystems versucht, welche man bisher unter den historischen Collektivnamen „Veitstanz, Chorea, Tanzsucht" etc. zusammengestellt hat. Zwar hat schon Wichmann in seinen Ideen der Diagnostik auf eine Unterscheidung der unter diesem Namen begriffenen Leiden gedrungen und hat den Anfang dazu gemacht, indem er den englischen (Chorea Sydenh.) vom deutschen (grossen) Veitstanze trennte. Aber, obwohl ihm nicht unwichtige Schriftsteller hierin beipflichteten, ist diese Unterscheidung doch grösstentheils wieder vergessen worden. Ja man hat sogar an der Selbständigkeit dieser Krankheit gezweifelt, und wie Schönlein that, die sie bildenden Affektionen den Unterarten der Hysterie beigeordnet. Durch einen Fall, der ihm von Himly im Göttinger Klinikum übertragen wurde, ward der Verf. zuerst auf diese Krankheit aufmerksam und hat sie seither zum besondern Zweck seines Studiums gemacht. Er schliesst sich an Wichmann's Ansicht über die Trennung des Veitstanzes in den grossen (deutschen) und den kleinen (englischen), und während er für ersteren den Namen Veitstanz beibehält, schlägt er für den letztern den der unwillkürlichen Muskelbewegung vor. Der Verf. hat mit wahrhaft deutschem Fleisse alles gesammelt, was in der medizinischen Literatur über die fragliche Affektion zu finden war, und führt über den Veitstanz fast anderthalb hundert, und über die unwillkürlichen Muskelbewegungen über dreihundert Schriften an. Seine praktischen Beobachtungen stützen sich auf 3 Fälle vom Veitstanz und 16 Fälle von unwillkürlicher Muskelbewegung, welche er behandelte.

Seine Arbeit zerfällt also in 2 Theile, deren Erster dem Veitstanze, der Zweite der unwillkürlichen Muskelbewegung gewidmet ist. Die Einleitung bildet die Geschichte des Veitstanzes, sein Entstehen, seine Ausbildung und Verbreitung in Deutschland, England, Frankreich und andern Ländern. Der Verf. geht hiebei weniger vom Standpunkte der Epidemiographie, als vielmehr von dem literarhistorischen aus, indem er die Ansichten zusammenstellt, welche in den Schriften gleichzeitiger Autoren über diese Krankheit enthalten sind. Verf. zeigt, wie Wichmann bloss einen graduellen Unterschied zwischen Veitstanz und unwillkürlicher Muskelbewegung statuire, indem er die Letztere als leichtern Grad dem Erstern unterordne, von diesem aber die epileptischen Bewegungen ausschloss. Dagegen erklärt sich nun der Verf., da er beide Krankheitsformen für wesentlich verschieden hält; denn es seien keine Fälle bekannt, wo die unwillkürlichen Muskelbewegungen als der vermeintlich geringere Grad in den grossen Veitstanz bei ihrer Verschlimmerung, oder umgekehrt dieser Letztere bei seiner Abnahme in jene übergegangen wäre, und ebensowenig solche,

Digitized by Google

welche mit Grund für Mittelzustände zwischen beiden Extremen angesehen werden könnten. Die unterscheidenden Merkmale des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegungen stellt der Verf. S. 112 in nachfolgender Parallele zusammen:

„Der grosse Veitstanz erscheint nur in Paroxysmen mit grösseren oder geringeren Intermissionen, selbst von mehreren Tagen und länger; die unwillkürliche Muskelbewegung ist dagegen eine anhaltende Krankheit, deren Symptome aber nicht immer, nur während des Schlafes aussetzen, dann aber beim Erwachen sofort wiederkehren. — Das Geistige ist im grossen Veitstanze wesentlich und auf die verschiedenste Weise afficirt, und bilden die Symptome der psychischen Affektion einen Hauptbestandtheil der Krankheitserscheinungen. Dieselbe äussert sich im Allgemeinen durch ein öfters aufgehobenes Bewusstsein, Steigerung der Phantasie, sogenannte Sinnestäuschungen, ein bald gesteigertes, bald geschwächtes Erinnerungsvermögen, Alienationen des Verstandes, die mannigfaltigsten Gemüthsverstimmungen und einem unfreiwilligen Trieb zur Ausübung der verschiedensten zwecklosen Handlungen. In der unwillkürlichen Muskelbewegung leidet das Geistige wesentlich und primär niemals, höchstens nur sekundär, sehr selten nur die Geisteskräfte, öfters das Gemüth, und äussert sich hier das dann dauernd vorhandene Leiden jener durch eine Schwäche, das Leiden dieses durch eine Verstimmung; das Bewusstsein ist niemals aufgehoben. Während der Kranke nach dem Anfalle des grossen Veitstanzes des in demselben Geschehenen sich nicht erinnert, ist derselbe in der unwillkürlichen Muskelbewegung zu jeder Zeit des Vorgefallenen sich bewusst. — Die Sinne sind im grossen Veitstanze häufig theilweise oder allgemein gesteigert, oder gänzlich aufgehoben, oder es befinden sich die einzelnen in einem entgegengesetzten Zustande, und ist das Gemeingefühl auf verschiedene Weisen krankhaft afficirt; in der unwillkürlichen Muskelbewegung leiden dagegen jene höchstens nur ausnahmsweise und sekundär, und äussert sich hier das Leiden nur durch eine gesteigerte Empfindlichkeit (nicht Schärfe) oder Abstumpfung; krankhafte Sensationen gehören ihr nicht an. — Die krankhafte Thätigkeit des unwillkürlichen Muskelsystems äussert sich im grossen Veitstanze durch, nicht auf gewisse Theile beschränkte, klonische und tonische Krämpfe, Katalepsis und partielle Lähmungen; in der unwillkürlichen Muskelbewegung aber nur durch klonischen, oft nur auf einzelne Theile oder eine halbe Seite für die ganze Dauer der Krankheit beschränkten Krampf. — Im grossen Veitstanze treten krankhafte Affektionen in allen mit Muskelfasern versehenen Organen auf, in der unwillkürlichen Muskelbewegung nur im willkürlichen Muskelsysteme. — Die willkürliche Muskelthätigkeit ist im Anfalle des grossen Veitstanzes während der Abwesenheit eines krampfhaften, kataleptischen oder paralytischen Zustandes des betreffenden Theiles, insofern nur das Bewusstsein zugegen, durchaus unbehindert, so die Sprache, das Schlingen, ja es zeigt sich bei Ausübung der gedachten unfreiwilligen Handlungen oft eine ausserordentliche Behendigkeit, Kraft und Sicherheit; ausser dem Anfalle ist sie in der Regel unverletzt; in der unwillkürlichen Muskelbewegung dagegen während der ganzen Dauer der Krankheit ununterbrochen mehr oder weniger mangelhaft, durch krankhafte Thätigkeit mit dificirt, und durch Schwierigkeit, Unbehülflichkeit, Schwäche und Unsicherheit ausgezeichnet."

Jahrh

Digitized by Google

Diess ist das Resultat der pathologischen Forschungen des Verf. Die nachfolgenden beiden Theile enthalten nun in 7 Abschnitten: 1) Namen und Begriff, 2) Nosographie, 3) Aetiologie, 4) Verschiedenheit von Andern, Einfachheit, Complikation, 5) Therapie, 6) Prognose, 7) Diagnose der betreffenden beiden Krankheitsformen mit Gründlichkeit und Vollständigkeit abgehandelt. Wir müssen desshalb auf das Werk selbst verweisen, welches besonders hierin den Anforderungen an eine Monographie vollkommen entspricht, und wollen nur noch die Ansicht des Verf. über Sitz und Wesen der Krankheitsformen hören. „Der grosse Veitstanz ist ein eigenthümliches Nervenleiden, das sich nicht unter den Begriff der psychischen, krampfhaften oder Lähmungskrankheiten bringen lässt, indem sich ausser einer Affektion des Nervensystems und der einzelnen die verschiedenen Systeme und Organe beherrschenden Theile desselben, im selben Anfalle die Erscheinungen der gestörten psychischen Thätigkeit, wie alle nur möglichen krankhaften Zufälle im Muskelsysteme zeigen“ .... „der Sitz der Krankheit muss allen Umständen nach im Gehirn angenommen werden. Welcher Theil desselben aber der leidende sei und worin das Wesen der Krankheit bestehe“, gesteht der Verf. nicht angeben zu können und enthält sich aller Hypothesen. Die unwillkürliche Muskelbewegung glaubt der Verf. nothwendig zu den Krämpfen rechnen zu müssen. „Den Sitz derselben müssen wir bei Erwägung der wesentlichen Symptome in dem Theile des Mittelgehirns annehmen, der aus den vordern Strängen des Rückenmarks sich entwickelnd den Uebergang zum grossen Gehirn bildet, oder in manchen Fällen tiefer unten in den vordern Strängen des Rückenmarkes selbst“ .... „das Wesen der unwillkürlichen Muskelbewegung betreffend, so wollen wir es nur als eine Vermuthung ausgesprochen haben, dass dasselbe vielleicht in der fortdauernden krankhaften Erzeugung desjenigen rein dynamischen (oder materiellen?) Agens bestehe, das sonst nur durch den Impuls des Willens behuf der Muskelbewegung hervorgerufen und in Thätigkeit gesetzt wird. Jedenfalls würde aber der Grund dieser Erzeugung in einer spezifisch-krankhaften Thätigkeit der betreffenden Nervenparthie zu suchen und diese auch dann noch als nächste Ursache anzusehen sein, wenn man jenes erstgenannte Verhältniss nicht zulassen wollte, da die Erfahrung einen verschiedenen Stand der beiden Faktoren der Sensibilität zeigt also eine quantitative Disharmonie zur Erklärung nicht benutzt werden kann.“ —

Beigefügt ist dem ersten Theile eine kurze Abhandlung über den Tarantelntanz, welcher in der Hauptsache für einen Wahnsinn angesehen wird, welcher darin bestand, „dass die von einer Tarantel (oder einem Skorpione) Gebissenen wähnten, nur durch einen, und zwar nach bestimmten musikalischen Weisen auszuführenden Tanz von den (zum Theil durch Vorstellung und Angst erst hervorgerufenen) Folgen des Bisses hergestellt werden zu können, und dass die den Tanz zur Herstellung erfordernden körperlichen Leiden alljährlich sich erneuten, wozu bei andern nicht Gebissenen noch der Wahn hinzukam, gebissen zu sein.“

Dem zweiten Theile folgen als Anhang Bemerkungen über die Beriberi, ein in Ostindien endemisches Leiden mit allgemein hydropischen, mehr oder minder paralytischen Zufällen, welches der Verf. aus einer rheumatischen Affektion des Gangliennervensystems andeutungsweise erklären zu können glaubt.

Digitized by Google

Diess möge genügen, um auf das grosse Interesse dieser Schrift sowohl für die Wissenschaft als für die Kunst der Arzneikunde hinzuweisen. Der Styl ist zwar, wie aus obigen Proben erhellt, nicht immer fliessend genug; aber das mag man dem meist mit praktischen Forschungen beschäftigten Verf. wohl zu gute halten. Druck und Ausstattung sind vorzüglich.

Die Harnbeschwerden, ihre Ursachen und Wirkungen, sowie ihre Behandlung. Zur Belehrung für gebildete Nichtärzte von Dr. Gustav Seydel, prakt. Arzte zu Dresden, Mitgliede etc. Dresden und Leipzig, in der Arnoldi'schen Buchhandlung. 1844. IV. und 179 S. 12.

„Da die Krankheiten der Urinwerkzeuge", sagt der Verf. in dem Vorwort, „von Nichtärzten im Allgemeinen häufig falsch beurtheilt werden, da in Bezug auf ihr Entstehen, ihre Systeme und Behandlung viele Vorurtheile und irrige Ansichten herrschen, welche dem Kranken nachtheilig sein müssen, so war bei Ausarbeitung vorliegender Schrift mein Hauptzweck der, Nichtärzte mit den Symptomen, mit den Folgen und selbst mit den Grundsätzen, welche man bei der Behandlung jener zu befolgen hat, bekannt zu machen." Die Tendenz ist also eine durchaus lobenswerthe. Indess das ist fast bei allen populär-medizinischen Schriften der Fall. Die Autoren derselben gehen von dem gewiss anerkennenswerthen Grundsatze aus, dass sie die betreffenden leidenden Individuen aufmerksam machen wollen auf ihren Zustand, dass sie dieselben aufklären wollen über die Ursachen desselben. Aber hiemit kommen sie sogleich auf die praktische Seite; sie schlagen Mittelchen vor und Behandlungsweisen, welche da und dort, in diesem und jenem Falle geholfen haben, und hiemit ist dem Selbstdoktern und der Quacksalberei Thür und Thor geöffnet.

Diess ist nun bei der vorliegenden Schrift nicht der Fall. Der Verf. bleibt durch das ganze Werkchen seinem Grundsatze getreu, Laien nur auf die Wichtigkeit der Leiden der Harnwerkzeuge aufmerksam zu machen, die falschen Ansichten, welche über dieselben und ihre Entstehung unter den Uneingeweihten herrschen, aufzuklären, die Arten zu fixiren, mit einem Worte, den Leser zum zweckmässigsten Gebrauche des Arztes vorzubereiten und aufzumuntern. Desshalb sendet er auch in der Einleitung eine kurze anatomische Beschreibung der Harnwege voraus, spricht vom verschiedenen wechselnden Zustande des Harns, von seinen Modifikationen je nach Lebensart, Nahrung u. s. w., von seinen Salzen und ihren Veränderungen.

Der erste Abschnitt handelt „über die Krankheiten der Harnorgane und ihre Behandlung im Allgemeinen", und enthält gewissermassen die allgemeine Pathologie und Therapie der Harnwege in Umrissen. Besonders wird hier der Katheterismus besprochen und das gegen ihn herrschende Vorurtheil widerlegt.

Der zweite Abschnitt handelt „über die Krankheiten der Harnorgane und ihre Behandlung im Besondern", und zwar zuerst I. von der „Verengerung der Striktur der Harnröhre". Der Verf. scheidet dieselbe, wie üblich, in die entzündliche, krampfhafte und organische, stellt ihre Symptome und Ursachen vollständig dar und bespricht zuletzt die Behandlungsmethoden, unter welchen er

Digitized by Google

der Erweiterung durch Bougie und Katheter den Vorzug gibt. In gleicher Weise werden II. „Blasencatarrh“ oder Schleimhämorrhoiden der Blase, auch Blasenschleimfluss genannt; III. „Schwäche und Lähmung der Blase“; IV. „krankhafte Reizbarkeit und Krampf der Blase, sowie des Blasenhalses“; V. „Verdickung und Verhärtung der Harnblase“; VI. „Blutharnen und Blasenhämorrhoiden“; VII. „die Krankheiten der Vorstehendrüse“; VIII. „die Harnverhaltung“; IX. „der Harnfluss, oder das Unvermögen, den Harn zu halten“; X. „Harngries und Harnsteine“ fasslich und in jeder Weise genügend besprochen. Der Verf. handelt zwar von der Behandlung dieser Leiden, er hütet sich aber wohl, Mittelchen anzupreisen, welche nur zu leicht zum Missbrauch reizen, sondern beschränkt sich darauf, die Nichtärzte über die Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit derselben zu unterrichten, so dass sie einerseits sich lieber dem Arzte in so delikaten Umständen anvertrauen, anderseits aber auch die nutzlose Aengstlichkeit überwinden lernen, welche nicht selten dem Arzte zur Pein und dem Patienten zum Verderben wird.

So begrüssen wir also in dem vorliegenden Werkchen eine recht zweckmässige Arbeit, welche den andern in diesem Fache zum Muster dienen kann. Druck und Ausstattung sind gut.

Das Seebad Ostende. Ein Buch für Kurgäste von Dr. Hartwig, prakt. Arzte, Mitgliede etc. Nebst einem Anhange für Reisende durch Belgien, sowie einer Ansicht und einem Plane von Ostende. Frankfurt a. M., bei C. Jügel. 1845. X. und 165 S. 12.

Der Verf., praktischer Arzt früher zu Antwerpen und nun zu Ostende, wo er sich seit mehreren Jahren während der Badesäson aufhält, gibt uns mit vorliegender Schrift ein sehr dankenswerthes Werkchen über den Gebrauch der Seebäder im Allgemeinen und den Werth und die Bedeutung von Ostende für Deutschland insbesondere. Es ist natürlich, dass bei der Schnelligkeit und Billigkeit, mit welcher man von ganz West- und Süddeutschland nach den Bädern der Nordsee gelangen kann, diese, und vorzüglich Ostende, einen grossen Einfluss auf den Gebrauch der Badekuren am Meeresstrand auszuüben anfangen, und so sehen wir denn auch, dass sich der Zuzug aus Deutschland nach Ostende jährlich steigert, und während die Franzosen und Engländer in der Regel nach ihren inländischen Bädern sich lieber wenden, kann man mit Recht sagen, dass Ostende als deutsches Seebad Bedeutung gewinnt.

Das Schriftchen zerfällt in einen allgemeinen und einen medizinischen Theil. Der allgemeine handelt von der Lage Ostende's, von den physikalischen Eigenschaften des Meeres, von der chemischen Zusammensetzung des Seewassers, von den physischen Revolutionen der flandrischen Küste und schliesst mit einer kurzen Geschichte der Stadt Ostende. Der Verf. verbreitet sich hier in fünf Capiteln kurz und lehrreich über den verschiedenen Stand des Meerspiegels, über die Tiefe des Meeres, die absolute und relative Temperatur desselben, über das Leuchten und seine Ursachen (nach Humboldt und Tilesius), über die dreifache Bewegung der See, nämlich durch Ebbe und Fluth, durch Wellenbewegungen und Strömungen u. s. w. Sehr interessant ist das 4. Capi-

Digitized by Google

tel, wo der Verf. nach Belpaire's klassischer Abhandlung in den Memoiren der Brüssler Akademie die Revolutionen schildert, welche die Küste von Flandern schon überstanden hat. Wir sehen da die Torfmoore, welche zu Cäsars Zeiten bereits genannt werden und nun 15 Schuh unter dem Meeresspiegel liegen, dann die Ueberfluthungen, die Dämmebildung und die nachfolgenden Meereinbrüche, sowie uns das 5. Capitel Ostende und Belgien bald den Spaniern, bald den Holländern und Engländern, bald den Franzosen preisgegeben, von allen ausgepresst und von Deutschland, dem es physikalisch und politisch angehört, verlassen zeigt.

Der medizinische Theil handelt im 1. Capitel über die Art der Wirkung der Seebäder. Der Verf. weist darauf hin, dass man die Seebäder nicht künstlich erzeugen könne, wie etwa Heilquellen, sondern dass dieselben nur im Meere zu gebrauchen seien. Die primäre Wirkung der Seebäder ist die aller kalten Bäder, nämlich ein peripherischer Krampf, welchem aber viel rascher, als bei den Süsswasserbädern, meist nach wenigen Augenblicken die centrifugale Reaktion folgt. Da dem Verf. nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Physiologie die Resorptionskraft der Haut sehr zweifelhaft scheint, so glaubt er die resolvirende Wirkung der Seebäder nicht allein den aufgesogenen Chlor-, Jod- und Bromsalzen zuschreiben zu müssen, sondern mehr als Folge der allgemeinen Erregung ansehen zu dürfen. Allerdings sind indess die Salze, sowie Wellenschlag und Seeluft bei der Beurtheilung der Seebäder nicht zu übersehen. „Vermöge des Zusammentreffens so vieler stärkender, belebender Einflüsse sind die Seebäder ein höchst energisches, tonisches Mittel; sie stärken Haut, Muskelsystem, Nerven, und in der allgemeinsten Bedeutung Körper und Seele. In Folge dieser allgemeinen Erregung und auch wohl der Absorption salinischer Theile haben sie auch eine resolvirende Wirkung, und sind ein vorzügliches Mittel, wo das Lymphsystem entweder zu torpide oder zu reizbar ist."

Im 2. Capitel wird die Wirkung der Seebäder in besondern Krankheiten besprochen. Nervenleiden stehen hier obenan; dann Augenkrankheiten, Affektionen der Membranen (Catarrhe, Rheumatismen, chronische Hautausschläge), Gicht, Skrofeln, Lähmungen, Störungen des Geschlechtslebens in beiden Geschlechtern (Chlorose, besonders in Verbindung mit Eisenwässern) — Alle diese Affektionen werden hier berücksichtigt; man sieht welch ein weites Feld! und ausserdem wird der Gebrauch der Seebäder als Nachkur nach Thermen, welche nicht selten durch ihre resolvirende Wirkung reine Schwäche zurückgelassen, zur Stärkung empfohlen.

Das 3. Capitel gibt eine Uebersicht der Umstände, die den Gebrauch der Seebäder gänzlich oder temporär verbieten. Der Verf. zählt hieher: allgemeine und örtliche Vollblütigkeit (Congestionen), entwickelte Tuberkulose, organische Leiden des Herzens und der Arterien, allgemeine Schwäche mit Reaktionsmangel, Desorganisation edler Organe, Schwangerschaft und hohes Alter.

Das 4. Capitel bespricht die Unpässlichkeiten, welche durch das Seebad veranlasst werden, und das 5. die Regeln, welche vor, während und nach dem jedesmaligen Baden zu beachten sind. Im 6. Capitel wird erörtert: wann und wie oft gebadet werden soll. Der Verf. spricht sich hier sehr energisch gegen die Unsitte aus, ohne die nothwendigen Pausen in möglichst kurzer Zeit eine Menge Bäder zu nehmen, wodurch sich die Patienten jenem Bauern gleichstel-

Digitized by Google

len, der eine Arznei, statt sie nach ärztlicher Verordnung in den nöthigen Zwischenräumen und in kleinern Dosen zu nehmen, auf einmal und ganz nahm, um des unangenehmen Wiederholens überhoben zu sein. Das 7. Capitel bringt zweckmässige Verhaltungsregeln für den Badegast während der Cur, und das 8. gibt die verschiedenen Methoden an, nach denen man das Seewasser, im warmen Seebad, zur Douche, zu Sturz- und Staubbädern gebrauchen kann, sowie endlich seine innerliche Anwendung als Trinkkur und zu Klystir angeführt wird.

Das letzte Capitel zeigt auf einem Fluge durch Belgien dem fremden Badegast die interessantesten Punkte und die merkwurdigsten Gegenstände, woran diess historisch so berühmte Land so reich ist. — Das Schriftchen ist ebenso zeitgemäss als anziehend geschrieben, und so wünschen wir ihm den besten Erfolg, und wenn wir Deutsche alle Welt auf unsern Geldbeutel spekuliren lassen, so sehn wir nicht ein, warum der Belgier nicht noch am ersten davon seinen bescheidenen Theil verdient, zumal wenn er so deutsch gesinnt ist, wie der Verf. Druck und Ausstattung sind eben so schön als gefällig.

Die Homöopathie und Allopathie auf der Wage der Praxis. Von Dr. Wilhelm Elwert, k. hannov. Hofmedikus etc. Bremen, bei Geisler 1844. X. und 193 S. gr. 8.

Ein im gewöhnlichen polemisirenden Style geschriebenes Werkchen, welches durch die Zusammensetzung einzelner, zu verschiedenen Zeiten entstandener Abhandlungen entstanden ist. Der Verf. beginnt im ersten Capitel mit Klagen über den Zustand der Arzneimittellehre der „vulgären Schule", den er nach den Worten einiger ihrer Anhänger und Vertreter — selbst ordentlicher Professoren der Medizin — als sehr im Argen liegend darstellt. Im Allgemeinen kann hierin dem Verf. auch nicht widersprochen werden und die neuesten Schriften über diesen Gegenstand, die gerühmtesten Vorträge, zu denen die eifrigen Schüler in der süssen Hoffnung strömen, doch einmal Licht zu empfangen in der Finsterniss babylonischer Verwirrung, sie geben nur ein klägliches Bild von der Unzulänglichkeit unserer Wissenschaft, von der Untüchtigkeit unserer Methode und von der eingebornen Faulheit und Trägheit, welche uns, da wir doch das Fehlerhafte des bisherigen Verfahrens einsehen müssen, dennoch nicht dazu kommen lassen, mit festem Schritte die Schranke des Vorurtheils zu überschreiten und da Hülfe zu suchen, wo sie zu finden ist. Oder ist es nicht so?! Die Aerzte der physiologischen und rationellen Medizin, die das Experiment in der Physiologie und Pathologie über Alles stellen, die nur von exakten Thatsachen das Heil der Wissenschaft erwarten zu dürfen glauben, die Mikroskopie und Chemie als die einzigen Stützen am Krankenbette ansehen — diese Repräsentanten der mechanischen Anschauungsweise unserer Zeit, wann sehen wir sie auch in der Therapie, in der Pharmakodynamik diesen gerühmten Weg der sichern Beobachtung, der exakten Wissenschaftlichkeit einschlagen? Wo ist einer dieser berühmten Chemiatriker unserer Tage, der seine chemische Fertigkeit einmal zur Untersuchung und Vergleichung einiger Arz-

Digitized by Google

neimittel und zur Aufhellung ihrer Wirkungsweise in Krankheiten oder ihrer Verwandtschaft zu gewissen Systemen und Organen versucht hätte? Aber freilich in etlichen Auswurfstoffen herumzustüren und diess und jenes in und ein zu finden, was vielleicht auch schon ein Anderer gefunden, ist leichter und behaglicher und gibt schon viel schneller einen gelehrten Anstrich, weil es die grosse Masse der Aerzte dennoch zu nichts brauchen kann. Je mehr man diese aber durch alle Hülfsmittel der Diagnostik zur Erkenntniss und Unterscheidung der Krankheiten zu führen bemüht ist, um so schwerer muss alsdann jeden die Rathlosigkeit treffen, in welcher ihn schon bei dem ersten Versuche die Arzneimittellehre lässt.

Der Verf. des vorliegenden Schriftchens ergeht sich nicht in fruchtlosen Erklärungen des ὁμοιον παθον, oder des Simile, oder der kleinen Dosen u. s. w., sondern in den nachfolgenden 11 Capiteln bringt er verschiedene Gegenstände der ärztlichen Praxis, wie z. B. freiwilliges Hinken (2. Cap.), Apoplexie und Schwindel (3. Cap.), Hirnentzündung (4. Cap.), Abdominaltyphus (6. Cap.), chirurgische Operationen (8. Cap.), Blutungen (9. Cap.), Lungenentzündung (10. Cap.), Puerperalfieber (11. Cap.) u. s. w. zur Sprache, erörtert, wie viel oder wie wenig die „vulgäre" Medizin gegen dieselbe vermöge und knüpft dann Beobachtungen aus seiner eigenen (der homöopathischen Richtung angehörigen) Erfahrung daran. Dass es dabei nicht an manchem bittern Tadel des gegenwärtigen Verfahrens fehle, ist natürlich. Doch muss man dem Verf. das Recht angedeihen lassen, dass er nirgend die Schranke der wissenschaftlichen Forschung übertritt, noch sich in Persönlichkeiten, wozu doch so manchesmal Gelegenheit gegeben war, einlässt. Die Schrift ist jedenfalls lesens- und beherzigenswerth. Nicht dadurch, dass wir unsere Medikation vereinfachen — und wie vielseitig wird auch noch dagegen gefehlt — wird dieselbe rationeller. Nicht dadurch, dass wir Dosen verkleinern, wird unsere Behandlung wissenschaftlicher, sondern allein durch die richtige Wahl des betreffenden Mittels werden wir dieser Anforderung genügen. Diese Wahl aber können wir nur dann treffen, wenn wir die Bestandtheile des Mittels und seine Einwirkung auf den Organism genau kennen. Denn Galen sagte schon sehr treffend: „Sagst Du mir, die Arzneien seien an und für sich nichts, so hast Du recht; denn nur ihre richtige Anwendung macht sie erst zu etwas." Sapienti sat!

Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis von Dr. Joh. Heinr. Kopp, prakt. Arzte zu Hanau, kurhess. Geh. Obermed. Rathe etc. V. Bd. Frankfurt a. M., bei Kettenbeil 1844. XV. und 443 S. 8.

Der Verf. der vorliegenden Schrift, hinlänglich durch die bereits erschienenen 4 Bände derselben bekannt, stimmt mit seiner Vorrede in die allgemeinen Klagen über das Vernachlässigen der Therapie über den Forschungen der Diagnostik. „Nicht selten sieht man aber gegenwärtig, dass aus einem beträchtlich grossen diagnostischen Aufwande eine winzige therapeutische Folge hervorgeht. Es gibt Aerzte, die bloss darum Sorge tragen, was der Leidende genau für eine Krankheit hat; wie ihr abzuhelfen sei, kümmert sie nur wenig.

Digitized by Google

Die arzneiliche Behandlung hat ein unbedeutendes Interesse für sie, wenn der Diagnose genügt worden ist. Die Hauptangelegenheit für den Kranken ist ihnen Nebensache.“ Der Verf., von dem Grundsatze beseelt, dass eine umfassendere, tiefere Kenntniss der Pharmakodynamik die sicherste Bedingung zu einer glücklichen Praxis und zu einem günstigern Verhältniss von Geheilten geben müsse, unterbreitet desshalb auch den Aufsätzen des vorliegenden Bandes eine überwiegend therapeutische Basis. Dass er hiebei sein Augenmerk besonders auf die sogenannte spezifike Wirkungsweise gewisser Arzneimittel richten müsse, ist unvermeidlich, obgleich sich der Verf., seiner früher ausgesprochenen (II. der Denkwürdigkeiten) Ansicht getreu, von der spezifiken Methode der Homöopathie nichts verspricht, ja sogar als ihr Gegner aufgetreten ist.

Der Verf., der sich durch diess Alles als Anhänger der alten Schule bezeichnet, ist, wie aus den Aufsätzen erhellt, unter den gegebenen Umständen ein glücklicher und gesuchter Praktiker. In diesem vorliegenden 5. Bande seiner Denkwürdigkeiten theilt er neue Erfahrungen aus seiner Praxis mit, welche einzelne Krankheiten und die Anwendung besonderer Mittel in denselben zum Ziele haben. Zu einer allseitigen Arzneiprüfung namentlich an Gesunden hat er sich nicht entschlossen, und so sind denn auch die mitgetheilten Krankenheilungen nur von relativem Werthe. Es ist auffallend, wie gerade einem Arzte, der sich nur mit der Behandlung der Krankheiten beschäftigt, für den also die wissenschaftliche Begründung der Pharmakologie von der höchsten Bedeutung sein muss, das Treffliche dieser Prüfungsmethode nicht einleuchtet, und er sich lieber mit den getrübten Erscheinungen der Mittelanwendung an Kranken behilft und abquält.

Der erste Aufsatz enthält sehr zweckmässige Bemerkungen über die Hypochondrie. Ihre lächerliche Unterscheidung in eine hypochond. cum et sine materie verwirft der Verf. mit Recht, indem man sagen kann, jede Hypochondrie (und Hysterie) bestehe cum materie. Die Behandlung wird im Style der alten Schule, nur hie und da etwas zu weitläufig besorgt. Besonders treffend ist die Empfehlung des Waizenkleienbrodes, als diätetischen Mittels zur Erzielung einer zweckmässigen Leibesöffnung. Es wird aus mittelfeinem Waizenmehle mit Beilassung der Kleie gebacken und ist in England und Amerika durch seine eröffnende Wirkung schon längst bekannt. — Dann folgen syphilidoklinische Bemerkungen, diesen Abhandlungen über Skrofeln, Sabina, Masern, Nasengestank, über den zweckmässigen Gebrauch des Wildbades Gastein, über Neuralgien, den Gebrauch des flüssigen Höllensteins, die Gicht, Spinalparaplepie, das Brustdrüsenasthma, den Arzneigebrauch und seine Zwischenräume, den Schlagfluss, das Iod und die Salze desselben, über die nachtheiligen Folgen des Linsengemüsses und den Einfluss der linken und rechten Seite auf die Krankheiten.

Von diesen Abhandlungen, welche alle dem Praktiker mehr oder minder anziehend erscheinen werden, bezeichnen wir jedoch die über die Anwendung der Sabina, des flüssigen Höllensteins und die Iodsalze als die wichtigsten, weil in denselben diese Arzneimittel möglichst einfach und unverfälscht durch sogenannte Corrigentia und Adjuvantia zur Anwendung gebracht, dargestellt werden und desshalb, soweit diess am Kranken erkennbar, ein möglichst reines Arzneibild gestatten. Das erste Mittel, den Sevenbaum, gab der Verf. in verschiedenen Krankheiten der Gebärmutter, welche in Schwäche, Erschlaffung, abnormer

Digitized by Google

Reizbarkeit des Uterus begründet waren. „Merkwürdig bleibt es, dass die in Frage stehende Arznei in gewöhnlichen und ziemlich grossen Gaben (Drachm. unam auf Unc. unam Col. Alle 2 Stunden 1 Esslöffel) die Blutabsonderung bei der Reinigung weder beschleunigt noch verstärkt, sondern eher verzögert und geringer macht. Selbst während der Menstruation gereicht, lässt sich in der Regel letzteres wahrnehmen." Verf. kann zwar diese, der gewöhnlichen Annahme widersprechende, von ihm aber vielfach bestätigte Thatsache nicht näher begründen. „Soviel erscheint aber gewiss, dass ihr (der Sabina) eine vorwaltende spezifische Wirkungsfähigkeit auf den Uterus zukommt, und sie die Thätigkeit desselben vermehrt und verändert, sowie auch, dass die Sabina, während des Monatlichen gegeben, am meisten ihre arzneilichen Kräfte auf den Fruchthälter entwickelt." — Der Silbersalpeter zeigte sich von grosser Wirkung bei Fehlern der Cirkulationsorgane in der Brust, Ganglienleiden, Asthma, Bronchialhusten, Menstrualhämoptysis, Blutbrechen, chronischer Durchfall, Hypochondrie, Anomalien der Katamenien, Beschwerden vom Aufhören des Monatlichen, Desorganisationen des Uterus, Nerven- und Unterleibskrankheiten, besonders wenn diese mit Störungen im Geschlechtsleben in Verbindung stunden. Verf. wandte den Silbersalpeter in Auflösung und in Pillenform $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{4}$ Gr. pro dosi an und fand ihn stets als ein sicheres Mittel vorzüglich bei Menstruationsfehlern, wo oft alle Stiptica ihre Dienste versagten. Gegen Mutterblutflüsse und Vermehrung der Katamenien, welche zu den hartnäckigsten Uebeln gehören, muss meist die Dosis im Vergleich der gewöhnlichen etwas erhöht und für den Tag ein Gran und selbst mehr gegeben werden, während der Verf. sonst nur täglich einen halben Gran verabreichte. Auch versichert der Verf., dass ihm bis jetzt niemals ein Fall von blauer Hautfärbung als Folge des längeren Gebrauchs mässiger Dosen des Silbersalpeters vorgekommen sei. — Den Gebrauch des Iods und seiner Salze suchte der Verf. immer mehr auszudehnen. Die von ihm angeführten Beobachtungen betreffen Magenverhärtung, Ohrenkrankheiten (skrofulöse Ausflüsse), asthmatische Beschwerden, Stockschnupfen, Hypertrophie der Leber, krankhafte Verdickung des Zellgewebes, in welchen Fällen der Verf. das fragliche Mittel innerlich oder äusserlich mit bestem Erfolg anwandte.

Diess mag hinreichen, um auf das Interessante des vorliegenden Bandes hinzudeuten und die Aufmerksamkeit des Publikums auf denselben zu richten. Druck und Ausstattung sind ausgezeichnet.

Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medizin, von K. Fr. H. Marx. Göttingen, bei Vandenhöck und Ruprecht 1844. VI. und 152 S. gr. 8.

„Akesios oder der Heilende war einer der Namen, womit die Griechen den Halbgott bezeichneten, den die Egypter Harpokrates nannten. Im Winterstillstande der Sonne geboren, zeigte er die Ohnmacht der Wintersonne an, liess aber von ihrer Wiederkehr neue Belebung hoffen. So war er den Kranken das Bild ihrer Schwache und der Hoffnung ihrer Genesung. Auch wurde er dargestellt, den Finger auf den Mund haltend, andeutend das heilige Schwei-

Digitized by Google

gen, welches den Eingeweihten über ihre Geheimnisse zur Pflicht gemacht wurde. — Ich halte mich in den nachstehenden Blättern an das erste trost- und hoffnungreiche Symbol. Sie sind bestimmt, wesentliche und wichtige Punkte der Heilkunde zur Sprache zu bringen. Geheimnisse aber, wenn es deren wirklich in der Medizin geben sollte, werden durch sie nicht ausgetragen. Sie handeln nicht von Heilmethoden; nein, was in Jedes Herz und vor Jedes Augen liegt, und doch innig mit dem Wesen des medizinischen Standes und Handelns verknüpft ist, das Sittliche, Ethische und Individuell-Persönliche, das und nur das haben sie zu ihrem Thema." So erklärt sich der Verf. selbst in seiner Vorrede über den Zweck und Vorwurf seiner Schrift. Er hat sie in Briefform eingekleidet und richtet die einzelnen Gegenstände als Sendschreiben an verstorbene Heroen der Medizin, welche mit dem fraglichen Gegenstande mehr oder minder in Beziehung stehen.

So enthält das erste Buch ein Andenken an Stieglitz, mit welchem der Verf. in vielfacher freundschaftlicher Beziehung stand und dessen lobenswerthe Seiten hervorgehoben werden. Der zweite Brief ist an den berühmten Peter von Apono oder Abano, den seiner Freisinnigkeit halber Verfolgten und Verketzerten, den die Inquisition in effigie verbrannte, gerichtet und handelt von dem Aberglauben der Laien in Sachen der Medizin — ein überreicher Gegenstand. Das dritte Schreiben an den Quäker Georg Cheyne ist über Nothwendigkeit und Vernachlässigung der Diätetik. Der Verf. hätte hier mit demselben Rechte, und vielleicht manchmal mit grösserm, als er der „Knetelen, Nockerln und Spatzelen" (soll heissen Knödln, Nockerln und Spatzln) gedenkt, den Thee, den Porter u. s. w. nennen dürfen. Der vierte Brief an den durch seine Humanität ausgezeichneten Arzt Jean-Noel Hallé über das Mitgefühl des Arztes ist sehr wahr und treffend. Der fünfte Brief an James Gregory handelt vom Mangel an Styl, dessen sich die Aerzte bei ihren literarischen Produktionen fast befleissen, indem klassische Bildung, Kenntniss der Literatur, Kunst, Poesie im wilden Rennen nach dem Erwerbe von Tag zu Tag seltener werden. Der sechste Brief ist an Albrecht Thaer gerichtet, der die glänzendste Praxis mit der Landwirthschaft vertauschte. Er enthält Aphorismen, wovon wir am Schlusse etliche mittheilen wollen. Der siebente Brief an John Coakley Lettsom enthält die Ansichten des Verf. über medizinische Historiographie. Es sind darin Ansichten enthalten, welche sich die Geschichtschreiber unserer Zeit, nicht bloss die medizinischen allein, sehr zu Herzen nehmen mögen, wenn gleich der Satz: „Misstrauen darf man gegen Jeden hegen, der nicht, bevor er eine allgemeine Entwicklung unternimmt, durch einige gediegene spezielle Untersuchungen seinen Beruf dazu beurkundete" zu allgemein absprechend erscheint. Denn eine allgemeine Entwicklung kann nicht bloss durch genaue Detailkenntniss vermittelt werden, sondern wird auch durch philosophische Conception bedingt. Das achte Schreiben an den ehemaligen Amsterdamer Bürgermeister Nikolaus Tulpius handelt von der Schwierigkeit der ärztlichen Beobachtung. Treffliches enthält das neunte Schreiben an Philipp Pinel über den hohen Werth und die Mühseligkeiten der Irrenärzte, welche nicht bloss als Pfleger der Gesundheit und Diener der kranken Natur aufgefasst werden, sondern „als Kämpfer für den Seelenfrieden und für die Tugend." Der zehnte Brief ist an Richard Mead gerichtet und bespricht

Digitized by Google

die Collegialität — einen sehr delikaten Punkt, über welchen junge und alte Collegen oft sehr weit differiren. Nicht minder interessant ist der elfte Brief an den französischen Generalstabsarzt René Dufriche Desgenettes, welcher davon handelt, wie weit der Arzt gehen dürfe, wo seine Thätigkeit hart an jener Gränze vorüberstreift, welche seinen Ruhm und seine Ehre umschliesst. Der letzte Brief endlich an Hermann Boerhaave spricht sich in lobender und anerkennender Weise über das herrschende Streben nach Einfachheit in Technik, Studium, Diätetik, innerer und äusserer Behandlung aus mit Bezugnahme auf Boerhave's Motto: „Simplex veri sigillum."

Man sieht, dass die anziehendsten Gegenstände aus dem Leben und Treiben des Arztes zur Sprache kommen, und der Verf. behandelt sie mit Geschick und in einem angenehmen Style. Manchmal nur gefällt er sich zu sehr im Haschen nach Wortspielen, z. B. Seite 118: „Vor Ungeduld möchte man aus der Haut fahren, um so mehr, wenn zu besorgen steht, dass von einer sogenannten guten Haut einem die Haut über die Ohren gezogen werden soll. Wollend nicht wollend trägt man seine Haut zu Markte. Den höchsten Wunsch bezahlt man oft mit der Haut, oder man muss froh sein, mit heiler Haut davon zu kommen. Der Schlimmste ist gewöhnlich der, der in keiner guten Haut steckt und kaum noch in der Haut hängt." u. s. w., u. s. w. Wenn man hierauf mit einem Blicke des Vorwurfes sehen wollte, so weisen wir um so lieber auf die dem 6. Briefe beigegebenen Aphorismen, in denen ein Schatz von Lebenserfahrung in geistreicher Weise entfaltet wird. Wir heben unserem Versprechen gemäss einige heraus:

„Der Heilkünstler, welcher die meiste Erfahrung für sich hat, ist die Zeit und die Arznei, welche am sanftesten zu nehmen ist, die Geduld. — Aeskulap hat die Schlange um den Stab gewunden als Symbol der Verjüngung; aber sie erinnert auch daran, wie der Arzt es so oft mit der Kälte und dem Giftzahne der Menschen zu thun habe. — Das viele Trinken auf die Gesundheit ist ein Ertrinken derselben. — Die Gedankenscheu ist so unheilbar als die Wasserscheu. — Das Aufbrausen bei Menschen und Zeiten dient, wie bei Brausepulver, zum Temperiren. — Statt cogito ergo sum heisst es jetzt video ergo sum. — Die Confessionen, so verschieden wie Thee und Kaffee, sind sich im Wesentlichen so gleich wie Thein und Caffein. — Recensionen sind eben solche Zuchtruthen, wie die Kometenschweife; sie schrecken die Schwachen, thun den Starken aber nicht weh. (?) — Wer aller Theorie bar ist, ist darum kein Praktiker. — Der Kirchenraub wird hart gestraft, der Geistesraub gar nicht. — Viele stehen zu ihrem Berufe wie zum Tretrade; sie steigen an ihm aufwärts, ohne weiter zu kommen. — Lehrstühle, die Lehnstühle geworden, machen eher leer als gelehrt. — Ein geistig Kind, mit dem ein Mensch zu lange schwanger geht, wird ein Lithopädion. — Es gibt Autoren, die sich durch einige Riess Papier zu Riesen schreiben. Doch die Schleuder einer Recension wirft den Goliath um. — Zur Zeit demagogischer Umtriebe würde der Vorschlag zu einer allgemeinen deutschen Pharmakopoe manchem Aengstlichen staatsgefährlich erscheinen. — Sollte die zunehmende Häufigkeit der Lähmung des Schreibefingers keine Warnung sein für Alle, welche zum Messkataloge beitragen? — Bei den akuten Krankheiten hat der Arzt wenig, bei den chronischen nicht viel zu thun. (?!) — Gegen die Zöpfe wurde viel geeifert; aber erst die Guillo-

Digitized by Google

tine, der sie unbequem waren, hat sie abgeschafft. — Es ist mit Kunstverwandten wie mit Singvögeln; je mehr in einem engen Raume zusammen sind, desto heftiger schlagen sie gegen einander. — Wer mit solidem Wissen Humor verbindet, der wird mit der Solidar- und Humoralpathologie an sich selbst nicht leicht vertraut werden. — In der Medizin wird von der Mundsperre der Kinder, in der Politik von der der Erwachsenen gehandelt. — Die beste medizinische Politik besteht in ächter Humanität. Dadurch gestaltet sich am einfachsten das Verhältniss zum Staate, zur Wissenschaft, zum Publikum und zu den Collegen. Lautere Sittlichkeit, tüchtiger Charakter, tief begründete Bildung leiten am sichersten!" —

Quitzmann.

Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände von Dr. H. S. Lindemann, Professor der Philosophie und Kulturgeschichte an der höhern Lehranstalt in Solothurn. Zürich, im Verlag von Meyer und Zeller. 1845. XXXV. und 566 Seiten. gross 8.

Der Verf. dieses Werkes ist schon früher durch seine „übersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftlehre K. Ch. F. Krause's München 1839." als ein Anhänger des von diesem Wissenschaftforscher aufgestellten philosophischen Systemes bekannt geworden. Obschon Krause während seines Lebens in verschiedenen Schriften wie an mehren Universitäten seine Lehre vorgetragen hat, und auch nach seinem vor 13 Jahren erfolgten Hintritt einzelne seiner Schüler in Deutschland und Belgien für deren Ausbreitung bemüht waren; obschon ausser der Schule auch Frauenstadt in den Halle'schen Jahrbüchern (Nr. 153—155. 1841.) auf die Bedeutung dieses Systemes hingewiesen hatte, so blieb es dennoch im philosophischen Publikum wenig beachtet. Neuerdings machten indess wiederum Reiff in den Jahrbüchern der Gegenwart (Februarheft S. 105—183.) und ebenso Noack (Juliheft S. 572.) auf dasselbe aufmerksam; ebenso Reinhold in der neuesten Ausgabe seiner „Geschichte der Philosophie" (II. Bd. S. 454—505.); ja er gesteht S. 492. selbst zu, dass die Lehre Krause's „in dem ihr angehörigen Verhältnisse zu dem frühern Schelling'schen Identitätssysteme unbestreitbar den Rang einer höhern Entwickelungsstufe" einnehme. Ferner erkennt er S. 494. sehr richtig an: „Das Ziel (Krause's), dem er mit unverkennbaren Talente und innern Berufe, mit dem unermüdlichen Eifer und Fleisse seines im Dienste der Wissenschaft rastlos thätigen und doch durch aussere Erfolge so wenig belohnten Lebens, und mit den Hülfsmitteln einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit entgegenstrebte, war das entschieden rechte, den Anforderungen unserer Zeit entsprechende und objectiv gültige: durch Ueberwindung ebensowohl des Pantheismus, wie des Dualismus und Monismus, und durch Erhebung der Betrachtung, nicht weniger über die Unzulänglichkeit des die Bedeutung der Erfahrung verkennenden Rationalismus, als über die Beschränktheit des die Spekulation verläugnenden

Digitized by Google

Empirismus den allseitigen Standort des ächten Idealrealismus und speculativen Theismus einzunehmen, und denselben in einem vollständig ausgeführten Systeme geltend zu machen." Sicherlich werden sich Krause's Lehren einen grösseren Erfolg verschaffen, je mehr einzelne seiner Schüler dieselben fortzubilden und auf die besonderen Fächer der Philosophie anzuwenden streben. Dieses ist bereits durch das „droit naturel" des an der freien Universität zu Brüssel lehrenden Professor Dr. Ahrens, das schon in mehren Auflagen und in spanischen und italienischen Uebersetzungen erschien, geschehen. Auch das vorliegende Werk, mit dessen Inhalt wir hier die Freunde der Philosophie näher bekannt machen wollen, wird dazu beitragen können.

Nach einer Einleitung (§. 12—28.), welche das Gesetz (der Thesis, Antithesis und Synthesis) entfaltet, nach welchem der Mensch zu betrachten ist, und nach Aufstellung eines Schema (S. 18.), das die Grundthesen der ganzen Anthropologie enthalten und veranschaulichen soll, wird im I. Hauptstück „der Mensch in seiner Einheit oder das Ich" betrachtet. Hier werden zuvörderst mehre aus der Metaphysik entlehnte, aber auch auf den Menschen anwendbare Gesetze entwickelt, wie das Gesetz der Vollständigkeit, des Grundes, der Bedingung, der Gleichheit, Aehnlichkeit, der Seinart oder Modalität etc. Bei der Seinart (§. 39—44.) wird dem Ewigen das Geschichtliche entgegengesetzt, das Ewige auf das Geistige und Natürliche bezogen, dabei die Ewigkeit jedes Einzelgeistes und des Aethers und duren Verbindung im Aetherleibe behauptet. Das Geschichtliche begreift innerlich die Grundformen alles Lebendigen: die Zeit, den Raum und die Bewegung. Alles Leben geht nach §. 45. aus der innigen Verbindung des Ewigen und Geschichtlichen hervor. „Nur was ewig ist, kann daher lebendig seyn, und alles Lebendige ist auch ewig. Die Unsterblichkeit folgt daher aus dem Leben selbst, wie das Leben aus dem Ewigen hervorgeht." Nachdem hierauf das Gesetz des Werdens und der Lebensalter kurz angedeutet worden, wird in §. 48. der Mensch als Mitglied der Menschheit des Weltalls dargestellt, als welches er unendlich vielmal in der unendlichen Zeit und im unendlichen Raume sein Leben gestalte. Nach §. 53. ist das Ich als ewiger Grund seiner Aenderungen Vermögen, nach §. 54. als geschichtlicher Grund derselben Thätigkeit und Kraft; nach §. 55. entfaltet sich die Thätigkeit in subjectiver und objectiver Beziehung, woraus sich die Formverrichtungen (des Hinmerken, Erfassen und Weiterbestimmen) und die Gehaltverrichtungen (wonach nämlich jeder Gegenstand zuerst an und für sich selbst als dieser, dann auch im Verhältnisse zu den übrigen Dingen zu betrachten ist) bei allen Thätigkeiten sich ergeben, die in §. 56—59. näher beschrieben werden. Nach §. 60—72. gliedert sich das Vermögen in Sinn, Trieb und Gemüth, als deren allgemeine Thätigkeiten das Inneseyn, Streben, Fühlen und Handeln nachgewiesen werden. Die §§. 74—76. handeln vom Schicksal, Glück und Unglück, vom Uebel und Bösen und dem Verhältnisse Gottes zu dem Bösen; §. 78—80. von den Grundpersonen der Menschheit und den Grundrechten, und endlich §. 81. und 82. von der Bestimmung des Menschen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 60. HEIDELBERGER 1845.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Das II. Hauptstück beschreibt in §. 83—170 das leibliche Leben, das ebenfalls nach Sinn, Trieb und Gemüth unterschieden wird, und dessen einzelne Systeme, nach dem für das ganze Ich und alle einzelnen Theile geltenden Grundgesetze, in das Nerven-, Beweg- (Muskel-, Knochen- und Sehnensystem), Nähr- (Verdauungs-, Blut- und Lymphsystem) und Vereinoder Hautsystem getheilt werden. Gemäss desselben Gesetzes theilt der Verf. auch die leiblichen Sinne in den leiblichen Ursinn (das Gemeingefühl), Geistlebensinn (Auge und Ohr), Leiblebensinn (Geschmack und Geruch) und Vereinoder Hautsinn (Tast- und Fühlsinn). Der Hautsinn wird dann auch als der rhabdomantische und spellanzanische Sinn nachgewiesen und zugleich, dass Blinde mittelst desselben eine unbestimmte Lichtwahrnehmung haben, wie sich dieses (s. §. 128) durch eigens desshalb auf des Verf. Wunsch in der Blindenanstalt zu Zürich angeordneten Untersuchungen ergeben hat.

Das III. Hauptstück führt uns in §. 171—202 das geistige Leben in engerer Bedeutung vor; als der engere Geist gilt hier der Verstand, während der Geist im weitern Sinne alles Nichtleibliche im Ich in sich fasse. Hier wird im Geistsinne das Erkennen mit seinen Formverrichtungen (dem Hinmerken, Erfassen und Weiterbestimmen) und Gehaltverrichtungen (dem Begreifen, Urtheilen und Schliessen), und im Geisttriebe das verständige Wollen und die Freiheit besprochen.

Das IV. Hauptstück begreift die Lehre vom Urich (§. 203—226), das als die verwirklichte Ureinheit und Indifferenz im Ich vor und über dem Gegensatze von Geist und Leib nachgewiesen wird; das in ungetheilter Kraft dahin wirke, auf dass die aus ihm hervorgegangenen inneren Gegensätze und Gliedungen im Ich zur Erreichung der ganzen menschlichen Bestimmung zusammenwirken; worin zugleich die Ureigenthümlichkeit oder Individualität eines jeden Menschen gegründet sey. Auch das Urich habe einen Sinn, den Einen Ursinn (§. 222) oder das Divinationsvermögen, mittelst welchem alle Menschen das Denkgesetz und alle höheren Wahrheiten ahnen. Das Ahnen sey die Indifferenz des klaren Erkennens und des dunkeln Empfindens, daher es halb bewusst und halb unbewusst sey; indem es die Schranken der Zeit und des Raumes durchbreche, werden wir manchmal, wie z. B. im sogenannten zweiten Gesichte, im prophetischen Traume etc. der Begebenheiten in unmittelbarer Schauung inne. Der Urtrieb (§. 223) wirke in seinem Urstreben ebenfalls theils bewusst und theils unbewusst, namentlich in Lebensgefahren und im sogenannten Takte, wo wir gewöhnlich ohne alles Nachdenken das Nöthige ergreifen. Der Urtrieb ist nicht nur der allgemeine Instinct des Menschen,

Digitized by Google

sondern auch die Grundlage des angebornen Berufes, der sich jedoch nur aus der Annahme eines Vorlebens genügend erklären lasse. Das Urgemüth (§. 224) des Urichs ist im Urfühlen und Urhandeln thätig und reisst zuweilen den Menschen zu Thaten hin, ohne dass er sich über ihren Grund Rechenschaft zu geben weiss, was durch einzelne Beispiele erläutert wird.

Das V. Hauptstück begreift den ätherischen Urleib (§. 227—235), welchen die Physiologen als „die organische Lebenskraft", Stahl in seinem „motus tonico-vitalis", Hoffmann, Schubert und Troxler in der „empfindenden Seele" ahnen. Als die Vereingliedung von Urich und Leib ist er (§. 228) der nähere Grund des Erdleibes, den er sich aufbaut und für welchen er insbesondere dasselbe ist, was das Urich für den ganzen Menschen. Er hat nach §. 229 ebenfalls einen Sinn, den Urleibsinn, dessen Thätigkeit das Urempfinden ist, kraft dessen er der leiblichen Gesetze dunkel inne ist und sich den Erdleib des Menschen gestaltet. Der Urleibsinn sey zugleich der Grundsinn (sensorium commune) der mehr zerstreut erscheinenden leiblichen Sinne, deren Empfindungen er zu einer höhern Einheit verbinde, und so die leibliche Sinnwahrnehmung und das Erfahren der Aussenwelt erst möglich mache. Der Urleibtrieb sey der sogenannte leibliche Instinct, der die wesentlichen leiblichen Triebe bedinge und zugleich die wirksamste Heilkraft in Krankheiten abgebe. Die Thätigkeit desselben sey das Begehren, das sich als Lüsternheit oder Abscheu äussere. Im Urleibgemüthe seyen die leiblichen Gefühleigenheiten oder Idiosynkrasien mitbegründet; es könne auch das leibliche Gewissen genannt werden, das einerseits der wesengemässen und wesenwidrigen leiblichen Zustände inne sey, andrerseits aber, falls das leibliche Leben krankhaft sey, Unlust empfinde und die Heilkraft gegen die zerstörenden Einflüsse anrege. Die Form des urleiblichen Lebens ist nach §. 233 das Naturel.

Im VI. Hauptstück wird der Urgeist (§. 236—254) dargestellt. Er wird als die Vereingliedung von Urich und Geist (Verstand) nach dem Gesetze der Ureinheit und Freiheit (§. 237) „der geistigen Zustände inne, wirkt diesen gemäss auf den Geist ein; er bezieht die ewigen Begriffe des Geistes auf die Ahnungen des Urichs und gestaltet die Urbegriffe oder Ideen; ebenso bezieht er die geschichtlichen Willenszustände des Geistes auf die Urwesenheit des Menschen, sie billigend oder tadelnd und weiterbestimmend. Er ist überhaupt für das geistige Leben, was das Urich für den ganzen Menschen und der Urleib für das leibliche Leben." Nach §. 238 ist er in seinem Urvermögen der ungeschiedene Sinn und Trieb für Wahrheit, Güte, Gott- und Naturinnigkeit, Gerechtigkeit und Schönheit; auf ihm beruhe die stetige Fortbildbarkeit und Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen. Der Urgeistsinn ist nach §. 239 die Vernunft; er vereint in seinem Urerkennen das Ahnen des Urichs und das verstandige Erkennen, gestaltet die höheren Ahnungen in Ideen, fasst das verständige Erkennen in das höhere Bewusstseyn zusammen und sucht alle Dinge auf ihren Urgrund, d. i. auf Gott zurückzuführen, oder aus diesem abzuleiten. Er schafft die Prinzipien, Lehr- und Grundsätze, und bildet die Eine Wissenschaft. In Ansehung seiner Kraft erscheint er eben so als Tiefsinn oder als Oberflächlichkeit, wie sich die Kraft des Verstandes als Scharfsinn oder als Stumpfsinn kund gibt. Der Urgeisttrieb ist nach §. 252 das höhere Willensvermögen, das auf die Verwirklichung des Ewigen und Urwesenlichen ge-

Digitized by Google

richtet ist, und dessen Thätigkeit das Urwollen genannt werden kann, das auf die Verwirklichung des Wahren, Guten, Schönen und Göttlichen abzielt. Er stellt die Lebens- und Sittengesetze auf, ist bewusster Ordner und Gesetzgeber unsers Lebens. In seiner excentrischen Kraftäusserung gibt er sich als Fanatismus oder Indifferentismus kund. Das Urgeistgemüth ist nach §. 245 das Gewissen, das sich im Gefühle der wesengemässen oder wesenwidrigen Handlungen inne ist, uns denselben entsprechend lobt oder tadelt etc. Die Form des urgeistigen Lebens sey der Character (§. 246—251). Der §. 240 vergleicht die Vernunft- und Verstandeserkenntniss mit einander, §. 243 das vernünftige und verständige Wollen, und §. 254 Urgeist und Urleib, sowie Vernunft- und Erfahrungserkenntniss.

Im VII. Hauptstück wird die Phantasie (§. 255—266) als die Vereingliedung von Geist und Leib nachgewiesen, der schon Aristoteles ihre Stelle zwischen dem Denk- und Empfindvermögen gab. Sie wirkt theils frei, theils in Gebundenheit mit grosser Beweglichkeit, und gestaltet wie ein geschickter Maler sowohl Begriffe und Willensentschlüsse, als auch wie im Traume dunkele leibliche Empfindungen in Bildern, und zwar entsprechend den Raumdimensionen und den Licht-, Farb- und Schallbestimmtheiten. Ihre Thätigkeit ist daher das Formen, Bilden, Vorstellen. In Ansehung ihres Sinnes (§. 259) ist sie einerseits die reproductive Phantasie oder die Einbildungskraft, sofern sie die geschichtlichen Erscheinungen und leiblichen Empfindungen nachbildet; andernseits ist sie die schematisirende Phantasie, sofern sie nichtsinnliche Begriffe, wie z. B. die Lehrsätze der Geometrie durch Schemate anschaulich zu machen strebt. In seinen beiderlei Wirkungen ist der Phantasiesinn eine wesentliche Mitgrundlage des Gedächtnisses. Der Phantasietrieb (§. 260) ist die sogenannte productive Phantasie, deren Thätigkeit das Schaffen, und die eine Hauptgrundlage des Könnens ist. Da nun die Gesammtheit des Könnens die Kunst, wie die Gesammtheit des Kennens und Wissens die Wissenschaft ist, so bezieht sich der Phantasietrieb vorzugsweise auf die Kunst im weitesten Sinne, welche wiederum in die schöne (Malerei, Bildnerei etc.) und die nützliche (Gewerbe und Industrie) und in die schönnützliche Kunst (Architectur etc.) zerfällt. Alles, was durch die Kunst äusserlich dargebildet werden soll, muss zuerst innerlich gebildet seyn. Das Schaffen in Ansehung der schönen Kunst ist das Dichten. Die Dichtkunst ist ebenso die Grundkunst wie die Philosophie die Grundwissenschaft ist. — Es gibt nach §. 261 auch eine Art Phantasiegemüth, das der Dinge im Vorstellen inne, zugleich auf die Verwirklichung der eigenen Wesenheit gerichtet ist, und grossen Antheil an unseren Gefühlen und Handlungen hat. Es wird uns hier als ein Hauptgrund des Nachahmungstriebes, des Mitgefühles, des Versehens, der Erblichkeit von Krankheiten, der wunderbaren Heilungen, der Stigmatisation, des Alpdrückens, des Heldenmuths und der Feigheit, der Hoffnung und Furcht, der Freude und des Schmerzes etc. nachgewiesen. Die Form der Phantasiethätigkeit ist nach §. 263 der Styl.

Das VIII. Hauptstück befasst die Seelenlehre (§. 267—475), die wiederum in 6 Abschnitte zerfällt. Im 1. Abschnitt wird die Seele als die innigste Vereingliedung im Ich nachgewiesen, in welcher alle die bisher besonders betrachteten Gliedungen zumal verbunden sind, und welche das Ich in der Einheit und Allheit zumal oder das organische Ich ist. Jede ein-

Digitized by Google

zelne Gliedung erscheint hier ebenso als ein innerer Theil der Seele, wie das Nerven-, Blut- etc. System innere wesentliche Theile des Lebens sind. Und weil sich alle bisher betrachteten Vermögen, Thätigkeiten und Kräfte des Ichs in der Seele innig vermälen, so ist es nicht so unpassend, wenn man gewöhnlich die Seele als das Eine Wesentliche im Menschen betrachtet. In §. 269 wird die Herbart'sche Ansicht bekämpft, sofern sie die Seelenvermögen leugnet.

Der 2. Abschnitt behandelt die Anlagen der Seele (§. 273—278), die als allgemeine, Geschlecht- und Berufanlagen unterschieden, und wobei einzelne Winke für die häusliche und öffentliche Erziehung gegeben werden.

Der 3. Abschnitt entwickelt die Seelenvermögen (§. 279—333). Weil alle Gliedungen in der Seele verbunden sind, so bilden die vereinten Sinne der ersteren den Verein- oder Allsinn der Seele (§. 284), bei dessen Wahrnehmungen alle früher abgehandelten Sinne mitwirkend sind. In §. 282 wird selbst das Entsprechen der im Allsinn vereinten Seelensinne mit den leiblichen Sinnen nachgewiesen. Nach §. 283 ist der Allsinn auch das Organ der höhern Erfahrung, wornach der bekannte Satz: „nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu" berichtigt wird. Im Allsinne ist auch das Gedächtniss (§. 285—289) und die Voraussicht (§. 290—296) als das auf die Vergangenheit und die Zukunft bezügliche Erkenntnissvermögen, begründet. Bei der Voraussicht werden auch die Ahnungen von Thatsachen und Sterbfällen, das zweite und das innere Gesicht ausführlicher besprochen. — Die in den einzelnen Gliedungen dargestellten besonderen Triebe bilden nach §. 297 in ihrer innigen Verbindung den Verein- oder Alltrieb der Seele, der wiederum in seinen einzelnen Theilen den leiblichen Trieben entspricht (§. 298). Er ist auch der Grund der Gewohnheiten und Sitten (§. 300) und des Vorstrebens (§. 301). Aus der innigen Vermälung des Allsinnes und Alltriebes der Seele geht das Seelengemüth hervor, dessen Thätigkeiten das Fühlen und Handeln sind. In §. 306—312 wird das Fühlen, und in §. 313—321 das Handeln weitläufiger erörtert, bei letztem insbesondere auch die Zurechnungsfähigkeit, das Verdienst und die Schuld, die Gesinnung, die Tugend- und Lasterhaftigkeit. Die bleibende Lebensform des Seelengemüthes ist nach dem Verf. das Temperament (§. 322—328), dessen Verhältniss zu Character, Naturel etc. auch noch dargestellt wird. In §. 329 bis 333 wird die Wechselbeziehung der Seelenthätigkeiten behandelt, wonach eine die andere voraussetzt und bedingt.

Der 4. Abschnitt gibt die weiteren Unterschiede des Seelenlebens (§. 334 bis 365), und zwar: A. den Zustand der Seele im Wachen und Schlafen und das Traumleben insbesondere (§. 335—345). B. Die Bestimmtheit der Seele in Folge der Witterung, der Jahres- und Tageszeiten, des Sonnen- und Mondlichtes und der Speisen und Getränke (§. 346—349). C. Die Verschiedenheit der Menschen in Ansehung der Rassen (§. 350—360); es werden nach dem entwickelten Gesetze nur 4, und zwar die hindostanische, die kaukasische, die äthiopische und mongolische angenommen. Zugleich wird (§. 359) die Ansicht bekämpft, wonach der Mensch von den Affen abstamme. D. Die Geschlechtverschiedenheit (§. 361 bis 365). E. Die Lebensalter (§. 366—385). Es gibt nur 3 Hauptlebens-

Digitized by Google

alter, das Wachsthum, die Reife und die Abnahme, welche sich jedoch wieder nach der Siebenzahl in untergeordnete Lebensalter gliedern. Das Sterben, die Unsterblichkeit und das Aussterben unserer Erdmenschheit kommt ebenfalls zur Sprache.

Der 5. Abschnitt hat es mit der Sprache zu thun (§. 386—402), die dann in die Ton- und Gehör-, in die Gestalt- und Gesichtsprache, und in die aus beiden vereinte getheilt wird. Die Gesichtsprache begreift wieder unter sich die Physiognomik (und diese wiederum die Kranioscopie, Phrenologie und Chiromantie) und die Pathognomik oder die Geberdenkunde.

Der 6. Abschnitt zeigt uns die Seele in ihren krankhaften Zuständen (§. 403—475), und zwar: A. Die unschuldigen Seelenkrankheiten, wozu die Gesichte (§. 406—412) und der Sonnambulismus und Magnetismus (§. 413—425) gerechnet werden. B. Die zurechnigen Seelenkrankheiten, wozu die Affekte (§. 428—433) und die Leidenschaften (§. 434 bis 454) gezählt werden, welche an und für sich auf einzelnen guten Trieben beruhen, und nur durch Ueberschreitung des gesetzlichen Masses fehlerhaft erscheinen. Als die besten Mittel dagegen werden klare Einsicht, Kräftigung des Willens, Veredlung des Herzens und Uebung der Thatkraft vorgeschlagen. C. Die Irrenkrankheiten (§. 455—475), welche wie die Affekte und Leidenschaften nach dem Inneseyn, Streben, Fühlen und Handeln der Seele eingetheilt werden.

Aus dieser gedrängten Inhaltübersicht mag man ersehen, in welcher Weise der Verfasser seinen Gegenstand aufgefasst und behandelt hat, wie er manches Neue und Eigenthümliche gibt, dessen Prüfung weiterer Forschung überlassen werden muss. Sein durch gründliche Studien jeder Art unterstütztes und gefördertes Bemühen war es, die im Volksbewusstseyn aller Zeiten und in den verschiedenen Seelenlehren zerstreuten einzelnen Ansichten über die Seele, aus Einem Gusse heraus als ein organisches Ganze wissenschaftlich darzustellen, tiefer zu begründen und zu vervollständigen; ein Bemühen, dem dankbare und gerechte Anerkennung nicht versagt werden kann.

Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubündten und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erörterungen von Joseph Bergmann, k. k. Rathe, erstem Custos am k. k. Münz- und Antikenkabinette und der k. k. Ambraser Sammlung, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Mit einer Karte von Franz von Hamstak, k. k. Oberst. Wien. Gedruckt bei Carl Gerold. 1844. 108 S. gr. 8.

Diese Schrift ist eigentlich ein besonderer Abdruck oder vielmehr die Zusammenstellung mehrerer einzelnen Aufsätze, welche im Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher der Literatur Band CV. bis CVIII. erschienen sind, aber gewiss es verdienten, auf diese Weise zu einem Ganzen vereinigt und auch besonders ausgegeben zu werden. Denn wir haben hier ein wahres Muster einer eben so vollständigen und erschöpfenden, als umsichtigen und gründlichen Untersuchung vor uns, die einem scheinbar nicht bedeutenden Gegenstande ge-

Digitized by Google

widmet, durch die anderweitigen mannichfachen Beziehungen und Berührungen desselben, in sprachlicher wie in ethnographischer und historischer Hinsicht, eine weit grössere Bedeutung gewinnt und uns nur wünschen lässt, die hier eingeschlagene Bahn in gleicher Weise weiter verfolgt und dadurch nach und nach das Dunkel gelichtet zu sehen, das in Bezug auf Sprache und Ursprung der Gebirgsbevölkerung, welche Italien von Deutschland trennt, noch so sehr obwaltet, da hier mit bloss gelehrter Forschung eben so wenig auszurichten ist, als mit der blossen Kunde des Landes und seiner Bewohner und mit genauen, an Ort und Stelle selbst eingezogenen Erkundigungen und Erforschungen; so nöthig, so unentbehrlich diese auch in jeder Hinsicht sind. Nur da, wo Beides in solcher Weise vereint sich findet, wie diess in vorliegender Schrift der Fall ist, können wahrhaft erspriessliche Resultate zu Tage kommen. Es handelt sich hier um eine kleine deutsche Bevölkerung, die, mitten unter Romanen angesiedelt, ihre Eigenthümlichkeit auch noch dann zu bewahren wusste, als die sie umgebende romanische, also fremde, Bevölkernug nach und nach verschwunden und in eine zumeist deutsche (allemannische), von Norden her immer weiter vorwärts nach Süden dringende aufgegangen war. Die sogenannten Walser in Graubündten wie in Vorarlberg stammen aus Oberwallis, von wo aus um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Walser (Walliser) zuerst in dem Hochthal von Davos in Graubündten erscheinen, und von da weiter nach andern Richtungen des Gebirgslandes sich ausbreiten, oder vielmehr in einzelnen Gruppen sich zerstreuen; Walser waren es denn auch, welche sich friedlich in der Berglandschaft niederliessen, welche die in das romanische Vorarlberg eindringenden deutschen Ansiedler noch in der Mitte frei gelassen hatten; noch hat das Walserthal, das wenige Stunden von Feldkirch aufwärts in das Illthal sich mündet, auch in dem Namen die Kunde von diesem Ereigniss aufbewahrt, welches eine deutsche Bevölkerung vom Obern Wallis aus mitten in die vor dem Arlberg gelegenen Berge und Thäler führte, wo sie in Sprache und Sitte so manches Zeugniss der alten Abstammung bis jetzt bewahrt haben. Es wäre nicht wohl möglich, dem Verf. in das Detail seiner Schrift zu folgen, die gerade von dieser Seite aus durch das, was man Detailforschung im umfassendsten Sinne des Wortes nennt, sich auszeichnet und als Muster eines bis in die geringsten Einzelheiten sich erschöpfenden Vortrags gelten kann, man mag auf das ethnographische, oder auf das historisch-antiquarische, oder auf das sprachliche Element sehen. Zuerst werden über die Walser in Graubündten sehr genaue historische Angaben mitgetheilt, als Einleitung zu der übrigen, den grösseren Theil des Ganzen einnehmenden Darstellung, die von S. 9—108, bis an den Schluss reicht. Nach einer auch in sprachlicher Hinsicht (wegen der merkwürdigen Ortsnamen) wichtigen allgemeinen Einleitung über die Vorarlbergischen Lande und einer historischen Erörterung über die am Eingang des genannten Walserthals gelegene ehemalige Herrschaft Blumeneck, folgt (S. 30 ff.) die Beschreibung des Walser Thals, daran schliessen sich die Walser in Laterns und Damüls, ferner die im obern Lechthal zu Tannberg und Schröcken, und darauf das untere oder kleine Walserthal zu Mittelberg (nach dem Illergau zu); und damit Nichts fehle, wird auch über die ehemaligen Walser im Montafun und im Silberthal, sowie über die verschollenen Walser zu Galtür in Tirol (im Patznaun-Thal) das Nöthige bemerkt. Die beigefügte schön gesto-

Digitized by Google

chene Karte lässt durch verschiedene Farben leicht die Walser-Gruppen, ebenso wie die übrigen Gaue, den einst romanischen Wallgau wie den allemannischen Rheingau und Bergenzerwald, sowie den schwäbischen Illergau in dieser Unterscheidung erkennen und gewährt einen bequemen Ueberblick. Mit dieser ethnographisch-historischen, in beiden Beziehungen gleich sorgfältigen Darstellung hat sich jedoch der Verf. nicht begnügt; zur Vollständigkeit des Bildes liefert er noch eine in alle Einzelnheiten eingehende Schilderung des physischen und moralischen Zustandes, in dem sich diese Walser befinden, ihres Charakters, ihrer häuslichen Sitten, ihrer Beschäftigung und ihres Nahrungszweiges, selbst ihrer Wohnungen, ihrer Tracht u. s. w., weil gerade hier das unterscheidende Merkmal sich länger erhalten hat; insbesondere aber wird der Sprachforscher auf das zu achten haben, was über die Mundart dieser Walliser, ihre Idiotismen (von denen hier ein eigenes alphabetisches Verzeichniss S. 89 ff. eingeschaltet ist) erörtert und mit einer Reihe von Sprachproben belegt wird, bei denen fast kein Ort, wo Walser wohnen, leer ausgegangen ist. Wie vieles Wichtige, gerade in sprachlicher Beziehung, bei Erklärung der einzelnen Ortsnamen, in diesem wie auch in den andern Abschnitten vorkommt, soll hier nicht noch einmal ausdrücklich bemerkt werden, indem fast jede Seite dazu einen Beleg bieten kann; der Sprachforscher, zumal derjenige, der mit der romanischen wie mit der deutschen Mundart sich beschäftigt, wird dieser Schrift, abgesehen von ihrem übrigen historisch-antiquarischen Werthe, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen haben.

Vita Aesopi. Ex Vratislaviensi ac partim Monacensi et Vindobonensi codicibus nunc primum edidit Antonius Westermann, litt. Gr. et Rom. in univ. Lips. P. P. O. Brunovigae. Sumptum fecit Georgius Westermann. Londini, apud Williams et Norgate. 1845. 59 S. in gr. 8.

Diese Schrift, von dem Herausgeber einem seiner Jugendlehrer, dem Conrector Döring zu Freiberg bei dessen fünf und zwanzig jährigen Jubileum dargebracht, kann gewissermassen als eine Ergänzung zu den unlängst von demselben Gelehrten herausgegebenen Βιογράφοι (s. diese Jahrbh. 1845. p. 663 ff.) angesehen werden; auch in der Form der Mittheilung und in der Weise der Behandlung schliesst sie passend an dieselben sich an. Bekanntlich ist der Aesopischen Fabelsammlung des Planudes in dem einen (Pariser) Manuscript eine mährchenhafte Biographie des Aesopus beigefügt und aus dieser auch abgedruckt worden, ohne dass der Verfasser derselben und die Zeit der Abfassung näher bekannt wäre. Eine ähnliche Biographie erscheint hier zum erstenmal in einem Abdruck, der mit derselben kritischen Sorgfalt und Correctheit veranstaltet ist, welche der Herausgeber auch in dem eben genannten Werke bewährt hatte. Sie ist jedenfalls älter als die der Planudeischen Sammlung beigefügte, ja als deren Original anzusehen; sie ist ausführlicher und vollständiger als diese, in Form und Darstellung aber ihr eher untergeordnet zu nennen; immerhin aber war sie wohl einer Bekanntmachung werth, wie sie hier aus einer Handschrift erfolgt, über deren Schicksale die Vorrede näher berichtet. Montfaucon hatte diese Biographie in einer Handschrift des dreizehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts zu Florenz gefunden; von dieser nahm, bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein sächsischer, nach Italien geschickter Gelehrter, Cober, eine Abschrift, welche in den Besitz eines Leipziger Gelehrten, des Assessor Stieglitz, kam und nach dessen Tod (1772) versteigert ward, nachdem Reiske davon eine Abschrift hatte fertigen lassen, von der man jedoch nicht weiss, was daraus geworden ist. Die Cober'sche Abschrift aber, die wahrscheinlich durch Schneider ersteigt worden war, kam aus dessen Nachlass im Jahr 1823 in die Breslauer Universitätsbibliothek; eine genaue, davon genommene Abschrift ist es, welche dem vorliegenden, freilich mehrfach berichtigten Druck zu Grunde gelegt ist. Auch eine Münchner Handschrift, welche dieselbe Biographie des Aesopus in einer weit kürzeren Fassung enthält, ward benutzt: und dann am Schluss noch eine kürzere Biographie, die ebenfalls in jener Florentiner wie in einer andern Münchner und in einer Wiener Handschrift sich findet, übrigens schon gedruckt ist (zugleich mit den Progymnasmata des Aphthonius), beigefügt. Einige Spuren anderer Fassungen desselben Gegenstandes hat der Herausgeber nachgewiesen; bedeutender Gewinn möchte schwerlich daraus für einen Gegenstand zu hoffen seyn, der hier in ziemlicher Vollständigkeit uns vorliegt und von der Thätigkeit der byzantinischen Gelehrten, und der eigenen Art unterhaltender Literatur, die durch sie hervorgerufen ward, uns einen Begriff geben kann. Auch von dieser Seite verdient die Bemühung des Herausgebers den Dank der Freunde der griechischen Literatur. *Chr. Bähr.*

Theoretisch-praktische deutsche Grammatik, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte und Verslehre derselben. Zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht. Von Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse, weil. Schuldirector zu Magdeburg und Mitglied der Gelehrtenvereine für deutsche Sprache zu Berlin und Frankfurt a. M. Fünfte, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. Zweiter Band. Hannover, 1844. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 8.

Auch unter dem Titel:

Dr. J. C. A. Heyse's ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von Dr. K. L. W. Heyse, Prof. an der Universität zu Berlin. Zweiten Bandes erste Abtheilung. (Enthaltend S. 1—380.)

Das Werk schreitet unter der sorgfältigen Umarbeitung des Sohnes des ersten Verfassers langsam, aber sichern Schrittes, seiner Vollendung entgegen. Die erste Abtheilung des ersten, über 900 Seiten starken, Bandes hat Ref. im Januarheft dieser Jahrbücher 1836 angezeigt, die zweite im Aprilheft 1837, die dritte im Märzheft 1839. Seit einem Jahre haben wir die erste Abtheilung des zweiten Bandes vor uns, von welcher Nachricht zu geben wir bisher verhindert waren. Im Allgemeinen das Werk zu charakterisiren, finden wir nicht nöthig. Es ist nicht nur durch seine fünf Auflagen bekannt genug, sondern wir haben uns auch über das Verdienst der fünften Auflage in den oben angegebenen Anzeigen anerkennend ausgesprochen. Wir finden in der Fortsetzung

Digitized by Google

des Werkes keine Ursache, unser Urtheil zurückzunehmen oder zu modificiren. Die Entwickelung der Begriffe ist klar und gründlich, die Wahl der Beispiele sehr zweckmässig; es werden passende und von gründlichen Studien zeugende Rückblicke auf das Alterthum und dessen Sprachphilosophie geworfen, und dieselbe gegen überkluge Neuerer und Neuerfinger vertheidigt, überdiess wird überall auf das Altdeutsche und öfters auch auf das Gothische, zur Erklärung unserer Constructionen und Sprachformen zurückgegangen, auch, neben dem Historischen, die Spracherscheinungen aus der allgemeinen Sprachlehre beleuchtet und erläutert. Wir führen für das Letztere nur als Beispiel die Bemerkungen über den Vocativ (S. 71) an.

Wir haben das Buch mit Interesse durchgelesen, auch den Druck sehr correct und durchaus mit Sorgfalt angeordnet gefunden. Der Inhalt der vorliegenden Abtheilung umfasst: Drittes Buch. Satzlehre (Syntax): Erste Abtheilung den allgemeinen Theil der Satzlehre in sechs Abschnitten; dann den besondern Theil der Satzlehre von S. 66 an bis zu Ende (S. 380).

Zum Beweise unserer Aufmerksamkeit wollen wir hier einige Ausstellungen und Zusätze niederlegen, die sich uns bei der Lectüre dargeboten haben.

Zu S. 38 bemerken wir, dass zu den elliptischen Genitiven auch die Tagesbezeichnungen durch Heiligennamen hätten bemerkt werden sollen z. B. an Jakobi, Bartholomäi, Michaelis. Ebendaselbst können wir der Vermuthung des Verf. nicht beistimmen, wenn er glaubt, Ausdrücke, wie „ich wohne bei Müller's", können eigenthümliche Pluralformen der Eigennamen seyn. Es ist gewiss der Genitiv. Für undeutsch halten wir den auf derselben Seite als deutsch gebrauchten Ausdruck: „das Haus ist meinem Bruder", der als Beispiel auch S. 98 f. und S. 400 wiederkehrt. S. 98 sollten die Dative, die eine innigere Theilnahme ausdrücken, z. B. „das war dir eine Lust", mit ihrem Kunstausdrucke ethische oder gemüthliche Dative benannt seyn*). — S. 110 sollte der Ausdruck Dependenz-Verhältniss durch Abhängigkeits-Verhältniss deutsch gegeben seyn. — S. 111 ist es nicht deutsch, zu sagen: „Er stiess mir in die Seite", ob man gleich ganz richtig sagt: „er stiess mir den Dolch in die Seite." — Wenn S. 120 aus Notker die Construction des Verbums machen mit doppeltem Accusativ angeführt wird: du dine gaista machôst poten (nemlich aus Psalm 104, 4.), so wird dabei aus Luther Joh. 10, 33. angeführt: „du machest dich selbst einen Gott." Es konnte aber bemerkt werden, dass ganz die Construction Notker's sich in der Parallelstelle jenes Psalmenverses findet, nemlich im Brief an die Hebräer 1, 7: „Er machet seine Engel Geister und seine Diener Feuerflammen", wogegen er jene Psalmenstelle übersetzt hat: du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen. — Bei dem Altdeutschen wisi tuon und wis tuon konnte bemerkt werden (S. 121), dass auch die neuere Sprache noch sagt: „Einem Etwas zu wissen thun", besonders in der Kanzlei-Sprache. — Wenn S. 126 steht, Ausdrücke wie „das macht mich glauben" scheinen Gallicismen zu seyn; so durfte diess wohl nicht nur vermuthend ausgesprochen, sondern entschieden behauptet werden. — Wenn Schiller (nach S. 131) in einem Briefe gesagt

*) Ebd. heisst es in der Stelle aus Wallenstein's Lager: Sind euch gar trotzige Kameraden (nicht: Es sind — Gesellen).

Digitized by Google

hat: „Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen die Achtung zu versichern, die Sie mir eingeflösst haben", so kann die Stelle nicht als Muster gelten, sondern es ist im zweiten Satze ein Sprachfehler, im dritten ist das Einflössen der Achtung ungeschickt in einen Relativsatz gebracht; und nicht besser ist S. 147 Klopstock's „ich getraue mich nicht." — Wenn S. 147 gesagt wird, man sage: „ich eckele mich vor Etwas", so ist das auch nicht deutsch, sondern ein Gallicismus, dem je me dégoûte de quelque chose unbeholfen nachgebildet. — Zu der Construction von geziemen konnte aus dem Anfange des Nibelungenliedes 1, 9. passend angeführt werden: der minnechlichen meide truten wol gezam. — S. 150. Ref. glaubt, dass als Nebenform von dünken nicht das allerdings unorganische däuchten angenommen werden müsse (was auch I. S. 733 angenommen ist), sondern däuchen (schwäbisch noch dauchen, wo auch das alte dunken für dünken noch üblich ist; z. B. er ist ums Dunken kleiner), wie wir noch tunken (tingere, mergere) neben tauchen haben; und dass von jenem däuchen die dritte Person des Präsens regelmässig ist „mir däucht" (däuchet), des Imperfects däuchte (däuchete). So ist auch S. 267 vom Verf. selbst aus Notker angeführt: „was tunchet iu umbe Christ; s. Graff S. 183." — Wenn der Verf. S. 173 für die Construction des Adjectivums werth mit dem Genitiv Beispiele aus dem Iwein und dann aus Matthisson und Schiller beibringt, so konnte zwischen diese hinein aus dem 16. Jahrhundert, aus dem Fabeldichter Burkard Waldis (oder von Waldis) II., 75. (Vom Bischoff und einem Lotterbuben) der hübsche Schluss angeführt werden: „Ja wenn er [der Segen] wer eins Pfennigs werth, Würd er mir nit von euch beschert." — Zu den S. 196 als oberdeutsch angeführten Ausdrücken „gerstenes Mehl" und „roggene Knödel", welche Ref. übrigens niemals gehört hat, setzt er einen ähnlichen her, der sehr gebräuchlich ist, nemlich häbernes Mus für Haberbrei. — S. 209 heisst es: „Auch wo der „Begriff der Autorschaft nicht zweifelhaft seyn kann, pflegt man doch den dem „Werke nachgesetzten Namen des Urhebers nicht im Genitiv, sondern mittelst „der Präposition von anzufügen, z. B. der Messias von Klopstock, die Worte „von Göthe" u. s. w. Ref. ist überzeugt, dass diess nicht deutsch, sondern so gut französisch ist, wie das obige „ich eckele mich vor Etwas", oder die Redensart „es macht kalt" oder „das ist ein Sohn von mir" u. dergl. So ist auch „ein Mann von Stande", „ein Mann von Welt" französisch. — S. 245. Hier bemerken wir zu der Construction der Präposition gemäss mit dem Dativ, vor oder nach dem regierten Worte, dass bemerkt seyn sollte, in der Zusammensetzung standesgemäss habe es auch den Genitiv. — Wenn endlich der Verf. von dem oberdeutschen Sprachgebrauch ober mit dem Dativ, statt über, spricht, z. B. „er wohnt ober mir", so wollen wir ihm noch eine eigenthümliche und seltsame oberdeutsche Construction von über angeben, die wir selbst nicht recht begreifen. Giebt nemlich ein Lehrer, im katholischen Theile von Schwaben, seinen Schülern eine Aufgabe, die sie nicht in der Schule, sondern zu Hause ausarbeiten sollen, so nennt er diess eine Aufgabe über Haus.

Doch wir schliessen unsere Anzeige mit dem Wunsche und der Hoffnung, das Werk, nach ziemlicher Unterbrechung, nun bald vollendet zu sehen.

G. H. Moser.

Digitized by Google

Badische Programme.

Am Schlusse des vorigen Jahrgangs (1844. p. 955 ff.) hat der Unterzeichnete eine Zusammenstellung der in diesem Jahre an den verschiedenen gelehrten Anstalten des Grossherzogthums Baden erschienenen Programme wissenschaftlichen Inhalts zu geben unternommen; er versucht es auch diessmal, die ähnlichen Erscheinungen des Jahres 1845, soweit ihm davon eine Kunde zugekommen, in einem kurzen Ueberblick den Lesern der Jahrbücher vorzuführen und ein grösseres Publikum auf manche schätzbare und beachtenswerthe Leistung, die auf diese Weise zu Tage gefördert ward, aufmerksam zu machen. Wir folgen, in Aufführung des Einzelnen, der alphabetischen Ordnung der einzelnen Lehranstalten, müssen uns aber, wie wir ausdrücklich wiederholen, auf eine Andeutung des Inhalts beschränken, da eine nähere Kritik nach den Gesetzen dieses Instituts nicht zulässig ist.

In Carlsruhe erschien:

Das Turnen. Eine Ergänzung der Schule. Von Dr. Lamey. 31 Seiten in gr. 8.

Ein recht anziehend geschriebenes Programm, dessen Durchsicht nicht etwa blos den Freunden und Gönnern des Turnens, sondern vor Allem den Feinden und Gegnern desselben empfohlen werden kann. Die erstern werden sich freuen, die Vortheile dieser in unserer Zeit mehr als je nöthig gewordenen und wohlthätig auf Leib und Seele wirkenden Uebung in einer so ansprechenden und überzeugenden Weise auseinandergesetzt, und die dawider erhobenen Einwürfe — Vorurtheile, an denen auch unsere aufgeklärte Zeit nicht arm ist — so schlagend widerlegt zu sehen, auch dem Verf. gerne folgen in den literarhistorischen Erörterungen über den bisherigen Gang dieses wesentlichen Bestandtheiles unserer Jugendbildung; die Andern werden hoffentlich nicht länger mehr Widerspruch erheben gegen eine Einrichtung, für deren Einführung und zweckmässige Leitung man der weisen Fürsorge der Behörden nur Dank zollen sollte.

Nicht unerwähnt werden wir aber bei dieser Gelegenheit die Festgabe lassen dürfen, welche von dem Director der blühenden Anstalt — sie zählt über sechshundert Schüler und bietet einen Verein der schönsten Lehrkräfte, wie sie in einem so harmonischen Zusammenwirken selten gefunden werden — den zu Darmstadt in diesem Jahre versammelten Philologen dargebracht ward, da überhäufte Geschäfte den um unser gesammtes höheres Schulwesen so hoch verdienten Mann von dem Besuche der Versammlung abgehalten hatten:

Theocrit's elftes Idyll, als Probe einer Verdeutschung seiner sämmtlichen Idyllen, nebst Behandlung zweier Stellen des 15. Idylls im Vorworte. Der Philologen-Versammlung in Darmstadt hochachtungsvoll gewidmet von E. Kärcher. Carlsruhe, Ch. Braun'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. 1845. 16 S. in gr. 8.

In den beiden Stellen des 15. Idylls wird die bisherige Schwierigkeit, an der verschiedene Herausgeber und Erklärer sich gestossen haben, auf eine einfache und gefällige Weise gehoben: in der einen Vers 25 (ὢν εἰδὲς

Digitized by Google

χὼν εἶπας ὃοῖσα τὸ τῷ μὴ ὃόντι) wird χ' d. i. καὶ dahin erklärt, dass es den stark hervorgehobenen Nachsatz vermittle und einführe, so dass jede Textesänderung unnöthig wird; in der andern Stelle Vers 27—30 wird νάμα beidemale nicht als Wasser, sondern als νῆμα = Gewebe, Gespinnst = Handtuch erklärt und damit die Hauptschwierigkeit der Stelle gehoben, deren dramatischen, lebendigen Charakter der Verf. gewiss richtig in den S. 9. 10. gegebenen Bemerkungen aufgefasst hat. Die deutsche Uebersetzung des eilften Idylls wird Jeder, der sie in die Hand nimmt, als einen recht gelungenen Versuch anerkennen, nicht blos den Sinn und Inhalt eines fremden Gedichts, sondern auch den natürlichen und einfachen, dadurch aber so sehr ansprechenden Ton des Ganzen, das poetische Colorit auf eine Weise wiederzugeben, die nur wünschen lässt, diese Versuche in grösseren Proben weiter fortgesetzt und mit denjenigen Erklarungen begleitet zu sehen, die der mit diesem Dichter so vertraute Verfasser besser wie mancher Andere zu geben vermag.

In Constanz erschien:

Ueber die Wichtigkeit und Erklärung der Ortsnamen. Von Franz Stetter, Lyceumslehrer in Constanz. Constanz. Gedruckt in der Stadlerischen Officin. 1845. 51 S. in gr. 8.

„Die meisten Ortsbenennungen auf der ganzen Erde sind nach einer oder zwei und höchst drei höchst verwandten, innig verbundenen, sehr häufig in einander übergehenden Grundgesetzen und Grundstoffen gebildet, so dass es also einem mit vielen Sprechen [Sprachen?] ausgerüsteten Ort- und Wortvergleicher nicht unmöglich ist, sie alle zu erörtern und dies augenscheinlich zu beweisen." In diesen Worten hat der Verf. seine Ansicht von der Bedeutung des allerdings noch zu wenig beachteten Gegenstandes ausgesprochen; „durch quellenmassige Ortforschung bekommt aber die Wortforschung, bisher oft höchst lächerlich, grundlos und abgeschmackt, festen Grund und Bestand, so dass man unerschütterlich (?) darauf fussen und bauen und seine Behauptungen mathemathisch beweisen und darthun und selbst die Ungläubigsten zum Anerkennen zwingen kann" (S. 4). Schon aus dieser Aeusserung sieht man, wie der Verfasser, als ein strenger Anhänger der Analogie, hier Alles nach festen und ewigen Naturgesetzen entstanden und darum auch erklärt wissen will; wie er eben desshalb gegen manche im Laufe der Zeit mährchenhaft nach der Lautähnlichkeit ersonnene Auslegungen sich erklärt und desshalb eine Reihe von einzelnen Ortsnamen, unter denen auch Namen wie Metternich, Bern, Pommern, Würtemberg und dergleichen vorkommen, in einer Weise bespricht, die wir hier nur andeuten, nicht aber bis ins Einzelne verfolgen können.

Einen schönen Beitrag zur vaterländischen Geschichte bringt das Programm von Donaueschingen:

Anniversarienbuch des Klosters Maria-Hof bei Neidingen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von C. B. A. Fickler. 48 S. in 8.

Der Verf., den die Leser der Jahrbücher aus andern ähnlichen gründlichen Forschungen kennen (s. Jahrgg. 1844. p. 149. 1845. p. 468 f.), konnte,

Digitized by Google

bei der Beschränktheit der für den Druck des Programms ausgeworfenen Mittel, leider nicht das ganze Anniversarienbuch, das in dem reichen, Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen sich befindet, hier bekannt machen; er musste sich auf die erste Hälfte beschränken; wir wollen hoffen, dass das nächste Jahr uns die andere Hälfte, welche die sechs letzten Monate enthält, bringen werde. Denn dass nur durch Detailforschung und Mittheilung solcher Materialien unsere vaterländische Geschichtsforschung wahrhaft gefördert werden kann, wird man nicht bestreiten wollen. Der Verf. hat die Bekanntmachung eingeleitet durch die nöthigen historischen Erörterungen über die Gründung und über die Schicksale des Klosters Maria-Hof, jetzt eines Rettungshauses für verwahrloste Kinder; einige darauf bezügliche Urkunden und Fürstenbergische Regesten, die auf drei in dem Anniversarienbuch vorgebundenen Pergamentblättern sich befinden, reihen sich daran, letztere begleitet mit weiteren Erörterungen des Verf., als Anmerkungen. In ähnlicher Weise ist nun aber auch der Abdruck des Anniversarienbuchs, das, obwohl in das Ende des funfzehnten Jahrhunderts fallend, doch in einzelnen darin aufgenommenen Notizen bis in die Zeit der Stiftung des Klosters, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zurückreicht, mit umfassenden, gelehrten Erörterungen jeder Art in den darunter gesetzten Anmerkungen begleitet, durch welche die geschichtlichen Verhältnisse der Umgegend, insbesondere der Adelsgeschlechter der Baar und der anstossenden Gegenden in Vielem aufgeklärt und berichtigt werden, aber auch viele andere Verhältnisse, bald rechtlicher, bald geistlicher, bald auch kulturgeschichtlicher Art zur Sprache kommen. In letzter Beziehung mag eine Anführung genügen S. 22; wir sehen daraus, dass in der rauhen Gegend der Baar im dreizehnten Jahrhundert ein Weinbau getrieben wurde, von dem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist! Die urkundlichen Nachweisungen über so viele einzelne Geschlechter, Orte, Dynasten u. s. w. muss man in der Schrift selbst nachlesen.

In Heidelberg erschien:

Der General Colletta und seine Geschichte des Königreichs Neapel oder Lebensnachrichten über den Verfasser nebst Proben aus seinem Werke. Eine Beilage zum Herbstprogramme des Heidelberger Lyceums von A. Leber, Professor. Heidelberg, gedruckt bei Georg Reichard 1845. 39 S. in gr. 8.

Das Werk des General Colletta ist in diesen Jahrbüchern bereits von Herrn Geh. Rath Schlosser (1836. p. 1 ff. 417 ff.) näher besprochen worden; die aus diesem Werke hier mitgetheilten Proben beziehen sich auf Murat's tragisches Ende; die vorausgehenden Bemerkungen über den Verfasser des Werkes mögen als eine Einleitung zu demselben gelten, das jetzt in einer deutschen Uebersetzung*) durch den Verf. dieses Programms auch einem grösseren Kreise von Lesern zugänglich gemacht worden ist.

*) Pietro Colletta, Geschichte des Königreichs Neapel von 1734—1825. Aus dem Italienischen von A. Leber. Grimma. 1845. I. Theil.

Digitized by Google

In Mannheim erschien:

Die Römischen Inschriften, welche bisher im Grossherzogthum Baden aufgefunden wurden. Zusammengestellt von Ph. W. Rappenegger. Als Beilage zu dem Mannheimer Lyceumsprogramm von 1845. Mannheim. Druckerei von Kaufmann. 1845. 44 S. in gr. 8.

Es war schon längst der Wunsch des Unterzeichneten, die verschiedenen, zumal in neuerer Zeit, in unserm Vaterlande aufgefundenen Inschriften der römischen Zeit zusammengestellt und so zu einem Ganzen vereinigt zu sehen, welches zugleich höchst fruchtbar für unsere älteste Landesgeschichte werden könnte. Wenn, wie Mone's Urgeschichte uns unwidersprechlich gezeigt hat, fast Alles in unserm Lande auf römischem Grund und Boden ruht und auf römische Cultur uns hinweist, sollten nicht die allein noch vorhandenen, leider nur zu spärlichen schriftlichen Zeugnisse des Aufenthalts und der Herrschaft der Römer Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit werden? Schon im Jahre 1839 hatte auf des Ref. Veranlassung die philosophische Fakultät (s. diese Jahrbb. 1839. p. 1231.) diess zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht, die aber damals unbeantwortet blieb; wie hätte auch ein junger, noch in seinen Universitätsstudien begriffener Philolog dieselbe genügend lösen können? Um so mehr freut sich Ref., dass dieser Gegenstand jetzt von einem Manne aufgenommen worden ist, der die nicht geringen Schwierigkeiten der Ausführung zu überwinden wusste, ebensowohl durch sorgfältige, oft mühevolle Untersuchung der Inschriften selbst an den betreffenden Orten und Stellen, wie durch genaue Abschriften derselben, in Verbindung mit derjenigen gelehrten Forschung, die allein eine solche Aufgabe zu lösen vermag. Noch zwar liegt uns diese Lösung nicht in ihrer Vollständigkeit vor; denn von circa hundert Inschriften, welche der Verf. gesammelt hat, erscheinen vorerst nur dreissig, welche den drei oberen Kreisen des Grossherzogthums angehören; der enge Raum eines Schulprogramms erlaubte nicht, auch das Uebrige zu geben (vergl. oben p. 919); allein diese dreissig erscheinen dagegen nicht blos in einem urkundlich getreuen und darum verlässigen Abdruck, sondern auch mit allen gelehrten Nachweisungen und Erörterungen begleitet, wie sie zum Verständniss nothwendig sind, so dass hier allerdings der Anfang zu einem Corpus Inscriptionum Badensium gemacht ist, das sich den ähnlichen Versuchen Orelli's und Roth's über die römischen Inschriften der Schweiz u. A. (s. diese Jahrbb. 1844. p. 711) würdig anreiht und damit allein die Ausführung eines grösseren Corpus Inscriptionum Germaniae, das wir, ungeachtet mancher schönen Detailforschung, noch immer vermissen, möglich machen kann. Aus dem Seekreise wird nur eine einzige, leider jetzt verschwundene Inschrift mitgetheilt, die, obwohl zu Constanz früher eingemauert, ihrem Inhalt nach, nicht an diesen Ort, sondern nach Winterthur in der Schweiz gehört. Und doch würden uns gerade aus diesem Landestheil und den anstossenden, jetzt dem oberrheinischen Kreis zugetheilten Strichen römische Inschriften — bis jetzt freilich nur in geringer Zahl dort aufgefunden — doppelt erwünscht seyn, wenn sie nemlich dazu dienen könnten, das schwierige Problem des Verbindungs- und Strassenzuges von Windisch (Vindonissa) nach der Donau und in das Schwabenland zu lösen und damit die, besonders mit Bezug auf die An-

Digitized by Google

gaben der Peutinger'schen Tafel, so viel besprochene und bestrittene Frage einer endlichen Lösung entgegen zu führen. Hoffen wir, dass es dem Verf. noch möglich werden wird, dereinst ein Mehreres darüber zu bringen. Auch der Oberrheinkreis bietet nur fünf, und nicht einmal bedeutende Inschriften; der Mittelrheinkreis dagegen die meisten, von Nr. 7—30; unter diesen sind auch die zu Baden-Baden bisher aufgefundenen, seither auch von Eckerle (s. oben p. 920. Jahrgg. 1845) besonders beschriebenen, die allerdings zu den namhaftesten gehören, aber auch in der Lesung und Erklärung theilweise Schwierigkeiten bieten, die noch keineswegs völlig gehoben sind.

Wenn man bisher die Anlage der Stadt Baden in das zweite Jahrhundert zu setzen gewohnt war, wegen der von der Stadt Baden (Respublica Aquensis) dem römischen Kaiser im Jahr 197 gesetzten Inschrift, so scheint nach der hier unter Nr. 7. mitgetheilten, von Leichtlen so schön ergänzten Inschrift, der auch der Verf. mit allem Rechte folgt, schon um das Jahr 98 hier eine römische Niederlassung gewesen zu seyn, ja vielleicht schon 69 p. Ch. wenn es anders mit den Buchstaben, die auf dem Mercuriusstein sich finden sollen, und mit deren Deutung durch Bellon (s. p. 19) seine Richtigkeit hat, was freilich noch manchen Bedenken unterliegt. Mit der Inschrift dieses Steines sind wir bekanntlich auch noch nicht im Reinen; die gleichlautende Inschrift des in der Antiquitätenhalle eingemauerten Steines differirt nur um einen Buchstaben — ein M vor ER — und hat mit dadurch so verschiedenartige Lesung und Deutung des Ganzen hervorgerufen, an dessen Aechtheit wir übrigens durchaus nicht zweifeln können. Neue glückliche Funde würden auch hier die beste Lösung bringen können. Weiter in den Inhalt dieses schönen Beitrags römischer Inschriftenkunde einzugehen, müssen wir uns versagen, hoffend, von dem Verf. recht bald, wo nicht das Ganze, so doch eine weitere Fortsetzung zu erhalten.

Von Offenburg erschien:

Pindar's Dichtungen als Ausdruck des Dorischen Stammcharakters, nachgewiesen an dem ersten Pythischen Siegsgesange. Von Gymnasiallehrer Baumann. 40 8. in gr. 8.

Diese Schrift, welche aus einer fleissigen Lectüre der Pindarischen Lieder in Verbindung mit näheren Studien der auf den dorischen Stamm bezüglichen Forschungen K. O. Müller's hervorgegangen ist, sucht die Aufgabe, wie sie der Titel bezeichnet, eben sowohl von Seiten der in diesen Liedern sich aussprechenden religiösen und ethischen Gesinnung, als der darin vorkommenden politischen Beziehungen zu lösen, und das Ergebniss, das uns in Pindar allerdings einen ächt dorischen Dichter nach beiden Beziehungen hin erkennen lässt, durch eine genaue Analyse der ersten Pythischen Hymne zu begründen, wobei es dem Verf. hauptsächlich darauf ankommt, Müller's Ansichten und Urtheile, oft ganz in allgemeinen Behauptungen ausgesprochen, im Einzelnen weiter auszuführen und nachzuweisen. Das Einzelne der Erklärung kann hier nicht berührt werden. Die Freunde der Pindarischen Muse werden es aber nicht bereuen, mit dieser Schrift, durch welche das Verständniss der genannten Hymne mehrfach gefördert wird, sich näher bekannt gemacht zu haben.

Digitized by Google

Von Rastadt erschien:

Mathematische Miscellen von Professor Mayer. S. 49—79 des Programms.

Der Gegenstand, der hier behandelt ist, liegt den Studien des Ref. zu fern, als dass er darüber sich einen Bericht oder ein Urtheil erlauben könnte, das er besser Andern überlassen muss. Weiter beigegeben findet sich dem Schulprogramm ein schönes, auf das Scheiden Lorey's in lateinischen Distichen abgefasstes Gedicht des Professor Weissgerber: Epitaphium Josephi Loreye, cognomine patris, magno Badd. Duci a consiliis intimis, Lycei Rastadini rectoris emeriti, laurea ornati, viri doctrina, scriptis, humanitate, virtute praeclari. Carmen Elegiacum, quod ad sanctam illius memoriam pie celebrandam composuit Fr. Weissgerber.

Zwei andere, von Lehrern derselben Anstalt im Laufe dieses Jahres ausgegangene Schriften dürften gleichfalls hier eine Erwähnung verdienen; die eine:

Die Grabmäler Irmengard's und Rudolf's VI. im Kloster Lichtenthal, von Professor Grieshaber.

ward bereits oben S. 921 ff. besprochen, da sie zugleich einen integrirenden Theil der Schriften des badischen Alterthumsvereins bildet; die andere, welche ebenfalls einem grösseren Kreise bekannt zu werden verdient:

De Speusippi Atheniensis vita; scriptio Academica, quam illustri ordini philosophorum Heidelbergensi offert Maximilianus Achilles Fischer, doctor philos., Lycei Rastadini collega. Rastadii. Ex officina Guilielmi Mayer. 1845. 51 S. gr. 8.

ward veranlasst durch eine von der philosophischen Facultät zu Heidelberg im Jahre 1838—39 gestellte, und von dem Verf. ehrenvoll gelöste (s. diese Jahrbb. 1839. p. 1230.) Preisaufgabe: seine damals gekrönte Arbeit erscheint hier in einer mehrfach umgearbeiteten und verbesserten Gestalt, befasst aber nur den ersten Theil des Ganzen, welcher über das Leben des Speusippus sich verbreitet und alle darauf bezügliche Nachrichten der Alten, in sorgfältiger Berücksichtigung aller neueren Forschungen über diesen Gegenstand, zu einem Gesammtbilde zu vereinigen gesucht hat. Es ist zu wünschen, dass der andere Theil, welcher sich mit des Speusippus philosophischer Lehre, seinen Schriften, deren Fragmenten u. s. w. beschäftigen soll, bald nachfolgen möge.

Von Werthheim erschien:

Observationum criticarum in Xenophontis Historiam Graecam Particula III. Beilage zum Programm des Werthheimer Lyceums für 1845 von F. K. Hertlein, Professor. Werthheim, bei Hofbuchdrucker Nic. Müller. 29 Seiten in gr. 8.

Der Verf. lässt hier einen dritten Beitrag folgen zu den Bemerkungen ähnlicher Art, welche unter demselben Titel (Observationes criticae in Xenophontis Historiam Graecam) in zwei früheren Programmen der Jahre 1836 (41 S. in 8.) und 1841 (30 S. in 8.) erschienen sind und mit diesem dritten, neuesten Beitrag ein werthvolles Ganze einer Reihe von kritischen, grammatischen und sprachlichen Erörterungen bilden, das zwar zunächst nur die Hellenica des Xenophon betrifft, aber in den an die Kritik des Textes geknüpften Erörterungen grammatischer und sprachlicher Art, auch die andern Schriften des Xenophon, so wie selbst andere Attiker in einer Weise berücksichtigt, die für das Verständniss und die richtige Auffassung mancher der hier angezogenen Stellen von Belang ist. Alle diese Erörterungen, sowie die einzelnen Veränderungen oder Berichtigungen des Textes, welche hier niedergelegt sind, nahmhaft zu machen, würde schon der uns zugemessene, beschränkte Raum nicht erlauben; wer mit Xenophon's Schriften sich näher beschäftigt, wird ohnehin diese Beiträge zu berücksichtigen haben, auf welche wir hier auch gern ein grösseres Publikum aufmerksam machen möchten. *Chr. Bahr.*

Digitized by Google

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Acht und dreissigster Jahrgang. 1845.

	Seite.
Aboulfeda, publié par Schier.	295
Aeschylus, Eumeniden, von Schömann.	757
Aeschyli Tragoediae, ed. Dindorf. Tom. II.	769
Aesopi vita, ed. Westermann.	955
Agassiz, geolog. Alpenreisen, übers. von Vogt.	235
Aiken's Vergleich der Constitution Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten, von Clement.	626
Annalen des Tabari, türkische Uebersetzung.	408
Ansted, Geology.	245
Antimachi Colophonii fragmenta. Colleg. Stoll.	638
Aphorismen des Hippocrates, von Menke.	145
Argument, historical, in relation of the Dissenters Chapels Bill.	69
Aristophanes, übersetzt von H. Müller. II.	799
Aristophanes, von Seeger. I. Bd.	303
Aristophanis Comoediae, ed. Bothe, ed. secunda.	633
Aristophanis Fragmenta, ed. Bothe.	633
Aristotelis Organon, ed. Waitz.	634
Babrii fabulae Jambicae ed. J. C. Orelli et Baiter.	631
Bähr, Geschichte der Röm. Literatur. II. Bd. 3. Aufl.	128
Baumann, Pindar's Dichtungen als Ausdruck des dorischen Stammcharakters.	963
Baumhauer, Quam vim Sophistae habuerint Athenis.	305
Beard, Diffusion, not Restriction.	104
Beard, Strauss, Hegel and theirs opinions.	256
Beidhavii Commentarius in Coranum, ed. Fleischer.	295
Bergwerksfreund, der.	448
Bergmann, Untersuchungen über die freien Walliser	953
Beving, la Comédie des Nuées d'Aristophane.	20
Βιογράφοι. Vitarum scriptores Graeci minores, ed. A. Westermann.	663
v. Bissing, H., Iwan.	803
— — —, —, Minona.	803
Blumenlese, rabbinische, von Dukes.	146
Borgnet, Histoire des Belges. Tom I.	1
— — —, Histoire des Belges. Tom. II.	321

Digitized by Google

Seite.

Borrow, The Zincali. (Die Zigeuner in Spanien). . . . 576
Boué, Carte géologique du globe terrestre. 749
Brandstäter, die Geschichte des ätolischen Landes. . . . 697
Brederlow, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. 140
Brunn, Artificum liberae Graeciae tempora. 383
Buchner, ein deutscher Advokat. 373
Burat, Angewandte Geognosie. 454
Busch, Geschlechtsleben des Weibes. II.—IV. Bd. . . . 715
Calderon's Schauspiele, von A. Martin. 478
Canstatt und Eisenmann, Jahresbericht über die Fortschritte der Medizin. 155
Caracter and Writings of Th. Belsham. 90
Carnall, Bergmännisches Taschenbuch. 293
Christ, Ueber Gemeinden und Gemeindeverfassungen. . . . 752
Ciceronis Cato major et Laelius, ed. C. F. Süpfle. . . 880
Ciceronis Epistolae selectae, für den Schulgebrauch bearbeitet von C. F. Süpfle. 2. Aufl. 876
Ciceronis de officiis libri III., ed. C. F. Süpfle. . . . 880
Ciceronis Opera. Edit. II., emend. curav. J. C. Orellius et J. G. Baiterus. 852
Ciceronis Orationes, explan. C. Halm. Vol. I. . . . 865
The Clergy-List. 494
Codex Pomeraniae diplomaticus. Herausgegeben von Hasselbach, Kosegarten und v. Medem. Bd. I. 1. 2. . . . 885
Cotta, Grundriss der Geognosie und Geologie. 775
Credner, Berechtigung der prot. Kirche Deutschlands zum Fortschritt. 805
Crusius, Wörterbuch zu Julius Cäsar. 794
Crusius, Wörterbuch zu Ovid's Metamorphosen. . . . 644
Christian Teacher. 256
Dante Alighieri's prosaische Schriften, übersetzt von Kannegiesser. (Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.) . . . 817
Didymi Chalcenteri opuscula, ed. Fr. Ritter. 657
Döll, Elementarbuch der lateinischen Sprache. 317
v. Drieberg, Beweisführung über die Lehre vom Druck des Wassers. 232
Duchemin, Experimentaluntersuchungen über den Widerstand der Mittel. 443
Eberty, die Reform. 464
Egger, Examen des historiens anciens d'Auguste. . . . 46
Egger et Gallusky, Methode de l'accentuation grecque. . . 641
Einhardi vita Caroli et Annales. 788
Elwert, die Homöopathie und Allopathie auf der Wage der Praxis. . 941
Encyclopédie des Gens du Monde. T. XXI. und XXII. . . 802
Euripidis Fabulae, rec. Fix. 591
Euripidis fabulae selectae, ed. Witzschel. 630
Ewald, Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache. . . 148
Ewald, Hebräische Sprachlehre für Anfänger. 148
Fechter, die Amerbach'sche Handschrift des Vellejus. . . 789

Digitized by Google

Seite.
Fickler, Elisabeth von Fürstenberg. 469
Fickler, Geschichte von Fürstenberg, Geroldseck, von der Leyen. . 468
Fickler, Anniversarienbuch von Maria-Hof. 960
Fischer, De Speusippi Atheniensis vita. 964
Flegler, Spanien und Deutschland. 624
Forbes, Travels through the Alps. 558
Forbes, Reise in d. Savoy. Alpen, von Leonhard. . . . 832
Freiesleben, Sächsische Erzgänge. 294
Fritzsche, de Poetis Graecorum bucolicis. 298
Fulgentius, de abstrusis sermonibus. Von Lersch. . . . 603
v. Gagern, der zweite Pariser Frieden. 350
Geinitz, Grundriss der Versteinerungskunde. 776
Gérard, Etudes historiques. La barbarie franke et la civilisation romaine. 161
Gesellschaft für norddeutsche Alterthumskunde zu Kopenhagen. . 799
v. Giech, Zweites offenes Bedenken über die Kniebeugungsfrage. . 340
(v. Giech) Manuscript: Verhandlungen der Synode zu Bayreuth. . 337
Gödeke, Knigge's Leben und Schriften. 479
Gordon, Objections to the Dissenters Chapels Bill. . . . 107
Götz, Elemente der Differential- und Integral-Rechnung. . . 727
Grässe, Handbuch der allgemeinen Literärgeschichte. I. Heft. . . 141
Grieshaber, die Grabmäler Irmengard's und Rudolf's VI. . . 964
Grieshaber, deutsche Predigten des Mittelalters. . . . 466
Grothe, de Socrate Aristophanis. 301
Hagen, Fragen der Zeit. II. Bd. 755
Haidinger, Resultate mineralogischer Forschungen. . . . 781
d'Halloy, Omalius. Précis élémentaire de la Géologie. . . 57
Hanke, sämmtliche Schriften. 803
Hartwig, Das Seebad Ostende. 939
Hausmann, Handbuch der Mineralogie. II. Th. . . . 291
Häusser. Geschichte der rheinischen Pfalz. I. II. Bd. . . 312 u. 833
Hefele, der Cardinal Ximenes. 150
Heilmittel der Araber, nach Eben Sina übersetzt von Sontheimer. 619
Heinze, der hellenische Nationalcongress zu Athen 1843, 1844. . 883
Helbig, Grundriss der poet. Literatur der Deutschen. 2. Aufl. . . 141
Hermes, Geschichte der letzten 25 Jahre. III. Th. . . . 344
Hertlein, Observationum criticarum in Xenoph. Particula III. . . 964
Hertz, de P. Nigidii studiis atque operibus. 845
Hertz, Sinnius Capito. 841
Heusinger, Recherches de Pathologie comparée. . . . 459
Hewley, Lady, Charities, Memorial, Speeches, Reports etc. . . 95
Heyse, Theoretisch-praktische deutsche Grammatik. 5. Aufl. II. Bd. . 956
Himly, Krankheiten des menschlichen Auges. 454
Hinrichs, Verfassungswesen von Oldenburg. 773
Histoire des Samanides par Mirkhond, par Défrémery. . . 618
Hitopadesa, von M. Müller. 476
v. Humboldt, Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschr. 1. Bd. 810

Digitized by Google

	Seite.
Indische Geschichte von Höfer.	477
Jordan, Geschichte von Böhmen.	628
Kaltschmidt, Taschenwörterbuch der deutschen Sprache.	642
Kärcher, Beiträge zur lat. Etymologie und Lexicographie.	133
Kärcher, Handwörterbuch der lat. Sprache.	132
Kärcher, Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. 3. Aufl.	133
Kärcher, Theocrit's XI. Idylle.	969
Kenrick, Obstacles to the diffusion of Unitarianism.	93
Klunzinger, Geschichte des Zabergau's.	684
Konzilienlexikon.	320
Knorr, Meteorologische Beobachtungen von Kasan.	107
Köpke, Quid Graeci ad literar. histor. condend. elaboraverint.	689
Kopp, Denkwürdigkeiten der ärztlichen Praxis.	942
Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique de Russie.	107
Kurz, Handbuch der deutschen Prosa.	482
Lamey, das Turnen.	959
Lange, deutsche Schulgrammatik von Geipp.	643
Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V.	623
Lebensschattirungen.	319
Leber, der General Colletta und seine Geschichte des Königreichs Neapel.	961
Lersch, Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst.	470
Lindemann, Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie.	947
Loman, Specimen in Plautum et Terentium.	791
Lorenzen, die Adressen der Ständeversammlung zu Itzehoe etc.	645
Manchester-New-College, Report, Introductory Discourses.	101
Marggraff, de Gregorii I. vita.	785
Martineau, The Faith. Providence.	259
Marx, Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medizin.	944
Mayer, mathematische Miscellen.	964
Meidinger, England und Wales in geognostischer Hinsicht.	240
Memoirs of the life of Catharine Cappe.	90
Memoirs of the life of Carpenter.	90
Memoirs of Lindsey, by Th. Belsham.	89
Memoirs of Priestley by Th. Cooper.	89
Merkel, des Manilius Himmelskugel.	796
Merzdorf, Bibliothekarische Unterhaltungen.	314
v. Mirbach, Briefe aus und nach Curland.	475
Mittheilungen des archäologischen Vereines zu Rottweil.	691
Mone, Urgeschichte des Bad. Landes. I. II.	197
Muchar, Geschichte der Steyermark.	211
Müller, Russland, (Grossruss. Lebensbilder).	473
Murch, History of the Presbyterian and Baptist Churches.	65
Nägelsbach, Uebungen des lat. Styls. III.	795
Nork, die Götter Syriens.	150
v. Ostrow, Weltgeschichte.	27
Ott, Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's.	30

Digitized by Google

Seite.

Ovid's Heroiden von Henning. 799
v. Pfaffenhofen, Münzen der Herzoge von Allemannien. . . 690
Pfeiffer, Erwiederung, die livländische Reimchronik betreffend. . 159
Pfeiffer, die Heidelberger Liederhandschrift. 466
Philippi, Elementary treatise of Mineralogy. 5. ed. by Alger. . 246
Philostrati quae supersunt, ed. Kayser. 297
Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta, ed. Wagner. Vol. II. (Euripides). 142
Poetarum scenicorum Graecorum fragmenta, ed. Bothe:
Aeschyli fragmenta. . 142
Euripidis fragmenta. . 143
Presbyterian Reporter. 107
Pusey, Historical enquiry into the causes of the rationalist caracter. . 513
Puseyismus, über den. 508
Quetelet, Annales d'Observatoire de Bruxelles. . . . 116
v. Raiser, Grabstätte bei Nordendorf. 288
Raoul-Rochette, Supplement au Catalogue des artistes. . . 388
Rappenegger, römische Inschriften in Baden aufgefunden. . . 962
v. Raumer, Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. 650
Rees, The Racovian Catechism. 252
Reichard, Statistik der städtischen Verfassungen. . . . 530
Reiffenberg, Monumens pour servir à l'histoire de Namur etc. . 177
Reinaud, Fragmens arabes et persans, relatifs à l'Inde. . . 616
Remling, die Maxburg bei Hambach. 679
Rettig, Bibelkunde. 5. Ausgabe. 801
Rossi, de effectu Coniini in organismum animalem. . . . 152
Rotteck, Geschichte der neuesten Zeit. 24
Sack, die Kirche von Schottland. 517
Schädel, drei mittelhochdeutsche Gedichte. 783
Schaumann, Geschichte des zweiten Pariser Friedens. . . 350
Schinz, Monographie der Säugethiere. 380
Schlacht, die, bei St. Jakob. 189
Schlömilch, Handbuch der mathematischen Analysis. I. Theil.: Algebraische Analysis. 889
Schmidt und Friese, Vorarlberg, geognostisch beschrieben. . . 53
Schmölder, Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes. . 420
Scholl, deutsche Literaturgeschichte. I. Bd. 2. Aufl. . . 136
Schönbein, über die Erzeugung des Ozon. 437
Schriften des Alterthums-Vereins für das Grossherzogthum Baden. I. Jahrg. 1845. 915
Seydel, die Harnbeschwerden, ihre Ursachen etc. . . . 938
Shakespeare's Schauspiele von Keller und Rapp. . . 804
Sintenis, de Hiatu in Plutarchi vitis. 673
Sonnenburg, Tellus, oder Theorien der Schöpfungsgeschichte. . 778
Stetter, Wichtigkeit und Erklärung der Ortsnamen. . . . 960

Digitized by Google

Seite.

Streuber, De inscriptionibus quae ad numerum Saturnium referuntur. 837
Stülz, Geschichte des Stifts St. Florian. 216
Stülz, Geschichte des Cistercienser Klosters Wilhering. . . 224
Sydow, Beiträge etc. 1. Heft. Schottische Kirchenfrage. . . 523
Tagart, The rise and progress of Unitarian Christianity. . . 94
Tagart, Sketches of the lives of the Reformers. . . . 255
Tavignot, Remarques sur les cataractes secondaires. . . . 458
Tayler, Principles of Nonconformity. 104
Tegner, Reden, übersetzt von Homberg. 472
Testament, the new, upon the basis of Newcomes translation. . 250
Toulmin, Historical view of the state of Dissenters. . . . 62
Turner, Live of eminent Unitarians. 72
Tyrrel, the ritual of the United church of England. . . . 491
Unitarian Tracts. 253
Universities, the english, from Huber, ed. by Newman. . . 249
Van der Hoeven, Oratio de aucta Zoologia etc. . . . 464
Verhandlungen der russ. mineralogischen Gesellschaft. . . 779
Vietz, Studium der allgemeinen Geschichte. 621
Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 140
Virgilii Carmina, ed. Wagner. 793
Voice, the, of Israel. 259
Wegelin, Beiträge zum Appenzeller Krieg. 184
Wicher, Lehrbuch der Physik. 432
Wicke, Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes etc. . 934
Wiggers, Kirchliche Statistik. . . . . .
Wilson, the concessions of Trinitarians. . . . . .
Witzschel, die attische Tragödie. 629
Wocel, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. . . . 927
Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz. 1. Bds. 1. Heft. 923
Zustände, kirchliche, in England. 59, 247, 485

Digitized by Google

Digitized by Google